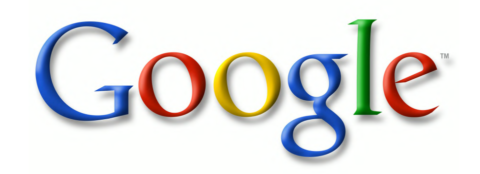
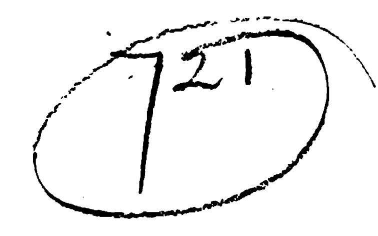





721

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1809.

SECHSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

MIT EINER KUPFERTAFEL.



JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,

in der Expedition dieſer Zeitung,

und LEIPZIG,

in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.

1809.

(Programm nebſt dazu gehörigem Kupfer wird nächſtens nachgeliefert werden.)

PROGRAMM
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
JAHRGANG 1809.

I.

Altes Gemälde.

Das in vorstehendem Kupferstich verkleinert abgebildete Gemälde von seltener Vortrefflichkeit wurde durch ein günstiges Ungefähr vor nicht langer Zeit einem unserer Freunde zugewendet. — Von welches grofsen Künstlers Hand solches herrühre, mögen wir auszumachen nicht unternehmen, theils weil es schwer ist, die einmal anders Gesinnten in dergleichen Fällen von ihrer Meinung abzubringen, theils weil in der That ein Irrthum leicht kann begangen werden. Überdiess hat der wahre Werth eines Kunstwerks mit dem Namen, den es führt, eigentlich nichts zu schaffen; und so soll auch unser Bericht von dem hier in Frage kommenden Gemälde sich ohne Nebenabsicht blofs mit den wesentlichen Verdiensten desselben beschäftigen.

Alt ist das Werk unstreitig, und im Ganzen ziemlich wohl erhalten; wahrscheinlich aber ist der Ton der Farben überhaupt etwas dunkler geworden, als er anfänglich seyn mochte. Geschmack und Behandlung erinnern, das kann niemand leugnen, zunächst an Correggio. Aus dieser Ursache werden wir uns im Verfolg oft auf denselben vergleichend berufen müssen: allein es geschieht keineswegs mit dem Vorhaben, ihm unser Bild bestimmt zuzueignen, sondern allein darum, weil zur Prüfung desselben keines anderen Malers Werke einen so schicklichen und zu gleicher Zeit hohen Masstab darbieten.

Betrachtet man nun erstlich die Erfindung und Composition überhaupt: so erscheint hier zwar nicht der hohe Grad sentimentaler Innigkeit, wie etwa in Correggio's bekannter Vermählung der heil. Catharine, oder in der Madonna *la Zingara*, oder der Madonna mit dem Kinde, dem ein Engel Früchte bringt; auch ist in den eben genannten Bildern die Anordnung eleganter: indessen fehlt es dem unseren ebenfalls nicht an Zartgefühl und dem freundlichen Beysammenseyn, welches Correggio in seinen Bildern so gerne darzustellen unternahm, und welches selten einem anderen so gut als ihm gelungen ist.

Die Formen sind so, wie sie diesem grofsen Meister gewöhnlich waren: weniger ausschweifend und rundlich als im St. Georg zu Dresden, oder in der Kuppel zu Parma u. s. w., gleicht der Geschmack der Zeichnung in unserem Bilde am besten der Zeichnung im Gemälde vom heil. Sebastian. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit würde man sogar muthmafsen können, das junge Mädchen sey mit dem jungen Mädchen in jenem Gemälde, welches eine Kirche in der Hand hält, nach einerley Modell, nur um ein oder ein paar Jahre später gemalt. Ähnlichkeit mit den Zügen des Pfeilschnitzers läfst sich ebenfalls nicht verkennen, und Köpfe, welche mit dem Kopf des Knaben übereinstimmen, sind ohne Mühe häufig in Correggio's Werken nachzuweisen.

Es dürfte fast scheinen, als ob wir hiemit dem berühmten Haupt der lombardischen Schule einförmige Manier in seinen Bildungen vorwerfen wollten: indessen ist der Sinn unserer Bemerkungen durchaus nicht tadelnd. Das Manierirte entspringt nicht daraus, dafs ein sehr schönes oder interessantes Gesicht in verschiedenen Bildern öfter erscheint, denn auch im Leben sieht man dieselbe schöne Gestalt gern oft; sondern, wenn derselbe Ausdruck, Gestalt, Motive u. s. w. schicklich und unschicklich bis zum Überdrufs wiederholt sind, und der Beschauer gleichsam schon zum Voraus weifs, was er zu sehen bekommt. Die gröfsten Meister, Rafael selbst nicht ausgenommen, haben gewisse Favoritgesichter, welche selten in einem ihrer Bilder fehlen, und Kunst und Gemüth hat sich gewöhnlich in denselben am besten ausgedrückt.

Correggio brachte im Ausdruck, besonders bey jugendlichen Figuren, Weibern und Kindern, die ihm eigenthümlichen frohen Minen, ein heiteres Lächeln mit geöffnetem Munde und stark vertieften Seiten desselben an; seine Nachahmer sind darüber fast allemal ins carricaturmäfsige Manierirte verfallen, und zuweilen hat er auch selbst, zumal in seinen späteren Arbeiten, ein wenig die Grenzlinie übertreten. Wir können daher sagen, dafs in dem Bilde, von welchem hier die Rede ist, das Verdienst des Ausdrucks vorzüglicher und naiver sey, als es sonst in den meisten Arbeiten des Correggio zu seyn pflegt. In dem Mädchen besonders bemerkt man einen so hohen Grad von jugendlicher, sorgenfreyer Unschuld, von reinem, menschlichem Daseyn ohne Anspruch, ohne Ziererey, dafs keine Nachahmung ihn erreichen, keine Worte beschreiben können. Der Knabe, so vortrefflich er auch an sich ist, gleicht schon etwas mehr jener allgemeinen, vorhin angedeuteten, dem Correggio gewöhnlichen Weise, doch dergestalt ge-

mäſsigt, daſs, im Fall das Bild wirklich für eine Arbeit dieſes Meiſters gelten ſollte, man eben daher auch zu ſchlieſsen berechtigt wäre, es gehöre nicht zu den ſpäteren Arbeiten deſſelben, und ſey wahrſcheinlich verfertigt worden, ehe noch im Fortſchritt ſeiner Kunſt einiges Übertriebene ſich eingefunden hatte. Bey fernerer Betrachtung des Werks wird der Beſchauer von dem höchſtbelebten Kopf der Alten angezogen. Man glaubt ihre Stimme, ja das Geſchrey zu vernehmen, womit ſie das unbefangen blickende Mädchen auf einen auſser dem Bilde gedachten Gegenſtand aufmerkſam machen will, und, wie der Künſtler eben hier als vollendeter Meiſter gewaltet, verdient unſere höchſte Bewunderung; er hat dieſer Alten groſse Formen, edle Züge mitgetheilt, aber nebenher den Adel der Form durch eine groſse Warze an der Seite, und durch den erwähnten gemeinen Ausdruck des Geſchreys wieder danieder gehalten, dem Beſchauer gleichſam zum Scherz überantwortet.

In Betreff des Colorits ſind wir ſehr geneigt zu glauben, unſer Bild habe durch Einwirkung von Zeit und Zufällen einige Veränderung erfahren. Zwar iſt die Farbe immer noch gut, indem ſie harmoniſch und in den Übergängen bewundernswürdig in einander flieſsend iſt; aber eine ſo blühende Carnation, wie allenfalls von einem Werke erwartet werden dürfte, das, in Gemäſsheit ſeiner übrigen Eigenſchaften, die Vergleichung mit den Arbeiten des Correggio nicht ſcheut, findet ſich gegenwärtig nicht mehr, ausgenommen an des Mädchens Ohre, einem der ſchönſten, welche von moderner Kunſt gebildet worden, und wo vielleicht ſtärkerer Farbenauftrag weniger Veränderung des urſprünglichen Tons erlaubte, als an anderen Theilen. Denn daſs Veränderung wirklich Statt gehabt haben müſſe, läſst ſich augenſcheinlich an der Stirne des mehr erwähnten Mädchens nachweiſen, welche im Verhältniſs zu den übrigen Theilen des Geſichts nicht mehr licht genug iſt. Die Schattenparthieen mögen durchgängig etwas tiefer geworden ſeyn; doch iſt nichts ſchwarz, ſondern alle Gegenſtände noch immer vollkommen deutlich, der Ton überhaupt vortrefflich und das Werk, von dieſer Seite betrachtet, muſterhaft. Wir können dieſes um ſo mehr behaupten, da auch die Anlage von Licht und Schatten im groſsen Geſchmack gedacht iſt, ſo daſs breite ruhige Maſſen entſtehen, welche das Ganze in höchſter Deutlichkeit und gefällig fürs Auge erſcheinen laſſen.

Die Falten ſind ebenfalls nach dem Princip der Maſſen gedacht, gelegt und gemalt, mit groſsen Brüchen, ſo wie ſie in Correggio's Bildern gewöhnlich vorkommen. Der weiſse Hemdeermel des Mädchens hat zwar einige ſchmalere und tiefere Falten; allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs verſchiedene anfänglich leichte Schatten an dieſer Stelle, theils durch die Zeit, theils durch Reſtauration etwas auffallender geworden ſind.

Über die Vertheilung der Farben zur harmoniſchen Wirkung des Ganzen geſtatten uns der geringe Umfang des Bildes und ſeine wenigen Figuren keine weitläuftigen Anmerkungen; nur ſo viel iſt zu melden, daſs auch dieſer Theil des Werks zweckgemäſs iſt, und ſich darin wie in allen übrigen bereits abgehandelten Eigenſchaften gute alte Zeit, Geſchmack und Meiſterſchaft ankündigen. Der oben gedachte weiſse Hemdeermel des Mädchens iſt die zuerſt auffallende Farbenmaſſe; demſelben zunächſt zeigt ſich der Rock dieſer Figur von gedämpftem Orangegelb. Der Alten ſcheint ein ins Grüne fallendes Gewand gegeben zu ſeyn, welches ſich kaum noch vom dunkeln Grunde unterſcheidet; das Kopftuch derſelben iſt ſehr niedergehaltenes Weiſs. Der Knabe hat ein Kleid von noch mehr geſchwächter Farbe, das vielleicht ungebleichte Leinewand bedeuten ſoll. Durch dieſe Anlage der Farbenmaſſen entſteht eine ſchöne Stufenfolge und milde Abweichung derſelben aus der hellen Mitte nach dem dunkeln Grunde hin, in der Art wie Correggio, wenn er wirklich Verfertiger des Werks wäre, ſie ungefähr würde gemacht haben.

An einem Gemälde von ſolchen ausgezeichneten Verdienſten, wie das, von welchem hier geredet wird, kann man ganz natürlich auch eine meiſtermäſsige Behandlung erwarten. Sie äuſsert ſich indeſſen nicht in mächtigen auffallenden Strichen, ſondern verbirgt ſich gleichſam, und will geſucht ſeyn. Es iſt die Eigenſchaft hoher Kunſtwerke, daſs ſie durch kein Werkzeug oder mechaniſches Wirken hervorgebracht, ſondern als Naturproducte erſcheinen, und ſo iſt es mit dem unſeren allerdings beſchaffen. Die Geſichter des Mädchens und des Knaben ſind wie durch göttlichen Willen ins Daſeyn gerufen, ohne Zuthun des Pinſels. An dem mehr zurücktretenden und im Schatten ſtehenden Kopf der Alten hingegen laſſen ſich ſehr freye breite Pinſelſtriche bemerken, wunderbarliche Meiſterſchaft, Bewegung und Wiſſen in dem Geflechte der Muskeln und Falten am unteren Theile des Geſichts. Ganz auſserordentlich leicht, frey, weich und wahrhaft ſind auch die blonden Haare des Mädchens gemalt.

Man erlaube uns hier die Einſchaltung einiger Betrachtungen über Kunſtrichter und Kenner, und über die Schwierigkeit, in Gemälden den Meiſter derſelben auszumitteln. Nichts iſt vermeſſener, als in einer Gemälde-Sammlung jedem Stück beſtimmt ſeinen Meiſter anweiſen zu wollen; denn unter den unzähligen Malern der verſchiedenen Schulen, wie ſollte eines jeden eigenthümlicher Sinn, Geſchmack, Behandlungsweiſe u. ſ. w. allemal genau zu erkennen ſeyn, beſonders der Geringeren und Nachahmenden? Aber ſowie ganz auffallende Abtheilungen im Geſchmack der verſchiedenen Jahrhunderte, der verſchiedenen Schulen ſich bemerken laſſen: ſo haben auch unſtreitig die vorzüglichſten Meiſter einer jeden Zeit und Schule, jeder eine beſondere, ihm eigenthümliche Art, die ſich aus ſeiner Individualität, ſeiner Anſchauungsweiſe der Natur entwickelt hat, alſo kein Abgeleitetes oder überlieferte Manier iſt. Dieſer Männer Original-Geſchmack,

oder besser gesagt ihr Styl, läſst sich von geübten Beobachtern in den meisten Fällen ohne groſse Schwierigkeit wieder erkennen, und so können diejenigen Werke, in denen er sich deutlich offenbaret, mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit jenen Meistern zugeschrieben werden. Dergleichen anerkannte Werke nun dienen als Maſsstab zur Würdigung eines jeden anderen Gemäldes, oder vielmehr, sie helfen jedes vorkommende Gemälde in das Fach einweisen, wohin es gehört. Waltet z. B. in der Erfindung und im Ausdruck ein Geist, welcher an Rubens erinnert; zeigen die Zeichnung, das Colorit, die Beleuchtung, der Pinsel Eigenschaften, wie sie bey diesem Meister gewöhnlich sind: so glaubt man das Werk ihm selbst zuschreiben zu dürfen. Wenn im Gegentheil eine bloſs oberflächliche Nachahmung von Rubens Geschmack ohne seinen Geist wahrgenommen wird: dann heiſst es gewöhnlich von einem solchen Werk, es sey von seinen Schülern verfertigt; und so giebt es Werke aus der Schule des Rafael, der Carracci, des Tizians u. s. w., d. i. Gemälde, welche zwar an den Geschmack dieser groſsen Meister erinnern, aber nicht so viel Verdienst haben, als erfoderlich ist, um ihrer selbst würdig geachtet zu werden. Wer in besonderer Erforschung des Kunstcharakters der verschiedenen Maler noch weiter geht, erwirbt sich alsdann die Eigenschaften eines Kenners; und obwohl der Kenner und der Kunstrichter in einer Person vereint seyn können, ja sollten: so ist es darum doch nicht minder gut, sie der Sache nach, als verschieden in ihren Obliegenheiten, zu unterscheiden. Uns dünkt, der Kunstrichter müsse in jedem vorkommenden Falle unfehlbar beurtheilen können, ob ein Kunstwerk schlecht, ob es mittelmäſsig, gut oder vortreflich sey, damit ist zum Behuf der Kunst theils genug an ihn verlangt, theils genug von ihm geleistet; der Kenner aber fällt kein Urtheil, oder sollte zum wenigsten keins fällen, er kann bloſs eine Meinung haben, und diese Meinung mit Gründen, mit Beyspielen u. s. w. unterstützen; er wird freylich oft irren, allein er ist für den Irrthum nicht verantwortlich, wenn nur die Gründe gut waren, die er zu Gunsten seiner Meinung vorgebracht. Den Fall angenommen, es erschienen ihm alle die guten Eigenschaften Rafaels oder Tizians oder Correggio's, oder irgend eines anderen groſsen Meisters in einem nicht bekannten Gemälde: was wäre denn Übels daran, wenn er auch irrigerweise gemeint hätte, das Werk rührte wirklich von dem Meister her, dessen Eigenschaften es an sich zu tragen schien? Namen der Künstler, auf Kunstwerke angewandt, sind ja ohnehin nichts als bloſse Worte, mit denen man gewisse Begriffe von Kunstwerth und Charakter verbindet. So z. B. denken wir uns bey dem Namen Rafaels das allerlöblichste der neueren Malerey in Erfindung, Zeichnung, Geschmack u. s. w.; an den Namen Tizian knüpfen wir den Begriff des vortrefflichsten Colorits und eines groſsartigen sinnlichen Auffassens der Naturgegenstände. Zeigt sich nun ein Gemälde durch seine Eigenschaften jener groſsen Meister oder nach Beschaffenheit auch irgend eines anderen wirklich werth: so mag es immerhin für ihre Arbeit gelten, ohne daſs weder die Kunst noch das Wesentliche der Kenntniſs derselben den geringsten Nachtheil erfährt, wenn etwa in der Folge durch historische Nachweisungen die Sache anders befunden wird. Oder litt die Poesie wohl Schaden, darum, weil die homerischen Gesänge sonst für das Werk eines Dichters gehalten, neuerlich aber mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dargethan worden, daſs sie von mehreren Verfassern herrühren? sind sie etwa deſswegen weniger vortrefflich?

Was wir hier nur flüchtig berührt, würde weiter ausgedehnt und vielleicht mit gröſserer Klarheit dargestellt werden können; allein der gegenwärtige Zweck erfodert solches nicht, und wir finden uns sonach wieder zu unserem Gemälde zurück, von welchem wir nach der oben vorgenommenen Auseinandersetzung seiner Eigenschaften nun glauben frey erklären zu dürfen: — Es ist werth eine Arbeit des Correggio zu seyn — ja man mag füglich behaupten, einige der am vollkommensten gelungenen und erhaltenen Theile, z. B. die Nase, die Augen nebst dem oberen Theil der Wange an der Hauptfigur, seyen von so unübertrefflicher Art, daſs in Correggio's anerkannten Werken nirgend etwas Herrlicheres nachgewiesen werden kann. Hier hat die Kunst, nach unseren Begriffen von ihr, ihre Grenze gefunden, kein Bemühen, kein unerreichtes Streben, keine anmaſsliche Meisterschaft ist sichtbar, sondern alles Fluſs und Guſs, Geist und lebendiger Hauch.

II.

Landschaften in Sepia,

gezeichnet von Hn. Friederich.

Ein Künstler, der mit Ernst und Treue sich zur Natur hält, der in seinen Werken das eigene Innere entfaltet, nach der Bedeutung strebt, mit einem Wort, der Eigenthümlichkeit und Gehalt der Erfindungen mit charakteristischer Darstellung der einzelnen Theile verbindet, dem kann es nie am Beyfall des Publicums fehlen, weil er Neues vor die Augen bringt, und zugleich die stille Ahndung des Rechten erregt. Aber auch die, welche höhere Anfoderungen zu machen pflegen, müssen ihn loben, weil schon das Bestreben, einen eigenen Weg einzuschlagen, nicht gewöhnlichen Muth und Talent erfodert, und weil schon durch die bloſse, charakteristisch treue Nachahmung der Natur eine würdige Stufe in der Kunst erreicht worden; sollten auch übrigens die alten bewährten Regeln nicht eben strenge beobachtet seyn.

Hiemit möchten wir den Standpunct bestimmen, von welchem wir vier groſse und drey kleine uns bekannt gewordene, mit Sepia gezeichnete Landschaften des in Dresden lebenden Malers, Hn. Friederich, ansehen und angesehen wünschen, und von welchen wir unseren Lesern Bericht ertheilen wollen.

Auf der ersten von den vier groſsen Zeichnun-

gen sieht man über hohe, vom Strahl der aufgehenden Sonne beglänzte Hügel und Wipfel dunkler Waldgründe, nach dem Ufer des Meeres, das von gelindem Winde leicht bewegt, kaum merkliche Wellen treibt; in der Entfernung erhebt sich die steile Küste einer Insel. Auf einem der nächsten Hügel ist unter hohen Bäumen, die sich zusammenbiegen, und gleichsam einen natürlichen Bogen oder Tempel bilden, das Kreuz errichtet; mehr in der Ferne steht noch ein anderes Kreuz, und den Vordergrund, gefiel es dem Künstler, mit einer weiblichen Figur zu staffiren, die als Statue auf einem Fusgestelle steht, und vermuthlich das Symbol des Glaubens oder der Hoffnung seyn soll. Die Ausführung zeugt von grosem Fleiß und geübter Beobachtungsgabe; besser haben wir noch nie das Frische, die duftige Kühlung des Morgens in den baumreichen Gründen zwischen den Hügeln, mit einer einzigen Farbe ausgedrückt gesehen. Besser und wahrhafter ebenfalls nie das leichte Kräuseln des kaum bewegten Meeres. Mit nicht weniger Geschicklichkeit ist auch die etwas dunstige Luft behandelt.

In der zweyten grosen Zeichnung hat der Künstler seiner Familie ein Denkmal stiften wollen, und sich dazu mystisch religiöser Beziehungen bedient. Diese Zeichnung gehört deswegen zu den allegorischen Darstellungen im landschaftlichen Fach. Der Hauptgegenstand ist eine verfallende öde Kirche, gothischen Styls, ohne Dach; ein Regenbogen steht über ihr, umher liegt der Todtenacker mit verschiedenen Grabmälern von verstorbenen Mitgliedern aus der Familie des Künstlers, und eben wird unter Begleitung noch eine Leiche eingesenkt. Ein heiterer Strahl von oben fällt auf das offene Grab, aus welchem ein Schmetterling emporsteigt, und fünf andere schwingen sich von der Höhe herab ihm entgegen. Die Arbeit an diesem Werk ist in Hinsicht auf Fleiss, charakteristisches Auffassen und Darstellen der Naturgegenstände nicht weniger gelungen als an dem vorigen. Meisterhafter und natürlicher gezeichnete Birken, als die sind, welche neben der Kirche um ein ansehnliches Grabmal stehen, dürfte man schwerlich irgendwo finden; eben so gut gerathen sind auch die hängenden, sanft sich ergiesenden Regenwolken.

Die dritte von den grosen Zeichnungen stellt ein stürmisches Meer dar. Der Vordergrund ist nur ein schmaler Uferstreif, auf welchem drey alte fast entlaubte Eichen und Buchen stehen, unter diesen Bäumen sind grose rauhe Steine und der übrige Raum üppig begrast, doch ist der ganze Vordergrund, die drey Bäume ausgenommen, nicht ganz vollendet. Die Luft treibt mit schweren zerrissenen Wolken, durch welche hie und dort einzelne Sonnenstrahlen brechen. Sturmvögel, schwarz und weiss, schweben über den Wellen, sie scheinen theils vom Wind gewaltig fortgerissen, theils mit Schwierigkeit sich demselben entgegen zu bewegen. Die Wahrheit, welche in allen ausgeführten Theilen dieser Zeichnung herrscht, die kräftige Wirkung pikanter Gegensätze muss jeden Kunstfreund befriedigen und erfreuen; wer aber mit den eigenen Schwierigkeiten der Arbeit in Sepia bekannt ist, wird noch überdiess die Meisterschaft und Freyheit bewundern, mit welcher Hr. Friederich den Schaum überschlagender Wellen, ohne aufzusetzen, durch bloses Aussparen darzustellen gewusst hat *).

Die vierte grose Zeichnung steht, wenn wir sie von Seiten der fleisigen Arbeit sowohl, als des glücklich dargestellten Charakters der einzelnen Theile betrachten, keiner der anderen nach. Sie thut die gröste Wirkung, und ist überdiess noch in Hinsicht auf den poetischen Gehalt der Erfindung die vorzüglichste. Hinter die oberste Spitze oder den Gipfel eines Berges mit Rasen und einzelnen Tannen bewachsen, ist bereits die Sonne gesunken, und sendet noch gleichsam aus der Tiefe die Pracht ihrer letzten Strahlen durch die dunkel bewölkte Luft, beglänzt noch das Crucifix, welches auf dem gedachten Berggipfel, umschlungen von Epheu, zwischen ragenden Felszacken errichtet steht. Der Effect, den das Ganze thut, ist ungemein auffallend, ja gross, indem die ganze dunkle Masse des Berggipfels gegen die reine Abendhelle auf der Grundlinie des Bildes gewaltig absticht. Die Wolken, wie sie zuweilen auf Gebirgshöhen soffittenartig hinter einander verschoben sich zeigen, sind sehr gut beobachtet; einige von den Tannen können für unverbesserlich gelten, und eben solches kann man auch von der wahrhaften Darstellung der schroffen Steinzacken rühmen.

Von den drey kleineren Zeichnungen stellt die erste ein Fenster aus der Wohnung des Künstlers zu Dresden dar. Durch die unteren offenstehenden Flügel erblickt man den Mast eines auf der Elbe liegenden grosen Schiffs und die anmuthige Aussicht über den Fluss. Durch die oberen geschlossenen Flügel des Fensters ist blos Luft zu sehen. Der einfache, glücklich gewählte Gegenstand, die Gewandtheit in der Ausführung und besonders die bis zur Täuschung getriebene Wahrheit, womit unser Künstler den Unterschied zwischen der Aussicht in die freye Luft und der kaum merklichen trüberen Durchsichtigkeit des Glases darzustellen gewusst hat, verschafften dieser Zeichnung den ungetheilten Beyfall aller, denen sie zu Gesichte gekommen ist.

Auf der zweyten von den kleineren Zeichnungen ist ein Bauernhaus zu Loschwitz bey Dresden abgebildet, mit reicher Vegetation umgeben, alles, wie Hr. Friederich pflegt, sehr reinlich und deutlich; nur scheint er hier den Standpunct etwas zu nahe und niedrig genommen zu haben, so dass die perspectivischen Linien am Gebäude sich zu sehr stürzen.

Die dritte Zeichnung, ohngefähr von gleicher Gröse mit den vorigen beiden, stellt ein Hünengrab dar. Auser dem interessanten Gegenstand eines Denkmals aus kraftvoller Vorzeit, ist diese Zeichnung

*) Diese Zeichnung befindet sich gegenwärtig in den Zimmern Ihro der Frau Herzogin von Sachsen Weimar und Eisenach Durchlaucht.

auch noch wegen der vortrefflich gelungenen, treibenden, schweren Luft sehr lobenswerth.

Möge Hr. Friederich auf dem Wege, den er mit so glücklichem Erfolg eingeschlagen, ohne Aufhalt ferner fortschreiten! Er hat seit den wenigen Jahren, da wir in diesen Blättern seiner Preiszeichnungen mit Lob zu gedenken hatten, sowohl an technischer Fertigkeit viel gewonnen, als auch seine poetisch-malerische Erfindungsgabe zu mehrerer Eigenthümlichkeit und höherem Schwung ausgebildet. Selbst der Natur scheint unser Künstler sich während dieser Zeit näher befreundet zu haben, denn die Nachahmung derselben in einzelnen Gegenständen ist jetzt um sehr viel wahrhafter, charakteristischer, von grösserer Fülle und Kraft, als damals.

III.

Rafaels Gemälde in Spanien.

Spanien, welches durch die gegenwärtigen Ereignisse daselbst lebhaftere Theilnahme erregt, hat nicht nur selbst ehedem eine blühende Malerschule gehabt, und verschiedene grosse Meister hervorgebracht, sondern auch im 16 und 17 Jahrhundert durch seinen baaren Reichthum eine Menge der herrlichsten Kunstwerke vornehmlich aus Italien an sich gezogen, worunter sich viele Arbeiten der grössten Meister befinden. Da nun die Hoffnungen und Besorgnisse aller Kunstfreunde vornehmlich auf das Schicksal dieser köstlichen Denkmale einer schönen vergangenen Zeit gerichtet sind: so dürfen wir hoffen Dank zu verdienen, wenn wir hier ausführlichere Nachrichten über die in gedachtem Reiche sich befindenden Werke *Rafaels* mittheilen. Uns selbst wurden sie als handschriftliche Reisebemerkungen von einer Person gereicht, welche vor wenigen Jahren durch ganz Spanien gereiset war, und den Werken der Kunst mit Sachkenntniss und prüfenden Blicken ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

1) Zu St. Ildefons, im Zimmer der Infantin Maria. „Eine sitzende Madonne, auf einer niedrigen Stufe; das Kind vor ihr. Johannes umarmt es. Die heil. Elisabeth, mit einer Spindel in der Hand, steht hinter der Jungfrau. Ein Hirtenknabe läuft hinzu, und bringt Tauben in einem Körbchen. Joseph steht zwischen dem Hirtenknaben und der Jungfrau einen Schritt zurück. Eine andere männliche Figur ist im Begriff mit einem Stier und einem Esel in den Stall hineinzugehen. Die Jungfrau ist roth und blau gekleidet, Elisabeth dunkelblau, Joseph grün, des Hirtenknaben Gewand ist von einer Farbe, die zwischen Grün und Blau spielt, und der hereinkommende Mann hat ein gelbes Gewand mit Roth schattirt. Nachdem ich das Bild heruntergenommen und es ganz genau betrachtet hatte, schien es mir unzweifelhaft aus Rafaels früherer Zeit, wo er seine Contoure noch etwas hart, sein Fleisch trocken malte; denn ich begreife nicht, wer solche Physiognomieen, wie auf diesem Bildchen, solche einfache Gewänder und solch eine Composition ihm nachmachen sollte. Das Bild schien mir ein wahres Kleinod."

2) „Ebendaselbst ist noch ein mit Röthelstein gezeichneter weiblicher Kopf in Lebensgrösse, etwas gesenkt, ganz vortrefflich und beynahe mit nichts aufs Papier geworfen."

3) Im *Escurial* - *Capitulo prioral.* „Maria sitzend mit dem Kinde, das sie mit unaussprechlicher Innigkeit auf dem linken Arme trägt; sein rechter Fuss ruht auf der Mutter Schooss, der linke steht leicht auf dem Tische daneben, auf dem eine Rose liegt. Johannes steht der Jungfrau zur rechten Seite, man sieht seinen Körper nur bis unter die Schulter, weil ihn Maria verdeckt. Er hält die Arme in die Höhe, Christus neigt sich zu ihm, und sie beide halten zusammen ein Lamm. Die Knaben blicken sich lieblich mit unbefangener Fröhlichkeit an; doch ist das Gesicht des Christkindes bedeutungsvoller, der Blick seines Auges glänzender und tiefer. Maria sieht mit sanftgeneigtem Haupt auf Johannes, ihr jugendliches Gesicht ist fast ernst; doch umschwebt es bey einer göttlichen Milde ein stiller Zug der Trauer, eine Ahndung der Zukunft. Joseph, der wenig zurück der Maria zur Seite steht, blickt nachdenkend auf sie und die Kinder. Maria ist blau gekleidet, ein grünlicht Oberkleid legt sich um ihren Schooss. Sie hat die schönsten Hände, die ich je an einer Rafaelschen Madonne sah."

4) In der Sacristey. „Ein kleines Bild, eine schöne schlanke Madonne, welche leicht mit dem linken Knie hingekniet, hebt den rechten Arm und Hand, mit dem andern herunterhängenden Arm berührt sie das Kind, das auf einer Rasenbank sitzt, mit der linken Hand aufgestemmt deutet es mit der rechten auf Johannes und wendet das Köpfchen nach der Mutter. Johannes kniet hinter dem Sitz, und hat die Augen auf das Christkind gerichtet. Diess Bildchen hat etwas unendlich Anmuthiges durch seine rührende Natürlichkeit: es geschieht eigentlich nichts, es ist ein Moment aus einem häuslichen Leben; aber Rafaels Genie hat ihm den grössten Reiz durch die Anmuth und Naivetät der Kindergestalten zu geben verstanden."

5) *Iglesia Vieja.* Die sogenannte *Madonna del pez*, oder vom Fische. „Maria sitzt auf einem erhabenen Sessel, und hält das Kind an ihrer linken Seite, das mit dem rechten Fusse aufsteht; sie unterstützt es mit ihrer rechten Hand unter der Brust. Der heilige Hieronymus steht der Jungfrau zur Linken, und hält ein grosses Buch, aus welchem er, wie es scheint, vorgelesen hat. Der Engel Raphael bringt auf der anderen Seite den jungen Tobias, er umfasst ihn mit seinem rechten Arme, und hält in der Linken des Knaben linke Hand bittend in die Höhe. In der Rechten hält Tobias einen Fisch. Des Engels Stellung ist ehrerbietig etwas nach vorn übergebogen. Tobias ist so eben niedergeknieet, der Engel redet, man sieht sein beseeltes unaussprechlich schönes Gesicht im Profil. Maria wendet ihm mit einer Hoheit, für die ich keinen Namen kenne, und doch zugleich

mit der schönsten Anmuth, das Gesicht zu. Das Kind reicht in einer fröhlich kindischen Bewegung das rechte Ärmchen nach dem bittenden Tobias und ergötzt sich an dem Anblick des glänzenden Fisches; die Linke hat es in des heil. Hieronymus aufgeschlagenes Buch gelegt, gleichsam um ihn abzuhalten weiter zu lesen. Maria ist mit einem blass schillernden grünlichten Unterkleide bekleidet, der Mantel, der sich um ihren Schooss und ihre Füsse in vortrefflichen Falten legt, ist etwas dunkler, ein weisser Schleyer fliesst ihr vom Haupt auf die Schulter. Der heil. Hieronymus ist roth gekleidet, der Löwe liegt neben ihm; der Engel hat ein grünes Gewand mit einem lilagrauen Schleyer; das von Tobias ist gelb und seine Haarlocken blond; hinter dem Sessel der Madonne ist ein dunkler grüner Vorhang gezogen. — Diess wäre etwa die Zusammenstellung der Figuren auf diesem unnachahmlichen Bilde. Weiter lässt sich aber auch nichts davon sagen. Man muss es gesehen, man muss den Zauber empfunden haben, der gleichsam davon ausströmt, die Harmonie der Farben, die Grösse und Grazie aller Gestalten vor Augen gehabt haben, um zu begreifen, wie man die lebendigste Erinnerung an dieses Bild auf ewig in der Seele trägt, und sein innerstes Leben, seine tiefste und innigste Empfindung auf das ganze Daseyn dadurch bereichert fühlt."

6) Sacristey, die sogenannte Perle. „Maria ist mit einem schön rothen Unterkleide und blauen Mantel bekleidet. Ein feiner weisser Schleyer, unter dem man das Gewand der Schulter durchschimmern sieht, wallt vom Kopf und bedeckt das hellbraune Haar; sie sitzt und ihr rechter Fuss ist so zurückgenommen, dass der Theil des Beines unter dem Knie gegen die Wiege stösst, die vor ihr steht, ihr linker Fuss ist über die Wiege gesetzt, der rechte Arm und Hand hingegen um den Leib des Christkindes gelegt, das mit seinem rechten Füsschen auf Mariens Schoosse sitzt, mit dem linken aber noch in der Wiege steht, die Hände nach Johannes streckt, welcher eben auf der Jungfrau rechter Seite hinzutritt und Früchte bringt. Kopf und Blick des Christkindes sind nach der Mutter gerichtet, unendlich fröhlich, ja beynahe mit dem Ausdruck des Muthwillens. Maria hat den rechten Arm um den Nacken und auf die Schulter der heil. Elisabeth gelegt, welche links neben ihr kniet. Joseph steht im Hintergrunde zie lich entfernt an einen Baumstamm gelehnt. Von allen Madonnen Rafaels ist diese, glaube ich, die blühendste und reizendste, es ist in der That e n zauberisches Gesicht; Hände und Füsse sind eben so schön, und obgleich diess Bild sehr verschmutzt ist und so schlecht hängt, dass es nur eine Stunde des Tages giebt wo man es leidlich sieht: so lässt sich doch ahnden, dass es eins der vollkommensten und glänzendsten an Colorit und Farbe der Gewänder dieses grossen Meisters seyn mag."

7) Zimmer de Prinzen von Asturien. „Maria sitzt mit de Kinde, das mit seinen Armen die Mutter umschlingt, welche es selbst wieder mit den ihrigen umfasst, den Kopf wendet es gegen Johannes, der hinter ihm mit dem Kreuze steht. In den umschlingenden Armen der Mutter ist Ähnlichkeit mit der *Madonna della Sedia*, und so weit ich dieselbe aus Copieen und Kupferstichen kenne, auch in den Zügen des Gesichts, obgleich jene vielleicht schöner und besonders blühender seyn mag, als diese, deren Gesicht uns Rafael im Profil gemalt hat. Wie fast alle Madonnen Rafaels einen Grundzug von Ähnlichkeit durch ihre hohe einfache Schönheit haben: so hat er doch wieder einer jeden einen verschiedenen Ausdruck zu geben verstanden. Diese Madonne rührt und zieht ganz besonders durch ihre unendliche Einfachheit an. Die beynahe bleiche Gesichtsfarbe trägt auch noch dazu bey, den Zügen etwas höchst Interessantes zu geben. — Dieses Gemälde ist ein Kniestück, und die Figuren haben natürliche Grösse."

8) Sacristey. „Mariens Besuch bey der heil. Elisabeth, lebensgrosse Figuren. Maria tritt herein, roth gekleidet mit blauem Mantel, der ihre Schultern umhüllt, und auf der linken mit einem leichten Knoten geschürzt ist. Der Kopf ist auf die linke Seite gesenkt, sie hat grosse, niedergeschlagene, wunderschöne Augen mit langen Wimpern und hellbraunes Haar. Das Gesicht ist unnachahmlich, gross in den Formen, blühend, vollendet im Colorit und von einer Grazie, einem hohen und sittsamen Reiz im Ausdruck, in der liebenswürdigen Verschämtheit über ihren Zustand, für den in der That die Sprache zu arm ist. — Seelig der Glückliche, dem ewig diese Bilder der Schönheit, diese Ideale erhöhter Menschheit, vor der Seele schwebten! Mariens Bewegung ist beynahe noch schreitend, ihre linke Hand liegt auf ihrem Leib, die rechte reicht sie der heil. Elisabeth. Diese, ganz mit der Physiognomie, die ihr Rafael fast beständig auf seinen Bildern giebt, und mit einem grünen Unterkleid und braunrothen Mantel bekleidet, ein Tuch um den Kopf gewickelt, umfasst Marien mit der Linken, und mit der Rechten hält sie der Jungfrau rechte Hand. Sie hat einen schönen, mütterlich frohen, gutmüthigen Ausdruck im Gesicht, und ihre mit dem Oberleib etwas vorgebeugte Stellung ist sehr natürlich. Der ganze Wurf von Mariens Gestalt ist ausserordentlich schön, besonders zart und jugendlich sind ihre niedlichen Füsse. Das einzige, das mir nicht ganz gefallt, ist die linke Hand, die sie auf ihren Leib gelegt hat: diese Hand hat nicht die schöne länglichte Form der Rafaelischen Hände, besonders kurz sind mir die Finger vorgekommen. Mariens Kopfputz ist sorgsamer, als man ihn gewöhnlich sieht. Die Haare sind mit einem leichten Band durchflochten. In der Ferne sieht man Christi Taufe durch Johannes, der Himmel ist aufgethan, Engel steigen hernieder."

9) Neuer Palast in Madrid. „Das sogenannte *Spasimo di Sicilia*. Ein grosses Bild, auf dem alle Figuren natürliche Grösse haben. Christus ist unter der Last des Kreuzes in die Kniee gesunken, die Rechte hält er in die Höhe und um das Kreuz geschla-

gen, mit der Linken stemmt er sich auf die Erde, den Kopf links nach der Mutter gewendet. Sein Gesicht drückt tiefes Seelenleiden, aber noch mehr innige Trauer über den Schmerz der Mutter aus, welche um zwey Schritte hinter ihm auf die Kniee gesunken dem Sohn beide Arme zustreckt. Sie ist so wie Christus grau gekleidet, ein weisses Tuch umschliesst den Hals unter dem Kinn und verhüllt die Haare, ihr Gesicht drückt den ganzen Schmerz ihrer mütterlichen Seele, all ihre namenlose Angst um den einzigen Geliebten unaussprechlich aus. Johannes, roth gekleidet, unterstützt mit seinen Armen die Leidende. Sein schönes Gesicht, das man beynahe im Profil siehet, auf welches vom Haupt die schönsten braunen Haare herunterwallen, und sein inniger Blick schauet nach dem Erlöser. Nur ganz wenig hinter der Maria kniet ihr zur Seite und am meisten im Vordergrunde auf dieser Seite des Bildes eine weibliche Gestalt; sie hat ihre linke Hand sorgsam um die Mutter Gottes gelegt, sie zu halten; die rechte liegt auf dem Rücken derselben. Hinter dieser Figur steht ein Jüngling grün gekleidet mit hellbraunem Haar und schaut nach Christus. Hinter Johannes steht ein jugendliches Weib, die ihre gefalteten Hände gegen die rechte Wange hält und nach Christus schaut. Die heftige, leidenschaftliche Bewegung ihrer Seele, ihr Antheil, ihre Liebe, ihr Leiden um den göttlichen Dulder sind mit Flammenzügen auf ihrem Gesicht so wie in der ganzen Haltung ihres Körpers ausgedrückt. Diese fünf Personen bilden zusammen die eine linke Hauptgruppe des Bildes. Zu Christus ist ein Soldat getreten, um das Kreuz zu halten, indem er solches mit der Rechten am äussersten Ende, mit der Linken unter Christi Schulter fasst. Die Anstrengung seiner musculösen, entblössten Arme, welche nicht minder vortrefflich colorirt als gezeichnet sind, macht die Schwere des Kreuzes so zu sagen fühlbar; das Gesicht dieses Soldaten ist seinen Cameraden zugewendet, besonders dem einen, von dem ich sogleich reden werde, es ist hart und finster, aber nicht wild, von starkem, doch keineswegs grausamen Ausdruck. Ihm zunächst um ein Weniges zurück steht ein anderer Soldat, der den Kopf neigt, um nach Christus niederzusehen, in der Rechten einen langen Speer trägt, und mit der Linken unter des ersten Soldaten rechtem Arme durchfasst, um das schwere Kreuz, das dieser unterstützt, auf des Dulders Schulter aufzudrücken. Vor diesem und unmittelbar vor des ersten Soldaten rechter Hand steht, fast mit dem Rücken *en face* gegen den Beschauer gewendet, der dritte Soldat. Noch eben am Rande des Bildes sieht man seine rechte Hand, die er erhoben um seinen Kopf hebt, indem er diesen umwendet, um zu sehen, warum der Zug ins Stocken gekommen ist; in der Linken, die er etwas zurück und mit der angestrengten Bewegung eines Menschen hält, der unvermuthet selbst seine schnellen Schritte unterbricht, trägt er, so wie in der Rechten, Stricke. Seine Füsse stehen weit aus einander, der linke fest auf dem Boden, der rechte schon zum Weiterschreiten gehoben und nur noch auf dem vorderen Theile ruhend. Wie keck, wie ausserordentlich dreist und kraftvoll dieser Mensch da steht, wie analog das Gewand der Figur ist, wage ich nicht mit Worten auszudrücken. Aus diesen dreyen besteht die zweyte rechte Hauptgruppe auf dieser grossen Composition. Zwischen dem ersten Soldaten und dem jugendlichen Weibe, von der ich gesprochen habe, als die erste Gruppe beschrieben wurde, steht, aber etwas zurück, noch ein Soldat, er hält seinen Schild vor die Brust. Hinter der Gruppe derer, die den Erlöser begleiten, zeigt sich ein Mann auf einem weissen Pferde, er deutet mit der Rechten, in der er einen kurzen Stab hält, und scheint Befehl zu geben. Hinter ihm sieht man noch zwey Köpfe. Hinter der Soldatengruppe hält ebenfalls ein Reuter auf braunem Pferde; der Kopf dieses Pferdes ist eben zum Wegreiten gewandt. Fernerhin öffnet sich die Landschaft weit, und man sieht die Schächer nach der Schädelstätte hinführen. Es ist Morgen.

Was soll ich übrigens von der Zeichnung, dem Colorit, der Harmonie der Farben, sowohl in den Gewändern als in dem ganzen Ton des Bildes, sagen? Alles ist vollkommen. Mit Ehrfurcht und der innigsten Rührung neigt sich der menschliche Geist, dem es gegeben ist, den höchsten Genuss in der Kunst zu finden, vor dem genialischen Wesen, das all diese Gestalten lebendig in sich trug, und dem ein Gott das Vermögen lieh, sie darzustellen. In diesem Bilde scheiden sich alle Figuren mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit vor den Augen dessen, der sie anschaut. Überall ist die reichste Fülle und überall Klarheit und Ordnung."

10) Ebendaselbst. „Maria sitzt ganz wie die *Madonna della Sedia* gewandt und hält das Kind auf ihrem Schoosse mit den Armen umfasst; das Kind liegt an der Mutter unaussprechlich süss, sein Köpfchen liegt so kindlich auf der Brust, und das rechte Händchen hat es unter ihrem Busenschleier versteckt. Sein rechter Fuss steht mit der Ferse beynahe auf der grossen Zehe des anderen. Maria hat ihr linkes Knie höher gesetzt, und es dient dem Kinde zu einigem Gegenhalt. Die Figuren sind noch etwas kleiner als Lebensgrösse, sehr schmutzig und vernachlässigt *)."

11) Ebendaselbst. „Eine heilige Familie. Maria sitzt niedrig, sie ist mit einem schönen rothen Gewande bekleidet, um ihren Schooss schlägt sich ein blauer Mantel; die Hände hat sie gegen einander gelegt, und hält solche betend vor ihrer Brust. Vortreff-

*) *Mengs* spricht in seinem Schreiben an Dr. *Anton Ponz* von diesem Gemälde, und hält solches wenigstens zum grössten Theil von Rafael selbst übermalt, doch mehr auf Art eines leichten Entwurfs als eines mit Fleiss geendigten Werks. Der Kopf der Madonne soll vorzüglich schön und voll Leben seyn. Es wird ferner bemerkt, dass dieses Bild nicht wie die *Madonna della Sedia* rund, sondern viereckig sey, und, wie schon aus der obigen Beschreibung hervorgegangen, bloss die Mutter mit dem Kinde ohne den heil. Joh. darstelle, auch beträchtlich kleiner.

liche Hände und Finger, die vollendetste längliche Form, die man zu sehen vermag. Ihr heiliges, schönes, jugendliches Gesicht hat einen wehmüthigen Zug, die lichten, braunen Haare umgiebt ein feiner weisser Schleyer, Hals und Nacken sind frey. Das Christkind sitzt mit etwas aus einander gebreiteten Schenkeln auf der Mutter linkem Knie, und lehnt die rechte Seite seines Körpers gegen den höher stehenden rechten Schenkel Mariens; sein linkes Händchen liegt auf demselben, und den rechten Arm hält es segnend in die Höhe gegen Johannes, der vor ihm auf das rechte Knie gesunken ist, die Hand auf der Brust und in der Linken sein Kreuz hält. Des Christkindes blond gelocktes Köpfchen ist ernst, und der Ausdruck der Züge beider Knaben etwas über ihr Alter. Die heilige Elisabeth sitzt neben Marien grün gekleidet, sie berührt mit ihrer Rechten das Christkind am Ellenbogen. Ein wenig hart in den Contouren ist dieses Werk, und die Farben sind weniger verschmolzen als auf anderen Bildern von Rafael; doch sind alle Gesichter in ihren Zügen, vornehmlich das der Jungfrau, schön, und so, wie sie der grosse Meister in seiner späteren Zeit zu malen pflegte. Die betende Stellung der Mutter, der ernste begeisterte Ausdruck der Kinder geben diesem Bilde im Ganzen einen heiligen erhabenen Charakter." *).

*) Auch von diesem Gemälde geschieht in Mengs gedachtem Schreiben an Ponz Erwähnung. Ihm schien es vielleicht nach Rafaels Zeichnung von einem der besten Schüler desselben verfertigt zu seyn.

Weimar, den 1 Januar
1809.

W. K. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JANUAR, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Cotta: *Goethe's Werke.* Erster Band. 1806. 8.

Dieser erste Band der neuesten Ausgabe von Goethe's Werken enthält Lieder, vermischte Gedichte, Balladen und Romanzen, Elegieen, Episteln und Epigramme. Alle diese Poesieen bilden bey noch so grosser Verschiedenheit der einzelnen ein Ganzes, als eine Reihe Dichtungen, welche das innerliche Leben des Meisters und die Geheimnisse seiner Kunst in einem Umfange und so vielfacher Beziehung offenbaren, wie keines der grossen Werke.

In dem Gedichte, welches in dem ersten Bande der früheren Ausgabe *Zueignung* überschrieben ist, und in dem achten der neuesten mit einem anderen unter dem gemeinschaftlichen Namen *der Geheimnisse* verbunden worden, spricht die Muse zum Dichter also:

Empfange hier, was ich dir lang bestimmt.
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der diess Geschenk mit stiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird: so wirf ihn in die Luft.
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Unter den Unzähligen, an welchen diese Verheissung erfüllt ist, werden gewiss sehr Viele es weder vermessen noch bedenklich finden, jenen Zauberschleyer zu entfalten, und der ihm inwohnenden wunderthätigen Kraft nachzuforschen. Und wenn es unter diesen Vielen einige giebt, welche entweder unbekannt sind mit den bisher erschienenen Kunsturtheilen über des Dichters Werke, oder, bekannt damit, ihre Begriffe gern unter möglichst verschiedene Gesichtspuncte gebracht sehen, um den aufzufinden, von wo aus sie ihnen im hellesten Lichte erscheinen: so sind es solche, denen man nachstehende Bemerkungen widmet, weniger um zu belehren, als um bessere Gedanken zu veranlassen.

Wer vom Anfange seiner männlichen Jugend an eine Reihe von Jahren unter der freundlichen Einsprache des Dichters verlebt hat, und namentlich mit dieser Sammlung so vertraut ist, dass ein Ueberblick der Inhaltsanzeige genügt, bestimmte Erinnerungen an die darin aufgestellten Gebilde in ihm zu erwecken, wird uns beystimmen, wenn wir sagen, man könne diese durch nichts treffender bezeichnen, als durch des Dichters eigene Worte aus der *Metamorphose der Pflanzen* S. 341:

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel.

Etwas zur Auflösung dieses Räthsels Hinführendes findet sich in einem Aufsatze der *Propyläen* (II, 1, S. 32): „Der Künstler, heisst es dort, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in „ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken; „bey der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode „die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bey Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins „Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so „wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten „Sinnes- und Geistes-Kräfte immer wieder in's Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Grenzen „möglicher Production geführt werden. Das Resultat einer ächten Methode nennt man Styl im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punct, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deswegen nähern sich alle grossen „Künstler einander in ihren besten Werken. Die „Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen „darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit „des Ganzen, ja sogar von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich seyn konnten; er macht keine „Ansprüche an die Menschheit, und so trennt er sich „von den Menschen."

Obgleich das hier Gesagte zunächst der Malerey gelten soll: so hindert doch nichts, es auf die Kunst überhaupt anzuwenden, und nachstehenden Bemerkungen zum Grunde zu legen.

Der Mensch unterscheidet in sich zwey entgegengesetzte Zustände, den der allgemeinen Betrachtung, und den eines bestimmten Gefühls. In jenem sind wir mehr ausser uns thätig, in diesem mehr in uns; in jenem haben wir eine klärere Anschauung des Gegenstandes, der uns beschäftigt, in diesem des eigenen Selbst. Aber nach dem in der ganzen Natur waltenden Gesetze der Stetigkeit giebt es zwi-

schen jeden zwey entgegengesetzten Zuständen ein verbindendes Mittelglied, das keines von beiden ist, aber beides zugleich. Also muss es auch einen Zustand geben, worin wir weder allein empfinden noch allein denken, sondern beides zugleich thun, in welchem die Betrachtung und das Gefühl sich berühren, in welchem wir gleichmäsig nach innen und aussen bewegt werden.

Gleichwie es nun Künste giebt, durch die Einbildungskraft in den Zustand der Betrachtung, und andere, in den Zustand eines bestimmten Gefühls zu versetzen: so muss es auch eine Kunst geben, jenen geheimnisvollen Mittelbestand hervorzubringen; diess ist die Poesie, welche daher vor den übrigen Künsten den Vorrang zu behaupten scheint, weil sie, unmittelbarer als andere das Gesammte unseres Wesens umfassend, die Sehnsucht nach dem Höchsten und Besten, dessen die menschliche Natur theilhaftig werden kann, am vollkommensten zu befriedigen im Stande ist.

Indem wir hievon die Anwendung auf die Werke unseres Dichters machen wollen, fällt uns bey'm Umschlagen der Blätter folgende Stelle in die Augen aus dem Gedichte, welches überschrieben ist: *der Besuch*, S. 173:

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte;
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause.
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöst vom süssen Götterbalsam.
Freudig sass ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.
O du Liebe, dacht ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falschen Zuges,
Kann er dir nichts schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung störte!

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süssen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse.
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süsser Schmeicheleyen, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
War es Selbstbetrug, wie ich dich liebe:
Müsst' ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Hiemit vergleiche man folgende Poesie von Klopstock verwandten Inhalts (Oden I, S. 126):

Sie schläft! O giess ihr, Schlummer, geflügeltes
Balsamisch Leben über ihr sanftes Herz.
  Aus Edens ungetrübter Quelle
  Schöpfe den lichten krystallenen Tropfen.

Und lass ihn, wo der Wange die Röth' entfloh,
Dort duftig hinthaun! Und du o bessere,
  Der Tugend und der Liebe Ruhe,
  Grazie deines Olymps, bedecke

Mit deinem Fittig Cidli. Wie schlummert sie.
Wie stille! Schweig, leisere Saite selbst.
  Es welket dir dein Lorbeersprössling,
  Wenn aus dem Schlummer du Cidli lispelst.

Bey gleicher Innigkeit des Gefühls in beiden Poesieen wird der Leser in der letzten die Klarheit der Anschauung vermissen, wodurch in der ersten der Gedanke die Empfindung völlig durchdringt: so dass sich aus der Vergleichung derselben vielleicht begreifen lässt, was gemeint wird, wenn man sagt, eine Poesie erreiche die Grenze möglicher Darstellung. Klärer noch wird diess vielleicht durch die Wirkung, welche der Dithyrambe (S. 209) thut, da in demselben die ausserordentliche Heftigkeit der Bewegung nur hervorgebracht wird durch die Mannichfaltigkeit und den schnellen Wechsel der auf einander folgenden Gestalten, ohne dass die Bestimmtheit dieses im Geringsten darunter litte.

Dasjenige in den Dichterwerken, wodurch die höchste Klarheit der Anschauung hervorgebracht wird, hat man das Plastische darin genannt, ein nicht unbequemer Ausdruck, wenn man sich nur hütet, an eigentliche Zeichnung hiebey zu denken. Denn da die Werke der Poesie aus auf einander folgenden Theilen bestehen: so widerstrebt ihr nichts mehr, als eine räumliche Behandlung ihrer Gegenstände. Dieses wesentlichen Bedürfnisses seiner Kunst eingedenk, theilt unser Dichter seinen Werken eine, bis in das Innerste derselben dringende Bewegung und Lebendigkeit mit, so, dass man von ihnen sagen kann, wie vom Homer, nichts darin ruhe, sondern komme oder gehe, und sey in steter Fortschreitung. Am klärsten wird diess an solchen Gedichten, die sich ausdrücklich als Gemälde ankündigen, wie dasjenige, welches überschrieben ist: *Amor ein Landschaftsmaler*, S. 200.

Vielleicht haben mehrere Leser, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, die sonderbare Bemerkung gemacht, dass, wenn man ein Gedicht von *Goethe* im Gedächtniss behalten, und aus der Mitte etwas verloren hat, man sich oft die Lücke viel grösser vorstellt, als sie ist, und sie nicht selten durch einzelne Zeilen oder unscheinbare Partikeln ausgefüllt findet, wo man ganze Strophen zu missen glaubte. Diess rühret her von der Gewandtheit unseres Dichters in den Übergängen, wodurch der Fortschritt, ohne je übereilt zu seyn, immer rasch bleibt. Bedenkt man nun, dass eine solche unaufhörliche Bewegung, wodurch die Gedanken einander leise anziehen und drängen, musikalisch wirkt, und bringt diess in Verbindung mit dem oben Gesagten, von der Bestimmtheit der Gestaltung in den Werken des Dichters: so werden Leser, die sich gerne Rechenschaft von ihrer Empfindung geben, in dieser nie ruhenden, und doch nie überspannten Regsamkeit seiner Bildungen eine neue, vielleicht noch nicht genugsam erkannte Ursache ihres unsäglichen Reizes entdecken.

In der oben gedachten Zueignung klagt der Dichter seiner Muse:

Dich nenn' ich nicht, zwar hör ich dich von vielen
Gar oft genannt und jeder heisst dich sein,

Bin jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein.
Ich muss mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Woher doch, möchte man fragen, rührt die Seltenheit dessen, was das Natürlichste zu seyn scheint, die Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne? Ohne Zweifel von dem Missverhältnisse, worin bey den meisten die Masse ihrer Vorstellungen steht zur Anzahl erkannter Beziehungen unter ihnen. Von Jugend auf vernehmen wir in der Kunst, der Wissenschaft und dem Leben Vortreffliches, Mittelmäßiges und Schlechtes unter einander, wovon ohne unablässige Wachsamkeit und Selbstbearbeitung die Eindrücke einander stören und verfälschen, nicht zu gedenken, wie verstimmend und abstumpfend die Leidenschaften und eine oft unsanfte Berührung des Schicksals wirken. So erhält ein Tag von dem anderen seine Irrthümer und Missverständnisse, um sie vermehrt dem folgenden zu überliefern, und die letzte Frucht eines langen in den Augen der Welt nicht immer verächtlichen Lebens ist oft eine Einfältigkeit, die weit unter der Einfalt des Kindes steht. Der Bessere selbst, wenn er von einem Gegenstande sich genugsam angezogen findet, um ihn rein und vollständig auffassen zu wollen, sieht sich nur allzu oft daran gehindert durch eine Menge fremdartiger Vorstellungen, die sich störend aufdrängen und seinen Blick umnebeln. Wenn es nun Einen gäbe, bey welchem mit der Mannichfaltigkeit und Fülle der empfangenen Eindrücke die Elasticität der Seele zunähme, jeden derselben nach seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen, und mit einem energischen Gegendruck zu erwiedern: so schiene der gewiss uns allen sehr beneidenswürdig. Ein solcher ist der in der oben angeführten Stelle aus den Propyläen geschilderte Künstler, der unter dem beständigen Wechsel mannichfaltiger Erscheinungen, denkend, empfindend, anschauend, durch jede frühere seinen Sinn schärft für die spätere, und eben dadurch dahin gelangt, die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung auf das Gemüth, in ihren reinsten Verhältnissen zu erblicken. Um sich zu überzeugen, ob diese Schilderung auf unseren Dichter passe, vergleiche man das Gedicht, welches überschrieben ist: *Frühlingsorakel* S. 106 mit *Mahomeds Gesange* S. 115. So verschieden beide Poesieen sind, durch die liebliche Kindlichkeit des einen und die erhabene Prächtigkeit des anderen: so kommen sie doch in ihrer Wirkung auf das Gemüth in sofern überein, als sie die Erscheinungen, welche sie vor die Seele führen, rein und vollständig übersehen und klar durchschauen lassen. Gäbe es, wovon die Alten fabeln, einen Fluss der Vergessenheit, wen würde nicht gelüsten, daraus zu schöpfen, unter der Bedingung, was selbstische Bestrebungen jeglicher Art ihm Unlauteres angehängt haben, dadurch zu tilgen, den reinen Ertrag aber dessen, was er als ein der ganzen Menschheit angehöriges Gemeingut in sich achten kann, zu bewahren. Wie dieser die Gegenstände auffassen würde, so sieht der Dichter sie in der Stunde der Begeisterung, und daher mag das Gefühl der Erfrischung und Verjüngung des innerlichen Lebens rühren, wodurch seine Darstellungen uns erquicken.

Fragte Jemand, wodurch denn der Eindruck von der Wahrheit der Darstellung hervorgebracht werde: so wäre zu erwiedern, dass die Antwort hierauf, die sich vollständig überhaupt nicht geben, sondern nur andeuten lässt, aus einer tief eindringenden Untersuchung über das Wesen der Kunst zu schöpfen sey, und folglich hier nicht erwartet werden könne. So viel jedoch lässt sich mit Wenigem klar machen, dass die Beschaffenheit des wörtlichen Ausdrucks ein nicht Geringes dazu beytrage.

In den von Kindheit an vernommenen Worten der Muttersprache bewahren wir eine Menge einzelner chaotisch zerstreuter Begriffe. Vermittelst dieser Worte ehemalige Empfindungen und Gedanken zur Erweckung noch nicht gehabter zu ordnen, darin besteht die Kunst des wörtlichen Ausdrucks. Sobald nämlich nach der ersten Bewegung, worein jeder neue Gedanken versetzt, die Seele sich beruhigt hat, sucht der Dichter ihn in seine Elemente aufzulösen. Während dessen regt ihm die Phantasie schöne Erinnerungen aus der Vergangenheit auf, und lässt sie vorüberschweben in Tönen, von welchen er die herausborcht, die harmonisch eingreifen in die itzige Bewegung seines Herzens. Je reicher nun der Schatz seiner Erinnerungen ist, und je lebendiger die Anschauung des darzustellenden Gegenstandes: desto ungezwungener werden sich die Worte an einander reihen in einer Ordnung, woraus jeder Schein der Willkührlichkeit und Künsteley so sehr verschwindet, dass sie einander unterstützend, tragend und hebend sich von selber aus unserer Brust abzulösen, und nach einem Naturgesetze in einander zu fügen scheinen. Man höre S. 176:

Sind es Kämpfe, die ich sehe?
Sind es Spiele? Sind es Wunder?
Fünf der allerliebsten Knaben
Gegen fünf Geschwister streitend
Regelmäßig, tactbeständig,
Einer Zaubrin zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Diese flechten schnelle Fäden,
Dass man glaubt, in ihren Schlingen
Werde sich das Eisen fangen.
Bald gefangen sind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt sich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die sogleich den Freyen haschet,
Wenn sie den Gebundnen löset.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechselflucht und Wiederkehren
Wird ein künstlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die vom Lichten in das Dichte
Musterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Alle grossen Künstler, heisst es in der oft gedachten Stelle aus den Propyläen, nähern sich einander in ihren besten Werken; und in der That ist, was wir bis jetzo den Poesieen unseres Dichters nachgerühmt haben, ihnen keinesweges eigenthümlich, sondern mit allen ächten gemein, und zwar desto mehr, je vortrefflicher diese sind. Doch ist nicht zu leugnen, dass jeder grosse Meister etwas Unterscheidendes habe, das die von ihm ausgehenden Werke als die seinigen kenntlich macht. Denn da jeder einer künstlerischen Darstellung fähige Gegenstand seiner Natur nach etwas Unendliches ist: so lässt er sich in ganz verschiedenen Beziehungen, die ihm alle gleich wesentlich sind, auffassen. Wenn daher so grosse Dichter, wie Äschylus, Sophokles, Shakespear einen und denselben Gegenstand behandelten: so lässt sich wohl vermuthen, dass ihre Darstellungen gleich schön, nicht aber in allem gleich und ähnlich wären, und es würde Missverständniss seyn, das Charakteristische darin als etwas Fehlerhaftes anzusehen, und für die Wirkung einer Manier zu halten. In dieser Rücksicht also könnten wir getrost versuchen, das Eigenthümliche in dem Geiste unseres Dichters auszuforschen, wenn diess nur nicht in einer anderen desto schwerer würde, je mehr sich die Werke eines Meisters dem Höchsten in der *Kunst* nähern.

Der Unterschied, den man in der bildenden Kunst macht, zwischen strengem und gefälligem Styl, lässt sich auch auf die Poesie anwenden. Diese zeichnet sich vor den übrigen Künsten aus durch die Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücken, und durch die unbegrenzte Fülle dessen, was sie andeuten kann. Je nachdem nun dieses aus jenem sich schwerer oder leichter erahnen lässt, bekommen Gedichte den Charakter des Strengen oder Gefälligen. Mit Ausnahme der Ode, die überschrieben ist *Harzreise im Winter* S. 123, und einiger gleichzeitiger, die sich durch Erhabenheit in den Gedanken, Kühnheit in den Bildern und eine gewisse Härte in den Übergängen hervorthun, belebt die Werke unseres Dichters eine Grazie, die sich zwar nicht anbietet, sondern gesucht seyn will, ohne doch je durch Stolz oder Sprödigkeit abzuschrecken.

Es ist eine oft gemachte Bemerkung, dass seit dem Verfall der alten Kunst das Gebiet der Poesie sich sehr erweitert habe durch die Bereicherung, welche die sittliche Natur des Menschen im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse so vieler und verschiedener Umstände erfahren, und dass es desswegen dem neueren Dichter erschwert sey, die edle Einfalt und ruhige Klarheit der Alten zu erreichen. Wer also unseren Dichter *einen Darsteller des griechischen Geistes* nennt, meint ohne Zweifel damit, dass er den sehr zusammengesetzten Stoff, den das gegenwärtige Menschenleben darbietet, mit eben der Kraft beherrsche und bildend durchdringe, wie die Alten ihren an Empfindung und Gedanken weniger ergiebigen. Die Elegie, welche überschrieben ist *Euphrosyne*, S. 332, kann vielleicht vor anderen dienen, deutlich zu machen, worauf sich ein solches Urtheil gründen möge. Die einfachen, in jeder menschlichen Brust wohnenden Gefühle, welche sie darstellt, erhalten dadurch ihr Eigenthümliches, dass sie von der Liebe zum Schönen ausgehen, und sich wieder in sie auflösen. Euphrosyne als Schwester der Antigone und Polyxena, wie sie sich nennt, erscheint als ein hohes überirdisches, durch die Kunst völlig verklärtes Wesen, und diess giebt der Zärtlichkeit, womit sie in dem Dichter den Lehrer, den Freund, den Vater umfasst, der Erinnerung, welche sie den Spielen ihrer Jugend weiht, der Sehnsucht, womit sie nach der Erde zurückverlangt, und ihr Andenken darauf gefristet zu sehen wünscht, eine Innigkeit, die uns ahnen lässt, die letzte und schönste Frucht reiner Kunstliebe sey die Vereinigung zweyer Herzen, welche sie durch die süsse Gewohnheit gemeinsamen Strebens und Wirkens befreundet. Und während durch dieses rührende Spiel der zärtlichsten Empfindsamkeit der innere Sinn vielfach und bedeutend aufgeregt wird, fehlt es dem äusseren nicht an einer Fülle der klärsten Anschauungen, welche harmonisch in dasselbe eingreifen.

Die dreyzehnte der römischen Elegieen, S. 300, fängt so an:

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
 Heuchelnd kam er zu mir: „Diessmal nur traue mir noch.
Redlich meyn' ichs mit dir, du hast dein Leben und Dichten,
 Dankbar erkenn ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.

Alles Schöne ist sich verwandt. Je reicher ein Dichter damit in seinem Inneren ausgestattet ist: desto empfänglicher muss er seyn für die Reize des Geschlechts, welches vorzugsweise das schöne heisst. Daher ist Frauenliebe eine sehr poetische Leidenschaft, sofern sie sich auf Gegenstände richtet, die in eine künstlerische Begeisterung versetzen können. Bey unserem Dichter verleugnet sie diesen Charakter nie, und es ist fast unbegreiflich, wie man ihn in den römischen Elegieen einen Augenblick hat verkennen mögen.

Saget Steine mir an, o sprecht ihr hohen Paläste,
 Strassen, redet ein Wort! Genius regst du dich nicht?
Ja es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
 Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles so still.
O! wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick ich
 Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt.

Diese Zeilen der ersten unter den römischen Elegieen vergleiche man mit folgenden Strophen aus dem Gedichte, welches überschrieben ist *Ganymed* S. 136:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl
Unendliche Schöne.

Dass ich dich fassen möcht
In diesen Arm.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JANUAR, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Goethe's Werke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In beiden Poesieen ist der Zug der Empfindungen derselbe. Auf die Betrachtung des Schönen folgt das Verlangen nach Vereinigung damit. Was den Dichter an Faustinen fesselte, war, dass der Adel ihrer römischen Abkunft, die Anmuth ihrer Gestalt und die edle Einfalt ihres Geistes den Empfindungen, welche zu Rom das Gedächtniss der Vergangenheit, der Anblick so vieler Wunderwerke der Kunst und die Freundlichkeit des südlichen Himmels ihm einflösten, einen gemeinsamen Berührungspunct gaben, dass seine Liebe zu ihr so viele hohe und würdige Gegenstände in ein ihm gleichartiges Wesen verwandelte, in welchem er dieselben an sein Herz drücken konnte.

Aber gleichwie dem Platon zufolge das Schöne sich in Stufen erhebt: so läfst die poetische Liebe Grade zu; und wie Lili, Doris, Silvia, Corona, Dora und wie die übrigen gefeyerten Namen heissen mögen, den Geist des Dichters von einzelnen Seiten, so scheint die, welche er unter dem Namen Lida verherrlicht, ihn in allen Puncten zu berühren. Ein Maler, dem es gelänge, diesen herrlichen Phantasiegebilden Form und Farbe zu geben, würde auch dem leiblichen Auge sichtbar machen, dass in jener reizenden Gruppe keine wäre, deren die Nachbarinnen sich zu schämen hätten, und vielleicht, dass alle den Preis der Liebenswürdigkeit der Lida zuerkennten. Sie ist es, die ihm die unvergleichliche Ode eingegeben hat, welche überschrieben ist: Der Becher, S. 178; wie auch die Nachtgedanken, S. 180; an Lida, S. 183.

Der Leser wird sich erinnern, in dem Buche, welches den Titel führt: *Winkelmann und sein Jahrhundert*, die Bemerkung gefunden zu haben, Winkelmann sey eine durchaus antike Natur gewesen, und diess habe sich auch darin gezeigt, dass er über sich und das Schöne, dem er sein Leben geweiht hatte, nie zur Klarheit gekommen. Allerdings, ein solcher Ausruf, wie wir von unserem Dichter vernehmen S. 203:

> Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
> Und so muss ich dich fassen,

ist in dem Munde eines Homer undenkbar, und da in jener schönen Zeit der Sitteneinfalt die Genialität, um das Höchste und Würdigste in der Kunst hervorzubringen, ohne vollständige Kenntniss des Gegenstandes, worauf sie gerichtet war, nur instinctmässig wirken durfte: so scheint diess die Idee hervorgebracht zu haben von begeisternden Musen, unter deren Einflusse der Dichter stünde. Hievon nimmt der platonische Sokrates Anlass, die Dichter zu verspotten als solche, die nur Werkzeuge in den Händen höherer Wesen wären, und kein Verdienst hätten bey dem, was Vortreffliches durch sie her-hervorgebracht würde. Zum Beweise dessen führt er den Tynnichos aus Chalkis an, der kein der Erwähnung werthes Gedicht gemacht habe, ausser einem Päan, den alle sängen als das schönste Lied, und hieran habe, wie er selber sage, die Kunst keinen Antheil, sondern es sey ein Fund der Musen. Mit eben dem Rechte liesse sich aus der Vielgewandtheit unseres Dichters, wodurch er in den verschiedensten Gattungen der Poesie das Höchste erreicht hat, schliessen, dass an seinen Werken die Kunst einen nicht geringen Antheil habe, und dass alle jene schönen lyrischen, romantischen, elegischen, epigrammatischen, dramatischen und epischen Gedichte zwar göttlich seyen, sofern sie ohne Eingebung von oben, und ohne himmlische Begeisterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menschlich, und im höchsten Sinne des Wortes sein eigen, sofern in einer dem Schönen so ungünstigen Zeit, wie die unsrige, von seiner Seite die höchste Besonnenheit, der treuste Fleiss, und die regeste Energie des Willens erfodert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu seyn, und ihrer in so reichem Masse gewürdigt zu werden. Diess bezeugt unser Dichter selber in der oft gedachten *Zueignung*, wo er die Kämpfe schildert, die er von innen und aussen zu bestehen hatte, ehe er von der Muse die Weihe empfing.

Vielleicht ist es diese Verbindung künstlerischer Genialität mit philosophischer Klarheit des Selbstbewufstseyns, was unseren Dichter am meisten auszeichnet; und wer sich bemühet, die Spuren davon in seinen Werken aufzusuchen, wird immer grössere Unterschiede zwischen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, dass die edle Einfalt dieser sich zu der seinigen verhalte, wie die ursprüngliche, sich selbst nicht kennende Unschuld im goldenen Weltalter zu der wieder erlangten in Elysium.

Man hat seit einiger Zeit öfters die Untersuchung angeregt über das gegenseitige Verhältniss des religiösen Sinnes und dichterischen Geistes. Aus einer gemeinsamen Quelle, der Ahnung des Alls als eines nach Gesetzen innigst verknüpften Ganzen, ent-

springend, nehmen sie verschiedene Richtungen, der eine nach den Erscheinungen hin, um ihrer eine möglichst grosse Anzahl im Zusammenhange darzustellen, der andere nach dem hin, was sich, als den Erscheinungen zum Grunde liegend, durch die Stimme des Gewissens ankündigt. Unbekümmert um die Creatur, sehnt sich der Fromme nach der Vereinigung mit dem Schöpfer durch die Kraft des Glaubens; weniger bekümmert um den Schöpfer, sucht der Dichter sich von der Welt möglichst viel anzueignen durch die Anschauung. Die Übungen, wodurch dieser den Kreis seiner Empfindungen unaufhörlich zu erweitern und seine Sinnlichkeit zu bereichern trachtet, meidet jener als störend, weil er, um die Offenbarungen des göttlichen Geistes zu empfangen, und der Einwirkung seiner Gnade theilhaftig zu werden, der Ruhe und Stille bedarf. Der schnelle und häufige Wechsel von Freud und Leid, und das rege Gefühl dafür bey sich und Anderen, bringt in das Dichterleben eine ungleichförmige, nicht selten ungestüme Bewegung, statt dass den Frommen sein stetes Streben nach der Befreundung und Verähnlichung mit Gott der pythagoräischen *Metriopatheia* immer näher führt. Da der Dichter seinen Geist in bestimmten Werken ausprägt, deren Werth sich von Unzähligen, die nichts Ähnliches hervorzubringen vermögen, erkennen lässt: so findet er für jede Anstrengung sofort Lohn und Aufmunterung in dem Beyfall der Zeitgenossen und dem Vorgefühl des Ruhms bey der Nachwelt. Der Fromme dagegen offenbart die ihm eigenthümliche Sinnesart weniger in bestimmten Mittheilungen, wie etwa in Sprüchen, Liedern, Gebeten, als vielmehr in dem Tone des ganzen Lebens, den nur wenige Gleichgesinnte verstehen und erwiedern können. Von Herzen demüthig, sucht er keine andere Ehre als Gottes, und findet diese in Selbstverleugnung jeglicher Art.

So verschieden dem zufolge der religiöse Sinn ist von dem dichterischen Geiste: so würde man doch irren, zu glauben, dass sie einander ausschlössen. Was kann dem Frommen erbaulicher seyn, als ein vollendetes Werk der Kunst, das als ein bis in die kleinsten seiner Theile wohl verbundenes Ganzes das würdigste Sinnbild ist des vom göttlichen Geiste durchdrungenen Alls; und das geheimnissvolle Helldunkel der Religion, wie könnte es ohne Reiz für den Dichter bleiben, da es der Einbildungskraft ein unermessliches Feld öffnet? Dass auch unser Dichter diesen Reiz empfunden habe, und welche Offenbarungen über das innerliche Leben wir ihm verdanken würden, wenn er ihm öfter gefolgt wäre, beweisen die Bruchstücke *) welche überschrieben sind: *die Geheimnisse* und die Gespräche des Mönches mit Eugenien. Doch ist die hierin sich mittheilende Stimmung keinesweges die bey ihm herrschende; noch viel weniger aber die entgegengesetzte, welche sich in der Ode ausspricht, die überschrieben ist *Prometheus* S. 133. Dass, wer keine anderen Herren über sich erkennt, als *die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal*, einer gewissen Erhabenheit des Charakters und eines sehr edeln Trotzes in der Gesinnung fähig sey, beweiset die Ode unwidersprechlich; kaum aber lässt sich denken, dass ein Dichter sein *verirrtes Auge zur Sonne wenden könne*, ohne einen Laut zu vernehmen, der ihm weissagend zuriefe, es wäre drüber

Ein Ohr zu hören seine Klage,
Ein Herz, wie sein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die Ohngötterey der Sittlichkeit weniger verderblich ist als der Kunst, der sie unvermeidlich den Tod bringt.

Das ächte Glaubensbekenntniss unseres Dichters finden wir in der Ode, die überschrieben ist: *Das Göttliche*, S. 140, und vornehmlich in folgenden Strophen:

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnden!
Sein Beyspiel lehr' uns
Jene glauben.
Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thaten im Grossen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen.

Vermuthlich ist es nur der unendliche Reichthum seiner sinnlichen Anschauungen, was bis jetzo den Dichter gehindert hat, im Geleite dieser Ahnungen so oft, als mancher wünscht, in die verborgenen Tiefen der göttlichen Offenbarung hinabzusteigen, und die Geheimnisse derselben durch die Kunst darstellend zu enthüllen. Doch sind jene Ahnungen gewiss immer hell genug in ihm geblieben, um seine Ansicht von der Natur und Menschheit zu erheitern und alle seine Dichtungen wohlthätig zu beleben. Ihnen ohne Zweifel ist es zu verdanken, dass wir in diesen nirgend so trostlose Klagen antreffen, wie oft bey den Alten, als beym Homer, wo Zeus sagt:

Denn kein anderes Wesen ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget.

oder beym Sophokles, wo der Chor ausruft:

Nie aufleben besiegt gewiss
Jeden Wunsch; und dieweil du lebst,
Ist schnell wieder zu fliehn, von wannen
Du gekommen, gewiss das zweyte.

(*Nach Solgers Übersetzung*).

*) Nach einer dem Vf. dieses Aufsatzes ganz unerklärlichen Anordnung sind sie, wie schon oben bemerkt worden, mit der *Zueignung* unter einem gemeinschaftlichen Namen verbunden. Als ungleichzeitig und aus ganz verschiedener Anschauung entsprungen, können beide Werke nie ein poetisches Ganzes bilden.

Von ihnen auch wohl rühren so schöne beruhigende Züge her, wie die Schlusszeile der Euphrosyne:

— Und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

wie auch die Ermahnung seiner Muse:

Wie viel bist du von andern unterschieden,
Erkenne dich, 'leb' mit der Welt in Frieden.'

ohne jene Ahnungen schwerlich ein so treues Gedächtniss bey ihm gefunden hätte. Die herrliche Elegie, welche überschrieben ist: *Herrmann und Dorothea*, setzt den hohen Werth des sittlichen Charakters unseres Dichters in das helleste Licht, und läfst keinen Zweifel übrig, dass die edeln Gesinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er seiner Muse bey der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben, ihn zu beseelen. — Aus welcher Quelle sie auch entsprungen seyn mögen, niemals wollen wir vergessen, dass einer der reichbegabtesten Dichter, der empfunden hat, was ein menschliches Herz empfinden kann, und die mannichfaltigsten Verhältnisse des Lebens mit gröfster Klarheit durchschauet, keine Ursach fand, dasselbe zu hassen, und nichts darin entdeckte, was hätte seinen Eifer für die Vervollkommnung und Verschönerung desselben schwächen mögen. Eines so trostreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo so Mancher an so Manchem irre wird, und bey so vielen Beyspielen verrathener Freundschaft und gebrochener Treue mit *Schillers* Kassandra voll Wehmuth ausrufen möchte:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Wie sehr auf unseren Dichter die verhängnissvollen Begebenheiten der Zeit gewirkt haben, sieht man aus der Wahl der Gegenstände für mehrere der späteren seiner Werke. Darum ist es als ein Glück für die Kunst anzusehen, dass schon vor dem Eintritt derselben seine Bildung vollendet war. Unter so gewaltsamen Ereignissen, wie in den beiden letzten Jahrzehnden die Welt erschüttert haben, und ohne die ungestörte Ruhe von aufsen, deren der Dichter in den ersten 40 Jahren seines Lebens genoss, hätte schwerlich sein Geist sich so nach allen Richtungen hin entwickeln können, wie er gethan, und namentlich nicht Heiterkeit genug behalten, um neben der ernsten Muse sich auch dem Dienste der komischen zu weihen.

Was der Behauptung des Sokrates, es gehöre für einen und denselben, Tragödien und Komödien machen zu können, und der künstlerische Tragödiendichter sey auch der Komödiendichter, zum Grunde liege, ist unschwer aufzufinden in einer gemeinsamen Idee, worin das Schöne und Lächerliche sich berühren. Wenn gleichwohl so wenige Dichter in beiderley Darstellungen zugleich sich hervorgethan haben: so rührt diess ohne Zweifel daher, dass äussere Umstände ihren Geist frühzeitig nach einer von beiden Richtungen überwiegend hinzogen. Wie innig aber bey unserem Dichter die Phantasie, welche schafft, und der Witz, dessen Freude das Zerstören ist, verbunden sind, zeigen am klärsten die *Epigramme aus Venedig*, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann.

Sie bestehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeisterung, unter deren Einflusse alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein gestimmt waren, um bey jeder noch so leisen Berührung von aufsen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entsteht, die sich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läfst. Der wunderbar schnelle Wechsel tiefsinniger Weisheitssprüche mit so vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Gröfste und Kleinste, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunst, Natur und Geschichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zusammen, denen ähnlich, in welchen er die erste Idee zu grofsen Werken fasst.

Gleichwie in diesen Epigrammen bacchische Begeisterung herrscht: so in den Weissagungen des Bakis prophetische. Wolle Niemand zudringlich dem Dichter die Auflösung dieser Räthsel abnöthigen, oder, die er selber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden sie um so mehr nützen, je dunkler sie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die Vermuthung einiger trübsinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, sich auf die Zeichen der Zeit zu verstehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles dessen, was wir bis jetzo für die Stützen unserer Selbständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus müsste für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehn, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu Weissagungen und Orakeln, so dass auch dereinst vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängniss nicht wüsste, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleisse zu durchforschen, wobey er am sichersten gewönne, was dann ihm am meisten Noth thäte:

Ruh und Lust und Harmonieen
Und ein kräftig rein Bestreben.

Kfd.

1) Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen.* Von *August Lafontaine.* Mit Kupfern. X Theil. 334 S. XI Theil. 358 S. XII Th. 218 S. (Auch unter dem besonderen Titel: *Aline von Riesenstein.* Von *Aug. Lafontaine.* 1, 2, 3 Theil.) 1808. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

2) Riga u. Leipzig, b. Hartmann: *Leontine.* Ein Roman, von *A. v. Kotzebue.* I Th. 328 S. II Th. 440 S. 1808. 8. (4 Thlr. 8 Gr.)

Wir dürfen voraussetzen, dass die Romanleser mit

diesen neuen Producten ihrer beiden Lieblingsautoren schon bekannt sind, und können uns daher auf wenige Bemerkungen beschränken. Im Allgemeinen müssen wir, so ähnlich beide Romane in so fern einander sind, als sie in der Eigenschaft wahrer Kunsterzeugnisse nur einen sehr untergeordneten Werth haben, dem ersteren doch bey weitem den Vorzug geben, in Hinsicht des Ganzen wie der Theile. Der Zweck desselben ist, zu zeigen, wie das Böse nur auf eine Weile das Gute unterdrücken kann, und in sich selbst alles Haltes ermangelnd, sein eigener Zerstörer wird. Zu gleicher Zeit wird der bedingte Werth der Cultur geschildert, und wie künstliche Bildung nur da gesunde Früchte treibt, wo sie einen kräftigen und empfänglichen Boden nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit bearbeitet. Dieses wird in der Person des Magnus von Riesenstein, eines rohen aber unverderbten Natursohnes, in manchem glücklichen Zuge anschaulich gemacht; und so ist auch die Darstellung von dem unhaltbaren Glücke des Bösewichts und seines unvermeidlichen Unterganges von einer sprechenden Wahrheit: nur muss man es missbilligen, dass die Geschichte seiner scheusslichen Teufeley mit solcher Ausführlichkeit und ohne alle Schonung behandelt ist — sie nimmt den ganzen zweyten Theil ein — und so kann man an diesem Gemälde nur ein psychologisches Interesse nehmen; ein höheres war aber wohl des Vfs. Absicht nicht, wenigstens läfst sich dieses, wenn man den allgemeinen Titel: Gemälde des menschlichen Herzens, nach seiner Strenge nimmt, zu seiner Vertheidigung voraussetzen. — Das Gelungenste, das Anziehendste und nicht ohne den Reiz der Neuheit scheint uns der Charakter der Nally; und trefflich wird in ihr geschildert, wie ein edles weibliches Gemüth unter dem Einflusse der Liebe allmählich aus dem Wuste der Eitelkeit und des Eigennutzes, worunter es fast ganz verschüttet lag, sich zu seiner ursprünglichen Reinheit emporarbeitet; gleich wahr und ergreifend ist die Schilderung von Solen's Zweifelmuth, der nach langen und wiederholten Kämpfen endlich mit männlicher Entschlossenheit den Glauben an Nally's Liebe fasst. Nur wäre diesem Gemälde weniger Farbenschmuck zu wünschen, und ein mehr concentrirtes Licht. Es sind der Worte zu viel, ein und dasselbe kommt zu oft wieder, nur unter anderen Bildern. Dieses Überfliesen der ungezügelten Rede ist eine Eigenheit der *Lafontaine*schen Diction, und ein grosser Übelstand; denn die feinen Schattirungen fliessen darüber in einander, und es entsteht ein verwirrendes buntes Gemisch, das die Aufmerksamkeit zerstreut, und die Wirkung der glücklichsten Züge schwächt. —

Als den Zweck seines Romans, *Leontine*, giebt Hr. *v. Kotzebue* in der Vorrede an: „er wolle darin die Armseligkeit des sogenannten guten Rufes, die schrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen, die Gefahren der reinsten Tugend schildern;" — und dieses hat er denn nach seiner Manier redlich gethan. Es war ihm noch nicht genug, die höchst wichtige und grosse Wahrheit: dass es um den guten Ruf in der Welt ein armseliges Ding zu seyn pflege, in Begebenheiten und Handlungen anschaulich zu machen: diesem erhabenen Thema ist, wie billig, ein eigener zwölf Seiten langer Brief gewidmet, welchen wir nicht umhin können, denen angelegentlichst zu empfehlen, die zur Bequemlichkeit des Publicums Sammlungen von Stammbuchsprüchen verfertigen. Hier werden sie zu ihrem Behufe eine ungemein herrliche Ausbeute und zugleich das Verständniss sehr erleichtert finden, indem der Vf. nicht unterlassen hat, die Kernworte gehörig zu unterstreichen, — eine Methode, die er durch das ganze Buch mit rühmlicher Sorgfalt für die zu bessernden und aufzuklärenden Leser beobachtet. Solcher meisterhafter Sprüche, die ins innerste Leben dringen, enthält das Werk noch gar viele; auf einige müssen wir durchaus besonders aufmerksam machen. So heisst es S. 65: „Die *Ehre*, (wir unterstreichen wie der Vf.) diess *conventionelle Wesen*, kann leichter in uns den Eigennutz ersticken, als die *Liebe*, diess *Kind der Natur*. Beym *Lorbeerkranz* sehen wir nicht darauf, ob die Blätter vergoldet sind, aber der *Myrtenkranz* soll schimmern und schwer wiegen, wenn er auch Wunden ins Haupt drückt; und doch entführt uns jenen oft der erste Wind, der aus einer anderen Gegend bläst, indessen *dieser* unseren Sarg noch schmücken wird;" — und S. 228: „Wer in seinem sechs und zwanzigsten Jahre noch nicht geliebt hat, dessen Brust haben die Wellen des Lebens schon zu oft genässt, die Flamme zündet so leicht nicht mehr." Was die schrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen betrifft, so werden diese recht schrecklich geschildert — und die Ehe, von der hier ein Beyspiel aufgestellt wird, ist denn auch recht früh geknüpft: die Vermählte ist erst 14 Jahr alt und so überaus naiv, dass sie an ihre Freundin Amalie schreibt: „Hättest du denn deine Niederkunft nicht noch um einen Monat aufschieben können? Aber du wusstest freylich nicht, dass meine Hochzeit schon so bald seyn würde." Übrigens ist diese Heldin des Romans so höchst und ungemein edel geschildert, dass man sich in das berühmte Musterbuch: *Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte*, versetzt glaubt. Es ist ihr z. B. ein Leichtes, das während der Ehe mit ihrem Gesellschaftsfräulein von dem Ehegemahle erzeugte Kind für ihr eigenes auszugeben, und ihren Gemahl liebt und achtet sie nicht einmal. Schade nur, dass Wallerstein nicht den dummen Streich macht, und Luisen heirathet; dann wäre das Gefährliche der übereilten Heirathen noch klärer ans Licht getreten; aber den schönen Schluss hätten wir alsdann entbehren müssen, wo alles wieder so ins Gleiche kommt, dass man vor Freude und vor Rührung, auf die hier besonders hingearbeitet ist, weinen möchte. — Überhaupt hat uns das ganze Buch ausserordentlich gefallen, jedoch vornehmlich die Porträts von alten Frauen des gemeinsten Schlages; und wir haben in ihnen die Bestätigung unseres Glaubens gefunden, dass Hr. *v. K.*, der fast überall, wo es auf Copieen aus der wirklichen Welt ankommt, ein sehr geschickter Mimiker ist, insonderheit im Darstellen solcher Individualitäten sich als Meister zeigt.

Ha. Ha.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JANUAR, 1809.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: *Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments.* Erster Theil, von Dr. *Johann Leonhard Hug*, Prof. der Theol. an der Universität zu Freyburg im Breisgau. 1808. 444 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der grössere Theil dieser Schrift ist nur für angehende Gelehrte, und besteht in summarischen Übersichten der Kenntnisse, welche man zur Kritik des N. T. mitbringen muss; ein Theil desselben, obwohl der kleinere, wird auch Gelehrte anziehen, denen alles das schon geläufig ist, was die vorzüglichsten kritischen Bearbeiter des N. T. über die äussere und innere Geschichte des neutestamentlichen Textes ausgemittelt haben. Diese Anzeige wird sich daher auch nur bey diesen Abschnitten zu verweilen haben.

In neun Capiteln wird gehandelt: I) vom Alter und von der Ächtheit der Schriften des N. T.; II) von den inneren Kennzeichen ihrer Glaubwürdigkeit; III) von dem Schreibmaterial der Verfasser, und der Herausgabe ihrer Bücher, vom Untergang der Autographen, der Sammlung der einzelnen Schriften und dem Kanon des N. T.; IV) von den inneren Schicksalen des Textes; V) von den ausserwesentlichen Veränderungen, welche mit den Büchern des N. T. vorgenommen worden, (von dem Wechsel des Materials, des ägyptischen Papiers und der Thierhäute, bis im eilften Jahrhundert Baumwollen-Cotton-Papier in Gebrauch kam, von dem Wechsel der Schrift, der Uncialschrift, bis sich die Cursivschrift im neunten Jahrhundert ganz ausgebildet hatte, und im zehnten allgemein ward; von den allmählichen Schritten zur Interpunction, von der Stichometrie des Diaconus Euthalius, der in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Gewohnheit, Zeilenweis zu schreiben, einführte, so dass man so viele Worte in eine Zeile setzte, als ununterbrochen gelesen werden musste, um den Schriftsteller deutlich vorzutragen, bis zu der vollendeten Interpunction im zehnten Jahrhundert; von den Accenten, die schon im vierten Jahrhundert hie und da erscheinen und von Euthalius in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts allgemeiner gemacht wurden; von Auf- und Unterschriften, von allerley Abtheilungen, grössern und kleinern bis zu der Einführung der Versabtheilung durch Stephanus). VI. Von den Handschriften des N. T. nach drey Classen: 1) vor der Einführung der Stichometrie, 2) seit ihrem Gebrauch, und 3) nach ihrer Erlöschung. VII) Geschichte der Ausgaben des N. T. und seines kritischen Apparats. VIII. Von den Übersetzungen des N. T., die einen kritischen Gebrauch zulassen; IX) von den Grundsätzen der Kritik.

Mit der Mässigung des Vfs., als Theolog, historischer Forscher und Kritiker, hat man alle Ursache zufrieden zu seyn. Der erstere tritt nur selten hervor; hält aber, so oft er erscheint, mit Anstand auf Hauptpuncte seiner Wissenschaft. Um im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit des Inhalts des N. T. darzuthun, bleibt er bey dem Charakter stehen, der in demselben von Jesus so durchgeführt sey, wie ihn keine Dichtungsfähigkeit gemeiner und bildungsloser Juden hätte erfinden und durchführen können, und bey den reinen und erhabenen, im N. T. enthaltenen Ansichten über Religion und Sittenlehre, die weit über Jesus und die früheren Zeitalter und den Geist der Nation gegangen sey, aus welcher das Christenthum als isolirtes Phänomen hervorgetreten. Das Wunderbare in Jesus Leben könne für keine Einwendung gegen die Glaubwürdigkeit des N. T. gelten. Jesus selbst sey für sein Zeitalter ein Wunder gewesen; seine Religion das grösste Weltereigniss, das über das Gewöhnliche weit hinausgehe. Das Volk, unter welchem Jesus aufgetreten, habe von jedem Religionsreformator Wunder als Bedingung des Glaubens verlangt: wenn der Erfolg in seinem Vaterlande an diese Bedingung geknüpft gewesen, wie könnten wir die Bedingung von dem Erfolg trennen? u. s. w. Aus dieser einzigen Probe ergiebt sich, zu welcher Ansicht des Christenthums sich der Vf. hinneige: wird ihm aber nicht ein Gegner vorwerfen können, er lege *Wundern* und *Wunderbarem* im Fortgange seines Räsonnements ganz verschiedene Begriffe unter?

Die Beweise, welche der Vf. für seine Materien aus der Geschichte nehmen konnte, sind im Ganzen gut erwogen. Dass er sich daneben historische Vermuthungen erlaubt, wird Niemand befremden, der mit den abgehandelten Gegenständen vertraut ist, wenn sie nur wahrscheinlich combinirt sind. Denn über wie Vieles, das in Anfrage kommt, giebt das christliche Alterthum keinen Aufschluss! So eine historische Vermuthung erklärt den frühen Untergang der Autographen. Die Briefe der Apostel, auf das schwache, leicht verletzliche augusteische Papier geschrieben, hätten sehr früh, schon unter Trajan, gewiss unter Caracalla in den Autographen nicht mehr vorhan-

den seyn können; das Schreibmaterial für die historischen Werke sey zwar wahrscheinlich dauerhafter und geschickter gewesen, der Zeit zu widerstehen: die Autographa von ihnen hätten aber andere Umstände früh aus der Welt bringen müssen. Sie wären wohl Geschwindschreibern dictirt, dann, des anständigeren Äusseren wegen, Kalligraphen, und aus ihren Händen, der Correctheit wegen, Correctoren übergeben worden: hinter einer solchen rein geschriebenen, lesbaren Abschrift, wer hätte sich noch um das schwer zu lesende Exemplar des Tachygraphen bewerben mögen? Unbeachtet ging es unter u. s. w. Durch ähnliche Vermuthungen ist auch die Frage über die Sammlung des N. T. und den Ursprung des Kanons erklärt, und ist man auch einer anderen, als der hier beliebten, Combination zugethan, wer möchte deshalb mit dem Vf. rechten? Bey aller Billigkeit der Art kann es indessen doch nicht fehlen, dass man nicht zuweilen eine strengere historische Prüfung wünschen möchte. So hatten, wie es scheint, Eusebius Vorstellungen von den Schriften des N. T., und seine Inconsistenz bey der Eintheilung derselben in *homologumena*, *antilegomena* und *notha* eine genauere Sichtung verdient. Eben so wenig ist es ganz genau, wenn neben den inneren Kennzeichen von der Ächtheit der Schriften des N. T. auch die Anführungen der Kirchenväter und der sogenannten Ketzerparteyen in Einem Capitel zusammengefasst sind. *Zeugnisse* dafür giebt es nicht. Die Christenpartey mit ihren heiligen Büchern wuchs, von den noch vorhandenen Schriftstellern des ersten Jahrhunderts unbeachtet, zu einer ansehnlichen und weit ausgebreiteten Partey heran: denn was wollen die paar zum Theil nicht einmal ächten, zum Theil missverstandenen Stellen über Christus und seine Anhänger in den Schriften jener Zeit bedeuten? Was sich von *Zeugnissen* zusammenbringen lässt, bewährt nur das Daseyn einzelner Schriften des N. T. in der Mitte des zweyten Jahrhunderts. Ihr Ursprung im ersten Jahrhundert und ihre Ächtheit kann daher entweder gar nicht bewiesen werden, oder es muss aus ihnen selbst geschehen, durch die Zusammenstellung einzelner kleiner Umstände, die mit der damaligen Zeitgeschichte übereinstimmen, aus dem Zusammenhange eines jeden neutestamentlichen Schriftstellers mit dem Zeitalter, in das er gehören soll, aus seiner Sprache, seiner eigenthümlichen Manier nach Abkunft und Stand, seinem in Materie und Form charakteristischen Gepräge. Diese inneren Kennzeichen des Alters und der Ächtheit der Schriften des N. T. verdienen allein Beweise zu heissen; was sich der Art aus Kirchenschriftstellern sammeln lässt, besteht aus blossen Sagen und Traditionen, die für keine Beweise gelten können. Jene wirklichen Beweise sind auch von dem Vf. bündig dargestellt; von den vielen in den Schriften des N. T. wie verloren hingeworfenen Zügen des ersten Jahrhunderts freylich nur einzelne ausgewählt, aber solche, die zu dem Zweck des Vfs. völlig hinreichen. Unter den dazu ausgehobenen Beyspielen scheinen einige neu und dem Vf. eigenthümlich zu seyn, wie das über Lithostroton Joh. 19, 13, das er im Josephus (*de bello Jud. c.* 6 oder 7) wieder findet, und nicht für einen künstlich zusammengelegten Fussboden von Marmor (für kein *pavimentum tessellatum*) ansieht, auf den die *sella curulis* gestellt wurde. Apostelg. 8, 26 soll das αὕτη ἐστὶν ἔρημος aus der Zerstörung seine Erläuterung bekommen, die nach Josephus (*de bello Jud. II. c.* 33) kurze Zeit vor der Belagerung Jerusalems über Gaza von den Juden verhängt worden. — In diesem Abschnitt ist zwar nicht mit Stillschweigen übergangen worden, dass die Manier der Schriftsteller des N. T. eine andere sey, als die, welche im zweyten und den folgenden Jahrhunderten in christlichen und jüdischen Schriften gefunden werde; woraus sich ergiebt, dass das N. T. nicht wohl später könne abgefasst seyn, als es durch die Überlieferung gesetzt wird: nur ist die Ausführung dieser sehr gegründeten Bemerkung etwas zu kurz gefasst; sie hätte wenigstens mit einigen Beyspielen belegt, und so bestimmt ausgeführt werden sollen, als die Annäherung des N. T. an die Manier des Philo dargestellt ist.

Die historischen Beweise für Alter und Ächtheit der Schriften des Neuen Testaments hat man bisher nur aus den rechtgläubigen Kirchenvätern zusammengestellt: der Vf. erkennt das Verdienstliche dieser Sammlungen, auf die *Lardner* grossen Fleiss gewendet, und die *Less* u. a. auf ihre Weise gesichtet haben; wiederholt sie aber nicht, um sein Buch nicht mit Bekanntem zu überladen. Vielmehr sucht er die Spuren von dem Gebrauch des N. T. bey den verschiedenen sogenannten Ketzerparteyen des zweyten Jahrhunderts oder den Secten auf, welche ihre philosophischen und theurgischen Meinungen mit dem Christenthum zu verbinden, und ihre Behauptungen auf das Ansehen der biblischen Bücher zu gründen, und sie gegen Andersdenkende, besonders gegen die herrschende Kirche, aus ihnen zu beweisen gesucht haben. Es sind Celsus, Tatian, Theodot beym Clemens von Alexandrien, einige anonyme Irrlehrer beym Tertullian und Origenes, Marcion, Ptolomäus und Herakleon, Valentin und seine Schule, endlich die Ebioniten. Da der fromme Eifer der katholischen Kirche ihre Schriften vernichtet hat, und man sich bey diesen Untersuchungen gegenwärtig bloss an Anführungen halten kann, die gelegentlich bey den Widerlegungen der Kirchenväter vorkommen, oder bey der Darstellung der Beweise, welche die Ketzer für ihre Meinungen gebraucht haben sollen: so kann natürlich die Ausbeute nicht sehr reich seyn. Aber wer sollte auch ihre Armuth nicht mit Dank annehmen? Man würde sie noch dankbarer erkennen, hätte der Vf. nicht zu sichtbar sich bemüht, sie reicher zu machen, als sie der Natur der Sache nach seyn kann, und daher nicht mehr in die von ihnen handelnden Stellen gelegt, als bey einer uneingenommenen Kritik aus ihnen hervorgeht. Aber wie fängt es z. B. der Vf. an, um darzuthun, dass Tatian's Diatessaron *unsere* vier

Evangelien enthalten habe? Eusebius erzählt: „die Severianer (ein Nebenzweig der tatianischen Schule) bedienen sich des Gesetzes, der Propheten und der Evangelien." Kein Mensch, (sagt der Vf.) kann unter *Evangelien* etwas anderes denken, als *unsere* vier katholischen Evangelien. Da nun Eusebius fortfährt: „das Oberhaupt der Severianer, Tatian, hat durch die Zusammenstellung der Evangelien sein Diatessaron verfertiget:" so muss sein Diatessaron aus unseren vier Evangelien zusammengestellt gewesen seyn. Wie folgt dieses? Einmal zugegeben, dass die Evangelien der Severianer *unsere* vier Evangelien gewesen wären: sagt denn nun Eusebius, dass das Diatessaron bey den Severianern vorhanden sey, d. i. dass sie sich dessen bedienten? sagt er nicht vielmehr, „das Diatessaron sey nur noch *bey einigen* vorhanden?" und unterscheidet er es nicht durch diesen Zusatz von den Evangelien der Severianer? Eusebius gesteht ausdrücklich, er kenne das Diatessaron nicht genau; er habe es nie gesehen; er wisse daher nicht, wie darin die Zusammenstellung der Evangelien beschaffen gewesen: wie kann man nun behaupten: Eusebius brauche *Evangelien* in dieser Stelle immer in demselben Sinne? immer von *unseren* vier Evangelien? Es gab ja die verschiedensten Schriften unter dem Namen Evangelien: und da Eusebius das Diatessaron nie gesehen hatte, so konnte er gar nicht wissen, ob es nicht mitunter aus anderen Evangelienbüchern zusammengesetzt war. Will man mit dem Vf. erwiedern: „durch die Besitzer des Diatessaron mag es Eusebius gewusst haben," so darf man entgegen fragen: wo hätte er dieses geäussert? und hätten es die Besitzer des Diatessaron vorgegeben, woher wussten sie es? etwa durch eine genaue Vergleichung? wie lässt sich diese in jenen Zeiten erwarten? Doch auch diese angenommen, so wissen wir ja, was sie als Resultat gefunden haben: „es fehlten die Genealogieen und andere Sätze und Ausdrücke, welche Christus als einen Abkömmling Davids nach menschlicher Zeugung erklärten." Es kam also das Diatessaron nicht mit *unseren* Evangelien, wenigstens mit Matthäus und Lukas nicht überein; und da die Geschichte noch andere Evangelienbücher kennt, denen auch die Genealogie mangelte, (wie der Fall beym Evangelium der Hebräer war): warum sollte man nicht wahrscheinlich finden dürfen: das Diatessaron habe im Matthäus wenigstens sich diesen verlornen Evangelienbüchern genähert? Etwa desswegen nicht, weil Theodoret im 5 Jahrhundert behauptet: „Tatian habe die Genealogieen und andere dem Diatessaron mangelnde Stellen der katholischen Evangelien *abgerissen?*" Ist das mehr als Hypothese? und zwar Hypothese des Lehrers, der das Diatessaron nicht weiter in den Gemeinen dulden wollte? Warum soll nicht darauf geachtet werden, dass es die Alten auch das Evangelium der Hebräer nannten? Und wenn Clemens von Alexandrien vorgiebt, dass Tatian die Worte ἐπὶ γῆς μὴ θησαυρίζειν, ὅπου σὴς καὶ βρῶσις ἀφανίζει verdreht habe: lässt sich daraus mit Sicherheit folgern, dass er *unseren* Matthäus, in welchem sich diese Worte (6, 19) finden, gebraucht habe? Enthalten nicht auch die Denkwürdigkeiten der Apostel bey Justin dem Märtyrer, die bekanntlich mit dem Evangelium der Hebräer in grosser Verwandtschaft standen, dieselben Worte? — Auf ähnliche Weise ist auch des Vfs. Kritik bey Marcion's Evangelium nicht unbefangen zu Werk gegangen. Damit eine frühere Spur von *unserem* katholischen Lukas zum Vorschein komme, soll derselbe in Marcion's Händen, und des Letzteren Evangelium ein von ihm abgekürzter und veränderter Lukas gewesen seyn. Allerdings nennt Tertullian den Marcion einen *emendatorem* und *purgatorem*, und behauptet unter Schmähungen, der Text des marcionitischen Evangeliums sey erst von Marcion durch willkührliche Verstümmlungen geschaffen worden: aber bewährt sich auch diese Beschuldigung durch die Erfahrung? Noch haben wir eine Anzahl Fragmente von Marcion's Evangelium: stellen sich dieselben als *purgationes* und *emendationes* dar? Wie mochte der Vf. leugnen, dass Marcion von seinem Evangelium behauptet habe, es habe allein noch seine ursprüngliche Gestalt, und sey so aus den apostolischen Tagen auf ihn gekommen? Behauptete nicht Marcion, selbst nach Tertullian's Worten, der katholische Lukas sey *interpolatus a protectoribus Judaismi?* Darf man nicht mit eben dem Rechte aus diesen Worten folgern, Marcion habe schon ein kürzeres Evangelium vorgefunden, das mit unserem Lukas sehr verwandt war, und daher die bey einer Vergleichung entdeckten Erweiterungen des letzteren für Interpolationen gehalten, als der Vf. aus Tertullians *purgavit et emendavit Marcion* folgert: Marcion selbst möge seinen Evangelientext nicht für den in Handschriften seiner Zeit bereits vorhandenen, sondern für eine, erst durch ihn von Zusätzen gereinigte, für eine emendirte, kritische Ausgabe ausgegeben haben? Und welche Folgerung hätte grössere Wahrscheinlichkeit? Die erstere oder letztere? Lehrt nicht die ganze Geschichte der Evangelien, dass die Kirchenväter jede Abweichung von den katholischen für eine vorsätzliche Abänderung ausgegeben haben, weil es nur vier ächte Evangelien, nur die, welche die katholische Kirche besitze, gebe, ja sogar nur geben könne? Ist es nicht daher ihre Gewohnheit, sogleich von einem *purgare* und *emendare* zu sprechen, wenn sie auf Verschiedenheiten in den Evangelienbüchern anderer Parteyen stossen? Bey solchen Erscheinungen kann man auf ihr Urtheil allein nichts bauen; unbekümmert um dasselbe, muss man sich vielmehr an die Proben halten, welche sie aus den abweichenden Evangelien geben. Worauf die Fragmente aus Marcion's Evangelium führen, ist nicht schwer zu finden, wenn man nur sehen und finden will.

Am anziehendsten und reich an eigenthümlichen Ansichten und Beobachtungen ist der Abschnitt dieser Einleitung, welcher die kritische Geschichte des Textes der Schriften des N. T. enthält. Obgleich ein kritisches Blatt, das für das grosse Publi-

cum bestimmt ist, in eine Untersuchung nicht eingehen kann, für und wider die sich bloss durch eine Induction von Lesearten streiten läst: so darf diese Anzeige doch nicht die Hauptideen des Vfs. übergehen, um die Aufmerksamkeit der Kritik auf sie zu lenken.

Der Vf. nimmt 3 Hauptepochen an, die einflussreich auf die Beschaffenheit des neutestamentlichen Textes gewirkt haben. Schon im *ersten Zeitraum*, bis nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, hat der Text des N. T. gar sonderbare Veränderungen erlitten, ob man gleich seine Bücher für Werke göttlichen Ursprungs ansah. Man erlaubte sich einzelne Hebraismen wegzuschaffen, unverständliche Ausdrücke durch verständlichere zu erklären, dunkle Stellen durch Zusätze deutlicher zu machen, überflüssige oder doch überflüssig scheinende Wörter, besonders gehäufte Synonyme herauszuwerfen, bey Abschnitten, die öffentlich vorgelesen wurden, die Anfangs- und Schluss-Zeilen beyzufügen, welche man beym Herausreissen einer Stelle aus ihrem Zusammenhang nöthig finden mochte, um ihr eine selbstständige Gestalt zu geben; in den Evangelien insonderheit flocht man oft den Text der Parallelstellen in einander, anderwärts wurden Bruchstücke aus den sogenannten apokryphischen Evangelienbüchern eingetragen u. s. w. Einen auf die beschriebene Weise bereits corrumpirten Text des N. T. braucht schon Clemens von Alexandrien in seinen Schriften; und da seine eigenthümlichen Lesearten in den Evangelien sich im *Cod. D.* (zu Cambridge) wiederfinden: so kann man annehmen, dass diese Handschrift den verwilderten Text dieses Zeitraums ohngefähr enthalte. Bruchstücke desselben Textes geben die Citationen des Origenes, und die Lesearten, welche Thomas vor Charkel aus einer Handschrift im Kloster des h. Antonius zu Alexandrien an den Rand der philoxenischen syrischen Version getragen hat; vollständiger liefern ihn die alten lateinischen Übersetzungen nebst den sogenannten latinizirenden Handschriften und die syrische Peschito; doch letztere mit einem merklichen Unterschied. In der Peschito ist er etwas reiner oder weniger verdorben, sey es nun, dass sie aus einem noch nicht ganz so verdorbenen und durch Zusätze verunstalteten Codex des N. T. gemacht worden, oder dass der uns bekannt gewordene syrische Text der Peschito unter der Hand eines Revisors gewesen ist, der ihn den späteren kritisch gereinigten griechischen Handschriften des N. T. conformer gemacht hat. Es theilt sich daher der Text dieses Zeitraums in zwey Äste, einen ägyptischen oder alexandrinischen, bey den Kirchenvätern Clemens von Alexandrien, Origenes und in der ägyptischen Handschrift des Thomas von Charkel befindlich, der sich weit in das Abendland verbreitet hat, und einen syrischen, in der Peschito, der meist nur auf Syrien eingeschränkt geblieben ist. Da man den corrumpirten Text der Septuaginta vor der Besserung, welche Origenes mit ihm vorgenommen hat, die *editio vulgata* genannt hat: so könnte man den auf oben beschriebene Weise verdorbenen Text des N. T. gleichfalls die *κοινὴ ἔκδοσις* nennen. *Zweyter Zeitraum.* Um das Unkraut des verwilderten Ackers auszujäten, haben Hesychius in Ägypten, Lucian zu Antiochien, und Origenes zu Tyrus die besseren und älteren Handschriften ihrer Gegenden verglichen, und das als richtigen Text angenommen, worin ihre Handschriften übereinstimmten. So entstanden kurz nach einander drey verschiedene gebesserte Ausgaben der *κοινὴ ἔκδοσις* in verschiedenen Gegenden: die Hesychische kam in Ägypten und Alexandrien zu öffentlichem kirchlichem Ansehen; die Lucianische breitete sich von Syrien her über Kleinasien in Thracien und Byzanz aus; die Origenische herrschte in Palästina. Die beiden ersten sind aus der Geschichte bekannt, die uns auch erzählt, wie sie das Abendland als Denkmäler einer übel angewendeten Kritik verworfen habe, und bey ihrem hergebrachten Text der *κοινὴ ἔκδοσις* standhaft geblieben sey. Die dritte Ausgabe ist ihrem Daseyn nach nicht abzuleugnen; nur ihr Urheber wird nicht ausdrücklich von der Geschichte genannt. Der Vf. legt sie dem Origenes bey, und sieht sie für seine letzte Arbeit an, die er zu Tyrus, wo er seine Tage beschloss, verfertigt haben möge. Man dürfe sie daher in den Schriften des Origenes nicht suchen, die vielmehr der *κοινὴ ἔκδοσις*, mit Zuziehung mehrerer Handschriften, folgten. Eine Ausgabe davon habe vielleicht Pierius nach Origenes Tod erst besorgt, da Hieronymus die Handschriften des Origenes und Pierius so mit einander verbinde, dass man glauben möchte, sie hätten einerley Text enthalten. Für den zweyten Verbreiter habe man wohl den grossen Verehrer des Origenes, Pamphilus, den Stifter der Bibliothek zu Cäsarea, anzusehen, welcher der Geschichte zufolge mehrere Exemplare des N. T. theils selbst abschrieb, theils abschreiben liess, um sie unter Männer und Frauen, welche am Bibellesen ein Vergnügen fänden, als Geschenk auszutheilen. Nach geographischen Berührungen hätte man zu Tyrus Handschriften der *κοινὴ ἔκδοσις* von beiden Ländern, von Ägypten und Syrien, zu erwarten gehabt, wodurch in einer dort verfertigten gebesserten Ausgabe des N. T. alexandrinische und syrische Lesearten in Verbindung hätten kommen müssen. Und der Charakter des Textes dieser dritten Recension halte wirklich die Mitte zwischen Lucian und Hesychius.

(*Der Beschluss folgt.*)

FORTSETZUNGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Magazin neuer Fest- und Casual-Predigten, Tauf- und Trau-Reden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge.* Von *C. G. Ribbeck* und *G. A. L. Hanstein.* 10ter Th. 1808. VIII u. 360 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) S. Recens. d. 6ten Theils. 1804. No. 302.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Predigten für denkende Verehrer Jesus*, von *J. H. B. Dräseke*, Prediger zu St. Georg bey Ratzeburg. 2te Sammlung. 1808. XIV und 430 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) S. Recens. der ersten Samml. 1804. No. 302.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JANUAR, 1809.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: *Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments.* Von D. *Johann Leonhard Hug* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von Origenes freylich, der den Muth nicht hatte, das Verwerfliche aus der Septuaginta geradezu auszustreichen, sondern lieber Asterisken und Obeln zur Einschaltung und Verwerfung gewählt habe, könne man beym N. T. noch weniger eine absprechende Kritik ohne kritische Zeichen erwarten. Aber wahrscheinlich habe auch Origenes verbesserte Ausgabe des N. T. ihre Asterisken und Obeln gehabt: denn die zweyte syrische Version, die sich in Lesearten an diesen dritten verbesserten Text halte, sey mit solchen kritischen Zeichen versehen, die doch wohl aus einem griechischen Manuscript abstammen müsten. Es sey daher wahrscheinlich, dass es zweyerley Abschriften von Origenes Recension des N. T. gegeben habe: eine mit kritischen Zeichen von Pierius, woraus die zweyte syrische Version verfertigt worden; eine ohne alle kritische Zeichen, die geradezu ausliess, was Origenes verdammt, und aufnahm, was er gebilligt hatte, die Ausgabe von Pamphilus, weil Ausgaben mit kritischen Zeichen für gemeine Leser, für die Pamphilus das N. T. abgeschrieben habe, nicht gewesen wären. Da nun Andere in demselben Fall waren, und zum Gebrauch Abschriften ohne kritische Zeichen vorzogen: so verloren sich die Abschriften mit kritischen Zeichen aus dem gewöhnlichen Gebrauch in Bibliotheken, mit welchen sie ihren Untergang fanden; die Abschriften ohne kritische Zeichen blieben allein übrig. Wie nun die vorhandenen kritischen Autoritäten der Evangelien, der Apostelgeschichte, der Briefe und Apokalypse unter diese drey Recensionen des neutestamentlichen Textes vertheilt werden, lässt sich in der Kürze nicht ausziehen, und würde auch nur den wenigen Lesern dieser Blätter, welche die Siglen der Handschriften im Gedächtniss haben, verständlich können dargestellt werden. *Dritter Zeitraum.* Kaum waren diese drey gebesserten Ausgaben in Umlauf gekommen, so fing ein neues Gemisch zu neuen Verwirrungen an. Die Handschriften des gebesserten Textes interpolirte man wieder aus der κοινὴ ἔκδοσις, und trug in sie wieder ein, was die drey Kritiker herausgeworfen hatten; man verglich Handschriften der drey verbesserten Ausgaben unter einander, und veränderte die eine aus der anderen; man schaltete die Vermuthungen und Deutungen der Kirchenväter Stellenweis ein u. s. w. So verglich Euthalius im Jahr 462 den alexandrinischen Text (des Hesychius) mit dem eigenhändigen Exemplar des Pamphilus zu Cäsarea (dem Text des Origenes), und warf die entdeckten Abweichungen als blosse Varianten an den Rand. Andere bedeckten gleichfalls den Rand ihrer Handschriften mit Lesearten, ohne sie als blosse Varianten zu bezeichnen; sie wurden im Fortgang der Zeit für Besserungen des Textes angesehen, und als solche in den Text eingerückt. Man schrieb aus Handschriften, die nur einen Theil des N. T. enthielten, vollständige Mscpte vom ganzen N. T. zusammen, und brachte dadurch Stücke von ganz verschiedenen Recensionen in Einem Codex in Verbindung. Von allen Seiten ein buntes Gemisch.]

Von diesen vier Texten, der κοινὴ ἔκδοσις und ihren drey in verschiedenen Ländern gemachten Recensionen, hängt nun der mechanische Theil der Kritik des N. T. ab, zu der auch der Vf. im letzten Capitel seines Buchs eine kurze Anleitung giebt. Was in allen Handschriften der κοινὴ ἔκδοσις gefunden wurde, das war die wahre Leseart. Da uns nun die Zeit jene vollständigen Denkmäler der Kritik geraubt hat: so muss man aus den Resten derselben und ihren in einzelnen Autoritäten noch vorhandenen drey Recensionen den wahren Text zusammensuchen, und das, worin sie übereinstimmen, für den ächten und ältesten Text halten. Zu diesem Zweck müsste vor allem jeder der vier Texte hergestellt werden, damit sich Übereinstimmung und Abweichung übersehen liesse; bey den abweichenden Stellen hätte die Specialkritik ihr Amt anzufangen, und nach besonderen Regeln zu bestimmen, welche von den Lesearten, in welchen Verschiedenheit der κοινὴ ἔκδοσις und den drey Recensionen herrscht, die grösste kritische Wahrscheinlichkeit für sich habe u. s. w.

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, dass der Vf. in der Kritik des N. T. zwischen dem bisher üblichen Recensionensystem, und dem schwankendern, das entweder nur Autoritäten zählt, oder sich bloss an eine gewisse Gattung von Handschriften hält, auf eine ihm eigene Weise einen Mittelweg wählt. Darüber ist längst keine Frage mehr, dass die Kritik des N. T. die Autoritäten nicht zählen, sondern abwägen müsse; dass zur Abkürzung und Sicherung der kritischen Operationen beym N. T. die Schei-

dung der Handschriften, Kirchenväter und Übersetzungen in Familien das beste Mittel sey; dass der innere Zusammenhang der kritischen Autoritäten aus den Lesearten selbst sich ergeben müsse. Aber wo den Faden finden, auf den sich alles reihen lässt? Man hat den Origenes an die Spitze gestellt. Welchen Widerspruch dieser Versuch in den neuesten Zeiten gefunden habe, ist bekannt. Der Vf. tritt auch auf die Seite dieser Gegner, indem er behauptet, Origenes citire in seinen Schriften die κοινὴ ἔκδοσις, folglich einen sehr corrumpirten und verwilderten Text; aber er macht doch auch wieder auf einem anderen Wege den Origenes zu einem der Hauptführer in der Kritik durch die Hypothese, dass seine letzte Arbeit eine kritische Recension des N. T. gewesen sey, von der also noch nichts in seinen Werken gefunden werden könne. Er hat ihr auch durch eine Reihe sich begegnender Umstände die Wahrscheinlichkeit gegeben, die sich ihr geben lässt. Nur erregt dagegen starkes Bedenken, dass in diesem Fall Hieronymus, wenn er beym N. T. von Origenes redet, sich gar sonderbar ausdrückt; dass er immer nur von *Codicibus Origenis*, nie aber von einer ἔκδοσις spricht; und dass überhaupt das ganze christliche Alterthum, das von den kritischen Verdiensten des Origenes um die Septuaginta so voll ist, von diesen seinen ähnlichen Verdiensten um das N. T. tiefes Stillschweigen beobachtet. Zum Glück kommt nichts auf den Namen, sondern alles auf die Sache an. Eine dritte Classe von Handschriften bestätiget sich durch Erscheinungen, die sich ohne ihre Voraussetzung nicht erklären lassen: ist aus diesen die Sache dargethan, so fehlt zu ihrer Begründung nichts, als ein Zeugniss des Alterthums. Es wäre zu wünschen, und zur Widerlegung der Zweifler besser, wenn es die Zeit überlebt hätte; aber den unbefangenen Forscher wird der Mangel davon nicht kümmern, wenn nur aus der Beschaffenheit der Lesearten, wie der Fall ist, eine solche dritte Recension hervorgeht. Denn nach des Vfs. Vorstellung sind die Texte, die er annimmt, wahre Recensionen, d. i. durchweg verbesserte Ausgaben. Sollte sich auch bey einer Durchführung seines Systems durch das N. T. (die der Rec. noch nicht hat versuchen können) nicht alles bewähren: so wird doch dem Vf. das Verdienst bleiben, Fragen der neutestamentlichen Kritik, über die wir noch lange nicht im Reinen sind, frey von blosser Nachbeterey auf eine neue, ihm eigene Weise, ohne alle polemischen Ausfälle erörtert zu haben.

G. A.

Altona, b. Hammerich: *Uransichten des Christenthums nebst Untersuchungen über einige Bücher des neuen Testaments.* Von D. H. H. Cludius, Superintendenten in Hildesheim. 1808. 367 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

In einer vorausgeschickten Einleitung giebt der Vf. einen Überblick über die mannichfaltigen Formen und Erscheinungen des Christenthums in der Periode seiner Entstehung, und über die Ursachen dieser Mannichfaltigkeit. Wenn wir seine Absicht recht verstehen: so wollte er dadurch das Resultat gewinnen, dass das Christenthum durchaus nicht etwas Einzelnes, Bestimmtes, Fixirtes sey, sondern eine Gesammtheit von mehreren einzelnen Erscheinungen, aus welchen immer neue hervorgegangen und noch immer hervorgehen, und er bahnte sich somit den Weg zu der Aufgabe, die ersten dieser Erscheinungen, die für uns in der späteren Zeit constitutiv geworden, nämlich die verschiedenen im N. T. bemerkbaren Lehrbegriffe, in ihrer Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit darzustellen. Der sonderbare Titel: *Uransichten des Christenthums* soll weiter nichts bezeichnen, als eben diese verschiedenen Formen des Christenthums nach den Documenten des N. T., und die Arbeit des Vfs. ist eigentlich weiter nichts, als eine *Theologie des N. T.* oder *biblische Dogmatik*, nach der unerlässlich nothwendigen Auseinandersonderung der verschiedenen Vorstellungen der verschiedenen Verfasser. Allein leider hat der Vf. nicht mit der Unparteylichkeit und Kritik, auch nicht mit der Freyheit des Geistes und mit der Einsicht in das Wesen der Religion gearbeitet, welche zu einer solchen Darstellung nothwendig ist. Wir müssen den Versuch im Ganzen für verunglückt erklären, wollen aber dabey nicht leugnen, dass diese Schrift viel einzelne gute Bemerkungen und Ansichten enthält, von denen wir auch einige bemerkbar machen wollen.

Gleich der erste Abschnitt: *die Darstellung der Lehre Jesu*, ist ganz verfehlt. Wir finden hier nicht etwa die sämmtlichen Aussprüche Jesu, welche uns die Evangelien aufbewahrt haben, zusammengestellt und in ein System gebracht, sondern bloss und allein die *Gotteslehre* Jesu aus den drey ersten Evangelien ausgehoben mit willkührlicher einseitiger Auswahl. Es sind die allgemeinsten abstractesten Sätze, wie sie eigentlich gar nie vorkommen. §. 1. „Gott ist Allvater und allvollkommen," ist aus Matth. 5, 48 gezogen, wo es heisst: „darum sollt ihr vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist", worin schwerlich so viel liegt, als der Vf. gefunden hat. §. 7. „Durch Böses thun und durch Unterlassung guter Thaten, wozu man Gelegenheit und Vermögen hat, bereitet der Mensch sich ewige Strafen," ist Extract und Quintessenz von Matth. 25, 14 ff., und eben daraus §. 8. „Alle gute Thaten sollen ewig belohnt werden." Allein in dieser abstracten Allgemeinheit sind diese Sätze gar nicht wahr. In der angeführten Stelle ist vom messianischen Gericht die Rede; diese Vorstellung wegzulassen, sind wir schlechterdings nicht berechtiget. In der Einleitung sagt der Vf. sehr richtig: „Nur von dem wird man sagen können, dass er am besten und am treusten ausgehoben habe, wer dem Schriftsteller weder etwas zusetzt, noch irgend etwas von einigem Belange übergeht u. s. w."; das letztere thut aber hier offenbar der Vf. Und was sollen denn nun diese Sätze? Soll diess die Lehre Jesu seyn? Das wäre ein sehr dürftiges Evangelium gewesen, eine Lehre ohne Leben, ohne Kraft und Wirkung. In keinem Gemüth — die Gemüther neuerer Religionsphilosophen

ausgenommen — bildet sich eine so klägliche Allgemeinheit, wie diese angebliche Gotteslehre Jesu ist. Jede Religion, zumal die eines Religionsstifters, ist individuell und eigenthümlich, mögen allgemeine Sätze und schon da gewesene Lehren darin vorkommen, so viel nur wollen, irgend eine Seite derselben hängt mit der Individualität des Inhabers zusammen. Die Religion Jesu mag unendlich viel geistiger gewesen seyn, als sie uns durch die Evangelien überliefert ist; von ganz anderer Gestalt, als die kantische Religionsphilosophie, war sie gewiss. Das aber wollte unser Vf. nicht. Er wollte sich ein Christenthum zurechtsetzen, wie es die Kritik jedes Religionsphilosophen aushalten könnte, d. h. ein Christenthum bestehend aus 10 abstracten Paragraphen, die man nur in philosophisches Deutsch zu übersetzen brauchte, um sie in jedes Compendium der Religionsphilosophie aufnehmen zu können. Darum wählte er auch nur die Gotteslehre Jesu aus, und da er denn so willkührlich verfuhr, so konnte er dann freylich sich über seinen Fund so freuen: „Hier sieht man kein auf Judenthum gepfropftes, oder von Moses nothwendig ausgehendes Christenthum, sondern eine ganz einfache, freye und vernünftige Religion, welche sowohl der Jude als der Heide, und dieser sowohl wie jener, annehmen konnte, — eine Lehre, die für alle Menschen, für die gröfsten Denker und für die einfältigsten Seelen pafst, und allen geistlichen und sittlichen Bedürfnissen des Menschen angemessen ist." (S. 22.) Alles Übrige der christlichen Lehre, als vom Reiche Gottes, von Jesu Person u. s. w., hält der Vf. für Hülle und Einkleidung, zu welcher sich Jesus habe bequemen müssen, um Eingang bey seinen Zeitgenossen zu finden. Der Vf. muss besser von Jesu eigener Überzeugung unterrichtet seyn, als wir es zu seyn uns rühmen können.

Das Evangelium Johannes scheint dem Vf. unbrauchbar, um daraus Jesu Gotteslehre zu ziehen. Während der Evangelist sich so viele Mühe gebe zu erweisen, dass Jesus der Messias sey, und dass man an ihn glauben müsse, um das ewige Leben zu erlangen, sage er fast gar nichts, was denn Jesus eigentlich von Gott gelehrt habe, das man glauben müsse, und was er als Gottes Willen vorgeschrieben, was er verlangt, gestiftet oder vorbereitet und eingerichtet habe. Wir begreifen nicht, wie diess der Vf. verstehen mag, da er nachher im 4 Abschnitte eine Menge Lehrsätze aus dem Evangelium Johannes auszieht, die ja nach demselben alle Jesu in den Mund gelegt werden, und von denen sich doch gewiss viele auf das hätten zurückführen lassen, was der Vf. Gotteslehre nennt. Hatte der Vf. vielleicht die gewiss richtige Ansicht vom Evang. Joh., dass es zu *subjectiv* geschrieben sey, um als Quelle der Lehre Jesu selbst zu dienen? Uns erscheint das Evangelium Johannes ganz als das Product einer individuellen Betrachtungsart von Jesu Lehre und Geschichte (sey es nun eines Mannes oder einer Schule), während das Evang. Matthäi das objective Gepräge der Tradition trägt.

Was nun die Darstellungen des Christenthums, welche der Vf. nach den verschiedenen Schriftstellern und Lehrern selbst, als nach Matthäus, Johannes, Paulus, Jacobus, nach den Briefen der Hebräer, dem 1 Br. Petri und der Apokalypse, in den folgenden Abschnitten giebt: so dürfen wir allerdings seinen Fleiss und den Reichthum der zusammengestellten Data loben, finden uns aber nicht befriedigt durch die Art der Zusammenstellung, indem selten der lebendige Punct einer Lehre gehörig ins Licht gesetzt ist, und der Vf. wieder zu viel abstrahirt hat. — Die Darstellung der Lehre des Matthäus scheint uns noch am besten gelungen, das Messianische ist ziemlich gut herausgehoben. Den Lehrbegriff des Johannes eröffnet der Satz: „Äussere Religionen, d. i. solche, welche lehren, welche also von aufsen nach innen auf den Menschen wirken sollen, hat es schon gegeben. Aber alle diese, wie sie auch seyn mögen, verfehlen des grofsen Zwecks, die Menschen zu erleuchten und zu heiligen. Wahre Gottesverehrung muss von innen kommen u. s. w." nach Cap. 4, 24, womit der Vf. zu der *geistigen Veränderung* übergeht, welche Jesus in den Menschen hervorzubringen gesandt worden. Uns scheint diese Zusammenstellung zu künstlich und doch auch nicht ganz richtig. Ein ähnliches falsches systematisches Bestreben zeigt sich im Lehrbegriff des Apostel Paulus, der mit dem Satze eingeleitet wird: „Gottes Daseyn, und das Erkennbare von Gott zeigt sich an der Schöpfung der Welt dem verständigen Menschen, wenn er auf die Einrichtung der Natur achtet; und auch in dem Gewissen des Menschen verkündigt sich Gott," worauf denn Paulus übrige Lehre von Gott folgt. Aber diese Lehre ist so wenig eigenthümlich, dass sie gewiss nicht die Grundlage seines Lehrbegriffs ausmachen darf.

Doch wir können uns nicht in eine ausführliche Kritik dieser Darstellungen einlassen, und gehen lieber zur Anzeige dessen über, was über die Kritik der neutestamentlichen Bücher vorkommt. Der Vf. ist der Meinung, dass das Evang. Matth. mancherley Zusätze und Veränderungen erlitten, noch ehe es ins Judengriechische übertragen worden, die man aber nicht mehr entdecken und sondern könne; indessen sondert er die beiden ersten Capitel ab, wie es bekanntlich schon mehrere gethan haben. Auch die neuesten Zweifel über das Evangelium Johannes haben bey unserem Vf. Eingang gefunden. Er nimmt eine Überarbeitung desselben an, und spricht von einem „*zweyfachen Evangelium*" S. 72. Der Hauptgrund dieser Annahme, dass die Anführung der Wunder und der Erweis der messianischen Würde Jesu aus denselben nicht in den Sinn des Evangelisten passe (S. 69), möchten wir schwerlich vertheidigen. Der Vf. unterscheidet auch falsch zwischen *Zeichen* und *Wundern* (σημεια und τερατα), da doch jene gewiss nichts weiter sind als diese. Mit mehr Grund kann man den Eingang vom Logos für den Zusatz einer fremden Hand ausgeben, wie diess auch geschehen ist. Ganz misbilligen müssen wir aber den Versuch des Vfs., den ursprünglichen Anfang des Evangeliums wieder herzustellen (S. 58): er ist nichts wei-

ter als willkührlich. Unter den Gründen für einen ausländischen Bearbeiter des Evangeliums, (dergleichen sich allerdings finden), ist der unrichtig, dass das Evangelium Jesus binnen Zeit von 24 Stunden die Reise von Judäa nach Galiläa machen lasse: denn τῇ ἡμέρᾳ τῇ τρίτῃ Cap. 2, 1 ist wahrscheinlich von Jesu Abreise an gezählt. Unverholen hat der Vf. die Differenzen zwischen dem Evangelium Johannis und den drey ersten aufgezeigt, welche für den Unbefangenen gewiss sehr bedeutende Winke sind. Auch scheint er nicht jene lächerliche Vorliebe für das Johanneische Evangelium zu haben, mit welcher Viele es über alles Übrige im N. T. erheben. Einige Schwächen desselben hat er recht gut bemerkt. Vgl. S. 86. 88. Über die Verwandtschaft des 1 Br. Joh. mit dem Evangelium urtheilt er zu günstig (S. 52); indessen hält er es nicht für unbezweifelbar, dass dieser Brief von Johannes sey.

Die Exegese des Vfs. hat uns in mehreren Stellen nicht genügt. Zwar hat er von neologischen Erklärungen selten Gebrauch gemacht, ihm sind noch die Wunder im Matthäus wirklich das, was sie sind, die Erfüllungen der alttestamentlichen Weissagungen sucht er nicht zu blossen Parallelen zu machen u. dgl. m.; aber über Jesu höhere Abkunft nach dem Johanneischen Evangelium urtheilt er ziemlich neologisch S. 77 ff., wiewohl er sich nicht ganz gleich zu bleiben scheint; die Deduction des Begriffes von λόγος hat uns nicht ganz gefallen, und den Versöhnungstod Jesu sucht er mit Unrecht wegzuexegesiren S. 35 und 55. In der Deutung der Apokalypse ist der Vf. auch zu engherzig: die Auferweckung der Todten ist ihm nichts als Andeutung des Übertritts der Heiden zum Christenthum, und der neue Himmel und die neue Erde soll nur von der Verwandlung der moralischen Welt zu verstehen seyn (S. 334).

Im Ganzen ist uns das Buch ein erfreulicher Beweis von der sich immer mehr verbreitenden liberalen Behandlung der Bibel, und von der Ausübung „des Rechts, was (das) die ersten Christen hatten und übten, das Christenthum frey, nach Anleitung einer oder der anderen apostolischen Urkunde (warum nicht auch ohne eine solche?) zu bilden.“ Unsere Zeit, die so viele Fesseln gebrochen, sollte doch endlich auch die entehrenden der Bibliolatrie von sich werfen, zumal da ein *Lessing* hier vorangegangen ist.

n.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Zerbst*, b. Kramer: *Versuch einer metrischen Psalmenübersetzung*, von M. *Joh. Christoph Vollbeding*, Diak. u. Rector in Werder u. s. w. 1806. 96 S. 8. (8 Gr.) Schon die Seitenzahl lässt schliessen, dass hier nicht der ganze Psalter übersetzt seyn könne; man findet auch nur Ps. 1 bis 30, die in einer metrischartigen Verdeutschung geliefert werden. Vergebens sieht man sich in diesen Bogen nach einer Belehrung über die Absicht dieser neuen Übersetzung um, und wir können daher auch nicht sagen, ob es der Vf. bey diesem Versuch bewenden lassen, oder seine Arbeit fortsetzen will. Wir können ihm zum Letzteren nicht wohl rathen, da dieser Versuch nichts enthält, was ihn dem Publicum auf irgend eine Weise wichtig machen könnte. Die Treue der Übersetzung, nach welcher Hr. *V.* gestrebt zu haben scheint, ist nicht überall gleich, und die Diction nicht immer edel genug.

Die Inhaltsanzeigen und Anmerkungen sind kurz und unbedeutend. Bey Ps. 1 S. 3 heisst es: Der Vf. dieses Psalms ist unbekannt; er kann von David, oder doch von einem Zeitgenossen desselben, er kann aber auch von einem späteren Vf. gesungen seyn.“ Der 2te Ps. wird als eine Warnung für Ungehorsame beym Regierungsantritt Salomo's ausgegeben; eine bekannte, unwahrscheinliche Hypothese, die hier aber als ausgemachte Wahrheit vorausgesetzt wird. Bey dem Ausdruck: *Erdenkönige* V. 2 steht S. 8 die Anmerkung: „Es waren sehr kleine Könige. Sie thronten im Staube und zollten der israelischen Krone Tribut.“ Ob es wohl für den gefeyerten König sehr ruhmvoll gewesen wäre, wenn ihm bloss der Sieg über solche *Regulos* zugeschrieben wurde? Ps. 18, 5 (S. 50) steht ohne weiteren Beweis: „*Belial* war der König des Todtenreichs.“ Mehrere Psalmen sind ganz ohne Anmerkung; Neues fand Rec. nirgends. Druck und Papier sind vorzüglich.

R.

1) *Greifswalde*, b. Eckhardt: *De argumento et autore Epistolae ad Hebraeos.* Dissertat. inaug. quam moderante Viro Magnifico D. *Theoph. Schlegel* — pro gradu Licentiati in S. Theol. rite obtinendo publico examini defert *Gustavus Bratt*, Philos. Mag. Philol. sacrae et LL. OO. Docens. 1806. 20 S. 4.

2) Ebendas.: *Programma* D. *Theoph. Schlegel*, S. Theol. Prof. prim. Eccles. per Pomer. Suec. et Rug. Superint. Gener. etc., *in quo difficilis vox ἁρπαγμὸς in Ep. ad Philipp. II. 6 explicatur et explicatio per vocem chald.* עדי *rapinam et ornamentum significantem illustratur.* 1806. 18 S. 4.

Das Band, wodurch diese Schriften mit einander verbunden sind, besteht nicht bloss in dem äusserlichen Umstande, dessen der Titel erwähnt, sondern hauptsächlich in der Übereinstimmung in hermeneutischen Grundsätzen und exegetischer Methode. Man wird in Hn. *B.* leicht den würdigen Schüler eines ehrwürdigen Veteran's der theologischen Literatur, der hier abermals einen Beweis seiner vielseitigen Gelehrsamkeit abgelegt hat, erkennen. Mit philologischer Genauigkeit und kritischem Scharfsinne werden von Hn. *S.* die verschiedenen Erklärungen von ἁρπαγμὸς durchgegangen und sodann gezeigt, dass es, wie das aramäische עֲדִי, dessen Bedeutungen ausführlich entwickelt werden, am besten durch *ornamentum* zu übersetzen sey. Desshalb aber nimmt der Vf. dennoch kein aramäisches Original an (wie z. B. *Bolten*). Er sagt hierüber S. 15: „*Ego quidem non certissime affirmem, Paulum vocem* עדי *a me propositam in animo habuisse, quamvis neque impossibile sit, neque a vero abhorreat, quoniam Paulus stilum graecum ad hebraicam linguam conformare consuevit.*“ Der Vf. erinnert recht passend an die ἐξουσία 1 Kor. 10, 11, welche nur durch einen Aramäismus (שלטוניא oder שבים, *vitta muliebris*) befriedigend erklärt werden kann. So mag man im N. T. immer Orientalismen, nicht bloss in Gedanken und Bildern, sondern auch in einzelnen Ausdrücken annehmen, ohne desswegen zu der schwachen Hypothese von aram. Ur-Evangelien und Ur-Episteln seine Zuflucht zu nehmen.

Die Abh. No. 1, welche die eben angeführte veranlasste, enthält zwar nichts Neues, zeugt aber von guten Kenntnissen und einer zweckmässiggn Methode. Hr. *B.* legt zuerst den Inhalt des Briefs an die Hebräer kurz und deutlich dar. Er zeigt, dass darin keine von dem Inhalte der übrigen neutestamentlichen Schriften abweichende Lehre vorkomme, und dass die einzige Stelle K. 6, 4 ff., welche als Ausnahme betrachtet werden könnte, sich recht gut mit anderen Aussprüchen, besonders Matth. 19, 24, vereinigen lasse, indem το ἀδυνατον u. s. w. entweder „*de impossibilitate morali*“ oder „*de summa difficultate emendationis eorum, qui a veritate Evangelii semel agnita defecerint*“ zu erklären sey. Von S. 10 an wird vom Vf. des Briefs gehandelt. Nach historisch-kritischer Darstellung der verschiedenen Hypothesen wird die Vermuthung, dass es der Apostel *Paulus* sey, als die wahrscheinlichste angenommen und durch gute Gründe unterstützt. Bey den äusseren Gründen stimmt Hr. *B.* in das Resultat des Origenes ein: ου μεν εικη οι αρχαιοι ανδρες Παυλου αυτην παραδεδωκασι — was auch die Meinung des Rec. ist. Bey Darlegung der inneren Gründe hat der Vf. viel Richtiges gesagt; doch hätten wir der Stelle K. 2, 3 eine ausführlichere und die Schwierigkeiten mit mehr Evidenz entfernende Erklärung gewünscht. Die Vermuthung *Berger's*, dass unser Brief eine *Homilie* sey, hätte allerdings Berücksichtigung verdient.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 JANUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

Cassel, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie.* Tome I, contenant les decrets rendus depuis le 1er Decembre 1807, jusqu'au 1er May 1808. No. 1 à 37. 855. XIX und 37 (Register) S. Tome II, contenant les decrets rendus depuis le 25 Avril 1808, jusqu'au 25 Aout 1808. No. 38 à 55. 707 S. XVII S. Chron. Überf. 20 S. alphabet. Regifter. 8. (Der Jahrgang 20 Fr.)

Alle königlichen *Decrete*, welche zur allgemeinen Wiffenfchaft gebracht werden follen, und alle *Gefetze* werden in dem Königreiche Weftphalen durch das Gefetz-Bülletin bekannt gemacht. Diefe Bekanntmachung gefchiehet in franzöfifcher und deutfcher Sprache; doch leidet es keinen Zweifel, dafs der franzöfifche Text als das Original anzufehen, und in der Anwendung der Überfetzung, fobald diefe als mangelhaft erfcheint, (welches bisweilen der Fall ift) vorzuziehen fey. Nach dem königl. Decrete vom 6 Febr. 1808 erhalten diefes Gefetz-Bulletin von Amts wegen folgende Staatsdiener und Behörden zugefchickt: die Minifter, Staatsräthe, Präfecten, Unterpräfecten, Gerichtshöfe und Tribunäle, deren Präfidenten, die General- und königlichen Procuratoren und Friedensrichter. Wenn in der deutfchen Überfetzung des genannten Decrets auch die Maire hinzugefügt find: fo ift diefes ein Irrthum, denn diefe erhalten daffelbe für ihre Gemeinden nur gegen ein Abonnement von jährlich 12 Franken, welches einen Theil der Gemeine-Ausgaben ausmacht. Diejenigen öffentlichen Beamten, welche das Gefetz-Bulletin nicht von Amtswegen bekommen, können fich darauf ebenfalls mit 12 Franken abonniren, und entrichten das Geld dafür an den Diftricts-Einnehmer, Privatperfonen aber abonniren fich bey den Poftdirectoren. Diefe von Frankreich entlehnte Einrichtung, die gefetzlichen Vorfchriften in einem fortlaufenden Werke zu publiciren, (welche jedoch in mehreren deutfchen Ländern nicht unbekannt war,) ift gewifs im höchften Grade zweckmäfsig, und es wäre fehr zu wünfchen, dafs fie überall, wo fie noch nicht exiftirt, eingeführt würde.

Das Gefetzbuch Napoleons, welches bekanntlich durch die Conftitution in dem Königreiche Weftphalen gefetzliche Kraft erhalten hat, enthält im erften Artikel eine Verordnung, nach welcher die Promulgation eines Gefetzes in dem Departement der kaiferlichen Refidenz einen Tag nach der Promulgation als bekannt angenommen wird, und in jedem anderen Departemente nach Verfliefsung eben diefer Frift, wenn folche mit eben fo viel Tagen vermehrt feyn wird, als der Hauptort des Departements Entfernungen von 10 Myriameter, (oder ohngefähr 20 altfranzöfifchen Meilen,) von der kaiferlichen Refidenz entfernt liegt. So wie dem *Code Napoléon* eine Tabelle beygefügt ift, woraus diefe Entfernungen ohne Weitläuftigkeit zu erfehen find: fo enthält auch das königl. weftphälifche Decret vom 27 Jan. 1808 ebenfalls Beftimmungen über den Zeitpunct, wo die Gefetze anfangen follen, verbindliche Kraft zu haben. Jedes Gefetz hat hienach verbindliche Kraft in dem Departemente der königlichen Refidenz am Tage nach der Promulgation. Im Leine- und Harz-Departement am zweyten Tage nach demjenigen, wo es in Caffel als bekannt angenommen wird. Im Ocker-, Saal- und Werra-Departement am dritten, im Wefer-Departement am vierten, und im Elbe-Departement am fünften Tage. Die im Gefetz-Bulletin eingerückten Decrete erhalten in jedem Departemente am Tage nach der Ankunft des Bulletins im Hauptorte des Departements ihre verbindliche Kraft; eine Frift, die vielleicht in manchem Falle zu kurz feyn möchte.

Wenden wir nun unferen Blick in das Innere diefer Sammlung von Gefetzen eines Staats, der fein Dafeyn dem Siege und der Eroberung verdankt, welche Schätze legislativer Weisheit, und welche das Herz erhebende Humanität erblicken wir in derfelben! Stets ift es der *Vater*, der mit feinen *Kindern*, das Oberhaupt des Staates, welches mit den *Bürgern* deffelben fpricht. Nirgend erfcheint der Sieger, nirgend der *Herr*. Allenthalben erblickt man Sorgfalt, die durch den Krieg gefchlagenen Wunden zu heilen, und das aus fo manchen disparaten Theilen zufammengefetzte Reich zu einem auch durch Übereinftimmung der Gemüther verbündeten Ganzen zu bilden. Es ift im höchften Grade intereffant zu bemerken, wie ein Gefetz gleichfam aus dem anderen hervorzugehen fcheint, und wie das Ganze zu Einem Zwecke hinwirkt, der dem Auge des aufmerkfamen Forfchers nicht entgeht. Diefer überall hervorleuchtende Zweck ift unftreitig der, das KR. Weftphalen in feinen Einrichtungen dem fo eng verbündeten Frankreich fo ähnlich als möglich zu machen. Aber auch diefe allenthalben hervorherrfchende Tendenz hindert den weifen Gefetzgeber nicht, die franzöfifchen Einrichtungen einer ftrengen Revifion zu unterwerfen, und fie erft nach folcher, nachdem fie, wo es

nöthig war, modificirt oder verbessert wurden, auf westphälischen Boden zu verpflanzen. Unstreitig ist es vorzüglich der Minister der Justiz und des Innern, der französische Staatsrath *Simeon*, dem das Königreich diese weise Prüfung und Sichtung der französischen Gesetze verdankt. Unter seinen Augen erhielt Frankreich eine neue Gesetzgebung, er selbst lieferte dazu wichtige Beyträge, er hatte Gelegenheit, das Treffliche oder Mangelhafte der neuen Legislation zu bemerken, und es war denn auch Niemand fähiger als er, der erste Mitarbeiter an der Bildung des neuen Staates zu werden.

Da der Raum dieser Blätter eine Anzeige *aller* in vorliegenden Theilen des westphälischen Gesetz-Bülletins enthaltenen königl. Decrete nicht erlaubt: so müssen wir uns darauf beschränken, die merkwürdigsten derselben zur Kenntniss unserer Leser zu bringen. — Unstreitig nimmt unter den gesetzlichen Vorschriften Westphalens die Constitutions-Urkunde, womit das Bulletin beginnt, den ersten Rang ein. Da jedoch dieses ewig merkwürdige Document schon den höchsten Grad der Publicität erreicht hat: so übergehen wir dessen Inhalt mit Stillschweigen. Nur *die* Bemerkung sey uns erlaubt, dass durch die Constitutions-Urkunde Westphalens besiegte Völkerschaften Rechte erhalten haben, welche bis jetzt solche Nationen, die sich gegen die Bedrückung ihrer Herrscher auflehnten, nach langem Kampfe und endlichem Siege, kaum zu verlangen wagten. Gewiss ist die National-Repräsentation Westphalens als musterhaft anzusehen; dass sie aber nicht bloss auf dem Papiere stehe, hat die Erfahrung durch den ersten westphälischen Reichstag gezeigt.

Eine im höchsten Grade wichtige Rolle spielt im KR. Westphalen *der Staatsrath*. Er wurde durch das k. Decret vom 24 Dec. 1807 (*Ges. Büll.* No. 5) organisirt, und besteht in der Regel unter dem Vorsitz des Königs, 1) aus den Prinzen vom Geblüte, 2) den Ministern, 3) den Staatsräthen, 4) den Auditoren, 5) dem General-Secretär. Diess Collegium bildet sich in Generalversammlungen, und theilt sich in Sectionen, nämlich a) in die der Justiz und des Innern (diese pflegt sich unter Umständen wieder in Unterabtheilungen zu trennen), b) der Finanzen, c) des Kriegs. Oft werden zwey oder mehrere Sectionen mit einander vereinigt. Die Liste der Staatsräthe wird alle drey Monate festgesetzt. Diejenigen, welche sich nicht auf dieser Liste befinden, hören *dadurch* auf, Staatsräthe zu seyn. Es liefert diese Einrichtung ein Gegenbild zu dem 49, 50 und 51 Artikel der Constitution, der von einer grossen legislativen Weisheit zeugt. Nach diesen Artikeln ist der Stand der Richter unabhängig. Nur das Appellationsgericht kann, auf die Denunciation des General-Procureurs, oder eines seiner Präsidenten, von dem Könige die Absetzung eines Richters, welchen es in der Ausübung seiner Amtsverrichtungen einer Verletzung seiner Pflichten für schuldig hält, begehren. In diesem einzigen Falle kann die Absetzung eines Richters vom Könige ausgesprochen werden. Der richterliche Stand musste bloss von den Gesetzen abhängen, *nur so* konnte er unbeschränktes Vertrauen des Publicums erwerben. Dem Könige musste es aber gänzlich frey stehen, allein, und ohne Gründe angeben zu dürfen, zu beurtheilen, wie lange er Jemandem dasjenige Vertrauen schenken wolle, welches ein Mitglied des Staatsraths nothwendig besitzen muss. Nur durch die Erfahrung läfst es sich erforschen, ob Jemand, der sonst ein im höchsten Grade brauchbarer Staatsbeamter seyn kann, ganz zu jenem hohen Posten passe. Lehrt diese Erfahrung das Gegentheil: so ist kein Grund vorhanden, ihn ferner darauf zu lassen. Von diesem Gesichtspuncte ist unstreitig diese Einrichtung zu betrachten, die leicht einer unrechten Auslegung unterworfen seyn könnte. Der Gehalt der Staatsräthe ist 14000 Franken. — Die *Auditoren* des Staatsraths bilden eine Pflanzschule für künftige Staatsbeamte. Sie haben kein Votum und dürfen nicht eher sprechen, als bis sie dazu aufgefodert werden. Sie fertigen Relationen über ihnen aufgetragene Gegenstände. Ihr Gehalt besteht nur aus 1000 Franken. Der *General-Secretär* ist zu gleicher Zeit Archivar. Sein Gehalt besteht in $\frac{2}{3}$ der Besoldung eines Staatsraths. — Es hat der Staatsrath keine Initiative, sondern er berathschlagt nur über diejenigen Gegenstände, welche an ihn verwiesen werden. Hievon sind nur solche ausgenommen, welche von den Parteyen selbst vor ihn gebracht werden können, nämlich: 1) Jurisdictionsstreitigkeiten zwischen der Verwaltung und den Gerichten; 2) Streitigkeiten über Arbeiten und Lieferungen u. s. w. für den königl. Dienst; 3) Cassationsgesuche. Es hat nämlich der Staatsrath zugleich genau die Functionen des französischen Cassationsgerichts, vermöge welcher er die Cassation eines in letzter Instanz erlassenen Urtheils erkennen kann, sobald solches offenbar den Gesetzen zuwider ist, oder wenn bey Verhandlung der Sache gegen die gesetzliche Form gefehlt wurde. Der Staatsrath hat jedoch nicht das Recht, nach einer solchen Cassation das Urtheil zu reformiren, sondern er ist gehalten, die Sache an Richter, welche bey der Fällung des cassirten Urtheils nicht mitwirkten, und wenn es von dem Appellationsgerichte gefällt war, an dessen vereinte Sectionen, mit Ausschluss derjenigen, welche das Urtheil abgab, zu verweisen. Eine vorzügliche Function des Staatsraths ist die Discussion und Redaction der Gesetz-Entwürfe, welche den Reichsständen zur Annahme vorgelegt werden. Verschiedene der ersten Mitglieder des Staatsraths befinden sich in diesem Augenblick (Nov. 1808) nicht mehr auf der Liste, so wie sie im 126 Stück des *westphäl. Moniteurs* bekannt gemacht ist. Es wird nicht uninteressant seyn, diese Liste zu kennen, welche wir deshalb hersetzen. *Section der Justiz und des Innern:* die Hnn. *v. Wolffradt*, Präsident, *v. Biedersee*, *v. Coninx*, *Leist*, *Joh. v. Müller*, Graf *v. Meerfeldt*. *Sect. der Finanzen:* die Hnn. *v. Martens*, Präs., Graf *v. Bochholz*, *Malchus*, *Potau*, *v. Malsburg*, *Lasleche*. *Kriegs-Section*: die Hnn. *Morio*, Präsid.,

Graf *Hardenberg*. Nachher sind noch der Präfect des Leine-Departements, Hr. *v. Hövel*, und der Hr. *v. Bar*, Präsident des Districts-Tribunals zu Osnabrück, zu Staatsräthen ernannt, so dass also dieses Collegium jetzt 17 Staatsräthe enthält. Mit welchem Vertrauen gegen seine Regierung muss es den Westphalen erfüllen, das erste Collegium des Königreichs mit solchen Männern besetzt zu sehen! Viele von ihnen standen bereits unter den vorigen Verfassungen an der Spitze der Geschäfte, und genossen des uneingeschränkten Zutrauens der Fürsten und Staatsbürger. Unter diese gehören der Präsident der Section der Justiz und des Innern, *v. Wolffradt*, welcher Anfangs Präsident der Justiz-Canzley zu Wolfenbüttel, nachher aber braunschweigischer Justiz- und Finanz-Minister war; Hr. *v. Biedersee*, Präsident der Regierung zu Halberstadt, und Hr. *v. Coninx*, Präsident der Regierung zu Paderborn. Hr. *v. Biedersee* vereiniget jetzt mit seinem Posten als Staatsrath den eines ersten Präsidenten des Appellations-Hofes zu Cassel, und Hr. *v. Coninx* ist zugleich einer der geheimen Cabinets-Secretäre des Königs und Director der Verwaltung der königl. Capitalien und Öconomate (Verwaltung der geistlichen Güter). Die Namen *Joh. v. Müller*, *Martens* und *Leist* zeigen, welchen Werth der König v. W. auf wissenschaftlichen Ruhm legt. So ist also dieses Collegium aus einer Vereinigung von Geschäftsmännern und Gelehrten der ersten Gröfse gebildet, aus deren Kreise nichts Mittelmäfsiges hervorgehen kann.

Durch das k. Decret vom 11 Jan. 1808 (G. B. No. 11) wurde die Verwaltungsordnung des Königreichs organisirt. Wir halten uns hiebey um so weniger auf, da sie ganz die bekannte französische ist. Das Departement verwaltet ein Präfect, den District ein Unter-Präfect, und die Communen ein Maire. Der Gehalt der Präfecten besteht in 10000 bis 12000 Franken, der der Unter-Präfecten in 3000 bis 4000 Fr. Die Maire erhalten keinen eigentlichen Gehalt, sondern nur eine Entschädigung aus den Einkünften der Gemeinde, welche durch ein Reglement festgesetzt werden soll.

Durch das königl. Decret vom 22 Jan. 1808 (G. B. No. 12) ist die Aufnahme der Urkunden des bürgerlichen Zustandes (*actes de l'état civil*), welche in Frankreich die Maire zu besorgen haben, den Geistlichen aufgetragen, oder vielmehr gelassen, da sie, in einer höchst unvollkommenen Form, dieses Geschäft bereits in ganz Deutschland ausüben. Jetzt müssen hierin im K. W. ganz die Vorschriften des napoleonischen Gesetzbuches beobachtet werden. Zu jener Abweichung von der französischen Einrichtung hat unstreitig eine in Frankreich gemachte Erfahrung Veranlassung gegeben, deren auch *Locré* in seinem bekannten Werke über den *C. N.* Erwähnung thut. Nicht allenthalben, sagt dieser, wurden die Geistlichen zweckmäfsig durch die Maire ersetzt, und manche grosse Unordnung in den Civilregistern datirt von der Periode dieser Veränderung. Dass nicht ähnliche Unordnungen auch im K. W. eintreten mögen, hat man auf alle mögliche Art zu vermeiden gesucht. Eine Instruction des Justizministers, welche Formulare für jeden Fall enthält, und die mit dem G. B. versandt ist, macht die Verfahrungsweise so deutlich, dass nur ein gewöhnlicher Grad von Menschenverstand dazu gehört, um keine Fehler zu machen. Eine grofse Anzahl besonders gedruckter Privat-Anweisungen sucht denselben Zweck zu erreichen. Wir werden nächstens eine kurze Anzeige dieser, gröfstentheils überflüssigen Büchlein, liefern. — Noch bemerken wir, dass die Urkunden des bürgerlichen Zustandes von den katholischen Geistlichen in lateinischer, von den übrigen in deutscher Sprache aufgenommen werden. Die Register der Juden besorgt, nach einer späteren königl. Verordnung, der Maire des Orts.

Durch das königl. Decret vom 23 Jan. 1808 (G. B. 12) sind die Leibeigenschaft, und die Überbleibsel davon, als das Gesinde-Zwang-Recht, die Verbindlichkeit zur Einwilligung des Gutsherren zur Verheirathung, der Sterbefall u. s. w., die persönlichen Frohndienste, d. h. solche, die einer Person bloss desshalb obliegen, weil sie Vasall ist, oder einen gewissen Ort bewohnt, und die unbestimmten Dienste, die jenen in Rücksicht des Besitzes eines Grundstücks obliegen, aber von der Willkühr dessen, der sie zu fodern hat, abhängig sind, aufgehoben. *Bestimmte* Dienste, die von *Gütern* geleistet werden, sind conservirt. Solchergestalt hat man die Vorschriften der Constitution mit den erworbenen Rechten der Gutsherren zu vereinigen gewusst. — Gewiss würde es eine Ungerechtigkeit gewesen seyn, diesen Gerechtsame zu nehmen, die, wenn gleich nicht stets, doch oft aus Contracten herrührten. Ein späteres Königl. Decret hat noch bestimmter den Unterschied der festen und ungewissen Dienste auseinandergesetzt.

Das königl. Decret vom 27 Jan. 1808 hebt eine andere Ungerechtigkeit auf, indem es den Juden *alle* Gerechtsame der übrigen Staatsbürger einräumt. Mögen die Juden Westphalen, (zu deren Bildung der berühmte *Jacobsohn* durch seine musterhafte Erziehungs-Anstalt zu Seesen, welche auch von christlichen Zöglingen besucht wird, so Vieles beyträgt,) zeigen, dass sie dieses grofsen Beweises des königl. Zutrauens nicht unwürdig sind, damit nicht, wie in Frankreich hat geschehen müssen, neue Verordnungen sie wieder eines Theils der erworbenen Vorrechte berauben, und sie unter eine lästige besondere Aufsicht setzen!

Das königl. Decret v. 5 Febr. 1808 enthält merkwürdige Dispositionen, die Capitel und geistlichen Stiftungen betreffend. Ihre Statuten sollen untersucht, und nach der in der Constitution vorgeschriebenen Form abgeändert werden. Bis diess geschehen ist, wird keine Präbende besetzt, sondern nach ihrer Erledigung werden die Revenüen derselben zur Oconomats-Casse (welche zur Tilgung der Reichsschulden bestimmt ist) gezogen. Aufser diesen Vacanz-Revenüen muss noch überdiess von allen fortbeste-

henden Präbenden der zehnte Theil der jährlichen Einkünfte zu obiger Casse eingeliefert werden. Doch erstrecken sich die Verfügungen des gegenwärtigen Decrets nicht auf diejenigen geistlichen Diener, welche zur kirchlichen Verfassung wesentlich gehören, und mit der Austheilung der Sacramente und dem Religionsunterrichte beauftragt sind. Auch sind die katholischen Domstifter, an deren Spitze ein Bischof steht, davon ausgenommen, wenn die Zahl der Präbenden nicht über zehn beträgt.

Eins der merkwürdigsten königl. Decrete ist unstreitig das vom 27 Januar 1808. (G. B. No. 15), durch welches die französische Verfassung der Gerichtshöfe auf westphälischen Boden, mit wenigen Modificationen, verpflanzt wurde. Die Jurisdiction des Appellationsgerichts zu Cassel geht über das ganze Königreich. Es besteht aus 3 Präsidenten, 26 Richtern, einem General-Procurator und zwey Substituten. Der erste Präsident erhält 10,000 Fr., die beiden anderen und der Gen. Pr. 8000 Fr., die Richter 4000 bis 6000 Fr. Besoldung. Die Appellationssumme ist 1000 Fr. Capital oder 100 Fr. jährliche Revenüe. Jedes Departement hat ein Criminalgericht, welches aus einem Präsidenten, 2 Richtern und einem General-Procurator besteht. Bis jetzt sind die Geschwornen noch nicht zur Anwendung gebracht. Doch (Nov. 1808) verfertigt man bereits die Listen derselben, und so wird dann nächstens mit der bereits publicirten Criminal-Process-Ordnung die Beurtheilung der Thatumstände des Verbrechens durch Geschworene Anwendung finden. Besoldung der Präsidenten 5000 bis 6500 Fr., der Richter 2500 bis 4000 Fr., der Gen. Pr. 3000—5000 Fr. Jeder der 27 Districte des Reichs hat ein Tribunal erster Instanz, welches aus einem Präsidenten, 5 Richtern und einem königl. Procurator besteht. Einer der Richter besorgt, nach einer dreymonatlichen Abwechslung, die Instruction der peinlichen Sachen, welche dem Criminal-Gericht zur Entscheidung zugesandt werden. Die Districts-Tribunale haben auch die Ausübung der correctionellen Justiz, vermöge welcher sie bis zu zweyjähriger Gefängnissstrafe, und jede Geldstrafe erkennen können. Was die Besoldung der Mitglieder dieser Tribunäle betrifft, so erhalten die Präsidenten von 3500—6000 Fr., die Richter von 1800—4000 Fr., die königl. Procuratoren von 2400—4500 Fr. Diese Besoldung ist gröfstentheils zu gering, daher denn auf dem Reichstage der allgemeine Wunsch der Nation, die Besoldungen der Richter zu erhöhen, laut wurde. Der König nahm auch denselben sehr gnädig auf, und liess officiell zur Abhelfung dieses grosen Bedürfnisses Hoffnung machen. Die Geschäfte der königl. und General-Procuratoren, welche stets den Sitzungen der Gerichtshöfe beywohnen, sind ganz dieselben als die ihnen in Frankreich zustehenden. Sie sind die Wächter der Gesetze, die Vertheidiger der Waisen, Wittwen, Ehefrauen, Unmündigen, und überhaupt solcher Personen, die unter einer Curatel stehen. Bekleidet den Posten eines königl. Procureurs ein Mann, der seiner gewachsen ist: so kann er unglaublichen Nutzen stiften. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, welches aus einem Friedensrichter und zwey Gehülfen besteht. Der Friedensrichter erkennt über alle persönliche und bewegliche Sachen betreffenden Klagen bis zu dem Belauf von 74 Fr. (20 Thlr.), ohne dass appellirt werden kann, mit der Appellation aber bis zu 148 Fr. Real-Sachen, insofern sie nicht Streit über Besitz betreffen, gehören sogleich vor die Districts-Tribunäle. (Diese haben dadurch eine grosse Anzahl Sachen enthalten, welche von den ehemaligen Regierungen, Justiz-Canzleyen und Hofgerichten nicht beurtheilt wurden, obgleich alle Sachen, die vor diese gelangten, mit Einschluss der Consistorial-Jurisdiction, zur Competenz der Districtsgerichte gehören.) Die Rechtsmittel der Supplication, Leuteration und *restitutio in integrum* sind abgeschafft. *Ein* Erkenntniss endet die Sache, wenn sie nicht appellabel ist. Bis zur Einführung der auf dem Reichstage debattirten Processordnung, welche die gröfste Ähnlichkeit mit der französischen hat, und wodurch die Behandlung der Sachen durch mündlichen Vortrag (Plaidiren) in öffentlichen Audienzen am 1 März 1809 eingeführt wird, beobachten die Gerichtshöfe die alten Process-Ordnungen. —

Das k. Decret vom 29 Jan. errichtet eine Legion königlicher Gendarmen von 144 Mann mit Einschluss der Officiere. Ein Institut, dessen wohlthätige Folgen für die Sicherheit im Innern schon sehr merklich ist. Eine Vermehrung dieses Corps wäre gewiss wünschenswerth.

Das k. Decret vom 6 Febr. enthält Verfügungen die Jagd betreffend. Die unmenschlichen, Deutschland schändenden Strafen der Wilddieberey sind, wie es von Westphalens humaner Regierung zu erwarten stand, abgeschafft. Geld- und mäfsige Gefängniss-Strafe hat die Karre und den Tod ersetzt. Wie manchem Unglücke wird dieses weise Gesetz vorbeugen! In den Wäldern des Sollinges (an der Weser) und des Harzes war ein Forstbedienter, der einem Wilddieb im Walde begegnete, seines Lebens nicht sicher. Dieser, aus Furcht entdeckt zu seyn, und nun den gröfsten Theil seines Lebens in Ketten zubringen zu müssen, schoss, und mancher Forstbediente büfste auf solche Weise sein Leben ein. Um einer Strafe von 20, 30 bis 100 Franken, oder um einer Gefängnissstrafe von 4—6 Wochen, die erst bey der dritten Betretung auf 3 Monate erhöht wird, zu entgehen, wird kein Wilddieb zum Mörder werden wollen. Möge doch dieses weise Gesetz eine allgemeine Nachahmung finden!

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Viller's Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lübeck an dem Tage, Donnerstags den 6 Nov. 1806 und folgenden vorgefallen sind.* A. d. Franz. übers. 3te Aufl. 1808. 102 S. 8. (12 Gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1808. No. 64.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

Cassel, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie etc.* To. I et II,

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das k. Decret vom 11 Febr. organisirt das Postwesen. — Das k. Decret vom 18 März (No. 24) bestimmt die Art und Weise, wie die Wahl-Collegien der Departementer gehalten werden sollen. Von diesen Versammlungen, welche im Frühlinge 1808 überall Statt hatten, werden die Reichsstände ernannt, sie präsentiren dem Könige die Candidaten zu den Stellen der Friedensrichter, der Departements-, Districts- und Municipal-Räthe. Für jede zu machende Ernennung werden zwey Candidaten vorgeschlagen. Die Regierung eines grösseren Staats kann unmöglich im Stande seyn, eine so genaue Kenntniss der Individuen zu haben, um zweckmässig die genannten Stellen besetzen zu können. Es ist daher unstreitig eine sehr weise Einrichtung, die Wahl dazu den vorzüglichsten Staatsbürgern, auf deren Interesse es besonders ankommt, zu überlassen. Das königl. Decret vom 31 März (No. 28) giebt der jüdischen Nation des Königreichs Consistorien. Das vom 12 März enthält den ersten Titel des militärischen Straf-Codex, und zwar den Artikel von der Desertion. Die Strafen derselben sind, nach Beschaffenheit der Umstände des Verbrechens, der Tod, das Kugelschleppen, öffentliche Arbeit, Geldstrafe, welche in jedem Falle Statt findet. Die zum Kugelschleppen Verurtheilten werden zu Arbeiten in den Festungen gebraucht. Sie müssen eine zweypfündige, an einer 5 Fuss langen eisernen Kette befestigte Kugel schleppen. Da der westphälische Soldat auf eine äusserst menschliche Art behandelt wird, wovon man bisher bey den deutschen Armeen keinen Begriff hatte: so steht zu erwarten, dass diese gegen die Desertion festgesetzten Strafen nur selten zur Anwendung kommen werden. „Des Königs Wille ist, (sagt der Kriegsminister in dem *Reglement für den inneren Dienst, die Policey und die Mannszucht der Infanterie*,) dass die Soldaten mit Sanftmuth und Menschlichkeit behandelt werden; dass ihnen nie einiges Unrecht angethan werde, dass sie in ihren Obern nur wohlthätige Führer erkennen, dass die Strafen, welche einige von ihnen verdienen möchten, nach den Gesetzen ihnen zuerkannt werden, und dass die Officiere sie mit der Sorgfalt leiten, führen und beschützen, welche sie Männern schuldig sind, von deren Tapferkeit sie einen Theil ihres Ruhms zu erwarten haben.“ Die Nichtigkeit der fast allgemeinen Behauptung, der gemeine deutsche Soldat könne nicht anders als durch Prügel gebildet und im Zaum gehalten werden, ist dargethan. Eben der Hesse, welcher ehedem zerprügelt wurde, weil ihm der Zopf vielleicht um ein paar Zoll zu lang oder zu kurz war, gehorcht jetzt ohne Schläge, denn er sieht, dass man in ihm den Menschen achtet.

Das in dem zweyten Bande enthaltene erste Decret ist eine der merkwürdigsten und gewiss folgenreichsten Vorschriften, welche W. seiner neuen Legislation zu danken hat. Dieses am 2 May 1808 gegebene Decret garantirt die Bezahlung derjenigen Schulden, (sowohl der Capitalien selbst, als der rückständigen und künftigen Interessen,) welche auf eine gesetzmässige Art von den bisherigen Landesherren und den Landständen auf den Credit des Landes contrahiret sind. Der hohe Grad von Rechtlichkeit, welcher aus diesem Decrete und den gesetzlichen Dispositionen, die als eine Folge desselben zu betrachten sind, und deren wir weiter unten erwähnen werden, hervorleuchtet, musste alle Einwohner Westphalens, vorzüglich aber die Staatsgläubiger, mit erneutem Zutrauen zu einer Regierung erfüllen, die den gewissermassen revolutionären Zustand, welcher den Übergang von einer alten Verfassung zu einer neuen gewöhnlich zu begleiten pflegt, nicht dazu benützte, (so viele Beyspiele zu einer so anlockenden Massregel auch rathen mochten,) um sich mit einemmale von einer Last zu befreyen, die vergangene Zeiten, zerstörte Verhältnisse und fremde Administrationen über die jetzt vereinten Länder gebracht hatten. Auf solche Art gewinnt ein Staat Credit; denn welcher Staatsbürger wird nicht mit Vergnügen einen Theil seines disponiblen Vermögens einer Regierung anvertrauen, die mit strenger Gewissenhaftigkeit, sogar auf die Bezahlung solcher Schulden und Erfüllung solcher Verbindlichkeiten bedacht ist, die *sie nicht* contrahirte, und welchen Einfluss müssen solche Massregeln nicht auf das Ansehen eines Staats im Auslande haben? — Also nicht nur ein grosser moralischer Sinn leuchtet aus dieser Verordnung hervor, sondern auch diejenige wahre Politik, wodurch die Staaten allein öffentlichen Credit erhalten. — Die Liquidation der westphälischen Staatsschulden ist einem General-Liquidator (dem Hn. Staatsrath *Malchus*) aufgetragen, welcher sich damit, unter der Aufsicht des Finanzministers, beschäftiget. Unter Staatsschulden werden nach Mass-

er hat nichts vor diesem voraus. Manches Gewerbe bedarf zu seiner Ausübung einer gewissen Localität. Eine Mühle, eine Lohgerberey, eine Stahlfabrik u. s. w. lassen sich nicht allenthalben anlegen. Es gehören Anlagen und kostbare Vorrichtungen dazu. Die Betreiber solcher Gewerbe stehen sich noch am besten. Ein Patent verschafft nicht diese kostbaren Vorrichtungen und Localitäten, daher die alten Betreiber lange Jahre hindurch vor ihren neuen Nebenbuhlern grosse Vorzüge geniessen werden. Aber der Inhaber einer Barbier-Gerechtigkeit z. B. verliert alles. Ein Patent und ein halbes Dutzend Scheermesser sind in einem Tage angeschafft, und so jeder bisherige Gesell dem lästigen Zwange, einem Herrn dienen zu müssen, enthoben. Was wird ihn hindern, sich selbst zu etabliren? Inhaber solcher Gerechtigkeiten sind also am übelsten daran, sie verlieren alles. Doch, diese Betrachtungen konnten den Gesetzgeber, der nur das Ganze vor Augen hat, nicht hindern, ein Gesetz zu geben, welches offenbar unendlich viel Gutes stiften wird. Freye Ausübung seiner Talente wird durch dieses Gesetz dem Staatsbürger gestattet. Kein äusserer Zwang hindert ihn ferner hieran. Wie manche Familie, welche der Krieg ruinirte, wird von dieser neuen Freyheit Gebrauch machen! Wie manche neue Idee wird dadurch zur Anwendung gebracht werden, da nicht Zunft-Pedanterey, sondern freye Überlegung den Ausüber einer Handthierung leiten wird! Nichts vervollkommnet eine Kunst oder ein Handwerk mehr als Concurrenz. Wie sehr wird diese vergrössert! Also muss man mit Recht vermuthen, dass Künste und Gewerbe durch das gegenwärtige Gesetz sehr befördert werden müssen. Freylich wird das Publicum Anfangs mit einer Menge schlechter Arbeiten überhäuft werden; aber es selbst wird sie von den guten zu unterscheiden wissen; niemand wird sein Geld für schlechte Waare hingeben wollen, und so werden die Pfuscher bald wieder in ihr erstes Nichts zurücksinken. Was die Steuer selbst betrifft, so ist sie im Ganzen äusserst mässig. Sie ist nach Classen eingerichtet, und in diesen Classen ist wieder Bevölkerung der Communen, worin das Gewerbe betrieben wird, der Masstab der Steuer. So gehört z. B. ein Buchdrucker, der 10 oder mehrere Pressen hat, zur ersten Classe, und bezahlt in einer Commune von 18000 — 30000 Seelen 120 Franken jährlich; von 9000 — 18000 S. 72 Fr.; von 4000 — 9000 S. 48 Fr.; von 2000 — 4000 S. 32 Fr.; unter 2000 S. 24 Fr. Die Patentsteuer soll eine Quote des Gewinnstes, den der Patentirte erwirbt, dem Staate verschaffen; wahrscheinlich ist es, dass in einer grossen Commune der Abnehmer mehrere sind, als in einer kleinen, und dass also auch in einer grossen mehr gewonnen werde. Es lässt sich also auch nicht leugnen, dass es in der Billigkeit gegründet ist, wenn *in der Regel* der Staat sich von den Ausübern der Gewerbe in grossen Communen mehr als in kleinen bezahlen lässt. Aber Rec. kann nicht verhehlen, dass es ihm scheint, als ob dieses gerechte Hauptprincip grossen Modificationen unterworfen seyn müsste (die sich vielleicht in dem Gesetze ohne grosse Weitläuftigkeit hätten anbringen lassen), um der muthmasslichen Wahrheit näher zu kommen. Es giebt nämlich Fabriken, deren Fabricate fast gar nicht in der Commune, worin sich die Fabrik befindet, abgesetzt werden (man braucht nur bey dem angeführten Beyspiele einer Buchdruckerey stehen zu bleiben); warum soll nun der Ausüber eines solchen Gewerbes, wenn er, vielleicht zu seinem Vortheile, von der Residenz in ein benachbartes Dorf zieht, auf einmal von 120 Fr. auf 24 Fr. heruntergesetzt werden? Nicht nur geniesst er hier derselben Vortheile, sondern er gewinnt noch an Miethe, Holz, Taglohn und den ersten Lebensbedürfnissen. So wird die Erfahrung noch manche Modificationen des Tarifes anrathen, und eine Regierung, wie die westphälische, merkt aufmerksam auf die Lehren dieser grössten aller Meisterinnen. — Nun nur noch einige Beyspiele aus dem Tarife, um dem Leser zu documentiren, dass die Steuer selbst, wie angeführt ist, sehr mässig sey.

Brauer, Restaurateurs und Gastwirthe bezahlen, nach obigem Populations-Verhältniss, resp. 60, 48, 36, 24, 16 Franken, in der zweyten Classe. Eben so viel Detailhändler mit Tuch u. s. w., Schneider, Schuster, welche 6 — 12 Gesellen halten, Fabricanten von Baumwollenzeug, welche über 5 Stühle halten, Maurer, welche 30 Gesellen halten, Papier-Fabricanten, welche 600 Riess Papier und drüber verfertigen.

Handwerker ohne Gesellen bezahlen in der letzten Classe resp. 10, 8, 6, 5, 4 Franken. Eine gewiss äusserst mässige Abgabe! Leinweber sind ganz frey.

Es würde zu weitläufig seyn, noch mehr ins Detail dieser auf so billige Principien begründeten Verordnung zu gehen; nur diess glaubt Rec. noch bemerken zu müssen, dass vom 1 Januar 1809 an, wo diese neue Steuer ihren Anfang nimmt, alle alten ähnlichen Auflagen aufhören.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Göttingen*, b. Röwer, und Cassel, b. dem Verfasser: *Alphabetisches Repertorium der in dem ersten Bande des Gesetzbülletins des Königreich Westphalens enthaltenen Grundgesetze und königlichen Decrete*, von *Georg Wilhem Böhmer*. 1808. XII u. 55 S. 8. (7 Gr.) Auch mit dem französischen Titel: *Repertoire alphabetique etc.* par *G. G. Böhmer*. Der Vf. behauptet in der Vorrede, die gegenwärtige französisch und deutsch abgefasste Arbeit Anfangs nur zu seinem Privat-Gebrauche, um sich das Studium der Gesetze Westphalens zu erleichtern, verfasst zu haben, und um sie auch Anderen nützlich zu machen, jetzt dem Drucke zu übergeben. Eine Vergleichung mit dem officiellen Register, welches jedoch später als das gegenwärtige erschienen, fällt selten zum Vortheil des letzteren aus. Es ist also für die Besitzer des officiellen Registers ganz entbehrlich. Die in der Vorrede erwähnten Berichtigungen des deutschen Textes sind unbedeutend, und hätten, da dieser in der That an manchen Stellen äusserst mangelhaft, oft unrichtig ist, sehr vermehrt werden können. F . . k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 JANUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

Cassel, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie* etc. To. I. II.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das von den Reichsständen am 11 August decretirte Gesetz (No. 107), wodurch die Dispensationen vom Eheverbot zwischen Schwägern und Schwägerinnen autorisirt werden, brachte zum erstenmale den 33 Art. der Constitution in Ausübung, wodurch den Ständen die Befugniss ertheilt wurde, über diejenigen Gesetzentwürfe zu berathschlagen, wodurch Veränderungen im Civilgesetzbuche vorgenommen werden sollen. Bekanntlich verbietet der 162 Art. des *C. N.* die Ehe unter Schwägern und Schwägerinnen, ohne dem Staatsoberhaupte zu erlauben, von diesem Gesetze dispensiren zu können. Die Motive, welche die Vff. des französischen Gesetzbuches zu dieser Verordnung bewogen haben, liegen in den verschiedenen Werken, wodurch die Entstehungsgeschichte desselben bekannt geworden ist, der Welt vor Augen. Diese Motive passten auf deutsche Sitten nicht. Mit Recht glaubt der Westphale in der Schwester seiner verstorbenen Gattin eine zweyte treue Mutter seiner verwaisten Kinder zu erblicken, und bewirbt sich daher, wenn es die Umstände gestatten, gern um ihre Hand. Diese besonders unter dem Landvolke übliche Sitte fand in dem neuen Gesetze ein grosses Hinderniss. Vergeblich flehten Hunderte den Monarchen um eine Erlaubniss an, die er nicht ertheilen konnte, ohne gegen das Civilgesetzbuch des Königreichs zu handeln. Diess Gesetz, ein neuer Beweis der väterlichen Fürsorge des Königs, hebt dieses Hinderniss. In Fällen, wo die Ehe durch Scheidung getrennt wurde, bleibt jedoch die Disposition des *C. N.* bey voller Wirkung. Westphalens Gesetzgeber fürchtete, die Hoffnung, künftig sich als Gatten betrachten zu dürfen, könnte unter so nah verbundenen Personen, als Schwäger und Schwägerinnen sind, criminelle Wünsche erzeugen, daher dieser weise Zusatz.

Das von den Reichsständen sanctionirte Gesetz vom 6ten August 1808 (No. 114) betrifft die Errichtung eigener Policey-Gerichte in jedem Canton des Königreichs. Der Geist und Zweck dieses weisen, fast wörtlich aus der französischen Legislation genommenen Gesetzes, welches eine Annahme in ganz Deutschland verdiente, und dessen wohlthätige Folgen in Westphalen schon überall sichtbar werden, wird von dem Herrn Staatsrath *von Coninx* in der trefflichen Rede, womit er den Ständen den Gesetz-Entwurf im Namen des Gouvernements vorlegte, auf eine sehr bestimmte Art ausgesprochen. „Die Policey, deren Zweck ist, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, die Freyheit, das Eigenthum und die Sicherheit der Einzelnen zu schützen, zerfällt in die verwaltende und in die richtende. Die erste beschäftiget sich mit der Sorge für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung. Ihr liegt es ob, durch beständige Wachsamkeit den Policey-Vergehungen vorzubeugen, und wenn sie wirklich begangen sind, die vorbereitende Untersuchung anzustellen. Die letztere muss durch Bestrafungen den Vergehungen Einhalt thun, deren Ausführung die verwaltende Policey nicht hintertreiben konnte. Sie muss in jedem Canton administrirt werden. Die Verwaltungs-Policey ist den Mairen und Policey-Beamten ausschliesslich übertragen. Die Friedensrichter versehen nach dem Gesetz-Entwurf die Geschäfte des Policey-Gerichts." — Auf solche Art ist also in Westphalen die aufsehende und die richtende Policey getrennt. Der Policey-Commissär oder der Adjunct des Maire verwaltet das Geschäft des öffentlichen Anklägers (*ministère public*), und zeigt das Vergehen bey dem Friedensrichter an, und dieser entscheidet in einer öffentlichen Sitzung über alle solchergestalt angezeigten Vergehen, worauf das Gesetz keine höhere Strafe als eine Geldbusse von 20 Franken oder achttägiges Gefängniss setzt. Ist die gesetzliche Strafe höher: so gehört die Sache vor das Correctionsgericht, dessen Functionen das Civil-Tribunal des Districts ausübt. Es ist in die Augen fallend, wie äusserst zweckmäsig es war, den administrativen Behörden die Gewalt, strafen zu können, gänzlich zu nehmen. Nur gar zu oft hat die Erfahrung gelehrt, wie geneigt diese sind, arbiträr zu verfahren. Überdiess fehlt diesen die zu einem Richter wesentlich erfoderliche Unabhängigkeit. „Der Maire (sagt Hr. *von Coninx*) steht unter den höheren Verwaltungs-Behörden, aber der Friedensrichter, als Richter, ist Niemanden untergeben; er erkennet keine andere Herrschaft über sich, als die Herrschaft des Gesetzes: er läfst sich von keiner Rücksicht leiten." — Übrigens ist auch in dem Gesetze dafür gesorgt, dass die Friedensrichter, in ihrer Eigenschaft als Policey-Richter, einer legalen Controlle unterworfen sind. Denn ob sie gleich über Vergehen, worauf eine Geldstrafe steht, in letzter Instanz erkennen: so findet doch gegen ihre Aussprüche in

solchen Sachen die Cassation Statt. Ihre Erkenntnisse sind der Appellation unterworfen, wenn sie Gefängnisstrafe verhängen.

Das Gesetz vom 16ten August 1808 (No. 117) enthält die *bürgerliche Process-Ordnung*, welche von einem anderen Mitarbeiter dieses Instituts besonders ausführlich angezeigt werden wird.

Aus unserer Anzeige gehet übrigens deutlich hervor, dass die in dem G. B. enthaltenen königl. Decrete sich fast über alle Zweige der Staatsverwaltung erstrecken, und dass dadurch die Organisation Westphalens sehr beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Hat dieses Land erst die unvermeidlichen Folgen des unglücklichsten aller Kriege überwunden; eröffnet sich ihm durch die Freyheit der Meere endlich wieder ein belebender Handel; werden hiedurch die unermesslichen, aus dem Lande gegangenen Geldsummen ersetzt seyn; werden dann die im Werthe so tief gesunkenen Grundstücke sich wiederum jenem alten Preise genähert haben: zu welchem allgemeinen Glücke muss dann dieses Land durch die Bemühungen einer solchen Regierung empor gehoben werden können! —

F . . . . . . k.

Braunschweig, b. Vieweg: *Taschenbuch für Maire (s) und Municipalräthe.* Zur allgemein fasslichen Übersicht ihrer Pflichten und Obliegenheiten nach dem Geiste der Staatsverfassung des Königreichs Westphalen, verfertigt von D. *Karl Venturini.* 1808. VIII, 162 u. 8 S. 8.

Dieses Werkchen ist durch das dringende Zeitbedürfniss entstanden, indem von den Departementsversammlungen die Maires und Municipalräthe vorgeschlagen wurden, und, obgleich der Justizminister eine eigene *Instruction pour les conseils de préfecture, de département, et de district, les Sous-prefets, les Maires et Adjoints, et les conseils municipaux* erlassen, um so erwünschter erschienen, als diese keinesweges dazu geeignet war, die mit dem Geiste der westphälischen Staatsverfassung noch unbekannten Candidaten über die Rechte und Obliegenheiten ihres Amts hinreichend zu belehren, da sie im Gegentheil solche Kenntnisse schon voraussetzte. Vor allen Dingen war nämlich nöthig, den zu Maires und Municipalräthen Erwählten eine leichte allgemein fassliche Übersicht ihrer Pflichten, Obliegenheiten und Rechte zu verschaffen, da besonders ein grosser Theil derselben aus dem niederen Bürger- und Bauerstande ernannt ist. Diese in einer systematischen Ordnung zu liefern, war Hauptzweck des Vfs.; die Form des Werks gehört ihm an; der Inhalt ist, wie es die Natur der Sache mit sich bringen musste, ganz Compilation, oder Materialiensammlung aus grösseren Handbüchern, die doch auch nur Compilationen sind. Als Hauptquellen dienten die oben genannte *Instruction*, und das *vollständige Handbuch für Maire und Adjuncten, für Policeycommissäre, Municipalräthe, Contributionseinnehmer und Repartitoren, Forst- und Feld-Wächter* u. s. w. Von *A. Keil* und *Ph. Chr. Reinhard.* Kölln, b. Keil. 1807. 2 Theile 8., nur sind die in dem letzteren Buche enthaltenen Auszüge aus den auf die Policey und Staatsverwaltung im französischen Reiche Bezug habenden Gesetzen, und aus den besten Schriften über die Policey weggelassen worden, wobey jedoch Rec., ob er gleich diese Weglassung für den Plan und die Absicht des Buchs sehr zweckmäsig findet, den Wunsch nicht unterdrücken konnte, sie wenigstens in einem Anhange literarisch nachgewiesen zu finden, damit auch für diejenigen gesorgt wäre, welche ein gründlicheres Studium ihrer Pflichten und Rechte nicht aus ihrer Acht lassen wollen. Der Geist der westphälischen Staatsverfassung spricht sich, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, in dem Grundsatze aus: „Verwalten muss das Geschäft *eines* Mannes; Richten und Urtheilen über die Bedürfnisse des Staats muss die Sache *mehrerer* seyn." Nach diesem Grundsatze wird die Verwaltung im eigentlichen Sinne einer *einzigen* Magistratsperson auf jeder Stufe der Verwaltung anvertraut. Nämlich auf der ersten dem Präfect, auf der zweyten dem Unterpräfect, auf der dritten dem Maire. Ganz eine andere Beschaffenheit hat es aber mit den Urtheilen, welche besonders in Steuerangelegenheiten über das wahre Bedürfniss des Staats, wie auch über die Steuerfähigkeit der Unterthanen gefällt werden, und welche bestimmen sollen, nach welchem Massstabe die Steuern unter die einzelnen Staatsbürger *gerecht* vertheilt werden können. Hier würden der gute Wille und die Kenntnisse eines Einzigen nicht hinreichen; es bedarf vielmehr der vereinigten Einsichten und der Kenntnisse Mehrerer. Es sind daher in diesem Falle, wo das Urtheil mehrerer entscheidet, ebenfalls drey Abstufungen: nämlich der Departementsrath, der über das Wohl und die Steuerfähigkeit des Departements, der Bezirksrath, welcher im untergeordneten Verhältnisse über die Steuerfähigkeit des Bezirks urtheilt; endlich der Municipalrath, welcher dasselbe für jede einzelne Gemeinde bestimmt. Durch diese Einrichtung kann die Regierung aus der sichersten und reinsten Quelle erfahren, was allgemeiner Wunsch und allgemeines Bedürfniss der Unterthanen sey. Daher ist die *verwaltende* Kraft einfach, die *rathgebende* vielfach. Der Maire, dem in bestimmten Fällen Gehülfen (*adjoints*) an die Seite gesetzt sind, ist desshalb ein öffentlicher Staatsbeamter, der unter Aufsicht des Präfecten und Unterpräfecten, entweder die Municipalgewalt, oder solche Verrichtungen ausübt, welche sich auf die allgemeine Staatsverwaltung beziehen. Dem Maire steht in jeder Municipalität dieselbe Gewalt nach verjüngtem Massstabe zu, welche der Präfect im Departemente ausübt. Daher sind auch seine Adjoints keineswegs seine Collegen, sondern nur seine Stellvertreter, die ihn mit Rathe unterstützen, *wenn er sie befragt*, seine Stelle im Fall einer Verhinderung ersetzen, und überhaupt diejenigen Geschäfte statt seiner verrichten, welche er ihnen zu übertragen für gut findet. Doch

sind auch sie öffentliche Beamte, die eine von dem Willen des Maire völlig unabhängige Gewalt erhalten haben, die also der Maire keinesweges nach Gutdünken abdanken oder verabschieden kann; besonders da es auch einige Fälle giebt, wo sie für sich selbst *von Amtswegen* handeln müssen. Die eigentlichen Amtsverrichtungen des Maire sind von doppelter Art. Theils haben dieselben Bezug auf die Verwaltung der Gemeinde; theils sind sie Zubehör der allgemeinen Departements-Verwaltung, welche der Maire kraft eines ihm gewordenen besonderen Auftrags versieht. Deshalb ist er der Director der administrativen Policey, d. h. derjenigen, welche die fortwährende Erhaltung der öffentlichen Ordnung zum Zwecke hat, im Gegensatze der gerichtlichen, welche schon begangenen Verbrechen nachspürt, und die Verbrecher an die Behörde abliefert, wobey der Maire nur eine Nebenrolle spielt; ferner Steueraufseher und Vertheiler, endlich Vormund und Hauptrechnungsführer seiner Gemeinde. Nach dieser Ansicht zerfällt das vorliegende Werk in zwey Abschnitte. I Abschnitt. *Pflichten und Obliegenheiten des Maire*, und zwar 1 Cap. als *Policeyaufseher in der Gemeinde*. 2 Cap. *Als Steuervertheiler und Steuererhebungsaufseher*. 3 Cap. *Als Vormund der Gemeinde, als Rechnungsführer und als Verwalter der Gemeindegüter*. II Abschnitt. *Von den Rechten und Pflichten des Municipalraths*. Diese sind doppelt. Einmal soll der Municipalrath das Interesse oder den wesentlichen Vortheil, und die wesentlichen Bedürfnisse der Gemeindemitglieder der höheren Behörde vorstellen; und dann soll er die Rechte derselben sichern, und die häuslichen Angelegenheiten der Gemeinde in Ordnung halten. Den Schluss machen Tabellen, welche nach den königl. Decreten vom 11 Januar und 16 April 1808 den Werth der hannöverischen, braunschweigischen, hessischen, hildesheimischen, und jeder anderen nach dem 20 Guldenfuss ausgeprägten Conventionsmünze, wie auch des preussischen groben Courant gegen die neue französische Münze bestimmen.

Hsp. Op.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Cassel:* *Instruction in Rücksicht der Aufnahme der Urkunden und Führung der Register des Civilstandes.* (Französisch und deutsch) 1808. 73 S.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Abdruck der von Cassel erlassenen und den Behörden mitgetheilten Instruction* u. s. w. 1808. 39 S. (5 Gr.)

So klein an Blätterzahl diese Schrift auch ist, so wichtig ist dieselbe als gewissermassen officielles Erläuterungsmittel eines der bedeutendsten Institute der neuen französischen Gesetzgebung, und es wird daher eine etwas ausführlichere Anzeige um so weniger überflüssig seyn, als die Schrift selbst sich nur wenig verbreitet haben wird, und dennoch deren Inhalt vorzüglich in denjenigen deutschen Staaten, wo der *Code Napoléon* nur mit Modificationen eingeführt wird, zu mehreren für Deutschland fast unentbehrlichen Zusätzen oder Abänderungen Veranlassung geben könnte.

Seitdem der *C. N.* im K. Westphalen gesetzliche Kraft erhielt, war mit ihm auch die dem französischen Rechte eigenthümliche Einrichtung, den Civil- oder Personen-Stand der Staatsbürger durch besondere damit beauftragte Beamte nach einer bestimmten, von den kirchlichen Gebräuchen unabhängigen Form beurkunden zu lassen, in diesem Königreiche aufgenommen. Durch ein kön. Decret vom 22 Jan. 1808 wurden hierauf die *Prediger* einer jeden Religion zu *Beamten des Civilstandes* ernannt, und ihnen mit Beziehung auf das erwähnte Gesetzbuch die Führung der Register des Civilstandes nur im Allgemeinen übertragen. Schwer, sehr schwer würde es aber ihnen, die bisher nur an kirchliche Functionen gewöhnt, und denen daher die Formen der mit der bürgerlichen Verfassung in Verbindung stehenden Geschäfte völlig fremd waren, geworden seyn, dieser neuen Obliegenheit ein Genüge zu leisten, hätte nicht der so mit vollem Rechte allgemein verehrte Justizminister des Königreichs, Hr. *Siméon*, von dem auch die treffliche, bey der Discussion des Gesetzentwurfs über die *actes de l'état civil* im Tribunat gehaltene Rede herrührt, jede Schwierigkeit dadurch gehoben, dass er eine erläuternde Instruction über die Geschäfte jener Beamten an die Präfecten erliess. In dieser Instruction findet sich eine Menge näherer Bestimmungen, die das Gesetzbuch selbst nicht enthält, die aber die Anwendung der gesetzlichen Vorschriften ungemein erleichtern und zu deren Gleichförmigkeit beytragen. So wird statt der im 40 Art. zugelassenen Wahl eines oder mehrerer Register der Führung eines *einzigen* für alle Arten von Urkunden der Vorzug gegeben, und die hiedurch entstehende Schwierigkeit des Nachschlagens durch die Vorschrift eines genauen *alphabetischen Verzeichnisses* gehoben. So wird ferner bestimmt, dass der im 43 Art. erwähnte Schluss der Register mittelst einer einfachen und kurzen *Formel*, die unmittelbar der letzten Urkunde folgen müsse, zu bewirken sey, und dass hierauf die Niederlegung des einen Exemplars der Register bey dem Tribunal nur gegen *einen Empfangsschein* über die einzelnen dabey befindlichen Documente geschehen, das andere aber nicht in das Gemeindearchiv abgeliefert, sondern *von dem Prediger selbst aufbewahrt* werden solle. Den Artikeln 34, 37 und 42 werden sodann folgende Regeln beygefügt: dass bey Abfassung der Urkunden nicht die Erwähnung des Vor- oder Nachmittags, oder eine blosse Beziehung auf die Zeit, wo die nächstvorstehende aufgenommen wurde, hinreiche, sondern jedesmal Tag und Stunde *genau angegeben* werden müsse, — dass es den Beamten des Civilstandes gar nicht einmal erlaubt sey, *selbst gewählte Zeugen* zuzuziehen, — und dass endlich die Unterzeichnung etwaniger Nebenbemerkungen nicht, wie wohl bey anderen Urkunden zu geschehen pflegt, durch einen *blossen Handzug* bewirkt werden könne. — Für die Geburtsurkunden insonderheit ist zur Erläuterung des 55 Art. bestimmt, dass, wenn die Anzeige der Geburt erst *nach der gesetzlichen Frist* erfolge, der königliche Procurator die Nothwendigkeit eines gerichtlichen Verfahrens gegen die, welche sie verzögerten, zu prüfen habe, und der Beamte des Civilstandes sogar verbunden sey, demselben, wenn sich bedenkliche Umstände zeigen, sogleich hievon Nachricht zu geben; wie auch dass in Ansehung der *todtgebornen* oder solcher Kinder, welche nur kurze Zeit gelebt haben, die Geburtsanzeige ebenfalls geschehen müsse. Wegen der Heirathsurkunden ist vorerst den mehrerwähnten Beamten anempfohlen, sich dieselben bey Abschliessung der eheerforderlichen Documente *noch vor den Aufgeboten* einhändigen zu lassen, sodann ihnen gestattet, diese Aufgebote *in der Kirche* während des Gottesdienstes vorzunehmen, auch ihnen bemerklich gemacht, dass sie sich zum Anschlagen der Aufgebotsbescheinigungen *vergitterter und verschlossener Tafeln* bey den Thüren der Kirchen oder Gemeindehäuser zu bedienen hätten, wodurch die Art. 63 und 64 eine nähere Bestimmung erhalten; auch findet sich über die Zulässigkeit erfolgender Einsprüche die sehr wichtige Erklärung, dass wenn nur die gesetzliche Form beobachtet worden (Art. 66), dem Beamten des Civilstandes eine *Beurtheilung des Grundes oder Ungrundes* durchaus nicht zukomme. Hienächst wird der 73 Art. durch die besondere Erwähnung, dass die elterliche Einwilligung *auch mündlich* ertheilt werden könne, ergänzt, auch verfügt, dass der Beamte des Civilstandes sich mit dem *eignen Nachschlagen* in seinen Registern, statt der im 70 Art. vorgeschriebenen Production der Geburtsscheine der Ehegatten, nicht begnügen solle, dass jedoch der Mangel der Sterbeurkunden der Eltern durch das blosse *Zeugniss der Grosseltern* und der Mangel der nach dem 155 Art. zulässigen Notorietätsurkunden durch die *eidliche Versicherung der Heirathszeugen* ersetzt werden könne; ferner dass, wer als einwilligender Theil auftritt, *nicht zugleich Zeuge* (Art.

75) seyn könne, und endlich, dass die Dispensationen, „weil die Ehe bloss die Natur eines bürgerlichen Vertrags habe, der in den Augen der Gesellschaft von dem Sacrament, welches davon nur die kirchliche Weihe ausmacht, unabhängig sey," nur bey der Civilbehörde, und zwar wegen des Aufgebots (Art. 169) bey dem *königlichen Procurator*, wegen des Alters oder der Verwandtschaft (Art. 145. 164) hingegen bey dem *Justizminister* auszuwirken seyen. — Die Instruction schliesst mit der menschenfreundlichen Ermahnung an die königlichen Procuratoren, bey der ihnen übertragenen Aufsicht auf die Neuheit der vorgeschriebenen Formen Rücksicht zu nehmen, und daher im Anfange nur im Falle grober Fehler oder wiederholter Nachlässigkeit auf die gesetzlichen Strafen anzutragen. Als Anhang sind noch eine Menge sehr zweckmässiger *Formulare* beygefügt, die jedoch nur als Muster, nicht als verbindliche Vorschrift, angesehen werden sollen.

Diess ist der Inhalt jener kleinen Schrift, sofern sie dem *Code Napoléon* zur Erläuterung dient. Ein sehr bedeutendes Interesse wird ihr in dieser Hinsicht gewiss Niemand absprechen; aber nur darf man sie, wie es die Absicht des Buchhändlers, der den angezeigten Ab- oder vielmehr Nachdruck veranstaltet hat, gewesen zu seyn scheint, nicht über ihren eigenthümlichen Zweck ausdehnen, nicht den Beamten des Civilstandes als vollständige Belehrung in die Hände geben wollen; diess war die Absicht des einsichtsvollen Vfs. gewiss nicht. Sie ist eine *an die Präfecten* gerichtete Instruction, mittelst welcher diese den Predigern die nöthige Aufklärung bey Anwendung der gesetzlichen Vorschriften, *deren vollständige Kenntniss dieselbe schon voraussetzt*, geben sollten. Sie selbst fängt ja gleich mit der Bemerkung an, dass sich die Prediger vor allen Dingen mit den Vorschriften *des Gesetzbuchs Napoleons* vertraut zu machen hätten, sie nennt selbst ihren Inhalt nur eine *Erläuterung* dieser, sie verweist in Rücksicht der Abfassung der Heiraths- und Sterb-Urkunden, wie auch wegen der Adoption und Ehescheidung *ganz und allein* auf jenes Gesetzbuch, und enthält auch sonst hin und wieder *bloss relative* Bestimmungen, die ohne Vergleichung mit den zum Grunde liegenden Stellen eine unvollständige oder unrichtige Anwendung veranlassen würden. Ein Beamter des Civilstandes, der also nicht selbst (wie doch bey den wenigsten der Fall seyn wird) den *Code Napoléon* zur Hand und genau studirt hat, darf sich ja nicht bloss an jene Instruction halten, und insofern müssen wir vor deren Gebrauch, welcher aber freylich auch ihrem Zwecke zuwider, mithin wahrer Missbrauch seyn würde, warnen. Weit praktischer würde für einen solchen die *Wittingsche* Schrift *von der Führung der Register des Civilstandes* oder die zu Cassel erschienene: *Vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes*, welcher auch die einschlagenden Stellen des Gesetzbuchs Napoleons sämmtlich beygedruckt sind, seyn. — Ein Vorwurf, der jenen Abdruck übrigens noch trifft, ist, dass derselbe sich auf die deutsche Übersetzung beschränkt, welche an verschiedenen Stellen, vorzüglich des Anhangs, auffallende Unrichtigkeiten enthält.

J. C. N. G.

1) *Göttingen*, b. Dieterich: *Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel* am 5 August 1808, in Betreff der Verhandlungen über den ersten *Entwurf eines Gesetzes wegen Einführung einer Patentsteuer*. Vom Präfecturrathe *Westfeld*, als Referenten der ständischen Finanzcommission. 30 S. kl. 8. (3 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Vortrag an die Versammlung der Stände* des Königreichs Westphalen zu Cassel am 21 August 1808, *in Betreff des Gesetzesentwurfs über die Finanzen* vom Jahre 1809. Vom Präfecturrathe *Westfeld*, als Referenten der ständischen Finanzcommission. 16 S. kl. 8. (1 Gr.)

No. 1 beschäftiget sich mit Entwickelung der Bewegsgründe und sonstiger Parthieen des mit 72 gegen 17 Stimmen auf dem Reichstage zu Cassel angenommenen, im Gesetzbulletin No. 50 abgedruckten Gesetzes über die Patentsteuer. Von den Steuern nämlich, die im Königreiche eingeführt werden sollen, sind bis jetzt erst die beiden directen, Grund- und Patent-Steuer, bekannt gemacht worden. Jene soll von dem Erwerbe, den der Grund und Boden gewährt, diese aber von dem, was die Thätigkeit der Staatsbürger, mittelst einer nützlichen Anwendung ihrer physischen und zum Theil auch geistigen Kräfte verschafft, entrichtet werden. Diese Patentsteuer kann nicht anders als eine sehr zweckmässige Steuer angesehen werden, da derjenige, der ein Gewerbe treibt, eben so gut des Schutzes des Staats bedarf, als der, welcher den Ertrag seines Grundes und Bodens geniessen will, ihm daher eben so gut, wie dem anderen, obliegt, auch die Bedürfnisse des Staats zu seinem Theile zu befriedigen. Was aber in Westphalen diese Steuer noch mehr empfehlenswerth macht, ist die dabey zu Grunde gelegte Regel: 1) *dass sie mehr nach äusseren Umständen angelegt werden solle, als nach dem Masse des reinen Einkommens*, wodurch sie sich so vortheilhaft von allen früheren Einkommensteuern unterscheidet, welche das letztere zum Massstabe annahmen, da sich der reine Ertrag der Gewerbe überhaupt nicht so leicht und sicher ausfindig machen lässt, als es bey dem geschehen kann, den der Grund und Boden giebt; und 2) dass sie jährlich von neuem auferlegt wird, wodurch die Regierung um so mehr in Stand gesetzt werden kann, die Unvollkommenheiten zu verbessern, welche sich vielleicht bey der vorigen Auflage befanden. Wenn nun aber die Patentsteuer so grosse Vorzüge vor allen früheren hat: so entsteht jedoch momentan durch sie ein Verlust, den jeder Staatsbürger um so williger ertragen muss, als durch denselben das Beste des Ganzen bewirkt wird, und der nur für den Augenblick nachtheilige Folgen haben kann. Durch die Patentsteuer ist nämlich die schon im Art. 12 des *acte constitutionel du Roy. de Westphalie* angedeutete Aufhebung der Innungen, Zünfte und Gewerbe wirklich ins Werk gesetzt, und dadurch freylich alles herbeygeführt, was eine solche Aufhebung Unangenehmes hat. Denn einmal wird dadurch ein gespanntes Verhältniss zwischen Meister und Gesellen entstehen, welche sich auf ihr Recht stützend, selbst ein Patent lösen zu können, denselben so lange willkührlich behandeln und durch erhöhte Foderungen chicaniren können, bis sie einsehen werden, dass des Meisters erprobter Ruhm ihr neues Etablissement bald zu Schanden macht, und dann wird besonders bey den an Grundstücken klebenden Gerechtigkeiten der Capitalwerth derselben verringert, die darauf gelegten Hypotheken unsicher gemacht, und dadurch der öffentliche Credit gefährdet werden; allein endlich musste doch die Zunftverfassung, die so lange dem Geiste unserer Zeit zuwider war, aufgehoben werden, und die westphälische Regierung hat den innigsten Dank der Nachwelt verdient, dass sie diese Aufhebung so schonend vorgenommen hat. Die Freyheit, mit der sich nun ein Jeder demjenigen widmen kann, wozu er in sich Neigung, Talent und Kraft fühlt, wird den Geist der Nation wecken. Thätigkeit, Industrie und Muth zu Unternehmungen werden sich allgemeiner verbreiten, und ein Wetteifer sich unter den Fabricanten erzeugen, der die Production und Fabrication bald zu einer Vollkommenheit bringen wird, die ihr bisher gänzlich gefehlt hat. — Als ein rührender Zug des edeln Königs Hieronymus Napoleon verdient das bemerkt zu werden, was der Vf. S. 21 erzählt. Unter den Gewerbsleuten nämlich, die von der Patentsteuer frey bleiben sollten, waren die Weber nicht mit bemerkt. Da diese Classe sehr arm und doch dabey sehr nützlich ist: so suchte die Commission zu bewirken, dass sie in zwey Classen getheilt, und die ärmere von ihnen frey seyn sollte. Kaum vernahm der König diesen Wunsch der Commission, als er auch gleich beschloss, dass die Weberey in Flachs und Hanf *ganz frey* seyn solle.

Der Vortrag des Vfs. ist edel und prunklos; ausser dem mannichfaltigen Vergnügen, welches die Lecture des Werkchens gewährt, verdient noch das bemerkt zu werden, dass es als eine *authentische Interpretationsquelle* des 50 Gesetzbulletins anzusehen ist, und deshalb keinem Westphalen fehlen darf. Dasselbe gilt auch von

No. 2, welches die Beweggründe zur Abfassung des Budjet vom Jahre 1809 enthält. Rec. begnügt sich damit, die Ausgaben dieses Jahres auszuheben, welche in 4,500000 Franken zur Verzinsung und Abbezahlung der Reichsschuld, 322000 Fr. für den Staatsrath, 5000000 Fr. für die Civilliste, und 27,553000 Fr. für die 4 Ministerialcassen bestehen. Dagegen ist die Einnahme aus der Grundsteuer auf 10 Mill. 700000 Fr., die aus der Personensteuer auf 4 Mill., die aus der Patentsteuer auf 1 Mill., und die aus den indirecten Steuern auf 11 Mill. 400000 Fr. angeschlagen. Der Rest soll durch die Domanialgefälle u. s. w. gedeckt werden. Bemerkenswerth ist es, dass dieser Finanzetat bey den ausserordentlichen Erschöpfungen dieser Länder dennoch in der Hauptsumme niedriger ist, als der, welcher unter den vorigen Regierungen dem Finanzwesen untergelegen hat.

Hag. Op.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 JANUAR, 1809.

MEDICIN.

MANHEIM, b. Schwan u. Götz: *De curandis hominum morbis epitome* praelectionibus academicis dicata auctore *Joanne Petro Frank*, Aug. Imperatoris et totius Russiae Autocratoris consil. status actuali, et medico, praesidii instruct. publ. generalis membro, academiae medico-chirurgicae Petropolit. Rectore et clinices Prof. p. o. etc. Liber V. *de profluviis*. pars. II. 1807. VI und 527 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Der berühmte Vf. fährt in diesem Werke fort, über die krankhaften Ausleerungen unter der Gestalt des Flüssigen sich zu verbreiten. Die Ausleerungen sind ihm zweyfach: einmal, wo sie unter der Form des Flüssigen, und sodann wo sie unter der Form des theils Flüssigen theils Starren geschehen. Zu den ersten rechnet er die verschiedenartigen Blutflüsse (*profluvia cruenta*); die letzte Gattung von Ausleerung nennt er gemischte Profluvien, und versteht darunter die Rumination, den Vomitus, die Cholera, Diarrhoea, Dysenteria. Im allgemeinen Cap. über die blutigen Profluvien geht er scharfsinnig sowohl die Qualität der Blutgefäfse, als die Qualitäten des Blutes durch, und sucht die physiologische Verrichtung der Blutgefäfse auf. So sagt er z. B., je grösser das Verhältnifs des rothen Blutes zum Serum sey, desto mehr werde der Cruor in seinen Canälen bey Gesunden in Schranken gehalten; aber, wie die Schranke durchbrochen sey, stürze er los, während der seröse Theil der Flüssigkeit, der schwächere, in seinem besonderen Systeme bewahrt, und mehr entfernt von einer Stelle, die den Cruor ausströme, im trägeren Laufe zugeführt werde, und langsamer entweiche. Den Blutgefäfsen schreibt er Irritabilität und Sensibilität zu. Irritabel nennt er sie, weil sie unter dem Gesetze von Zusammenziehung und Ausdehnung stehen, wie er auch durch einen Versuch erweiset, indem am lebenden Hunde eine Arterie zerschnitten, wiewohl von einem nicht geringen Durchmesser, sich von freyen Stücken schloss, sobald sie aufhörte Blut zu ergiesen u. s. f. Zu den Blutgefäfsen der gröfseren Arterien und Venen gehen feine Nervenzweige und umschlingen sie; an einem gelähmten Arme ist die Arterie schwächer, als an dem anderen beobachtet worden. Aus der physiologischen Verrichtung des Herzens und der Blutgefäfse entwickelt der Vf. sehr schön die verschiedenen Differenzen der Verrichtungen des Herzens und der Blutgefäfse. Die erste Grundlage und Ursache der Blutflüsse nimmt er als fehlerhafte Bewegung des Blutes, Geschwülste der Blutgefäfse bey allen Anevrismen, Krampfadern, Entzündungen und Abscessen der Arterien und Venen, Polypen u. dgl. an; entwickelt die Möglichkeit der Ursachen aller dieser Krankheiten anatomisch-physiologisch aus der wechselseitigen Durchdringung der Art der schädlichen Einwirkung mit dem afficirten Organe oder System im lebenden Princip des Körpers. In der Diagnose der Blutflüsse giebt er nicht nur den allgemeinen Charakter an, und die wesentlichen Merkmale des Blutflusses überhaupt, sondern sein vorzügliches Streben geht dahin, jeden Blutfluss individuell und specifisch zu diagnosticiren. Dabey verfährt er so genau, dass er jede Grenze der Krankheit noch durch ihren Sitz u. durch ihre eigenthümliche Art der Aufserung von jeder anderen verwandten zu unterscheiden sucht. Rec. glaubt kaum, dass irgend ein anderer medicinischer Schriftsteller mit ähnlicher Fülle der Darstellung, mit derselben Macht der Beschreibung und Entwerfung eines vollendeten Bildes von Krankheit, u. mit gleicher unendlicher Reichhaltigkeit von empirisch medicinischen Kenntnissen begabt sey. Die Ursachen der allgemeinen Blutausflüsse geht der Vf. im Einzelnen durch, und da, wo er von der Heilung spricht, zerfällt ihm dieselbe in eben so viele eigene Betrachtungsweisen, als die Natur der Blutflüsse durch verschiedene Ursachen bestimmbar ist. Grundsätze, die ihn in der Cur leiten, sind folgende. Entweder liegt der Grund der Erscheinung des Übels im gesammten Körper, oder in individuellen Theilen, innerlich oder äufserlich. Ist das Übel ein äufseres: so bedarf man der Hülfe der Chirurgie; wenn das nicht möglich ist, bleibt die Krankheit unheilbar. Liegt das Übel im gesammten Körper: so muss von jeder Art die eigene Natur der Krankheit berücksichtigt werden. Die Verschiedenheit der Blutflüsse bestimmt er dergestalt: Es giebt äufsere, innere, gemäfs den Ursachen; Blutflüsse aus primären Fehlern der Gefäfse oder des ganzen Systems, aus örtlichen oder zusammengesetzten Fehlern, active oder hypersthenische, passive oder asthenische; Blutflüsse als Folgen anderer Krankheiten, d. h. secundäre Blutflüsse; kritische, symptomatische mit Fieber, ohne Fieber, habituelle, periodische, nach dem Sitze äufsere, innere, oder verborgene, aus den Arterien und Venen. Von allen diesen Blutflüssen betrachtet er nur solche, die ein Object medicinischer Behandlung sind. Die vornehmste Indication in hypersthenischen Blutflüssen setzt er darein, dass die Action des Herzens und der Arterien auf die enthaltenen Flüssig-

keiten beschränkt und gehemmt, und zugleich der Andrang des Cruor geschwächt und zerstreuet werde. Aber er fügt noch diese Vorsichtsregel bey, dass öfters der hypersthenische Charakter beym Anfange der Krankheit, bisweilen nach kurzem Zeitraume in einen asthenischen Blutfluss übergehe, indem das Ausströmen des Bluts die Action der festen Theile äusserst schwäche, und sich ganz überlassen tödlich werde. Im hypersthenischen Blutflusse scheint ihm allerdings zweckmässig, einen natürlichen Blutfluss in einen künstlichen zu verwandeln. Er hält dafür, dass ein Aderlass an einer gesunden und entgegengesetzten Stelle den krankhaften Ausfluss einhalte; allein öfters fliesse das Blut an der eröffneten Vene weniger, als am kranken Theile, oder das Blut entweiche durch beide Öffnungen, oder wenn man die secirte Vene schliesse, ströme das Blut wieder an der kranken Stelle aus. Wird der Aderlass zu späte, bey Entkräftung des Individuums, angewandt: so geht der übrige Lebensfunke zu Grund. Öfters ist auch der Blutfluss so plötzlich und so heftig, dass ein langes Untersuchen und Forschen der Ursachen und eine methodische Behandlung keinen Platz haben kann. Der Vf. bemerkt, dass man in Hemmung der Blutflüsse adstringirende Mittel gebe. Allein er unterscheidet genau die Beschaffenheit und Natur derjenigen Blutflüsse, wo diese Mittel anwendbar seyen oder nicht, obschon er gesteht, nicht zu wissen, wie eigentlich die Wirkung der Adstringentien hervorgebracht werde. Ihn dünkt, dass diese Mittel in hypersthenischen Blutflüssen noch mehr Trieb zum Ausflusse, wegen vermehrter Action der festen Theile, erregen. In asthenischen Blutflüssen ergreift der Vf. wohl die Adstringentien. Ihm thaten auch kleine wiederholte Dosen von Brechweinstein, wenige Grane von Ipecacuanha, wiewohl diese Mittel nicht zu den Adstringentien gehören, gute Dienste. Es kommt dem Vf. alles auf die verschiedene Natur und Erkenntniss der Ursachen der Blutflüsse an. So giebt er z. B. im skorbutischen Blutflusse, in bösartigen Blattern *Tinct. Cinam.* mit Wein mit besserem Erfolge, als die sogenannten erkältenden und zusammenziehenden Mittel, und hält sie selbst für besser, als das excitirende Opium. Unter die adstringirenden Mittel rechnet er die Anwendung der Kälte für asthenische Blutflüsse, und macht zugleich die Bemerkung, es könne zwar scheinen, dass im hypersthenischen Blutflusse die Anwendung der Kälte auf die Öffnung des Ausströmens, durch Entziehung der überflüssigen organischen Wärme und des krankhaften Reizes der Theile, Vortheile bringe, allein der unvorsichtige Gebrauch der Kälte in activen Blutflüssen, oder, wo der Ausfluss gewöhnt wurde, möchte den Blutfluss plötzlich unterdrücken und dadurch gerade den entgegengesetzten und schlimmsten Erfolg hervorbringen. In asthenischen Blutflüssen braucht er die Digitalis mit Erfolg.

Jeder individuelle Fall von Blutflüssen wird nach diesen allgemeinen Grundsätzen von Blutflüssen überhaupt behandelt. Der Vf. reiht die Fälle besonderer Blutflüsse nach der anatomischen Lage der Theile an einander, vom Kopf, Hals, Brust zum Unterleibe gerechnet. In dieser Anreihung steht ihm oben an der Blutfluss aus der Nase. Er untersucht den Sitz der Krankheit 1) anatomisch, dadurch, dass er die Lage und Beschaffenheit der Theile der inneren Nase, die Blutgefässe, welche in sie eindringen, die Nervenverzweigungen, welche dahin gehen, berücksichtiget; 2) physiologisch, durch die grosse Reizbarkeit der Nase von äusseren Einflüssen, durch den starken Andrang und Congestion des Bluts zu jenem an sich schon sehr blutreichen, sehr irritablen und sensiblen Theil des menschlichen Körpers. Darauf bestimmt er die Epistaxis als Erguss des Blutes aus den inneren Blutgefässen der Nase. Bey der Cur kommen alle therapeutischen Regeln und Grundgesetze vor, welche im allgemeinen Capitel von Blutflüssen gegeben worden sind, nur unter den individuell bestimmten Verhältnissen des Blutflusses aus der Nase. Auf ähnliche Weise verfährt er beym Blutflusse aus der Mundhöhle; diese zerfällt ihm in so viele einzelne Arten vom Blutflusse, als eigene Theile und Grenzen der Mundhöhle sind, aus denen Blut ausströmen kann. Die Ursachen geben wiederum den Charakter der Krankheit, und sind sonach mitbestimmendes Moment der Indication. Es ist allerdings wichtig, wenn der Blutfluss aus der Trachea zum Vorschein kommt, genau auszumitteln, ob er aus dem Lungengebilde selbst, oder aus den bronchiösen Theilen, oder aus der Trachea eigentlich komme, und hier seinen Sitz und Ursprung habe. Die Merkmale der Unterscheidung, wiewohl nicht zureichend, zwischen Pneumonorrhagie u. Trachaeorrhagie, bestimmen die Diagnose der letzteren, wenn der Blutfluss ohne Husten, Druck und Beschwerde auf der Brust bey dem Gefühl von Wärme, Brennen, an einer und derselben Stelle der Trachea mit fixem Schmerz sich zeigt. Er empfiehlt, wenn ein starkes Subject in der Blüthe der Jahre von dem Lungenblutflusse befallen wird, wenn Unterdrückung einer anderen Blutaussonderung, heftige Körperbewegung, unmässiger Gebrauch geistiger Mittel vorausgegangen ist, einen Aderlass, ohne reizende Substanzen als Arzneymittel dabey anzuwenden, vielmehr sich solcher zu enthalten. Diesen Krankheitszustand nennt er die hypersthenische Pneumonorrhagie. Wenn aber viel Blut aus den Lungen verloren, oder wenn die Hypersthenie schnellen Schrittes in Asthenie übergewandelt, oder wenn, vermöge vorausgegangener Ursachen der Constitution des Subjects, die Natur des Blutflusses adynamisch ist: so tritt der gerade entgegengesetzte Krankheitszustand ein, asthenische Pneumonorrhagie. Bey den dringendsten Zufällen des Blutverlustes wendet er eine Ligatur über den Knieen und am Oberarme, allmählich kalte Getränke, und bey höchster Gefahr, Eis auf den Thorax an. Ob die Hemmung des Blutlaufes durch Ligaturen nicht mehr schade als nutze, ist noch die Frage. Rec. scheint sie in den meisten Fällen verwerflich: denn sie

führt die unangenehmsten Zufälle von Krampf, Congestion an anderen Orten, Ohnmachten, vollkommene Erschöpfung der Lebenskräfte herbey. Indess ist so viel richtig, dass sie momentan auf die Verminderung des Blutausströmens Einfluss hat, und den Gefässen Zeit gestattet, sich zusammen zu ziehen; allein, wenn eben durch die Ligatur eine völlige Lähmung der Kräfte und Schwäche der Lebensthätigkeit entsteht: so wird auch den Gefässen zugleich die Contractilität, oder überhaupt das Irritabelseyn gebrechen, mithin doch das Blut aus höchster Asthenie ausfliessen, und den Tod zuziehen. Doch das bey Seite. — Ferner sagt der Vf.: die Adstringentien würden von Einigen mit Erfolg gerühmt, von Anderen aber für unvortheilhaft erklärt; nämlich, was bey einer schon grösseren Asthenie zu sehr reize, könne hier keine Anwendung haben, sondern was dem Grad der Asthenie angemessen sey, Anfangs gelindere, und so aufsteigend allmählich stärkere Reizmittel, das sey zweckmässig. Über diese Äusserung des Vfs., S. 184, kann Rec. weiter nichts als sein Bedauern äussern, dass bisweilen derselbe auch die üble Laune gehabt hat, *Brown*isch zu erklären; was er grösstentheils thut, wo ihn sein scharfer Blick verlässt, die Natur der Sache zu erforschen, und durch Reflexion, und Abstraction der Regeln, deren er sich bewusst geworden, einen Standpunct seiner Betrachtung und des Denkens zu haben. — Auf ähnliche Weise, wie die Darstellung dieser einzelnen Blutflüsse geschehen, betrachtet und behandelt er alle übrigen einzelnen Blutflüsse mit der Theilnahme an der allgemeinen Blutprofluvienlehre. Damit ist die Lehre von reinen Profluvien unter der Gestalt des Flüssigen beendet, u. er geht sogleich zu den Profluvien unter der Gestalt des theils Flüssigen, theils Starren (*profluvia mixta*) über. Diese Profluvien kommen aus dem langen Canal, dem Schlunde, den dünnen und dicken Gedärmen. Das Aufsteigen der Speisen, des Chymus, vom Magen in die Mundhöhle durch den Schlundcanal, ohne Beschwerden und Unannehmlichkeit, der wiederkauenden Thierclasse natürlich, am Menschen krankhaft, nennt er *Rumination*. Die Hauptursachen dieser Krankheit sind selbst schon Krankheit, 1) fehlerhafte peristaltische Bewegung der Eingeweide; 2) Scirrhositäten der Pankreasdrüse, des Pylorus, oder eines anderen verwandten Theils; 3) Hypochondriasis. Was die Cur betrifft, so hat man zu sehen, ob die Rumination nicht von Gewohnheit, die Speisen gierig und halbzermalmt zu verschlingen, herrühre, wogegen die Vorschriften leicht begreiflich sind. Wenn aber, sagt der Vf., eine andere Krankheit als Ursache zum Grunde zu liegen scheint: so muss man ihr, wenn es thunlich ist, nützliche Mittel, die in einer anderen Beziehung indicirt wären, entgegensetzen. — Den Vomitus bestimmt er nach den genauesten empirischen Kennzeichen und Merkmalen, — das gewaltsame Aufgetriebenwerden des flüssigen oder festen Enthaltenen, (dichter, als Luft) aus dem Magen durch den Oesophagus; sey es, dass es aus dem Darmcanal durch den Pylorus rückwärts aufgenommen werde, oder dass es von nahen Gefässen komme, und durch fehlerhafte Secretion und Ergiessung bewirkt werde. Er unterscheidet den Vomitus in den acuten und chronischen, in den primären und symptomatischen, in den periodischen, habituellen, in den künstlich erregten, und in den kritischen. Die Ursachen bestimmen die Indication; der Vomitus, welcher von einer Hernia kömmt, bedarf einer anderen Behandlung, als welcher vom genossenen Gifte, und dieser wieder einer anderen, als welcher von einem organischen Fehler u.s.f. herrührt. Die Eintheilung der Cholera in ächte (*spontanea, legitima*) und unächte oder uneigentliche (*spuria*) gefällt dem Vf. durchaus nicht; er hält die Eintheilung in Cholera mit Fieberzufällen und ohne Fieberzufälle für die angemessenste. Ist die Cholera mit Fieber begleitet, so ist dieses meistentheils ein gesetzmässiges, periodisches Fieber, gewöhnlich ein Tertianfieber, wie das in sumpfigen, morastigen Gegenden, unter warmem Himmelsstrich öfters der Fall ist. Ferner billigt er die Eintheilung der Cholera in *humida* und *sicca* mit offenbarem Rechte nicht; denn letztere ist ein Symptom der Hypochondriasis, oder des Hysterismus, meistens chronisch, und keine acute Krankheit, wie die Cholera. Viele Ärzte haben den Ursprung der Cholera in der vermehrten Schärfe der Galle in heisser Jahreszeit gesucht; aber der Vf. ist der festen Meinung, dass diese Krankheit nicht aus der Galle, sondern die Galle aus der Krankheit zum Vorschein komme, mithin die Galle bloss Folge und Wirkung sey. Dieses sucht er durch mannichfaltige Induction und Analogie der verschiedenartigsten Entstehungsweisen der Cholera zu beweisen. So z. B. wurden ehemals in verschiedenen Provinzen Deutschlands liederliche Frauen getrillert (im hohlen Gemache schnell herumgedreht), kaum nach einigen Secunden erfolgte grosser Eckel, Neigung zum Erbrechen, und dann wurde wirklich eine Menge Galle erbrochen, und zugleich unterwärts abgeführt; die Cholera entstand bey einem jungen Menschen, der nach starker Erhitzung einige Stunden auf feuchtem Kellerboden schlief, sogleich beym Erwachen; — sie entstand durch zurückgetretene Gicht. Aus allem diesem zusammengenommen bestätigt der Vf. seine obige Meinung. Bey der Behandlung von Cholera sind ihm schleimige, geschmeidige Mittel mit Opium die vorzüglichsten; hält aber die Krankheit den Tertiantypus oder eine Fieberperiode überhaupt ein: so empfiehlt er Chinarinde mit zureichender Gabe von Opium, damit der Magen das Mittel vertragen könne. — Die Diarrhöe theilt der Vf. ein nach den Ursachen, nach den vorzüglichsten Äusserungen, und nach dem Charakter. Von den Ursachen nennt er sie idiopathisch oder symptomatisch, je nachdem der Grund und die Ursache des Übels selbst in den Eingeweiden des Unterleibes liegt; oder das Übel entsteht aus einer anderen Krankheit, oder von einem entfernten Reiz, durch Consens u. s. w. Zu den vorzüglichsten Äusserungen gehört die Zeit, in wel-

cher sie verläuft, und die Benennung von der Qualität des Stoffes, welcher ausgeschieden wird. Daher nimmt er an eine periodische Diarrhöe, eine chronische, habituelle, eine stercorale, eine biliose, eine wässerichte, schleimige Diarrhöe, eine kritische, wenn sie sich durch Wiederkehr der Gesundheitserscheinungen äussert u. s. f. Nach dem Charakter sieht er die Diarrhöe für sthenisch oder asthenisch an. Bey der Cur der Diarrhöe bemerkt er, dass dergleichen Profluvien weder auf der Stelle jederzeit zu stillen und einzuhalten dienlich sey, noch dass man immer nach der Grundweise der Heilung fragen dürfe. Da die Ursachen der Diarrhöe zugleich die Natur und Beschaffenheit derselben mit bestimmen: so hat man vorzüglich darauf zu sehen, die Ursachen zu entfernen. So z. B. können Würmer, drastische Mittel, Gifte, Saburralien die Diarrhöe verursachen; jede andere Ursache fodert hier andere Behandlung. In der Diarrhöe von Saburralien, von Wurmstoff, von fehlerhafter Gallenausfonderung giebt er einen Aufguss von *flor. Chamomill.*, oder *Hb. Theae*, oder auch *rad. Rhei;* mit letzterem versichert er die Ursache der Diarrhöe heben zu können. In der chronischen, habituellen Diarrhöe hält er *Ipecacuanha* in kleinen wiederholten Dosen, *Rheum* mit bitteren, aromatischen Mitteln, die Columbowurzel, die Arnica, die Simarubarinde, Cascarille, die *Nux juglans* in Abkochung für vortheilhaft; selten hat ihm die Chinarinde in der chronischen gedient, allezeit aber mit Erfolg in der periodischen, oder in der Diarrhöe mit intermittirendem Fieber. In der sthenischen Diarrhöe minderen Grades braucht er eine schwächere Diät, und Blutigel an diese oder jene Stelle gebracht, je nachdem unterdrückte Hämorrhoiden, Menstruation, Lochien, oder Andrang des Blutes in das gastrische Gefässsystem vorhanden sind. Bey heftigerem Grade und inflammatorischen Symptomen braucht er Aderlass, wie bey jeder Darmentzündung. Das letzte der Profluvien ist nun die Dysenterie. Der Vf. bestimmt den Begriff dieser Krankheit durch den Sitz, durch die Beschaffenheit der Zufälle und durch die Veranlassung, erzählt die ganze Reihe der Zufälle, giebt die Ursachen an, bestimmt die Form und den Charakter der Krankheit, und giebt danach seine Heilregeln und Mittel an. Dem Charakter nach ist ihm die Dysenterie sthenisch oder asthenisch. Wenn man in der sthenischen Dysenterie stiptische Mittel, starke Opiaten, oder irgend andere excitirende Arzneymittel reicht: so geht die Krankheit in Enteritis über. Er wendet daher einen oder den anderen Aderlass an, giebt Tamarindenpulpe, Manna, *oleum ricini* und andere schleimige, geschmeidige Mittel. Wenn die Wuth der Zufälle erledigt ist: so behandelt er die Dysenterie wie einen einfachen Katarrh der Eingeweide, giebt einen Aufguss von *Sambuc.*, *Meliss.*, *Spirit. Minder.* — Die asthenische Dysenterie kann entweder in geringerem oder in höherem Grad asthenisch seyn. Erstere giebt das Bild einer Katarrhalaffection der Eingeweide mit gelinden Zufällen der Dysenterie. Hier verordnet er aromatische Aufgüsse, Dowers Pulver, *Tinct. antimonii* mit geringer Gabe von Opium. Letztere gilt ihm für ein asthenisches Fieber unter der Form der *nervosa versatilis* mit den Zufällen der Dysenterie. Hier dünkt ihm der Gebrauch der Volatilien mit Opium, welche incitirend wirken und die Hautsecretion befördern, am schicklichsten.

Hiemit ist der wesentlichste Inhalt des Werkes dargelegt. Dem Publicum ist aber auch darum zu thun, den Gewinn für die Wissenschaft klar zu erhalten, den dieses Werk gebracht hat. Rec. will diesen nunmehr bestimmen. Hn. *Frank's* medicinisches Talent liegt in dem Act des Erkennens, wodurch er das ruhende Product der Physiologie (anatomische Physiologie, oder die Verrichtungen des menschlichen Körpers, wie sie in die Sinnenwelt fallen, nicht aber als Gesetz) analysiret, als *solches* zum deutlichen Bewusstseyn erhebt, folglich einen *Reflexionssatz* bildet, den er als Princip vorausschickt, und worauf er seine Krankheitsansicht bauet, indem er nur bemerkt, in wie weit und auf welche Art die Krankheitserscheinung abweiche oder verändert sey von den in die Sinne fallenden Verrichtungen des menschlichen Körpers im gesunden Zustande; und da er nur die Mittel nach sinnlichem Erfolge kennt, d. h. was sie da und dort gewirkt haben, nichts aber von der *inneren* Nothwendigkeit der Mittel weiss: so leitet ihn bey jeder Indication die Analogie und Induction ähnlicher oder gleicher vorausgegangener Fälle der Krankheiten zur Anwendung dieser oder anderer Mittel theils aus eigenen, theils aus fremden Beobachtungen. Doch hie und da hat er den Schein besserer Anregung. Z. B. in hypersthenischen Blutflüssen hält er den Gebrauch der Adstringentien für schädlich, weil sie die Action der festen Theile befördern, wodurch er bezeichnen will, dass durch solche Mittel die Form der organischen Cohäsion erhöhet werde, dass solche Mittel demnach mit den Ursachen homogen, statt ihnen entgegengesetzt zu seyn, wirken, das Starre im Starren setzen, und damit sogleich die Tendenz erregen, Grund von Bewegung und Ankampf zu werden, da doch Gegensatz der Bewegung in der Ruhe als dem negativen Moment gefodert wird. Allgemeine Naturkenntnisse verräth der Vf. wenig; überhaupt scheint er ganz unbekannt zu seyn mit dem medicinisch - Naturwissenschaftlichen und den Grundkategorieen der Physik, an welchen doch die Medicin lebhaften Antheil hat. Rec. will nur etwas anführen. Der Vf. sagt S. 114: „Jedermann sieht ein, dass die Kälte *nichts* ist, als Abwesenheit der Wärme, und „wir gestehen, dass die Kälte *nichts* sey." S. 117. Der Vf. denkt sich die Kälte als Entweichen des Wärmestoffs aus den Körpern. Solche Begriffe gehören einer veralteten, seichten, chemischen Hypothese an.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Druckfehler.

In der Recension von *Reils* und *Authenrieths Archiv für die Physiologie.* 1808. No. 283. S. 441 ist durch ein Versehen des Setzers das Urtheil: „*Aber auch hievon abgesehen, hat das ganze Geschwätz keinen Sinn,*" zu der Anzeige von *Reils* Abhandlung gekommen, da es doch einige Zeilen weiter hinauf zu der vorhergehenden gehört.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 JANUAR, 1809.

MEDICIN.

MANHEIM, b. Schwan u. Goetz: *De curandis hominum morbis epitome* praelectionibus academicis dicata auctore *Joanne Petro Frank*, etc. Lib. V. *de profluviis*. Pars II.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch legt der Vf. manchmal zu viel Gewicht auf sein medicinisches Ich. Er gesteht den Beobachtungen und Erfahrungen bedeutender Ärzte keinen Werth zu, weil Er noch nichts davon gesehen und beobachtet habe. Den Beweis davon siehe S. 442. Er behauptet, es gäbe keine Cholera mit inflammatorischem Charakter, wiewohl er selbst anführt, dass unter heissem Himmel in England, in Deutschland, Ärzte versichert hätten, solche mit Aderlass glücklich behandelt zu haben. Allein er möchte gerne die Sache entfernt wissen, und giebt ihr daher eine zweydeutige Wendung in diesen Ausdrücken: „Nicht die ganze Krankheit (mit Aderlass behandelt) heilte der Aderlass, indem es doch nicht allein angewendet wurde". Der Vf. meint also, obschon man in der Cholera von dem Aderlass glücklichen Erfolg gehabt habe, so sey diess nicht geradezu dem Aderlass, sondern auch anderen Mitteln zuzuschreiben, die man dabey zugleich angewendet habe. Das sind seine Gründe, womit er sein Dafürhalten unterstützet, und die Erfahrungen anderer Männer widerlegt. Obschon der Vf. kein Freund der Systeme und Theorieen ist: so hängt ihm doch bisweilen etwas vom Brownianismus an, was er deutlich S. 522 zu erkennen giebt, indem er sagt: „unter jedem Himmelsstrich können gar wohl Beyspiele von Krankheiten, sthenisch im Anfange, und sich überlassen bald indirect asthenisch, entstehen aus unbekannten Ursachen, in welchen wir kein Bedenken tragen, der Heilmethode der jetzt bestehenden Theorie Folge zu leisten". Rec. sieht wohl ein, dass hier der Ort nicht sey, Systeme zu widerlegen; aber in Bezug auf directe und indirecte Asthenie will er nur kurz berühren, dass, wenn unter *Brown's* Anhängern denkende Köpfe gewesen wären, sie den Ungrund dieser Theorie gewiss hätten einsehen müssen. Nämlich Hypersthenie nennen sie den Zustand des Organismus *über dem Normalverhältnisse*, an der Scala der Erregung; nun müsste man bey Asthenie aus Hypersthenie entstanden, *von dem Stande über dem Normalverhältnisse* durch das *Normalverhältniss selbst* hinabkommen zum Stande *unter dem Normalverhältnisse*; woraus folgt, dass allezeit der Durchgangspunct zwischen Hypersthenie und Asthenie (welche sie die indirecte nennen) das *Normalverhältniss*, mithin *der Zustand der Gesundheit*, an ihrem Barometer der Krankheiten seyn müsste, worin ein Widerspruch liegt, wenn wir auch die Schwächen der übrigen Lehren des gesammten Systemes hier nicht berücksichtigen. Es ist also dem Verfasser zu verargen, sein medicinisches Gebäude durch solche Flecken verunstaltet zu haben, wodurch nicht das Beste für die Wissenschaft geleistet werden kann. Übrigens darf man sich an den Ausdrücken, sthenisch, asthenisch bey den Eintheilungen einer Krankheit nicht gestört finden, denn sie bedeuten ihm dasselbe, was den alten Ärzten activ und passiv war; z. B. sthenische Blutflüsse, asthenische; durch das Sthenische will er grösstentheils den entzündlichen Charakter einer Krankheit bezeichnet wissen. — Werfen wir noch einige Rückblicke auf den Vf.: so müssen wir gestehen, dass er, im Ganzen, der medicinischen Empirie treu folgt, Scharfsinn bey jedem Krankheitsfalle, im Erkennen der Einheit im verworrenen Vielen, ausgezeichnet äussert, dabey von der Macht der Phantasie geregt wird, was sich in seinem poetischen Ausdruck, in seiner malerischen Beschreibung verräth, — dass also Lebendigkeit im Auffassen, Kraft im Verfolgen, Deutlichkeit im Darstellen ihn vorzüglich charakterisiren.

MANHEIM, b. Schwan und Goetz: *Grundsätze über die Behandlung der Krankheiten des Menschen* zu akademischen Vorlesungen bestimmt, von *Johann Peter Frank*, etc. etc. Sechster Band, oder des fünften Buches von den Ausflüssen zweyter Theil (*profluvia*) aus dem Lateinischen übersetzt. 1807. 522 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Durch die zugleich von der Verlag handlung besorgte Übersetzung dieses Bandes ist allerdings den Besitzern der deutschen Ausgabe einiger Dienst erwiesen worden, wenn nur auf die Übersetzung selbst mehr Sorgfalt verwendet wäre. Die Schriften eines *Frank* verdienen gewiss eine grössere Aufmerksamkeit; wenigstens sollte Deutschland auf diesen einheimischen Gelehrten mehr Stolz haben, und bey der Übertragung so ausgezeichneter Werke in die Muttersprache sich nicht mit Trivialität genügen. Doch für diese Ausgabe scheinen diese Erinnerungen zu spät, da die meisten vorhergehenden Bände eine eben so mittelmässige Übersetzung erhalten haben.

nt.

Würzburg, b. Stahel: *Lehrbuch der Hebammenkunst*, als Leitfaden zum Unterrichte für Hebammen und zur Belehrung für Mütter entworfen von Dr. *Elias von Siebold.* 1808. XXVI u. 520 S. 8. (2 Thlr.)

Auch unser Vf. fühlte, wie mancher andere Hebammenlehrer, das Bedürfniss eines eigenen Leitfadens: dagegen kann niemand etwas haben, weil solche Bedürfnisse ja immer auf individuellen Ansichten und Überzeugungen beruhen. Rec. bekennt auch gern, dass er in mancher Hinsicht durch vorliegenden Leitfaden besser befriedigt worden, als durch die Arbeiten vieler Vorgänger; doch giebt es auch hier noch manches zu wünschen.

Zuvörderst muss bemerkt werden, dass ein Leitfaden für Hebammen auf keine Weise zugleich ein zweckmässiges Buch zur Belehrung für Mütter seyn könne; und wir dürfen geradezu behaupten, dass das vorliegende Buch für Mütter gar nicht passe. Das Wenige, was von Diätetik und von der ersten Behandlung mancher Kränklichkeiten und körperlichen Übel als Folge von Schwangerschaft und Wochenbette gesagt ist, müsste für Mütter aus irgend einem Stande ganz anders und auf eine eindringlichere, überzeugendere Art gesagt und motivirt werden; und einer schwangeren Frau alle die Gefahren vorzuführen, welche ihr bey und nach der Geburt drohen können, ist, wir möchten sagen, unverantwortlich; es kann sie diess aufs äusserste plagen und ängstigen, und die erworbene Halbwisserey kann auch der geburtshelfenden Person auf mancherley Art hinderlich und beschwerlich werden. Fürs andere findet Rec. die Ordnung dieses Leitfadens zu tadeln. Die Trennung in den theoretischen und praktischen Theil taugt nicht; das ewige Zurückweisen auf die Paragraphen des theoretischen Theils ist für die Schülerin und für die künftige Hebamme beym Nachlesen unbequem und ermüdend. Will sie sich über einen Gegenstand wieder belehren, sich das Vergessene ins Gedächtniss zurückrufen: so muss sie hin und her blättern, und es wird ihr schwer, eine vollständige Übersicht des Ganzen zu erlangen. Beym Unterrichte selbst veranlasst es unzweckmässige Wiederholung. Hin und wieder hat der Vf. auch Dinge gesagt, die völlig überflüssig waren, z. B. S. 2 was ein Hebammenlehrer sey. Selbst den dritten §. würde Rec. weggelassen haben. Der zehnte ist gleichfalls vollkommen entbehrlich. Hebammen die Siebhaut (*membrana decidua*) und die umgeschlagene Haut des Eyes kennen zu lehren, hält Rec. auch für überflüssig. Dadurch werden dem Gedächtnisse nur Dinge aufgebürdet, die vielleicht wichtigeren Lehren im Wege sind. Noch überflüssiger ist die erste Hälfte des §. 149. Wozu in aller Welt möchte es einer Hebamme nützen, zu wissen, dass die Krümmung des Rückens einer Leibesfrucht bis zur zwölften Woche stärker ist, von da bis zur sechzehnten abnimmt, so dass der Rücken nachher oft ganz gerade ist. Wiederholungen hat der Vf. auch nicht vermieden; so werden im 112 und 166 §. mehrere Erscheinungen der Schwangerschaft wiederholt angegeben. Weit zweckmässiger würden diese beiden §§. überhaupt sich haben vereinigen lassen. §. 159 und 254 sind wieder mehrere Zeichen eines ausgetragenen Kindes doppelt angegeben. §. 583 und 642 wiederholt sich der Vf. auch unnöthiger Weise. Man vergleiche auch §. 313 A und 314 b. Dahingegen hat der Vf. hin und wieder Unterlassungsfünden begangen. So sagt er z. B. nichts von der Verwechslung anderer Theile mit der Wasserblase, welches doch im Capitel von dem künstlichen Sprengen derselben sehr nöthig gewesen wäre. Bey der Zurückbeugung der Gebärmutter wird gar der Urinverhaltung nicht erwähnt, welche nach des Rec. Überzeugung eine der wichtigsten Ursachen ist, und worauf die Hebammen allerdings sollten sehr aufmerksam gemacht werden. Wir hätten dagegen gern dem Vf. die schulgerechte Eintheilung von vollkommener und unvollkommener Zurückbeugung geschenkt. Bey dem Gebärmutterrisse ist des plötzlichen Nachlassens der Wehen nicht gedacht. Zuweilen drückt sich der Vf. nicht deutlich genug aus. So z. B. wird wohl keine Hebamme verstehen, wenn der Vf. §. 296 Schieflage der Gebärmutter nennt: *wenn der Muttergrund und Muttermund nicht gerade in einer Linie mit der Führungslinie des Beckens stehen, sondern davon abweichen.* Mitunter kommen auch untaugliche Vorschriften vor, z. B. §. 513. d. das von *Wigand* empfohlene Herstreichen der Haut von den Schenkeln und vom After her, gegen das Mittelfleisch. Rec. ist überzeugt, dass dergleichen Handgriffe in den Händen der Hebammen bey aller anempfohlenen Sanftheit doch schädlich werden können, und dass sie überhaupt durchaus nicht bey jeder Geburt nöthig sind, daher aber auch nicht ohne Ausnahme empfohlen werden dürfen. Man meistert die Natur gar zu viel. S. 377 d. möchte Rec. einem 5 bis 6tägigen Kinde durchaus keine abgerahmte und vorher auch abgekochte Milch mit Wasser gemischt zur Nahrung anrathen. Ein Drittheil ganz frischer roher Kuhmilch, mit zwey Drittheilen Wasser gemischt, wird ungleich besser bekommen. Das bey beträchtlicher Enge der Scheide §. 584 empfohlene Dampfbad würde Rec. nie anrathen. Kleine Nachlässigkeiten würde Rec. nicht einmal erwähnen, wenn es nicht gerade bey Hebammen am meisten darauf ankäme, consequent zu bleiben. Der Vf. spricht im ersten Capitel nur von *Schaamhügel*, nachher schon S. 48 kommt auch die Benennung *Schaamberg* vor. §. 77 sagt er *Mutterröhren*, und schon §. 93 und auch an anderen Orten gebraucht er den abenteuerlichen Ausdruck *Muttertrompeten.* Eben so sagt er im ersten Cap. zweckmässig *Schaamlippen*, nachher fast immer *Schaamlefzen.* Im 1 Cap. heisst es *Geburtstheile*, nachher, z. B. §. 364, *Geschlechtstheile.* §. 135 heisst es das wahre *Kindswasser*; welches auch *Schaaf-* oder *Geburts-Wasser* genannt wird, und nun spricht der Vf. §. 388 u. fgg. immer nur von *Fruchtwasser.* Wir wünschen, dass bey einer etwanigen zweyten

Auflage auf unsere Bemerkungen Rücksicht genommen werden möge. B. J.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Handbuch für Hebammen*, zur Selbstbelehrung und als Leitfaden beym Unterrichte, von Dr. *G. M. W. L. Rau*, Physicus und Geburtshelfer zu Schlitz. Mit einer Kupfertafel. 1807. 190 S. 8. (8 Gr.)

Obgleich dieses Buch nicht zu den allerschlechtesten gehört: so zeigt der Vf. sich doch in vielen Stellen als ein unberufener Schriftsteller für die Classe von Lesern, welche seine Belehrung nutzen sollen. Der Zusatz auf dem Titel: *zur Selbstbelehrung*, kann von diesem Buche weniger gelten, als von vielen anderen; denn der Vf. ist oft zu kurz, und hat auch gar nicht die Gabe der leichtfasslichen Darstellung. In der Vorrede sagt er selbst: seine Schrift sey nicht hinreichend, irgend eine Person zur Hebamme zu bilden; es müsse mündlicher Unterricht vorangegangen seyn. Manche sehr wichtige Dinge sind ganz übergangen, manche sind sehr unvollständig behandelt. Von Umstülpung und Zurückbeugung der Gebärmutter ist gar nichts gesagt, und doch ist die Kenntniss dieser Übel — zumal des ersten — so äusserst nothwendig. Vom Blutsturz ist nur im §. 155 die Rede, und zwar hier nur von dem bey Kindbetterinnen. Der Gebärmutterriss wird S. 141 mit wenigen Worten abgefertiget. Alle die im 31 Cap. aufgeführten Regelwidrigkeiten sind viel zu kurz und unvollständig behandelt. Die Behandlung der Nachgeburt ist sehr mangelhaft angegeben. Überhaupt spricht der Vf. fast nie von den veranlassenden Ursachen der abgehandelten Regelwidrigkeiten, gegen welche doch oft auch eine gute Hebamme etwas ausrichten kann. Hin und wieder giebt er auch ganz verkehrte Rathschläge. Dahin gehört, was S. 97 von der Hülfleistung bey der Gesichtsgeburt mit dem Kinne gegen die Schaambeine hin, gesagt wird: „Man bringt hierauf (nämlich gleich nach dem Wassersprunge) den Zeigefinger und Mittelfinger einer Hand an die Oberkinnlade des Kindes, so dass die Nase zwischen diesen beiden Fingern befindlich ist. Man sucht dann den unteren Theil des Gesichts mit den Fingern hinauf zu schieben. Wenn Wehen dabey zugegen sind: so lässt man sie verarbeiten, hält aber den Oberkiefer des Kindes dabey so zurück, dass die Wehen den hinteren Theil des Kopfes herabtreiben müssen u. s. w." Hiedurch und durch abwechselndes Zurückschieben des Hinterkopfes soll die Hebamme eine Scheitelgeburt bewirken! Rec. traute kaum seinen Augen, als er diesen verkehrten Rath las, der nicht einmal einem Geburtshelfer, geschweige denn einer Hebamme gegeben werden sollte. Was wäre damit gewonnen, wenn der Rath auch ausführbar seyn sollte? Rec. fand eine solche Gesichtsgeburt noch jedesmal eben so leicht, als diese mit dem Scheitel voran, wo doch nun das Gesicht gegen die Schaambeine hin zu liegen kommt. Nicht viel besser ist der §. 90 bey der durch Krampf des Muttermundes zurückgehaltenen Nachgeburt gegebene Rath, das Einbringen der Hand u. s. w. Was den Vortrag des Vfs. überhaupt betrifft, so ist derselbe oft zu gedehnt, der Periodenbau für eine weniger oder gar nicht gebildete Leserin — und das sind ja leider die allermeisten Hebammen — zu lang. Hin und wieder kommen ganz unnütze Bemerkungen vor. Z. B. §. 3. „Das weibliche Becken ist zwar dem männlichen sehr ähnlich, aber doch in vielen Stücken sehr von ihm verschieden." Ferner §. 6. „Die in demselbigen (Kreuzbeine) befindlichen Löcher dienen um gewisse Gefässe durchgehen zu lassen." Was weiss eine Hebamme von Gefässen? und am Ende sind diese Löcher auch weit mehr für den Durchgang der Nerven als der Gefässe. Den Damm und den Schaamberg trennt der Vf. unnöthigerweise von den Geburtstheilen. Die Benennungen wählt er nicht immer zweckmässig. So z. B. §. 22. 24. 25. *Kanal* anstatt des verständlicheren *Gang*; §. 25. *Muttertrompete* anstatt *Mutterröhre*. Hin und wieder kommen Unrichtigkeiten vor, z. B. §. 51, wo es heisst: der Nabelstrang gehe durch den Nabel in die Leber des Kindes; denn diess gilt ja nur von der Vene desselben. §. 53 ist es falsch, dass Blut von der Mutter in den Mutterkuchen und von da durch den Nabelstrang zum Kinde komme. Wie der Mutterkuchen beytragen soll, die Erweiterung der Gebärmutter zu befördern, sieht Rec. nicht ein. §. 58. „Die Hirnschale eines erwachsenen Menschen besteht aus Einem Stücke", ist, genau genommen, auch falsch. Der Mechanism der Fussgeburt ist §. 105 ganz unrichtig angegeben, wo es heisst: die eine Schulter komme unter dem Schaambeinbogen, die andere am Kreuzbeine herab, und der Kopf werde mit den Armen zugleich in eben der Richtung, als wo er vorauskommt, geboren. Die künstliche Herausförderung des Kopfes bey der Fussgeburt §. 107 u. 108 ist sehr mangelhaft angegeben. Was soll das heissen: „Hierauf (nachdem nämlich das unter den Schaambeinen liegende Gesicht bis an die Stirn unter den Schaambogen herabgebracht ist) zieht man auf eben diese Weise mit zwey Fingern den Hinterkopf über dem Kreuzbeine herab"? Wie können zwey Finger den runden Hinterkopf herabziehen? §. 144 räth der Vf. unbedingt bey der Wendung eine Schlinge mit der einzuführenden Hand einzubringen, welches doch in den meisten Fällen ganz unnütz ist, und zumal bey einer solchen Schlinge, wie der Vf. angiebt, oft sehr hinderlich werden könnte. Der S. 137 zum Sprengen der Wasserblase empfohlene Gebrauch einer kleinen Scheere möchte, ungeachtet der gerathenen Vorsicht, einer Hebamme nicht zu überlassen seyn. Die Regeln für Schwangere und Kindbetterinnen sind meist zweckmässig angegeben; nur das tägliche Wechseln des Hemdes möchte Rec. bey einer neuen Kindbetterin nicht anrathen. Mit der Leibesöffnung ist der Vf. zu ängstlich; eine Neuentbundene kann immer 4 bis 5 Tage ohne Öffnung gelassen werden, vorausgesetzt, dass sie ihr Kind säuge und weder Kopf- noch Bauch-Schmerz oder Fieber habe. Auch möchte Rec. eine Neuentbundene nicht so unbedingt auf blosse

Wasserſuppendiät ſetzen, als es der Vf. anräth. Fleiſchbrühe und nicht zu kräftige Bierſuppen werden kein Milchfieber veranlaſſen oder vermehren, wenn ſie mäſsig genoſſen werden, und das Kind gleich von den erſten Äuſserungen des Bedürfniſſes an geſäugt wird. Hierauf hätte der Vf. viel eindringlicher beſtehen ſollen; er ſagt nur beyläufig S. 165: „am unbedeutendſten iſt gewöhnlich das Milchfieber, wenn das Kind in den erſten 6 Stunden geſogen hat"; doch kommt er §. 164 noch einmal darauf zurück. Rec. ſah in einer ſehr ausgebreiteten Praxis nur äuſserſt ſelten Milchfieber, obgleich er ziemlich kräftige Diät halten lieſs. Die reinſte Luft hält Rec. nicht für ſo zuträglich bey Kindern, als der Vf.; der Lebensproceſs geht bey den Neugebornen in weniger reiner Luft beſſer von Statten. B. J.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Lehre vom Schlagfluſſe, ſeiner Natur, Erkenntniſs, Verhütung und Heilart*, nach neueren Anſichten bearbeitet, von D. *Karl Fr. Burdach.* 1806. 177 S. 8. (21 Gr.)

Schlagfluſs nennen wir denjenigen Zuſtand, wo die höheren und namentlich die phyſiſchen Thätigkeiten des Menſchen plötzlich aufhören, indeſs die niederen Functionen mehr oder weniger ungeſtört fortdauern. Der Schlagfluſs iſt ein lähmungsartiger Zuſtand derjenigen Gehirnmaſſe, welche das *Senſorium commune* conſtituirt. In räumlicher Hinſicht beſteht der Schlagfluſs in einer geſchwächten Expanſion des Gehirns. Hiebey laſſen ſich nun zwey Fälle denken: entweder das Gehirn ſinkt aus eigener Schwäche zuſammen, oder es wird durch eine andere ihm gegenwirkende Kraft in ſeiner Thätigkeit zu ſehr beſchränkt; jenes iſt der Collapſus, dieſs die Compreſſion. Die Erfahrung lehrt, daſs dieſe beiden Arten wirklich exiſtiren, daſs aber kein Schlagfluſs vorkommt, der nicht einer derſelben untergeordnet werden müſste. Collapſus entſteht, wenn entweder pſychiſche Schwächungsmittel einwirken, oder das Gehirn, der Träger der pſychiſchen Thätigkeit, von materiellen ſchwächenden Potenzen afficirt wird. (Sehr ſchön erklärt hiebey der Vf. ein Phänomen, das die Semiotik zwar aufgefaſst, die Pathologie aber faſt ganz unentwickelt gelaſſen hat, daſs bey dem gänzlichen Zurücktritt der einen Grundkraft des Menſchen die andere deſto lebhafter hervortritt, z. B. beym eingetretenen Brande, beym Sterben. Der Vf. erklärt den Collapſus nun theils dynamiſch, theils bloſs mechaniſch; nur möchten die letzteren Geſetze bey dem lebenden menſchlichen Körper ſelten rein Statt finden. Ganz wahr zeigt er, daſs das Strotzen der Gefäſse bey apoplektiſch Geſtorbenen keineswegs immer für die Urſache, ſondern in den meiſten Fällen für eine Wirkung des [nicht immer ſtheniſchen] Schlagfluſſes zu nehmen ſey.) Compreſſion. Der Vf. geht hier die meiſten Theorieen durch, und zeigt das Mangelhafte derſelben. (Auch von der Browniſchen urtheilt er, ſie ſey ziemlich flach, und auf die Arten, welche von örtlichen Urſachen entſpringen, ſey gar keine Rückſicht genommen. Doch entwickelt auch der Vf. dieſe Compreſſion nicht genau genug.) Die allgemeine Prädispoſition zum Schlagfluſſe iſt Schwäche des Gehirns (oft hoher Grad der Sthenie, die nahe an indirecte Schwäche grenzt) und Einwirkung der Potenzen, welche dieſelbe bewirkt haben. Bey den einzelnen prädisponirenden Urſachen hat der Vf. hauptſächlich die Beobachter benutzt, um ſeine Angaben zu belegen. Veranlaſſungen des (zum) Schlagfluſſes (Gelegenheitsurſachen?). Der Collapſus entſteht 1) durch Desorganiſation deſſelben, 2) durch stheniſche, und 3) durch aſtheniſche Potenzen. (Auch hier ſind die Beobachter ſtark benutzt, vielleicht wäre es aber gut geweſen, wenn der Vf. mit ſtrengerer Kritik dabey verfahren wäre, wenigſtens ſcheint die dynamiſche Theorie hie und da ins Gedränge zu kommen.) Die Compreſſion erfolgt in den meiſten Fällen des Collapſus als Wirkung deſſelben. Der Vf. unterſcheidet Compreſſion von Congeſtion oder Extravaſat des Blutes. Seröſe Ergieſsung, Eiter, Knochenſtücke und andere fremde Körper, als Urſachen. (Dieſer ganze ätiologiſche Abſchnitt ſcheint noch mancher Verbeſſerung und Vervollkommnung fähig zu ſeyn.) Erkenntniſs des Schlagfluſſes. Prognoſis. Verhütung. Heilung. Sie beſteht darin, den Collapſus oder die Compreſſion des Gehirns zu beſeitigen. Nun ſind in den meiſten Fällen beide Zuſtände mit einander verbunden; es muſs alſo unterſucht werden, welches der weſentliche, urſprüngliche (überwiegende) iſt, und welches der minder weſentliche, hinzugekommene (minder wichtige). Jenes iſt die Cauſalmethode, dieſs die ſymptomatiſche. Man beſeitige den Collapſus durch Anwendung ſolcher Reizmittel, welche die Reizung des Nervenſyſtems und vorzüglich des Seelenorgans erhöhen, jedoch ſo, daſs die organiſche Thätigkeit im Gehirne dadurch nicht zu haſtig erfolge. Man wende hiezu ſolche ſpecifiſche Nervenmittel an, welche, ſo intenſiv ihre Kraft auch iſt, doch keinen Orgasmus in den Blutgefäſsen hervorbringen. (Bey dieſer ganzen Abh. liegen aber bloſs Hypotheſen zum Grunde. Welche Nervenmittel ſollten wohl ſo einſeitig wirken? Alle vom Vf. genannten ſind nicht von dieſer Art.) Man vermindere ferner das Übergewicht, welches die organiſche und materielle Natur über das Seelenorgan (?) erhalten hat, z. B. man entferne Knochenſplitter, Eiter, Blut u. ſ. w., man entleere die Gefäſse des Gehirns (hiebey die In- und Contra-Indication zur Aderläſſe, welche der Vf. für ein meiſtentheils gefährliches Mittel hält, und ihr das Binden der Extremitäten vorzieht. Es ſcheint in dieſem Puncte dem Vf. noch an Erfahrung zu mangeln.) Man reize entfernte Stellen durch Veſicatorien, Klyſtiere u. ſ. w. Die im Anhange beygefügte Krankheitsgeſchichte iſt inſtructiv in dem Gange und den Erſcheinungen der Krankheit, weniger in Rückſicht auf Behandlung. Die ganze Schrift iſt eine fleiſsig gearbeitete, ſchulgerechte Monographie, an welcher nur in einzelnen wenigen Stellen etwas auszuſetzen ſeyn dürfte, wie wir mit einigen Winken zu erkennen gegeben haben. Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JANUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von *J. F. Fries.* 1807. Erster Band. L und 347 S. Zweyter Band. 327 S. Dritter Band. 392 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Gesichtspunct, woraus Rec. dieses merkwürdige, an eigenthümlichen Ansichten reichhaltige, mit bewundernswürdigem Scharfsinn und Fleiss ausgearbeitete Werk beurtheilen zu müssen glaubt, ist in den folgenden Bemerkungen der Einleitung angegeben: „Man wäre wohl lang von aller Speculation zurückgekommen, wenn *das Interesse der Wahrheit um der Wahrheit willen* sich nicht immer gleich bliebe, und selbst wider Willen stets auf das *alte Thema* zurückleitete. Denn es ist das unvertilgbare Bestreben des sich ausbildenden Verstandes: *die Einheit seines eigenen Wesens als Gesetz seiner ganzen Erkenntniss gelten zu machen.* — Dieses, *die Philosophie erzeugende,* Bedürfniss muss aber von den *Versuchen,* dasselbe zu befriedigen, unterschieden werden. Ein aufgestelltes System mit aller seiner Consequenz ist doch immer nur das letzte Resultat der *Grundmeinungen seines Schöpfers über das Wesen des Philosophirens;* und es ist eine schwere Aufgabe, in diese Tiefe des Geistes die Fäden des Räsonnements zu verfolgen, wo sich eigentlich die Keime einer neuen Darstellung entwickeln. Meistentheils sind *diese Keime* die mehr oder weniger richtigen, aus der vergangenen Zeit aufgenommenen *Vorurtheile* über *Zweck* und *Wesen* der Speculation. Was unmittelbar erscheint, und leichter zu bemerken ist, ist dann nur der Versuch, diesen Gesetzen nachzukommen, und diese Bedürfnisse zu befriedigen. In jenem Tieferen aber liegt eigentlich die *geheime Gewalt des Geistes der Zeit.* — Die wahren Fehler dieses Geistes liegen in den *ersten Voraussetzungen,* auf welche man gewöhnlich den Blick *gar nicht richtet,* die man entweder *bewusstlos* mit annimmt, oder nach denen man ungehört verdammt wird, weil sie dem Richter eine unbewusste, und darum unverdächtige Regel der Wahrheit sind."

Vor allen Dingen wird also hier die *Grundmeinung* des Vfs. über das *Wesen des Philosophirens* mit dessen eigenen Worten darzulegen, und zu untersuchen seyn, welches richtige oder unrichtige *Vorurtheil* über das besagte Wesen aus der vergangenen Zeit in derselben enthalten sey, und etwa die vom Vf. unbewusst angenommene *erste Voraussetzung* ausmache, oder nicht.

Nach der Behauptung des Vfs. ist „die allgemeine Anfoderung an die Philosophie: Man soll die *Nebenordnung* des Endlichen *neben* dem Ewigen aufweisen, Natur und Freyheit vereinigen, so dass keine die andere vernichtet, beider Rechte zusammen bestehen. Diese Aufgabe ist aller Speculation und allen Zeiten gemein. Der Unterschied zeigt sich erst in den obersten Maximen, die bey der natürlichen Ausbildung des Verstandes unfehlbar Anfangs von *Vorurtheilen* geleitet werden. *Alle Schwierigkeit* wird nämlich hier immer durch das *Verhältniss des Sinnes zur Vernunft* bestimmt. Das *Endliche* gehört dem *Sinne,* — das *Ewige* — der *Vernunft* in ihrem *Gegensatz* gegen den Sinn; und die *Wahrheit* fodert, die Rechte des Sinnes und der Vernunft beide gelten zu lassen, und sie mit einander positiv zu vereinigen. Dieses ist aber bey der unvorbereiteten [oder auch nicht genug vorbereiteten] gewöhnlichen Denkweise sehr schwer [eigentlich *unmöglich*]. Jeder Einzelne fällt [so lange er nämlich dieser Denkweise huldigt] unter die Vorurtheile des sich allein für genug haltenden Sinnes, oder der selbstgenugsamen [angeblichen] Vernunft, oder es kömmt endlich gar zur negativen Vereinigung im Skepticismus."

Indem Hr. *Fries* das Aufweisen der *Nebenordnung* des Endlichen *neben* dem Ewigen nicht nur als seine, ihm mit *manchen* anderen Forschern gemeinschaftliche, Grundmeinung, sondern auch als die *aller* Speculation und *allen* Zeiten *gemeinschaftliche* Aufgabe annimmt, bedenkt er entweder nicht, dass diese Aufgabe „nach der Anfoderung" *Platons* und *Leibnitzens* im Aufweisen der *Unterordnung* des Endlichen *unter* das Unendliche, — „nach der Anfoderung" *Xenophanes, Brunos, Spinozas, Schellings,* — im Aufweisen der *unbedingten Einheit von Beiden* bestehe; — oder aber er nimmt, durch die geheime Gewalt des Zeitgeistes überwältigt, unbewusst an, dass das Nebenordnen, Unterordnen, und Indifferenziren *auf Eines* hinauslaufe. — Indem er in der Folge behauptet: „Alle Schwierigkeit werde [bey der Aufgabe der Philosophie] immer durch das Verhältniss *des Sinnes* zur Vernunft bestimmt", bedenkt er entweder nicht, dass nach der Behauptung anderer Forscher bey dieser Aufgabe Alles lediglich auf das Verhältniss *der Vernunft* zum Sinne ankomme; oder aber er nimmt unbewusst an: Vernunft und Sinn setzten sich auf *gleiche Weise einander* voraus,

beſtünden nur *in- und durch-Einander*. Schon darum allein läſst ſich auch von dieſer *neuen Kritik* durchaus kein neuer Aufſchluſs über das *Verhältniſs* der Vernunft, oder des Ewigen, zum Sinne, oder dem Endlichen, erwarten.

Alles Verkennen dieſes Verhältniſſes geht aus von der bewuſstloſen Vorausſetzung: daſs der *Grund* und die *Bedingung daſſelbe* ſey, von der Verwirrung (Nichtunterſcheidung) des Grundes, der als ſolcher *über* der Bedingung ſteht, mit der nur *unter* ihm ſtehenden, und nur *durch* ihn beſtehenden, Bedingung. Indem das Endliche nur unter dem Ewigen und durch daſſelbe, als durch den Grund, beſteht: iſt das Endliche die *Bedingung* (*Conditio ſine qua non*) nicht des Ewigen *an ſich*, ſondern der *Erkenntniſs* deſſelben (der Offenbarung des Ewigen). Auch *als die Bedingung* dieſer Erkenntniſs beſteht das Endliche nur *durchs* Ewige; und kann daher (ohne nicht wiederum Grund und Bedingung zu vermengen) eben ſo wenig für den *Erkenntniſsgrund*, als für den *Grund des Seyns*, des Ewigen angenommen werden. Das Verhältniſs der *Vernunft* zum Sinne, und das Verhältniſs *des Sinnes* zur Vernunft iſt *keinesweges Eines und Ebendaſſelbe*. Das Zweyte beſteht nur *unter* dem Erſten und *durch* daſſelbe; und das Erſte kann freylich *nicht ohne* das Zweyte, aber das Zweyte kann *nur durch* das Erſte, *erkannt* werden. *Durch den Sinn* iſt weder die Vernunft noch auch der Sinn ſelber erkennbar. Das auf den Sinn beſchränkte, vernunftloſe, Thier kennt nur Wandelbares oder Sinnenfälliges; aber es kennt nicht einmal dieſes *als* das Wandelbare oder Sinnenfällige; weil das, *unter* welchem und *durch* welches allein das Wandelbare oder Sinnenfällige, *als ſolches*, beſteht, auf keine Weiſe ſich im bloſsen thieriſchen Bewuſstſeyn einfindet. Aber der Menſch *verkennt* Beides, ſo lange er wähnet, daſs die Unwandelbarkeit oder Vernünftigkeit, und die Wandelbarkeit oder Sinnlichkeit, ſich *auf gleiche Weiſe* einander vorausſetzen, oder gar *an ſich Eines und Daſſelbe* ſind. Nur erſt durch die deutliche, und ausdrückliche, *Unterordnung* des Sinnes *unter* die Vernunft gelangt die Vernunft im Bewuſstſeyn des Menſchen *zu ſich ſelbſt*; erkennt der Menſch die Vernunft *durch* die Vernunft, und *durch ſie* auch den Sinn, als ſolchen; und nur durch die *Vermiſchung*, und *Gleichſetzung*, von beiden wird ſowohl im ſpeculirenden, als in dem gemeinen Bewuſstſeyn, Beides verkannt und gemiſsdeutet. — Die *Wahrheit* fodert alſo allerdings, die Rechte des Sinnes und der Vernunft beide gelten, — aber ſie fodert keinesweges, beide — *gleich* gelten zu laſſen, und ſie räumt dem Sinne kein anderes Recht ein, als welches demſelben *unter* der Vernunft und *durch* dieſelbe zukömmt. Hierin beſteht der eigentliche *Primat*, und die gerechte *Selbſtgenügſamkeit* der Vernunft, welche freylich mit der angemaſsten jener eingebildeten und einbildenden Vernunft, oder der vernünftelnden Phantaſie, nicht zu verwechſeln iſt, die den Sinn in bloſse Vernunft auflöſet, und der Wahrheit nach um nichts vernünftiger iſt, als der Empirismus, welcher die Vernunft in lauter Sinn auflöſet.

Da Hr. *Fries* das Intereſſe der *Wahrheit um der Wahrheit willen* für dasjenige annimmt, was ſich beym Philoſophiren *immer gleich* bleibt, und auf das *eigentliche Thema* nach jeder Abirrung zurückleitet; da er jenes Intereſſe ſo treffend das die *Philoſophie erzeugende* Bedürfniſs nennt: wie kömmt es, daſs er gleichwohl unter der, durch *dieſes* Bedürfniſs *zu erzeugenden* Philoſophie nicht die *Erkenntniſs der Wahrheit*, *als der Wahrheit*, vielmehr als die Aufweiſung der Nebenordnung des Endlichen neben dem Ewigen verſteht? Wie kömmt es, daſs er das *Weſen* des Philoſophirens für irgend etwas Anderes anſehen und annehmen konnte: als für *das durch das Gefühl der Wahrheit angeregte Beſtreben, die undeutliche Idee der Wahrheit als der Wahrheit zur Deutlichkeit zu erheben*, zumal da ſich jenes Gefühl in ſeinem ganzen Werke mit ſo unverkennbarer Lauterkeit und Lebendigkeit, durch Glauben und Liebe der Wahrheit ausſpricht? — Die Schuld liegt wohl allein in der *geheimen Gewalt* des Geiſtes der Zeit, „in den *erſten Vorausſetzungen*, auf welche man gewöhnlich den Blick gar nicht richtet, die man unbewuſst mit annimmt."

Die Verdeutlichung der undeutlichen Idee *der Wahrheit*, *als ſolcher*, folglich die *Erkenntniſs* der Wahrheit, iſt freylich nur *durch* die Vernunft, und *nicht ohne* den der Vernunft untergeordneten Sinn möglich. Aber unſere *richtige Bekanntſchaft* mit der Vernunft und dem Sinne, das *Bewuſstſeyn deſſen, was* die Vernunft und was der Sinn, *der Wahrheit nach*, ſey, iſt ohne die *vorläufige* deutliche Kenntniſs der Wahrheit, *als der Wahrheit*, unmöglich. Die *dieſer* Kenntniſs *vorhergehenden*, und *ohne* dieſelbe beſtehenden, von ihr entblöſsten *Kenntniſſe* von Vernunft und Sinn können nichts als bloſse mehr oder weniger *wahrſcheinliche Vorurtheile* ſeyn. Auch iſt es bisher unter den Philoſophen nicht weniger ſtreitig, *worin* die Vernunft und der Sinn *beſtehe*, als was die Wahrheit, *als die Wahrheit*, ſey. Die Antwort auf die letztere Frage (die Erforſchung der Wahrheit) muſs nothwendig miſslingen, wenn dieſelbe nur durch ſtreitige Anſichten, Hypotheſen, Theorieen, Thatſachen, Thathandlungen, Anſchauungen u. ſ. w. von *empiriſcher* und *reiner*, *theoretiſcher* und *praktiſcher*, *ſubjectiver* und *objectiver*, *abſoluter* und *relativer* Vernunft, — ferner von einem Sinne, der nichts als *Modification*, *Beſchränkung*, *Negation*, *der Vernunft*, — und von einer Vernunft, die nichts als Modification, Beſchränkung, Negation, *des Sinnes* iſt, u. d. m. geleitet wird. Darum haben wir denn auch in dem für die Geſchichte der Philoſophie ſo merkwürdigen Zeitraume zwiſchen der Erſcheinung der alten (kantiſchen) bis zur Erſcheinung der neuen vor uns liegenden *Kritik der Vernunft* ſo mancherley neue und erneuerte Aufſchlüſſe über die *logiſche* und *metaphyſiſche*, *empiriſche* und *transcendentale*, *formale* und *materiale*, *ideale* und *reale*, *ſubjective*

und *objective*, *relative* und *absolute* Wahrheit — aber durchaus keinen über die Wahrheit *ohne Beynamen*, die Wahrheit, *als solche*, erhalten. *Derjenige* Charakter, ohne welchen die angeführten Beynamen und angeblichen Modificationen der Wahrheit durchaus *ohne wahren Sinn* seyn müssen, ist gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Er ist durch alle die besagten Aufschlüsse nicht nur eben so undeutlich, unbestimmt, ungewiss geblieben als vorher; sondern auch den durch diese Aufschlüsse voreilig *befriedigten* Forschern theils aus dem Auge gerückt, theils völlig unkenntlich geworden. Dagegen muss auch eben dieser Charakter der Wahrheit den bisher unbefriedigten, aber von fernerem Bestreben nicht abgeschreckten Forschern eben durch *das Unbefriedigende* der besagten Aufschlüsse um so gewisser auffallen; durch ihn muss sich die alte und einfache Hauptfrage: *Was ist die Wahrheit?* mit beyspielloser Klarheit wieder einfinden und aufdringen; und diese durch die neue und neuere Speculation theils unverständlich, theils unverständig gewordene Frage muss endlich von den *künftigen* Philosophen als die eigentliche nicht nur erste, sondern einzige *Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft* angenommen werden. Es muss ihnen unvermeidlich und unausbleiblich einleuchten, dass es der Philosophie weder um die Subjectivität und Objectivität, noch um die Formalität und Materialität, noch um die Idealität und Realität, noch um die Absolutheit und Relativität, — sondern einzig und allein um die *Wahrheit* des Wahren zu thun seyn könne und müsse; — und zwar nicht um den blossen *Glauben* an diese Wahrheit, der es beym klaren *Gefühl* und der *undeutlichen* Kenntniss bewenden lassen muss, sondern einzig und allein um die *deutliche* Kenntniss der Wahrheit, *als der Wahrheit*, welche allein die eigentliche *Erkenntniss* derselben, und das *Wissen* κατ' εξοχην ist. Dass *dieses* Wissen einer jeden Kritik der Vernunft, Wissenschaftslehre, Apodiktik u. s. w., welche der Verdeutlichung der undeutlichen Idee der Wahrheit, als solcher, *zuvoreilt*, oder *ausweicht*, unmöglich scheinen müsse, versteht sich von selbst. Das Nichtwissen sowohl als auch das eingebildete Wissen *der Speculation* wird endlich durch das *klare Bewusstseyn* der bisherigen *Undeutlichkeit* der Idee der Wahrheit, *als solcher*, und des noch unbefriedigten aber dringenden *Bedürfnisses* ihrer Verdeutlichung einleuchtend. Die unbewusst angenommene Voraussetzung des vollendeten Dogmatismus, der die besagte undeutliche Idee für die *absolute Anschauung der Absolutheit* annimmt, und in dieser eingebildeten Anschauung die Erkenntniss der Wahrheit *an sich* schon zu besitzen wähnt; — ferner die unbewusst angenommene Voraussetzung des *vollendeten Skepticismus*, der die besagte undeutliche Idee als *nothwendig undeutlich*, ihre Verdeutlichung *als unmöglich* annimmt, und *durch* diese Idee nichts als die *Unerforschlichkeit* der Wahrheit zu erkennen wähnt, — und endlich auch die unbewusst angenommene Voraussetzung *des Kriticismus*, der die besagte *undeutliche Idee* mit dem *factischen Gefühle* der Wahrheit verwechselt, sonach die *Undeutlichkeit* derselben, und das *Bedürfniss* ihrer Verdeutlichung *nicht* wahrnimmt, und die *Gegensätze* der angeblich empirischen, subjectiven, realen, formalen, theoretischen, relativen, und der angeblich reinen, objectiven, idealen, materialen, praktischen, absoluten Wahrheit durch *Vertheilung* derselben unter den alten *Gegensatz* des *Wissens* und des *Glaubens* ausgleichen zu können und zu wissen wähnt, — treten endlich *als das, was sie sind*, als bewusstlos angenommene erste Voraussetzungen, als Vorurtheile hervor, welche den Forschern nach der Wahrheit durch die geheime Gewalt des Zeitgeistes aufgedrungen waren, die aber endlich dem immer sich gleichbleibenden Interesse der Wahrheit um ihrer selbst willen, *zweckdienend* und *platzmachend* huldigen müssen.

Dasjenige, wodurch das Verdeutlichen der Idee von der Wahrheit ohne Beynamen, — ja sogar das unbefangene Wahrnehmen der Undeutlichkeit dieser Idee bisher verhindert worden ist, war keinesweges die blosse Undeutlichkeit derselben, — die ja zur Verdeutlichung vorausgesetzt wird, — sondern es war und ist *die Verworrenheit* (nicht blosse Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit, sondern falsche Bestimmtheit und Fehlerhaftigkeit) der bisherigen Vorstellung *der Einheit*, welche, nach dem einstimmigen Geständnisse aller Forscher, zum *Wesen der Wahrheit* gehört, aber durch ein herkömmliches und gemeinübliches *Nichtunterscheiden* (Verwirren, Vermengen, Verwechseln) der *Einheit* (Identität) mit dem *Zusammenhang* (Nexus), und der *Verschiedenheit* (Diversität) mit dem *Unterschiede* (Differenz) *durchaus verkannt und gemissdeutet* wird.

Das *Gemeinschaftliche* der oben erwähnten drey *Grundmeinungen* über das *Wesen* des Philosophirens, von denen die Eine dasselbe im *Indifferenziren*, die Andere im *Unterordnen*, und die Dritte im *Nebenordnen* bestehen lässt, kann nichts anderes seyn als „die Anfoderung:“ „den *Widerspruch*, der durch die *Vereinigung* der Einheit oder Unwandelbarkeit, und der Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, sich aufdringt, durch die Aufweisung des *Verhältnisses* von Beiden aufzuheben.“ Die *verworrene* Vorstellung *dieses* Verhältnisses ist das πρωτον ψευδος, der *Widerspruch* seinem *Grund* und *Wesen* nach, die *Nichtwahrheit an sich selber*; die *Verdeutlichung* hingegen dieses Verhältnisses im Bewusstseyn ist die Entwickelung der *Idee der Wahrheit*, *als solcher*, die Erklärung des *Zusammenhangs* des Unendlichen und des Endlichen, die Erforschung der *Vernunft* und *des Sinnes*, die Auflösung des *alten Räthsels* vom Wesen der Erkenntniss und des Seyns, und die Antwort auf die alte Frage: *was ist die Wahrheit?* Aber die Vorstellung des besagten Verhältnisses muss nothwendig verworren, und die Verdeutlichung desselben unmöglich bleiben, so lange der *Unterschied* und *Zusammenhang* der Einheit oder Unwandelbarkeit, mit der Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, durch das herkömmliche und gemeinübliche *Nichtunter-*

fcheiden (Verwirren) des *Unterfchiedes* mit der *Verfchiedenheit* und des *Zufammenhangs* mit der *Einheit*, dem Bewufstfeyn entzogen wird.

Durch diefe Verwirrung fetzt die Grundmeinung von der *unbedingten Einheit* des Unwandelbaren und des Wandelbaren, oder der Identität des Unendlichen und des Endlichen, unbewufst voraus: dafs die Verfchiedenheit nichts als der Unterfchied, und zwar der Unterfchied der Einheit (die Differenz von der Identität), der Zufammenhang nichts als der Nichtunterfchied (die Indifferenz), — beides alfo an fich nichts als die *Einheit felber*, diefe fonach die *abfolute Identität* der Indifferenz und der Differenz feyn müffe.

Durch diefelbe Verwirrung fetzt die Grundmeinung *von der Unterordnung* des Wandelbaren unter das Unwandelbare, oder von der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen, zwar die *Unabhängigkeit* des Unendlichen vom Endlichen —; aber zugleich auch (bewufstlos) den *Nichtunterfchied* der Verfchiedenheit mit dem Unterfchiede voraus. Dadurch geht ihr fowohl der *eigenthümliche* Unterfchied der Einheit, oder des Unwandelbaren, als auch der *eigenthümliche* Unterfchied der Verfchiedenheit, oder des Wandelbaren, verloren; und es findet fich dafür ein angeblich *gemeinfchaftlicher* Unterfchied ein, in welchem und durch welchen beides im Cirkel Einander fich vorausfetzt, und das Unabhängige vom Abhängigen, *wie* diefes von Jenem abhängig wird.

Die Wahrnehmung diefer *gegenfeitigen Abhängigkeit* ift es, was fich zunächft durch die Grundmeinung *von der Nebenordnung* des Wandelbaren *neben* dem Unwandelbaren, oder des Endlichen *neben* dem Ewigen, ausfpricht und geltend macht. Lediglich aus der Verwirrung des Unterfchiedes mit der Verfchiedenheit, und des Zufammenhangs mit der Einheit, geht der angeblich *gemeinfchaftliche* Unterfchied und Zufammenhang zwifchen der Einheit, oder dem Unwandelbaren, und der Verfchiedenheit, oder dem Wandelbaren, hervor, wodurch *auf gleiche Weife* keines ohne das Andere ift, Beides *mit derfelben* Nothwendigkeit ift, Beides *gleiche* Anfprüche an die Wahrheit hat.

Augenfcheinlich genug offenbart fich diefe Verwirrung des Unterfchiedes mit der Verfchiedenheit und des Zufammenhangs mit der Einheit an dem gefammten Inhalt *der neuen Kritik der Vernunft*, am auffallendften aber, wie zu erwarten war, an den Lehrftücken von der fogenannten *analytifchen* und *fynthetifchen Einheit*, und in der *Darftellung der oberften Gründe einer Theorie der Einheit und Verbindung in unferer Erkenntnifs, im zweyten Bande.* Nirgends ift der *Unterfchied* der Einheit, als folcher, weder mit der Verfchiedenheit, als folcher, noch mit dem Zufammenhang, als folchem, — nirgends der *Unterfchied* der Verfchiedenheit, als folcher, weder mit der Einheit, als folcher, noch mit dem Unterfchiede, als folchem, — nirgends weder der, der Einheit, — noch der, der Verfchiedenheit eigenthümliche *Zufammenhang* — auch nur mit einiger Beftimmtheit angegeben. Die *Einheit* tritt bald unter ihrem eigenen Namen, und *getrennt* von der Verfchiedenheit, bald aber *gemifcht* mit derfelben unter den Namen: *Zufammenhang*, *Verbindung*, *Vereinigung*, *Allgemeinheit*, *Einzelheit*, *Totalität* u. f. w. auf. Die *Verfchiedenheit* tritt bald unter ihrem eigenen Namen und unter den Namen *Unterfchied* und *Mannichfaltigkeit*, *getrennt* von Einheit, bald aber *gemifcht* mit derfelben unter den Namen: *Vielheit*, *Theilbarkeit*, *Nebeneinander*, *Ineinander*, *Durcheinander* u. f. w. auf. Alle diefe Charaktere glaubt der Vf. als *Thatfachen* in der inneren *Erfahrung* zu finden und aufzuweifen; und hält diefelben eben darum keiner weiteren Entwickelung fähig und bedürftig. Aber die *gemeinfchaftliche Thatfache* aller diefer Thatfachen ift eben die *Verwirrung* der Einheit mit dem Zufammenhang, und der Verfchiedenheit mit dem Unterfchiede. Die *Unterfcheidung*, welche diefe Verwirrung aufhebt, ift freylich eben darum *noch nicht Thatfache geworden;* aber fie kann und mufs es wohl ficher noch einmal *werden;* und dann gehört die ihr vorhergegangene *Nichtunterfcheidung* beym Philofophiren unter die gefchehenen Dinge, die aber *nicht wieder kommen.*

(*Die Fortfetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Ideen und Vorfchläge zu einer zweckmäfsigen Einrichtung des gefammten Hebammenwefens und der künftlichen Geburtshulfe*, nebft einem Kupfer zu einem verbefserten Kreifsftuhle für Hebammen. Allen Regenten, Ortsobrigkeiten und allen Freunden der Menfchheit zur Beherzigung dargelegt von D. *Carl Gottfr. Heinfse*, praktifchem Arzte zu Chemnitz. 1806. XX u. 99 S. 8. (12 Gr.) Der gutgemeinte Zweck diefer Schrift foll feyn: die mannichfaltigen Fehler und Unvollkommenheiten, welche fich bey dem Hebammenwefen und der Ausübung der künftlichen Geburtshülfe annoch vorfinden, aufzudecken, und Vorfchläge zu thun, wodurch die durch jene Mängel hervorgerufene Sterblichkeit der Wöchnerinnen und Kinder künftighin fehr verringert werden kann. Die defshalb vom Vf. hier mitgetheilten Vorfchläge betreffen hauptfächlich den Unterricht der Hebammen, welcher durch befoldete, mit praktifchen Kenntniffen verfehene, in den verfchiedenen Städten einer Provinz angeftellte Geburtshelfer denfelben ertheilt werden foll; ferner, ftrengere Verwaltung der medicinifchen Policey, damit den unbefugten und gewöhnlich höchft unwiffenden Geburtshelfern die Gelegenheit, Mutter und Kind ungeftraft morden zu dürfen, benommen werde; ingleichen, eine gleichmäfsige, der Bevölkerung einer jeden Stadt und jedes Dorfes angemeffene Anftellung gefchickter Hebammen, eines oder mehrerer Geburtshelfer, da die Amt- und Land-Phyfici felten fich mit der Ausübung der Entbindungskunft zu befaffen pflegen u. d. m. Der vom Vf. erfundene, durch eine Kupfertafel verfinnlichte Geburtsftuhl fcheint allerdings fehr zweckmäfsig zu feyn, jedoch vor den Kreifsftühlen eines *Stark*, *Siebold*, *Niffen* u. a. keine befonderen Vorzüge zu befitzen.

A. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JANUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von *J. F. Fries* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So wie *diese* Unterscheidung endlich in das Bewusstseyn eintritt, wird durch sie einleuchtend: dass die Einheit nur *als die Einheit*, folglich *durch sich selbst*, von der Verschiedenheit unterschieden werden müsse, und ihren *eigenthümlichen* Unterschied habe; dass aber die Verschiedenheit nur *unter* der Einheit, und *durch* die Einheit als solche, erst die Verschiedenheit, *als solche*, sey, *sey was sie ist*, ihren ihr *eigenthümlichen* Unterschied habe; — dass daher die Einheit, und nur sie, das *Bestimmende*, und die Verschiedenheit, und nur sie, das *Bestimmbare* sey, dieses nur *durch Jenes*, Jenes nur *durch sich selbst* bestehe, und dass also keineswegs Beide *Einander*, oder *im Cirkel* sich voraussetzen; — dass eben darum der, der *Einheit* eigenthümliche Unterschied keineswegs eine *Trennung*, sondern der Charakter der *Unmischbarkeit* der Einheit mit der Verschiedenheit, — der *nichttrennende*, der *bestimmende*, der *unterwerfende* Unterschied sey; und dass nur *unter* diesem schlechthin *voranstehenden* Unterschied auch der eigenthümliche, in der *Untrennbarkeit* der Einheit mit der Verschiedenheit bestehende, *nichtmischende*, *bestimmende*, *unterwerfende* Zusammenhang der Einheit mit der Verschiedenheit sich ergebe; — dass sonach das *Verschiedene* zwar nicht mit der Einheit, aber *unter* derselben, und *als* das Verschiedene, *trennbar* und *getrennt*, *ausser einander*, dass dasselbe zwar nicht mit der Einheit, aber *unter* derselben, und *als* das Verschiedene, *mischbar* und *gemischt*, *in- und durcheinander* sey, und dass also *das Einander*, *Neben-*, *Nach-* und *In- und Durch Einander*, nur der Verschiedenheit eigenthümlich, und keineswegs derselben mit der Einheit gemeinschaftlich sey; dass folglich der nichttrennende Unterschied und der nichtmischende Zusammenhang *nur* der *Einheit*, *Unwandelbarkeit* und *Vernunft*, — der trennende Unterschied und mischende Zusammenhang aber *nur* der *Verschiedenheit*, *Wandelbarkeit* und *Sinnlichkeit*, zukommen könne und müsse; — dass endlich durch das *Nichtunterscheiden* (Verwirren, Vereinerleyen, Indifferenziren) des der Einheit eigenthümlichen nichttrennenden Unterschiedes und nicht mischenden Zusammenhangs mit dem der Verschiedenheit eigenthümlichen trennenden Unterschiede und mischenden Zusammenhang, sowohl der *Charakter* der Unwandelbarkeit, oder der Vernunft, als auch der *Charakter* der Wandelbarkeit, oder der Sinnlichkeit, verworren vorgestellt, und verkannt werden müsse; welches Verkennen in jeder mit dieser Verworrenheit behafteten Ansicht des Erkenntnissvermögens unvermeidlich dadurch sich ankündigen muss, dass man den *Zusammenhang* der Unwandelbarkeit, oder der Vernunft, mit der Wandelbarkeit oder Sinnlichkeit, *im In- und Durcheinander von Beiden* — den *Unterschied* derselben aber im *Nebeneinander* bestehen lässt.

Die *neue Kritik der Vernunft* hat keineswegs die Absicht, den Unterschied der *reinen* und der *empirischen* Erkenntniss zu verleugnen. Sie geht vielmehr ausdrücklich darauf aus, denselben gegen die ihn verleugnenden Vorurtheile zu behaupten, namentlich gegen das Vorurtheil der selbstgenugsamen *Sinnlichkeit*, welches die reine Erkenntniss sich in die empirische verlieren lässt, und gegen das Vorurtheil der selbstgenugsamen *Vernunft*, welches die empirische Erkenntniss sich in die reine verlieren lässt. Aber die neue Kritik kennt für die beiden Erkenntnisse kein anderes Rettungsmittel, als dass sie Beide *zugleich neben einander* und *in- und durcheinander* bestehen lässt, indem sie unter *der empirischen* — das *Sinnliche* in Coalition mit dem Vernünftigen, und unter der *reinen* — das *Vernünftige* in Coalition mit dem Sinnlichen versteht.

„Darin besteht der Vorschlag des Vfs. für die Philosophie: dass wir *alle* unsere Erkenntnisse erst einer anthropologischen *Beobachtung* unterwerfen sollen, bevor wir über ihre *Wahrheit* und Tauglichkeit (?) zu urtheilen wagen. Sind wir auf diese Weise zu einer *Theorie der Vernunft* gelangt: so werden wir *dann* auch über *Gültigkeit*, und *Wahrheit*, mit Sicherheit sprechen können.“ Mit derselben *Sicherheit* allerdings, mit welcher man schon *vor* der Beobachtung als ausgemacht voraussetzt: dass die zu beobachtende Erkenntniss *Thätigkeit des Ichs*, und dass bey diesem Beobachten darum keine Täuschung möglich sey, weil die beobachtende Thätigkeit zugleich die Beobachtete ist. Indem man nun dieses *Vorausgesetzte* auch *wahrzunehmen* strebt: kann man durch dieses strebende Wahrnehmen, speculirende Beobachten und beobachtende Speculiren, freylich auch nichts anderes finden, als was man gesucht, und im Suchen selbst *gemacht* hat.

Die *ausgemachteste* aller Thätigkeiten *des Ichs* ist unstreitig *die Täuschung überhaupt*, oder die *Schein-*

bare *Erkenntnifs*; und die *ftreitigfte* unter allen feinen Thätigkeiten ift eben die *wirkliche Erkenntnifs*. Unter allen Täufchungen aber, die aus der Ichheit (diefer *einzigen* Quelle von Allen) hervorgehen, ift keine blendender und verderblicher, als diejenige, die fich durch das bekannte: *Ich denke*, ausfpricht; indem jeder Irrthum wirklich nur darin befteht, dafs man *zu denken* glaubt, während man wirklich *nicht denkt*. Nichts ift ungewiffer, als die angebliche Thatfache: *Ich denke;* aber nichts gewiffer, als die Thatfache: dafs das Ich durch feine angemafste Selbftftändigkeit und Selbftthätigkeit fich, im Bewufstfeyn, dem Denken *voranftellt*, anftatt fich dem Denken zu unterwerfen das Denken fich unterwirft, und, indem es auf diefe Weife in Alles, was es beurtheilt und befchliefst, *fich felber einmifcht*, auch beym Erforfchen der Wahrheit von fich felber ausgeht und zu fich felber zurückkehrt. In diefer feiner Verblendung, durch fich felber, fieht das Ich feinen alten *Naturfehler* für das *Wefen feiner Natur* an; und das fogenannte *Selbftdenken*, bey welchem die Selbftheit Alles, das wirkliche Denken aber nichts zu thun hat, wird vermittelft jener bewufstlofen Befangenheit des Denkens durch die Ichheit, auch von den fcharffinnigften und wahrheitliebendften Forfchern, nur in der *gemeinen* Bedeutung der Formel: *Ich denke*, angenommen, und geltend gemacht. Nur durch ein angebliches Denken, das fich für blofse *Thätigkeit des Ichs* hält, und *auch wirklich nichts anderes ift*, vermochte fowohl die alte als die neue *Kritik der Vernunft* auf eine eben fo finnreiche als blendende Weife die Eigenthümlichkeit *des Denkens*, *als folchen*, zu verkennen, und zu mifsdeuten. Nur darum wurde dem *fubjectiven* Dogmatismus fein Sieg über den *objectiven* fo leicht; und nur darum herrfcht er durch fein Dogma von der *Subjectivität des Denkens* auch noch in derjenigen Schule, die fich hoch über die Kantifche emporgefchwungen zu haben glaubt, im *abfoluten* Dogmatismus der Seher des Abfoluten, — deffen *abfolutes Anfchauen* nur durch die *Subjectivität des Denkens* herbeygeführt ift.

Heifst das *Ich denke* nicht etwa *Ich bin das Denken*, oder *Ich mache das Denken;* heifst es nur: „Ich *verhalte* mich in meinem Bewufstfeyn *beym* Denken *thätig:*" fo kann damit keineswegs behauptet feyn, das, was ich beym Denken thue, fey darum fchon ein wirkliches Denken, *weil Ich es thue*. Es geht mancherley in meinem Bewufstfeyn vor fich, was ich thue, oder zu thun glaube, und was ich für kein Denken halten kann. Ich *bilde ein*, ich *empfinde*, ich *phantafire*, ich *vernünftle* u. f. w. Nehme ich nun das, was ich das Denken, *als folches*, oder wie es feit der Kantifchen Kritik heifst, die *Form des Denkens*, nenne, fchon *vor* der Unterfuchung deffelben für nichts als für eine Handlungsweife *des Ichs*, für eine *Form meiner Thätigkeit* an: fo habe ich mich dadurch in die Unmöglichkeit gefetzt, das Denken, *als Denken*, oder die *Form des Denkens*, für dasjenige *Gefetz* anzuerkennen, welches *unabhängig* von der Thätigkeit des Ichs *über* derfelben fteht, und ftehen mufs, und welchem die Thätigkeit des Ichs *untergeordnet; unterworfen*, *fubjicirt* werden mufs, wenn diefelbe eine *im Denken beftehende Thätigkeit*, — und wenn das Ich, in derfelben ein, nicht dem Scheine nach, fondern wirklich, *denkendes* Ich feyn foll. Bey diefer Unterfuchung, wenn fie nicht *verkehrt* anfangen, und mit künftlicher Täufchung endigen foll, mufs das Ich, als folches, dem Denken, als folchem, durchaus *nachftehen*. Die Wahrnehmung des Ichs und *feiner* Thätigkeit darf der Wahrnehmung des Denkens, als folchen, und der erft *durch Unterwerfung unter* dasfelbe *denkend werdenden* Thätigkeit nicht zuvoreilen. Das Ich und fein Thun darf dabey nicht eher in Betrachtung und zur Sprache kommen, bis die Unterfuchung des davon *unabhängigen* Denkens *vollendet* ift, durch die ja erft ausgemacht werden mufs, worin die *Form des Denkens*, folglich die *Einheit in ihrem Verhältniffe zur Verfchiedenheit*, beftehe: worauf fich erft erkennen läfst, inwiefern diefe Form dem Ich angehört, und erft von der Subjectivität und Objectivität des Denkens vernünftigerweife die Rede feyn kann. Das vorlaute, voreilige, fich zur Unzeit einmifchende *Ich* vereitelt fich felber den Erfolg feines Beftrebens, fich als ein wirklich *Denkendes kennen* zu lernen, und ein *wirklich denkendes* zu *werden*.

Das *Subjectivifiren* des Denkens, welches fonft nur dem *Skepticismus*, und dem das Denken für eine innerliche Wirkfamkeit des lebendigen menfchlichen Leibes erklärenden *Materialismus* eigenthümlich war, wurde durch die *Kantifche* Anficht der herkömmlichen, gemeinüblichen, *leeren* und *vieldeutigen Denkformeln* in der Eigenfchaft von *Handlungsweifen des Ichs*, — im Kurzen eine allgemeinverbreitete tiefeingewurzelte Gewohnheit des fpeculirenden Selbftdenkens der Deutfchen. Durch das ausdrückliche *Subjiciren* des Denkens unter das Ich, welches fich *dem* Denken fubjiciren follte, wurde das *Heraustreten* aus dem *Cirkel* vollends unmöglich, in welchem *Vernunft* und *Sinn* einander auf *gleiche* Weife vorausfetzen, und worin das fpeculirende Ich befangen, weder die Vernunft, noch die Sinnlichkeit, noch fich felber, zu erkennen vermag; während daffelbe bald Beides *unter* fich zu haben, bald felber Beides *zu feyn* wähnt. So wurde die Subjectivität des Denkens das ausgemachtefte von Allem, was die neuere und neuefte Speculation aufzuweifen hat. Durch das Leugnen, oder auch nur Bezweifeln derfelben wird aller Anfpruch auf den Rang eines philofophifchen Kopfes verwirkt, und die Zumuthung, dafs man bey der Unterfuchung der *Vernunft* von der Erforfchung des *Denkens* ausgehen, und bey diefer Erforfchung vor allen Dingen vom Ich *abftrahiren* müffe, — gilt nicht etwa nur für ein Paradoxon, fondern für eine offenbare Ungereimtheit.

In dem befagten Subjectivifiren des Denkens befteht das ganze Geheimnifs der bisherigen Uebermacht des Zeitgeiftes über den Geift der deutfchen

modernen Philosophie, und nur überwältiget von dieser Übermacht hat Hr. *Fries* „das *sich selbst beobachtende Gemüth* als das eine und eigentliche *Fundament und Thema* seiner neuen Kritik der Vernunft angenommen. Mit der *Selbstbeobachtung* steht und fällt sein ganzes Lehrgebäude; und Rec. ist es daher der Achtung für die Wahrheit und für ihren würdigen Forscher schuldig, das Eigenthümliche dieser Selbstbeobachtung näher zu prüfen. „Wir suchen (heisst es in der besonderen *Einleitung zur Kritik der erkennenden Vernunft, erster Band*, S. 6) eine theoretische innere Naturlehre; können dabey also nur aus dem inneren Bewusstseyn unserer selbst schöpfen. Das Charakteristische dieser inneren Wahrnehmung ist, dass sie sich in jedem einzelnen Falle durch ein: *ich* denke, *ich* erkenne, *ich* fühle, *ich* begehre, *ich* will, ausspricht: so dass mir in innerer Wahrnehmung jedesmal eine *meiner* inneren *Thätigkeiten*, als *mir*, dem Ich, gehörig, vorkömmt. Wir unterscheiden an diesem Quell der inneren Erfahrung und der Selbsterkenntnifs ein *reines Selbstbewusstseyn*: dass Ich *bin*, und dann *die einzelne Anschauung meiner Thätigkeit*, welcher jenes *gleichsam* nur die *Form* bestimmt. Dieses Ich des Selbstbewusstseyns ist nun der eine und bleibende *Gegenstand* der inneren Wahrnehmung, wodurch ich den Gegenstand derselben von *jedem Dinge* ausser mir unterscheide, und dem ich *Alles*, was in innerer Wahrnehmung vorkömmt, *als meine Thätigkeit* zuschreiben muss.“ — Was wird hier durch den *anschauenden Sinn* wahrgenommen? und was durch *das nichtanschauende Denken?* — „Unmittelbar,“ behauptet der Vf., „nehme ich *nicht mich selbst*, sondern nur *einzelne meiner* Thätigkeiten wahr, zu denen das Ich nur *als Subject* der Thätigkeit gehört.“ — Das Ich, *als Subject* der Thätigkeit, wird also *nicht angeschaut*, sondern, wie sich der Vf. bald darauf ausdrückt, *hinzugedacht*. Sonach wird aber die angeschaute *Thätigkeit*, *in wie fern* sie angeschaut wird, noch nicht *als Thätigkeit des Subjects*, als *subjectives* Thun, als *meine Thätigkeit* wahrgenommen; und dieses Wahrnehmen kann sich nur dadurch einfinden, dass das besagte *Anschauen* und das besagte *Denken* Eines in das Andere *übergeht*, — folglich *durch die Verwirrung* von Beiden, wie noch deutlicher aus dem Folgenden hervorgeht.

„Wir nehmen“ heisst es S. 8, „unmittelbar nur die einzelne Lebensäusserung, die Handlung des Gemüthes, und nicht dieses selbst, wahr. Das *Gemüth denken* wir erst durch den Begriff der *Causalität* zu seiner Handlung hinzu.“ Kurz vorher geschah dieses durch den Begriff des *Subjectes*, oder des *Substrates*. Auch hier also wird Subject und Causalität mit einander verwirrt, das Substrat, *worin* das angeblich angeschaute Thun vor sich geht, und die Ursache, *wodurch* es vor sich geht, vermengt; und freylich ist diese Vermengung wirklich nur *subjectives Thun*, blosse Selbstthätigkeit *des Ichs* und die *Blösse* derselben? Es ist dieses *dasselbe Ich*, welches *Fichte* als ein *handelndes Handeln* anzuschauen behauptete, *Fries* aber ein Handeln ohne Handelnden, und blosse Täuschung nennt. Es ist ebendasselbe Verwirren, dasselbe In- und Durcheinander der *Subjectivität* und der *Causalität*, welches bey *Fichte* durch ein angebliches Anschauen, bey *Fries* durch ein angebliches Denken und Anschauen zu Stande kömmt; und der ganze Unterschied besteht nur darin, dass *Fichte*, indem er die Identität des Handelnden und des Handelns nur anschauet, in diesem Anschauen von keinem *besonderen* Subjecte *neben* dem handelnden Handeln wissen will, *Fries* hingegen durch sein *Hinzudenken* der Causalität zum Subjecte, und Beider zu seinem Anschauen, dieses alles mischend trennt und trennend mischt. Nur dadurch wird ihm das Substrat aller Veränderungen im Bewusstseyn zur Ursache, und wird ihm das Ich zu demjenigen, dem er „*Alles*, was in innerer Wahrnehmung vorkömmt, *als seine* Thätigkeit zuschreiben“ zu müssen glaubt. Er glaubt die *Thätigkeiten anzuschauen*, zu denen er das Subject und die Causalität hinzudenkt. Er versteht aber gleichwohl unter *Thätigkeit* nur eine *Veränderung*, welche *Causalität* ist, eine wirksame Veränderung, und räumt dabey ein, und lehrt: dass Causalität *nichts* Anschauliches, sondern nur ein *Denkbares* sey. Sollte ihm hier die Vermengung des *Denkens* mit dem *Anschauen* nicht selber anschaulich werden? Er lehrt S. 11: „Das in der inneren Anschauung gegebene *Veränderliche* ist unmittelbar als Wirkung bestimmt, ein Bestimmbares, zu dem das Bestimmende, das Ich, als Object des reinen Selbstbewusstseyns ist. Das Ich wird also *durch* die innere *Anschauung nur als* das Denkende *vermittelst* des Denkens als seiner Thätigkeit erkannt. Der Gegenstand der inneren Anschauung muss unmittelbar eine ganz *reine Thätigkeit* seyn — [oben war behauptet: das der inneren Anschauung Gegebene wäre ein *Veränderliches*] — deren Daseyn *nur als Dependenz* von *einem Anderen*, nicht aber *als Inhärenz* in *einem Anderen* bestimmt ist.“ Augenscheinlicher könnte sich die Vermengung der Wahrnehmung des Veränderlichen, oder des Anschauens durch den Sinn, mit der Wahrnehmung des Unveränderlichen im Denken nicht offenbaren als in dieser Stelle. Thätigkeit, und zwar reine Thätigkeit, wird hier zum *Gegenstand der inneren Anschauung;* und doch dependirt diese Thätigkeit von *einem Anderen*, nämlich von dem *hinzugedachten Subject*, das *als Causalität* hinzugedacht ist. Aber dieses andere ist *auch kein Anderes;* denn das Denken ist eben auch die innere Thätigkeit, und wird, *als solche*, *angeschaut;* und darum wird denn das Ich *als die* Ursache des Denkens und des Anschauens — nicht angeschaut und angeschaut *zugleich*, nämlich es wird im Denken angeschaut, und im Anschauen gedacht!! — Warum aber auch noch *das Thun* dieser sonderbaren Thätigkeit nur als Dependenz, nicht als Inhärenz, bestimmt ist, da dasselbe doch ein Subject haben soll, — ist durchaus nicht abzusehen. Um so weniger, da diese Thätigkeit bald darauf S. 12 „als Thätigkeit *in sich selbst*, als Thätigkeit ohne Beziehung auf ein Anderes, als Handeln ohne ein Behandeltes, ein Handeln, durch

welches nichts als die Handlung selbst zu Stande kömmt," beschrieben, und behauptet wird: das Denken, Vorstellen, Erkennen u. s. w. sey ja eben dasjenige Handeln, wodurch nichts anderes zu Stande komme, als die Handlung!!

Der Vf. beginnt seine *innere Naturbeschreibung* mit der Untersuchung der *Erkenntniss*, „nach der gewöhnlichen Eintheilung *in Erkenntnisse*, *Lustgefühle* und *Begehrungen*", von denen die Erkenntnisse *allen anderen zum Grunde*" lägen. (?) Das Erkennen ist ihm „eine *zusammengesetzte Thatsache* der inneren Erfahrung, und keine Thätigkeit des Gemüths, welche als *vollständige* Erkenntniss unmittelbar wahrgenommen würde. Erkenntniss heisst nach verschiedenem Wortgebrauch bald die objective Vorstellung, die Vorstellung, durch die ein Gegenstand als solcher vorgestellt wird, bald auch das Bewusstseyn eines Gegenstandes, als solchen. Der *bestimmteste* Ausdruck ist: Erkenntniss ist Bewusstseyn vom Daseyn eines Gegenstandes, oder von einem Gesetze, unter dem das Daseyn der Dinge steht." — „Alles Thun, *oder Leiden* des Gemüths, in welchem jene Beziehung auf Existenz und Gegenstand vorkömmt, ist *Bewusstseyn*, oder *Vorstellen*." Die *Unbestimmtheit* der Begriffe von *Daseyn*, *Gegenstand*, u. s. w., welche durch den angeblich *bestimmtesten* Ausdruck vorausgesetzt werden, ist dem Vf. keineswegs entgangen. Denn es heisst in der Folge (S. 86): „Doch diess alles soll keine *Erklärung* der Worte *Erkenntniss*, *Vorstellung* u. s. w. enthalten, sondern wir wollen dadurch nur Gelegenheit geben, sich in Rücksicht derselben zu *orientiren*. Hier folge eine allgemeine Bemerkung, welche sich auf das *Erklären* in der philosophischen Anthropologie überhaupt bezieht! Die Logik *macht* einen Unterschied zwischen der Erklärung und der blossen Exposition eines Begriffes. Die Erklärung verbindet *einige allgemeine* Merkmale mit einander, und bezeichnet diese *Zusammensetzung* mit einem eigenen Worte; sie macht ihren Begriff selbst. Die Exposition aber lässt einen Begriff nicht erst entstehen, sondern setzt voraus, dass man ihn schon habe, und stellt nur Thatsachen zusammen, aus welchen man sich in Rücksicht desselben *orientiren* kann, um ein Wort wenigstens in einer bestimmteren Bedeutung zu gebrauchen, als vielleicht gewöhnlich geschieht." Verbinden aber nicht auch die Expositionen des Verfassers immer nur einige *allgemeine* Merkmale mit einander, und bezeichnen diese Zusammensetzungen durch die Worte *Vorstellung*, *Erkenntniss* u. s. w.? Und sind die *Thatsachen*, welche der Vf. zusammenstellt, etwas Anderes, als wieder nur *allgemeine Begriffe?* und können sie etwas Anderes seyn, wenn sie mehr als *einzelne Beyspiele* von *besonderen* Vorstellungen und *besonderen* Erkenntnissen *individueller* Gegenstände seyn sollen, welche *über Vorstellung und Erkenntniss im Allgemeinen*, wovon doch nach der Überschrift des Abschnittes die Rede seyn soll, keinen Aufschluss geben können? Und wie könnte aus blossen *Thatsachen und unmittelbaren* Wahrnehmungen auf irgend eine Weise hervorgehen, ob ein schon *vorhandener allgemeiner Begriff* weder zu *eng* noch zu *weit* für seinen Gegenstand, folglich ein *richtiger* Begriff sey?

In dem Abschnitte, welcher *das Verhältniss der Erkenntniss zum Gegenstand* überschrieben ist, bemerkt der Vf.: „dieses Verhältniss sey *fast* bey jedem Versuch zur Speculation die Hauptschwierigkeit gewesen." — „Woher nun diese Schwierigkeit? Nur aus zwey Fehlern *in der Behandlung der inneren Erfahrung*. Es ist schon irrig, dass man überhaupt nur den *Begriff* des Vorstellens und Erkennens einer weiteren Erklärung unterwerfen will; *da er ein Unmittelbares und Erstes in der inneren Erfahrung ist*. Über dieses aber versuchte man eine solche Erklärung noch dazu ganz einseitig, ehe man nur die *ganze Geschichte* unseres Erkennens *vollständig beobachtet* hatte." Aber es ist auch irrig, den besagten *Begriff* für ein Unmittelbares und Erstes in der inneren Erfahrung anzunehmen, es geschehe dieses nun durch Glauben oder durch Schauen. Denn ist nicht die innere Erfahrung selber nur *eine Art* von Erkenntniss? wird nicht selbst der *Begriff* von der *inneren* Erfahrung erst durch die *Vergleichung* derselben mit der *äusseren*, und der Begriff von der *Erfahrung* oder der *empirischen Erkenntniss überhaupt* durch die *Vergleichung* derselben mit der *reinen nicht-empirischen Erkenntniss* vermittelt? Oder wäre etwa die angebliche *Unmittelbarkeit* und *Ursprünglichkeit* der Begriffe von innerer Erfahrung und von Erkenntniss dadurch entschieden, dass man sie *als Thatsache* annähme? wie käme es, dass es schwerlich einen unbestimmteren, vieldeutigeren, streitigeren Begriff giebt, als den von der inneren Erfahrung und von Erkenntniss? Muss endlich nicht die ganze *Geschichtserzählung vom Erkennen*, gesetzt auch, dass sich dieser Gegenstand überhaupt historisch behandeln lässt, einseitig ausfallen, wenn der Geschichtforscher das Unglück hat, von einem *unrichtigen Begriffe* der Erkenntniss auszugehen? auf den er um so unbedingt vertraut, weil er dafür hält, derselbe sey nicht von ihm gemacht, sondern unmittelbar durch sich selbst wahr und gewiss, und über allen Zweifel erhaben?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Lemgo, b. Meyer: *Das gelehrte Deutschland*, oder *Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller*. Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*. Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel*. 13ter Band. 5te durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. Auch unter dem Titel:

Das gelehrte Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten. Von *Joh. Georg Meusel*. Erster Band.

Und auch unter dem Titel:

Zehnter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlandes, welcher das neunzehnte Jahrhundert und die Supplemente des achtzehnten zur fünften Auflage des Hn. Hofr. u. Prof. *Meusel* enthält. 1808. XVI u. 528 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

S. Recens. der 10 ersten Bde. 1804. No. 234.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JANUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von *J. F. Fries* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

„Wir erkennen, lehrt der Abschnitt *über Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit*, von unserem Geiste seine eigene *innere Thätigkeit*; und unsere Selbsterkenntniss beschränkt sich nur auf diese allein. Wir erkennen also *unmittelbar* nur *das Thun* unseres Gemüthes; alles *Leiden* desselben, so wie wir uns dessen bewusst werden, ist daher nur Bestimmtwerden zur Thätigkeit. Folglich liegt allen Vermögen des Gemüthes Selbstthätigkeit oder Spontaneität zum Grunde; seine Empfänglichkeit oder Receptivität hingegen besteht nur in einer Empfänglichkeit um zur Aeusserung seiner Thätigkeit bestimmt zu werden; alles Passive im Gemüthe besteht darin, dass es durch *anderweite Einwirkung* genöthiget wird, seine Thätigkeit auf eine bestimmte Weise zu äussern." Erkennen wir, wie oben behauptet wird, *unmittelbar nur* das *Thun* unseres Gemüthes: so müssen wir das *Leiden* nur *mittelbar*, und zwar vermittelst unseres Thuns erkennen. Das glaubte *Fichte*, der das Leiden als eine blosse Beschränkung des Thuns ansah, und, um diese Beschränkung mit dem Thun zu vereinigen, dieselbe für einen ursprünglichen Act des reinen Thuns, für die *sich selbst beschränkende Thätigkeit des Ichs* annahm. Dagegen versichert der Vf. gleich darauf, nachdem er behauptet hatte, dass wir das Thun unseres Gemüthes *unmittelbar* erkennen, dass wir uns des Leidens nur als eines *Bestimmtwerdens* zur Thätigkeit bewusst würden. Sonach gebe es *zweyerley* Thätigkeit des Gemüthes: die Eine, deren wir uns *unmittelbar* durch die Thätigkeit selbst bewusst würden, die *Selbstthätigkeit;* die andere aber, deren wir uns nur durch das Bestimmtwerden zur Thätigkeit bewusst würden, die *Nichtselbstthätigkeit?* Oder wären Beide wirklich nur *dieselbe* Thätigkeit? das sich selbst bestimmende, und also nicht bestimmtwerdende — und das bestimmtwerdende, und also nicht selbstbestimmende Thun nur *dasselbe* Thun? Die Thätigkeit, die durch „*anderweite Einwirkung* [und also doch wohl durch einen *Gegenstand ausser* dem Gemüth, von dem die selbstbeachtende Theorie des Vfs. nichts wissen will, bewirkt wird] — *genöthiget ist*," sich auf eine bestimmte Weise zu äussern, und die Thätigkeit, die dieser Nöthigung *von Aussen* nicht bedarf, *identisch?* — Allerdings! denn das Gemüth überhaupt ist dem Verfasser eine *Erregbarkeit*, „eine Selbstthätigkeit, welche sich *nicht selbst genug* ist, um sich zu äussern, sondern immer erst unter der Bedingung einer anderweitigen Anregung ihrer Thätigkeit steht." Dabey unterscheidet denn der Vf., nach dem vieldeutigen Begriffe von *Form* und *Materie*, die Form der Erregbarkeit des Gemüthes von der Materie der Erregung; meint, diese Letztere sey eben das durch die Affection *von Aussen* Bestimmte", jene aber „das, wodurch sich *ihr Wesen unmittelbar* zeigt." Wie kann sich aber dieses Wesen *unmittelbar zeigen*, wenn es zu seiner Äusserung nur von Aussen bestimmt werden muss? Und gehört das Bestimmtwerden durch Affection von Aussen nicht eben zur *Form der Erregbarkeit?* und lässt sich die Thätigkeit des Gemüths als Form *ohne* Materie, zu der die Materie erst hinzukommen muss; und lässt sich das *Anregende von Aussen* als Materie *ohne* Form, zu dem die Form erst im Gemüth hinzukommen muss, denken?

Auf diesem Wege allein war es dem Verfasser möglich, vom *Erkenntnissvermögen* folgende Ansicht aufzustellen. „Die erregbare Selbstthätigkeit des Erkenntnissvermögens wollen wir *Vernunft* nennen, die Empfänglichkeit desselben aber *Sinn*. *Sinnlichkeit* hingegen heisse die *Vernunft*, wiefern sie in der Materie ihrer Erregung unter dem *Gesetze des Sinnes* steht; *Verstand* aber in der unbestimmtesten Bedeutung, wiefern ihr *unabhängig* vom Sinne die Form ihrer Erregbarkeit zukömmt."

Das Verhältniss *dieser* Kritik der Vernunft zur *Kantischen* beschreibt der Vf. in der Einleitung des ersten Bandes (XLIX) folgendermassen: „In vielen Theilen ist die (kantische) Untersuchung bis zur Vollendung gediehen; in anderen müssen wir ihn verbessern, und in mehreren ihm die fehlende Vollendung geben. Was uns aber nöthiget, seine Arbeit einer gänzlichen Umarbeitung zu unterwerfen, ist zuletzt einzig seine Verkennung des *inneren Sinnes* und des *Wesens der Reflexion*, deren Folgen sich bis ins Einzelnste über das Ganze verbreiten." Wir wollen das Eigenthümliche der Ansichten des Vfs. von beiden ebengenannten Vermögen des Gemüthes mit seinen eigenen Worten dem Wesentlichen nach herausheben.

„Die inneren Anschauungen enthalten Wahrnehmung meiner *veränderlichen* willkührlich oder unwillkührlich bestimmten inneren Thätigkeiten in der Zeit. Ich stelle mich mir selbst darin vor nach mei-

nen einzelnen Vorstellungen, Lustgefühlen und Begehrungen. Die *innere Sinnlichkeit* ist also dasjenige, was wir gewöhnlich das *Bewufstseyn* oder das *empirische Bewufstseyn* nennen. Es kömmt über das Verhältnifs, dafs ich eine Vorstellung, oder andere innere Thätigkeit *habe*, noch das andere hinzu, dafs ich mir auch *bewufst werde*, sie wirklich zu haben." — „Das wichtige *Gesetz* des inneren Sinnes, wodurch auf einmal Licht in die ganze innere Naturlehre gebracht wird, ist: Über das blofse Vorhandenseyn einer Thätigkeit im Gemüth wird noch eine besondere Empfänglichkeit erfodert, damit wir uns derselben bewufst werden können." — „Durch den inneren Sinn gelangen wir erst zu dem Bewufstseyn, durch welches die dunkeln Vorstellungen klar werden." — Der Gegenstand des inneren Sinnes wäre also der *vor* der Anschauung durch diesen Sinn und ohne diese Anschauung *dunkle Zustand* des Gemüths, — der in Vorstellung oder anderer innerer Thätigkeit, Begierde, Lustgefühl, besteht, welches alles aber durch die Anschauung erst, *als das, was es ist*, zum Bewufstseyn gelangt. In so fern käme freylich das ganze Licht über das dunkle Wesen des Gemüths allein durch diesen wunderbaren Sinn, dessen Entdeckung eine neue und zwar die merkwürdigste Epoche für die Philosophie herbeyführen müfste. Allein indem ja der besagte Sinn *nur das Veränderliche* im Gemüthe, nur die *Erscheinung* im Zustande desselben wahrnimmt, mufs er die Wahrnehmung des *unveränderlichen Charakters*, unter welchem allein das der Wahrnehmung vorliegende Veränderliche, oder die individuelle Erscheinung im Gemüthe, entweder *als Vorstellung*, oder als *Lustgefühl*, oder als *Begehrung* wahrgenommen wird, *dem Verstande* überlassen, dem auch allein nur die Wahrnehmung einer Veränderung unter dem Charakter einer Thätigkeit zukommen kann; und so erhielte dieser Sinn sein Licht und sein Sehen erst durch den Verstand.

Die eigenthümliche Ansicht des Vfs. von der *Reflexion* geht mehr nur aus dem ganzen Werke, als aus einzelnen Äufserungen über dieselbe hervor; und wir müssen uns begnügen, dieselbe durch einige seiner auffallendsten Erörterungen zu charakterisiren. S. 191. „*Anschauung* ist eine *Erkenntnifs* [?] *oder* (?) *Vorstellung*, welche wir *durch den* inneren Sinn *unmittelbar* in uns *wahrnehmen*; *Reflexion* hingegen dient dazu, auch solche Erkenntnisse und Vorstellungen vor die innere *Selbstbeobachtung* zu führen, welche wir unmittelbar in uns nicht wahrnehmen können." — S. 198. „Der Verstand als oberes Erkenntnifsvermögen ist die Vernunft selbst in ihrer ursprünglichen Äufserung, welche ihr *als* erregbarer Erkenntnifskraft *unmittelbar* zukömmt. So werden ihr die allgemeinen und nothwendigen Erkenntnisse der Philosophie und Mathematik zugeschrieben, welche ein unveränderliches Eigenthum jedes menschlichen Gemüthes sind. Dieser *beharrlichen Thätigkeiten* können wir uns aber erst mittelbar im logischen Gedankenlauf *durch Reflexion* bewufst werden. Das *Reflexionsvermögen* ist also nur ein Vermögen der inneren *Selbstbeobachtung* der Vernunft, und nicht ihre ursprüngliche Spontaneität selbst. — Der beobachtenden Reflexion gehört das *willkührliche* und das mittelbare logische Vorstellen in Begriff, Urtheil, Schlufs und Wissenschaft. (S. 199.) Aber eben diese *Willkührlichkeit* der Reflexion wird gewöhnlich nicht von der Spontaneität der Vernunft unterschieden; und daher *alle Dunkelheiten* in diesem Gebiete." — „Das Vorhandenseyn der *inneren Thätigkeiten* ist vom *Bewufstseyn* um dieselben noch *verschieden*; sie müssen von der Dunkelheit erst zur Klarheit erhoben werden, damit wir uns ihrer bewufst werden. Hier ist nun die willkührliche Reflexion das Vermögen des *Wiederbewufstseyns*, welches den inneren Sinn zur vollständigen Selbsterkenntnifs ergänzt. Die Spontaneität der Vernunft aber liefert jene *unmittelbaren Erkenntnisse*, deren die Reflexion sich *wieder* bewufst werden *will*. In unserer Vernunft liegt als das Gesetz ihrer Wahrheit über allen Irrthum erhaben eine *unmittelbare Erkenntnifs*, die aber für sich *unaussprechlich bleibt*, welche nicht zur Anschauung erhoben werden kann, deren wir uns nie im Ganzen, sondern nur in zerstreuten Einzelnheiten, oder allgemeinen Formen, durch Reflexion bey Gelegenheit sinnlicher Anschauungen bewufst werden". — (S. 200.) „In *dieser unmittelbaren Erkenntnifs* liegt das Grundbewufstseyn *alles Glaubens*, von dem unsere Überzeugung von der höchsten Realität ausgeht, wodurch wir überzeugt sind: dafs in der ewigen Ordnung der Dinge das *höchste Gut* und sein *Ideal* das Gesetz des Daseyns der Dinge sey; wodurch endlich uns die Ideen der Schönheit, der Tugend und des Rechtes Realität erhalten. Diese *unmittelbare Erkenntnifs* liegt *verborgen* in dem inneren Wesen der Vernunft; sie kann sie nicht *unmittelbar* in sich wahrnehmen, sondern sie ist an den inneren Sinn gebunden, durch welchen sich die Reflexion einleitet, die uns allmählich auf ein *künstliches Wieder-Bewufstseyn* führt, Anfangs in *positiven* Begriffen und Urtheilen über die Erfahrung, zuletzt aber nur in *negativen* Formen der Ideen; und dadurch erst wird uns mittelbar unser ganzes Inneres hell." — „In diesem Verhältnifs liegt das *ganze Geheimnifs der Philosophie* verborgen." — „In allen bisherigen Versuchen zur Philosophie ist diefs Verhältnifs der Reflexion zur Vernunft mehr oder weniger falsch beurtheilt worden. Sobald es allgemein richtig verstanden seyn wird, werden wir eigentlich das Ende der Geschichte der Philosophie in ihrer jetzigen Bedeutung erreicht haben; indem die Wissenschaft dann eine so feste und sichere Organisation erhalten mufs, als jetzt die reine Mathematik. Die ganze bisherige Geschichte der Philosophie ist nichts als die allmähliche Ausscheidung dieser Begriffe." — (S. 207.) „Was nun durch Reflexion beobachtet wird, ist vorzüglich die *Verbindung* und *Einheit* in unserer *Erkenntnifs*. Das beobachtende Vermögen aber ist das

des willkührlichen Vorſtellens, welches ſich der *Vergleichung*, *Abſtraction* und *Analyſis* bedient, um Begriffe zu bilden und ſie in Urtheilen anzuwenden." (S. 208.) „Der Selbſtthätigkeit im Erkennen gehört die beharrliche, ſich immer gleichbleibende, Grundthätigkeit der Vernunft, welche uns in der Apodikticität der Erkenntniſs, und der Nothwendigkeit ihres Gegenſtandes, zum Bewuſstſeyn kömmt; dagegen dem willkührlichen Vorſtellen nur das *wechſelnde Spiel* deſſen gehört, *woran wir eben denken*. Die veränderlichen Thätigkeiten *im Erkennen* ſind: die Empfindung durch Affection, das unwillkührliche *Gedankenſpiel* durch Aſſociation, und das *Willkührliche durch Reflexion*." — „Die Willkührlichkeit der Reflexion iſt nur in ſehr *uneigentlicher* Bedeutung *Freyheit*. Sie bedeutet nichts als lebendige innere *Selbſtbeſtimmung*, welche im Gemüthe, ſo lange wir nur die Erkenntniſſe für ſich betrachten, *als zufällig* erſcheint, im Ganzen aber eben ſo nothwendig beſtimmt iſt, als jede Thätigkeit der inneren Natur." — (S. 209.) „*Willkühr* iſt ein Vermögen nach der *Wahl von Zwecken* zu handeln. Sie iſt alſo ein für die Erkenntniſs *fremdes* Vermögen, deſſen Einwirkungen auf unſere Vorſtellungen nur durch die Abhängigkeit derſelben von Begehren und Wollen, und nicht aus der Natur des Erkennens allein erklärt werden können." — (S. 217) „Der mittelbare Einfluſs des Willens auf unſere Vorſtellungen erfolgt immer nach dem Geſetze: „Eine Vorſtellung wird dadurch in der inneren Wahrnehmung *klarer*, daſs ich mir ihrer bewuſst werden will." — (S. 218.) „Wir müſſen alſo das Grundgeſetz des willkührlichen Vorſtellens ausſprechen: Eine *klare* Vorſtellung wird dadurch *ſtärker*, daſs es mir *Zweck* wird, ſie vorzuſtellen." — (S. 220.) „Der Menſch allein kann denken und dichten, der Menſch allein kann denken, woran er will; er allein kann ſich *willkührlich mit ſeinem Inneren beſchäftigen*, das heiſst, er allein hat *Reflexion*." Von jeher wurde die bloſse oder blinde *Willkühr*, als das Eigenthümliche des gedankenloſen, und lediglich durch Luſt und Unluſt beſtimmten, thieriſchen Handelns — von dem eigentlichen *Willen*, als dem Charakter des durch Wahl, Abſicht, Zweck beſtimmten, und eben darum *ein Denken vorausſetzenden* Handelns, unterſchieden. Ein Wollen, welches dem Denken überhaupt *vorhergeht*, und dem *kein* Denken vorhergeht, iſt ſchlechthin unmöglich; und wir können uns zwar durch unſer Wollen entſchlieſsen, über Etwas *nachzudenken*, aber wir müſſen daſſelbe ſchon *vor* dieſem Entſchluſs, und um dieſen Entſchluſs auch nur faſſen zu können, bereits *gedacht* haben. Dieſes müſste alſo auch von der Reflexion gelten, wenn dieſelbe, wie der Vf. dafür hält, eine ausſchlieſsende *Eigenthümlichkeit des Denkens* wäre. Aber ſeine Anſicht der Reflexion verwickelt ſich in noch viel augenſcheinlichere Widerſprüche. Dieſe angebliche Reflexion ſoll lediglich auf die Spontaneität der Vernunft, die beharrlichen Thätigkeiten derſelben, (welche unmittelbare *Erkenntniſſe* gleichwohl aber *vor* der willkührlichen Reflexion auf dieſelben dunkel und bewuſstlos ſind) gehen, und dieſe unmittelbaren, bewuſstloſen und dunkeln Erkenntniſſe ſollen nur dadurch *klar* werden können und müſſen, daſs die Reflexion ſich derſelben *wiederbewuſst werden will!* Hier iſt ein *Wieder*bewuſstwerden der *bewuſstloſen* Thätigkeiten, Wiederholung eines Bewuſstſeyns, das noch nie Statt gefunden hat; und ein Klarwerden durch die Wiederholung des Dunkeln; ein *Bewuſstwerden-Wollen* endlich von Etwas, deſſen ich mir nicht bewuſst bin, und nur durch das Wollen erſt bewuſst werden kann! Die Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit des nach der Meinung des Vfs. keiner Erklärung fähigen und bedürftigen *Begriffes von Bewuſstſeyn* geſtattet freylich, unter den *bewuſstloſen unmittelbaren Vernunfterkenntniſſen*, welche erſt durch die willkührliche Reflexion zum Bewuſstſeyn gelangen ſollen, auch ſchon *ein Bewuſstſeyn* zu verſtehen, das aber *vor* der Reflexion, und ohne dieſelbe *bewuſstlos* oder *dunkel* iſt. Eine Vorſtellung kann wohl, wie das oben aufgeſtellte Geſetz ausſagt, dadurch in der inneren Wahrnehmung *klarer* werden, daſs ich mich ihrer (*klarer*) bewuſst werden will. Aber zu dieſem Behuf muſs ſie *nicht dunkel* ſeyn, muſs ſie ſchon *vor* dem Entſchluſſe, ſie weiter aufzuklären, zu *meinem Bewuſstſeyn gelangt ſeyn*. Man mag übrigens unter dem, ſeit der *Kantiſchen* Epoche, immer vieldeutiger gewordenen Worte *Reflexion* Richtung der Aufmerkſamkeit überhaupt, oder aber nur das durch ein *Wegſehen* von Einem (Abſtrahiren) bedingte *Hinſehen* auf ein Anderes verſtehen: ſo iſt nicht abzuſehen, warum es nicht eben ſowohl eine *unwillkührliche*, *unabſichtliche* und *gedankenloſe nichtdenkende*, als eine willkührliche, abſichtliche, und denkende *Reflexion* geben ſoll. Beide Arten laſſen ſich im menſchlichen Bewuſstſeyn nachweiſen. Auch fehlt es den *vernunftloſen* Thieren keineswegs an dem Vermögen der Aufmerkſamkeit, auch nicht der willkührlichen der durch Luſt und Unluſt beſtimmten Aufmerkſamkeit; und die angeregte Einbildungskraft des bloſsen Thieres ſieht von einer Erſcheinung hinweg, um auf eine andere Erſcheinung hinzuſehen.

Aber die Kenntniſs des *Eigenthümlichen* der *denkenden* Abſtraction und Reflexion, und des *Eigenthümlichen* der *ſinnlichen*, und eben darum nichtdenkenden, Abſtraction und Reflexion, ſo wie jeder Eigenthümlichkeit der *Unwandelbarkeit* und *des Denkens* einerſeits, und der *Wandelbarkeit* und des *ſinnlichen Vorſtellens* andererſeits, iſt und bleibt ſo lange unmöglich, als die herkömmliche bewuſstloſe Verwirrung der Einheit mit dem Zuſammenhang, und der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede, nicht weniger in dem ſpeculirenden als in dem gemeinen Bewuſstſeyn unbemerkt fortdauert und unumſchränkt fortherrſcht, eben darum das nichttrennende Unterſcheiden und nichtmiſchende Vereinigen, welches den Charakter des *Denkens* ausmacht, und das trennende Unterſcheiden und miſchende Vereinigen, das-

lediglich dem *sinnlichen* Vorstellen zukömmt, vermengt und verwechselt wird; und der Unterschied und Zusammenhang des Unwandelbaren und Vernünftigen mit dem Unterschiede und Zusammenhange des Wandelbaren und Sinnenfälligen *für Einerley* gilt. Die besagte Verwirrung, methodisirt und sanctionirt durch die allgemein geltende Logik, ist zwar allen bisherigen Lehrgebäuden gemeinschaftlich, läfst sich aber am augenscheinlichsten an der *neuen Kritik der Vernunft* und an der *modernen Indifferenzlehre* nachweisen. In Beiden wird das Denken und das Anschauen, und die reine und die empirische Erkentnifs, und die Einheit oder Unwandelbarkeit, und die Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, nur durch *gleichsetzendes Entgegensetzen vereiniget*, während die *Indifferenzlehre* mehr auf die *Gleichheit*, die *neue Kritik* mehr auf den *Gegensatz* hinsieht. Der Grundbegriff der Indifferenzlehre ist die verworrene Vorstellung von der *Vereinigung der Einheit mit der Verschiedenheit*; der Grundbegriff der neuen Kritik — die verworrene Vorstellung *von innerer Thätigkeit*. Durch das, was Hr. *Fries* die *anschauende* und die *reflectirende Selbstbeachtung* nennt, glaubt er in der *inneren Thätigkeit* sowohl das Veränderliche derselben, oder Sinnliche, als auch das Unveränderliche, oder Vernünftige, entdeckt und aufgewiesen zu haben. Allein befangen durch das herkömmliche *Unterscheiden*, in welchem Unterschied und Verschiedenheit, — und durch das herkömmliche *Vereinigen*, in welchem Einheit und Zusammenhang *für Einerley* gilt, ahnet er keineswegs, dafs die Vorstellung von *Thätigkeit überhaupt*, folglich auch von *innerer und selbstbeobachtender* Thätigkeit, schon mit der Verwirrung des *Denkens* und des *sinnlichen* Vorstellens, und des *Grundes* und der *Veränderung* behaftet ist. Nur dadurch, dafs in dem Begriffe der *Thätigkeit überhaupt* die *Veränderung*, als Grund, und *der Grund* der Veränderung verworren, vermengt, verwechselt wird, läfst sich die Thätigkeit als das *Veränderliche* anschauen, und zugleich auch das Unveränderliche *als Thätigkeit* denken. Es ist nur daffelbe In- und durch einander der *Veränderung* und des *Grundes*, wodurch das Wandelbare der Veränderung die Unwandelbarkeit des Grundes annimmt, um als unveränderliche Thätigkeit, als *Vernunft*, gedacht — und das Unwandelbare des Grundes die Wandelbarkeit der Veränderung annimmt — um als *veränderliche* Thätigkeit, als *Sinn* — *angeschaut* zu werden.

Dr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Halberstadt*, b. Dölle: *Pastoralschreiben an seinen Jonathan Schuderoff*, Superintendenten in Ronneburg, von *Johann Christoph Greiling*, Superintendenten und Oberprediger zu Aschersleben. 1807. 29 S. 8. (2 Gr.) Der gute Schriftsteller verleugnet sich auch in der Behandlung eines trivialen Gegenstandes nicht. Rec. kennt zwar nicht genau die Veranlassung zu vorliegendem Schreiben; es geht aus ihm nicht klar hervor, ob dem Vf. oder seinem Freunde, Hn. *Sch.*, und mit ihnen den übrigen Predigern Preussens und Sachsens, zur Zeit allgemeiner Kriegesnoth, wo der belastete Bürgerstand, seine glückliche Lage im Frieden vergessend, mit Neid auf die Privilegien der öffentlichen Diener sieht, und sie gern zur Theilung der ihm gebührenden Lasten verpflichten möchte, die Ansinnung gemacht worden ist, Thorwachen zu versehen, Schildwache zu stellen, und Soldaten sich einlegen zu lassen. Aber woher und an wen auch immer die unsinnige Anfoderung geschehen und wie schwach die Stimme gewesen seyn mag, die sich dafür erklärte, der ganze Prediger- und Lehrerstand hat unstreitig Ursache sich zu freuen, dass sie sogleich durch das kräftige Wort eines sachverständigen Mannes überstimmt und zum Schweigen gebracht worden ist. Jetzt, wo alles auf den Predigerstand knieet und drückt, geschieht es nur zu leicht, dass Anträge, die in vorigen Zeiten gar nicht gewagt, wenigstens mit der tiefsten Indignation zurückgewiesen worden wären, applaudirt und annehmbar gefunden werden. Der Vf. verdient sich daher allgemeinen Dank, wenn er mit anständiger Freymüthigkeit, der wir nur hie und da mehr Würde des Styls wünschen möchten, in rhapsodischer Kürze und doch eindringender Gründlichkeit die aufser allem Zweifel liegen sollende Frage untersucht: *„Ob Prediger nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Schildwache stehen, Thorwache thun, und als gemeine Handlanger der Policey gewärtig seyn sollen?"*

Die Frager selbst fertigt er, wie sie es verdienen, mit gewürzter Laune ab, und Rec. giebt Jedem, der etwa noch bey sich selbst anstand, ob die Frage denn doch nicht, falls der Prediger, wie sich von selbst verstehe, für einige Groschen nur seinen Mann stellt, zu bejahen sey, sein Ehrenwort, dass ihm nachdem er die 29 S. des Pastoralschreibens gelesen hat, die Lust dazu vergehen wird. — Eine besonders löbliche Eigenschaft der Schrift ist auch die, dass der Vf. durch sie „seinem nie gesehenen Freunde" ein Denkmal der Liebe setzen wollte, welches über ihr durch das Journal angesponnene Verhältnifs ein liebliches Licht verbreitet.

A + X.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Über Neufchatel.* Fuimus Troes. 1807. 111 S. kl. 4. (9 Gr.) Ob die, vormals unter der preussischen Oberherrlichkeit so glücklichen, Einwohner von Neufchatel sich, seit der mit ihnen vorgegangenen Veränderung, in ihrem Staats- und Sitten-Leben verbessert oder verschlimmert haben, darüber hoffte Rec. durch diese Bogen belehrt zu werden. Unangenehm ward er also überrascht, da er fand, dass sie nichts enthielten, als ein Fragment aus dem Tagebuch eines reisenden Preussen, während seines Aufenthalts zu Neufchatel im Sept. d. J. 1802. Damals küsste N. das alte Scepter noch. Der Vf. weiss nicht genug zu sagen von der freundschaftlichen Art, wie man ihn allenthalben als Preussen und Landsmann aufgenommen; wie schön und gut zu bereisen das Ländchen; wie fleissig, bieder und höflich die Bewohner; wie liberal und republicanisch die Regierungsform: kurz, von lauter Dingen, die wir von der Schule her wussten. In Betreff der Schreibart liest das kleine Buch sich nicht schlecht, und würde noch besser seyn, wenn sich nicht der Vf. in seinen Bemerkungen zu flach am Boden hätte aufhalten wollen. So kommt er im Anfange immer auf den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, der einige Wochen vor ihm durch N. reisete, zurück, ob er gleich nichts Merkwürdiges von ihm anführt. Als er den Montblank zuerst sah, entblösste er ehrfurchtsvoll sein Haupt. Strenge im Bestrafen sey, meint er, kein Mittel zu grösserer Sittlichkeit, wohl aber ein Beweis davon. Dieser Satz ist doch noch disputabel; aber recht trivial sind die von dem Vf. weitläufig ausgeführten: dass man die mühsam errungenen Güter höher schätze, als andere; dass die Landleute in Frankreich besser Französisch sprechen, als die von einem Sprachmeister unterrichteten deutschen Knaben u. dgl. Der König von Preussen erhielt aus diesem wohlhabenden Ländchen jährlich nicht mehr, als die nicht zu erhöhende, bestimmte Summe von 100000 Livr., wovon er den Gouverneur noch bezahlen musste. Im Durchschnitt wurden aus den beiden Dörfern Locle und Chaux de Fond jährlich 40000 goldne und silberne Taschenuhren in die Welt geschickt. Ein einziger Uhrmacher in Chaux de Fond verfertigte ihrer wöchentlich 40. In Neufchatel war es, wo der Vf. zuerst den *Hamburger Correspondenten* vermisste, der ihn durch ganz Deutschland und die Schweiz begleitet hatte.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1809.

PÄDAGOGIK.

Jena, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* in der Theorie des Erziehungs - Unterrichts unserer Zeit dargestellt von *Friedrich Immanuel Niethammer*, der Phil. und Theol. Dr., der königl. Akad. d. Wissensch. zu München ausserord. wirkl. Mitglied, königl. bayersch. Central - Schul - und Studien-Rath bey dem geh. Ministerium des Innern. 1808. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift wird sich, wir zweifeln nicht, bereits in den Händen Aller befinden, denen Erziehung und Unterricht wichtige Gegenstände sind. Sie bekannt zu machen, oder erst zu verbreiten, ist diese Anzeige nicht geschrieben; auch sind uns andere Blätter im allgemeinen Lobe derselben zuvorgekommen. Aber die Gründlichkeit der Ausführung, und die dialektische Natur der Untersuchung selbst reizen, statt sich auf die blosse Anzeige zu beschränken, ein wissenschaftliches Wort darüber zu sprechen, und die Schrift eben von dieser Seite zu nehmen, durch welche sie sich von den gewöhnlichen pädagogischen Schriften unterscheidet.

Zuerst etwas von der historischen Beziehung derselben und ihrem Interesse für die Zeit. Vor ohngefähr dreyssig Jahren, da ein unruhiger Geist der Veränderung, ein unbestimmter Überdruss des Vorhandenen sich zu zeigen anfing, und bey mangelnder Kraft zur Verbesserung von Grund aus alles im Einzelnen versucht wurde, sollte das Heil der Welt auf Einmal durch eine Umwälzung der bisherigen Erziehungs - und Unterrichts - Art bewirkt werden. Zwar der Geist der öffentlichen Anstalten war nicht so leicht und schnell, als die Verbesserer wünschten, auszutreiben; sie mussten sich daher auf Privatunternehmungen einschränken, und errichteten Anstalten auf eigene Hand, die, dem sentimentalen Treiben der Zeit gemäss, den Namen Philanthropine erhielten, der auf Armen - und Besserungs - Häuser, oder auf Anstalten für Gebrechliche und Blödsinnige eben so gut gepasst haben würde. Inzwischen war mit diesen die neue Pädagogik zur Welt geboren; die alte, welche in obiger Schrift Humanismus genannt wird, mit der neuen oder dem Philanthropinismus in offenen Krieg versetzt; durch hundert Eingänge drang dieser zuerst in die häusliche Erziehung; in der öffentlichen brachte er wenigstens einen Zustand der Unruhe und des Schwankens hervor. Später erst, da Niemand mehr sich dessen versah, erschien er in einem Staat, dessen mächtige Fortschritte zur Verbesserung längst die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten, in neuer Gestalt und zum öffentlichen Unterrichtssysteme entwickelt: ein Phänomen, das Vielen unbegreiflich dünkte. Bey dem ungleichen Fortgange der Cultur in den verschiedenen Theilen Deutschlands war es zwar nichts Ungewöhnliches, dass, was in dem einen längst wieder aufgegeben war, in dem anderen erst fest zu wurzeln und zu blühen anfing. Aber eben durch dieses spätere Wiederaufleben traf der Philanthropinismus mit der allgemeinen philosophischen Bewegung zusammen, welche da, wo Mönch - und Pfaffenthum zwar der Materie nach schnell und leicht hinweggeschafft worden waren, die Form aber und das ganze Gepräge des Geistes, welches sie ertheilten, desto unvertilglicher haftete, eine neue Scholastik eigener Art erzeugen musste, die um so barbarischer war, als eben dort das Studium des classischen Alterthums seit undenklichen Zeiten danieder gelegen, und nie zu seinem wahren Zwecke sich erhoben hatte. Durch Verbindung dieser beiden Umstände musste der Philanthropinismus eine für die öffentliche Erziehung, für die Freyheit des Geistes und die wahren Fortschritte der Bildung weit gefährlichere Gestalt gewinnen. Wir glaubten so viel über ein Phänomen bemerken zu müssen, das bey den gegebenen Umständen fast unvermeidlich sich zeigen musste, und welches als ein nothwendiges zu begreifen viel besser war, als Absichten zu erdichten, die gar nicht Statt fanden.

Abgesehen aber von jeder besonderen Beziehung, hat der Streit beider Unterrichtssysteme ein allgemeines Interesse und eine rein wissenschaftliche Bedeutung. Weit entfernt, dass er in diesem Sinn bereits geschlichtet wäre, möchten wir sagen, dass er noch gar nicht recht angefangen habe. Eine Menge Grundsätze, die mittelbar oder unmittelbar dem Philanthropinismus angehören, haben sich in die entgegengesetzten Systeme eingeschlichen. Wie viele, die jener sogenannten Aufklärung — einer wahren *Entgeistung* der Nation nach dem Ausdruck des Vfs. (S. 18) — sonst sich widersetzt hatten, sind ihrer Einwirkung selbst nicht entgangen, und zeigen sich jetzt erst in der letzten Herzensmeinung einig mit ihr! Wo alles so unrein und gemischt ist, da kann der wahre Streit noch nicht angefangen haben. Der grosse Scheidungsprocess des Guten und des Schlechten beginnt erst jetzt; auch in der wichtigen Sache der Theorie

des Erziehungsunterrichtes ist er durch vorliegende Schrift erst wirklich eingeleitet.

Oder soll etwa nur unbedingt das Alte wieder hergestellt werden, ein Mittel, wozu Mangel an selbstschaffender Kraft und Verzagtheit nach so vielem Misslungenen jetzt allgemein greift? Nur Jemand, der, ganz in die Schranken seiner Schule gebannt, nie einen freyen Blick in die Weltzustände geworfen, könnte der Meinung seyn, dass, während alle Bedingungen des Lebens so mächtig verändert, die Foderungen der Welt an uns so ganz andere geworden, alle Verhältnisse erneut, oder in der Erneuung begriffen sind, Unterricht und Erziehung allein der Umschaffung nicht bedürfen. Ein einfacheres, eben darum kräftigeres, auf grössere Grundsätze gebautes System der Erziehung, ist dringendes Bedürfniss. Die Schuld des Geschehenen, der Schwäche des jetzt handelnden Geschlechts und seiner Verirrungen können, wenn man einmal auf Erziehung als eine Quelle derselben zurückgehen will, doch wahrlich nicht die Neuerungsversuche allein tragen: wo hat denn die alte Schule die praktisch-grossen Männer gebildet, deren die Zeit bedurfte? Hat, während jene nach einer flachen Gemeinnützlichkeit strebten, diese nicht im Gegentheil immer mehr vom Leben sich zurückgezogen, engherzig von Welt und allgemeinmenschlichem Wirken sich losgesagt? Am unerträglichsten aber dünkt uns, wenn das, was nicht einmal jenen schwachen Versuchen mit Erfolg entgegengewirkt, was sich ohnmächtig gezeigt, das Geringste zu retten, unserem Zeitalter wieder als Arzneytrank angeboten oder gar aufgedrungen werden soll. Auch dem dunkelsten Streben zur Veränderung liegt gewöhnlich ein richtiger, wenn schon nicht begriffener, Instinct zum Grunde. So war das oben erwähnte unbestimmte Verlangen nach etwas Neuem ein Vorzeichen der kommenden Ereignisse, das, besser verstanden, diesen selbst eine andere Wendung geben konnte. Ein solches dunkles Gefühl hat auch die philanthropinisch sich nennenden Bestrebungen, den Erziehungsunterricht umzuändern, geleitet. Unsere Sache ist jetzt, es deutlich zu machen und zum Bewusstseyn zu erheben. So zeigte dieses Gefühl sich als Streben nach dem Gemeinnützlichen, ohne Einsicht, worin das wirklich Gemeinnützliche bestehe. Uns sollte diess nun klar geworden seyn. Dem älteren System lag von Anfang mehr klare Einsicht und selbst wissenschaftliche Erkenntniss zum Grunde: aber hat sich der ursprüngliche Sinn aus ihm nicht wie aus so manchen anderen Systemen verloren? Auch der Gedanke also, den Streit beider Unterrichtssysteme so zu führen, dass das relativ-Wahre eines jeden, gegenseitig sich berichtigend, das vollkommen-Wahre zum Product gebe, ist ganz an der Zeit, und einer wissenschaftlichen Ausführung würdig.

Bey jeder Untersuchung eines Streites, die besonders eine Ausgleichung beabsichtigt, ist die Auffindung des Grundgegensatzes das Wichtigste. Der für den gegenwärtigen Streit gefundene möchte so ziemlich für den Streit der ganzen Zeit gefunden seyn. Der Vf. beschäftigt sich mit dieser Aufgabe im zweyten Abschnitt, der daher die Überschrift: Wissenschaftliche Begründung der Untersuchung, führt. Das rechte Wort desselben meint der Vf. zwar Anfangs in den Begriffen von Animalität und Rationalität gefunden zu haben, die im Menschen coexistiren sollen; und in der That ist der Gegensatz weit genug, um recht viel auf ihn zurückführen zu können. Allein die spätere Bemerkung (S. 67), dass im Menschen nirgends ein Punct sich aufzeigen lasse, wo reine Thierheit anhebe, dass (S. 68) diese im Menschen durch die Verbindung mit der Vernunft nicht nur (negativ) aufgehört habe, Thierheit zu seyn, sondern etwas positiv-Anderes geworden, und selbst geheiligt (S. 40) sey, scheint zu beweisen, dass für den Menschen überhaupt dieser Gegensatz zu weit gewählt seyn möchte. Ist im Menschen die Thierheit bereits von der Geistigkeit durchdrungen, der Leib, wie der Vf. sagt, ein Tempel des heiligen Geistes: so ist der Gegensatz schon durch das Wesen des Menschen als solchen aufgelöst; ein höherer und anderer muss hervortreten. Wir glauben daher diese Ausdrücke nicht strengwissenschaftlich, sondern ohngefähr so nehmen zu müssen, wie die anderen von Erde und Himmel, um Reales und Ideales zu bezeichnen. Vielleicht sind sie einer Nachgiebigkeit gegen das Gangbare zuzuschreiben, die bey der Absicht der Allgemeinverständlichkeit keinen Tadel verdient. Bekanntlich hat die Antithese von Thierheit und Geistigkeit in unserer Literatur eine gewisse Popularität erlangt, indem sie theils als polemisches Mittel dienen muss (obgleich die Zeiten der Encyklopädisten längst vorüber sind); theils darum unentbehrlich ist, weil es sonst in manchen Systemen an einem Erklärungsgrund des Bösen und der Verderbtheit der menschlichen Natur fehlen würde, den man da, wo er wirklich ist, entweder nicht sehen kann, oder nicht sehen will. Auf die nämliche Art erklären wir es auch, wenn als parallele Ausdrücke jener beiden die von Vernunft und Zweckverstand gebraucht werden. Denn die esoterische Meinung des überall scharf bestimmenden und genau unterscheidenden Verfassers kann es nicht seyn, dass uns der Kunstverstand mit den Thieren gemein sey; etwas, das völlig die Begriffe von Menschheit und Thierheit verwirrt. Die Kunst, die vom Thiere ausgeübt wird, ist in Ansehung seiner eine durchaus blinde, mit keinem Bewusstseyn eines Zwecks verbundene; in ihm handelt ein Anderes als es selbst. Verstand setzt Persönlichkeit voraus; und zu einer Zeit, da leider von Menschen so wenig überflüssiger Verstand gezeigt worden, thut es wahrlich nicht Noth, ihn freygebig den Thieren zukommen zu lassen. Wir glauben also, um den wahren Sinn des Vfs. nicht zu verfehlen, uns besser an die freyeren Ausdrücke des Gegensatzes in folgenden Wendungen zu halten. „Dem einen System ist der Mensch lauterer Geist; das Leben im Idealen seine einzig wah-

re Bestimmung. Nach dem anderen hat das geistige Leben keine Selbstständigkeit, und das Schaffen und Wirken in der Sinnenwelt ist die einzig sichere Bestimmung des Menschen. Jenes verschmäht alle Bildung für äussere Zwecke, alle Bemühung um die Mittel, welche zur Verwirklichung der Ideen in der Aussenwelt nothwendig sind; das andere hat gar nicht die Bildung des Geistes an *sich*, sondern die für bloss äussere Zwecke, zum künftigen Beruf und Fortkommen in der Welt, zur letzten Absicht." Aber nur worin jene Mittel, oder, genauer zu reden, worin jenes — doch wohl ebenfalls positive — Princip bestehe, durch dessen Kraft der Mensch Ideen in der Aussenwelt verwirklichet — darüber hätten wir die bestimmte Erklärung vom Vf. gewünscht. Denn wenn etwa darunter wieder nur *Kenntnisse* verstanden werden, z. B. die sogenannte Kenntniss der Welt, des Menschen, der positiven Einrichtungen u. s. f. (S. 42): so geht uns der Gegensatz unversehens wieder verloren; wir bleiben auch damit nur in der Sphäre des Geistigen stehen.

Sollte der wahre hier allein zu suchende Gegensatz nicht folgender seyn? — Der *Vernunft*, die als das Vernehmende und Allgemeine, in Ansehung des Menschen, mehr den Charakter der Ruhe und Hingebung hat, kann bloss das Thätige, Selbstwirkende, mit Einem Worte, die *Persönlichkeit* entgegengesetzt werden. Jene, die Vernunft, bestimmt an dem Menschen überall nur seinen Gattungsbegriff, seinen allgemeinen Wesenscharakter; diese, die Persönlichkeit, ist es, nach welcher wir die besondere Tüchtigkeit und Trefflichkeit des Menschen schätzen, so dass z. B. ein vernünftiger Mann genannt zu werden (das Allgemeinste, was von einem Menschen ausgesagt werden kann) ein fast eben so zweydeutiges Lob ist, als das andere, ein guter Mann zu heissen, während dagegen Persönlichkeit an und für sich und ohne weiteren Zusatz Lob erhält. In der That fassen wir alle Tugenden und Eigenschaften, welche der Mensch in kräftiger Verwirklichung der Ideen zeigt, unter diesem Namen zusammen. Ausserdem ist auch nicht zu leugnen, dass das ganze Streben des modernen Humanismus ganz auf die Cultur und unverhältnissmässige Erhebung jener unpersönlichen Eigenschaften ging, die persönlichen aber als etwas Schlechtes und gering zu Schätzendes bey Seite liegen blieben. Es ist, als hätte Ein Schicksal die äusseren Ereignisse und die inneren Geistesrichtungen bestimmt, als hätte alle Selbstheit und Ichheit, nachdem die Nation ihre Persönlichkeit längst verloren, auch im Individuum mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollen. Woher sonst im Inneren unserer Nation jenes absichtliche und bewusste Wüthen gegen hervorragende Individualität, und zwar als solche — woher die Unterdrückung aller Eigenthümlichkeit durch die Uniformirung des Unterrichtes, wogegen der Vf. (S. 198 ff.) so treffende Worte redet, und durch welche die Auflösung ins Allgemeine bey uns endlich bis zur substanzlosesten Durchsichtigkeit gelangt ist; nicht jener des Demants, die mit der grössten Bestimmtheit und Härte der Individualität besteht, sondern der haltungslosen Luft? Woher, ohne ein solches Schicksal anzunehmen, wäre begreiflich, dass eine Philosophie, die kräftiger, als eine zuvor, die Persönlichkeit erhoben, ja zum allgemeinen Mittelpunct gemacht, ihrem Urheber unter der Hand zu einer völlig anderen geworden, die jede Selbstwirkung, jede eigene Thätigkeit des Menschen nicht kräftig genug zu verdammen weiss? Woher, ohne dieses gänzliche Aufgeben aller Persönlichkeit, die Kleinmüthigkeit, welche frömmelnder Unvernunft, einer neuen desto widerwärtigeren, weil philosophischen, desto verderblicheren, weil praktischen, Sentimentalität die Thür öffnet, und endlich auf alles eigene Denken, wie schon längst auf das eigene Wollen, verzichten, den Quell der Weisheit im Nichtsthun oder — in den Kirchenvätern suchen heisst? Woher endlich die allgemeine Geringschätzung der Gelehrten in Bezug auf Welt und Leben, als von dieser entschiedenen Unpersönlichkeit bey vermeintlich hoher Bildung, allseitiger Humanität, ja sogar Anpreisung des Alterthums, dessen Muster eben durch die Vereinigung der höchsten und allgemeinsten Bildung mit der bestimmtesten Persönlichkeit unsere Bewunderung erregen? — Mag es seyn, dass kein Philanthropinist den Gegensatz so gedacht (die verkehrtesten Mittel zur Heilung des Übels haben sie auf jeden Fall ergriffen): dennoch kann das wahre Wort des Gegensatzes nur dieses seyn: denn die Einwendung, dass Erweckung und Bildung der Persönlichkeit der sittlichen Erziehung anheim falle, und also bey der Frage nach dem höchsten Zwecke des *Unterrichts* nicht in Betracht komme, wollen wir Niemanden zutrauen. Auch unsere Meinung ist, dass ohne Freyheit des Willens, im eigentlichen und wörtlichen Verstande, Persönlichkeit ein Unding sey: aber wenn Selbstständigkeit und schaffende — das, was nicht ist, *hervorbringende* — Kraft der allgemeine Charakter der Persönlichkeit ist, wenn Entschiedenheit, Sicherheit, Gegenwart des Geistes im besonderen Fall ihre bestimmtesten Merkmale sind: so ist einleuchtend, dass nur selbstgeschaffene Begriffe, nur diejenige Sicherheit der Grundsätze, welche aus einer völlig durchgebildeten Weltansicht entspringt, zu der jeder von jedem Punct ausgelangen und geleitet werden kann, nebst Freyheit von Vorurtheilen (worunter hier alle beschränkenden Meinungen verstanden werden), wahre Persönlichkeit geben, und die Art sowohl als den Stoff ihrer Äusserung bestimmen. Darum eben lässt sich zweifeln, ob von dem Unterricht je für sich geredet werden könne, da er ein wesentlicher Theil der Erziehung ist, und beide zusammengenommen erst die wahre Kunst der Menschenbildung ausmachen.

Nach der Erkenntniss und Bestimmung des Gegensatzes ist, das Princip der Entscheidung oder Ausgleichung zu finden, das Wichtigste. Das richtige Princip für den vorliegenden Fall glauben wir bey dem Vf. schon im ersten (historischen) Abschnitt in den Worten (S. 33) zu finden: „Ein anderer Geist, dem jener der Aufklärung als blosser Vorläufer Platz gemacht hat, ist mit der Wiederauferweckung des

ächten philosophischen Denkens unter uns erschienen. — Dieselbe merkwürdige Reform, welche das Ideale wieder zu der Ehre, Realität zu seyn, hervorgerufen hat, ist in dem ganzen Umfang unserer Bildung, in Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Religion, in allen Zweigen des Thuns und des Lebens sichtbar. — Die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen wird immer allgemeiner und lauter anerkannt, die Stimme derer, die jene Überzeugung höhnen, immer heimlicher und schwächer." Irren wir uns, oder wäre an Deutlichkeit gewonnen worden, wenn der Vf. diesen Gesichtspunct auch zu Anfang des zweyten Abschnitts festgehalten hätte? Denn wenn dort der Grundfehler beider Systeme in die *Einseitigkeit* gesetzt wird, indem der Humanismus von den zwey Seiten der menschlichen Natur nur die geistige, der Philanthropinismus nur die thierische ins Auge gefasst habe: so müsste alsdann das Rechte schon dadurch hervorgehen, dass beide Seiten nur zugleich oder vereinigt ins Auge gefasst würden, welches der Vf. (S. 67) ausdrücklich leugnet, und was auch dem Geist seiner ganzen Ansicht widerstreitet. Ist aber der Streit nicht durch Verbindung zu entscheiden: so liegt auch der Grund des Übels nicht in der Einseitigkeit der Reflexion — in dem Sehen der einen ohne die andere Seite — sondern vielmehr darin, *dass* zwey Seiten gesehen wurden, ein Gegensatz gesucht, wo keiner war — in der Annahme, *dass* es eine geistige Thätigkeit gebe, die nicht zugleich real — und eine reale, die nicht zugleich geistig wäre. Diesen Grundfehler haben beide Systeme *gemein;* und die vom Vf. angegebene Einseitigkeit ist erst eine Folge desselben. Der Vf., der überall mit logischer Genauigkeit zu Werke geht, wird uns diese für die Klarheit der Entscheidung wichtige Bemerkung nicht als Sylbenstecherey auslegen. Dass er sich auf die angegebene Art ausgedrückt, daran hat ohne Zweifel nur die gewählte Bezeichnung des Gegensatzes Schuld. Denn zwischen Rationalität und Animalität als solchen ist allerdings ein vollkommener Gegensatz. Wo diese ist, kann jene eben darum nicht seyn, und umgekehrt wo jene ist — versteht sich als persönliche Rationalität, nicht als die allgemeine, die freylich in jedem Stein und Thier ist — muss diese, die Animalität, aufgehört haben, und in ein Höheres verklärt seyn. Dass der Humanismus, der ausgeartete nämlich, wie ihn der Vf. an mehreren Stellen schildert, diesen Gegensatz so gemacht, ist freylich unleugbar; wenn er aber das Animalische, als das vermeintlich böse Princip, herabzusetzen und zu schwächen, das andere dagegen zu erhöhen suchte: so lag der Fehler nicht in dieser, nach der Voraussetzung vielmehr lobenswerthen Einseitigkeit, sondern in der Annahme, dass im Menschen, wo offenbar ein höherer Kampf beginnt, die Geistigkeit ihren Gegensatz in der Thierheit habe. Der alte und ächte Humanismus kannte diese moderne Polemik gegen den Animalismus keinesweges, und wusste diesen überhaupt mit mehr Geistesfreyheit zu nehmen, wie die wohlfürsorgenden Stiftungen für Leibesnahrung und Nothdurft der Studirenden beweisen — eben so viele Denkmäler der alten Pädagogik, dergleichen, seines Namens ohnerachtet, der Philanthropinismus keine aufzuweisen hat, der nur seine Verwalter zu bereichern diente — wie ferner die Sorge für Bildung körperlicher Kraft und Gewandtheit auf unseren Universitäten beweist, wo seit den ältesten Zeiten Meister in allen Leibesübungen angestellt sind, welche erst ein Pedantismus neuerer und trübseliger Art zu verscheuchen Miene gemacht hat. Wir wenden die obige Bemerkung gleich auf die Entscheidung der allgemeinsten Streitpuncte über den *Zweck* des Erziehungsunterrichts an, wovon der Vf. zu Anfang des 3ten Abschnitts handelt. Der erste ist, ob jener Zweck in der Bildung des Geistes an sich, oder in der Bildung und Vorbereitung zum künftigen Beruf bestehe? Der Fehler beider Systeme liegt auch hier nicht in einer Einseitigkeit der Reflexion auf die eine oder andere der jenen beiden Zwecken entsprechenden Thätigkeiten, sondern in der Einseitigkeit des *Begriffs* von einer jeden; in der Annahme, dass geistige und Berufs-Thätigkeit überhaupt reell unterscheidbar seyen. Das nämlich war die mit Triumph vorgebrachte Weisheit, dass die höchste intellectuelle Bildung für das eigentliche Leben unnütz, und dass die wahrhaft praktische Thätigkeit eine von der ideellen gänzlich unabhängige sey. Auch diese Meinung hatten wieder beide Theile *gemein.* War sie gleich ein Product der modernen Aufklärerey: so stimmte der grosse Haufen der Humanisten doch willig mit ein. Wer bekannte lauter, als sie selber, die Unfruchtbarkeit der Ideen für das Leben und die Unnützlichkeit aller Speculation? Eine Behauptung, die sie bald wahr machten. Denn eben indem sie die Wissenschaft mehr und mehr zu dem Bedürfniss des Alltagsgebrauchs herabzogen, oder in eine völlig unfruchtbare Gelehrsamkeit verwandelten, gingen in ihr die Ideen, und damit alle praktische Kraft aus, so dass ihr das Leben in Kurzem über den Kopf gewachsen war. Die Wenigen, die jene reine und unbedingte Liebe der Wissenschaft um der Wissenschaft, der Ideen um der Ideen willen, welche die früheren Zeitalter erhoben hatte, noch in sich empfanden, zogen sich freywillig oder gezwungen von Welt und Leben zurück. Die ächten Jünger jener Meister aber waren entweder für das praktische Leben wirklich gründlich verdorben, oder zwar gemeinnützlich und flach genug gebildet, aber durch ihre Ideenlosigkeit unfähig, selbstständig in die Zeit, die ihnen zu gross war, einzugreifen. Um die Verwirrung zu vollenden, wurde dieser endlich allgemein gefühlte Mangel praktischer Kraft dem wahren Humanismus zugeschrieben, und dem Übel durch eine noch vollkommnere und weitere Ausführung des Philanthropinismus zu steuern gesucht. Des ächten, freylich schon uralten, Humanismus Meinung war: Wissenschaft und geistige Bildung seyen das Salz der Erde; zum Verfall eile ein Volk, wenn entweder das Salz dumm, d. h. die Weisen unfähig würden, zu regieren, oder umgekehrt mit der Dummheit gesalzt würde, d. h. die Unweisen regierten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JANUAR, 1809.

PÄDAGOGIK.

Jena, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* in der Theorie des Erziehungs-Unterrichtes unserer Zeit dargestellt von *Friedr. Immanuel Niethammer* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auf diese Überzeugung, welche die Kraft voriger Jahrhunderte war, das unsrige zurückzuführen, strebt mit Würde und Ernst die vorliegende Schrift. Sie entscheidet unbedingt für den (richtig verstandenen) Humanismus, offenbar nur in der angegebenen Voraussetzung. Die behauptete Identität ist nämlich nicht etwa als *Gleichheit* zu verstehen — Begriffe, die jeder genaue Sprachgebrauch, jede Logik unterscheiden lehrt; — der Sinn ist, dass das Positive beider Thätigkeiten Ein und Dasselbe, der Nerv praktischer Thätigkeit selbst die geistige sey. Jeder Gegensatz, in dem sich findet, dass das Eine (richtig verstanden) das Andere begreift, dieses also das Begriffene von jenem ist, muss nach dem Princip der Unterordnung entschieden werden. Eben dieses ist das durchgängig vom Vf. angenommene. Kein Wunder also, dass der Humanismus überall entschieden Recht behält, und es bedurfte desshalb keiner Versicherung von Unparteylichkeit (S. 74). — „Wer für das Unbedingte gebildet ist, sagt der Vf. S. 101, der ist allein eigentlich gebildet, und bringt Bildung auch zum Bedingten mit. Wer eine andere Realität, als die der Erde, kennen, und eine höhere Bestimmung seines Lebens glauben gelernt hat, für den hat das Leben *einen ganz anderen Ernst*, als den der Noth. Nur dieser macht kleinlich und gemein; der andere erhebt den Menschen." — „Dem Blick, der an Gegenständen der Innenwelt sich geübt hat, wird auch die Dinge der Aussenwelt zu durchschauen weit eher möglich seyn, als dem, der sich mit noch so viel Sachen, d. h. Äusserlichkeiten abgegeben hat." — Auch umkehren läst sich eben desswegen die Ordnung nicht; denn die bewegende Kraft des Äusseren liegt selbst im Inneren. „Das Sehenswerthe an der Erde — auch in den Weltereignissen, setzen wir hinzu — ist selbst das Unsichtbare." Wer nun hiegegen die jetzige Gestalt der Welt, die Verworrenheit und Verwickelungen der Staatsgebäude u. s. w. stellen wollte, vergäse, dass diese Gestalt selbst die Folge jener Trennung des Lebens von dem einzig belebenden Princip ist. Dass bey der Frage, was seyn solle, auf den lebendigen Staat gerechnet werde, nicht auf den todten, versteht sich doch wohl. — Wie war es denn möglich, dass in dem römischen Freystaat der nämliche Mann die Dienste des Krieges in der Jugend, das Amt des Richters, bey anfangender Mannheit, das eines Verwalters öffentlicher Einkünfte in reiferen Jahren, endlich das Ruder des ganzen Staates in Frieden und Krieg führen, der nämliche zugleich Oberhaupt des Gemeinwesens zu Haus, und siegreicher Feldherr an der Spitze der Heere seyn, und zuletzt im Alter noch den Musen und der Philosophie leben konnte? Eine nothwendige Idee ist es (man sehe S. 95), dass die Berufsthätigkeit (worunter wirkliche *Thätigkeit*, nicht knechtische oder bloss mechanische Arbeit verstanden wird), eine fortgesetzte Ausübung der Humanität, eine fortgehende Bildung und Steigerung der geistigen Kraft an dem widerstrebenden Stoff der Wirklichkeit sey; eine Idee, die, wenn auch auf kurze Zeit, doch in einzelnen glücklichen Staaten, häufiger im öffentlichen Leben grosser, ihr Zeitalter beherrschender Menschen, sich verwirklicht gezeigt hat. Die den Staat immer nur als Mechanismus angesehen, denen sein positiver Begriff, die umfassendste Darstellung der Ideen in der Wirklichkeit zu seyn, nie klar geworden ist, mögen auf jede Berufsthätigkeit verächtlich herabsehen. Sind aber auch in menschlichen Dingen nur Ideen das lenkende, ordnende und wahrhaft schaffende Princip: so muss die geistige Bildung, ihrer Allgemeinheit unbeschadet, unmittelbar Bildung für das Leben seyn, und von diesem nicht sowohl abziehen, als die höchste Kraft desselben und das wirksame Principium seiner Veredlung erwecken.

Ein anderer vom Vf. erwähnter Gegensatz ist, dass Erwerbung bestimmter Kenntnisse dem Einen Übung des Geistes an sich, dem Anderen als Hauptzweck erscheint. Von einem wahren Gegensatz kann nun hier vollends nicht die Rede seyn, da Geist und Kenntnisse sich wie Seele und Leib verhalten; nur was höher sey, was untergeordnet, was Zweck und was Mittel, kann die Frage seyn. Selbst der Philanthropinismus ist doch kaum für so blind anzunehmen, dass er die Kraft, wodurch alles bewegt wird, geringer achten sollte, als die zu bewegende Masse. Eher hat der moderne Humanismus, durch den zu grossen, auf Kenntnisse als solche gelegten Werth, Gelehrsamkeit und ausgebreitetes Wissen in übeln Ruf gebracht, indem freylich Verständniss der Sprachen, genaueste, aus allen Geschichtsbüchern

geschöpfte Kenntniss der Weltereignisse, ohne befestigtes Gemüth und selbstständigen Geist, vor den falschesten Urtheilen und den gröbsten Missgriffen nicht schützen konnte. Gewöhnlich wird indess jener Gegensatz näher bestimmt, so dass Ideen und praktisch brauchbare oder gemeinnützliche Kenntnisse, Übung der contemplativen, Ideen erzeugenden, Kraft an geistigen Gegenständen, und Übung der materiellen Thätigkeit an bloss materiellen Dingen, einander entgegen stehen. Schelten wir die Nützlichkeitsfoderung doch nicht zu unbedingt! Wer dem Menschen nützen kann, erfüllt sicher den Zweck der Natur, indem wir in jenen humanen Gedanken einstimmen dürfen: wozu all' der Apparat von Sonnensystemen, Milchstrassen und Nebelsternen seyn würde, wenn nicht endlich irgend ein vernünftiges Wesen des Daseyns sich freute! Da aber die Menschengattung zur Einheit geschaffen ist, und der Einzelne nur als Glied eines kleineren oder grösseren Ganzen seinen wahren Lebensvortheil finden kann: so ist, wenn vom Nützlichen die Rede ist, zuletzt alles auf das Ganze zu beziehen, und nur das wahrhaft gemeinnützlich zu nennen, was nicht Einzelnen, und wären es noch so viele, sondern dem Staat, dem Volk als solchem nützt. Ganz im Gegentheil hat die letzte Zeit gerade das gemeinnützlich genannt, was nur dem Einzelnen frommt. So, um bey einem der nächsten Beyspiele stehen zu bleiben, wird durch die Erfindung der Vaccination wohl manches einzelne Leben gerettet; einzelnen Vätern, einzelnen Müttern Leid und Schmerz abgewendet, aber was hat der Staat als solcher davon? Dass die Population dadurch vermehrt werde, ist zweifelhaft, so lange man nicht weiss, ob der Tod seine Beute nicht auf anderem Wege holt, da ihm dieser abgeschnitten ist; dass vermehrte Population für jeden Staat unbedingt wünschenswerth sey, ist ebenfalls nur eine seichte Behauptung neuerer Zeit: beides aber zugegeben, so besteht ja der Staat nicht in der Population, noch durch sie, und ohne Sitten und Religion wird jedes vaccinirte Volk zu Grunde gehen, wenn mit diesen das unvaccinirte seine Freyheit und Ganzheit behauptet. Der Staat selbst ist eine geistige Idee, also können auch nur geistige Ideen gemeinnützlich heissen: alles andere ist nur Mittel und hat nur Werth, wenn es zum Werkzeug von Ideen dient. Demnach können Ideen und Gemeinnützliches überhaupt nicht in Gegensatz gestellt werden, und die es thun (wie es denn noch immer von der Mehrheit geschieht) wissen und verstehen nicht, was gemeinnützlich heisse. War aber in jenem Streit gleich Anfangs nur vom Privatnützlichen die Rede: so verdient die Frage: was höher stehe, dieses oder Ideen? gar keine Antwort. Wer so fragt, könnte auch zweifeln, dass dem Volk der Deutschen z. B. ein grosser Gesetzgeber, ein Solon, ein Lykurg, ein Moses sogar, menschlicher Weise zu reden, weit heilsamer gewesen wäre, als alle Erfinder von Sparöfen, Spinnmaschinen oder Runkelrübenzucker. — In der anderen Entgegensetzung, zwischen Übung der contemplativen Kraft an rein geistigen, und Übung der materiellen an rein materiellen Gegenständen, kann unter der letzten die materiell-*erkennende* gemeint seyn; dann kommt dieser Gegensatz auf den vorigen zurück; es ist nicht zweifelhaft, welche die wichtigere, ja welche die unbedingt wichtige ist: diejenige nämlich, welche ein Ganzes als ein Ganzes zu fassen vermag, die Kraft der Ideen und der Totalität. Ist aber unter materieller Kraft die *handelnde* zu verstehen, und die Rede davon, dass, nach dem Ausdruck des Vfs., der Mensch nicht bloss zur Vernunft geweckt, sondern auch diese in Werk und That äusserlich darzustellen befähiget werden solle: so stossen wir, da alle Befähigung nur persönlich seyn kann, wieder auf den Grundgegensatz zwischen Bildung zur Vernunft und Bildung zur Persönlichkeit. Aber alles, was den Geist bildet, was ihn wahrhaft frey macht und erhebt, das bildet und erhebt auch die Persönlichkeit. Durch nichts wird sie gewisser niedergedrückt, als durch dunkle, verworrene Begriffe, durch ein Übermass ungeordneter Kenntnisse: daher es nichts Seltenes ist, den Mann von wenigen Begriffen mehr Gegenwart des Geistes und Bestimmtheit im Handeln zeigen zu sehen, als den, de[illegible]s mit vielen Kenntnissen doch weder zur Klarheit [illegible]ch zur Einheit der Ansicht gebracht hat. Man sch[illegible]int daher bey denen, welche einst im eigentlichen Sinne Verwirklicher von Ideen seyn sollen, nur die Wahl zu haben, sie entweder zum Höchsten der Bildung, zur kräftigen Überschauung des Ganzen, mit bestimmter Erkenntniss des Einzelnen verbunden, zu führen; oder sie, nach Art der Philanthropinisten, mit wenigen in der Nähe liegenden, völlig nüchternen Begriffen auszustatten. Denn was in der Mitte liegt — die nicht durchgeführte Bildung, die nicht völlig gewonnene Klarheit über Puncte, die sonst besser geruht hätten — eben das, was unsere moderne Erziehung und Lehre gewöhnlich liefert, ist das ganz Untaugliche und Verderbliche. Nur diejenigen Grundsätze und Begriffe, welche bis zur unwiderstehlichen Klarheit für den Verstand gelangt sind, nehmen auch von unserer Persönlichkeit Besitz, und hören auf, allgemeine Begriffe und Grundsätze zu seyn, indem sie unsere eigenen und individuellen werden; ohne dieses Persönlichwerden aber sind die höchsten Grundsätze der Vernunft, die erhabensten Ideen des Verstandes nur tönendes Erz und klingende Schellen. Hieraus folgt wohl, dass eine kräftige und durchgeführte theoretische Bildung — nicht als das Einzige, aber als Erstes und Vornehmstes und als Grundlage jeder anderen — das einzig rechte Heilmittel unserer Nation sey. Sonst war der religiöse Glaube, der verschwunden ist, ihr inneres Band; zurückgehen lässt sich nicht, nachdem einmal die Bahn freyer Erkenntniss betreten ist, nur durchgeführt kann die begonnene That Einigkeit, Festigkeit, Gewissheit, Glauben wiedergeben. Preis und Dank verdient daher der Vf., der sich der rein geistigen Bildung so mannhaft annimmt, der dem Volk, dessen einzige Bildungszeit

die Schule ist, den religiösen Unterricht rettet, die Beschäftigung mit dem sogenannt Nützlichen, durch welche das Kind schon die Last und Hitze des kommenden Lebens zum Voraus empfinden soll, abzuwehren trachtet; denen aber, die innerer Beruf zu künftigen Vertretern und Verwaltern der Humanität weiht, die Selbstständigkeit einer freyen und reingeistigen Bildung zu erhalten sucht.

Wir glauben durch das Bisherige die herrschende Idee und Grundtendenz dieses Werks herausgehoben zu haben, welches die wesentliche Pflicht einer Anzeige ist. Kürzer können wir uns über die mehr speciellen Streitpuncte fassen, und fast auf den blossen Auszug beschränken. Der erste betrifft die Unterrichts-*Gegenstände*, und zwar zunächst die *Zahl* derselben. Ausdehnen wollte sie besonders die neuere Unterrichtsweise, als müsste von jedem so viel möglich alles gewusst, das, was Aufgabe der ganzen Gattung ist, oder wonach nur wenige Auserwählte die Hand ausstrecken dürfen, durch jedes Individuum erreicht werden. „Die Bildung (die allgemeine öffentliche) kann dem Hauch eines Gartens verglichen werden, der dem stillen Leben der verschiedensten einzelnen Blumen entströmt, jeder einzelnen als erhöhtes Labsal zurückkehrt. Woher soll nun Bildung kommen, wenn wir alle das stille, eigenthümliche Leben fliehen, individuelles Seyn und Wirken unserer nicht würdig achten, Vertheilung und Auflösung unserer Kraft ins Unbestimmte, Allgemeine für unsere wahre Bestimmung halten?" — Ist nicht Abrichtung zum Beruf, ist Bildung des Menschen an sich unmittelbarer Zweck: so ist im Allgemeinen gewiss keine grosse Ausdehnung der Unterrichtsgegenstände erfoderlich, unbedingt nothwendig für alle ist auch in materieller Beziehung nur die Kenntniss der Ideen, besonders der religiösen und sittlichen; für die, welche der freyen Bildung längere Zeit widmen können, ist die Ausdehnung freylich grösser; aber eben diese sind vor allen heilig zu halten: alles, was bloss willkührlichen Zwecken dient, sey vom eigentlichen Erziehungsunterricht, der, weil er diess ist, jedem speciellen, auch dem Fach-Unterricht, entgegensteht, ausgeschlossen. — Was die *Art* der Gegenstände betrifft, so zeigt der Philanthropinismus (wohl auch der moderne Humanismus) vom Geistigen überhaupt bloss negative Begriffe. Geistig ist ihm das dem Räumlichen, Körperlichen Entgegengesetzte — etwas Eigenthümliches, Positives hat der Geist nicht; sein Bestes sind Begriffe, d. h. Abstractionen des Körperlichen, woher denn das Geschrey nach Anschauung, desgleichen, dass unter den (barbarisch sogenannten) Realien nur körperliche Dinge gemeint werden. Ist denn der Geist nicht zum wenigsten ebenfalls ein Reales, und hat er nicht ausser der Körperwelt sich selbst zum Object, und eben damit Begriffe von reingeistiger Art; über beiden aber noch das, worin Natur und Geist ihre gemeinschaftliche Wurzel haben, das Absolute, dessen Begriff den höchsten Kreis geistiger Gegenstände bezeichnet? Was setzt denn nun dem der Philanthropinismus entgegen? Er will neben die leeren Formeln innerer Abstractionen todte äussere Anschauungen setzen, und meint Eine Einseitigkeit durch die andere zu bessern. Weit gefehlt; vielmehr soll in beiden Gebieten — dem der Ideen und der Sachen — Begriff und Anschauung sich durchdringen; und da in Ansehung der Ideen diese Einheit nur darstellbar ist durch Wort und Rede, besonders so fern sie Kunst ist: so sind Sprache und Rede auch an und für sich ein wahrhaft geistiger Unterrichtsgegenstand. Die Sprachfeinde kannten von geistigen Gegenständen keine andere Darstellung, als die einer schulgerechten Definition, nicht die unmittelbare, Leben anregende Erscheinung. „Die Sprache ist die Erscheinungsform des Geistes, sein unmittelbarer Leib; in ihr stellt er dar für sich selbst und andere, nicht nur sich selbst, sondern auch was höher und niedriger ist, als er selbst. Durch das Wort wird die körperlose Idee verkörpert und fixirt, die geistlose Sache vergeistiget und beweglich gemacht." Der Unterricht knüpft sich desshalb nicht nur nothwendig an das Wort an, selbst da, wo die Sache nicht vorgezeigt werden kann, sondern auch das Wort selbst und seine Form, zum Gegenstand des Unterrichts erhoben, ist so wenig Wortkram, dass man vielmehr behaupten darf, der schlechteste Sprachunterricht rege noch immer mehr Geist an, als der blosse Sachunterricht. — Unleugbar ist nun, dass die Natur selbst durch verschieden ausgetheiltes Talent, eingepflanzte Neigung u. s. w., in Bezug auf Geistiges und Materielles, eine Trennung der Individuen gemacht zu haben scheint; dass das eine mehr für Gegenstände der ersten, das andere mehr für Gegenstände der anderen Art geschaffen scheint. Diese Verschiedenheit des inneren Berufs — aber auch nur diese, nicht der willkührlich angenommene äussere — kann dann auch eine Theilung des Unterrichts zulässig, ja nöthig machen, damit nicht das geistigere Talent mit materiellen Gegenständen gequält werde, (wie die Klage von den philanthropinistischen Lehranstalten erschallt, dass die talentvollesten Schüler ihre Zeit mit Zählen und Betasten von Steinen, Kräutern und dem übrigen rohen Stoff zubringen müssen), noch das materiellere (wie vielleicht auf den humanistischen Schulen) mit bloss geistigen Dingen. Weit besser wird diese förmliche Theilung seyn, als der neuere Versuch, alles zu vermischen, und aus jedem Einzelnen einen Mikrokosmus aller Kenntnisse und Vollkommenheiten machen zu wollen; womit nothwendig alle Bestimmtheit der Individualität vertilgt werden muss. (Treffliche schon oben erwähnte Bemerkungen über diese Unterdrückung individueller Eigenthümlichkeit sind hier eingewebt. — Die Individualität ist zwar nicht die Persönlichkeit selbst, aber doch ihre Basis und gleichsam ihr Organ. Das mögliche Ideal der Bildung in einem Individuum ist erreicht, wenn es mit einer herzhaften Weltansicht (auf welche Art es nun dazu gelangt sey) und aufgehellter, sicherer Vernunft die entschiedene Ausbildung desjenigen besonderen Talents, derjenigen bestimmten geistigen oder materiellen Anlage ver-

bindet, die in seiner Individualität liegt. Alles andere ist unnütz oder vom Argen.) — Nur werde dann die materielle Beschäftigung nicht bloss atomistisch und mechanisch-zergliedernd, wie bisher, getrieben, noch glaube man mit dieser als der leichteren auch bey den für sie wirklich Geschaffenen den *Anfang* machen zu können. Denn entweder wird die Beschäftigung wirklich leicht gemacht, nämlich durch Oberflächlichkeit: so ist sie Spielerey; oder sie ist kein blosses Hin- und Herfahren an der Oberfläche, sondern ein Eindringen in die innere Natur: so ist es wahrlich leichter, das Geistige, an sich Lebendige, als das scheinbar Todte geistig zu fassen. Denn „die Ideen, die sich *in* den Sachen darstellen, sind es eigentlich, die den Gegenstand des Unterrichts ausmachen, wenn er sich mit Sachen beschäftiget." Erst nachdem an rein geistigen Übungen das geistige Auge erstarkt ist, und zugleich das Talent Zeit gehabt hat, sich zu entscheiden, mag die Theilung vor sich gehen, doch so, dass der Zusammenhang beider Sphären und die organische Einheit aller Bildung dabey nie aus dem Auge verloren werde. Unnöthig ist diese Theilung bey denen, welche nur die nothwendige Menschenbildung erhalten können; nur setze man die letzte nicht als Volksbildung der freyen als Gelehrtenbildung entgegen. Beider Unterschied ist nur der, dass jene sich auf Erweckung der wesentlichen, distinctiven Kräfte des Menschen einschränkt, diese das Ideal der Menschheit, d. h. die allseitige und harmonische Ausbildung aller Anlagen vor Augen hat. Es soll keine Gelehrtenerziehung geben. Jede Berufsbildung ist unfrey; darin hat, ungetreu seinen Grundsätzen, der Humanismus gefehlt, dass er an die Stelle der unbeschränkt und absichtslos geistigen Bildung die absichtliche und beschränkte zum Gelehrten setzte. In einem besonderen Anhang zu dieser Abtheilung spricht der Vf. noch ausführlicher über den hohen Werth des Sprachstudiums und der classischen Philologie. Die Vorbringungen der Modernen werden mit der Gründlichkeit widerlegt, die man nach der bisher gezeigten Denkweise erwarten kann, und sinnreiche Bemerkungen (wie die S. 228 über Studium der alten Sprachen als Surrogat des mathematischen) wechseln mit begeisternden Darstellungen ab, wie die des hohen Sinns der Rede S. 222 ff, welche wir bedauern des Raums wegen nicht ausheben zu können.

Wenn Ideen zunächst durch die Form ihrer Darstellung objectiv werden: so muss auch beym Unterricht eine Rücksicht auf jene genommen werden. Diese Reflexion führt den Vf. auf den Streit über die Urbildlichkeit des classischen Alterthums für alle Zweige unserer Cultur und für alle Arten von Darstellung. Hier wünschten wir bloss einen Hauptbeweis hinweg, den der Vf. für die Wichtigkeit des Alterthums von dem gegenwärtigen Zustande des Geschmacks und der Frevelhaftigkeit der Leserey hernimmt; ein Beweis, der doch nicht für alle Zeiten gültig seyn kann, und der daher vom Vf. wohl nur in der Absicht geführt worden, auch seine Stimme über die Parteyungen in der Literatur abzugeben: doch wäre über das vorausgesetzte Verhältniss der classischen Literatur zu der unsrigen noch manches zu sagen. Bis jetzt war es offenbar mehr ein negatives und einschränkendes, als positives begeisterndes. Eigenthümliche Bildung müsste erst allgemeiner verbreitet seyn, um die wahre Empfindung für das Alterthum voraussetzen zu dürfen. Ist es daher so verwerflich, wenn der Nation die hohle Clafficität mancher Werke nicht mehr genügt, wenn sie wieder auf ihr eigenes, ursprüngliches Wesen zurückzugehen sucht, wie es sie aus den Werken undeutscher Kraft anspricht, an welchen nur glatte Unwissenheit, deren ganze Kenntniss der Vorzeit aus dem gewöhnlichen Geschwätz unserer Compendien abstammt, ekel und vornehmthuend vorübergeht. — Hellenen können wir doch nicht werden; unsere eigenthümliche Farbe müssen wir behalten, wir selbst bleiben. Wem von uns steht Shakespear nicht unendlich hoch über allen Nachahmern oder Nachbildnern griechischer Tragödie? — Herzerfreuend ist des Vfs. Äusserung: uns bleibe für Bildung des Nationalgeschmacks (und wahrlich nicht bloss dieses) noch etwas Anderes zu thun, nämlich die einheimischen Geisteswerke national zu machen. Von Mund zu Mund müsse das Treffliche gehen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden. — Nur werde dazu das wirklich Nationale erwählt, das aus Herz und Geist der Nation Geborne; denn nie, man darf es wohl sagen, nie war das in die Nation übergegangen, ihr Herz und Seele geworden, was nun freylich fast allgemein die Geringschätzung erfährt, von der der Vf. (S. 236) spricht, und im Gegentheil das wirklich Nationale, wie Faust und Ähnliches, ist doch wohl nicht bloss zur *zweyten* Lectüre (S. 236) gekommen. — Werde z. B. das Lied der Nibelungen unser deutscher Homer, das Nationallied, das in den Schulen gelesen, von der Jugend eingesogen, und in Saft und Blut verwandelt das Alter noch begeistere; anders wird es die Nachkommen stählen, als die falsche Kraft oder die schlaffe Tändeley der Dichter aus dem gepriesenen Zeitalter. Nur die durch Wiederberührung des alt-vaterländischen Bodens neugewonnene Originalkraft wird uns auch den positiven Sinn für das Alterthum aufschliessen. Die eigene Gottheit erkennend, werden wir nicht mehr mit den fremden Göttern — *buhlen* (mehr war es doch nicht): kräftiger werden wir, als selbst Kräftige, sie erkennen, die alten Muster nicht auf die blosse Form ansehen, um eine leere, frostige Eleganz von ihnen zu holen, und Griechlein (*Graeculos*) zu bilden, keine Griechen — nicht ihren sogenannten Schönheiten nachjagen, sondern die ewige und untheilbare Schönheit ihrer Werke empfinden, und den verwandten Heldengeist aus ihnen einsaugen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JANUAR, 1809.

PÄDAGOGIK.

Jena, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* in der Theorie des Erziehungs-Unterrichtes unserer Zeit dargestellt von *Friedr. Immanuel Niethammer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In Ansehung der Methode des Unterrichts werden folgende Puncte zur Sprache gebracht. Die empfohlene Erleichterung und Versüfsung des Lernens. — Überhaupt nicht auf die Lust soll man die Arbeit ankommen lassen. Arbeitsamkeit ist eine Tugend des Willens, eine zweyte Natur durch Übung u. s. w. — Unzeitiges Universalisiren des Unterrichts, unter dem Vorwand, den Lehrling gleich zur Übersicht der Gegenstände in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu gewöhnen. — Schwerer ist die Gewöhnung zur Concentration auf Einen Gegenstand, und diese die formelle Hauptaufgabe des Unterrichts: nur zu diffusibel ist ohnediess der Geist. Anhäufung gerade macht zaghaft, wenn der Lehrling in keinem einzelnen Theile rechten Fortgang merkt. Nur gegen den Missbrauch der Vereinzelungsmethode gelten die gewöhnlichen Beweise. — Unzeitiges Systematisiren. — Dieser Zug scheint fast nur dem neuesten Philanthropinismus anzugehören. — Das System ist Product einer vielfach gesteigerten Bildung; traurig, wenn, wie es fast in der Regel geschieht, die zuerst danach greifen, die noch nicht die untersten Stufen zurückgelegt haben; noch trauriger und verkehrter, wenn dieser Missgriff in den öffentlichen Unterricht übergetragen wird. Der Vf. zeigt, dass gerade ein solches Verfahren jene leidige Species leerer Köpfe vermehrt, welche die kläglichste Unwissenheit mit nachgesprochenen unverstandenen Formeln vom Absoluten u. drgl. bedecken, und die durch ihr thörichtes Wesen die Wissenschaft selbst beschimpfen. — Das Allgemeine kann nicht gegeben werden; nicht lernen, nur finden läfst es sich; nur erregen und anleiten kann der Lehrer zum Selbstfinden. — Verkehrte Entwicklung der Geisteskräfte, Streit, was eher und vorzüglicher zu üben, Gedächtniss oder Urtheilskraft. — Beide Methoden für den ganzen Umfang des Unterrichts, ausschliesslich gewählt, wären fehlerhaft. Aber zu früh die schlummernde Kraft wecken, ist verderblicher noch, als die erwachende retardiren. Die sogenannten Verstandesübungen bestehen in einem blossen Voranalysiren, wobey der Lehrling unthätig bleibt, während er bey Gedächtnissaufgaben sich selbst helfen, selbst Methoden erfinden muss. Die beste Übung der Kräfte ist ihre Anwendung, ohne weitere Reflexion auf sie; besondere Urtheilsübungen setzen voraus, es werde sonst nicht geübt. In der natürlichen Stufenfolge der geistigen Thätigkeiten kommt das Analysiren keineswegs zuerst: die erste ist Auffassung des Einzelnen. Diese Anschauung genannt, muss von Anschauung der Anfang gemacht werden, d. h. das Kind muss lernen, ehe es räsonnirt. Aber das Nöthige zuerst, d. h. die geistigen Gegenstände. Übung des Anschauens geistiger Gegenstände ist für die früheste Zeit eben Gedächtnissübung. Auch die Übung des Urtheils muss am Geistigen angefangen werden; gleiche Gründlichkeit an Naturgegenständen überstiege die Fassungskraft des Kindes. Anschauung der Aussenwelt in ästhetischer Rücksicht soll mit den Kunstübungen verbunden werden, die das moderne System mit Recht als einen Theil der freyen Bildung zurückgefodert hat.

Der vierte Abschnitt des Werkes macht die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf die verschiedenen Arten des Erziehungs-Unterrichtes. — Nur kurz berührt hier der Vf. eine wichtige Frage, die sich durch das Vorige aufdrängt. Wenn der künftige äussere Beruf keinen Unterschied macht: soll denn des Lehrlings künftiges Verhältniss zu der Welt überall nicht beachtet werden? Immer bleibt doch die doppelte Seite des Individuums, da es einmal ein Selbstganzes und unabhängig ist, dann aber auch nur ergänzender Theil eines höheren Ganzen, des Universums, der Menschheit, seines Volks. „Wer ermisst denn aber, sagt der Vf., das Verhältniss, welches das Individuum zu dem unübersehbaren Ganzen hat? Wer kann sagen: dazu ist es bestimmt, zu nichts anderem. Läfst sich aber ein so bestimmter Punct nicht finden: so kann auch danach dem Erziehungs-Unterricht keine feste Richtung gegeben werden." Aber Ein bestimmter Punct läfst sich doch angeben: der, dass es Mitglied dieses und keines anderen Volkes seyn soll. Die Frage wegen einer Nationalerziehung konnte hier zur Sprache kommen; über Zulässigkeit oder Denkbarkeit einer solchen hätten wir gern den Vf. gehört. Soll etwa alles auf die oben gefoderte Anhänglichkeit an die National-Literatur gebaut werden, wie Viele in Deutschland jetzt meinen? — Die Hauptarten des Unterrichts sind gegeben, erstens durch die Verschiedenheit der Geschlechter (hiebey eine ausführliche

Abhandlung des weiblichen Erziehungs-Unterrichts), zweytens durch die oben schon bestimmte Artverschiedenheit der Individuen des nämlichen Geschlechts (wobey die bereits vorgekommenen Einschränkungen und näheren Bestimmungen wiederholt werden). Unter den zur freyen Bildung Berufenen aber machen die für Geistesideen zu erziehenden den eigentlichen Stand der *Gelehrten* im höchsten und im weitesten Sinne aus, da auch alle Staatsbeamten dazu gehören. Nicht diese oder jene Kenntniss gefasst zu haben, genügt für diesen Stand; sondern die zusammenhangende Übersicht von dem Systeme des Wissens, und eine universelle Kenntniss des Wissenswürdigsten aller Zeiten. Der Staat, welcher dem Gelehrtenstande diese Universalität erläfst, oder wohl selbst der Bildung desselben die Richtung ausschliessend auf die Brod - oder Berufs - Wissenschaften giebt, verliert früher oder später seine Stelle in dem Rang gebildeter Nationen, und hört auf thätiges Mitglied in dem geistigen Weltreiche zu seyn, worauf der Verlust auch seiner äusseren Selbstständigkeit nothwendig folgt.

Wir schliessen mit einer allgemeinen Bemerkung. — Ein ausgeführtes Ideal des öffentlichen Erziehungs-Unterrichtes hat der Vf. nicht aufstellen wollen. Die Ausführung beschränkt sich auf jene Periode, die rein, und ohne alle andere Absicht, der Entwickelung der Humanität als solcher geweiht ist; die Periode des Schul-, dann des sogenannten Gymnasial-Unterrichts. Auch nicht ein unbedingtes Ideal; dazu hätte noch gar vieles Andere vorher bestimmt werden müssen. Manches kann daher auch bloss bedingungsweise gelten. Der Vf. hat den Zustand einer gegebenen Zeit und Cultur vor Augen gehabt; aber für diesen stellt er auch das Wahre, das einzig Rechte dar. Doch wir glauben unsere Achtung für das verdienstvolle Werk besser durch die theilnehmende, ausführliche Anzeige bewiesen zu haben, als wir es durch jedes Lob könnten, dessen es auch nicht bedarf. Möge es überall die ersprieslichsten Folgen haben! Möge es insbesondere wirken zum Besten des kräftigen, eigenthümlichen Volkes, an dessen Bildung dem Vf. der Einfluss auf öffentliche Erziehung bedeutenden Antheil giebt! Möge diesem Volk, an dem so manche falsche Weisheit, welche die Zeit indess vernichtet hat, glücklich vorübergegangen ist, jetzt, da es in die ihm längst von der Natur bestimmte Stelle unter den Völkerschaften Deutschlands eingetreten ist, die Wohlthat eines öffentlichen Erziehungssystems zu Theil werden, bey dem es nicht die Erfahrungen anderer Völker an sich wiederholen dürfe, das nicht nach irgend einer beschränkten, alten oder neuen Ansicht, sondern nach dem ewigen und alleingültigen Kanon freyer und schöner Humanität gebildet, gleich weit abstehe von dem Düster früherer Zeiten, und dem Dünkel einer halben, ihrem ganzen Wesen nach barbarischen, und darum dorthin zurückführenden, Aufklärung.

S.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Über bürgerliche Erziehung.* Mit Beziehung auf die Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt a. M., von *F. J. Molitor*, Dr. d. Phil. u. Oberlehrer am jüd. Philanthropin in Frankfurt. 1808. 70 S. 8. (8 Gr.)

Mit vieler Klarheit und einer Reife, zu welcher der Vf. aus allen seinen Kräften sichtbarlich schnell hindringt, wird in dieser Schrift zuerst dargelegt, wie der Mensch anfänglich und in der Vollkräftigkeit der Natur sich selbst am lebendigen Beyspiel gebildet und erzogen, dann mit künstlicher Verstrickung schwankend geworden, um geistig erst gleichsam stehen und gehen zu lernen, wie in unserer Zeit diese Versuche zur Kunst am weitesten getrieben, aufs vielfachste ausgebreitet sind, und fast überall schon bis auf den Punct gedrängt, wo sie in ihrer Einseitigkeit sich zerstören müssen, um gleich Puppenhüllen vertrocknend abgestreift zu werden von der durchtreibenden Kraft dessen, was sich unter den Hüllen in der Tiefe bildet, und, wie der Vf. bemerkt, auf eine bisher noch in keiner Geschichte erlebte Weise an Tag kommen wird. Diese Zuversicht bauet der Vf. mit Recht auf den festen Begriff und Durchführung der Einheit und Unzertrennlichkeit des Willens und der Denkkraft: sein Blick ist auf die Vollständigkeit geheftet, welche nicht in den Extremen als solchen liegt, sondern in deren Durchdringung; die Geschichte leitet und lehrt ihn, dass weder die Natur ohne den inneren Reflex, noch dieser ohne jene das rechte sey, also erst die volle Entwickelung geschehen seyn müsse, um mit voller Besonnenheit den Geist des Menschen, so wie seine Bildung, zu begreifen. „Sie wird kommen, die neue Zeit, (sagt der Vf.) und neues Leben wird wieder erwachen. Ein Leben, das nicht, so wie das alte, aus dem blossen Naturgefühl und Vernunftinstinct sich bilden wird, und darum vergänglich war: sondern das aus der klaren lebendigen Selbstanschauung des Geistes in seiner Fülle und absoluten Wesenheit hervorgehen wird, und desshalb fest und unzerstörbar seyn muss." Dieses selbstbewusste Leben vorzubereiten und herbey zu führen, ist Aufgabe der Erziehung, welche aber auf festem Grund und Boden pflanzen soll, der jetzt nirgends ist. Also ist die Aufgabe noch grösser: auch der Grund und Boden soll nebst der Beflanzung sicher gestellt werden; es kommt auf eine Erziehung an, die von Natur aus menschlich durch alle Verwickelungen der Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens zuverlässig führt zu dem wohlerkannten Ziel, das in seinem Wesen mit jener ursprünglichen Natur übereinstimmen muss. Dergleichen und andere, (meistens wohlerwogene) Gedanken zu äussern veranlasste den Vf. die baldigst vorzunehmende Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt. Mit vieler und, wie wir bestimmt wissen, recht wohlthätiger Liebe nimmt er sich der hebräischen Jugend an, und möchte, wie nach der fürstlichen Verordnung das bürgerliche Gewerb auch *deren* Bestimmung seyn soll, sie gleichfalls eine bürgerliche Erziehung durchaus geniessen lassen. Erer-

wartet vieles von der Bildung eines so charaktervollen Volkes, das selbst unter den unglücklichsten Verhältnissen so viele Zeichen von Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Genialität blicken lasse, und so viel Eifer zu lernen habe u. s. w. Unsere Erwartungen von den Hebräern sind allerdings nicht so hoch gespannt: ihre, so wie aller Syrer, Geschichte hat gelehrt, jene gerühmte Lebhaftigkeit sey mehr sinnliche Unruhe und sich zuletzt allerwärts verrathende Begierde, eine charakteristische, im Princip ihres Wesens und nicht bloss in Druck und Unglück geborene und gepflegte Habsucht, welche zwar eine oft wunderbar schnelle Bildung zuläst und befördert, aber schwerlich je in die Ruhe und das heitere Leben der Besonnenheit übergehen dürfte. Deswegen stimmen wir mit dem Vf. allerdings dahin überein, der hebräischen Jugend mit der christlichen gemeinschaftliche Erziehung angedeihen zu lassen, da in der That zu erwarten ist, dass bey rechter und verständiger Bildung viele bürgerliche Gewerbe in ihrer Hand am besten gedeihen werden; aber wir möchten es vorerst auch bey dieser Hoffnung lassen, und nichts weiteres verlangen: denn wir sind versichert, auch die bestens gebildete hebräische Jugend verlangt, wenn man sie nicht, wie bey Juden so leicht geschieht, vereitelt, sonst weiter nichts. Was die Begehrungen derjenigen aus diesem Geschlechte betrifft, welche schon ohne geordnete bürgerliche Erziehung bisher in den Strudel von Bildung und Missbildung des Zeitalters hineingerissen wurden: so glauben wir, dass sie von solcher Art sind, welcher man eben durch eine baldige Verbesserung des jüdischen Schulwesens allein entgegenwirken kann. — Wie nun diese Schulverfassung selbst zu treffen und mit der Localität in nutzbare Übereinstimmung zu bringen sey, sucht der Vf. ferner darzulegen, ohne hiedurch den Rathschlüssen vorzugreifen, welche höheres Orts diese Angelegenheit leiten sollen. Solche Bescheidenheit muss eben veranlassen, dass man demjenigen, was ein in dergleichen Geschäften schon Geübter anräth, desto freundlicher das Ohr leihet, und es ist in der That zu wünschen, dass so wohlgemeinte und verständige Worte nirgends überhört werden. Die Elementarbildung, aus welcher der Beruf sich allmählich entwickeln und zuletzt in eigenthümlicher Gestalt festsetzen soll, ist der besondere Gegenstand dieser Schrift, und wir können sagen, wohl durchgeführt; zugleich sehr merkwürdig, weil hier des Vfs. Ansichten mit denen von *Pestalozzi* in einem Punct zusammentreffen, der uns noch lange nicht hinlänglich erwogen zu seyn scheint — in der verständigen Erweckung der innerlichen Selbstthätigkeit eines jeden Menschen, so wie in der Bekräftigung dieser Selbstthätigkeit, dass nicht alles ein blosses Schwanken und Flattern sey. Gerade dieser Punct ist es, an dem sich zeigen wird, dass die Absicht und das Ziel *Pestalozzi's* (wenn er es gleich selbst lange noch nicht erreichen wird) ganz jene grosse sokratische ist, und zwar nicht auf Athen eingeschränkt und auf das Bürgerthum, als das Höchste, sondern vom Anfang her weckend und hinführend zu besonnenem Gebrauch aller Glieder für die sich selbst klar werdende Seele, und somit zu voller Kraft und Kunst des Menschen, wozu das bürgerliche Leben sich verhalten dürfte, wie die Tasten oder Saiten eines Instruments zu dessen virtuosem Gebrauch. Solche Kunst — die eigentliche Absicht dieser gründlichen Erziehungslehre — wird das bürgerliche Leben zu ersten Anfangsgründen haben, und gebrauchen zu höheren Zwecken, wie der Musiker jene Tasten und Saiten gebraucht. Diese Kunst wird, wie der Vf. ebenfalls bemerkt, auf der höchsten Stufe ihrer Vollendung wieder zur Natur, aber zur völlig begriffenen und verklärten zurückkehren; sie wird bewirken, dass die Naturnothwendigkeit zugleich eine innere lebendige Freyheit sey. Dass die *Pestalozzi*'sche Methode jetzt erst in ihren Elementen dargestellt sey, und ihre eigenthümliche Tiefe sich noch lange nicht zur Sichtbarkeit entwickelt habe, erweiset der Vf. mit wohlerwogenen Gründen; auch wie gefährlich und geisttödtend hier jeder Abweg werden könne; ja wir möchten hinzusetzen, dass, je schärfer sich diese Methode durchführen wird, um so mehr unnützes als übertriebenes ausfallen muss, und viele, auch besser gerathende, nothwendig bloss zu bildsamen und gewandten Gliedern werden, aber zu desto wesentlicherem Gebrauch derjenigen, denen das Innere ganz aufgeschlossen wird. — Am meisten gilt dem Vf., und mit Recht, die individuelle Entwickelung — was ist auch diejenige, die diess nicht wäre? aber gerade diess ist der Stein des Anstosses, woran die bisherigen Erziehungsversuche mit einander gescheitert sind, der sich aber durch die tiefer entwickelte *Pestalozzi*'sche Methode wohl heben liesse, wenn nur ihre Kunstübungen für jedes Glied des lebendigen Menschen consequent bis ins Einzelne durchgeführt werden, wodurch für jedweden Beruf gleichsam der Kern und Anlagerungspunct schon gegeben wäre. Durch die gangbaren Erziehungsmethoden wird Vielseitigkeit beabsichtiget; und so konnte es nicht mehr zur vollständigen Einseitigkeit kommen, welche eben bey voller Entwickelung des Individuums sich selbst erkennend ein brauchbares Glied des Ganzen ist. Die *Rousseau*'sche Erziehung war mehr auf kynisches Erstarken und Sammeln des Gemüths in sich berechnet; sie trat, statt den Gebrauch des bürgerlichen Lebens zu lehren, dasselbe ganz zu Boden, und hat der Kraft der Selbstheit alles Objective geopfert; eine andere neuerlich verkündigte Erziehungsweise, diese Einsamkeit des Subjectiven fühlend, will die Phantasie erwecken, dass sie ihres Reichthums und ihrer schöpferischen Gewalt bewusst werde, um recht begierig wieder im Objectiven zu leben. Über alle diese Methoden scheint uns *Pestalozzi* erhaben, den eigentlichen objectiven Punct eines jeden Dinges mit der vollen Menschenkraft zu fassen; und alles kommt nur darauf an, eben so festes Blicks in die Subjectivität zu schauen, und in sich selbst gar kein Hinderniss des freyen Lebens und Bewegens mehr zu finden. Diess wäre die Erzie-

hung zum tüchtigen und in der That gewaltigen Verstand.

Die letzte Hälfte der Schrift beschäftiget sich mit Gedanken über den Elementar- und Special-Unterricht, in letzterem vorzüglich über die Bildung zu Handwerken, Handels- und Manufactur-Stand. Wir zeichnen hier nur die wichtige Stelle S. 33 ff. aus über das tiefgreifende Verderbniss der Jugend in dieser Zeit; dann über die Unzulänglichkeit der beliebten moralischen Manier, über die Selbstvernichtung der Mechanik, womit Menschen und Völker gezähmt werden sollen; endlich über den kleinlichen Abschluss der Zöglinge von allem Schädlichen und Verderblichen, dessen doch die Welt voll zu seyn geglaubt wird. Was soll in solcher Heillosigkeit anders helfen, das Gesunde annoch schützen und bewahren, denn allein die Wissenschaft? Aber, fragt der Vf., soll diess bey der Volksbildung etwa gelehrte Manier bedeuten? Keineswegs, vielmehr allein die Zuversicht und unerschütterliche Gewissheit in allem, was ergriffen wird; das feste Erkennen dessen, was dem Individuum geziemt, und wozu eines Jeden Kraft hinreicht, und wessen man sich *nicht* vermessen dürfe — somit auch der unmittelbare und leichte Übergang aus der Schule zum Leben. — Die Angabe der besonderen Theile des Unterrichts übergehen wir, weil wir wünschen, dass gerade hier der Vf. noch einmal mit sich selbst zu Rathe gehen möge, um die Entwickelung und den Zusammenhang des Unterrichts wahrhaft genetisch in seiner ganzen Nothwendigkeit zu fassen, auch solche Äusserungen zu unterdrücken, wie die, dass die Ethik bey allem angebracht werden müsse, nicht aber für sich selbst gelehrt, was doch um der sittlichen Stärke unerläslich ist, da es bey solcher Lehre nicht darauf ankommt, Pflichten zu predigen und einzuschärfen, sondern vom zartesten Alter an die Nothwendigkeit des sittlichen Lebens allmählich bis zu voller Klarheit erkennen zu lassen. Die heilige Flamme thut dem erstarkten Auge wohl, und leuchtet kräftiger in der Finsterniss, als wenn man durch die Farbengläser des mannichfaltigen technischen, historischen u. dgl. Unterrichts stets gelüstet nach dem Schimmer, und stets in der Dämmerung tappt. Erkennt ja doch der Vf. selbst S. 64: das Sittliche in seiner tieferen Bedeutung sey das Band und die Beseligung des Lebens; in ihm allein gehe alles lebendig auf. Wir wissen wohl, dass es im Vf. vielleicht nur die heilige Scheu ist, welche jenes Hehre und Hohe überall noch durch den Schleyer sieht; aber es ist auch keine Frechheit, womit wir es erfasst wünschen, sondern freyer Muth. Bey Durchlesung des letzten Abschnitts *über weibliche Bildung* hat sich der bey aller Erziehung nie zu verabsäumende Gedanke am meisten aufgedrungen, dass nämlich, was *da* ist, bewahrt und gestärkt werden müsse, und nicht eitlerweise Neues hinzugefügt, welches doch an *der* Stelle nicht gewachsen ist: so muss der Mann im öffentlichen Leben erstarken, das Weib im häuslichen. Diess zu bewirken lasset nur der Natur ihre *volle* Entwickelung — sie wird sich nicht verleugnen, und ihr habt nicht nöthig, jeden Unterrichtszweig männlich oder weiblich zuzuschneiden. Diese Brennpuncte des ganzen Menschen sind so mächtig, dass sie ohnehin alles ihnen nahe kommende in ihre Natur umwandeln, und so dem Erzieher die Mühe ersparen, die der Vf. ihm ohne Noth zumuthet. So z. B. würden natürliche und kräftige Frauen mit einer besonders für sie zugeschnittenen Geschichte des weiblichen Geschlechts eben nicht ganz zufrieden seyn; so bestimmt sie andererseits bey freyerer Durchwanderung der Geschichte fühlen würden, was ihnen geziemt und ihre Schultern tragen mögen u. dgl. m.

Durch diese Schrift hat Hr. *M.* bewiesen, dass jene unselige Neigung zum Formalismus, deren wir ihn ehemals (bey Beurtheilung der Dynamik der Geschichte) bezüchtiget haben, durch Kraft und freye Bewegung des Geistes zu besiegen ist, und gerade von ihm eine tiefe und gründliche Ansicht dessen, was die neue Bildung fodert, am meisten aber ausdauernde Liebe für die kindliche Welt und ihr Wohl, immer zu erwarten ist.

K. I. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Giessen*, b. Tasché u. Müller: *Entwurf zur Anlegung einer Bade- und Baderettungs-Anstalt für Städte an Flüssen, vorzüglich Universitätsstädte dieser Art.* Von *D. J. F. S. Posewitz*, Prof. auf der Ludwigsuniversität. 1804. 30 S. 8. (3 Gr.) Nicht oft genug können Policeyvorsteher auf die Nothwendigkeit der Rettungsanstalten für Ertrunkene an Orten, wo täglich eine Überfahrt auf grossen Flüssen geschieht, in Gegenden, die oft einer Überschwemmung ausgesetzt sind, besonders aber in der Nähe bestimmter Badeplätze, aufmerksam gemacht werden. Nachahmungswürdig ist es daher, was der Vf. hier zur Empfehlung des Vereins einer solchen Anstalt mit einem Badeinstitute sagt. Sollten sich nicht Mehrere entschliessen, das letztere zu benutzen, wenn sie wissen, dass in der Nähe für gute Einrichtung des ersteren gesorgt worden ist? Der Vf. wünscht, dass eine Rettungsanstalt in der Wohnung eines Bleichers oder Müllers an der Lahn angelegt werde. Einen solchen Mann betrachtet er als Unteraufseher, einen Physicus aber als Oberaufseher. Auf den Badeplätzen aber, die von dem ersten untersucht und abgesteckt werden müssen, soll, nach dem Wunsche des Vfs., Niemand schwimmen. Ausser einem Nachen, Stangen, Stricken, stumpfen Haken, die immer an den Badeplätzen bereit liegen müssen, nennt der Vf. mehrere nützliche Instrumente und Arzneymittel, die stets in den erwähnten Wohnungen vorräthig seyn sollten. Ist es aber nicht nöthig, dass verschiedene Geräthschaften, z. B. eine von Blech gemachte und überfirnisste Badewanne, wenigstens doppelt angeschafft, dass die dabey nöthigen Arzneymittel von dem Oberaufseher oft untersucht, und, wenn sie verdorben seyn sollten, durch neue ersetzt werden? — —

E—a.

Technologie. *Amsterdam: Neuentdeckte Tabacksrecepte oder Anweisung, alle Sorten Rauch- und Schnupf-Taback auf holländische Art zu fabriciren, die Saucen dazu zu verfertigen, und deutsche Blätter gleich den virginischen zu ziehen. Von einem Holländer.* 70 S. 8. (8 Gr.) So oft auch diese Bogen aufs Neue aufgewärmt wieder erscheinen mögen: so ist doch Rec. bey ihrer Durchblätterung auf manches nicht ganz unzweckmässige Recept, sowohl zu Rauch- als Schnupf-Taback, gestossen. Der Tabacksfabricant wird die besten davon leicht herauszufinden wissen.

x†y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet, nebst der Hauptlandespragmatik über die Dienstverhältnisse der Staatsdiener im Königreiche Bayern*, mit erläuternden Anmerkungen von *Nicolaus Thaddäus Günner*. 1808. XXIV, 300 u. XLVI S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Staatsdienst ist sowohl wegen seiner Wichtigkeit für das Wohl der Staaten und für die Zufriedenheit des grofsen Publicums, als auch für das Glück eines sehr grofsen Theils der gebildetsten Menschenclasse, welche sich demselben widmet, ein äusserst interessanter Gegenstand. Zugleich gehört er zu denjenigen Dingen, über welche die gemeine Ansicht höchst schief ist. Die grosse Mehrzahl, selbst derer, die sich demselben widmen, betrachtet ihn als eine Pfründe. Die Gröfse und Sicherheit der Vortheile, die mit ihm verbunden sind, bestimmen seinen Werth. Die Arbeit, die Verantwortlichkeit und die Gefahren, welche er mit sich führt, geben die Schattenseite ab. Dieses zeigt sich nicht nur bey der Bewerbung, sondern leider auch bey der Betreibung desselben nur zu oft. Die Anschläge von den Emolumenten sind das erste, wonach der Bewerber fragt. An eine Prüfung der eigenen Kräfte, und ob sie hinreichen, um den Geschäften vorzustehen, wird selten gedacht, es sey denn, dafs man noch einem Examen unterworfen wäre. Während des Dienstes wird mit der gröfsten Sorgfalt über jedes *commodum* gewacht, jede nichts eintragende Arbeit aber gern abgewiesen oder abgekürzt, und das ganze Bestreben selbst solcher Diener, welche man gut nennt, ist nur darauf gerichtet, dafs die Sache ihren Fortgang habe. Der richtigere edlere Gesichtspunct, nach welchem die Sache ganz anders erscheint, wird von wenigen eingesehen, von noch wenigern mit der Liebe umfafst, welche für das gemeine Wesen so wohlthätig, für das Glück des Menschen selbst so unendlich wichtig ist. Schriften, welche dahin arbeiten, diesen richtigeren Gesichtspunct mehr zu verbreiten, haben daher ein grofses Verdienst. Ein Gleiches kann man auch in einer anderen Hinsicht von solchen Schriften sagen, die etwas dazu beytragen, um das, was in den Verhältnissen der Dienerschaft schwankend und unbestimmt ist, mehr zu befestigen. Nur dürfen sie es nicht übertreiben, und etwas unerschütterlich fest machen wollen, was seiner Natur nach ewig schwankend seyn wird. Wir haben auch an guten Schriften dieser Art keinen Überfluss. Die meisten betrachten diesen höchst vielseitigen Gegenstand viel zu einseitig. Was sich von einigen Gattungen der Staatsdienste sagen läfst, wird mit zu grofser Allgemeinheit auf alle angewandt. Dieses ist schwer zu vermeiden, besonders wenn Diener selbst über den Dienst schreiben. Ihnen schwebt die Gattung des Dienstes, den sie treiben, und seine Eigenheiten zu lebhaft vor. Noch mehr aber hat fast allen Schriften über den Staatsdienst geschadet, dafs sie gröfstentheils alle einer einzigen Frage, nämlich der: ob ein Staatsdiener ohne Urtheil und Recht entlassen werden könne, zunächst ihre Enstehung verdanken. Sie sind daher mehr Deductionen als freye Untersuchungen, um so weniger befriedigend, weil man eine Frage, welche in das höhere Gebiet der Staatswissenschaften gehört, zu einer reinen Rechtsfrage machte, und den einzelnen Fall, welcher sie in Anregung brachte, vor ein Tribunal zog, das im edlen Eifer für das Recht und für das Eigenthum, seine Befugnisse überschritt. Der Vf. unserer Schrift hat dieses alles gefühlt, und dem Mangel in unserer Literatur durch seine Schrift abhelfen wollen. Allein Rec. mufs im Voraus erklären, dafs die Schrift bey allem Guten, das sich darin findet, weder seinen Wünschen noch seinen Erwartungen entsprochen hat. Die Grundlage des Ganzen ist zu künstlich, zu wenig dem wahren Wesen des Gegenstandes angemessen, die ganze Ansicht des Dienstes viel zu illiberal, viel zu engherzig, die Ausführung zu arm an Geist und Leben, und die Darstellung zu wenig geschmackvoll. Es ist oft mehr eine Streitschrift gegen frühere Schriftsteller, mit höchst unangenehmer wörtlicher Einrückung langer Stellen aus ihren bekannten Schriften in den Text, als ein freyes unabhängiges Geisteswerk. Auch gereicht es einer Schrift, welche, nach der vom 6 Dec. 1807 unterschriebenen Vorrede, ein Werk der neuesten Musse ihres Vfs. ist, und die sowohl durch die bedeutenden Worte *non omnis moriar*, auf dem Titel, als durch ihren ganzen Ton verräth, dafs sie etwas nicht ganz gewöhnliches seyn soll, wenig zur Ehre, dafs sie auch nicht die mindeste Spur einer Bekanntschaft mit den Ideen der neueren Zeit über den Staat und dessen Verwaltung, namentlich über die bisher gangbare und von dem Vf. in ihrem ganzen Umfang angenommene Vorstellung, dafs der Staat eine grofse Maschine und das ganze Regierungs- und Dienst-Wesen ein Maschinen- und Uhr-Werk sey, an sich

trägt. Ja selbst die neuesten höchst geistreichen Schriften über den Staatsdienst von Männern, die nicht zu den eingebildeten Stubengelehrten, sondern zu den solidesten Geschäftsmännern gehören, nämlich die bekannten gehaltvollen *Scheffnerschen* Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst, und die *Rehbergische* an trefflichen Ansichten so reiche Schrift über die Staatsverwaltung deutscher Länder scheinen dem Vf. nicht einmal bekannt gewesen zu seyn. Rec., welcher nicht gern das rügt, was nicht da ist, sondern sich an das hält, was ein Schriftsteller giebt, glaubt doch bey einer Schrift, die sich so ankündigt, wie diese, und welche gleichsam die Acten über diese Materie schliessen zu wollen scheint, eine Ausnahme machen zu müssen.

Das Buch selbst zerfällt in zwey Theile. Der erste hat es mit dem Grunde und der Natur der Staatsdienste zu thun; der zweyte mit den Rechtsverhältnissen der Staatsdienste.

Ohne mit dem Vf. über einzelne Worte, z. B. über das Wort *dienen*, welches ganz etwas anderes sagt, als *Arbeit leisten*, und über einzelne Sätze zu rechten, kann Rec. doch nicht unbemerkt lassen, dass die Ansicht, nach welcher der Regent nicht als der erste Staatsbeamte, sondern als der Staat selbst zu betrachten sey, mit den aus diesem Satze hergeleiteten Folgerungen, erheblichen Einschränkungen unterworfen sey. Der Staat ist ein Abstractum, im Wesen wie in der Form sehr oft höchst verschieden. Der Regent — bald eine moralische bald eine physische Person — ist wesentlich vom Staate verschieden, und ist, insofern er den Zweck, zu welchem die Gesellschaft zusammengetreten ist, zu befördern und die einzelnen Glieder dazu anzuhalten hat, dass sie das, was ihnen zukommt ins Werk setzen, ein Diener des Staats, nämlich des Abstracti, nicht, wie nur Thoren glauben konnten, der einzelnen Mitglieder. Diese Beförderung und Leitung zu den Zwecken fodert, sobald der Staat aus seiner Rohheit hervorgeht, eine Masse von Kenntnissen, führt eine Menge von Geschäften herbey, macht selbst bald hie und da die physische Gegenwart und die Anwendung physischer Kraft nothwendig, so dass die Kräfte einer Person, selbst einer, aus mehreren physischen Personen zusammengesetzten moralischen Person, nicht füglich hinreichen. Die Klugheit, das kömmt noch hinzu, räth nicht, dass *eine* Person, selbst wenn sie dazu Kräfte genug hätte, alles thue. Dieses macht Gehülfen des Regenten nützlich, nothwendig. Diese Gehülfen sind die eigentlichen Staatsdiener. Sie thun, berechtigt durch den Regenten, was nach den Grundbegriffen der Regent selbst thun sollte. Will man sie nicht die einzigen Staatsdiener seyn lassen: so sind sie doch die *eigentlichen*, die *wesentlichen*. Je unentbehrlicher ihre Wirksamkeit dem gemeinen Wesen ist, je mehr sie den Regenten unmittelbar vertreten, und je weniger ihre Thätigkeit von dem Willen anderer Diener abhängt, kurz je grösser ihr Antheil an dem ganzen Regierungswerk ist: desto edler, desto höher sind sie. Nach dieser Ansicht gehören die Hofdienste nicht zu den eigentlichen Staatsdiensten, — das ganze Hofwesen ist ja etwas Zufälliges im Staate — noch weniger die Dienste derer, welche der physischen Person des Regenten dienen, wenn gleich der Dienst der ersten in monarchischen Staaten nützlich, und der der letzten nothwendig seyn mag. Es ist auch nicht, wie der Vf. glaubt, zu fürchten, dass, wenn man das fürstliche Gesinde nicht zu Staatsdienern macht, dadurch alle Anhänglichkeit an den Regenten und an den Staat, und alles Ehrgefühl erstickt werde. Die Erfahrung lehrt nämlich ganz in der Übereinstimmung mit der Natur der Sache, dass bey dieser Classe von Menschen die Anhänglichkeit an die Person weit mehr, ja alles ausmacht, dass hingegen leider! bey weitem die meisten von ihnen, wie von dem grossen — nicht bloss geringen Publicum überhaupt, sich gegen den Staat und gegen alles, was das gemeine Wesen betrifft, weit mehr erlauben als gegen Privatpersonen. Es wäre daher vielleicht zu wünschen, dass manche Geschäfte, welche jetzt von Personen, die wirklich vom Staate angestellt sind, verrichtet werden, und bey welchen die gemeine Ehrlichkeit die Hauptsache ist, von solchen Personen, welche im Dienste von Privatpersonen stehen, verrichtet würden. Wie mancher, der als Privatschreiber und in einem Privathause seinem Herrn keinen Groschen veruntreute, handelt als Controlleur, Thorschreiber oder in der Hofküche u. s. w. ganz anders! Auch kann die Nützlichkeit der Dienstleistung die Sache nicht bestimmen. Eben so wenig gehören Ärzte, Notarien, Advocaten, welche vom Staate approbirt sind, zu den Staatsdienern. Sie sind nur gestempelte Leute, damit das Publicum nicht durch ungestempelte hintergangen werde. Wie weit würde dieses auch nicht führen! Auch der Schornsteinfeger, ja so mancher Krämer, Musikant u. s. w. ist ja vom Staat eben so gut als der Arzt approbirt. Producirende Gelehrte ohne alle Function, denen der Staat eine Pension giebt, sind hingegen eben so wenig Staatsdiener, als Fabricanten und andere Gewerbetreibende Bürger, denen der Staat zu ihrer Aufmunterung, zu ihrem besseren Fortkommen, eine Unterstützung an Gelde oder an Materialien, oder auch durch Freyheiten angedeihen lässt. Und was auch der Vf. §. 12 mit vielem Pomp darüber sagt: so ist es doch eben so problematisch, ob der Staat wohlthut, wenn er an dergleichen Gelehrte viel wendet, als wenn er Gewerbe, welche sich nicht selbst halten können, unterstützt. Herbeyschaffung des Apparats für einige wenige Zweige des menschlichen Wissens z. B. Astronomie und öffentliche Bibliotheken an Orten, wo gelehrte Männer in Function stehen, dürfte hinreichend seyn.

Nächst diesem kann sich Rec. von der Verbindlichkeit der Unterthanen zu Staatsdiensten, wie sie der Vf. festsetzt, nicht überzeugen, und das ganze Gebäude scheint ihm so wenig haltbar als scharfsinnig zu seyn.

Staatsdienste, sagt der Vf., sind ein Bedürfniss des Staats. Der Regent ist nun befugt, aus den vereinigten Staatskräften alle Staatsbedürfnisse zu befriedigen, mithin kann er auch die Leistung der nöthi-

gen Dienste von den Unterthanen als Staatsverbindlichkeit fodern, ohne sich um ihre Einwilligung zu bekümmern, und ohne sich bey den Diensten, eben so wenig als bey der Entrichtung der Steuern, gegen seine Unterthanen in einen Contrahenten zu verwandeln. Die Staatsdienste stehen mithin unter den Gesetzen der Finanzwissenschaft. Dieses sey, meint der Vf., um so weniger zu bezweifeln, weil Steuern, als eine Geldabgabe, nur als Surrogat der Arbeit und Producte anzusehen seyen, mithin sich das Gebiet der Finanzwissenschaft auch auf das erstrecke, was durch das Geld am Staatsbedarf repräsentirt werde. Überdiess sey dieses Surrogat nicht der Art, dass dadurch der vorhandene Naturalfonds von aller Verpflichtung, für die Naturalbedürfnisse des Staats zu haften, gleichsam losgekauft werde, sondern es diene nur zur Erleichterung. Für die gemeinen Dienste bildeten die gemeinen Naturkräfte diesen Fonds, für besondere Dienste die besonderen Kräfte der damit begabten Unterthanen, und der gemeine Fonds sey denselben nur zu einer Entschädigung verbunden. Der Haupteinwurf, dass die Staatsämter jetzt nur von Männern mit besonderen Qualitäten verwaltet werden könnten, mithin dieselben keine gemeinschaftliche Last aller Staatsbürger seyn könnten, hebe sich dadurch, dass der gemeine Soldatendienst, der unbestritten eine allgemeine Staatslast sey, doch auch nicht von allen geleistet werden könne. Denn weder Weiber noch Greise taugen dazu. Ohnehin liege bey diesem Einwurf eine falsche Ansicht über das Verhältniss, in welchem die speciellen Fonds zu dem allgemeinen Fonds für Befriedigung der Staatsbedürfnisse ständen, zum Grunde. Denn jeder specielle Fonds sey nur als ein Theil des allgemeinen Fonds zu betrachten, auf den alle Staatsbedürfnisse radicirt seyen, und welcher nicht nur die allen Bürgern gleich zukommenden Kräfte unter sich begreife, sondern auch die besonderen Kräfte. Wenn sich daher der Staat zur Deckung eines besonderen Bedarfs an die besonderen Kräfte der Bürger, an einen speciellen Fonds, halte: so halte er sich immer nur an den gesammten Nationalfonds.

Ohne hier die ganze gezwungene und höchst illiberale Ansicht, die edelsten Kräfte des menschlichen Geistes und Willens in Eine Classe mit den gemeinsten äussern Gütern zu setzen, und ohne weiter darzuthun, dass die Begriffe des Vfs. von der Finanzgewalt einen höchst absolut beherrschten Staat voraussetzen, und zu einem Despotismus führen, welcher, wenn es ja möglich wäre, nach diesen Grundsätzen wirklich zu verfahren und sie aus der Schulstube in das wirkliche Leben zu übertragen, in den Bürgern bald allen besseren Sinn und alle Lust an eigener freyer Ausbildung unterdrücken würde, und ohne das offenbar Irrige in der Angabe des Verhältnisses der besonderen Fonds zu dem allgemeinen weiter zu entwickeln: will Rec. nur bemerken, dass selbst aus den Behauptungen des Vfs. das nicht folge, was er daraus herleitet.

Die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit und der Finanzwissenschaft lehren, dass man bey Foderungen von Leistungen für den Staat die Gleichheit so wenig als möglich verletze, nicht von dem Einen nur einen Theil seiner Früchte, von dem Anderen alle, und von dem Dritten sogar sein Capital selbst fodere. Ist dieses: so folgt, dass immer ein Fall der Nothwendigkeit vorhanden seyn müsse, wenn der Eine mehr als der Andere herzugeben gezwungen werden soll. Dieses auf den Staatsdienst angewandt, kann der Unterthan nur dann zur Übernahme eines Staatsdienstes verbunden seyn, wenn gegen das, was alle, und was der Staat als solcher leisten kann, d. h. gegen Geld, Ehre, Rang, Titel, solche Dienste nicht mehr zu haben sind. Dieser Nothfall muss also nicht nur abgewartet, sondern er muss auch, wie jeder andere Nothfall, der die Anwendung ausserordentlicher Maassregeln herbeyführt, durch weise Vorkehrungen vermieden werden; und er wird gewiss in tausend Fällen allein dadurch vermieden werden können, wenn man die Gegenleistungen des Staats für besondere Dienste in ein richtiges Verhältniss mit den Aufopferungen setzt, welche der Dienst erfodert. Dieses und mehr noch hat die Erfahrung gelehrt. Denn selten fehlt es an einem fähigen Diener bey einer eröffneten Stelle. Auch stimmt dieses ganz mit demjenigen überein, was wir bey anderen speciellen Fonds sehen, und was die ewige Gerechtigkeit lehrt. Ein Special-Fonds, z. B. der Schulfonds, um des Vfs. Beyspiel beyzubehalten — welches übrigens S. 64 ganz schief gestellt ist; denn davon, dass aus dem allgemeinen Fonds etwas für einen Special-Fonds gewonnen werde, wenn dieser nicht zureicht, ist nicht die Rede, sondern ob und wenn ein Special-Fonds zu dem allgemeinen gezogen werden könne — wird in Staaten, wo specielle Fonds statuirt werden, und wo Gerechtigkeit gilt, nicht eher angegriffen werden, als bis der allgemeine Fonds, und alle allgemeinen Hülfsquellen ganz erschöpft sind. Darf der Staat, um ein anderes Beyspiel zu wählen, der in einer Stadt ein Haus haben muss, gegen irgend einen Besitzer Zwang ausüben und ihm sein Haus nehmen, so lange sich Jemand findet, der das Seinige, welches den Zwecken des Staats ganz gut entspricht, zu einem nicht unbilligen Preise anbietet? Erwiedert man, dieses sey bloss Klugheit, und Billigkeit, nicht strenges Recht: so will Rec. gerne schweigen; aber man darf dann auch vor nichts in der Welt erschrecken, was man zu einem Rechte des Staats macht. Der Zwang zum Soldatendienst kann auch nicht mit Grund für des Vfs. Meinung angeführt werden. Denn erstlich sieht die Verbindlichkeit zum Soldatendienst in einem Vernunftstaate, von welchem der Vf. redet, gar so nicht aus, als in unseren Conscriptions-Verordnungen. Ist der Staat, seine ganze Existenz, — so spricht der Codex eines, nach den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit gebildeten, allgemeinen Staatsrechts — von Feinden bedrohet: so muss alles zur Abwendung der gemeinsamen Gefahr mitwirken. Wer fechten kann, muss fechten, auch wenn er nicht fünf Schuh hat. Wer das nicht kann, muss die Fechtenden zu Hause vertreten, die Wirthschaft, den

Ackerbau besorgen, die Lebensmittel herbeyführen, die Kranken pflegen. Ist dieses jetzt nicht mehr anzuwenden, machen die, zum Glück oder zum Unglück der Menschheit verfeinerten politischen Verhältnisse, und andere Umstände hier eine Änderung nothwendig, und einen Zwang gegen Einzelne unvermeidlich: so ist das ein Übel, welches doch nicht ohne Noth weiter ausgedehnt, und für einen ganz anderen Fall zur Folge gezogen werden darf. Überdiess ist für den gemeinen Soldaten physische Kraft die einzige nothwendige Eigenschaft, alles Übrige findet sich und muss sich finden. Es ist eine schöne, aber nicht nothwendige Zugabe. Sein Loos, sowohl in Ansehung dessen, was er zu wagen hat, als auch wegen der geringen Löhnung, ist und muss bey der Grösse unserer Heere von einer solchen Beschaffenheit seyn, dass dadurch nicht so viele gereizt werden können, als der Staat bedarf. Dieser übernimmt übrigens die ganze technische Ausbildung, fodert nur einen kleinen Theil des Lebens für den Dienst, und gestattet jedem Individuo obendrein, einen Anderen für sich zu stellen. Wie ganz anders ist alles dieses bey den übrigen Staatsdiensten! — und man frage doch die Cäsaren aller Jahrhunderte, ob sie einen Einzigen zum Soldatendienst zwingen würden, wenn man ihnen die Versicherung geben könnte, dass sich für einen gleichen, ja selbst für einen etwas erhöheten Aufwand, jederzeit so viele Freywillige finden würden, als die Noth und die Durchsetzung ihrer Plane erfodert? Und dieses, was die Noth erfodert, sollte man ausdehnen, man sollte bloss einer Theorie zur Liebe den ersten Grundsatz verkennen, dass der Mensch durch Eintritt in den Staat von seinen natürlichen Rechten und Freyheiten so wenig habe aufopfern wollen, als nur möglich ist? Auch ist bey dieser Ansicht gar nicht nothwendig, dass der Staat nur den nimmt, der das Amt *sucht*, wie der Vf. S. 70 zu glauben scheint. Nein, immerhin mag der Staat *den Mann* für das Amt *suchen*; aber wenn er ihn gefunden hat, so soll er es seinem freyen Willen überlassen, ob er der Auffoderung folgen will oder nicht. Auch mag er ihm die Bürgerpflicht vorhalten, aber alles ohne Zwang, ohne drohende Winke, und es lediglich dem Gewissen des Aufgefoderten anheimstellen.

Nach dieser Entwickelung folgt denn einigermassen von selbst, dass Rec. auch darin mit dem Vf. nicht übereinstimmt, dass der Staatsdienst nicht auf einem Vertrage beruhe. Alle Gründe, welche der Vf. aus seiner Hypothese hernimmt, widerlegen sich von selbst. Alles übrige, was er dafür anführt, beweiset höchstens nur, was auch ein Jeder zugiebt, dass es ein Vertrag ist, welcher sowohl wegen des einen Paciscenten — des Staats — als auch wegen des Gegenstandes und aller anderen Folgen, von ganz eigener, höherer, edlerer Art ist, als jeder andere Vertrag über gemeines Eigenthum und gemeine Arbeit. Alles steht in Beziehung mit einem höheren Zweck, und ist nur als Mittel zu diesem höheren Zweck zu betrachten, und denselben Veränderungen unterworfen, denen der Zweck selbst unterworfen ist. Es mag in mancher Hinsicht gut seyn, wenn gewisse Puncte dieses Vertrages, wie dieses in Bayern geschehen, öffentlich, durch ein Gesetz bekannt gemacht werden, damit der eine Paciscent wisse, was er von seinem anderen Paciscenten zu erwarten habe, und nicht über Ungerechtigkeit schreye, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnet, auf welches er nicht gerechnet hat. Doch ists auch nicht gut, wenn man zu viel durch das Gesetz festsetzt. Wer kann voraussehen, was die Umstände verändern? und soll man denn nicht auch hoffen dürfen, dass die Weisheit, welche jetzt das Gesetz hervorbringt, auch in der Folge über den Staat und seine Diener walten werde? Diese Weisheit wird dann von der Übermacht, welche der Staat hat, keinen Missbrauch machen; sie wird, besonders bey der Gegenleistung, die man gar nicht als eine Entschädigung zu betrachten braucht, darauf sehen, dass der Diener keiner ängstlichen, den Geist niederdrückenden Sorge für die Gegenwart und Zukunft ausgesetzt, und durch Noth zu Widerrechtlichkeiten verleitet werde. Die Besoldung sieht der Vf. bloss aus dem Gesichtspuncte des Schadenersatzes dafür an, dass der Dienende mehr Lasten übernimmt als andere. Hieraus dürfte nun folgen, dass, wenn diese Lasten wegfallen, auch dann der Anspruch auf den Ersatz wegfallen müsse. Weil dieses jedoch hart seyn würde: so stellt der Vf. den Satz auf, dass der Staat diese Entschädigung auch dann über die Zeit des Dienstes hinaus zu leisten habe, wenn der Dienende durch Übernehmung eines Staatsamtes die Möglichkeit eines anderen Erwerbs für die Zukunft aufzugeben genöthiget worden. Dieser Ersatz könne aber nur darin bestehen, dass er in dem Ertrage des Staatsdienstes für seine Lebenszeit einen eigenen Nahrungsstand besitze, so wie andere Bürger dergleichen in ihrem Gewerbe finden. Es ist nicht zu leugnen, dass das, was der Vf. hierüber sagt, sich von sehr vielen Seiten empfiehlt, und dass die gesetzliche Bestimmung, nach welcher im Königreich Bayern ein Theil der Besoldung, als Standesgehalt, perpetuirlich ist, vieles für sich hat. Doch lässt sich auch manches dagegen sagen. Rec. will einen Anderen den Vf. der *Gedanken über Manches im Dienst* — Th. II. S. 134 — über diesen Gegenstand reden lassen. „Ein Gesetz, das jedem eine solche Pension zusichert, wird es nicht den Effect haben, dass manches, zumal vornehmes, Subject, trotz dessen schon zum Voraus bekannter Untauglichkeit, doch angestellt werden wird, eben darum, weil es hernach leicht mit Pension entlassen werden kann? Besser scheint es doch, dass die Regierung zwar eine solche Maxime befolge, aber nicht durch ein Gesetz sich als Schuldigkeit auflege, und dass sonach der untauglich befundene Dienstmann, was wirklich für ihn Gnade ist, als Gnade empfange, und nicht als strenges Recht fodern könne. — Mancher Jubelmann wäre bey seiner Entlassung schuldig zurückzuzahlen, und wie Mancher, der im zehnten Jahr abgehen muss, verdiente sein ganzes Gehalt zu behalten!"

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Krüll: *Der Staatsdienst aus dem Gesichtspuncte des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet*, von *N. T. Gönner* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn man aber auch den Grundsätzen des Vfs. über die Unwiderruflichkeit des mit den Staatsdiensten verbundenen Nahrungsstandes beypflichten könnte: so dürfte sich doch schwerlich eine *Verbindlichkeit* des Staats, den Wittwen und Kindern der Staatsdiener Pensionen zu geben, daraus herleiten lassen und allgemein zu empfehlen seyn. Denn wenn man auch annimmt, dass der Staat die Besoldungen mancher Stellen so einrichten müsse, dass der Diener davon mit einer Familie leben kann: so folgt doch daraus keinesweges, dass der Nahrungsstand, den er mit Übernahme eines Dienstes ergreift, auch für seine Familie begründet sey, und dass in dieser Beziehung der Staatsdiener allen übrigen Erwerbszweigen gleich, und mehr als gleich, gesetzt werden müsse. Freylich geht mit dem Tode des Staatsdieners sein Kunstcapital zu Grabe; freylich mag manchmal ein Staatsdiener ein frühes Opfer seiner Anstrengung werden. Allein was das erste angeht, so kann man nicht nur mit Grund dagegen sagen, dass dieses eine Folge sey, welche der Staatsdiener gar wohl vorhersehen konnte, wonach er also auch seine Massregeln zu nehmen hätte. Jedes Gewerbe hat seine Eigenheiten, jedes seine guten und bösen Seiten, darauf muss der vernünftige Mensch Rücksicht nehmen, und es ist zu viel verlangt, dass die Gesellschaft für alles die Gewähr leisten müsse. Sodann würde hierin nicht eine Gleichsetzung, sondern ein grosser Vorzug liegen. Denn stirbt nicht bey sehr vielen anderen Gewerben mit dem, der es treibt, der ganze Erwerb, der ganze Nahrungsstand dahin? Und ist, unparteyisch erwogen, das Brod, welches der Staatsdiener isset, in der Regel nicht das sicherste, bequemste und ehrenvolleste? Bleiben nicht der grossen Mehrzahl der Staatsdiener mehrere Stunden zu eigener freyer Disposition übrig, als dem grössten Theile der übrigen Gewerbe treibenden Menschen? Giebt es nicht für ihn eine Menge von Geschäften, die sich mit seinem Dienste besser vertragen, als die gewöhnlichen Zerstreuungen, wodurch er sich einen Zugang verschaffen kann? und kann er nicht mehr wie jeder andere für die Erziehung seiner Kinder wirksam seyn, und dadurch den sichersten Schatz für seine Hinterlassenen sammeln? und kommen endlich nicht selbst diesen Kindern die Verhältnisse ihrer Väter auf eine höchst natürliche Weise trefflich zu Statten? An das Todtarbeiten hat aber Rec. nur einen schwachen Glauben. Einige wenige Fälle ausgenommen, welche ein weiser Regent nie unbeachtet lassen wird, ist diese Gefahr nicht gross. Unendlich öfter sterben Diener früh und in zerrütteten Umständen, weil sie in Spiel- und Trink-Gelagen ihre Nächte zugebracht haben, als weil sie am Arbeitstisch gesessen. Der Staat darf nicht geizen, muss, wie ein rechtlicher Privatmann, den honett bezahlen, der ihm honett und nützlich dient; aber er darf auch nicht zu freygebig seyn, und zu vielen Anspruch auf den höchst misslichen Ruhm der Grossmuth machen wollen. Alles was er dem Einen giebt, nimmt er einem Anderen, und so mancher Groschen, welcher für die Staatscasse erübrigt werden muss, zwingt den hochfleissigen und von Sorgen schwergedrückten Mann zu einer erhöhten Anstrengung, die ihn wirklich seinem Weibe und Kinde, für die nach seinem Tode Niemand sorgt, vor der Zeit entreisst. Der stille Seufzer dessen, der hier geben muss, dringt so gut vor Gott, als die Thräne des Dankes dessen, dem dort gegeben wird, wenn man gleich in dem Getümmel des Hoflebens davon nichts hört. Wohl dem Staate, der reich genug ist, ohne Druck freygebig seyn zu können; aber Freygebigkeit ist höchst selten die erste der Tugenden, die der Privatmann und der Staat zu üben hat.

Im ersten Abschnitte des zweyten Theils wird von der Erwerbung und Verleihung der Staatsdienste gehandelt. Auftrag vom Regenten, sey er nun ein mittelbarer oder ein unmittelbarer, ist jederzeit nöthig. Ein mittelbarer findet bey den Patrimonialgerichten Statt. Wie sehr dieses gegen das Wesen des Staats sey, wird nicht gerügt. Etwas ganz anderes ist es mit der Befugniss einzelner Collegien, sich ihre Subalternen zu ernennen. Dieses hat viel Gutes. Mit Recht empfiehlt der Vf. die grösste Vorsicht beym Anstellen, aber zu viel erwartet er von Conduitenlisten und dem Tabellenwesen. Über die Mittel, einen guten Geist in der Dienerschaft zu erwecken und zu erhalten, sagt er gar nichts, und doch kommt darauf alles an. Inländer verdienen billig einen Vorzug. Man braucht ihnen diesen aber nicht gerade gesetzlich zu geben, denn so viel als gut ist, haben sie ihn von selbst. Von Anwartschaften hält der Vf. im Ganzen nichts. Mit Recht. Doch sind Ausnahmen, welche auch der Vf. zugiebt, nicht zu vermeiden.

Im zweyten Abschnitt wird das Rechtsverhältniss zwischen dem Staate und dem Staatsdiener aus einem übertragenen Staatsamt untersucht.

Der Staatsdiener hat zuerst Unterthanenpflichten. Sehr wahr sagt der Vf.: „der Staatsdiener, welchem der Regent einen Antheil an der Regierung vertraut, muss sich bestreben, in eifriger Erfüllung dieser allgemeinen Bürgerpflichten mit einem schönen Beyspiel vorzugehen.“

Auch Rec. findet es gut, wenn übrigens der Staatsdiener an allen bürgerlichen Lasten Theil nimmt, und daher keine Freyheit von Steuern geniesst; aber zu tadeln ist es allerdings, wenn man den Ertrag der Besoldung mit einer Steuer belegt. Es ist dieses ein wahrer Abzug, den der Staat von einer rechtmässigen Schuld macht. Cantonsfreyheiten für die Familie sind auch nicht nöthig, von mancher Seite auch nicht gut. — Wird aber nicht da, wo jeder taugliche Unterthan darauf gefasst seyn muss, zu seiner Zeit die Muskete zu tragen, eine ganz andere Erziehung eintreten müssen, und hat man die Folgen, welche diese Einrichtung — die Rec. übrigens für die gerechteste hält — für Künste und Wissenschaften haben muss, schon genugsam erwogen?

Zu den besonderen Pflichten rechnet der Vf. das Fortbilden, nicht bloss durch Routine, sondern durch zweckmässiges, ernstliches Studium. Billig sollte dieses eine unerlässliche Pflicht seyn, denn wer nicht mit fortgeht, bleibt nothwendiger Weise zurück. Aber leider ist dieses Fortschreiten etwas, was bey den eigentlichen Geschäftsleuten zu den seltensten Ausnahmen gehört. Wie kann man dieses aber auch fodern: denn dann müsste ja wohl gar zuweilen eine Spielparthie aufgesagt werden! und das wird man doch nicht verlangen?

Dass der Staat nicht verhindert werde, während der Dienstzeit eines Dieners den Ämtern und Geschäften eine andere Organisation zu geben, wird Niemand leugnen: schwerer wird es aber seyn, zu bestimmen, was der Diener dann zu erwarten, zu hoffen und zu fürchten habe. Die Erfahrung lehrt, dass der Staat — leider nur zu oft nichts anderes, als ein Aggregat von Dienern — darin sein Bestes weniger achtet, als das seiner Diener.

Über das Recht des Staats zur Oberaufsicht, über Instructionen, über das Recht und die Pflicht des Dieners, in besonderen Fällen Vorstellungen zu machen, am Ende aber zu gehorchen, wie über den Ersatz des im Dienst verursachten Schadens, und über Bestrafung der Dienstvergehungen, sagt der Vf. manches Gute. Doch liesse sich auch Vieles bestreiten. Überhaupt dürfte es Vielen, welche auch nicht daran zweifeln, dass der Diener bestimmten Befehlen pünctlich Folge leisten muss, scheinen, dass des Vfs. Ansicht im Ganzen zu illiberal sey, und den Diener zu sehr in eine Maschine verwandle, welches gewiss nicht gut ist, und wohl die Glückseligkeit auf dem Papier, aber nicht im wirklichen Leben befördert. Auch dürfte sich gegen die Verbindlichkeit des Dieners, jeden in seinen Amtskreis gar nicht einschlagenden Auftrag annehmen zu müssen, noch Vieles sagen lassen, was nicht bloss Folge der Ansicht ist, dass es zu Staatsdiensten überhaupt keine Verbindlichkeit giebt. Noch weniger kann Rec. den Unterschied, welchen der Vf. bey dieser und so mancher anderen Gelegenheit zwischen den Dienern, die Landeskinder, und solchen, die Ausländer sind, macht, und nach seinem System gewissermassen machen muss, gut finden. Wenigstens dient ein solcher Unterschied diesem System nicht zur Empfehlung. Was muss dabey herauskommen, wenn zwey Collegen nach ganz verschiedenen Rechten beurtheilt werden müssen!

Nach diesen handelt der Vf. die Rechte des Staatsdieners, sowohl die allgemeinen als besonderen ab. — Als Staatsdiener, und zwar in Beziehung auf seine Dienstleistung, hat er das Recht zu den Mitteln, welche die Erfüllung des Amts fodert. Von dem Rechte zu der Erfüllung selbst, sagt der Vf. hier nichts. Überhaupt spricht er es dem Diener ab. Aber ohne Grund. Denn wenn man auch zugiebt, dass dieses Recht nicht so weit gehe, dass der Diener mit vollkommenem Rechte verlangen kann, dass ihm der Regent die Ausübung seines Amts gestatte: so hat doch ein Beamter, so lange ihm die Ausübung seines Amtes nicht ausdrücklich verboten ist, d. h. so lange als er Beamter ist, ohne Zweifel ein Recht zur Ausübung seines Dienstes. Wäre das nicht, so würde er ja eines Eingriffs in die Hoheitsrechte sich schuldig machen, und der Unterthan, der sich ihm widersetzte, würde nicht so strafbar seyn. Alle Folgen, welche der Vf. aus dem Rechte zu Mitteln herleitet, würden aus jenem Rechte zur Erfüllung seines Amtes eben so gut haben abgeleitet werden können. In Ansehung der Entschädigung, welche der Staat in ausserordentlichen Fällen zu leisten haben soll, geht der Vf. §. 91 sicher zu weit. So soll z. B. der Staat Ersatz leisten, wenn ein Cassenbeamter, bey Gelegenheit eines Diebstahls, der durch eine gefüllte öffentliche Casse, welche er in seinem Hause hat, veranlasst worden ist, sein Eigenthum verliert. Der Dienst soll den Diener nicht gegen die *casus humanos* schützen, und wer einer besonderen Gefahr ausgesetzt ist, soll auch besondere Sorgfalt anwenden. Dieses ist ein Theil der Dienstpflicht, und wer dadurch, dass dieses nicht geschehen, Schaden leidet, ist nicht frey von *culpa*, und was mich frey von Strafe und Ersatz macht, giebt mir noch kein Recht, von Anderen den Ersatz meines Schadens zu fodern. Das Recht auf Auszeichnung und Rang ist an sich etwas Unerhebliches; allein wie die Dinge jetzt sind, sollte der Staat hierin vernünftigere Grundsätze beobachten, als meistens geschieht. Mit Recht sagt der Vf., der Staat müsse die Besoldung seiner Diener für seine heiligste Schuld halten, wie denn dieses in Staaten, wo Rechtlichkeit herrscht, auch der Fall zu seyn pflegt.

Der Vorzug der Kinder der Diener bey Besetzung der Ämter, wird unter billiger Einschränkung gerechtfertigt. Rec. kann den Werth der Gründe des Vfs. nicht verkennen, doch kann er nie wünschen, dass die Sache jemals gesetzlich gemacht werde. So viel als nöthig und gut ist, und oft mehr

als das, macht sich die Sache von selbst. Ist doch die Wiederbesetzung der eröffneten Stellen meist in den Händen, wenigstens unter dem Einfluss der Diener. Und geniessen nicht selbst da, wo das Gesetz alle Vorzüge verbietet, die Kinder der Diener einen Vorzug?

Im letzten Abschnitt wird von der Beendigung der Staatsdienste gehandelt. In Ansehung dieses Punctes ist man bisher am meisten in Verlegenheit gewesen. Auch ist nicht zu leugnen, dass, selbst bey einer nicht ganz gemeinen Ansicht der Dinge, es hier allerdings schwer wird, das, was die Billigkeit und Schonung gegen Einzelne erfodert, mit dem Wohl des Ganzen und dem Wesen der Sache in Harmonie zu bringen. Noch weniger wird die richtigere Ansicht je die allgemeine werden. Der grosse Haufe, welcher den Dienst als eine Pfründe ansieht, das ganze weibliche Geschlecht, das diese Ansicht durchgehends hat, wird Grausamkeit finden, wo nur Gerechtigkeit geübt wird.

Unser Vf. urtheilt über die verschiedenen gutgemeinten, aber höchst gehaltlosen Deutungen der Aufkündigungs-Clauseln, welche eine schiefe Ansicht nothwendig gemacht hat, sehr richtig. Allein er geht gewiss viel zu weit, wenn er behauptet, dass da, wo auf den Staatsdienst der Nahrungsstand eines Staatsdieners radiciert sey, ein sich selbst zerstörender Widerspruch Statt finden werde, wenn der Regent Staatsdienern einen seiner Natur nach unwiderruflichen Nahrungsstand verleihen, und ihn nach Wohlgefallen für widerruflich erklären wolle. Denn kann man nicht das, was an sich unwiderruflich ist, durch Übereinkunft widerruflich machen? Kann man z. B. nicht verkaufen, und sich den Wiederkauf vorbehalten? Und wie kann man aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen, den Nahrungsstand des Dieners unwiderruflich nennen? Giebt es überhaupt irgend einen Nahrungsstand, von dem es sich sagen läst, dass ein Jeder, der ihn ergreift, seines beständigen Unterhaltes und Gewinnes dabey sicher sey? Und ist es für manchen Menschen nicht schon ein grosser Gewinn, für eine Zeitlang einen Nahrungsstand zu haben? Das Beyspiel von der Ehe passt gar nicht. Hier machen sehr weise positive Gesetze etwas unauflöslich, und in diesem Puncte, wie in manchen anderen, von der Privatwillkühr unabhängig, was nach der Natur der Sache eine Aufkündigungs-Clausel gar wohl zuläst. Was Staatsdienern bey Revolutionen und grossen neuen Organisationen gebührt, läst sich schwerlich je rechtlich bestimmen. Was die Stimme der Billigkeit und der ewigen Gerechtigkeit laut fodert, wird jeder fühlen. Doch braucht man nur um sich zu sehen, um gewahr zu werden, was Noth und finanzielle Rücksichten selbst da für Gewalt haben, wo man sonst die Stimme der Gerechtigkeit nicht zu überhören pflegt. Und geschieht dieses am grünen Holze, was wird dann nicht am dürren Holze geschehen können!

Auch die Bestimmung des Schicksals der Diener, welche unfähig werden zu dienen, ist etwas sehr delicates. Ein Unterschied, ob die Unfähigkeit eine Folge des Verschuldens, des Zufalls oder des Dienstes selbst sey, lässt sich auf dem Papier leicht machen; aber in der wirklichen Welt ist es meistens äusserst schwierig, den Antheil, den das eine oder das andere an der Unfähigkeit hat, genau zu bestimmen, und für jeden einzelnen Fall das anzuwenden, was *in abstracto* Recht seyn mag. Im Civildienst ist der Dienst, besonders der Arbeitstisch, äusserst selten die wahre Ursache. Der Grund liegt meistens ganz anderswo. Auch vergisst der ordentliche Mann oder Greis zu leicht die Sünden der Jugend, und man giebt oft allein dem Dienste Schuld, was nur Folge der Verwöhnung ist. Würde man einem mühsamen Posten unterliegen, wenn nicht die vorhergehende Entwöhnung von aller Anstrengung Schuld daran wäre? Die Erfahrung lehrt im Ganzen wohl, dass der Staat eher zu nachsichtig als zu hart ist, und den Nahrungsstand mehr als den eigentlichen Zweck des Dienstes berücksichtiget. Kein verständiger Mensch kann zur Härte in diesem Punct rathen; allein es ist doch auch nicht alles Härte, was dem Einen oder dem Anderen unangenehm ist, und wodurch man etwa nur genöthiget wird, von dem gewohnten Wohlleben etwas nachzulassen. Und der Dienst, so wie der Nachmann eines Invaliden, der sich in seiner Invalidität pflegt, oft sie nur vorschützt, um sich besser pflegen zu können, haben doch auch ihre Rechte.

Über die Niederlegung des Dienstes, die Resignation, denkt Rec. ganz verschieden vom Vf. So viel ist freylich gewiss: Niemand darf wider den Willen des Regenten sein Amt niederlegen; dieses würde heissen seine Geschäfte willkührlich liegen lassen. Allein die Frage ist: muss der Staat den Diener, der seine Entlassung fodert, entlassen? Dieses glaubt Rec. gegen den Vf, der es aus dem Grunde leugnet, weil der Dienst eine Staatsverbindlichkeit sey, behaupten zu müssen. Man darf diese Sache, wie das ganze Dienstwesen, ja nicht zu illiberal ansehen. Der Staat und sein Diener sind als zwey Freunde zu betrachten, die ein gegenseitiges Interesse zu einander geführt hat. Gern haben sie sich vereiniget, gern bleiben sie neben einander. Aber keiner wird den anderen, den irgend ein Grund zu einer Trennung bestimmt, zum Bleiben zwingen, weil ein jeder weiss, dass die Freundschaft keinen Zwang verträgt, dass auf das *Gernethun* in der Welt so vieles ankommt. Findet der Staat, dass ihm der Abgang eines Dieners empfindlich wird: so wird ein freundliches Wort, eine Auszeichnung, oder wenn die Finanzen ins Spiel kommen, eine billige Zulage, ein passendes leichtes Mittel seyn, den Verlust zu verhüten. Wirkt dieses alles nicht, und liegt der Grund im gemeinen Sinne des Dieners: so ist der Verlust nicht gross; liegt aber der Grund in den Umständen selbst: so würde es eine Grausamkeit seyn, die Entlassung zu versagen, und der Staat würde gemeiner denken als ein Privatmann, der gern zur Beförderung eines Dieners, z. B. eines Predigers, mitwirkt, den er ungern verliert. Genau erwogen findet auch eine Gleichheit der Rechte selbst dann nicht Statt, wenn man dem Staate das Recht einer willkührlichen Entlassung abspricht. Ein Mann, welcher wider seinen Willen in einem Dienste, an einem Orte, in einer Lage, die

ihm nicht angenehm, vielleicht sehr drückend ist, bleiben muss, verliert die ganze Freude seines Lebens, die ihm durch nichts ersetzt werden kann. Der Staat hingegen kann zwar auch wohl für den Moment verlegen werden; aber dieses ist doch eines Theils mit jenem gar nicht zu vergleichen, anderen Theils kann und muss der Staat auf das ewige Bleiben eines Dieners gar nicht rechnen. Der einzelne Mensch ist ja ein höchst zerbrechliches Wesen, wie bald sinkt auch der Stärkste dahin! Und dann das grosse wahre Wort: *non deficit alter!* Nichts würde bestehen, wenn es nicht wahr wäre, und zu Grunde mag alles das gehen, was an das Daseyn eines einzigen Menschen geknüpft ist. Der Grund des Vfs., dass die Staatsdiener durch diese Liberalität zum Trotze verleitet werden könnten, gilt bey Rec. durchaus nichts. Denn wo die Dienerschaft einen guten Geist hat, wird ein schlechter Trotz nie allgemein werden. Ein guter Trotz hingegen ist kein Übel. Überdem ist das Gouvernement immer Schuld daran, wenn ein schlechter gemeiner Trotz einreisst. Mit gewöhnlicher Festigkeit und Klugheit, die nur einmal zur rechten Zeit an einem Diener, der es darauf anlegt, diese Liberalität zu missbrauchen, ein Exempel statuirt, und ihm die gefoderte, aber nicht gewünschte, Entlassung giebt, wird man dem Übel bald steuern können. Dem seltenen Falle, dass sich bey diesen Grundsätzen der Urheber eines misslichen Planes seiner Verbindlichkeit leicht entziehen könne, wird noch leichter abzuhelfen seyn.

Über die Entlassung oder die Entziehung eines Dienstes ohne Beweis einer den Dienstverlust nach sich ziehenden Ursache, wider den Willen des Dieners, spricht der Vf. zuletzt. Er gesteht dem Regenten dieses Recht zu, doch nur in so weit, dass er dem Diener die Geschäftsführung, nicht aber die Besoldung nehmen könne. Das erste, meint er, sey eine Last, das zweyte ein Recht. Eine Last dürfe man einem Jeden abnehmen, ohne ihm einen Grund zu einer gerechten Klage zu geben. Mit den Rechten und Vortheilen sey es ein anderes. Rec., welcher in der Entscheidung dieser famösen Frage mit dem Vf. übereinstimmt, kann doch den Gründen des Vfs. nicht beypflichten.

Die Ansicht, dass der Staatsdienst, in so fern er zu Geschäften verpflichtet, blos als eine Last zu betrachten sey, ist, selbst als theoretischer Satz angesehen, viel zu illiberal, einseitig und unrichtig. Denn zugegeben, dass ein grosser Theil ihn so ansieht, so denkt doch der bessere Theil der Dienerschaft darüber ganz anders. Der dem gut organisirten und verständig erzogenen Menschen eigene Hang zu einer nützlichen Thätigkeit, der Trieb nach Ehre und Macht in seiner guten und schlechten Gestalt, die Gewohnheit machen sehr vielen Menschen die Geschäfte ihres Dienstes zu einer Freude, machen sie ihnen ganz unentbehrlich, wenn sie nur einigermassen glücklich seyn sollen. Und es ist gar nicht zu zweifeln, dass sehr viele lieber umsonst als gar nicht dienen würden, wenn sie ohne Besoldung zu leben im Stande sind, und der Vf. irrt sehr, wenn er glaubt, dass alle entlassenen Diener nur wegen des Verlustes ihres Nahrungsstandes geklagt hätten. Denn Rec. ist vollkommen überzeugt, dass z. B. der Hr. *v. Berlepsch*, dem es am Brode gar nicht gebrach, gar nicht oder doch bey weitem nicht so geschrieen haben würde, wenn man ihm seine Besoldung genommen, und ihn in seinen Dienstverhältnissen gelassen hätte. Mit dem blossen Ausspruche: der Dienst als Arbeitsstand solle nun einmal eine Last seyn, ists wahrlich nicht gethan, und der Staat muss in der That nichts thun und leiden, was etwas dazu beytragen kann, um die Ansicht der gemeineren Menschen, die Arbeiten des Dienstes seyen eine Bürde, und derjenige, der sie uns abnehme, sey unser Wohlthäter, noch mehr zu verbreiten und gleichsam gesetzlich zu machen.

Von der anderen Seite ist es, wenn der Staat nicht aus anderen Gründen ein Recht hat, welches stärker ist als der Anspruch des Staatsdieners, nicht so leicht mit der Sache gethan. Denn bloss die Fortdauer der Besoldung entschädiget den Staatsdiener bey weitem nicht. Zwar glaubt der Vf. dieses, indem eine ehrenvolle Entlassung Niemanden an seiner Ehre schaden könne, die Vernichtung der Aussicht zur Beförderung aber nicht in Betrachtung komme, weil dieses nur eine *entfernte* Hoffnung sey, auf die nicht gerechnet werden dürfe. Ist dem aber wirklich so? Sollte es dem Manne, der dienen will und dienen kann, nicht kränkend *seyn*, wenn er unerwartet entlassen wird? Ist eine Entlassung, auch die ehrenvolleste, nicht immer wesentlich von einer Beybehaltung verschieden, und lässt sich durch Worte alles gut machen? Kann der Regent, kann irgend eine Macht in der Welt, durch Protestationen und positive Verfügungen irgend einer Art die Eindrücke vertilgen, welche bey jedem Menschen von gesundem Verstande und Gefühle geweckt werden, wenn ein rüstiger Mann, den das Publicum und der sich selbst nach der Stelle, auf welcher er steht, zu einem höheren Posten bestimmt, statt des erwarteten Beförderungs-Decrets sein Entlassungs-Decret erhält? Die Macht der Fürsten ist gross, aber Gott bewahre uns, dass sie je so gross werde, um das Gefühl für so etwas ersticken zu können! Dass man schweigt, Jemanden nicht laut einen Unwürdigen nennt, oder nicht laut über eine Ungerechtigkeit redet, das lässt sich vielleicht erzwingen; aber dass man das eine und das andere nicht denke, und dass man in vorkommendem Falle nicht seine Massregeln nach dieser Ansicht ergreife, diess ist ein Recht der Menschheit, welches uns nie entrissen werden kann. Auch gesteht Rec. gern, dass, wenn eine solche Beurtheilung die Sache des *grossen Haufens* seyn solle, er es sich zur Ehre rechnet, zum grossen Haufen zu gehören. Auf Zeiten der Revolutionen und was da Ehre und Schande bringt, darf man sich aber gar nicht berufen; was hier gilt, lässt sich auf ruhige Zeiten gar nicht anwenden. Eben so ist es mit der gestörten Aussicht zu einer besseren Besoldung. Kann diese Aussicht nicht oft sehr nahe, sehr gegründet seyn? Was die sichere Aussicht auf Beybehaltung des Nahrungsstandes von einer anderen Seite gegen sich hat, darüber habe Rec. sich bereits erklärt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Krüll: *Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet,* von *N. T. Gönner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Sache läfst sich aber, nach dem Dafürhalten des Rec., ohne alle Künsteley und ohne sehr grosse Gefahr für die Dienerschaft recht gut machen. Der Staatsdiener, welcher in einen Dienst eintritt, auf den er sich mit Aufwand von Zeit und Geld hat vorbereiten müssen, welcher ihn von einem anderen Gewerbe abzieht, mag immerhin auf einen lebenslänglichen Nahrungsstand rechnen: so wie der Staat, der einen solchen Diener nöthig hat, und den Gewählten für tüchtig hält, auf lebenslängliche Beybehaltung denkt. Aber demungeachtet muss der Diener es sich nicht verschweigen, dass er, so wie der Dienst überhaupt, nur als Mittel zu einem Zwecke — wie auch der Vf. S. 273 angiebt — anzusehen sey. Er muss es ferner wissen, dass der Regent sowohl über den Zweck als über das Mittel zu wachen habe, und dass eines Theils alle menschlichen Zwecke, auch diejenigen, welche am festesten begründet zu seyn scheinen, dem Wechsel, der Veränderung unterworfen sind, und dass anderen Theils die Beurtheilung der Tauglichkeit der Mittel und Werkzeuge zur Erreichung eines Zweckes, so lange solche von Menschen abhängt, dem Irrthume und der Täuschung unterworfen ist. Er muss es sich endlich sagen, dass er durch den Eintritt in den Dienst in eine besondere Aufsicht und in eine grössere Abhängigkeit von Anderen getreten ist. Dieses alles kann ihn denn bey einigem Nachdenken von selbst zu der Überzeugung bringen, dass eine frühere Entfernung aus dem Dienste nicht nur, aus sehr guten Gründen, Recht und sogar Pflicht, ja Nothwendigkeit werden könne, sondern er muss sich auch die Möglichkeit nicht verhehlen, ein Opfer der Vorurtheile, Leidenschaften, Launen und noch schlechterer Ursachen zu werden. Dieses ist eine unverkennbare üble Seite des Dienstes, und muss bey der Wahl der Lebensart als *ratio dubitandi* billig in Anschlag gebracht werden. Aber wo giebt es in der Welt ein Gewerbe, einen Stand, der nicht seine schlimme Seite, seine ihm eigenen Gefahren hätte, und in welchem man vor den Launen, Leidenschaften und der Übermacht der Grossen, und vor den Tücken seiner Nebenmenschen sicher wäre? Was lehrt nicht hierüber die Geschichte! Dieses ist das gemeine Loos der Menschheit, und aller menschlichen Dinge, welchem entgehen zu wollen, eine übertriebene Prätension ist. Und ist denn die Gefahr, auf diese dem Dienst eigene Weise zu Grunde zu gehen, so gross, wie man vorzugeben pflegt, und wie sie auch der Vf. schildert? Wir wollen die Erfahrung zu Rathe ziehen. Gehören nicht die Fälle, wo ein Diener entlassen wird, zu den sehr seltenen Fällen? Sollte sich nicht behaupten lassen, dass unter *funfzig* Fällen, wo die Entlassung vor einem jedweden Tribunale gerechtfertigt werden könnte, sie vielleicht nur einmal eintritt? Und ist unter *zehn* Fällen, wo sie erfolgt, mehr als *einer*, in welchem die Entlassung ganz unverschuldet und eine reine Ungerechtigkeit ist? Es dürfte nicht schwer werden, selbst die Fälle, welche bey den Reichsgerichten eine so lebhafte Vertretung fanden, gegen den Vorwurf einer reinen Ungerechtigkeit zu rechtfertigen. Freylich darf man sich nicht bloss an die Carolina und an die Pandekten halten, sondern die Sache so beurtheilen, wie sie zu beurtheilen ist, nämlich als eine Verwaltungssache. Dieses kann denn demjenigen Diener zur grossen Beruhigung gereichen, der seinen Weg unsträflich wandelt. Ist endlich ein Mittel, ist besonders das von dem Vf. aufgestellte Princip stark genug, dem Übel abzuhelfen? Rec. zweifelt; vielmehr fürchtet er, dass, wenn des Vfs. Ansicht allgemein würde, und wenn man einem jeden Entlassenen seine Besoldung ganz oder zum Theil liesse, mithin der Entlassung einen Theil ihrer Härte benähme, die Fälle weit häufiger vorkommen werden, als anderswo, wo die Entlassung den Verlust der Besoldung zur Folge hat. Denn schwerlich dürfte die Last, welche der Staatscasse durch eine neue Pension zuwächst, ein so mächtiges Gegengewicht gegen die Leidenschaft abgeben, als die allgemeine Stimme des Publicums jetzt wirklich abgiebt, und so dürfte durch die grössere Anzahl von Fällen das Übel noch grösser werden. Rec. gesteht wenigstens, dass er, nach seinem Gefühle, sich lieber einem Gouvernement, dessen Geist übrigens gut ist, auf Discretion ergeben würde, als einem gleich guten gegen die von dem Vf. in Vorschlag gebrachten Capitulationspuncte. Und ist der Geist nicht gut, was werden denn die besten Gesetze helfen? werden sie, wird irgend eine Kraft, an sich selbst stark genug seyn, den schlechten Geist, die Leidenschaften, Kabalen und Launen zum Schweigen zu bringen? Giebt es nicht hundert Mittel, einen Diener, den man gern entfernen und auch die Pension nicht geben will, dahin zu bringen, dass er seine Entlassung fodert? Giebt es dieser Mittel nicht da, wo der Regent die Befug-

nifs hat, feine Diener nach Gefallen zu verfetzen, ihnen Commiffionen, und nach Belieben Nebengefchäfte aufzubürden, noch unendlich mehrere? Und was find endlich, fo bald kein Richter da ift, Gefetze diefer Art anders, als öffentlich ausgefprochene Maximen, die, wenn Gefinnungen, Umftände und Perfonen fich ändern, zurückgenommen werden, und welchen man vielleicht feltener, aber doch auch gewifs manchmal, wenn Leidenfchaften ins Spiel kommen, geradezu entgegenhandelt? Wie ift es daher möglich, dafs ein Rechtsgelehrter darauf einigen Werth legen kann! Wenn nur Privatleute und Diener ftreng an dem, was ewig *recht* und *wahr* feyn wird, feft hängen, und dabey ohne Scheu thun, was ihres Berufs ift, und weder durch Lehre noch durch That etwas dazu beytragen, den Geift, wo er noch gut ift, zu verderben: fo werden wir in diefem Geift eine weit ficherere Gewährfchaft für unfere Erwartungen finden, als in allen künftlichen Theorieen und Gefetzes-Projecten, welche wir unferen Regenten aufdringen wollen. Aber, verkehrt genug, erft tritt man auf; vergeffend, dafs nur das wahrhaft grofs fey, was gut und dem Menfchen nützlich ift, erhebt man mit übertriebenem Lobe, was neu und glänzend ift, giebt durch fpitzfindige Syfteme den Fürften, befonders den deutfchen, durch die neueften Ereigniffe fouverän gewordenen Fürften, Rechte in die Hand, die ihnen nach der Wahrheit nicht zukommen, reifst, ohne Noth und gegen die Gerechtigkeit, die Stütze nieder, welche die Weisheit oder das Bedürfnifs der Vorfahren gegen Defpotendruck aufrichteten, und welche ihre Wirkfamkeit bewährt haben, und will dann denfelben Fürften durch ein fchwaches Gefetz, durch einen leicht verwifchten Buchftaben, wiederum die Hände binden! Gute organifche Gefetze find zwar eine fchöne Sache; allein fie find nicht zu allen Dingen nütze. Diefen Ruhm hat nur die Gottfeligkeit, darum hat fie aber auch allein die Verheifsung einer ewigen Dauer.

Über das angehängte königl. bayerifche Gefetz, die Dienftverhältniffe der Staatsdiener betreffend, will Rec. weiter nichts fagen, als dafs er innigft wünfcht, dafs der Geift, welcher diefes Gefetz hervorbrachte, dem bayerifchen Lande ewig erhalten werde, und dafs ein gleicher Geift, fo weit als nur möglich ift, fich verbreite. Glücklich wird dann jede Dienerfchaft feyn, wenn auch kein gefchriebenes Gefetz ihnen eine Garantie leiftet. PN.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Angabe des Druckorts: *Comoedia divina*, mit drey Vorreden von *Peter Hammer*, *Jean Paul* und dem *Herausgeber*. 1808. 149 S. kl. 8.

Wenn die Satyre überall das Leben als Gegenfatz mit der Idee ergreift: fo möchte unfere Zeit ihr nur wenige günftige Objecte darbieten. Defto bildfamer für Witz und Humor fcheint aber der Stoff, den unfere neuefte Literatur in einigen ihrer Beftrebungen enthält.

Es giebt eine Erhebung zum Überfinnlichen, die hohe Achtung verdient, weil fie aus der Tiefe des Gemüths hervorgeht, welchem das Vergängliche nur als wefenlofe Truggeftalt erfcheint. Um fo fonderbarer aber zeigt fich die phantaftifche Nachahmung, die für ihre innere Erbärmlichkeit eine fchimmernde Folie fucht. Wen die Gegenwart fchmerzlich ergreift, der mag fich wohl in elegifcher Stimmung in die Vergangenheit flüchten, oder wenn die Wurzel feiner inneren Kraft nicht abgefchnitten ift, fie durch religiöfe Gefühle zu heben fuchen; aber wer in der Zeit untergegangen ift, der wird umfonft ein fremdes Leben in fich zu erkünfteln ftreben, und je ftärker er feine Phantafie dabey auffpannt, defto feltfamer wird fein Thun und feine Rede dem fchlichten Sinne vorkommen.

Von diefem Gefichtspuncte aus, — wenigftens fcheint uns diefer einer der vorzüglichften beabfichtigten Zwecke, — hat die *Comoedia divina* ihren Gegenftand gefafst, der kein anderer ift, als den ekelhaften Myfticismus einiger Schwächlinge, der fich zu dem Myfticismus z. B. des katholifchen *Fénélon* oder des proteftantifchen *Spener* verhält, wie der Taranteltanz zur Begeifterung in den bacchantifchen Myfterien, durch ein in ähnlichen Fällen erprobtes Heilmittel niederzufchlagen. Die gewählte Form fcheint uns fehr zweckmäfsig, und fchon die von dem Vf. gebrauchte Mifchung der griechifchen und chriftlichen Mythen deutet neben dem Komifchen, welches dadurch entftehet, auf eine der lächerlichften Verirrungen unferer fieberhaft phantafirenden Kunftjüngerlein.

Die Scene beginnt im Olymp, und endigt auf der leipziger Meffe und zwar im Schaufpielhaufe dafelbft, wo Jupiter und Mercur fich als Zufchauer befinden, um ein neues Stück, *den Sündenfall*, aufführen zu fehen, wie auch ein *Nachfpiel*, in welchem eine romantifche Gefellfchaft, begleitet von dem Teufel, dem Nachtwächter und dem ehrlichen Hanswurft, den Zug nach Indien antreten.

In dem Gewühle der leipziger Meffe zeichnet fich eine zwar untergeordnete Erfcheinung, aber nichts defto weniger merkwürdige Perfon in dem Jungen mit einen Guckkaften und einer Drehorgel dermafsen aus, dafs er die Aufmerkfamkeit der Götter feffelt. Seinen Bilderkram hat er freylich bis auf die kleinften Züge aus der Bilderkrämerey eines fogenannten philofophifch-äfthetifchen Werkes entlehnt; allein er verfteht ihn doch wenigftens mit Geift und hochkomifcher Laune auszuftellen. — Unter den fchreyenden Ausrufern auf der Meffe mufs die Verkündigung des dritten jeden Hörer in Erftaunen fetzen. Er verkündet nämlich *die allerneuefte Menfchwerdung:*

Wollt ihr die neue Menfchwerdung fchauen,
Und kommt's euch auf zwölf Grofchen nicht an,
So geht um fünf Uhr in den goldnen Schwan,
Ihr feht es gewifs mit Luft und mit Grauen,
Was Weihe und Kraft in den Hundstagen kann.
Es fitzt da der Meifter mit Salomo's Siegel
Mit dem Spatel am Apothekertiegel,
Und thut da hinein vor eurm Angeficht
Ein wenig Eyweifsftoff und ein wenig Sonnenlicht;
Das rührt er emfig zum *Sauerftoff* gar,
Und plötzlich wirds ein Menfch mit Haut und Haar.

Jupiter mit seiner Frage: „Ist denn alles toll geworden, oder führt die ganze Stadt eine Komödie auf?" — verräth seine Unkunde in der neuesten Literatur; — doch wohnt ihm seine alte Macht noch bey, (so modern costümirt er übrigens in der *Comoedia divina* erscheint,) denn er verwandelt durch blosse Berührung einen armen Schriftsteller in eine Gans, und einen fetten Buchhändler in einen Fuchs, der, seiner ursprünglichen Natur getreu, die Gans mit Haut und Haar auffrisst. Um sich von dem ärgerlichen Auftritt zu erholen, wandeln die Götter ins Theater, den Sündenfall zu schauen. Meisterhaft ist die geniale Idee ausgeführt, sogleich auf den unglücklichen Apfelbiss den Schulparoxismus, als das Hauptsymptom des endemischen Übels, eintreten zu lassen, und das kleine Stück erhält dadurch einen organischen Zusammenhang. Eben so können wir lobend nicht unbemerkt lassen, dass der Satanas den Mund so gewaltig voll nimmt, und in seinen Trimetern, die den besten in der Niobe nichts nachgeben, so starke metrische und grammatische Licenzen sich erlaubt. Einige Regellosigkeit muss man einem gefallenen Dämon schon zu Gute halten.

Das Nachspiel ist gänzlich in Sonnetten abgefasst. Der Unfug des Klingklangs und des erbärmlichen Schellengeläutes des unserer Literatur aufgezwängten poetischen Fremdlings, ist bereits in diesen Blättern von der kräftigen Hand des Meisters nach Werth behandelt worden. Um aber mit den Thoren ihre eigene Sprache zu reden, hat der Vf. der *Comoedia divina* für gut gefunden, eine ganze Reihe theatralischer Scenen in klingender Form auszustellen. Er unterscheidet sich indessen von denen, „die, weil sie gar nichts zu sagen haben, in einem Sonnet tanzen und klingen lassen, wie kluge Wirthe, die saures Bier zu verzapfen haben, tanzen und spielen lassen," (zweyte Vorrede von *Jean Paul* S. 15) durch zwey sehr wesentliche Vorzüge: erstlich durch Verständlichkeit, was man leider! als rühmlich bemerken muss, — dann aber auch durch Fülle des Inhalts. Der Teufel und der Hanswurst klingen auf eine sehr originelle Weise über den an der Tagesordnung stehenden *Orientalismus*, von dem behauptet wird: dass er zur Quelle aller Religion und zur letzten Vollendung unserer Bildung führen werde. Was aber eigentlich unter diesem Orientalismus zu verstehen, — in wiefern durch ihn eine höhere, einevollendetere Bildung zu erwarten sey, als diejenige ist, welche z. B. aus dem wohlbekannten Hellenismus hervorleuchtet, — vorzüglich aber aus welchen factischen Beweisen durch indischorientalisches Leben, Handeln, Wissen und Kunst, sie die hochgesteigerte und gepriesene Erwartung geschöpft: dass sich alles Treffliche, was uns aus dem höheren Leben und aus der classischen Kunst der Griechen überliefert worden, sich verhalten soll = o zu dem Lichte in der scheinwerfenden Laterne der Braminen, — darüber hat sich die neueste *allegorisirende Philologie* noch nicht anders vernehmen lassen, als wodurch sich in dem Nachspiele zur *Comoedia divina eine Stimme von oben*, also aus der leeren Luft vernehmen läst:

„Am Ganges blüht der Menschheit neues Heil,
Zeuch hin, und lass dort wieder rein dich waschen,"

und wo Satanas denn auch wirklich der Meinung ist:

„Der Dualismus muss sich endlich heben;
Ihr zieht zum Ganges, und ich ziehe mit" u. s. w.

Der Anhang zu dem Werke des originellsten Witzes und der heitersten Laune, ist *des Dichters Küchengarten* überschrieben. In dieser poetischen Gartenanlage befindet sich eine kleine Auswahl nicht von Blumen, sondern von Nesseln und Disteln der neuesten Poesie, wie von Wuthkraut oder Schierling des neuesten philosophischen Wahnsinns; denn anders sind doch wohl Sätze wie z. B. folgende nicht zu nennen: „Sünde ist der grösste Reiz für die Liebe zur Gottheit. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist Zweck der Sünde und der Liebe. — Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen geistloser Wesen." — „Die Zeit ist da, das *innere Wesen der Gottheit* kann offenbart und dargestellt werden. Im Herzen *unschuldiger Frauen* ruht das heilige Feuer der Wollust." — „*Wollust, Religion* und *Grausamkeit* sind innig verwandt, und haben eine gemeinschaftliche Tendenz" u. m. d. Und diese hier ausgehobenen Sätze sind keineswegs die stärksten der Art. Aus der ganzen Schofel-Sammlung, welche als nothwendiger Commentar zu der *Comoedia divina* betrachtet werden muss, tritt die so seltsame als traurige Erscheinung des einmüthigen Zusammentreffens mehrerer Schriftsteller auf einem und demselben Grad der Schiefheit hervor, welche zur Befriedigung der Sucht, neu zu erscheinen, ohne Scheu und mit der vornehmen Miene frömmelnder Heucheley das Heiligste entweihen, indem sie ihm das Niedrigste und Schlechteste zugesellen und dadurch zu adlen trachten. Bey solcher Erbärmlichkeit in Gemälde und Darstellung wie in Gesinnung, — welchen Händen könnte die Kritik ihr Amt besser anvertrauen, als denen der züchtigenden Satyre? —

Die drey Vorreden, wie die Erklärung eines Kupferstichs, von dem aber nichts zu Stande gekommen ist als diese Erklärung, gehören nicht zu dem minder Merkwürdigen des Werks. „Wir schlagen hier den umgekehrten Weg unserer Dichter ein," (sagt der geniale Erklärer) „die ihre Sachen immer unerklärt lassen, wozu sie sich freylich auch berechtigt halten können, indem das, was sie aussprechen, ihrer Versicherung nach, etwas Unaussprechliches ist." — Als Ersatz für den nicht erschienenen Kupferstich, erhalten wir aber hier einen zwiefachen Commentar, einen über den idealen, und einen anderen über den in einem verlornen Blatte wirklich erschienenen Kupferstich, welcher die Stadt vorstellt, wo die Weltschöpfung vor sich gehet (S. 26).

Die erste der drey Vorreden ist aus einem Werke von *Peter Hammer* entlehnt, welcher seinen Zeitgenossen den edlen und humanen Wunsch ans Herz legt: „Alle Tollhäuser doch aufzuschliessen, man würde dann Wunder sehen, wie alles so verständig würde und klug." —

Die zweyte Vorrede von *Jean Paul* enthält ein Fragment aus dessen *Vorlesungen zu Leipzig*. Rec. erinnert sich, irgendwo bey einem romantischen Schriftsteller *Jean Paul* als den Repräsentanten unserer Zeit aufgeführt gesehen zu haben. Er dürfte aber, nachdem er (C. D. S. 15) erklärt: „Ich will das Jahr als mein frohestes preisen, welches 12 Monate hat, wo ich kein Sonnet sehe und höre" u. s. w. seine Stelle nunmehr wieder einbüfsen. —

Die dritte Vorrede ist von dem Herausgeber, welcher sich *Gotthard* zu nennen beliebt, und zu Basel wohnhaft seyn will. Er erklärt, dafs diese neue *Comoedia divina* keine Nachahmung des Dante, sondern ein Werk eigenthümlicher Productivität sey, die über den Geschlechtstrieb emporstrebend, als Begeisterung sich potenzirt. Er erkennt zwar, dafs auf der Dreyeinigkeitslehre der Kunst, das Versemachen, als blofses Schattenspiel, die unterste Stufe einnimmt, ist doch aber der Meinung, dafs man dessenungeachtet dem Scheinbilden seinen Werth nicht zu gering anschlagen müsse. — Diese seltsame Charakteristik des Kunstwerks wird in einer Anmerkung durch eine Entdeckung aus den Aphorismen über die Kunst erläutert, wo es heifst: „In der Gegenwirkung der *Intelligenz* und der *Natur* zeigt sich die *erste* und höchste Kunst, die der *eigenen Production*, aus ihr geht als erstes und höchstes Kunstwerk der Mensch. In der Gegenwirkung der *Geschlechter* zeigt sich die *zweyte* Kunst durch die Zeugung. Als *Kunstwerk* geht aus ihr ein neues Individuum hervor. — In der Einwirkung des Menschen auf sich und die Natur aufser seinem Ich zeigt sich die *dritte*, die Kunst im eigentlichsten Sinn, als Kunstwerk geht aus ihr *Schein* hervor." — *Risum teneatis!!* — Diese dritte Vorrede verdient in aller Rücksicht ihre Stelle neben der von *Jean Paul*. Wir erfahren durch dieselbe unter anderen seltsame Dinge über den blinden Köhlerglauben an das durch die Reformation bewirkte Heil, und dafs von *höherer Religiosität* auch kein Funke darin anzutreffen seyn würde, ohne die Scheiterhaufen von Hufs, Servet, und wer noch zu Gottes Ehre geschmort wurde, oder die Bluttaufe erhielt; denn „dafs Calvin den Servet braten liefs, war, nach dem Ausspruch eines berühmten (?) *protestantischen* (!!!) Lehrers der Kirchengeschichte, *die höchste Religiosität*." — Sonnetten-Unsinn kann am besten durch Verlachen begegnet werden; Missbrauch mystischer Formeln kann man allenfalls auf ihrer Unverständlichkeit beruhen lassen: allein solche platte Entweihung des Menschensinns und der ewigen Gerechtigkeit, in dem Munde eines Lehrers der Religion, in sofern sie aus den Annalen der Geschichte erkannt wird, — hier bleibt der Kritik nichts übrig, als es laut auszusprechen: dafs ihr die Geifsel der Satyre bey weitem nicht geeignet scheine, solchen Unfug, wie er es verdient, zu behandeln. X** K***

Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung: *Pigmäen-Briefe*. Erster Band. 1808. 336 S. 8. (1 Thlr.)

Oenoe, die Pygmäen-Königin, klein und niedlich, wie die Fee Mab in der Haselnufsschale, erschien dem Vf. zwischen Schlafen und Wachen, und theilte ihm die hier gedruckten Papiere mit: „eine reiche Welt, worin Plutarche biographisirend ärndten, aus welcher Briefe, wie einst jene der Dunkelmänner, hervorgehen, können; da eine tüchtige Pygmäen-Chronik sich mit der Weltgeschichte messen, und neun Zehntheile ihres Gehalts siegreich davon tragen mag." Der hier in mehr als hundert Briefen correspondirenden Pygmäen ist eine unverächtlich starke Zahl; einige darunter bemerkt man vor lauter Kleinheit kaum; wenigstens mufs der aufmerksame Leser oft zurückschlagen, um die vergessenen Zwerge wieder ins Gedächtnifs zu bringen. Es sind durchgehends elende Bösewichter und Schwachköpfe; die allermeisten beides. Es kommt auch nicht Eine vollwüchsige Gestalt, kein Rechtschaffener, kein gerader Kopf vor. Diefs schadet dem Eindrucke des Ganzen; Satans Reich zerstört sich immer selbst. Den Einschlag des Gewebes bilden ein mattherziger kleiner Fürst, dessen etwas über das Wahrscheinliche hinaus greifende regierende Maitresse, allerley Minister, Staatsbeamten, Glücksritter, Hofdamen, Kriecher und Kriecherinnen, Katzen und Mäuse; einige Mäuse nehmen Katzennatur an. Das Klettern und Fallen, Fallen und Wiederklettern in dem magischen Mondscheine des Hofes ist unabsehlich; das Gewürm drängt sich in geschlängelten Streifen durch einander, und windet sich locker zusammen, bis ein hohler Knaul daraus emporschwillt, der sich auf eben die Art entrollt, wie er erwachsen war. Das Buch unterhält, ohne eben zu ergötzen. Es ist keine Hauptperson, nicht einmal eine Begebenheit da, worin das Interesse des Lesers sich festhalten könnte. Der anscheinende Held des Ganzen, wofür man ihn wenigstens im Anfange ansieht, Marcus Porcius von Linzberg, stürzt allzu bald, und ist des Aufhebens nicht werth. Die anderen bleiben mehr im Charakter, der oft bis zur Anschaulichkeit im Vortrag und in der Diction sichtbar wird, welches dem Vf. zum Verdienst angerechnet werden mufs. Er zeichnet mit starker Hand, und hat kein Erbarmen mit den widrigen Physiognomieen seiner Originale. Daher gehen ihm die reichen komischen Züge gleich ins Barocke über; er wollte diefs nicht vermeiden. Denn alle Pygmäen sind Krüppel; ihre Welt besteht aus lauter Missgestalten. Da wir bisher nur den ersten Theil dieses (wenn unser Wunsch etwas gilt) nicht bändereichen Werks lesen konnten: so wissen wir nicht, errathen auch noch nur halb, wie der Vf. den Knoten entwirren wird. Wenn aber der in den letzten Briefen angekündigte Fürst Philibert der Herkules seyn soll, der mit der Keule seines Ranges die ganze Schöpfung von Zwergen niederzuschmettern bestimmt ist: so dürfen wir der überraschenden Erfindungskraft ihres Darstellers nicht zuklatschen. Die kleinen Unwesen müssen sich unter einander verzehren, nur das verächtlichste sollte übrig bleiben, und sein *Te Deum* quieken. Wenige werden das Buch zweymal lesen; der gewählte Stoff ist weder fürs Herz, noch für die Phantasie: blofs wer den Niederschlag der Menschenkenntnifs noch brauchbar findet, wird nicht mit Unlust in dieser Schwemme graben. Rec. hat indessen den Vorsatz, den zweyten Band bey seiner Erscheinung nicht ungelesen zu lassen. Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1809.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Geographische und historische Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend; nebst Betrachtungen über die Veranlassungen, über den Zustand und die Schicksale dieser Kolonieen.* Von *D. H. Hegewisch*, königl. dän. Etatsrath, Prof. zu Kiel, Mitglied der königl. Societät der Wiss. zu Kopenhagen. 1808. VIII u. 233 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Kein Abstand im Gebiete der Völkergeschichte ist mit dem zu vergleichen, der zwischen den successiven Weltreichen im inneren Asien, und den gleichzeitigen griechischen Mutter- und Töchter-Staaten in Kleinasien und dem südlichen Europa Statt fand. Dort lauter menschliche Maschinen, der Willkühr eines Einzigen unterworfen; kein Privatrecht, kein Staats- und Völker-Recht; überall nur der Wille des Leibherrn, freylich oft von Priestern, Weibern, Verschnittenen bestimmt: daher das empörende Schauspiel, wie zahllose Geschlechter in Betäubung durch das Leben gehn. Hier aber eine Welt voll entwickelter Kräfte. Privatrecht, inneres und äusseres oder föderatives Staatsrecht, Kolonialrecht, Völkerrecht: die Summe von Selbstständigkeit, bürgerlicher Freyheit, war das Element, das den Boden der menschlichen Natur aufschloss, und der Welt die erste grosse Erndte bereitete. Wenn auch, von Selbstsucht beklommen, die Brust vieler Machthaber sich nicht erweitert für die Wahrheit, dass den Menschen gewisse bürgerliche Freyheit als Familien-Eigenthum zukömmt, dass der moralische Adel an diese Bedingung geknüpft ist: die Wahrheit ist ewig, findet in allen Zeitaltern grosse Seelen, ihrer empfänglich, entzündet den Muth, jenes unveräusserliche Kleinod aus räuberischen Händen zurückzufodern. Es gehört zum Berufe der Gelehrten, das heilige Feuer dieser Wahrheit zu unterhalten, zum Berufe der Geschichtschreiber, das Andenken an die Fülle der Existenz solcher Völker zu erneuern, bey denen öffentlich verhandelt werden durfte, was alle betraf. Die griechischen Staaten sind hier, vielleicht für alle Zeiten, Haupt-Thema. Über die Mutterstaaten hat die neuere historische Literatur mehrere gründliche Untersuchungen aufzuweisen; wenige über die Kolonieen. In Erwägung des entscheidenden Einflusses der oligarchischen, aristokratischen, demokratischen, aristodemokratischen Staatsform auf Nationalgeist, öffentliche Ansprüche, Richtung der Thätigkeit, wissenschaftliche Ausbildung, glauben wir, den Hauptgegenstand bey Untersuchungen über die griechischen Kolonieen in die bürgerliche Verfassung setzen zu dürfen; um so mehr, da das Geographische ziemlich berichtigt ist. Daher scheint uns auch die Ordnung, in welcher die Kolonieen aufzuführen sind, müsse nicht geographisch, sondern generisch bestimmt werden.

An sich selbst ist die vorliegende Schrift eines verdienten Historikers brauchbar, besonders für junge Studirende und für Dilettanten, die in die Ausführungen von *Ubbo Emmius*, *Heyne*, *Mannert*, *Rambach*, *Sainte-Croix* nicht eingehen können. Der Inhalt der ersten 10 Cap. ist grösstentheils geographisch: in allen Gegenden, wo griechische Niederlassungen Statt hatten, werden dieselben aufgesucht, nach ihrer Lage und Naturbeschaffenheit, nach ihrem allgemeinen Zustande geschildert; bey mehreren mit eingestreueten Notizen über bekannte, aus denselben gebürtige, Künstler und Gelehrte. Noch besonders ist das 3 Cap. der Aufzählung verschiedener, in der Literatur- und Kunst-Geschichte berühmter Griechen der kleinasischen Kolonieen gewidmet. Richtigkeit der Angaben läst sich von der Sachkenntniss des Vfs. erwarten. Weniges ist uns vorgekommen, was grösserer Genauigkeit bedürfte. S. 9 und 11 wird die Zahl der äolischen Koloniestaaten schlechthin auf 11 beschränkt, und Smyrna übergangen. Die Bemerkung wäre nicht überflüssig gewesen, dass dieser Staat ursprünglich äolisch war, erst in der Folge zum ionischen Bunde überging. Wie meistentheils, ist auch hier S. 21, und 136, 137, die Geschichte der Stiftung Massiliens durch ausgewanderte Phocäer unrichtig erzählt. Herodot stellt die Sache anders vor. Dass die lydischen Fürsten so reich gewesen seyen, wegen der Gold- und Silber-Bergwerke in ihrem Lande, S. 33, würde der Vf. nicht so unbedingt gesagt haben, wenn er *Heerens* Untersuchungen darüber verglichen hätte. Grossentheils wird bey den einzelnen Kolonieen der Mutterstaat angeführt; bey Lampsacus nicht, S. 75; da wäre diess aber, wegen Verschiedenheit der Meinungen, besonders nöthig gewesen. Die meisten Geographen und Historiker folgen der Angabe von Mela, der zufolge die Phocäer Stifter seyn sollen. Auch *Heeren* (im Handbuche etc. S. 193), scheint dem beyzustimmen, wenn er sagt: „alle griechischen Kolonieen an der Propontis, dem schwarzen Meere und der Mäotis waren von Milesiern angelegt, Lampsacus ausgenommen." In Erwägung, dass der phocäische Seehandel fast gar nicht, der milesische aber vorzüglich, nach dem Pontus gerichtet war, halten wir Strabons Angabe (l. XIII. Alm. p. 881) für die

richtige: auch Lampsacus sey milesischen Ursprungs. — S. 115: „Ein Prytaneum war in griechischen Städten ungefähr, was das Capitolium in Rom." Wird der Ursprung und das Wesen der Prytaneen, wie des Capitols, richtig aufgefasst: so fällt jede Ähnlichkeit zwischen beiden Anlagen weg; bloss mit dem Tempel der Vesta kann ein griechisches Prytaneum verglichen werden.

Fruchtbar sind im 11 und 12 Cap. die Ausführungen über die mehrfache Veranlassung der Griechen zum Kolonisiren, und über die rechtlichen und moralischen Verhältnisse der Kolonieen zu den Mutterstaaten. Doch finden sich die meisten Notizen, Citationen, Bemerkungen, Resultate, schon in den Untersuchungen von *Heyne opusc.* I. 296 ff. 302 ff. 312 ff. (Überhaupt scheint uns der grössere Theil der Arbeit mehr eine mit Sachkenntniss gemachte Sammlung von Auszügen, als die Frucht eigener Untersuchungen). Härte der Regierung, Überbevölkerung, Kriegsübel, bürgerliche Unruhen, Lästigkeit des müssigen Pöbels, Besetzung eroberter Städte, Handelsplane, hat schon *Heyne* als Beweggründe zur freywilligen Auswanderung, oder zur Fortschickung von Kolonieen angegeben. Derselbe Gelehrte hat bereits entwickelt, wie die Kolonieen, wenn sie nicht aus Missvergnügen, oder durch innere Feindseligkeiten bewogen, das Mutterland verliessen, unter öffentlichen Feyerlichkeiten abzogen, vom Mutterstaate förmlich ausgestattet wurden, heilige Gefässe, Götter-Statuen von da mitnahmen; besonders wie die heilige Lampe der Vesta, bestimmt für das Filial-Prytaneum, diesen wesentlichen Anfang jedes griechischen Staats, im Prytaneum der Mutterstadt angezündet ward; ferner, wie zwischen Mutter- und Tochter-Staat ein Band, gleich dem zwischen Ältern und Kindern, fortdauerte; wie in Kriegen des Mutterstaats die Kolonieen, wenn sie nicht Alliirte seyn konnten, doch nicht zur Partey des Feindes treten durften; wie die Kolonieen auf ihren Münzen die im Mutterstaate gebräuchlichen Abbildungen beybehielten; wie sie meistentheils ihre oberen Magistrate, wahrscheinlich auch die Oberpriester, aus der Metropolis nahmen; wie endlich die Kolonieen jährlich Opfergeschenke an die Haupt-Tempel des Mutterstaats geschickt, wie sie angesehenen Männern desselben, die in die Kolonie kamen, grosse Ehrenbezeugungen erwiesen haben.

Unserem Vf. grösstentheils eigen sind dagegen die Untersuchungen in den drey letzten Capiteln (XIII—XV): über die Ursachen des Gedeihens und des Wohlstandes der Kolonieen, und der in ihnen fortdauernden Vorzüge des griechischen Nationalcharakters; über die Ursachen der fortdauernden Verschiedenheit unter den griechischen Hauptstämmen, besonders den Doriern und Ioniern; über die inneren und äusseren Verhältnisse der Kolonieen in Italien und Sicilien. Mit Interesse sind wir dem Vf. in den Vermuthungen über die Ursachen sowohl der Verschiedenheit des dorischen und ionischen Dialekts überhaupt, als der Fortdauer dieser Verschiedenheit bey so vielfacher Völkermischung gefolgt. Die Dorier wohnten ursprünglich in gebirgigen Gegenden, und waren auf ländliche Geschäfte beschränkt: Umstände von wesentlichem Einfluss auf die Bildung ihrer Mundart. Meistentheils Jäger, Hirten, Ackerleute, die vorzüglich in freyer Luft Gedanken austauschen, überdiess beständig einer scharfen, dünnen Gebirgsluft ausgesetzt, waren die ältesten Dorier genöthigt, die Sprachwerkzeuge anzustrengen, scharf zu articuliren; dadurch gewöhnten sie sich an starke Consonanten, schallende Töne, an eine härtere Mundart. Als sie in andere Gegenden abzogen, war das Ganze des Dialekts bereits abgeschlossen. — Die Griechen des ionischen Stammes bewohnten früh schon Küstenplätze, Niederungen der Ströme, lebten in Städten, beschäftigten sich vorzüglich mit Handel und städtischem Gewerbe. Milde, weiche Luft, und das nahe Zusammenleben machten Anstrengung der Sprachorgane überflüssig; es bildete sich eine sanftere, gedehntere Mundart. Scharfsinnig, lesenswerth ist, was im letzten Cap. über die Unterscheidungsmerkmale der aristokratischen und demokratischen Kolonieen vorgetragen wird. Die aristokratischen begnügten sich mit dem Umfange des von den Vorfahren in Beschlag genommenen Gebiets; frey von Eroberungsbegierde, benutzten sie das altväterliche Erbtheil eines mässigen Vermögens, im Genusse innerer Ruhe und bürgerlicher Eintracht. Anders die demokratischen, z. B. Tarent, Syrakus. Diese waren begierig nach Vergrösserung des Gebiets und des Nationalreichthums, wagten das Glücksspiel der Waffen und des Grosshandels; aber von dem blendenden Reichthum und Luxus, zweydeutigem Zeichen von Nationalglück, waren Parteysucht, innere Erschütterungen, gewaltsame Revolutionen unzertrennlich.

Dass die gegenwärtige Schrift unserer oben mitgetheilten Vorstellung über die hauptsächliche, am meisten verdienstliche Richtung historischer Untersuchungen über die Kolonieen der Griechen nicht entspreche, wird der Leser aus der Darlegung des Inhalts abgenommen haben. Wahr ist in einigem Grade, was gegen diesen Plan der Bearbeitung wird gesagt werden: er ist nicht ausführbar, wegen Mangels an Nachrichten. Aber *Heyne* hat doch gezeigt, dass Manches zu finden ist, dass aus der Zusammenstellung der einzelnen Daten interessante Resultate entspringen. Bey einigen Kolonieen berührt der Vf. die bürgerliche Constitution, z. B. bey Ephesus, Rhodus, bey anderen nicht. (Eben so erwähnt er bey einigen etwas vom Handel, bey anderen übergeht er diesen Umstand mit Stillschweigen: ein fester Plan scheint nicht zum Grunde zu liegen). Von den Verfassungen zu Thurium und Croton ist nichts angeführt; dass etwas darüber zu sagen ist, beweisen die Untersuchungen von *Heyne, opusc. II.* 147 ff. 182 ff. Von der zu Tarent wird oberflächlich etwas erwähnt; gründlicher *Heyne* a. a. O. S. 221 ff. NN.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Über Industrie und Cultur der Portugiesen.* Vom Hofr. *Lueder* in Braunschweig. 1808. 218 S. 8. (21 Gr.)

Nicht aus eigener Bereisung des Landes hat der Vf. Portugall kennen gelernt; es ist ihm aber nichts unbe-

kannt geblieben, was in neueren Zeiten darüber gedruckt worden ist; daher findet man in den unter den Text gebrachten Anmerkungen beständige Hinweisung auf die zu diesem Zwecke gebrauchten Schriftsteller aus mehreren Nationen. Dadurch werden auch Hartgläubige in Stand gesetzt, tiefer zu untersuchen, und zu den Quellen geschickt bey Behauptungen, die sie nicht auf Treu und Glauben annehmen wollen. Durch das ganze Buch leuchtet gründliche Einsicht und ein reifes Urtheil hervor. Es ist gut geschrieben; der Vortrag hält zwischen Weitschweifigkeit und Trockenheit die gewünschte Mitte. Man liest, über den Grund der Erscheinungen hinreichend belehrt, gern weiter, und findet sich am Ende an zusammenhängenden Begriffen reicher.

Mit Recht zählt der Vf. die portugiesische Nation zu den in historischer und politischer Hinsicht unglücklichsten in unserem Welttheil, obgleich die Natur ihrem Wohnlande herrliche Geschenke in grossem Überflusse zugespendet hat. Wie wenig dieser Vorzug von den Regenten desselben und ihren Stellvertretern seit langer Zeit, und fast von jeher, zum Wohl des Ganzen benutzt worden sey, zeigt er in einem kurzen Abrisse der portug. Geschichte, welchem wir zwar mehr Ausführlichkeit gewünscht hätten, aber in so fern damit zufrieden seyn können, da er die Ursachen der allgemeinen Lähmung, das Emporkommen des unaufgeklärten Adels und des bigotten Klerus, in Portugall enthält.

Die Portugiesen sind klein oder von mittler Statur, meistens übermäsig fett, gelb im Gesicht, wie d. Nordländer, wenn sie krank sind. Hiemit in höchstem Contrast stehen ihre schwarzen, funkelnden Augen, welche die überhaupt schöneren portug. Weiber mit den Männern theilen. Kein südliches Volk ist stärker und zu den mühsamsten Arbeiten geschickter als das portugiesische. Tras os Montes und Minho gehören zu den gesündesten Ländern der Erde. Selbst in Lissabon ist die Luft sehr gesund; aber in seiner Nähe liegen ungesunde Örter. Beira und Alemtejo sind ungesunde Provinzen. Man findet in Portugall eine verhältnissmäsig geringe Anzahl Greise, ausgenommen in Minho, wo viele Leute von 90 bis 100 Jahren, und Mütter sind, die 25 bis 30 Kinder geboren haben. Das Land ist voller Moräste, wodurch beständig Flusskrankheiten entstehen. Viele Menschen werden durch den frühen Genuss verbotener Liebe geschwächt; die Knaben sind im 15, die Mädchen mit 8 oder 9 Jahren mannbar. Die Weiber aller Classen lieben den Putz übermäsig. Von den Engländern haben die Portugiesen das Theetrinken angenommen; der Schnupftaback ist ein so allgemeines Bedürfniss, dass man selbst die kleinen Kinder damit zur Stille bringt. Musik, Tanz, Schauspiel, Billard, Karten, Würfel sind enthusiastisch beliebt. Obgleich den Möbeln in Portugall die Eleganz fehlt, so haben doch die Einwohner treffliche Anlagen zu sauberen Arbeiten, Kopf für Künste und Wissenschaften, und dabey viel Sinn für feine Geselligkeit. Ihren Stolz nehmen sie aus der Erinnerung an ihre tapferen Ahnherren. Im Genusse starker Getränke schweifen sie wenig aus. Bey ihrem Klima reichen sie mit Häusern ganz ohne Fenster aus, und haben selten Öfen darin. Man hat in Portugall jährl. 8 Wochen lang und drüber beständig heiteren Himmel und eine Hitze, die über 20 Grad steigt. Der Sommer verbrennt die Fluren, das Laub verschrumpft und das Gras verschwindet. Das macht, besonders im Süden, die Arbeit sehr drückend und den Mittagsschlaf nothwendig. Von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachm. geht man in Lissabon nicht aus. Im November und December giessen die Wolken unaufhörlich. Die Gewässer wimmeln von Fischen, die Wälder von Wildpret, allenthalben wachsen Kastanien. Das Land ist höchst fruchtbar, sowohl an Getreide als an Wein. „In Minho füllte man einst mit den Früchten *eines* Orangenbaums 8 Karren; von *einem* Wallnussbaum sammelte man $172\frac{1}{2}$ Gallon Nüsse; *ein* Weinstock hatte so viele Trauben, dass ihr Saft eine Pipe Wein gab." Hiezu kommt das grosse Rindvieh, die wollreichen Schafe, Schweine, Pferde, Esel, Maulthiere, Ziegen. Eben die Fülle gewährt das Mineralreich; in jedem Berge, jedem Flusse findet man Gold. Und doch ist Portugall weit entfernt, die Glückseligkeit zu geniessen, welche man ihm nach diesen Prämissen zuschreiben müsste.

Der Vf. erklärt diesen Mangel nach *Smith*'schen Grundsätzen auf eine überzeugende Art. Es würde hier zu weit führen, diese Sätze mit ihrer Anwendung auf Portugall durchgehen zu wollen; sie sind bekannt genug, wenn gleich häufig missverstanden. Wir begnügen uns, einige Hindernisse des öffentlichen Wohls aus der dermaligen Beschaffenheit des Landes und des Verkehrs der Einwohner beyzubringen. Die Bergwerke werden nicht mehr bearbeitet, seitdem die amerikanischen sich ergiebiger gezeigt haben. Dabey haben Arbeitslohn, Capitalgewinn und Zinsen abgenommen. Es fehlt an Holz und Kohlen, die Erze zu schmelzen. „Der tausendste Theil ihres Salzes gilt den Portugiesen mehr als alles Gold, das in ihren Flüssen und Bergen liegt; eine Schiebkarre voll Thon, aus dem man bey Estremoz die Gefässe brennt, ist dem Lande mehr werth als alle feine Hyacinthen und Topasen." Wegen der Menge der Gebirge wird die Jagd wenig getrieben. Es fehlt an Fässern, darum muss man Millionen Fische an den Küsten verfaulen lassen. Weil die schönen Schafe in Beira jährlich auf 5 Monate nach Alemtejo geschickt werden müssen: so geht der Vortheil der Wolle durch die darauf gewandten Kosten verloren. Ein grosser Theil des portug. Bodens ist dürre, die reissenden Ströme zerstören die Saatfelder und versanden sie. Die Guadiana bedeckt die Berge zuweilen. Noch schrecklicher sind die Ungewitter, Erdbeben nicht selten. Noch hat sich Lissabon von dem Erdbeben im J. 1755 nicht erholt. Es kostete 20000 Menschen das Leben, und der ganze Verlust bey demselben wird zu 2,284,000000 Livr. angeschlagen. Zur Beglaubigung dieser übertrieben scheinenden Summe werden *du Chatelet*, *Dumouriez*, *Murphy* und *Link* angeführt. Dem inländischen Handelsvertriebe fehlt die Communication. Über die meisten Gebirge führt kein Heerweg, oft kaum ein Pfad. In vielen Gegenden ist es den Güterbesitzern durchaus unmöglich, ihre Producte zu Markte zu schaffen. In der dürren Jahrszeit verdirbt das getriebene

Vieh; in der nassen schwemmen Regen, Gewitter und Austretungen die Landstrasen fort. Die Häfen sind gefährlich, die Barren vor den Flüssen werden jährlich grösser. An wenigen Stellen sind die Flüsse lange fahrbar. Allein über den kleinen Minho gehen 220 Brücken. Die Capitale der Kaufleute werden meistens dem allerdings beträchtlichen ausländischen Handel zugewendet, der aber mit dem inländischen in keinem Verhältnisse steht, und daher das Erwartete nicht abwerfen kann.

Portugall ist seit Jahrhunderten von geistlosen Fürsten beherrscht worden, die immer der productiven Classe nahmen, um mit vollen Händen der unproductiven zu schenken; die, „um gute Bürger im Himmel zu werden, schlechte Könige auf Erden wurden." Das ganze Land ist voller Gemeinheiten, die, ihrer Natur nach, Wüsteneyen, kahl, oder mit Gesträuch überzogen sind. Unermessliche Güter gehören der Krone und den grosen geistlichen und weltlichen Baronen; kleinere den Fidalgos, äusserst wenige sind im Besitz von Bauern. Die Unwissenheit und der Stolz des Adels ist grenzenlos, der sich in die Städte zu wohnen begiebt, den Bauer verachtet und ihn nur knieend mit sich sprechen lässt. Um dem unerträglichen Joche zu entgehen, flüchtet auch der Sohn des Bauers in eine Stadt, sobald er ein Capitälchen hat sammeln können. Dabey verarmen Edelmann und Landmann. In Kirchen und Klöstern liegen Schätze. Alle Werkzeuge und Geräthe sind plump, unbrauchbar; von verarbeiteten Materialien liegen, selbst in Lissabon, immer nur geringe Vorräthe zum Verkaufe. Das auf Gewinn wartende Capital im Lande ist zu schwach; es fehlt an Arbeitern, es fehlt an Nachfrage. Das grössere Capital der Britten hat ihnen vorzüglich über den Handel der Portugiesen einen so entscheidenden Sieg verschafft. Diess wäre der Fall gewesen, selbst wenn John Methune jenen verderblichen Tractat von 1703 nicht geschlossen hätte.

Dazu tritt der Müssiggang. Die Portugiesen haben 139 Festtage im Jahr. Im Jan. 15, im Febr. 11, März 10, Apr. 15, May 10, Jun. 11, Jul. 14, Sept. 10, Oct. 13, Nov. 9, im Dec. 21. An diesen arbeitet das Volk nicht. Die Processionen nehmen kein Ende, und geben Gelegenheit zum höchsten Sittenverderben. Die Geistlichen sind nicht nur Vertheiler der himmlischen, sondern auch irdischer Güter, die sie in Überfluss besitzen. In den Klöstern werden täglich Tausende gespeiset und mit baarem Gelde beschenkt; dafür stehen den Pfaffen ihr Verstand und ihre Fäuste zu Dienste. Durch die Bettelmönche ist die Betteley ehrenvoll gemacht. Es giebt ansässige und herumziehende Bettler; es giebt ihrer mit Orden. Ihre Hauptniederlage ist Lissabon, wo sich auch die mehresten Gauner, Diebe, Räuber, Mörder und Banditen vereinigen. „Die Wurzeln dieses scheusslichen Stammes laufen unter dem Fuss des Altars hin." Für Sparsamkeit hat der portugiesische Edelmann keinen Sinn. In den Häusern der Vornehmen, selbst der mittelmässig begüterten, drängt sich das unthätige Gesinde. Diess erstreckt sich zu den unteren Bürgerclassen. Das allernothwendigste Stück ist ein Hauspfaff. Herrenloser Hunde nimmt Dumouriez allein in Lissabon 80,000 an.

Was unter Josephs Regierung Pombal zur Verbesserung der Industrie für despotische Einrichtungen machte, und wie tiefe Wunden er dadurch dem Staate schlug, steht hier mit starken, auch wohl zu grellen, Farben gezeichnet. Durch sanfte Mittel war in Portugall nicht zu helfen; Pombal versah es darin, dass er den Stab Wehe oft an der unrechten Stelle führte. Er hatte keinen sicheren Rückhalt an der Regierung; er wagte alles, um alles zu verlieren. Die Fidalgos leben auf Kosten des Reichs, bloss von Pensionen. Kirchen, Klöster und Kapellen stehen überall. Der Erzbischof von Braga zieht jährlich über 100,000 Crusaden. Der Mönchsklöster sind 415, der Nonnenklöster 104. Bey einer Bevölkerung von noch nicht 3 Millionen füttert das Land 200,000 Geistliche beiderley Geschlechts. Die fromme Königin Maria hat noch zu den vielen eine Kirche nebst einem Kloster bauen lassen, die 5 Mill. Cruf. kostet. Seit 1772 sind zur Bildung künftiger Gelehrten noch neue 309 Schulen gestiftet; das Volk kann nicht buchstabiren, und hat nicht die geringste Wissbegierde. Dem Gelehrten mangelt in Portugall das Höchste, der freye Flug des Geistes; die Inquisition schnürt ihn ein. Die Literatur ist in ihrer Kindheit; es giebt kein literarisches Publicum: fast nur die angesehenen Kaufleute lesen. In Coimbra, der ersten Universität, lehren 12 Professoren das kanonische Recht, höchstens drey beschäftigen sich mit der Chemie, Experimentalphysik, Ethik, Metaphysik und Naturgeschichte. In der Theologie sind 16, in der Geschichte 2 Lehrer. Die Akademie der Wissenschaften hat einige schwache Verdienste. Die Censur schiert alle Freyheit weg; es giebt nur eine einzige Zeitung, „in der auch nicht ein einziger Artikel befindlich ist, der nur den entferntesten Bezug auf Politik hätte." Der höchste Absatz, worauf ein Buchhändler bey einem wissenschaftlichen Werke rechnen darf, sind 200 Exemplare. In 1800 Jahren hat Portugall mit allen seinen Nebenländern nicht so viele Schriftsteller gehabt, als in Deutschland allein im Jahr 1788 in voller Thätigkeit waren. Die Gesetze sind zahllos; aber sie schlafen, und das Volk kennt sie nicht. In Lissabon ist keine Policey; man mordet bey hellem Tage, und die Verbrecher finden gleich Freystätte. Armee und Marine taugen nichts. Den Officieren ist der Grundsatz der Ehre unbekannt. „Man sieht keine Spur mehr von dem, was der Graf von der Lippe that oder gethan haben soll." In den nautischen Wissenschaften sind die Portugiesen ganz unerfahren.

Wir glauben dem Vf. den Beyfall des denkenden Publicums gewiss zusichern zu können, aus welchem er sich, laut der Vorrede, die Hoffnung bilden würde, dass dieses sein erstes Beyspiel „der Anwendung der Grundsätze des unsterblichen Smith auf die Staatskunde nicht das einzige bleiben werde." So leicht, meint er, würde es dann nicht bleiben, Staatskunden zu schreiben. Desto besser. Jede Wissenschaft muss gewinnen, und ihr Nutzen einleuchtend werden, wenn man allgemeine Vorkehrungen trifft, die immer fertigen Fingerhelden auszuschliessen, und ihr nur geistreiche, forschende Köpfe zum weiteren Anbau zu verschaffen.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JANUAR, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

Krefeld, b. Abr. ter Meer: *Der Mensch wie er erscheint, oder Darstellung aller Völker der bekannten Erde*, von *Mart. Stuart.* Aus dem Holländischen. Mit Vorrede und Anmerkungen vom Prof. *Froriep. Erster Band. Erstes Heft.* 1806. XI u. 158 S. *Zweytes Heft.* 1807. 208 S. *Zweyter Band. Erstes Heft.* 1808. 163 S. Anmerkungen zu diesem Hefte 72 S. 8.

In der Vorrede dieses, der Anlage nach, weitschichtigen Werks wird der Gesichtspunct angegeben, woraus man es zu betrachten hat, um keine zu grossen noch unbilligen Foderungen an den Herausgeber zu machen. Hienach kann die Naturgeschichte des Menschen nach siebenfacher Verschiedenheit genommen werden, worunter die letzte die National-Verschiedenheit, und von dem Vf. zum Gegenstande seiner Bearbeitung gewählt ist. Was man über den Menschen in seiner Erscheinung als Erzeugniss eines gewissen Erdflecks, oder als Nachkomme abgeschlossener Stämme, wissen kann, muss, zumal bey entlegenen und nicht viel bereiseten Welttheilen, mühsam aus den oft ganz unphilosophisch verfassten Reisebeschreibungen zusammengesucht werden, und befriediget den Forscher desto seltener, je entfernter die Data aus einander liegen. Diese durch Annäherung und Vergleichung in Einen Gesichtspunct zu bringen, ist eine verdienstliche Unternehmung, die nicht nur im Allgemeinen Nutzen und Vergnügen gewähren, sondern auch der bestimmteren Beantwortung der grossen Frage: Was der Mensch an sich sey und was er vermöge, beförderlich werden könnte. Indessen ist in dem ersten Hefte noch wenig geleistet worden. In der Einleitung kommt zwar manches Lesenswürdige über die unterscheidenden Kennzeichen des Menschen in seinen klimatischen und abstammlichen Zuständen vor: aber theils wüssten wir nicht etwas Neues gefunden zu haben; theils enthält die Abhandlung bloss zerstreute Glieder, kein Ganzes. Besonders liest man mit Missfallen, dass der Vf. gewisse Bestimmungen postulirt, die erst als Resultate der Untersuchung am Ende des Werks hervorgehen sollten. Hieher gehört die Meinung von der Abstammung der verschiedenen Menschenraçen von Einem Urstamme. Ob der Vf. dieser Meinung mit Recht oder Unrecht zugethan sey, davon ist hier die Rede nicht. Er führe uns erst alle ihm bekannten Menschencohorten mit allen ihren wesentlichen und zufälligen Abzeichen der Reihe nach vor, erhelle durch seine Beschreibung die wichtigeren Puncte, vergleiche und trenne, wo er es recht findet, und lasse dann uns selbst urtheilen, oder helfe höchstens unserem Urtheil unbefangen nach.

Die Schilderung der Menschen nach ihrer National-Verschiedenheit fängt im ersten Hefte bey den Südsee-Insulanern an; dann sollen die Australier, darauf die Amerikaner, Afrikaner, Asiaten, und zuletzt die Europäer folgen. Uns befremdet diese Rangordnung in so fern nicht, als nothwendig bey dem Rohen angefangen, und stufenweise zu dem immer mehr und mehr Gebildeten und Veredelten fortgeschritten werden muss. Aber es ist doch ungereimt und aller Erfahrung zuwider, dass sich die Grade der Cultur nach Welttheilen bestimmen lassen. Die Einwohner von Otaheiti, Ulietea und den Sandwichinseln sind so geschildert, wie sie aus Cook und seinen Nachfolgern bekannt sind. Der Extract hätte kräftiger und auf den allgemeinen Zweck des Werks in stets deutlicher und hinweisender Beziehung gemacht seyn müssen. Was aber der in jenen Schriften Bewanderte hier liest, ist nichts als Recapitulation des Gewussten. Es sind artige illuminirte Kupfer beygefügt, worin wir unsere alten Bekannten aus Cook, den König Otu, die Tänzerin Teinamai, den windigen Omai, den energischen Kanina, wiederfinden. Ausser diesen befinden sich beym ersten Hefte noch zwey Kupfertafeln mit Schädeln von verschiedenen Nationen. — Die Anmerkungen des Hn. Prof. *Froriep* erläutern mehrere Begriffe, die der Vf. unbestimmt gelassen, besonders in Hinsicht auf den menschlichen Körperbau; worunter wir das, was über den Instinct der Thiere beygebracht worden, vorzüglich richtig finden. — Nachgeliefert sind noch 3 Bogen, von S. 161 bis S. 202, worin, aus Turnbulls im J. 1805 herausgekommener Handelsreise von 1800 bis 1804, Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Otaheiti und den Sandwich-Inseln gegeben werden. Diese Nachrichten sind jetzt nicht mehr neu; wir nehmen sie indessen mit Dank an, wenn sie gleich den Hauptgesichtspunct des ganzen Werkes wenig angehen. Ob das aus der Nacht jener Gegenden emporgestiegene Gestirn Tamahama's einst in der Universalgeschichte der Weltcultur glänzen werde, muss die Zeit lehren.

Im zweyten Hefte führt uns der Vf. nicht weiter als zu der Osterinsel, den Freundschafts- und den Marquesas-Inseln, die er nach Cook, Forster, Wilson, la Perouse und la Billardiere beschreibt. Er verirrt sich desto mehr von seiner Strasse, je langsamer er fort-

schreitet. Er ist nicht mehr Philosoph und ruhiger Berichtsteller, sondern vielmehr nur zu oft begeisterter Dichter und Seher. Die Wahrheit hat er häufig, wie er selbst gesteht, der Schönheit aufgeopfert. Seine Diction wird so üppig, dass sie, bey allen aufgestellten, manchmal überaus reizenden Bildern, Unwillen erregt. Der Vf. hält den Contract nicht, den er mit seinen Lesern im ersten Hefte geschlossen hat. Er kann hundert und mehr Bände füllen, wenn er auf solche Art fortfährt; am Ende aber, wenn es ein Ende giebt, wird das Resultat eine Wolke seyn, keine Juno. Den Beschluss macht ein Verzeichniss der vorzüglichsten in den Südseeinseln vorkommenden Naturproducte. Es ist sehr unvollständig. Der Übersetzer des *zweyten* Hefts, der mit dem des ersten nicht Eine Person zu seyn scheint, zeigt viel Stärke und Gewandtheit in seiner deutschen Muttersprache. Die von Kuyper gezeichneten Kupfer müssen wir, von der ästhetischen Seite betrachtet, loben.

Rec. schreitet zur Beurtheilung des ersten Heftes vom zweyten Bande fort. Unmöglich kann dieser von dem Vf. des ersten Bandes, oder vielmehr dessen ersten Hefts herrühren. Auch befindet sich der Name *Stuart* nicht mehr auf dem Titelblatte. Hier ist keine Übersetzung mehr, es muss Urschrift seyn. Und welche! Die numerosefte Prosa, die je ein Deutscher geschrieben haben mag. Sie ist durchaus klangreich, wie die Stücke eines im Sturm verweheten hexametrischen Gedichts. Ein kühnes Bild jagt das andere, Scene drängt Scene, Wind, Donner und Blitz spielen ihre Kraftrollen. Man sieht, der Vf. muss den Virgil vor sich oder in Gedanken gehabt haben. Aber er ist virgilischer als Virgil selbst. Er hat den Zucker gezuckert. Rec. ist verlegen bey der Wahl einer Probe; über der strotzenden Fülle stockt die greifende Hand. Er sucht lieber nicht weit, und wählt gleich aus S. 7 folgende Zeilen: „Schnell ergiesst sich ein Meer von Nebel, und woget, dicht und breit, in endlosen Strömen durch alle Gewinde der Klippen heran; Berge, Thäler und Wälder versinken ins Dunkel kommender Wolken. Höher und höher wird dickqualmender Dampf um die Zinnen der Berge gewirbelt, und weiss und gebrochen rollt der brandende Schwall vom Klippengestade entlang zurück. Selbst über die Riesengipfel der Höhen steigt, unermesslich umher gegossen, das finstere Gewog auf, Himmel und Erde stehn gestaltlos in düsterem Grauen vernachtet. Öde Stille sinkt die Gebirge herab, und lautloses Schweigen herrscht durch den weit verhüllten Felsenwald. Und plötzlich erzittert die Erde; furchtbar durchschmettert, fern hallend, Gekrach die ganze Gebirgswelt. Bewaldete Gipfel, oder ein Schneegebirge, die gesenkt über der Tiefe hingen, wurden aus ihrem Orte gerissen, und entstürzten mit Donnerbrausen unaufhaltsam in den Abgrund. Gemalmet prasselt der Schutt zertrümmerter Felsen; rings erdonnern die Berge; es kracht, dumpf erschallend, der Wald; und langes Gedonner durchrollt hoch oben die Wölbung des Himmels. Der Widerhall erstirbt, stets ferner und leiser verdonnernd; und öder wird die Stille, dumpfer und lautloser herrscht das Schweigen durch die verstummten Räume. Doch es rauschen die Winde auf aus dem Meer, zerstreuen die dichten Nebelgewölke; und aus zerrissenem Dunkel treten die Lichtgestalten der Berge majestätisch an I glanzvoll hervor." Was, wie, warum diess alles? Es ist, oder soll von nichts, als dem Anblicke Neuseelands die Rede seyn. Auch davon brauchen wir hier nicht viel, wir wollen bloss die Neuseeländer kennen lernen. Möchte doch Martial dem Vf. am Ohr gezupft und ihm zugerufen haben: *Jam dic, Postume, de tribus capellis!* Aber auf diese Weise geht es 32 Seiten, und auch weiter hin, wo er nur zu berichten hat, geht es in dem pomphaften Getöne, nur nicht so hochtrabend, fort. Alle Kleinigkeiten werden ausgemalt, wobey seine überreiche Phantasie dem Vf. die meisten Farben leiht. Nach Neuseeland folgen die Pelew-Inseln, und zuletzt die neuen Hebriden. Weiter führt uns auch dieses Heft nicht. In den Anmerkungen werden die bekannten Quellen, woraus der Vf. einen Theil seiner Materialien schöpfte, angezeigt, und manches hinzugethan, das entweder gar nicht hieher, oder doch in den Text gehört hätte. Wir gestehen unsere Unzufriedenheit mit der ganzen Bearbeitung, die höchstens einen zierlichen Apparat abgiebt, woraus ein denkender Kopf, der nicht zur Unzeit den Dichter spielen, und mit schönen Ausdrücken tändeln will, etwas Solideres wird verfertigen können. Von den 3 illuminirten Kupfern des letzten Hefts stellt das erste einen Neuseeländer mit seinen beiden Weibern, das zweyte den aus Wilsons Reise bekannten Abba Thulle mit seiner, ihr Kind stillenden Ludi, das dritte eine wandernde Familie aus Tanna vor. Auch diese sind mehr idealisch, als getreu. Cht.

Berlin u. Leipzig: *Gemälde von Danzig, nebst Bemerkungen auf einer Reise von Danzig nach Königsberg.* Eine nothwendige Beylage zu der Skizze von Danzig. 1809. 222 S. 8. (16 Gr.)

Zur besseren Kenntniss mancher deutscher Städte, ihrer Verfassung und der Beschaffenheit ihrer Einwohner, hat der Umstand nicht wenig beygetragen, dass durchreisende Fremde, die sich längere oder kürzere Zeit in ihnen aufgehalten hatten, die Feder ergriffen, und das Publicum mit ihren Erfahrungen über diesen Gegenstand bekannt machten. Selten oder nie aber hat ein solcher Schriftsteller das Glück, den Einwohnern der beschriebenen Städte zu gefallen; zumal wenn er tadelt. Die Bürger einer Stadt sind mancher, oft leicht abzustellender, Unfüglichkeiten gewohnt, die einem Fremden auffallen und ihn zum Spotte reizen, und wissen sich ihren unangenehmen Folgen zum Theil klüglich zu entziehen. Ja, es giebt örtliche Fehler, die mit vortrefflichen Eigenschaften verwandt sind, und nicht ausgerottet werden können, ohne weit mehr Gutes zugleich mit wegzuschaffen. Wenn ein Fremder über diese aburtheilt: so sollte er sie vorher in ihrem ganzen Zusammenhange kennen lernen, um Keinem durch seine Bemerkungen Unrecht zu thun. Wenn ein Jeder diese Vorsicht beobachtete: so würden wir weniger flüchtige und unreife Schriften dieser Art haben. Aber alsdann würde es uns auch beynahe

ganz daran fehlen. Denn gewöhnlich ist es der Geist und die Nothwendigkeit des Widerspruchs, der irgend einen Bürger oder Einwohner, der von einem Ausländer unrichtig oder gehässig geschilderten Stadt in Wärme bringt, und ihn, eine bessere Beschreibung derselben zu liefern, nöthigt. Auch geräth eine solche Beschreibung unparteyischer. Von einem unaufgeforderten einheimischen Schriftsteller erwarten die Mitbürger nur Complimente, finden wenigstens in vielen seiner, wenn auch aufs allgemeine Beste abzweckenden, Anmerkungen ungerechte Angriffe und widrige Anspielungen. Einem zu weit ausgreifenden Ausländer hingegen kann man, selbst unter dem Deckmantel der Widerlegung, indem man ihn zu bestreiten scheint, allerley zugeben, und seine eigene, einmal blossgestellte Schwäche eingestehen; wodurch am Ende doch die Wahrheit gewinnen muss.

Diess allgemeine Wort trifft hier an dem Vf. des Gemäldes von Danzig seine Anwendung. Er will den Vf. der Skizze von Danzig, den er, seinen Mitbürgern zu gefallen, als boshaft und tückisch charakterisirt, widerlegen, und giebt bey dieser Gelegenheit von seinem Wohnorte ein Bild, worin sich Wahrheit und Liebe, Strenge und Nachsicht vereinigen. Er kennt Danzig, und beschreibt es in 17 Abschnitten; die 3 folgenden sind seiner Reise nach Königsberg gewidmet. Zuerst beschäftigt er sich mit seinem Gegner, dem Vf. jener Skizzen, dessen Nase an mehreren Stellen in und um Danzig beleidigt worden war. Der Vf. des Gemäldes führt seine Nase als Gegenbeweis an, wozu wir ihr die Competenz absprechen müssen. Er führt uns in der Gegend um Danzig herum, die, vorzüglich in einiger Entfernung, viel Reizendes hat. Es wäre dem Leser bequemer gewesen, wenn der Vf. den Ausdruck einfacher gehalten, und seinen Pinsel nicht so voll genommen hätte. So liest man, bey Gelegenheit des Cistercienser Klosters zu Oliva, die wahrlich nicht neue Bemerkung, dass die Geistlichen sich bey ihrer Ansiedelung der schönsten Landstücke bemächtigt haben, in folgenden Worten: „Alle geistliche Herren griffen bey der Wahl ihrer Wohnplätze nach solchen Flecken auf Gottes Erde, wo die Natur mit dichterischem Geiste *bey der Schöpfung* zugegen gewesen war." Und S. 25, wo dem Bischofe Karl zum Ruhme ein — hohenzollerischer Geist zugeschrieben wird. Die Anekdote S. 41, wo ein Holländer einen Privatgarten für einen Wirthsgarten ansieht, und sich darin aufwarten lässt, ist ziemlich täppisch, und wird an verschiedenen Ortern, als daselbst vorgefallen, erzählt. Die alte Bauart der Danziger lobt der Vf. nicht, und giebt vollkommen gültige Entschuldigungsgründe an. Was er über den gesellschaftlichen Ton sagt, ist unsanft, aber wahr. Den Neidern der danziger reichen Kaufleute, die mit prächtigen Fuhrwerken Reisen anstellen, und grossen Aufwand im Auslande machen, giebt er S. 60 folgende Naivetät zu verschlucken: „Ich bin gewiss, der, welcher heute den Danzigern daraus einen Vorwurf macht, dass sie wie Prinzen die Länder Europens durchzogen haben, der lässt sich morgen den bequemsten Reisewagen bauen, wenn er heute in die glücklichen Umstände versetzt wird, es ebenfalls thun zu können." Weiter führt er den Leser in die Kirchen, und rechtfertigt die jugendlichen Pfarrer. Es wird jetzt an einer Verbesserung des lutherischen Gesangbuchs gearbeitet, welches in seiner jetzigen Gestalt nicht mehr vor dem Urtheil der Gläubigen bestehen kann, und worin Albernheiten vorkommen, wie: „Mein Jesus kann addiren, Und auch multipliciren, Auch da wo lauter Nullen sind." Über das, mancher Verbesserung bedürftige, Schulwesen, so wie über den Fortgang der Gelehrsamkeit und Kunst bringt er belehrende Angaben dar. Wenn man ihm glauben darf: so war, nach S. 105, das in den öffentlichen Blättern vor einiger Zeit oft ausposaunte Gemälde vom jüngsten Gericht, das den Gebrüdern van Eyck zugeschrieben wird, um dessen Besitz sich schon Kaiser Rudolph (II), nachher Peter der Grosse vergebliche Mühe gegeben hatten, und das zuletzt nach Paris gekommen ist, des darüber gemachten Aufhebens nicht werth. Über Plümicke und dessen Bemühungen, Danzig aufzuklären, wird S. 98 lachend gespottet. Das eingerückte Lied an die in den Krieg gehenden Freymaurer ist des Abdrucks nicht unwerth. Was Rec. in dieser Schrift suchte und fand, ist eine Darstellung der der guten Stadt von preussischer Seite angethanen Unbilden und Bedrückungen, um Elbing zu heben, und Danzig in einen so schmachtenden Zustand zu versetzen, dass es durchaus fallen musste. Besonders zeichnet sich der S. 147 ff. eingelegte Brief in dieser Hinsicht als interessant aus. Es liesse sich manche gute Lehre für die Finanzverfassung des sich regenerirenden preussischen Reichs daraus entnehmen. Aus diesem Briefe und den beygefügten Erzählungen des Vfs. ist die Ursache augenscheinlich genug, warum die Danziger sich ungern unter den preussischen Scepter schmiegten, obgleich der Handelsstand, bey den damaligen überaus glücklichen Conjuncturen, durch diese Vereinigung unsäglich gewonnen hat.

Die Reise des Vfs. geht über Dirschau, den Geburtsort *J. R. Forsters*, und das gesegnete marienburgische Werder, nach Marienburg, dessen Einwohner zu 6682 angegeben werden, und von da durch das kleine Werder nach Elbing. Dieser Weg geht durch einen höchst fruchtbaren Erdstrich, dessen Bebauer so übermüthig sind, dass der Vf. die Wahrheit einiger darüber hergesetzter Anekdoten betheuert, wovon wir folgende zum Beyspiel geben. Nach S. 185, liess zu Königsdorf der Bauer Wunderlich sein Haus abbrechen, und baute einen kleinen Palast, welcher in Sachsen den Rittersitz eines reichen Grafen geziert hätte. Diese stattliche Wohnung ärgerte seinen Nachbar Rempel, der sich kurz vorher ein neues bequemes Haus gebaut hatte, welches nur ländlich, nicht glänzend war. Dieses brach er zwar nicht ab; um aber auch ein Prachtgebäude wie W. zu haben, baute er einen Backofen, mit eben der Pracht, in eben dem Styl, von eben der Grösse, wie das herrliche Haus seines Nachbarn. Franzwein zu trinken, war diesen Landleuten vor dem Kriege zu schlecht; es musste Champagner, Burgunder oder Ungarwein seyn. Elbing

wird von dem Vf. zu 19754 Einwohnern berechnet. Er geht nach Frauenburg, erinnert dabey an Copernicus, und von da über Braunsburg und Heiligenbeil nach Königsberg. Kläglich war der Zustand Heiligenbeils bey der allgemeinen Feuersbrunst im J. 1807. Gegen Balga, am frischen Haff, über, war vormals eine Verbindung des Haffs mit der Ostsee; darüber poetisirt hier der entzückte Vf. ein Weilchen. Bey Königsberg, das 60—75,000 Menschen enthalten soll, rühmt er das stille Leben und Betragen des nicht für das Waffengetümmel geschaffenen Königs und der hochverehrten Königin, meldet, dass der unsterbliche Kant auch auf die gesellschaftliche Bildung seiner Mitbürger vortheilhaft gewirkt habe, beklagt sich über die fortdauernde Prügelsucht der preussischen Officiere, welcher endlich durch den Befehl vom 1 Sept. 1808 ihr Ziel gesteckt wurde, und endigt mit einer kurzen Beschreibung des königsberger Schauspielhauses, das seitdem durch einen Brand in Asche gelegt worden ist.

Die Schreibart des Vfs. ist ungleich und etwas übereilt. Es kommen sogar Sprachschnitzer, doch nicht häufig, vor. Wie S. 101. Das Schöne spricht *ihnen* nicht an. S. 214. Der gesellschaftliche Ton Königsbergs verdient einer ehrenvollen Bemerkung. Archidektur, S. 106, muss ein Druckfehler seyn. Cht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Eisenach*, b. Wittekindt: *Entwurf einer geographischen Beschreibung des Königreichs Westphalen für Schulen* von *George Ludwig Weber*, zweytem Prediger der Altstadt zu Rotenburg an der Fulda. 1808. 72 S. 8. (4 Gr.) Der Vf. wollte bey der gänzlichen Unbrauchbarkeit aller geographischen Lehrbücher zur Kenntniss des neuen Königreichs Westphalen Lehrern und Schülern durch dieses Werkchen ein *Erleichterungsmittel* beym Unterricht an die Hand geben, bis der Definitiv-Friede eine vollständige Erdbeschreibung wieder möglich machen würde. Richtige Anordnung, Auswahl des Wichtigsten, und Kürze im Ausdruck habe er sich zum Gesetze gemacht, und dabey sich *Gaspari* zum Muster gewählt. Wir wollen sehen, wie der Vf. sein Versprechen erfüllt hat. In der Einleitung sagt derselbe, nach dem 19ten Artikel des tilsiter Friedens solle das Königreich Westphalen aus den unter 15 Nummern genannten vorhinnigen deutschen Landen bestehen. Das ist aber unrichtig. Der 19te Artikel sagt bloss, das neue Königreich solle aus abgetretenen preussischen Provinzen und anderen eroberten Landen bestehen, ohne jene und diese namentlich zu bestimmen. Das kaiserliche Decret vom 18 August 1807 sagte zuerst, welche Provinzen das neue Königreich bilden sollen, und auch dieses Decret hat nicht nur durch die Constitution vom 15 November und das königl. Decret vom 24 December 1807, sondern auch durch mehrere nachfolgende Decrete mannichfaltige Abänderungen erlitten. Von allen diesen Decreten u. s. w. sagt aber der Vf. kein Wort, und dieses ist um so auffallender, als in der Topographie der einzelnen Departements und Districte Ortschaften und Districte richtig angeführt werden, die nach dem Decrete vom 18 August kein Bestandtheil des Reichs sind, z. B. Schmalkalden. Nach dieser fehlerhaften Einleitung beschreibt der Vf. kurz §. 1 die Landesverfassung. Nach ihm regiert der König das Reich unumschränkt nach einer durchaus nach der französischen Verfassung geformten Constitution. Den Geist derselben hat der Vf. nicht gefasst, noch seine Leser damit bekannt gemacht. Und wie nothwendig ist dieses bey einem neuen Reiche! Auch hätten die Verhältnisse des Reichs gegen Frankreich dargelegt werden sollen. Sie sind doch gewiss sehr wesentlich. Auch die innere Organisation ist weder vollständig noch richtig beschrieben. Man findet nicht einmal ein Wort von Communen und Mairien. Die Grenzen sind §. 2 sehr im Allgemeinen gezeichnet, was um so mehr zu tadeln ist, als keine Landcharte dem Werkchen *aus Ersparniss* beygefügt worden ist. Der Flächeninhalt wird im Allgemeinen auf ungefähr 800 Quadratmeilen angegeben. Diesen Irrthum hätte der Vf. doch wohl leicht durch Zusammenrechnung der einzelnen Theile finden können. Über Gebirge, Flüsse, Producte, Manufacturen, Handel, Klima und Einwohner wird von §. 3—9 bloss im Allgemeinen, ohne Anführung der einzelnen Departements gesprochen. Warum nicht die Zahl der Einwohner nach dem *Bulletin des lois* hier angemerkt wurde, da sie der Vf. doch bey den einzelnen Departements angegeben hat, ist nicht abzusehen. Die Beschreibung der 8 Departements ist nach dem *Bulletin des lois* Nr. 4. Gebirge, Flüsse, Producte sind bestimmter angegeben; aber von den Städten, welche nicht alle genannt sind, findet man nur ganz kurze Notizen. Die Zahl der Cantons und Communen fehlt bey den einzelnen Districten, eben so die Volkszahl, die so wie jene nur im Allgemeinen beym Departement angegeben sind. Fast von allen Ländern, die jetzt das Königreich Westphalen bilden, haben wir sehr gute Beschreibungen. Der Vf. scheint sie nicht gekannt zu haben, wenigstens hat er sie nicht genutzt. Noch müssen wir Folgendes bemerken. Zu dem Werra-Departement gehören nach dem Bulletin auch jene vorhin reichsritterschaftlichen Orte, welche vorhin Bestandtheile des buchischen Quartiers des Ritterorts Rhön-Werra waren. Der Vf. übersetzt: „ehemalige reichsritterschaftliche Ämter von Buch." Lehrern, welche das *Bulletin des lois* nebst dem Verzeichnisse sämmtlicher Ortschaften besitzen, werden diese paar Bogen nichts nützen, und Schüler daraus nichts lernen.

S. i.

Vermischte Schriften. Ohne Anzeige des Druckorts: *Anekdoten aus Spanien und Portugal.* Erstes Heft. In blauem Umschlage. 1808. 124 S. 8. (10 Gr.) Sichtlich wurden diese Bogen compilirt, um den Heisshunger der, bey den gegenwärtigen Krisen, auf jene beiden nicht allgemein bekannten Länder und ihre Einwohner neugierigen Leser zu befriedigen. Wir würden dem Vf. in ihrem Namen für seine Bemühung gern danken, wenn er uns auch nur einige neue und interessante Nachrichten hätte mittheilen können; an seinem Willen hat es vermuthlich nicht gelegen. Die alte verlegene Waare aber, die er liefert, dürfen wir nicht anpreisen. Nicht einmal das Verdienst eines eigenen, aus sorgfältiger Vergleichung der gelesenen Schriftsteller entstandenen, Vortrags kann ihm zugestanden werden; er übersetzt roh hin, oder schreibt geradezu ab. Seine Quellen sind *Thicknesse, Bourgoing, Meiners* und *Brantome* — der überjährige *Brantome!* Damit man doch erfahre, welches Inhalts die angeblichen Anekdoten sind, so wollen wir ihn kürzlich hersetzen. I. Geographische Anekdoten. Nichts als die Beschreibung des Montferrat, nach, oder vielmehr aus *Thicknesse*, ungefähr 40 Jahr alt. So gut diese Beschreibung an sich ist, können doch die Neugierigen unserer Zeit nichts damit anfangen; sie ist auch oft genug in Sammlungen abgedruckt. II. Charakteristische Anekdoten. Aus *Brantome.* Von der Grosssprecherey der Spanier, besonders ihrer Soldaten, werden Züge geliefert, die höchst übertrieben sind, und gerade eben so von den Gascognern erzählt werden. Rec. findet keinen eines Platzes hier würdig. Das spanische Militair. Aus *Bourgoing.* Die Geistlichkeit und die Soldaten. Diesen ganz flachen Artikel hat *Baretti* hergegeben. Die Spanierinnen der vorhergehenden Jahrhunderte. Aus *Meiners Gesch. d. weibl. Geschl.* III. Historische Anekdoten. Hier nur der Anfang der Erzählung von den Hofintriguen am Ende des 17ten (nicht, wie S. 98 steht, des 16) Jahrhunderts, die das Vorspiel des nachherigen Successionskrieges abgaben. Von Portugall kommt in diesem Hefte nichts vor. Im nächsten sollen, wie der Vf. in der Vorrede verspricht, die neuesten spanischen Angelegenheiten geliefert werden. Wenn er mehr davon weiss als wir anderen: so hätte er sein Werk damit beginnen sollen. An Lesern hätte es ihm wahrlich nicht gefehlt. Will er aber bloss die Zeitungen ausschreiben: so wäre es besser, er schlösse seinen Laden.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JANUAR, 1809.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leiden, b. Honkoop: *Phil. Guil. van Heusde Specimen criticum in Platonem.* Accedit *D. Wyttenbachii* epiſtola ad auctorem, item collationes codicum Mss. Platonis, cum a *D. Ruhnkenio* confectae, tum aliae. 1803. LX und 174 S. gr. 8.

Hn. Prof. *van Heusde's* Erzählung, in der Vorrede, von dem Gange ſeiner platoniſchen Studien, hat uns mehr als gewöhnliche Vorberichte angezogen, um des herrlichen Geiſtes willen, welcher verbreitet iſt durch dieſelbe. Auſser einem gebildeten philologiſchen Gefühle, empfänglich für alle Schönheiten der platoniſchen Rede, worüber er nur in zu allgemeinen, auf mehrere andere Schriftſteller gleich anwendbaren Ausdrücken ſpricht, nach Art mancher Kunſtrichter, welchen eines Dionyſios individuell charakteriſtiſche Sprachkritik fremd iſt, und auſser der Hochachtung für das grammatiſche Studium, ohne welches die Sprache des Platon, ja ſelbſt ſeine Philoſophie nicht gewürdiget werden kann, verehren wir in ihm einen Mann, welcher den Geiſt des Alterthums in ſeiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, und die helleniſche Philoſophie nach antiker Anſicht zu betrachten verſteht. „*Et vero,*" heiſst es unter andern, „*niſi nos in ipſius ſcriptoris ejusque civium et aequalium interiorem indolem et quaſi naturam penitus inſinuaverimus, magnopere verendum, ac magnificas eius ac praeclaras quibuscunque de rebus opiniones ac ſententias, quotquot quidem a noſtra cogitandi exiſtimandique ratione abhorreant, commenta, ineptias, ſaepe etiam aegri capitis ſomnia vocemus. Scilicet, quod non accurate percipimus antiqui aevi ab hoc noſtro diſcrepantiam, antiqua nobis monimenta tractantibus quandam quaſi nubem objicere haec diſcrepantia ſolet, per quam nobiliſſimos quosque antiquitatis viros non ſua, ſed deformi, ſed ridicula nonnunquam ſpecie contuemur.*" (S. XIV f.) Wie der Sinn der Alten durch die erhabenen Vorbilder der Bürgergröſse, durch der edelſten Kunſtwerke tägliche Beſchauung, durch die Erziehung in Muſik und Gymnaſtik, zur Feinheit und Anmuth ohne Entnervung, zur Kraft, [illegible] Tiefe und Würde ohne Härte und Rauhigkeit, [illegible]r möglichſt vollendeten Harmonie gebildet [illegible] dieſes entwickelt er S. XV—XX in gewiſſer Art vortrefflich, nur daſs wiederum auch hier einige, von der leider ſo häufigen Sucht des Schönſchreibens eingegebene, untreffende allgemeine Tiraden ſich finden. Wie konnte der Vf. z. B. von den platoniſchen Dialogen ſagen: „*Uti enim qui illic agentes inducuntur, inſignes fere omnes ſunt vel ſapientiae exiſtimatione, vel orationis facultate, vel ingenii acumine; vel animi altitudine: ita qui eos inducit ſpectandosque praebet, auctor nimirum eſt ille morum ingeniorumque exiſtimator, cultiſſimus ipſe et venuſtiſſimus.*" (S. XVI.) Wäre der Vorderſatz wahr: ſo hätte Platon die Kunſt nicht verſtanden, auch unbedeutenden Charakteren, welche ſo unentbehrlich ſind für die dramatiſche Darſtellung, um geleſſen zu werden von den Hauptperſonen, und neben dieſen Lichtſphären Schattenparthieen zu bilden, in ſeinen Geſprächen Bedeutung zu geben. Allein, wie die tragiſchen Dichter nicht lauter Helden redend einführen, vielweniger lauter vortreffliche und untadelige, ſondern wohl auch einem Diener, einem Pädagogos, einer Erzieherin Raum laſſen: alſo hat Platon viele nicht im Mindeſten ausgezeichnete abſichtlich unbedeutend dargeſtellte Sprecher, wie beynahe alle im Lyſis, desgleichen im Laches und Charmides; auch im Eutyphron zeichnet ſich die Perſon dieſes Namens durch nichts vorzüglich aus, als durch wahnſinnigen Eifer und eitlen Dünkel, welche doch nicht werden zur *animi altitudo* ſollen gerechnet werden. Was kann man ferner vom Menon, von Euthydemos u. Dionyſodoros ſagen, deren Geſchwätz und Sophiſterey doch keine Beredſamkeit ſeyn wird, oder Scharfſinn? Wohin gehört *Philebos* in dem Geſpräche deſſelben Namens, wohin in den *Geſetzen Kleinias*, alle weder durch der Weisheit Ruf hervorleuchtend, noch durch die Stärke der Beredſamkeit, noch durch Schärfe des Verſtandes, oder Gröſse der Seelen; vielmehr iſt z. B. Megillos ein unberedter, auf ſeinen Lakoniſmus äuſserſt eingeſchränkter Mann, und Kleinias nur um ein Geringes über ihn erhaben. Selbſt unter denjenigen, welche wirklich ausgezeichnet ſind, giebt es viele, wie ein Phädros, Protagoras, Hippias, Prodikos, Thraſymachos, Agathon u. a., die mit ſo vielen Sonderbarkeiten, Einſeitigkeiten, Lächerlichkeiten und abſichtlich angehängten Fehlern und Mängeln gezeichnet ſind, daſs einen eben nicht um der vier angegebenen Puncte willen bey Leſung der platoniſchen Schriften jener friſche anmuthige Lebenshauch wie aus geſunden und heilſamen Gegenden anwehet (*tanquam e ſanis salubribusque locis grata quaedam quaſi ſanitatis aura adſpiret*). Die Lobpreiſung auch der alten Philoſophie hat uns beſonders erfreut, zumal im Gegenſatze gegen ehemals erſchollene, jetzo verſchollene Stimmen ſelbſt Deutſcher; und nach Abzug der nichtsſagenden, rhetoriſch übertriebenen Formeln, zu welchen der rö-

misch schreibende so leicht sich verführen läfst, stimmen wir dem S. XX Gesagten bey: „*Et sane, ut alios mittam, quos hoc item nomine celebrare possim, Pythagoreorum placita, per veteres passim libros dispersa, si diligenter, cogitate, nec vero frigide, legimus ac meditamur, fateamur necesse est, formandis talium placitorum auctoribus, quid formare excellentissimum posset, expertam videri naturam.*" S. XXIII setzt der Vf. zum Schlufs auseinander, wie er durch sein Studium des Philosophen zur Überzeugung von der Gröfse und Consequenz der platonischen Lehre, und von der Nichtigkeit des Tadels und der Klagen gegen den göttlichen Mann gekommen: ein Gefühl, welches wir vollkommen mit dem Vf. theilen. Bey ihm mögen solche Äufserungen vielleicht noch durch uns entgehende Localbeziehungen Interesse gewinnen: für uns haben sie wenigstens das historische, zu sehen, wie ein batavischer Philolog von seinem Standpunct aus eben dahin geführt worden, wohin die Deutschen, bey mehrerer Umsicht, durch ihre freyere Betrachtungsweise in der Philosophie, zu unseren Zeiten gediehen sind.

Ehe wir zu den einzelnen Kritiken des Verfassers übergehen, können wir nicht umhin, zu bemerken, dafs er von den deutschen Philologen gar nichts angenommen hat, indem er weder dasjenige, was vor seiner Schrift von diesen Vortreffliches über Platon erschienen ist, berührt, noch auch mit deutschem Geist zu Werke gegangen ist, obgleich wir in den letzten Jahrzehnden, gestützt auf die batavischen Gelehrten, durch eine gröfsere Behandlungsart solche Fortschritte im Alterthumsstudium gemacht haben, dafs jene zuletzt, sie mögen wollen oder nicht, von uns werden lernen müssen. Dafs Hr. *H.* den ersten Band der *Heindorf*schen Bearbeitungen, welcher 1802 erschienen war, nicht kannte, mag die Entfernung entschuldigen: aber *Wolfs Prolegomenen* zum Homer waren doch seit 1795 in Holland bekannt, und dessen ungeachtet verspürt man davon so wenig Wirkung, dafs Hr. *H.* noch alle platonischen Gespräche, wie sie da liegen, für unbezweifelt ächt hält, ja dafs etliche dort sogar noch sich entsetzen, wenn sie lesen: *Alcibiades posterior spurius, Erastae spurius, Minos spurius* u. dgl. m. Die Schranke, welche der geniale *Valckenaer* mit so vielem Muth und eindringendem Scharfsinn durchbrochen hatte, warum wollen sie diese wieder von der Zeit sich verstopfen lassen, oder gar einen wehrlosen Damm entgegensetzen dem unaufhaltsamen Strome der Wissenschaft? Eben so unbekümmert ist Hr. *H.* um die allgemeinen Verhältnisse der Gespräche, ihre Beziehungen auf einander, überhaupt ihren philosophischen und chronologischen Zusammenhang; worin sich doch sogar historisch, auch ohne *Schleiermachers* tiefsinnige innere Kritik, ziemlich weit kommen läfst, und deren Vernachlässigung sich jederzeit in Verständnifs und Erklärung gerade bey den schwierigsten Puncten empfindlich rächen mufs. Doch da Hr. *H.* hierin selbst nichts zu leisten versprochen hat, wollen wir uns lieber gleich zu den Stellen wenden, welche erklärt und verbessert werden, nämlich *ordine et ex industria* aus *Euthyphron*, *Apol. S.*, *Kriton*, *Phädon*, *Erasten*, *Theätet*, *Sophist*, *Euthydem*, *Protagoras*, *Hippias*, (nur der *kleinere* ist gemeint), *Kratylos*, *Gorgias*, *Philebos*, *Menon*, *beide Alkibiades*, *Charmides*, *Laches*, *Lysis*, *Menexenos*, *Politikos*. Andere Bücher werden im Vorbeygehen berücksichtiget. Übrigens sollen die Verbesserungen nicht alle Fehler der Gespräche erschöpfen: darum darf man den Vf. nicht nach dem Übergangenen beurtheilen; was er giebt, werde allein gewürdiget. Hier bewährt er sich meistens als denjenigen, welchen wir zu Anfang beschrieben haben. Vertraute Bekanntschaft mit dem platonischen Sprachgebrauch, und besonders auch mit den späteren Nachahmern dieses Philosophen und den Jägern nach den Schönheiten der attischen Rede, mit Maximus Tyrius, Lucian, Plutarch, Julian, Themistius u. a., woran man des trefflichen *Wyttenbach's* Lehre erkennt, und Hr. *H.* den deutschen Kritikern den Rang abgelaufen hat, daher auch häufige Verbesserung und Erklärung gedachter Schriftsteller, ferner nicht gemeines Eingehen in den Zusammenhang des Ganzen, zeigen sich überall. Emendationen sind bald sparsamer, bald häufiger, im Ganzen jedoch verhältnifsmäfsig den vielen Corruptelen der meisten Gespräche nicht häufig beygebracht; feine Sprachbemerkungen findet man viele, mit neuen Stellen meist begründet; Doctrinelles ist wenig erörtert, etliche populäre Puncte ausgenommen, welche nicht sowohl erläutert als belegt werden, z. B. der Satz: οὐδεὶς ἑκὼν κακός S. 72, von der Freyheit des Philosophen vom Leib und den Sinnen S. 81, vom Grund der Gesetze S. 92, die Bürger der Gesetze Knechte S. 113. Gegen des Vfs. Methode in den Emendationen ist nur Einiges einzuwenden; nicht überall nämlich gehen sie wirklich rein aus dem Zusammenhang, aus Sprache und Sache zugleich hervor, sondern wie Hr. *H.* hie und da nach Aufspürung von Imitationen jagt, so hat er auch die (mit ihrer Erlaubnifs sey es gesagt) einigen Batavern anklebende Sucht, die wir z. B. öfter bey *Pierson* finden, elegante Formeln ohne hinlängliche Begründung mit einer gewissen Scheinbarkeit in den Text zu bringen, wohin jenes *Heusde*'sche ἀνεμιαῖον (S. 28) Theätet S. 149 C. gehört, wovon *Buttmann* (*Auctar.* zu *Heindorf's* Theätet S. 531. 532) doch hinlänglich gezeigt hat, dafs es wirklich nur ein ἀνεμιαῖον sey. Gar vieles ist in der That nur vermuthet, ohne zwingende Nothwendigkeit. Andrerseits kann man freylich die Vermuthung nicht aus der Kritik verbannen, und dieses mufs man dem Vf. lassen, dafs auch die unbewiesenen und ganz falschen Verbesserungsversuche etwas Spitzsinniges, wodurch sie beym ersten Anblick täuschen, etwas so Feines und Artiges haben, dafs wir sie, des angenehmen Gedankenspieles wegen, ungern entbehren würden, zumal bey dem kurzen, einfachen und klaren Vortrage. Überhaupt ist *Eleganz und anmuthige Leichtigkeit* (sehr scharfsinnig emendirt er oft nur durch Interpunctions- oder Accent-Veränderung) die Eigenschaft der Kritik unseres Vfs., wie der *Ruhnken*'schen, wovon sowohl in der Art der Erfindung als im Vortrag *Valckenaer's tiefsinnige* Kritik sich unterscheidet. Diesem Ur-

theile gemäfs könnten wir aus allen Theilen viel Treffliches herausheben, aber auch Vieles angreifen, glaubten wir nicht viel leichter den Lesern das Verhältnifs des Wahren zum Falfchen erkennbar machen zu können, wenn wir die Behandlung des Hn. *H.* durch ein nicht zu kleines Gefpräch von Anfang bis zu Ende begleiten, welches beym Gorgias und Theätet *Buttmann*, beym Kratylos und Euthydem *Heindorf* gethan hat, wir aber beym *Protagoras* (S. 67—77) thun wollen, nur noch bemerkend, dafs auch *Schleiermacher* in feinen Anmerkungen häufig und nicht immer glimpflich unseren Vf. berückfichtiget hat.

Protag. S. 310. B. Πρωταγόρας, ἔφη, ἥκει στάς παρ' ἐμοί. πρώην, ἔφην ἐγώ· σὺ δὲ ἄρτι πέπυσαι; Hr. *H.* hält diefes für hart, wenn es mit *Ficin* fo zu verftehen: „*Tum ego, ille jam pridem venit: tu vero modo audisti.*" Man müsse fchreiben: πρώην, ἔφην, ἐγὼ, fo dafs der Sinn wäre: *ego jam pridem, tu vero modo audisti.*" Wie einfchmeichelnd diefs fcheinen mag, ift es doch unrichtig; auf des Hippokrates Rede: *Protagoras ist gekommen*, fagt Sokrates ohne alle Härte: „*Ja vorgestern; und du haft es erft erfahren?*" Nach Hn. *H's.* Interpunction fagte Sokrates: „Ich weifs es fchon lange, und du haft es jetzo erft erfahren?" welches doch weit weniger urban ift, abgerechnet dafs die Ellipfe nicht platonifch fcheint. Πρώην ift von der beftimmten Zeit *vorgeftern* zu verftehen, wogegen des Hippokrates ἑσπέρας γε, *erft geftern Abend*, einen angemeffenen Gegenfatz bildet. — S. 312. D. Εἰ δέ τις ἐκεῖνο ἔροιτο, ὁ δὲ σοφιστὴς τῶν τί σοφῶν ἐστι; τί ἂν ἀποκρινοίμεθα αὐτῷ; ποίας ἐργασίας ἐπιστάτης; τί ἂν εἴποιμεν αὐτὸν εἶναι; ὦ Σώκρατες, ἐπιστάτην τοῦ ποιῆσαι δεινὸν λέγειν. Mit Recht ftöfst fich Hr. *H.* an das hier fehr unfeine ὦ Σώκρατες zu Anfang der Antwort, und fchreibt daher: τί ἂν εἴποιμεν; εἴποιμεν αὐτὸν εἶναι, ὦ Σώκρατες, u. f. w. Allein εἴποιμεν ἂν müfste es doch wohl heifsen; fetzt man diefes, fo geht das Homoioteleuton, woraus doch dergleichen Auslaffungen zu entftehen pflegen, verloren. Wird Hr. *H.* nicht felbft diefer Änderung den Vorzug geben: τί ἂν εἴποιμεν αὐτὸν εἶναι; Εἴποιμεν ἂν αὐτὸν εἶναι, ὦ Σώκρ. u. f. w., wo der Abfchreiber vom erften αὐτὸν εἶναι mit dem Auge abirrte auf das zweyte? Gleich darauf in τί σοφῶν ἐστὶ will Hr. *H.* zufetzen ἐπιστήμων, welches nothwendig ift, wenn man nicht ἐστὶ wegftreichen will, wodurch die Redensart richtig elliptifch würde. — S. 322. B. Ἐρωτᾷ οὖν Ἑρμῆς, διὰ τίνα οὖν τρόπον ift eine vortreffliche, aber zu Tage liegende Verbefferung Ἑρμῆς Δία, τίνα κ. τ. λ., welche auch *Heindorf* gemacht hatte. Der Inhalt wird durch Aufdeckung der Beziehung auf eine hefiodifche Dichtung erläutert. — S. 321. B. wird aus Ficinus richtig vermuthet, dafs nach εἰς τὰ ἄλογα Einiges ausgefallen fey; S. 325. B. wird εἰ nach οἱ ἀγαθοὶ ἄνδρες gut weggewünfcht; S. 328. D. ift fehr richtig nach ἐρωτηθέντι interpungirt, und ἐπὶ πολὺν χρόνον richtig erklärt vom ἔναυλος λόγος; S. 333 wird ftatt ἄγαμαι vermuthet, jedoch nicht angenommen, ἥγαμαι, dabey aber Rep. II. S. 367. E. trefflich emendirt ἠγάσθην f. ἤσθην, und die Redeart erläutert; auch werden etliche Imitationen nachgewiefen. S. 336. C. wird οὐχ ὅτι vertheidiget gegen Stephanus und erläutert. Mehr Stellen hat *Heindorf* z. Lyfis S. 45. — S. 339. B. Πότερον οὖν καλῶς σοι δοκεῖ πεποιῆσθαι καὶ ὀρθῶς; ἢ οὔ; πάνυ, ἔφην ἔγωγε, καὶ ὀρθῶς; wird corrigirt: Πάνυ, ἔφην ἐγώ, ἔμοιγε καὶ καλῶς καὶ ὀρθῶς, zumal da folgt, δοκεῖ δέ σοι καλῶς πεποιῆσθαι u. f. w. Streicht man aber das erftere καὶ ὀρθῶς als Einfchiebfel eines unverftändigen Abfchreibers aus: fo ift die Stelle eben fo gut und weniger gewaltfam geheilt, wie wir bereits anderwärts geäufsert haben. — S. 342. B, ift eine fehr leichte und fchöne Verbefferung ὦ περίεισι ftatt ὅπερ εἰσί; aber S. 345. D, ift nicht nöthig ὅστις ἂν ftatt ὃς ἂν zu fetzen, indem ὃς ἂν mit dem Conjunctiv fchon an fich fo viel ift, als des Simonides ὅστις. Nebenbey wird, wie fchon bemerkt, das Dogma Οὐδεὶς ἑκὼν κακὸς belegt. — S. 346 A, fetzt Hr. *H.* richtig ἀναγκαίαις ftatt ἀνάγκαις; S. 347. C, D, erklärt er, abgerechnet die Erläuterung des eleganten μισθούμενοι ἀλλοτρίαν φωνήν, aus der bekannten Spannung zwifchen Platon und Xenophon: dafs diefes eine höchft unwahrfcheinliche Hypothefe ift, wollen wir hernach zeigen. S. 349. A, interpungirt er richtig fo: Οὐκ ἔσθ' ὅπως οὔ. καὶ νῦν δὴ ἐγὼ ἐκεῖνα κ. τ. λ., aber σοὶ einzufchieben (τὰ δὲ σοὶ συνδιασκέψασθαι) giebt einen eben fo unangenehmen Klang und Rhythmus, als es überflüffig ift. — S. 351. C. Οἷον λέγεις; καθ' ὃ, ἡδέα ἐστὶν, ἆρα κατὰ τοῦτο οὐκ ἀγαθά, εἰ μή τι ἀπ' αὐτῶν ἀποβήσεται ἄλλο; καὶ αὖθις αὖ τὰ ἀνιαρὰ ὡσαύτως; Οὕτως. Οὐ καθόσον ἀνιαρὰ κακά. Hier ftreicht Hr. *H.* αὔτως aus, welches er gleich wieder einfetzen wird, wenn er *Schleiermachers* richtige Emendation kennen lernt, ὡσαύτως οὕτως οὐ καθόσον κ. τ. λ. (Anmerkungen zum Platon. Th. I. Bd. I. S. 405.) So Gorg. S. 460 D, ὡσαύτως δὲ οὕτω καὶ ἐὰν ὁ ῥήτωρ τῇ ῥητορικῇ ἀδίκως χρῆται. Xenoph. Cyrop. VIII, 5, 5: ὡσαύτως δὲ οὕτω ἔχει καὶ περὶ κατασκευῆς. I, 1, 4: λαβὼν ὡσαύτως οὕτω καὶ τὰ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἔθνη, wo Stephanus οὕτω unrichtig weggelaffen: wie I, 6, 4 aus Stob. und etlichen Mss. zu fchreiben, χρῆναι ὡσαύτως οὕτως ἐπιμελεῖσθαι. — S. 354. C, fpringt in die Augen, dafs man mit Hn. *H.* lefen müffe ἡδονῶν μειζόνων, desgleichen dafs S. 355 D, ganz richtig τὰ μὲν fehle, welcher Sprachgebrauch mit vielen Beyfpielen erläutert wird. Bey der angeführten Stelle Legg. I, S. 629. D, konnte bemerkt werden, dafs felbft das Sigma in οὕτως die Interpolation verrathe, und dafs letztere einzig und allein von *Henr. Stephanus* herrühre, welcher in mehreren Stellen des Platon eigenmächtig diefe Formel ergänzt hat, wie Sophift. S. 248. A, τὴν μὲν οὖν von *Cornar* nur vermuthet, von *Stephanus* in den Text gefetzt ift. Eben fo vermuthet er Theaetet. S. 181. D. Protag. S. 343. E. Kratyl. S. 385. B. Vergl. *Heindorf* zu den Stellen des Kratylos und Theaetetos. — S. 356. A, wird nach ἡδὺ richtig hinzugefetzt καὶ λυπηρόν.

Wir haben keine Bemerkung des Hn. *H.* zum Protagoras unbeurtheilt übergangen: nur haben wir noch unfere Gründe anzugeben, warum wir die S. 78 aufgeftellte Erklärung aus dem Mifsverhältnifs zwifchen Xenophon und Platon nicht annehmen.

können. Als allgemeine Äufserung ist jene Stelle schön, als Polemik gegen Xenophons Gastmahl ist sie grobe und unartige Perfönlichkeit: aber da ja alltäglich solche Gastmahle vorkamen, wie die von Platon getadelten, warum soll gerade das xenophontische hier gemeint seyn? Nichts ist leichter, als solche Vermuthungen; aber die Beweise auch nur der Möglichkeit sind sehr schwer, indem vor allen Dingen tiefere chronologische Untersuchungen über die frühere und spätere Abfassung der Schriften, die sich auf einander beziehen sollen, nöthig sind. Hat man diese angestellt: so wird es oft mehr oder weniger deutlich, dass die vorher für ganz sicher gehaltenen Beziehungen ganz hinein getragen waren. Sollte Hn. H's. Meinung nur möglich seyn: so müsste er zuerst beweisen, dass das xenophontische Gastmahl vor dem platonischen Protagoras geschrieben worden; dieses wird ihm aber nimmermehr gelingen. Protagoras ist eines der frühesten Gespräche des Philosophen; dieses zeigt nicht nur der innere, von *Schleiermacher* zuerst entdeckte Zusammenhang der Werke, wonach er sich an die, selbst nach historischen Zeugnissen zuerst geschriebenen Dialoge Phädros und Lysis anschliesst, sondern auch der jugendliche Charakter des ganzen Gespräches. Sollte es also nicht bereits vor Sokrates Tod verfasst und herausgegeben seyn? Dieses ist allerdings unsere feste Überzeugung. Ungeachtet Platon so gerne Anspielungen auf Sokrates letzte Schicksale einfliessen lässt, findet sich, bey voller Gelegenheit dazu, in diesem Werke nichts dergleichen; und wenn Charmides, wie *Schleiermacher* (Th. I. Bd. II. S. 10) sehr wahrscheinlich gemacht hat, nicht nach der Anarchie (Ol. 94, 1,) geschrieben ist, sondern noch vor des Charmides und Kritias in diese Zeit fallendem Tode (Xenoph. Hellen. II, 4, 19,): so müsste auch Protagoras, der nach dem inneren Verhältniss der Schriften offenbar früher verfasst ist, noch vor Ol. 94, 1 geschrieben seyn. Diess bestätigt sich noch von einer anderen Seite. War der Sophist nicht mehr am Leben: so konnte weder für Andere, noch für Platon selbst die fleissige spöttische Darstellung des Protagoras ein solches Interesse haben, wie man es doch voraussetzen muss; nun aber scheint derselbe nicht über die 94ste Olympiade hinaus gelebt zu haben; auch danach wäre also der Dialog vor diese Zeit zu setzen. Nach Apollodor, einem der besten Chronologen, bey Diog. L. IX, 56, ist nämlich Protagoras etwa 70 Jahre alt geworden (die da von 90 reden, haben keinen Gewährsmann), welches beruht auf dem Zeugniss des Platon selbst im Menon S. 91, E.: οἶμαι γὰρ αὐτὸν ἀποθανεῖν ἐγγὺς ἑβδομήκοντα ἔτη γεγονότα, τετταράκοντα δὲ ἐν τῇ τέχνῃ ὄντα. 40 Jahre war er in der Kunst, also seit dem 30 Jahre. Dieses Jahr, als den nach hellenischer Ansicht höchsten und kräftigsten Zeitpunct des Mannes, in welchem sie auch zu heirathen anriethen, scheint Apollodor zu bezeichnen, wenn er die Blüthe (ἀκμή) des Protagoras Ol. 84 setzet: wonach er ihn also Ol. 84, als dreyssigjährig annahme, folglich seinen Tod in Ol. 94 legte: wogegen aus den sehr verwirrten Zeitbestimmungen des platonischen Protagoras (S. 317. C) nichts Gegründetes kann eingewendet werden. Nach Diog. L. IX, 54 ist die Verbannung des Protagoras aus Athen bewirkt worden durch Pythodoros, einen der 400, welche bekanntlich Ol. 92, 4 regiert haben; und gestorb. seyn soll er auf dem Wege, worunter *Schleiermacher* mit vieler Wahrscheinlichkeit seine Flucht versteht (Th. I. Bd. I. S. 221). Alles dieses lässt sich sehr gut mit der obigen Annahme vereinigen, sey es nun, dass Pythodoros ihn nicht schon Ol. 92, 1, sondern später anklagte (*Schleiermacher* S. 393), oder dass der Process, wovon man mehrere auffallende Beyspiele aus dem athenischen Gerichtswesen hat, erst spät wieder vorgenommen und entschieden wurde. Nach diesem Allen kann man füglich annehmen, dass diess platonische Gespräch zwischen dem Process des Protagoras und seinem Tode verfasst ist; wodurch des Sophisten Grosssprecherey S. 317 B, einen noch drolligern Sinn erhält, wenn er nämlich sagt: „Daher habe ich den ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen, und sage gerade heraus, dass ich ein Sophist bin, und die Menschen erziehen will, und halte es für die bessere Vorsichtsmassregel, sich lieber dazu zu bekennen, als es zu leugnen. Auch beobachte ich noch einige andere, so dass mir, *es sey mit Gott gesprochen*, noch nichts Übles um desswillen widerfahren ist, dass ich mich für einen Sophisten ausgebe, obgleich ich diese Kunst schon viele Jahre lang treibe u. s. w." Ist nun Protagoras mehrere Jahre vor Sokrates Tod geschrieben: wie sollte darin doch Xenophons Gastmahl bespöttelt worden seyn, welches, eine Fortsetzung der Memorabilien und des Ökonomikos, mit zu den Vertheidigungsschriften des Sokrates gehört, und erst nach dessen Tod, vielleicht ganze Olympiaden später, von dem aus Asien zurückgekehrten Feldherrn verfasst wurde?

Zwey schöne Zugaben machen dieses *Specimen* noch schätzbarer; die eine: *Dan. Wyttenbachs Epistola ad Ph. G. van Heusde*, S. XXV—LX, worin, ausser mehreren, beider Person und die Zeitumstände betreffenden Individualitäten, eine wohl nicht für Jeden passende Skizze einer Ausgabe des Platon, wie sie *Wyttenbach* ehemals selbst unternommen hatte, entworfen, viel Nützliches für die Methode gelehrt und eine gelehrte Geschichte des philosophischen Dialoges mitgetheilt wird, alles mit des Meisters bekannter Beredsamkeit, Laune und Munterkeit; die andere: einige Collationen, nämlich *Platonis Sophista a D. Ruhnkenio ad Cod. Reg.* 1812 *collatus*, welche, so wie die Vergleichung eines Theiles des Protagoras mit dem Cod. Reg. 3017 bey weitem unbedeutender ist, als die von *Heusde* gemachte Collation des *Voss*'schen Codex in der leidner Bibliothek über den Minos, die Gesetze und Epinomis, welche für den Kenner den grössten Werth hat. Für künftige Herausgeber brauchbar ist die an etlichen Stellen eingeschaltete Fülle von kurzen Citaten aus *Ruhnkens* Adversarien über den Scholiasten des Platon. Möge es Hn. *H.* gefallen, uns recht bald mit ähnlichen Beyträgen zur platonischen Kritik zu beschenken! Bh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JANUAR, 1809.

RÖMISCHE LITERATUR.

Duisburg u. Essen, b. Bädecker und Kürzel: *Julius Agricola.* Eine Biographie von C. C. Tacitus. Lateinisch und deutsch mit Anmerkungen von *Joh. Christoph Schlüter*, Prof. auf der Univ. zu Münster. 1808. XVI u. 184 S. 8. (18 Gr.)

Hr. Prof. *Schlüter* hat schon vor 10 Jahren die *Germania* des *Tacitus* (Dortmund 1798) in einer deutschen Übersetzung herausgegeben, und ungefähr um dieselbe Zeit eine günstig aufgenommene Übertragungsprobe des *Agricola* bekannt gemacht. (S. *Degens Übers. Lit.* im Nachtr.) In der Absicht, den ganzen *Tacitus* zu verdeutschen, hatte er ihn zum Gegenstand dreyer akademischer Cursus gemacht; auch bereits „*zwey Bände*" — was etwas unbestimmt ausgedrückt ist — zum Druck ausgearbeitet: als fast zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten *sechs* Übersetzungen seines Historikers angekündigt wurden. Diese Collision war ihm zu stark: „*sie lähmte ihm, so zu sagen, mitten im Fluge plötzlich die Schwingen,*" und er gab das Unternehmen auf. Um indess aus Bescheidenheit nicht ungerecht gegen das Publicum zu werden, und um zu zeigen, was er unter günstigeren Auspicien leisten könnte, arbeitete er den *Agricola* von neuem über, und lässt ihn nun hier einzeln erscheinen: was uns um so lieber seyn muss, als von jenen sechs angekündigten Übersetzungen, die Hn. S. so sehr geschreckt hatten, keine einzige erschienen, und an denen von *Woltmann* und *Peuser* auch die Hoffnung verschwunden ist. Von den vier anderen war ohnehin nie viel Hoffnung zu hegen.

Hr. S. hat bekanntlich eine doppelte Verdeutschung des *Sallustius* geliefert, und besonders für die neueste ungetheilten und fast unbedingten Beyfall davon getragen. Rec. bedauert, mit keinem jener anpreisenden Urtheile zusammenstimmen zu können; indem er in Hn. S's. *Sallustius* nicht bloss gar viele Eilfertigkeitsfehler, sondern auch eine ganz verkehrte Art, diesen Schriftsteller zu übertragen, ja hie und da mangelhafte Kenntniss der lat. Sprache (wenn man diese nicht mit der gerügten Eilfertigkeit entschuldigen will) wahrgenommen zu haben glaubt: Behauptungen, die Rec. an dieser Stelle nur im Allgemeinen aussprechen kann, die er aber zu belegen bereit ist, sobald man es auf eine geziemende Art fodern wird. Wir würden diesen Punct ganz unberührt gelassen haben, wenn wir es nicht nothwendig achteten, bey der Anzeige eines Werks von einem Schriftsteller auf den Zusammenhang, in dem das gegenwärtige mit den früheren steht, Rücksicht zu nehmen. Auch glaubten wir, durch diese Erklärung den Widersprüchen aller derer im Voraus zu begegnen, die, einerley Geist in Hn. *S's. Sallustius* und *Agricola* wahrnehmend, durch das dem ersteren bisher ertheilte Lob unser Urtheil über den letzteren als ungerecht oder paradox darstellen möchten, weil wir gegen die vor uns liegende Übersetzung allerdings im Allgemeinen und im Einzelnen vieles zu erinnern haben.

Der Übersetzung gegenüber steht, wie bey Hn. *S's. Sallustius*, der lateinische Text, bis auf wenige, gleich zu bemerkende Stellen nach der zweyten zweybrücker Ausgabe abgedruckt, die allerdings mehrere höchst sinnreiche Verbesserungsvorschläge enthält, aber durchaus nicht zusammenhängend genug gearbeitet ist, um zur kritischen Grundlage eines neuen Textes dienen zu können. Ein solcher darf aber von jedem *gründlichen* Übersetzer gefodert werden, zumal wenn sein Schriftsteller zum blossen Verständniss eine zugleich so scharfe und so besonnene Kritik erheischt wie Tacitus. Wir müssen es desshalb durchaus missbilligen, dass der sonst fleissige Hn. *S* neben der zweybrücker Ausgabe keine anderen Hülfsmittel gebraucht hat, als die Anmerkungen seiner beiden Vorgänger, *Michael Engel* und *Artzt*, deren letzterer besonders in der Interpretation oft mit Nutzen um Rath gefragt ist. Auf *Patzke* und *Bahrdt* ist im Einzelnen fast gar keine Rücksicht genommen. Unverzeihlicher finden wir es, dass von den manches Brauchbare darbietenden Commentaren des *Virdungus*, *Bernegger*, *Buchner* und *Kirchmaier* nirgends, von dem des *Zuerius Boxhornii* nur Einmal, Cap. 15, wo die zweybrücker vorangegangen, Gebrauch gemacht ist; am unverzeihlichsten, dass *Oberlins* Bearbeitung der *Ernestischen* Ausgabe ganz ignorirt wird. Dass bey so geringer Umsichtigkeit auch *Dahls animadv. critt. in Taciti Agricolam*, Rostock 1802 vernachlässigt sind, begreift sich. Von den kritischen Anmerkungen mit allen ihren Nachweisungen aus *Rhenanus*, *Lipsius*, *Pichena*, *Gronov* u. a. können wir, ohne Hn. *S.* Unrecht zu thun, sagen, sie seyen ebenfalls übersetzt aus der zweybrücker Edition (mitunter nachlässig; so wird Cap. 36 bey der Conjectur *nostrorum* für *hostium*, *Muretus* mit Gronov verwechselt) und nur hie und da aus *Engels* und *Artzts* Noten erweitert. Eigenem Urtheil ist Hr. *S.* an folgenden acht Stellen gefolgt. Cap. 4 ist mit Ernesti die alte Lesart: *ultra quam* mit Recht gegen

alle Verbesserungsvorschläge in Schutz genommen. Cap. 9 ist ohne Grund: *aliquando et eligit,* eine Conjectur des *Rhenanus,* für das alte und richtige *elegit,* das die Zweybrücker gut vertheidigt haben, in den Text genommen. Eben so können wir nicht billigen, dass Hr. *S.* Cap. 10 das *perhibent* von dem Folgenden trennt. Wir würden vorschlagen, beide Sätze verbindend, so zu interpungiren: *sed mare pigrum et grave remigantibus, perhibent, ne ventis quidem perinde attolli.* C. 19 wird das von den Zweybr. auf *Ernesti's* Autorität recipirte *agere* vor *nihil per libertos* mit Recht zurückgewiesen. Aber C. 28 finden wir den Vorzug der schöneren Diction in Hn. *S.* *provehebantur* so wenig, als in der pretiösen Übertragung: „*sie segelten wie ein Wunder daher,*" und halten uns an das einfache und lebendiger darstellende *praevehebantur*, welches Tacitus selbst Annal. 2, 6 für *praetervehi* gebraucht, und die Zweybr. aus einer vaticanischen Handschr. aufgenommen haben. Eben so wenig möchten wir Cap. 30: *Nunc terminus Britanniae patet, atque omne ignotum pro magnifico est,* mit unserem Übers. *atqui* lesen, weil die beiden Sätze: „Die Römer können jetzt ganz Britannien übersehn" und „das Unbekannte hat immer etwas Ehrwürdiges," durch *atque* besser contrastirt werden, als durch *atqui,* das hier sehr schwerfällig seyn würde. C. 36 ist in der schwierigen Stelle: *interim equitum turmae fugere* anstatt des Verbums *erumpere* nach *Ernesti erupere* gesetzt; offenbar zu willkührlich, so viel auch die gewöhnliche Lesart gegen sich haben mag. Zugleich bemerken wir, dass es ein grosser Missgriff von Hn. *S.* ist, in dem Nächstfolgenden *hostium* in *Ernesti's cohortium* oder *Muretus nostrorum* zu verwandeln. Denn da der Begriff *Feind* relativ ist, und erst von seinem Subject die Person bestimmt wird: so kann an dieser Stelle nicht der geringste Zweifel Statt finden. Denn da die britannischen *Covinarii* Subject des Satzes sind, müssen die *hostes* ja die Römer seyn. Vgl. *Dahls animadv.* S. 21 und im *Agr.* C. 32, wo Galgacus in seiner schönen, auch für unsere Zeit bedeutungsvollen Rede sich und seine Landsleute in einer Periode, wo die Römer Subject sind, ohne weiteren Zusatz *hostes* nennt. Im 39 Cap. endlich noch einmal kehrt Hr. *S.* von dem *aegre diu stantes* des *Brotier* und seiner Bipontiner zu dem alten *in gradu stantes* zurück, und wir mit ihm. Eine fortgesetzte Beleuchtung von unseres Übers. kritischem Verfahren sparen wir für einige Stellen auf, wo er uns auch den Sinn verfehlt zu haben scheint, und charakterisiren vor allem den Geist der Übertragung.

Zu rühmen ist eine durchgängige Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit im Ausdruck, die zwar die Kritik nicht bestechen, aber doch den Ton der Anzeige bestimmen dürfen, und wir erkennen dankbar, dass Hr. *S.* das Beste gewollt, dass er seine Arbeit geliebt hat. Aber freylich wird auf diesem Wege der ungewöhnliche, stolze Styl des Tacitus nimmermehr erreicht werden. Eben so müssen wir die Correctheit und Reinheit anerkennen, die Hn. *S's.* deutschen Ausdruck überall begleitet. Aber dabey ist seine Sprache leider arm an Worten (wo er sich durch neue Formationen helfen will, ist er meistens unglücklich; z. B. *Gunstsucht, Duldwilligkeit, Ehreifer, Abschuss*), und noch ärmer an Wendungen: unstreitig das grösste Missgeschick für einen Übersetzer des Tacitus! Dieses — mit einer, wie es scheint, subjectiven Scheu vor jeder Kühnheit in Zusammenstellungen und Übergängen verbunden — scheint es hauptsächlich zu seyn, was die so leicht zu erkennenden und wahrzunehmenden, als schwer auszusprechenden und nachzubildenden Originalzüge von Tacitus Geist aus der Übersetzung rein hinweg getilgt hat. Denn es ist unverkennbar, dass Hr. *S.* seine Arbeit nicht zu leicht genommen, und sich durch Unbestimmtheit hat forthelfen wollen. Es ist vielmehr oft bewundernswerth, mit welcher Mühe er jedes einzelne Wort des Urbildes wieder giebt; wie ängstlich er sich jedes eigenen Zusatzes enthält, und wie dennoch gänzlich umgestaltet und aus ihren Gliedern gerenkt die Perioden dastehn. Ja wir finden in *dieser* Treue etwas eben so Unangenehmes, wir möchten sagen, *Unheimliches*, wie in einem schlecht gearbeiteten Portrait, aus dem die materielle Wahrheit einiger grober Züge nur so unangenehmer hervorspringt, jemehr der Geist des Ganzen verfehlt ist. Diess sind freylich Resultate, die wir im Allgemeinen aussprechen müssen, weil wir sie aus der wiederholten Vergleichung der ganzen Copie mit dem Original gewonnen haben, und Hr. *S.* unmöglich die Wiederholung des ganzen Verfahrens fodern kann. Doch wollen wir Eine Stelle, wie sie uns gerade in die Hände fiel, herstellen, weil das gesunde Auge vielleicht schon im kleinsten Bruchstück das Princip erkennen wird, das sich durch alle Theile ausgegossen hat. Cap. 41 heisst es von den heimlichen Anklagen gegen Agricola beym Domitianus: *Causa periculi non crimen ullum, aut querela laesi cujusquam; sed infensus virtutibus princeps, et gloria viri, ac pessimum inimicorum genus, laudantes.* Wir wollen hier unsere Übersetzung der *Schlüterschen* gegenüberstellen:

Recensent.	*Hn. Schlüter.*
Grund der Gefahr war nicht eine Anschuldigung, oder eines Verletzten Klage; sondern der Tugenden hassende Fürst, und des Mannes Ruhm, und der Widersacher verderblichste Gattung, Lobredner.	Was ihn in Gefahr brachte, war kein Vergehen, keine Klage irgend eines Beleidigten, sondern des Fürsten Hass gegen Verdienst, und sein Ruhm, und —, die gefährlichste Art von Feinden, die Lobsprecher.

Einzelne verfehlte Stellen haben allerdings ihren Grund in falsch angewandten Principien oder in mangelhaften Begriffen. Ein solcher ist die Correctheit, in dem Sinn, wie sie in der Nikolaischen und in der Dykschen Bibliothek weiland gepredigt wurde. Dahin gehört die Übertragung von Cap. 24: *Solum — melius,* wo allerdings statt der Worte *in Britannia* ein Adjectivum zu erwarten gewesen wäre. Ferner Cap. 28 ist im Deutschen die interessante, einer Begebenheit des Tags vergleichbare Erzählung von den sich selbst ihre Freyheit wiedergebenden Usipiern ganz ungeniessbar geworden, weil im ersten

Satz *cohors Usipiorum* das Subject war, und Hr. *S.* sich nicht entschliessen konnte, wie *Tacitus*, in den folgenden ohne Weiteres den männlichen Pluralis zum Hauptwort der Erzählung zu machen. Den Namen der Usipier zu wiederholen, wodurch er dem Verbrechen der Incorrectheit hätte entgehen können, gestattete sein Übersetzergewissen nicht, und so wird denn das schöne Capitel in der einfachen Zahl des Femininums durcherzählt. So endlich Cap. 34 in der kraftvollen Rede des Agricola an sein Heer heifst es: *Quomodo sylvas saltusque penetrantibus fortissimum quodque animal contra ruere; pavida et inertia ipso agminis sono pelluntur: sic etc.* Sinnvoll und lebendig darstellend, nennt Tacitus das wehrhafte Thier, das sich gegen den Feind wirft, in der einfachen Zahl, weil auch das einzelne seiner Kraft vertraut: die scheuen flüchtigen aber, die schon das Geräusch des Zugs aus der Ferne verjagt, stehen in der Mehrzahl, weil ihrer *ganze Heerden* vor leeren Schrecknissen fliehn. Nichts desto weniger heifst es bey Hn. *S.*: *Wie in Wäldern und Gebirgen das kühnere Thier auf seine Verfolger losstürzt; das schüchterne und muthlose durch das blofse Geräusch des Jagdgefolges aufgescheucht wird: so* u. s. w. Womit anders sollen wir diesen Misgriff erklären; als dass er die Verwandlung der einfachen in die Mehrzahl, und die Beziehung eines Adjectivums im Plural auf ein Substantivum im Singular unerträglich fand —? Ähnliche Beyspiele von unglücklich und mit Unrecht umgangenen, etwas schrofferen Constructionen und Verbindungen beut fast jedes Blatt des Büchleins dar.

Eine andere Quelle mancher verfehlten Stelle ist Hn. *S's.* unrichtige Ansicht von seines Schriftstellers berühmter *Kürze*, welche nachzubilden er offenbar bemüht ist: ein Streben, welches wir um so mehr achten, als es unter allen früheren Verdeutschern des Tacitus dem einzigen *Bahrdt* beygewohnt zu haben scheint. Aber so wie die allgemeine, so scheint es auch des neuesten Übers. Meinung zu seyn, der Biograph des Agricola sey wortkarg im Erzählen gewesen, und habe jede reichere Darstellung gemieden: eine Meinung, die allein durch das lebenvolle Bild der Schlacht gegen den Galgacus, nächstdem durch die überall wiederkehrenden Blicke auf die Totalität des Menschenlebens widerlegt werden könnte. Uns scheint des Tacitus Kürze nur relativ, indem er — anders als seine berühmtesten Vorgänger von Cicero an — die breite nüchterne Eleganz der meisten römischen Prosaiker verschmäht, und kein Wort gebraucht, das nicht auf die Bedeutung seines Satzes Einfluss hätte, und lebendiger darstellte. Dahin sollte auch der deutsche Übers. arbeiten, und sich nicht darauf einlassen, durch ein paar weggeworfene Artikel eine geringere Zahl von Wörtern zu erzwingen, wie unter anderen Cap. 32: *Coelum ipsum ac mare et sylvas, ignota omnia circumspectantes*, nach *Schlüter*: *Selbst Himmel und Meer und Waldgebirge, alles um sich herum, als etwas fremdes anstaunend* u. s. w., wo durch die Weglassung des bestimmenden Artikels der ganze Sinn verdreht ist. Besonders zu rügen ist es aber, dass Hr. *S.* diese unwesentliche Kürze häufig durch Auflösung eines Substantivums in ein Adjectivum oder ein Verbum zu bezwecken sucht, oder gar durch die Entkräftung eines malerischen Worts zu einem ganzen abstracten Satz. Beyspiele davon: Cap. 38. *Ipse peditem atque equites lento itinere, quo novarum gentium animi ipsa transitus mora terrerentur, in hibernis locavit.* *Schlüter*: Er selbst führte Fufsvolk und Reiterey mit langsamen Märschen, um die neubezwungenen Völker (*animi* fehlt) *durch den langen Zug* zu schrecken. — Oder Cap. 43. *Augebat miserationem constans rumor, veneno interceptum.* *Schlüter*: Das Mitleiden war um so gröfser, *da es fortwährend hiefs, er sey vergiftet worden.* — Und Cap. 42. *Sciant, quibus moris, illicita mirari etc.* *Schlüter*: Hieraus mögen die, *welche Unerlaubtes bewundern*, lernen u. s. w. Und endlich hätten auch wohl ungekünstelte und gefällige Wortspiele, wie Cap. 19: *non poena semper, sed saepius poenitentia contentus esse*; Cap. 32: *Male parentes et injuste imperantes*; Cap. 34: *Nunquam exercitui imputari potuisse, aut moras belli, aut caussas rebellandi*, nicht so ganz unberücksichtiget bleiben sollen.

Wir lassen nach diesen Einwendungen einige Bemerkungen über einzelne *misverstandene* Stellen und verfehlte Ausdrücke folgen: denn auch an denen fehlt es nicht, wie sich gleich ergeben wird. Cap. 1. *Clarorum virorum facta moresque.* „*Grofser Männer Thaten und Leben.*“ *Leben* ist durchaus falsch, da hier offenbar die Begriffe *facta* und *mores* den Begriff *Leben*, als integrirende Theile, umschreiben. Cap. 3. *Subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo.* „*Denn unvermerkt wird Trägheit behaglich.*“ Die unwillig ironische Bedeutung des *quippe* (man sehe zum *Persius* 1, 88) ist in ein leeres *denn* aufgelöst, und das den rastlosen Geist des Römers schön bezeichnende, staunende *ipsius inertiae* gar nicht ausgedrückt. Cap. 4. So süfsliche Redensarten, wie: „*ein Bild edler Weiblichkeit*“ für *rarae fuit castitatis*, oder „*was zur feinern Bildung gehört*“ statt *omnis honestarum artium cultus*, sollte man unseren modernen Erziehungsschriften überlassen, und nicht die Würde des Alterthums durch sie entweihn. *Pueritia adolescentiaque.* „*Kind und Knabe*“ hätte mindestens *Knabe und Jüngling* heifsen sollen. *Acrius, ultra quam concessum. Acrius* ist übersehn. Cap. 5. *Prima castrorum rudimenta Paullino approbavit.* „*Die ersten Kriegsdienste that er unter dem Paullinus*“ hätte heifsen sollen: Seine ersten Probestücke im Kriegsdienst gewannen ihm des Paullinus Gunst. Tacitus gebraucht *approbare* öfter mit dem Dat. pers. und Acc. rei. Annal. 15, 59. Agric. 42. Ferner Cap. 5. *Intercepti exercitus.* „*Die Heere aus einander gesprengt.*“ Sehr willkührlich! Cap. 6. *Vixerunt — invicem se anteponendo: nisi quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpae est.* Eine als schwierig verrufene Stelle, durch die sich auch Hr. *S.* nicht anders als mit Verlust einiger Federn hindurchgearbeitet hat, indem er das *inv. se antep.* durch: *beide um den Vorzug wetteifernd* sprachwidrig übersetzt, da es heifst: *eines dem anderen den Vorzug gebend.* Nur so können die folgenden Worte verstanden werden, die alsdann ohne Schwierigkeit sind. Derselbe schöne und tiefgedachte Ausspruch ist

oft genug von den griech. Dichtern behandelt, z. B. vom *Simonides* Fragm. 3 in *Bruncks Gnomikern*. S. 99.

γυναικὸς οὐδὲν χρῆμ᾽ ἀνὴρ ληΐζεται
ἐσθλῆς ἄμεινον, οὐδὲ ῥίγιον κακῆς.

und vom *Euripid. fragm. Melan.* 7. beym *Stob. tit.* 62.

τῆς μὲν κακῆς κάκιον οὐδὲν γίνεται
γυναικός, ἐσθλῆς δ᾽ οὐδὲν εἰς ὑπερβολὴν
πέφυκ᾽ ἄμεινον,

welche Stellen über den Sinn des Tacitus besseres Licht geben, als alles bisher darüber Gesagte. Besonders möchte man *Dalls* Vermuthung S. f. p. 10, dass die Worte *nisi quod — culpae est* von einem *nasuto librario* herrühren, sehr in Zweifel ziehn. — Das *Filium brevi amisit*. „Einen Sohn hatte er vor Kurzem verloren." Wo heisst denn *brevi* so viel als *brevi ante*? — Das hätte Hr. *S.* das alte und ächte *rationis atque abundantiae* nicht mit dem glossirenden *moderationis* der Zweybrücker vertauschen sollen, welches absolut gebraucht nicht einmal gut lateinisch seyn dürfte. Cap. 7. *Initia principatus* ist nicht, was wir „*die ersten Angelegenheiten des Staats*" nennen. Überhaupt ist *principatus* niemals der Staat, sondern hier des Domitianus Regierungszeit. Cap. 8. Die schönen Worte: *habuerunt virtutes spatium exemplorum*, wie schlecht und unbestimmt ersetzt Hr. *S.* sie durch: „da hatte das Verdienst freye Bahn." Von *Verdienst* ist gar die Rede nicht: und der Grund, der dem Römersinn freyere Bahnen aufthat, die *exempla*, sind gar nicht erwähnt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt* a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Grundsätze des akademischen Vortrags*. Ein Beytrag zur Aufdeckung herrschender Universitätsmängel. Von Dr. *Ludewig Thilo*, Prof. der Philosophie an der Universität zu Frankfurt a. d. O. 1809. 132 S. 8. (15 Gr.) Allgemeine literarische Armuth, Beschränkung des Schulunterrichts auf das *Trivium* und *Quadrivium*, Mangel an Büchern zum Selbstunterrichte, Ambition, weil, der Seltenheit wegen, Gelehrte hochgeachtet waren, bewogen in früheren Jahrhunderten die Jünglinge, Universitäten zu besuchen, um gelehrte Männer zu hören. Inniger Antheil, eifriges Entgegenkommen der Zuhörer, überhoben die Lehrer grossentheils der Aufmerksamkeit auf den Vortrag. Jünglinge, nicht abgeschreckt durch weite Reisen, durch Kosten und Gefahren, überwanden die Schwierigkeiten, durch die ein schlechter Vortrag auf der Bahn des Lernens aufhält. Anders in der neueren Zeit. Erweiterung der Lectionsplane auf Schulen, Privatunterricht in grösseren Städten, Lectüre haben in den mittleren und oberen Ständen manche Kenntnisse in Umlauf gebracht. Mit der Verbreitung wissenschaftlicher und bürgerlicher Cultur hat unter Älteren und Jüngeren der Hang zum sinnlichen Genusse zugenommen. Wenige sind überall in dem Haufen akademischer Studirenden, in die von dem himmlischen Feuer ein Funke gefallen ist, die in dem Wahne nicht krank sind, was sie an eigentlicher Wissenschaft auf Schulen erlernten, sey zum Fortkommen hinreichend, die mithin auf der Universität zunächst ihre Vorbereitung zu künftigen Lehrern des Volks und der Jugend, zu Richtern und Räthen, wissenschaftlich einrichten, dann überhaupt im Heiligthum der Musen den Geist zu erheben, die Seele zu läutern, höhere Ansichten des Daseyns zu gewinnen streben. In den Umgebungen unserer Jünglinge ist der Hang zum gesellschaftlichen Vergnügen herrschend. Sie werden fortgerissen, werden gleichgültig gegen die Schätze des Wissens. Noch mehr müssten sie das werden, wenn sie verurtheilt würden, in grossen Residenz- und Haupt-Städten die unschätzbare Zeit der Vorbereitung zu zersplittern, sie, in ihrem Alter so empfänglich für die leeren Zerstreuungen und das bedeutungslose Treiben dieser Mittelpuncte des zerrissenen Lebens, entfernt von dem veredelnden einsamen Genusse der Natur, von dem Anblicke einfacher Sitten. Bewunderung der Menge wird dem Sieger zu Theil, der Länder und Völker seiner Herrschaft unterwirft; stillen Seegen einer schöneren Welt erndtet der Lehrer, der eine schlaffe, sinnliche Jugend durch die Kraft seiner Worte zum Bürgerthume im Reiche der Wissenschaft nöthigt. Ob ein zum Universitätslehrer vorgeschlagener Gelehrter fähig seyn werde, das akademische Publicum für seine Wissenschaft zu gewinnen, ob er durch Lehrgaben sich auszeichne, danach sollten die Vorsteher der Lehranstalt sich vorzugsweise erkundigen bey Männern von Urtheil, Unpartheylichkeit, persönlicher Kenntniss des Candidaten. Auch sollen sie mit den Erfodernissen des akademischen Vortrags bekannt seyn, ein Gegenstand, der in der angezeigten kleinen Schrift nachdrücklich zur Sprache gebracht wird. Dass ein sachkundiger, geschätzter akademischer Lehrer Verfasser ist, wird das Zutrauen der Abhandlung vermehren. Das Wesen des Unterrichts auf Universitäten ist nicht: eine Masse von Kenntnissen im Gedächtnisse der Zuhörer niederzulegen, dieselben für immer auszustatten, sondern sie zu eigener Geistesthätigkeit zu erwecken, um selbst sich der Wissenschaft zu bemächtigen. Hiezu ist die Anhörung zweckmässiger mündlicher Vorträge bey weitem mehr geeignet, als stumme Lesung von Schriften. Zweckmässig ist der akademische Vortrag nur, wenn er folgenden Foderungen entspricht. Er muss *subjectiv seyn*: die eignen Ansichten des Lehrers müssen vorherrschen: *er muss also frey gehalten werden*. Nur solcher Vortrag erzeugt das Vertrauen, dass der Lehrer über seinen Gegenstand gebiete; nur solcher verräth Interesse des Lehrers an der Wissenschaft; nur solcher ist also von Eindruck. Eigenthümlichkeit der Ansichten, verbunden mit einem Grade von Herrschaft über den Gegenstand, der zu extemporirten Vorträgen in den Stand setzt: das ist das Charakteristische grosser Lehrer. Folge ist, dass, wenn auch ein Compendium zum Grunde gelegt wird, der Vortrag doch kein blosser Commentar seyn darf. Nichts ist widernatürlicher, nichts für Zuhörer, die Geist haben, beleidigender, als das *Ablesen* der Vorträge von zusammengeschriebenen Heften. Ferner sey der akademische Vortrag *synthetisch*, mithin *unterstichend*, ja, auf würdige Weise *polemisch*: dadurch wird die Phantasie der Zuhörer in Anspruch genommen, sie werden in das Interesse gezogen. Es spreche aus dem Lehrer hohes Interesse für die Sache und für die Sittlichkeit; sein Vortrag halte die Mitte zwischen dem feyerlichen Tone der Rede und dem vertraulichen der Gesellschaft; fern sey niedriger Scherz, doch hie und da mit Laune zu würzen, ist von Erfolg, nur ohne Persönlichkeit. Reichthum an Gedanken, Gegenwart des Geistes, Geläufigkeit im Ausdrucke, Wohlredenheit, gefälliges Organ, freymüthiges, doch bescheidenes Wesen, müssen dem akademischen Lehrer eigen seyn. — Diess alles hat der Vf. bündig und überzeugend entwickelt.

NN.

Breslau, b. Korn: *Passe-temps agréable ou Recueil choisi d'Enigmes modernes*. 1808. 96 S. 8. (8 Gr.) In dieser Sammlung befinden sich 136 Räthsel in französischen Versen, unter denen viele etwas zu lang gerathen sind. Einige sind witzig und artig genug, die meisten flach und nicht des Errathens werth. Hiezu gehören besonders die, deren Auflösung in einem Buchstaben besteht. Hat man die Schwierigkeit des Einen überwunden; so wird man leicht mit allen fertig. Das 124 löset man schon beym ersten Anblick auf. Es heisst so:

De la Grece, lecteur, je tiens mon origine;
Je suis grec, en un mot; nul n'en sauroit douter;
Puisqu' ainsi mon nom se termine,
Quoiqu' il en soit, à bien compter,
Je n'ai qu'un pied; il ne faut pas omettre,
Que souvent il en faut deux.
C'est ici que tu dois t'attacher à la lettre;
Ne cherche pas bien loin, je suis devant tes yeux.

In dem Vorbericht, anstatt *Avant-propos* hier scherzhaft *Hors de propos* überschrieben, trifft man einige Züge über die Aenigmomanie der Franzosen und alte Räthsel an. Der Ausdruck ist niedlich, doch nicht durchaus correct.

Dvk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JANUAR, 1809.

RÖMISCHE LITERATUR.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädecker u. Kürzel: *Julius Agricola.* Eine Biographie von *C. C. Tacitus.* Lateinisch u. deutsch mit Anmerk. von *J. C. Schlüter.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im Cap. 9: *Tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat*, hatte uns die Erwähnung der *avaritia* von jeher verdächtig geschienen, und zu unserer Freude fanden wir *Acidalius* und *Dahl l. l. p.* 13, derselben Meinung. Denn es ist unverkennbar, dass durch das gleich Folgende: *Integritatem atque abstinentiam in tanto viro referre, injuria virtutum fuerit*, gerade die bey den Procuratoren so gewöhnliche und so verhasste *avaritia* (s. die Ausl. zu *Cic. in Verr.* 2, 54) beym Agricola zurückgewiesen wird, und so wäre die frühere Erwähnung derselben mehr als bloss müssig. Die zuletzt angezogene Stelle giebt Hr. *S.* so: „Redlichkeit und Uneigennützigkeit an einem solchen Manne *zu preisen*, wäre Beleidigung seiner Tugend." Redlichkeit und Uneigennützigkeit *zu preisen*, wäre nicht sowohl Beleidigung *seiner* Tugend, als der Tugend *überhaupt* gewesen. Von *Preisen* konnte hier gar nicht die Rede seyn: seiner Redlichkeit *nur zu erwähnen*, sie besonders aufzuzählen, das wäre beym Agricola schon Beleidigung seines hohen Sinnes gewesen. Das.: *Als Consul verlobte er mir, damals noch Jüngling, seine Tochter*, würde heissen, der Consul sey damals noch Jüngling gewesen. Cap. 14: *Per quae fama aucti officii quaereretur.* „Damit es doch heisse, *er habe erweitert*;" statt: er habe mehr gethan, als seine Pflicht eigentlich foderte. Cap. 15: *Nihil profici patientia, nisi ut graviora, tanquam ex facili tolerantibus, imperentur.* „Dulden helfe zu nichts, als dass man *ihrer Gutwilligkeit* desto mehr aufbürde." Aber *ex facili* heisst niemals *gutwillig*. „Durch Ergebung werde nichts gewonnen, als dass man ihnen, gleichsam als wären sie nur leicht belastet, noch Schwereres auflege," würde dem Sinn entsprochen haben. Daselbst wird *occasio* ganz falsch durch *Meuterey* übertragen. Die richtige Erklärung ergiebt sich aus *Agric.* 18 Cap. 15: *in consiliis deprehendi.* „Über *Entwürfen* ertappt werden." Da hier von der geheimen Volksversammlung der Britannier die Rede ist, war doch kein Zweifel, dass unter *consilium* kein *Entwurf*, sondern die sich berathende *Versammlung* zu verstehen sey. S. *Corte* zu *Sall. Jug.* 62, 4. p. 693 a. b, wo *Wasse* ganz unnöthig *concilium* lesen will; wenn sich gleich die Verwechslung häufig, z. B. *Jug.* 29, 6, auch in Handschriften findet. Es wäre auch sehr uneigentlich gesprochen, wenn man sagte, über einem *Entwurf* ertappen. Cap. 16 werden *Castella* und *praesidia* als *Castelle* und *Festungen* unrichtig für zwey für sich bestehende Dinge genommen, da die Construction selbst (*sparsos per castella milites consectati, expugnatis praesidiis, coloniam invasere*) lehrt, dass die letztern als Theile der erstern betrachtet werden sollen. Das.: *Discordia laboratum, cum assuetus expeditionibus miles otio lasciviret.* „Zwietracht machte ihm zu schaffen: der an Krieg gewöhnte Soldat ward aus Mangel an Beschäftigung ausschweifend." *Lascivire* ist etwas ganz anderes als unser *ausschweifend seyn*, und dem griech. ὑβρίζειν ziemlich analog. Hr. *Schl.* wäre sicher gewesen vor dem Fehlgriff, wenn er das beide Sätze verbindende *cum* mit übersetzt hätte. Cap. 18: *Clarus ac magnus haberi Agricola.* „Agricola *hiess* ein trefflicher, grosser Mann." Die Bedeutung von *haberi* ist verfehlt, denn freylich reicht *Scheller* nicht überall aus. Hn. *S.* aber hätte doch *Corte's* Note zu *Sallust. Catil.* 1, 4, und 53, 1, bekannt seyn sollen. Vgl. Thucyd. 1, 13. Cap. 19 sind nach *cum peccassent* vom Übers. die Worte: *das war bey ihm Gesetz* eingeschaltet, ohne dass man sieht, woher sie kommen. Es scheint als ob es geschehen, um die vorhergehende lange Reihe absoluter Infinitive in deutsche — dependente verwandeln, und einen unbeholfenen, dem Lateinischen *oberflächlich* ähnlichen Satz bauen zu können. Cap. 20: *Militum in agmine laudare modestiam.* „Auf dem Marsche lobte er die Ordnung liebenden Soldaten." Sollte heissen: Er lobte die Ordnung der Soldaten, die sich zum Hauptheer hielten. *Disjecti* macht den Gegensatz von *milites in agmine*, wie *laudare* von *coërcere*. Cap. 20: *Nihil apud hostes quietum pati, quominus subitis excursionibus popularetur.* „Er liess den Feind nie ruhig, *überall durch plötzliche Einfälle verheerend.*" Das ganz Willkührliche in der Übers. der zweyten Hälfte dieses Satzes kann dem Übers. selbst kaum entgangen seyn: denn es ist ja kaum ein Wort, geschweige denn die Idee des Originals wiedergegeben: ein Fehler, den Hr. *S.* sonderbar genug mit dreyen seiner Vorgänger, mit *Patzke*, *Engel* und *Artzt*, theilt. Die richtige und sprachgemässe Erklärung hat *Dahl l. l. p.* 14 gegeben, indem er das *populari* von den Britanniern versteht. Er findet deshalb nöthig, entweder *popularentur*, oder auch *apud hostem* zu lesen. Will man indess *populari* hier als Passiv annehmen, wie es bey Histori-

kern, z. B. *Liv.* 3, 6 und 7 vorkommt: so wäre keine Veränderung nöthig. Daselbst würde *ex aequo* nicht durch *unabhängig* gegeben seyn, wenn Hr. *Schlüter Tacit. histor.* 3, 9. *init.* gelesen hätte. Cap. 21. Von *den schönen Wissenschaften, artibus liberalibus, (quas artes a pulcritudine Gallica consuetudo appellat,* sagt *Eichstädt* in seiner classischen *Memoria Annae Amaliae,*) gilt eben das, was über ähnliche Phrasen zu Cap. 4 gesagt ist. Das.: *delinimenta vitiorum,* „*sinnliche Verfeinerungen,*" ganz schielend! Cap. 22. *Qua formidine territi hostes, quamquam conflictatum saevis tempestatibus exercitum, lacessere non ausi.* „*Vor Schrecken* wagten die Feinde keinen Angriff, wiewohl das Heer von der übeln Witterung sehr litt." Da Hr. *S.* das *Qua* unübersetzt gelassen, so ist seine Übertragung der Stelle fast sinnlos, indem man das Schrecken der Britannier nicht zu vereinbaren weiss mit dem übeln Zustand des römischen Heers, wenn nicht auch im Deutschen — wie im Lateinischen durch *qua* — auf das Vorhergegangene zurückgedeutet wird. Cap. 24. *Solum coelumque,* „Boden, Klima." Hr. *S.* kann sich den Begriff von *Klima* unmöglich rein gedacht haben, wenn er *den Boden* davon sondert. *Solum coelumque* mit Einem Wort durch Klima zu geben, würden wir ihm nicht verargen. Vrgl. *Histor.* 5, 7. Cap. 25. *Sequebatur* möchten wir lieber mit *egregia specie* verbinden, als mit dem Voranstehenden. Das folgende lebensreiche Bild vom Lager des Agricola ist ganz entstellt. Gar nicht ausgedrückt, aber durch prächtige Paraphrasen umgangen, ist das wirklich schwierige *auctus* in dieser Schilderung, welches *Oberlin,* gewiss mit Recht, durch *Agric.* 30, und *Annal.* 2, 82, gegen alles Emendiren in Schutz nimmt, so viel Gefälliges auch des *Lipsius,* von *Pichena, Gronov* und *Ernesti* in den Text gerücktes, von *Dahl* S. 15 vertheidigtes *victus* haben mag. Doch ist jenes nicht bloss auf *Oceanus,* sondern auch auf *terra et hostis* zu beziehen. — Etwas weiterhin fehlt das bedeutende *ultro.* Cap. 27. *Cujus constantia et fama ferox exercitus etc.* Es ist nicht zu begreifen, wie Tacitus schon von der *constantia* des *eben* erfochtenen Sieges sprechen kann, denn auf *victoria* müsste sich *cujus* beziehn. *Lipsius* hat *conscientia* versucht, und *Acidalius, Ernesti* und *Artzt* sind ihm gefolgt. Wir möchten lieber *ducis* für *cujus* lesen, wodurch alles andere leicht verständlich würde: denn schon der Anfang des neuen Satzes mit *cujus* hat etwas Missfälliges. Cap. 30 ist die Rede des Galgacus nicht ohne Grund mit *quoties* eröffnet, was Hr. *S.* weglässt. Das Folgende *magnus mihi animus est* konnte nicht unglücklicher gegeben werden, als durch: „mich belebt der grosse Gedanke." Eben so zeichnen wir die Worte *hodiernum — vestrum* und *priores — habebant* ihrer kraftlosen Verdeutschung wegen aus, und *contactus dominationis* erkennen wir als „Anblick der Unterjochung" gar nicht wieder. Cap. 31. *In hoc orbis terrarum vetere famulatu novi nos.* „Wir, unter allen *den alten dienstbaren Völkern* des Erdkreises *die letzten.*" Die vielen Mängel hierin wird die treuste Übersetzung am besten zeigen: „in dieser verjährten Sklaverey des Erdkreises Neulinge wir." Am Ende dieses Capitels ist von allen Veränderungen *Rhenanus, Lipsius* und der Bipontiner keine nöthig, als dass *in* zu *ii* werde, und dass man *praesentia* für *praesentiam* schreibe. Denn dass *ferre* für *reportare* gebraucht werden kann, ist noch unerwiesen: in seiner gewöhnlichen Bedeutung aber kann es füglich mit *libertas* verbunden werden. So bey *Horat. epist.* 1, 8 *extr.*

Ut tu fortunam, sic nos te, Celse, feremus.

Ähnlich *Cic. offic.* 3, 18. *Liv.* 3, 36. Cap. 32. *et majores vestros et posteros cogitate.* „Seyd eingedenk eurer Vorfahren und der *Nachwelt.*" Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, dass *posteri* die Nachkommen sind, und dass *vestros* auch hiezu verstanden werden muss. *Die Nachwelt* im Munde des Caledoniers nimmt sich sonderbar aus: aber *die Nachkommen* erhalten durch das vorher. Capitel 32 *init.* Gesagte ihre volle Bedeutung. Cap. 33 wäre zu Anfang der Rede des Agricola, wie schon Andere bemerkt haben, ohne Bedenken *septimus* zu schreiben, und danach zu übersetzen gewesen. Kurz vorher versteht Hr. *S.*: *simul instruebantur acies,* von den Schlachtordnungen der Caledonier und der Römer. Aber Cap. 35 *init.* ist ja mit dürren Worten zu lesen, dass Agricola die Seinigen erst *nach* gehaltener Rede ordnete, und *simul* ist also auf die *fulgores armorum, procursus* u. s. w. zu ziehen.

Man wird uns gerne glauben, dass die noch übrigen Capitel des Agricola gleich reichlichen Stoff zu ähnlichen Bemerkungen darbieten, besonders wenn Jemand die Mühe sorgfältiger Vergleichung noch einmal selbst übernehmen, und bemerken wird, dass wir kein Capitel streng ergründet haben, und dass wir noch gar Vieles hätten rügen können. Will also Hr. *S.* uns noch künftig mit einer vollständigen Übersetzung des Tacitus beschenken: so möge er vor Allem den Text seines Schriftstellers etwas kritischer studiren (wir wollen ihn unter anderen auf Cap. 37: *Tum vero — virtusque,* aufmerksam machen, wo eine leichte Transposition nothwendig ist); möge ferner eine *wahrere* Achtung gegen sein treffliches Original fassen, und endlich *die* mühselige Feile, von der in der Vorrede die Rede ist, vertauschen mit wahrer, nicht pedantisch - steifer Übersetzertreue und mit gründlicher Erforschung jedes einzelnen Wortes.

An.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Göttingen*, b. Dieterich: *Specimen editionis Symposii Platonis.* Inest et quaestio, qua *Alcaeo* carmen vindicatur, quod vulgo Theocriti putaverunt. Dissertatio, quam — pro facultate legendi rite adipiscenda — defendet auctor *Frid. Thiersch.* Ph. D. 1808. 48 S. 4. (8 Gr.) Der Vf. will dasjenige, was er einst an dem platonischen Gastmahle thun werde, nicht geschätzt wissen nach diesem *Specimen*, indem 3 pariser Mss. und des Ludw. Regius bekanntlich seltene Übersetzung, welche er erwartete, bey Abfassung desselbigen ihm noch nicht zu Gebote standen, und solche Hülfsmittel hier doch durchaus nothwendig seyen, „*cum ille (liber) ad corruptissimos Platonis pertineat, et, quod pejus etiam, ingenti conjecturarum multitudine velut obrutus jaceat;*" ein Urtheil, welches wenigstens mit unserer Erfahrung nicht übereinstimmt, wonach das Gastmahl im Vergleich mit den verderbtesten, Sophist, Politikos, Philebos, Kratylos, Epinomis, Parmenides und anderen, gerade als eines der reinsten und unverfälschtesten Gespräche erscheint. Dass aus den Lesearten der wiener (*Viennensium?*) und pariser Mss. und durch genaue Vergleichung der alten Ausgaben freylich noch vieles gewonnen werden könne, wollen wir nicht in Abrede seyn, nur möchte sich der Vf. beym ersten Überblick verrechnet haben. Die alten Ausgaben kennet er gut; gegen Fischers Collationen wird sehr gegründeter Verdacht erregt, und dabey Einiges für die Leseart gewonnen; nur macht uns der Vf. zu viel Aufhebens von kleinen Irrthümern der Gelehrten, und mag wohl im Allgemeinen von der Wichtigkeit der alten Edd. des Platon einen zu hohen Begriff haben. Aus Erfahrung wissen wir, dass es sich bey den meisten Büchern beynahe nicht der Mühe verlohnt, dieselben zu vergleichen, zumal da ihre Varianten selbst wenig Autorität haben. Denn was aus der ersten basler, und daraus in die zweyte geflossen ist, beruht grossentheils auf Vermuthung, oder ist nur Verbesserung eines Druckfehlers der Aldina: ja selbst die zweyte basler verdient das ihr von Einigen voreilig gegebene Lob nur in einzelnen Gesprächen und Stellen: vieles ist aus blosser Muthmassung, Weniges nur hie und da, wie auch die Vorrede besagt, aus flüchtig benutzten Handschriften geflossen. Doch kann man allerdings von einem Herausgeber, zumal einzelner Gespräche, eine neue Vergleichung verlangen; und im Gastmahle wird diess der Vf. thun. Möge er uns dann auch sagen, warum ihm die pariser Ausgabe von 1543 aus einem Cod. abgedruckt scheine!

In des Vfs. Anmerkungen über das Gastmahl vermissen wir, um unsere Meinung gleich Anfangs zu sagen, keineswegs den philologischen und kritischen Sinn, welchen er vielmehr in reichlichem Masse zeigt, wohl aber Reife und Gewandtheit in der Untersuchung, und Kraft der Darstellung: erstere ist noch zu eilfertig, begierig; letztere unbeholfen, mit Unwesentlichem überladen. Wir heben die wichtigsten der Bemerkungen heraus. S. 176. E. soll geschrieben werden, νῦν δ' αἱ βούλοιντ' ἄν: allein Hn. T's. Gründe dünken uns so schwach, dass wir vielmehr behaupten, die gemeine Leseart βούλονται sey durchaus nothwendig: nach dem von S. 176. A an Verhandelten konnte doch wohl Phädros mit Zuversicht annehmen, dass alle dächten wie Eryximachos, und darum muss der Indicativ stehen. Eben so wenig können wir uns von der Verbesserung S. 177. B. überzeugen: ganz richtig bemerkt *Schleiermacher*, dass Eryximachos abspringt von der Rede des Phädros, weshalb der Satz, εἰ δὲ βούλει αὖ σκέψασθαι etc. nicht zu Ende geführt, sondern hingen gelassen wird. Selbst die Umstellung ἧττον καὶ θαυμαστὸν ertragen wir leicht; man kann freylich nicht absolut sagen ἧττον καὶ statt καὶ ἧττον: folgt aber, wie hier, noch ein Wort, wie θαυμαστὸν, so hat es nichts Anstössiges; daher wir auch in der Stelle des Charmides *Heindorfs* Verbesserung, da sie zumal den Grund der Verderbung (καὶ aus κάλλιον entstanden) so leicht angiebt, der von unserem Vf. beygebrachten vorziehen. Noch weniger befriedigt er uns im Folgenden. Indem er nämlich behauptet, die im platonischen Gastmahle stehende Rede des Pausanias sey gebildet nach einem ἐρωτικὸς λόγος, welchen letzterer schriftlich herausgegeben und den auch Xenophon vor sich gehabt, hat er zwar richtig eingesehen, dass, was Xenophon in seinem Gastmahle dem Pausanias in den Mund legt, sich keineswegs auf jene platonische Rede beziehe, weil nämlich die xenophontischen Worte des Pausanias mehr enthalten: aber übereilt war doch der Schluss, dass beide das Ihrige aus einer Schrift des Pausanias hätten; wiewohl auch *Weiske* die Existenz einer solchen als gewiss voraussetzt, weil man sonst den Xenophon „*turpiter desciscere faciat ab urbanitate hominis vel mediocriter politi:*" ein wunderlicher Gedanke, welcher sich nur aus der eigenen Idee begreifen lässt, welche Hr. *Weiske* von der Urbanität eines mässig gebildeten Mannes haben muss. Vgl. auch *Schneider* zu Xenoph. Gastm. S. 147. Abgerechnet, dass Athenäos V, S. 216. F. von keiner Schrift des Pausanias weiss, und Menanders Stelle in der Abhandlung *de encomiis* (s. *Schneider* a. a. O. S. 148) nichts beweiset: so giebt ja Xenophon seine Erzählung eigentlich für Geschichte aus, so gut als dasjenige, was er von Sokrates in den Memorabilien erzählt, und man muss annehmen, dass er wenigstens nach dunkeln Erinnerungen von den Äusserungen des Pausanias diess ausgeführt habe; nachdem nun Xenophon diesen so dargestellt hatte, konnte Platon denselben wählen als den Träger gewisser erotischer Grundsätze, ohne dass er jemals eine Zeile brauchte geschrieben zu haben. Wir setzen hier voraus, dass das xenophontische Gastmahl vor dem platonischen herausgegeben sey. Unbegreiflich, wie manche, z. B. *Weiske* und *Schneider*, das Gegentheil behaupten konnten, wofür die Gründe ganz verschwinden, sobald man mit Hn. *Thiersch* erkennt, dass Xenophons Pausanias nicht bloss aus dem Platonischen genommen seyn könne; selbst der Umstand, dass der platonische Phädros im Gastmahl mehreres vorträgt, was Xenophon dem Pausanias in den Mund legt, musste auf die Priorität des xenophontischen Gastmahles führen, indem wohl der freyere Platon, was Xenophon einem Anderen zuschreibt, seinen Phädros sagen lassen kann, der treuere Xenophon kaum umgekehrt; und so erklärt sich auch, ohne dass man eine eigene Schrift des Pausanias anzunehmen nöthig hat, wie die xenophontischen Worte des Pausanias mehr enthalten können, als die platonischen. Nicht zweifelhaft kann es übrigens seyn, dass die beiden Gastmahle ein gewisses Verhältniss zu einander haben; von demselben haben aber die Meisten eine eben so verworrene Vorstellung, als von der ganzen Abneigung des Platon und Xenophon gegen einander: eine Sache, welche von den neueren Philologen mehr verwirrt als entwirrt worden ist, welche aber viel zu weit führen würde, wenn wir die Resultate umfassender und genauerer Forschung hier auseinandersetzen wollten. In Beziehung auf die beiden Gastmahle mag es genug seyn bemerkt zu haben, dass das xenophontische als ein mit den Memorabilien und Ökonomikos zusammenhängender Theil der Vertheidigungsschriften des Sokrates ganz unabhängig von einem Nebenzweck geschrieben seyn muss, und keineswegs dem platonischen kann entgegengesetzt worden seyn. Wie wenig Urtheilskraft müsste man auch dem Xenophon zutrauen, wenn er das unbedeutende Schriftchen dem herrlichen Kunstwerke entgegensetzen konnte! Man sehe zu, ob folgende Vorstellung nicht richtiger ist. Das xenophontische Gastmahl stellt den Sokrates vor in einer Situation des gemeinen Lebens, wie er sich so zu nehmen pflegte: alle Umgebungen, die Flötenspielerin, die Kunststücke, das ganze Gespräch, sind nach der Wirklichkeit genommen. Hernach schrieb Platon sein Gastmahl, um die 99 Olympiade (s. *Wolf* Einl. S. LV), die von Xenophon gewählte Form idealisirend, und den von letzterem auf die gemeine Linie der Conversation gestellten Sokrates in einem höheren Style als wahren Weisen schildernd; wobey denn natürlich die von Xenophon eingeführte Flötenspielerin fortgeschafft werden musste (Athen. XI, S. 504. F.). Die Entgegensetzung liegt also hier mehr in der Form und Sache, als in der Gesinnung: hier ist kein unreiner Bewegungsgrund gemeiner Seelen. Nach dieser Ansicht ist es nun auch höchst natürlich, dass Platon den xenophontischen Pausanias so benutzte, wie er gethan hat; doch kann man noch ausserdem annehmen, dass Pausanias im platonischen Gastmahle als Repräsentant irgend einer rhetorischen Secte dasteht; *Sydenham* erkennet in ihm den Isokrates, und in Beziehung auf diesen und Gorgias hat auch *Schleiermacher* in der Einleitung zum Gastmahl trefflich hierüber gesprochen. Nur bey einer solchen Vorstellung finden wir Befriedigung, keineswegs aber bey der, dass Platons Rede des Pausanias aus einer Schrift des letzteren com-

pilirt sey. Im folgenden Theile der Abhandlung fährt der Vf. fort, unseren Philosophen „seiner Grösse unbeschadet" als einen wahrlich argen Compilator hinzustellen, zunächst beyfällig erzählend, was *Valckenaer* (*de Aristobulo Jud.* S. 65) den Freunden desselben ins Gedächtniss zurückgerufen habe. Sind wir schon überhaupt überzeugt, dass *Valckenaer*, allerdings der erste Kritiker seines Zeitalters, für seinen Ruhm gesorgt hätte, wenn er sich mehrerer Urtheile über den Platon (ausgenommen das über den Hipparch) hätte enthalten können: so müssen wir gestehen, kein schlechteres von ihm zu kennen, als das angeführte. Denn um zu übergehen, dass unser Vf. sogar auf des scheelsüchtigen Sillographen Timon Zeugniss etwas hält, wie konnte doch ein *Valckenaer*, gleich weiland *Bardili* und Anfangs *Tiedemann*, die unter des Lokrers Timäos Namen gehende Schrift irgend für ächt halten, da sie nicht nur in jeder Zeile den excerpirenden Compilator verräth, sondern auch mehrere erst seit Aristoteles gangbare Ausdrücke und Kunstwörter enthält, von Aristoteles, dem genauen Kenner der pythagorischen Schriften, ungeachtet der häufigen Anführungen des platonischen Timäos, nie genannt, ja sicherlich nicht gekannt ist, indem er darin enthaltene Lehren dem Platon als Erfindung zueignet, und sie endlich zu allererst von Clemens Alexandrinus angeführt wird! Wie konnte ein *Valckenaer* glauben, was Aristoxenos gesagt haben soll (Diog. L. III, 37), dass Platon das Meiste seiner Republik aus des Protagoras *ἀντιλογικοῖς* habe? Kann etwas Unsinnigeres erdacht werden für den, welcher nur einige Kenntniss in der Geschichte der Philosophie hat? Welche Ideen von platonischem Geist und Kunst setzen dergleichen Äusserungen voraus! Doch erröthete der deutsche Platonimastix (Gesch. der Wissensch. Bd. II, S. 178) nicht, bey seiner sonst schwertscharfen Kritik, dieses nachzuschreiben; wie leicht aber hat das Missverständniss, welches dem Diogenes und wahrlich nicht dem Aristoxenos beyzumessen ist, *Schleiermacher* mit wenigen Worten gelöst, Plat. Th. II. Bd. II. S. 487, 488. Selbst aus dem vorhandenen Okellos und anderen unserer Pythagoreer hätte sich, meint *Valckenaer*, Platon bereichert, wie die Stellen zeigten: freylich, wenn sie nur nicht bey Platon organisch ins Ganze eingewachsen, und aus diesem erst von den unterschiebenden Betrügern in die angeblich pythagorischen Schriften hineingetragen wären! Doch wir sind müde der Widerlegung solcher Vorstellungen; nur halten wir es für Pflicht, dem Vf. auf seinem, unsers Erachtens ganz unrichtigem Wege zu begegnen, und setzen zugleich das Zutrauen auf ihn, dass er bey tieferem und umfassenderem Studium des Philosophen und grösserem Überblick von selbst davon zurückkommen, und eine würdigere Meinung von der vollendeten Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der platonischen Compositionen fassen werde. Für jetzo erkennt Hr. *Th.* den compilirenden Platon auch in des Eryximachos Vortrag; dieser nämlich sey ein Excerpt aus einer medicinischen Schrift (worüber? über die Liebe?), und das ein recht schlechtes; denn zum Theil könne man es gar nicht verstehen: „*ac talia quidem satis arguunt, Platonem non tam in obscuro hominis ingenio depingendo versari: haec enim stolida sunt, non obscura.*" Davon gelten doch wohl auch *Valckenaers* Worte: „*Quae dixi, ante annos ferme ducentos scripta Platonis amatoribus valde displicuissent;*" und welchem Freunde zugleich und Kenner des Weisen wird es auch jetzo gefallen? Diese geringschätzige Ansicht, wir wissen es aus Erfahrung, beruht nur auf Mangel an eindringendem Verständniss; die Unverständlichkeit der Rede des Eryximachos ist beym Vf. wohl nur subjectiv; uns ist nichts Unzusammenhängendes darin; nur sehen wir eine eigene Manier irgend einer rhetorischen Schule, vielleicht des Hippias, dessen Bewunderer Eryximachos war. Was übrigens hier zur Erläuterung aus Hippokrates beygebracht wird, muss für den mit den physiologischen Ideen der Alten nicht Bekannten allerdings unterrichtend seyn. Von der Rede des Agathon endlich urtheilt der Vf. ähnlich, unentschieden, ob Platon nur Agathons Werke ausgeschrieben oder seine Manier nachgeahmt habe: ja er stellt das Ende des Vortrags in einen ordentlichen Hymnus von 14 Versen her, V. 10 sogar „*propter metrum*" eine neue Leseart aufnehmend. Wie konnte er sich doch überreden, dass ein Alter in einer Rede einen metrischen Hymnus einflechten würde! Etwas Wahres sagt der Vf., aber in einem grellen Ausdruck. Allerdings poetisirt der platonische Agathon, oder bestimmter, *γοργιάζει*, wie auch Platon selbst sagt, und auch an den Jamben des Agathon anerkannt war (*Philostrat. vit. Sophist.* I. S. 497); überall sind *ἐπίθετα* und *ἰσόκωλα* (Athen. V. S. 187. C.), welche in ihren Sprachrhythmen den Schein eines lyrischen Sylbenmasses haben, aber darum doch gewiss ganz prosaisch gedacht sind; überall ist das *ψυχρόν*, zum Theil genommen aus Rednern, wie aus Alkidamas, welches wir anderwärts gezeigt haben. Vgl. *Schleiermacher* Plat. Th. II. Bd. II. S. 516. Ist dieses nun Compilation, oder nicht vielmehr die höchste philosophisch-rhetorische Kunst, die höchste Gewandtheit in Charakteristik und Persiflage?

Bey dem sogenannten Hymnus des Agathon nimmt der Vf. Gelegenheit, von dem 29 Gedichte unter den *theokritischen*, *παιδικὰ* betitelt, und in äolischen Versen verfasst, zu sprechen, und dasselbe nach einer Stelle im Schol. Plat. Ruhnk. S. 51 dem Alkäos zu vindiciren. Wir halten dieses für den besten Theil der Abhandlung, wiewohl uns die Form des Vortrags beleidigt. Die Paragraphen, welche der Vf. hat, sind uns (er wird es vielleicht für Pedanterey halten) zumal in philologischen Schriften ein Dorn im Auge. Im Folgenden behandelt er noch 3 Stellen des Gastmahls, S. 180. C; 182. B, 183. E, nebst anderen gelegentlich beygebrachten, und von der ersten nimmt er Anlass, über die Redensart *νῦν δὲ* mit folgendem *γάρ*, worüber auch *Heindorf* und *van Heusde* gesprochen, zu reden. — Vorausgeschickt ist ein griechisches Gedicht an *Heyne* in strenge gebauten *trimetris*, nebst mehreren Thesen, deren eine für unächt erklärt den platonischen Theages, welches anerkannt ist, ferner des Euripides Supplices, welches wir ohne die strengsten Beweise nicht glauben, indem das Anstössige, welches allerdings darin ist, sich ganz anders erklären lässt, endlich die Elegieen des Tyrtäos (vgl. S. 39), wovon uns der Vf. nie wird überzeugen können. Doch was hilft es, ihm darin vorzugreifen? Mag er nach reiflicher Überlegung seine Gründe bekannt machen! — Der Sprache und dem Druck wünschten wir mehr Reinigkeit und Richtigkeit. Prüft der Vf. seine Meinungen mehr, beurtheilt er mehr aus dem Ganzen das Einzelne, als aus dem Einzelnen das Ganze, welches sich bey genauerer Kenntniss des gesammten Platon von selbst ergeben muss: so wird er bey diesem Scharfsinne dem Gastmahle gewiss vielen Nutzen schaffen, und wir bringen ihm, in Hoffnung auf die Erfüllung dieser Erwartungen, unseren Dank zum Voraus für das Zukünftige dar.

Bh.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Oldenburg*, b. Schulze: *William Mavor's Natural History for the use of schools, founded on the Linnaean arrangement of animals, with popular descriptions in the manner of Goldsmith and Buffon.* 1806. 394 S. (1 Thlr. 8 Gr.) Auch unter dem Titel: *Ein naturhistorisches Lesebuch für Anfänger in der englischen Sprache*, nebst einem vollständigen Wortregister von *G. I. F. N.* Für Anfänger ist es wohl nicht. Wer schon eine Kunstsprache verstehen, und ein systematisch geordnetes Werk zu seiner Belehrung durchgehen kann, ist kein Anfänger mehr. Der Herausgeber meint, dass, zur Ersparung der Zeit, ein Lehrer, durch Hülfe dieses Buchs, den Unterricht in der englischen Sprache mit dem Unterricht in der Naturgeschichte verbinden, und seinen Zöglingen zweyfach nützlich werden könne. Rec. ist, aus leicht begreiflichen pädagogischen Gründen, dieser Meinung nicht. Er glaubt vielmehr, dass Zeit dabey verloren gehen werde. Zum angenehmen Durchlesen und mit Auswahl zum Übersetzen in die Muttersprache ist das sehr gut geschriebene Buch deutschen Jünglingen zu empfehlen, die schon in die Wissenschaft eingetreten sind. Es ist nur zu bemerken, dass es nicht die ganze Naturgeschichte umfasst, sondern bloss das Thierreich nach dem *Linné*'schen Gebäude abhandelt. Der deutliche Abdruck ist nach der in London 1800 herausgekommenen Originalausgabe geschehen. Rec. hat keine sinnstörenden Druckfehler bemerkt. Das angehängte Vocabular ist doch nicht ganz vollständig. So fehlt gleich das auf der ersten Seite des Textes vorkommende Wort *Locomotion*, ob sich gleich *Locomotive* findet.

Oh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JANUAR, 1809.

PHILOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Commentatio qua trinarum linguarum Vasconum, Belgarum et Celtarum, quarum reliquiae in linguis Vasconica, Cymry et Galic supersunt, discrimen et diversa cujusque indoles docetur*, in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae praemio ornata, auct. *Georg. Aug. Frid. Goldmann*, Mündera-Hannov. Seminar. reg. philol. sod. 1808. 64 S. 4.

Die Art und Weise, wie der Vf. der Absicht der philosoph. Facultät, welche die Verschiedenheit der drey genannten Sprachen zu zeigen aufgab, zu entsprechen suchte, ist folgende. Vor allen Dingen glaubte er ihre Abweichungen im *Materiellen* der Sprache, oder in einzelnen Wörtern darthun zu müssen, und wählte dazu die Zahlwörter und Benennungen von Gegenständen, deren Begriffe sich auch bey rohen und ungebildeten Völkern finden. Zu den Wörtern des ersten Bedürfnisses zählte er 1) Gegenstände des Himmels und der Luft, 2) Bezeichnungen der Zeit, 3) Elemente, 4) Gegenstände auf der Erde, 5) Metalle, 6) Verwandtschaftsnamen und Verhältnisse des Menschen, 7) Theile des menschlichen Körpers, 8) Kleidung und Wohnung, 9) Geräthschaften und Fahrzeuge, 10) zahme und wilde Thiere, 11) Fische und Vögel, 12) Nahrungsmittel, 13) Pflanzen und ihre Theile, 14) nothwendigste Adjectiva und Verba, 15) leichte abstracte Begriffe. Da sich nun bey aller sonstigen Verschiedenheit in manchen Wörtern einige Ähnlichkeit zeigte: so stellte er die Namen der zur Vergleichung gewählten Gegenstände in dreyfacher Ordnung auf, indem er von den ganz verschiedenen Benennungen aller drey Sprachen diejenigen Wörter, welche die kymrische und galische, oder auch alle drey Sprachen mit einander gemein zu haben scheinen, trennte, und besonders aufführte, um so durch die grössere Zahl der ersten die grosse Verschiedenheit der Sprachen anschaulicher zu machen. Hierauf ging er zum *formellen* Theile der Sprache, oder zur Grammatik über, und stellte die Besonderheiten jeder Sprache in ihrer inneren Structur durch alle Redetheile auf. Ob er sich gleich dabey nicht bloss mit den allgemeinen Angaben begnügte, so hielt er doch eine Vergleichung der Syntaxe für überflüssig, weil eines Theils das Allgemein-Übereinstimmende derselben keinen Beweis für die Sprachverwandtschaft abgeben kann, anderen Theils das Abweichende darin kaum eine Vergleichung leidet. Der Hauptgrund zur Vernachlässigung der Syntaxe mag indessen die Beschränktheit des Raumes weniger Blätter, and der Mangel an erfoderlichen Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniss jener Sprachen gewesen seyn. Das Wenige, das der Vf. beyzubringen hatte, schaltete er gelegentlich bey der Wortbildung ein. Der Schluss enthält das Resultat und eine gedrängte Übersicht des Ganzen in Form eines Registers.

Die Grammatiker und Lexikographen, welche der Vf. zur Kenntniss der drey verglichenen Sprachen benutzte, waren *Larramendi* und *Harriet* für das Baskische (*Euscara*), *Davis* und *Richard* für das Kymrische (*Brézunek*), und *Shaw* für die galische Sprache. Gegen die Wahl dieser Werke ist nichts zu erinnern, wenn wir gleich auch die Bemerkungen anderer benutzt wünschten, wie des *Sorreguieta* (s. Julius-Heft der J. A. L. Z. 1805. Num. 176), des *Grégoire de Rostrenen*, und der Engländer *Pinkerton*, *Smith* und Anderer. Die *Grammaire Celto-Bretonne par Legonidec* (Paris 1807), war damals noch nicht erschienen, und von *Wilh. v. Humboldt* haben wir noch immer nicht die erwartete reichhaltigere und genauer bestimmte Darstellung des *Euscara* und seiner Verwandtschaft mit anderen Sprachen erhalten. Weitschweifigkeit und Mangel an Ordnung (das Capitel von der Aussprache und Variation der einzelnen Buchstaben hätte jedoch ganz zu Anfange der Abhandlung als Introduction einen bessern Platz gefunden) kann man dem Vf. nicht zur Last legen, aber wohl schlechte Latinität und Zwecklosigkeit in einzelnen Theilen, besonders in der Vergleichung einzelner Wörter, woraus weder die Verwandtschaft, noch die Verschiedenheit der verglichenen Sprachen gefolgert werden kann. Der Vf. hat zwar die Meinung der grössten Gelehrten für sich, welche glaubten, dass sich die Ähnlichkeit der Sprachen vorzüglich in solchen Wörtern zeige, die zur Bezeichnung der dringendsten Bedürfnisse und allgemeinfasslicher Vorstellungen dienen, in solchen Wörtern hingegen verschwinde, die weniger wichtige Bedürfnisse und minder sinnliche Vorstellungen bezeichnen, und nur von gebildeten Völkern erwartet werden können. Allein man findet auf diese Weise nur die Verschiedenheit der Sprache, ohne die Grade ihrer Verschiedenheit und die Grösse ihres Abstandes von einander zu erfahren, was doch wohl bey dergleichen Untersuchungen die Hauptsache ist. Hiezu bedarf es mehr eines Räsonnements, wie ihm *Fried. Schlegel* in seinem Werke *über die Sprache und Weisheit der Indier* die Bahn vorzeichnete, als eines un-

unfruchtbaren Wortregisters, welches meistens selbst da eine totale Verschiedenheit ahnen läßt, wo doch ursprüngliche Gleichheit oder Verwandtschaft Statt fand. Man darf nur nach des Vfs. Weise die deutschen, persischen und indischen Sprachen mit einander vergleichen, um einzusehen, zu welchen Trugschlüssen eine solche Vergleichung führt. Selbst die Vergleichung der griechischen und römischen Sprache würde nach des Vfs. Vergleichungs-Methode nicht viel mehr Ähnlichkeiten unter einander darbieten, als das Wörterverzeichniss der kymrischen und galischen Sprache, wie sie der Vf. vergleicht. Will man Sprachen in einzelnen Wörtern vergleichen: so kann es eigentlich nur in Wurzelwörtern geschehen. So lange man nicht die Wurzeln einer Sprache oder die Gesetze ihrer Wortbildung kennt, muss eine Vergleichung einzelner Benennungen, auch der allerersten Bedürfnisse, immer irre führen, weil eines Theils in der Festsetzung der ersten Begriffe zu viele Willkühr obwaltet, anderen Theils Epitheta, Derivata und Composita als Primitiva gelten, und Wörter eines ganz fremden Sprachsystemes, welche in die Sprache eines Volkes allmählich eingebürgert wurden, häufig mit heimischen Benennungen in Eine Classe gestellt werden. Das Wörterverzeichniss unseres Vfs. enthält die deutlichsten Beweise einer solchen nutzlosen Vergleichung: der beschränkte Raum einer Recension erlaubt es uns nur, folgendes Wenige darüber zu bemerken, nachdem wir zuvor unsere Meinung über die Vergleichung des Zahlwörter gesagt haben werden.

Der Vf. stellt die Zahlwörter der drey verglichenen Sprachen mit der Bemerkung voran, dass man zwar von der Verschiedenheit der Zahlwörter auf die Verschiedenheit der Sprachen selbst, aber nicht umgekehrt, von ihrer Ähnlichkeit auf die Verwandtschaft der Sprachen schliessen könne, weil nicht selten ein roheres Volk die Zahlwörter eines gebildetern aufnehme, mit welchem es in Verkehr komme. Wie aber in diesem Falle die Verschiedenheit der Zahlwörter etwas beweisen könne, ist uns ein Räthsel. Denn wenn z. B. zwey verwandte Völker die Zahlwörter aus ganz verschiedenen Sprachen entlehnten, oder eine Völkerschaft bey ihrer eigenthümlichen Zählweise blieb, eine andere hingegen die Zahlwörter eines fremden Volkes aufnahm: mussten dann nicht die Zahlwörter beider Völkerschaften ganz verschieden lauten, ohne dass sie deshalb eine verschiedene Sprache redeten? Es ist offenbar, dass in dieser Hinsicht die Verschiedenheit der Zahlwörter so wenig, als deren Übereinstimmung etwas für die Verschiedenheit oder Ähnlichkeit der Sprachen beweise, und somit die Vergleichung derselben für diesen Zweck ganz unnütz sey. Die Vergleichung der Zahlwörter verschiedener Völker hat nur dann einen Werth, wenn man nicht bloss die Zahlwörter ohne weitere Erläuterung neben einander stellt, sondern zugleich auf die Art und Weise Rücksicht nimmt, wie man die höheren Zahlen mit Hülfe der niederen bezeichnete. Denn daraus ergiebt sich, was besonders den philosophischen Sprach- und Geschichts-Forscher interessirt, der eigenthümliche Geist eines Volkes, dem es auch dann getreu bleibt, wenn es einzelne Zahlbenennungen aus einer fremden Sprache entlehnt. Hätte der Vf. diess beachtet, und durch beygefügte Ziffern die Art bezeichnet, wie man in den drey verglichenen Sprachen zu den höheren Zahlen aufsteigt: so würde er bald bemerkt haben, dass sich alle drey Völker, bey aller Verschiedenheit der Zahlbenennungen, in der Art zu zählen völlig gleich sind. Sie zählen nämlich alle von 20 zu 20 auf die Weise, wie es noch in dem *Quatre-vingt* und *Quatre-vingt dix* der Franzosen üblich ist; und diese Zahlart wird sogar bis 20 mal 20 oder 400, und weiter bis zu 20 mal 100 oder 2000 fortgesetzt, wenn gleich sonst das decadische Zahlensystem zum Grunde liegt. In den Zahlwörtern der Basken lässt sich, *milla*, 1000, ausgenommen, eine eigenthümliche Ursprache gar nicht verkennen; die kymrischen und galischen Zahlwörter hingegen stimmen mit den griechischen und lateinischen überein. Wir setzen bloss die kymrischen und galischen her, weil man die baskischen schon in der J. A. L. Z. 1805. S. 173 abgedruckt findet, und fügen dafür die bretagnischen nach Legonidec bey, damit man das Abstechende der englisch-davisischen Schreibart bemerke, welcher der Vf. folgt.

Kymrisch nach *Davies.*	*Bretagnisch* nach *Legonidec.*	*Galisch* nach *Shaw.*
1. *un.*	*unan.*	*aon.*
2. *dau.*	*da ou f. diou.*	*dà, dis.*
3. *tri.*	*tri f. teir.*	*tri.*
4. *pedwar.*	*pevar f. peder.*	*ceithar.*
(daher das celtisch-lateinische *petorritum*, vierrädriger Wagen)		
5. *pump.*	*pemp.*	*coig.*
6. *chwech.*	*c'houec'h.*	*sia.*
7. *saith.*	*seiz.*	*seachd.*
8. *wyth.*	*eiz.*	*ochd.*
9. *naw.*	*nao.*	*noi.*
10. *deg.*	*dék.*	*deich.*
11. *un ar deg.*	*unnék.*	*aon deig.*
12. *deud deg.*	*daouzék.*	*dà dheug.*
13. *tri ar deg.*	*trizek.*	*tri deug.*
14. *pedwar ar ddeg.*	*pevarzék.*	*ceithar deug.*
15. *pymtheg.*	*pemzék.*	*coig deug.*
16. *un ar bymtheg.*	*c'houézék.*	*sia deug.*
17. *deu ar bymtheg.*	*seitek.*	*seachd deug.*
18. *tri ar bymtheg.* (3 über 15)	*triouec'h.* (3 mal 6)	*ochd deug.* (achtzehen.)
19. *pedwar ar bymtheg.*	*naontek.*	*noi deug.*
20. *ugain.*	*ugent.*	*fichid.*
30. *deg ar hugain.* (10 über 20)	*trégont.* (τριάκοντα, *triginta*)	*deich thar fichid.* (10 über 20)
40. *de ugain.*	*daou-ugent.*	*da fichid* (2 zwanziger.)
50. *deg ar deugain.* (10 über 2mal 20)	*hanter kant.* (halb-hundert.)	*deich agus da fichid.* (10 und 2 mal 20)
1000. *mil.*	*dek kant.*	*mille s. deich ciad,* zehnhundert.

Ob die Kymren und Galen alle Zahlwörter aus der lateinischen Sprache aufnahmen, lässt sich noch bezweifeln, da auch die deutschen, persischen und in-

dischen Zahlwörter ähnlich lauten, und überhaupt die meisten derjenigen Wörter, welche die Kymren und Galen mit einander gemein haben, im Indischen sich wieder finden, wovon wir nur folgende Beyspiele anführen.

	Kymrisch.	*Galisch.*	*Indisch.*
Gott.	*dui.*	*dia.*	*deva*, Sanscr.
Monat.	*mis.*	*mios.*	*masa*, Sanscr.
Bruder.	*brör pl. brödör.*	*bruthair.*	*bratha*, *bruder*, Sanscr.
Eiche.	*derð.*	*darach.*	*druh*, Pers. *derach*, Baum.
Wurzel.	*bon.*	*bun.*	*bon*, *bun*, auch im Zend.
Tod.	*marð.*	*marbh.*	*maruna*, Sanscr.
roth.	*rhudd.*	*ruad.*	*rohida*, Sanscr.
gross.	*maur.*	*mor.*	*mah s. maha*, Sanscr.
Himmel.	*ned. s. env.*	*neamh* (spr. *nef*).	*niba*, Himmel der Seligen.
	piul, Nebel.	*neul*, Wolke.	*naba*, Luft.

In beiden Sprachen hat der Vf. auch einige Male auf die Ähnlichkeiten deutscher Benennungen aufmerksam gemacht: die Zahl derselben könnte man im Kymrischen mit leichter Mühe vermehren, so wie eben diese Sprache auch mehr Ähnlichkeiten mit dem Indischen darbietet. In Ansehung der deutschen Wörter verweisen wir auf die kleine Sammlung in Adelungs *ältester Geschichte der Deutschen* S. 247 ff. und nennen nur noch *awal*, Apfel, *peren*, Birn, *sach*, Sack, *boch*, Backe, *kloch*, Glocke. Von indischen Wörtern bemerken wir noch *tada*, Vater, Kymr. *tâd; dara*, Erde, Kymr. *duar; cada*, Wald, Kymr. *coad; diwasa*, Tag, Kymr. *deiz; nischa*, Nacht, Kymr. *nôs*. Deutsch-indische Wörter sind *tara s. stara*, Stern, Kymr. *steréden pl. stered; dura*, Thür, Kymr. *dôr; ratha*, Rad, Kymr. *rid* (*rheda*); *kani*, Jungfrau, *quino* bey Ulphilas, Kymr. *geneth; juwana*, jung, Kymr. *iaouank*. So wie diese und andere Wörter mehr auf eine nähere Verwandtschaft des Kymrischen mit dem Deutschen und Indischen hinweisen: so zeigen die vom Vf. aus dem Kymrischen und Galischen als ähnlichlautend aufgeführten Wörter hinlänglich, dass diese beiden Sprachen sich näher verwandt sind, als die baskische, welche fast gar keine Ähnlichkeiten mit ihnen darbietet. Denn die 8 Wörter, welche der Vf. als allen dreyen Sprachen gemeinschaftlich auszeichnet, haben nur eine scheinbare Ähnlichkeit, bis auf die Benennungen des Zinns und der Katze, welche auch die Römer in ihre Sprache aufgenommen haben. Davon, dass die Römer manche Wörter aus den genannten Sprachen aufnahmen, gaben unter anderen das kymrische *carr*, lat. *carrus*, *carruca*, und das galische *seagal*, lat. *secale*, einen Beweis ab; häufiger aber gingen römische Benennungen in jene Sprachen über. In Ansehung der Wörter, welche die Basken aus dem Lateinischen aufnahmen, müssen wir bemerken, dass sie, gleich den neueren Töchtersprachen der römischen, den Ablativ zum Nominativ machen, welchem sie dann noch ihren Artikel *a* anhängen, und dass sie dabey meistens das *l* in *r* verwandeln. Dergleichen lateinische Wörter sind z. B. *usua* aus *usus; pinua* aus *pinus* (kymr. *pinwézen*, wie *gwin-wézen*, Weinbaum); *zarica* aus *salix* (kymr. *halek*, gal. *seileach*); *cobrea* aus *cuprum* (kymr. *coppr*); *beruna* aus *plumbum* (kymr. *plumm*); *paquea* aus *pax; guerra* aus *bellum*, *duellum; cerua* aus *coelum* u. s. w. Aus dem Punischen scheinen nur wenige Wörter in das Baskische übergegangen zu seyn; vielleicht gehören dahin *iria* die Stadt, und *ayeña* der Weinstock.

Aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von Wörtern nun, welche die verglichenen Sprachen aus fremden borgten, lässt sich auf die Unsicherheit des Verfahrens schliessen, wenn man die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Sprachen bloss nach der grösseren oder geringeren Übereinstimmung der aus den Wörterbüchern willkührlich zusammengetragenen Benennungen beurtheilt. Noch mehr aber muss dieses der Fall seyn, wenn man aus Unkunde Wörter für synonym hält, deren Grundbedeutung sehr von einander abweicht. So hat z. B. der Vf. unter *Baum* im Kymrischen die 3 Wörter *prenn*, *gwydden* und *coeder* zusammengetragen; aber *prenn* ist der Querbaum zum Verschliessen der Thore, eine Holzbarre, *gwydden*, oder nach der besseren Schreibart *gwézen*, jeder Baum, und *coeder* ist von *coed*, Wald, abgeleitet: eben so ist *coedwig* nur ein Compositum aus den zugleich angeführten *coed*, Wald, und *gwig*, Gehölz. Verwandt, aber nicht ganz einerley sind 1) das baskische *astea*, Woche, und galische *seachdmhuin*, *septimana* oder Hebdomade, mit dem kymrischen *eiz-nôz*, acht Nächte, wofür man bey *Legonidec* das richtigere *sizun* von *seiz*, sieben, findet; 2) das baskische *echadia*, *vicus*, Häuserreihe, und kymrische *heol*, Weiler, mit dem galischen *baile beg*, kleine Stadt, welches dem kymrischen *kerik* oder *kerig vihan* entspricht; 3) das baskische *ontzia*, Schiff, und galische *ess*, Fahrzeug, (daher vielleicht die *esseda* der alten Britten) mit dem kymrischen *lestr môr*, Meergefäss, *vaisseau*, zusammengesetzt aus *al lestr*, das Gefäss, und *ar môr*, das Meer (daher *ar môrek*, *Armorica*, das Küstenland am Meere, Caes. B. G. VII, 75, und *môr maruz*, *Morimarusa*, das abgestorbene Nordmeer, Plin. H. N. IV, 13. Ein kleineres Flussschiff nennen die Kymren *bâg;* ausserdem haben die Kymren und Galen das Wort *long* mit einander gemein. Es ist nicht selten der Fall, dass der Vf. unter mehreren Synonymen gerade die unrechten traf, und daher manche Übereinstimmungen der kymrischen und galischen Sprache übersah, z. B. *du*, schwarz (wofür der Vf. das dem galischen *gorm*, blau, ähnlichlautende *gurm* anführt) mit dem galischen *dubh;* *pok*, Kuss (wofür der Vf. das dem Deutschen gleichlautende *cus; cusan* anführt) mit dem galischen *pog*. Wie wenig die vom Vf. gesammelten Wörter zu einer Sprachenvergleichung geschickt sind, ergiebt sich indess vorzüglich aus der Bemerkung, dass unzählige der aufgeführten Wörter abgeleitete oder zusammengesetzte sind, deren Verschiedenheit also keinen

Beweis für die Verschiedenheit der Wurzelwörter abgeben kann. In der kymrischen und galischen Sprache hat der Vf. einigemal die Zusammensetzung angedeutet, aber in der ärmeren baskischen Sprache, deren Wörter für höhere Gegenstände und abstracte Begriffe grossentheils Composita oder Derivata sind (S. Jen. A. L. Z. 1805. S. 173), gerade nur bey dem letzten Worte *cata-emea* (kymr. *cház*, gal. *cat*), Katzenweibchen, niemals bey anderen, z. B. *catardea*, Eichhorn, von *cata* und *artea*, Eiche; *ondia*, Reichthum, von *on*, Gut, und *dia*, Menge. Begriffe, welche gewöhnlich nur durch Zusammensetzung ausgedrückt werden, wie *eguerdia*, Mittag, kymr. *canot déz* (nach *Legonidec krestéiz*, Mittag, *hanter-nôz*, Nachthälfte i. e. Mitternacht), gal. *meadhon-la*, hätte unstreitig der Vf. eben so unberührt lassen können, wie Umschreibungen, wofür man auch einfache Benennungen hat, z. b. die Umschreibungen des Kupfers und Zinns: baskisch *urraida* und *cirraida* (vergl. *urrezco*, kymr. *öraid*, golden) von *urrea*, Gold, und *cillara*, Silber, abgeleitet; kymrisch *rhud efeiz*, rothes Erz, und *plumm gwenn*, weisses Bley. Das letztere unschreibt der Vf. im Galischen durch *iarrum geal*, weisses Eisen, welches jedoch von *stain* verschieden, und soviel als das englische *white-iron*, verzinntes Eisenblech, zu seyn scheint. Die grammatischen Verschiedenheiten der 3 verglichenen Sprachen hat der Vf. kurz und bündig angegeben, und jeden Satz durch einzelne Beyspiele zu erläutern gesucht. Wo hin und wieder Sprachunrichtigkeiten gefunden werden, sind sie nicht auf Schuld des Vfs., sondern auf Schuld seiner geringen Hülfsmittel zu setzen.

VI—VII.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Augusti Böckhii*, Ph. D. et A. M. (jetzt Prof.) in Acad. Heidelbergensi, *Specimen editionis Timaei Platonis dialogi*. 1807. 33 S. 4. (8 Gr.) In dem Vf. dieser Schrift vereinigen sich seltene Vorzüge: genaue Kenntniss des Organs, der Sprache überhaupt, und der platonischen besonders, Einsicht in ihre, gemeinen Augen verborgenen, Fügungen und Eigenheiten, und, was daraus hervorgeht, sichere Beurtheilung des Richtigen und Beschädigten in der platonischen Diction. Hiezu kommt, was wohl bey dem Kritiker als das θεῖον gelten mag, ein unbestochenes Gefühl für das ächt Platonische und dasjenige, was Nachahmung oder Missverstand untergeschoben hat. Diese Vorzüge aber werden gekrönt durch Kenntniss der Vorstellungen und Philosophie des Platon. — Sehr treffend sagt der Vf. S. 4: *Neque critica arte, neque philosophorum scientia per se quidquam in hoc campo proficitur: immo ut in universa antiquarum literarum doctrina, ita praesertim in Platone non nisi ex arctissimo utriusque disciplinae vinculo probi foetus nascuntur.* — Einer solchen Frucht also sehen wir in seiner Ausgabe des Timäos entgegen, die nicht etwa dieses und jenes besprechen soll, was sich einem aufmerksamen Leser darbietet, sondern sogleich den ganzen Schatz an kritischen und exegetischen Bemerkungen aufschliessen wird, der reicher als irgendwo sich für den Timäos auffinden lässt, und, mit Geschmack und Gelehrsamkeit zusammengestellt, die behandelte Schrift so weit bringen wird, als es durch Hülfe der ganzen Erklärungskunst geschehen kann. — Voran sollen allgemeine Untersuchungen über Form und Gehalt des Dialogs, über das Verhältniss seiner Theile und Verwandtschaft mit dem gleichnamigen Werke des Timäos Lokros, gehen. — Wir wünschen, dass den Vf. sein Vorsatz — *plagiarii crimine foedissimi post alios purgabo sanctissimum virum* — nicht zu weit führen mag. Einen unbefangenen Leser beider Schriften kann es kaum entgehen, dass auf Veranlassung des Timäos Lokros sich die Ideen und Recherchen des Plato entwickelt haben, ὥστε παρὰ τούτου μεγάλας ἀφορμὰς λαβεῖν. — Dadurch aber leidet die *sanctitas Platonis* keinen Schaden, wenn auch dieses Plagium nicht geleugnet werden kann. — Demnächst wird unser Vf. eine Geschichte des Dialogs beyfügen, worin vom Xenokrates und Aristoteles an die verschiedenen Schicksale, die der Dialog zugleich mit der platonischen Philosophie erfahren hat, die Arten der Auslegung, der zahllose Haufe der Bewunderer und Gegner, der kritische Apparat u. dgl. durchgemustert, und daran der verbesserte Text des Timäos gefügt werden soll. — Wir wünschen, dass letzteres nicht ohne eine kritische Bearbeitung des Ficinus geschieht; denn bevor nicht dessen Übersetzung in ihren ältesten Ausgaben verglichen und mit den verschiedenen Lesearten, wie mit des Gyrtäus Veränderungen, ausgestattet in Gesellschaft der Dialogen erscheint, kann der kritische Apparat zum Plato nicht als geschlossen betrachtet werden. Da Hr. *B.* zuerst eine *vollendete* Ausgabe eines platonischen Werkes unternimmt: so ist es billig, dass auch in diesem Punct von ihm der Anfang gemacht werde. — Den zweyten Theil wird der doppelte Commentar füllen: zu dem kritischen sammelt der Vf. die nöthigen Hülfsmittel, und es ist in der That zu wünschen, dass ihm hier von den Bibliotheken alle Unterstützung zu Theil werde, damit von den mehreren hundert Handschriften des Plato doch ein Theil zum Wohl des Textes benutzt werde. Eine neue Vergleichung der alten Ausgaben finden wir nicht erwähnt; doch versteht sie sich wohl von selbst; die 3 ältesten, besonders Basil. 2, sind so gut wie schlechtgenutzte Codices. Zwar muss man zuweilen lange das unerfreuliche Geschäft des Vergleichens nutzlos fortsetzen; doch stösst man auch nicht selten auf Passagen, wo die guten Lesearten noch sehr dicht neben einander verborgen liegen. Neben diesen wird der exegetische Theil des Commentars stehen. Nicht genug zu preisen sind die Grundsätze welche der Vf. dabey aufstellt, und die um so mehr hervorgehoben werden müssen, da, wie jetzt die Sachen stehen, fast kein hyperphysischer Traum der Philosophie so bunt ist, dass er nicht in den Plato hinein oder aus ihm herausgebracht werden könnte: „*eam viam tenebo*, sagt Hr. *B.*, *ut uniuscujusque praecepti naturam e veteris eruditionis fontibus, nullo extrinsecus adsumto novae sapientiae lenocinio, quo multi antiqua monumenta ridicule fucant, sed judicio sana et ingenio succincte explicem, origines ex Ionicorum, Pythagoricorum, Eleaticorum, aliorum physicorum placitis demonstrem.*" — Für diesen doppelten Commentar aber wird der Vf., ausser den gewöhnlichen Hülfsbücher für platonische Kritik und Exegese, Aristides, Stobäos, Themistios u. a., auch alle Platoniker, Peripatetiker, Pythagoräer, und von den übrigen Schriftstellern die meisten, selbst die Byzantiner, durchgehen und nutzen. — Dazu genommen das Wichtigste aus den Commentaren des Proklos, Chalkidios u. a. und diese ganze Masse von dem Geist des Vfs. belebt, muss einen der reichhaltigsten Commentare geben, die je geliefert worden sind. Wenn der Vf. an etwas zu erinnern ist, so ist es: die strengste Auswahl unter der Anzahl fremder Bemerkungen zu treffen. So schätzbar die Angaben der alten Ausleger grossentheils sind, wenn sie sich auf grammatische Gegenstände beziehen: so nutzl s und schlecht sind im Durchschnitt ihre Erklärungen, wie selbst einige, die in dieses Specimen aufgenommen wurden: p. XI die endlose Untersuchung, warum Sokrates die Gegenwärtigen zählt εἷς, δύο, τρεῖς und warum er dann in die Ordinalia fällt, ὁ δὲ δὴ τέταρτος — ποῦ; und S. XXV eine lange *Animadversio*, die der Vf. selbst als *absurda* aufführt.

Die angehängten Bemerkungen über den Eingang des Timäos bestätigen das Urtheil über des Vfs. Beruf zu dem unternommenen Geschäft. — Was aber S. XVII καὶ κατὰ φύσιν ct. erinnert wird, ist an sich wohl wahr; doch möchten wir darum mit dem Vf. die Worte ἑκάστῃ τέχνῃ nicht streichen. Die Variante des Cod. Tub. ἑκάστου τῇ τέχνῃ scheint auf eine Leseart hinzuweisen, die wir für richtig halten: δόντες ἂν μόνον ἐπιτήδευμα ἑκάστῳ τεχνίτῃ, was in der That des Platon Meinung ist, Republ. II, p. 370, c: πότερον κάλλιον πράττοι ἄν τις εἷς ὢν πολλὰς τέχνας ἐργαζόμενος, ἢ ὅταν μίαν εἷς; Ὅταν, ἦ δ᾽ ὅς, εἷς μίαν, und anderwärts, womit auch Proklos Erklärung übereinstimmt. — S. XIIX scheint die Verbindung τε τῇ gegen die Sprache und hier δὲ δή zu schreiben: δή verträgt seiner Natur nach keine Copula. — Auch sieht Rec. nicht, was ἀνταφεστιᾶν heissen soll, das der Vf. mit Proklos und dem Scholiasten st. ἀντεφεστιᾶν in den Text und die Lexika gerückt wissen will.

H. E. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JANUAR, 1809.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. Arnold, auch Paris u. Cassel, b. Tourneisen dem Sohne: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben.* Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feineren Wendungen der französischen und deutschen Sprache, von *Franz Beauval.* Erstes Bändchen. Morgengespräche. 1808. 216 S. 8. (16 Gr.)

Oder: *Dialogues pour la vie sociale, propres à se former au ton de la conversation en François et en Allemand, par F. Beauval.* Tome premier. Dialogues de matinée.

Unterredungen mit allerley Personen und über allerley Gegenstände in zwey lebenden Sprachen, deren Texte einander gegenübergestellt sind, dienen vorzüglich zur Beförderung eines geläufigeren Ausdrucks für Fremde, die sich in einem Lande befinden, dessen Sprache sie nur unvollkommen besitzen. Man trägt ein solches Buch in der Tasche, und liest jeden Augenblick darin, der von Geschäften übrig bleibt. Man fängt immer von vorne wieder an, und sammelt eine Menge Vocabeln und Redensarten ins Gedächtniss. Man sucht sie anzubringen, wo man nur kann; und kommt auf diese Art ohne sonderliche Anstrengung weiter, als man selbst gedacht hätte. Diesen Weg schlagen indessen nur erwachsene Leute ein, die die ersten Grundbegriffe der zu erlernenden Sprache schon gefasst haben. Rec. hat oft mit Verwunderung bemerkt, wie schnell es bey Ausländern von gutem Gedächtnisse mit dieser Methode glückte, so schlecht auch die meisten Gespräche, die man ihnen vorlegen konnte, besonders in Betreff der deutschen Columne, abgefasst waren. Ein unumgängliches Haupterfoderniss, das des richtigen, reinen, und der gegenüber stehenden Sprache möglichst anpassenden Ausdrucks, ist in den gewöhnlichen Sammlungen solcher Gespräche häufig vernachlässigt. Manche wimmeln von Provincialismen. Andere enthalten nicht sowohl die Sprache des gemeinen Lebens, deren sich der Leser doch allein daraus zu bemächtigen strebt, sondern ein künstliches, geschrobenes Bücherdeutsch. Den meisten fehlt es an Mannichfaltigkeit der vorgetragenen Gegenstände und ihrer Behandlung. Fast allen diesen Mängeln ist durch Hn. *B's.* Bemühung in den vorliegenden Gesprächen abgeholfen. Er hat sein Buch in 5 Morgen und 17 Gespräche, die in verschiedene Abtheilungen zerfallen, eingetheilt. Da giebt es Unterredungen zwischen der Herrschaft und dem Gesinde, Ältern und Kindern, dem Hausherrn und der Hausfrau, zwischen einer grossen Anzahl Geschäftsleute und Handwerker, im Zimmer, im Garten, auf dem Lande, auf Reisen. Manche darunter könnten freylich so gut am Abend als am Morgen vorfallen. Der französische Ausdruck ist rein, ungesucht und schön. Die deutsche Übersetzung ist auch natürlich, lebhaft und regelrecht. Oft hätten wir indessen gern gesehen, dass sie sich dem Original näher angeschmiegt hätte, ohne der Eigenthümlichkeit die geringste Gewalt anzuthun. Besonders ist es unangenehm zu sehen, dass sich das Deutsche ohne Noth mit Worten beschwert, die nicht im Original stehen. Der gerühmte Wortreichthum unserer Muttersprache wird auf solche Weise zum Wortschwall; sie wird dadurch diffus, welches ihr auch die Ausländer vorwerfen. Nicht selten hätte der Übersetzer sich, und wenn auch nur ein wenig, kürzer fassen können. Z. B. S. 16. *Laissez-moi faire, dès que votre femme sera mieux, je lui parlerai.* Überlassen sie mir die Sache. So wie sich Ihre Frau von ihrer jetzigen Unpässlichkeit erholt hat, spreche ich mit ihr. S. 31. *Il fera fort sale.* Es wird sehr schmuzig in den Strasen werden. S. 36. *Le tems ne me paraît rien moins que constant. Saisissons le moment présent.* Die heutige Witterung scheint mir auch nicht sehr beständig zu seyn. So wollen wir den gegenwärtigen Augenblick benutzen. — S. 39 steht die undeutsche Redensart: Schlittenfahren ist meine Leidenschaft; für das französische *J'aime passionnément le plaisir du traineau.* S. 67 ist *un gourmand comme moi*, übersetzt: ein Lecker wie ich. Rec. ist das Wort *Lecker* in dieser Bedeutung aus dem gemeinen Leben nicht bekannt; *Leckermaul, Leckerzahn,* hält er für gebräuchlicher. Ein Lecker ist nach seinem Begriffe ein flüchtiger junger Mensch, der gern küsst. Doch muss er gestehen, dass *Adelung* auf der Seite des Vfs. ist, und das Wort durch einen leckerhaften Menschen erklärt, der sich nur die schmackhaftesten Speisen zu verschaffen sucht. *Adelung* aber scheint ihm Unrecht zu haben. — *Monsieur, Madame, Mademoiselle,* werden immer durch Ew. Gnaden, gnädige Frau, Fräulein, gegeben. Spricht man denn immer in gleissendem Tone nur mit Adlichen, wenn man die Leute höflich anredet? — Das kleine Buch ist nicht übel gedruckt, und die Druckfehler, so viel Rec. verglichen hat, sind in dem angehängten Verzeichnisse genau angegeben.

Gch.

Berlin, im Verlag der Realschulbuchhandlung: *Neue französische Sprachlehre für Deutsche*. Zum Gebrauch in Schulen und beym Selbstunterricht. Von C. F. Franceson, Lehrer der französ. Sprache in Berlin. 1809. Erster oder theoretischer Theil. 196 S. Zweyter oder praktischer Theil. 122 S. 8. (14 Gr.)

Auch eine der vielen. Der theoretische Theil, der, ungeachtet der jetzt gewöhnlichen Methode, nicht unfüglich von dem praktischen Theile geschieden worden, enthält im ersten Abschnitte die Regeln der Aussprache, im zweyten die Lehre von den Redetheilen, ihrer Syntax und Construction. Die Vorschriften sind im Ganzen zwar richtig, aber nicht immer deutlich und bestimmt genug. Auch werden bey manchen Gelegenheiten Dinge vorausgesetzt, die der Anfänger, den man sich doch ganz unwissend denken muss, noch nicht gefasst haben kann, und die ihm erst späterhin erklärt werden. Wir müssen diesen Übelstand tadeln, ob er gleich, bey der grossen Menge von Gegenständen, die einander streifen, nicht durchaus zu vermeiden ist. Von der gerügten Unbestimmtheit nur einige Proben. Der Vf. theilt die Buchstaben (S. 2) in einfache Vocale, Einfachlauter, Doppellauter, Nasalvocale und Consonanten. Die 4 ersten Classen sollen also alle einfachen und zusammengesetzten Vocale enthalten, und jede Classe von den anderen wesentlich verschieden seyn. Diess sind aber die Nasalvocale nicht, deren folgende, *on*, *en*, *un*, *ain*, als Beyspiele aufgestellt werden. Diese mit Consonanten gepaarten Vocale hätte man sich demnach als Nasalvocale vorzustellen; wie doch wohl Niemand behaupten wird. Auch meint es Hr. F. selbst nicht so; denn wenige Zeilen vorher hat er gesagt, die Nasalvocale wären einfache Vocale oder Einfachlauter (Monophthongen), auf welche ein *m* oder *n* folgte. Dadurch zergeht die ganze Lehre von besonderen Nasalvocalen, die in ihre Bestandtheile aufgelöst werden, und nichts als gewöhnliche Vocale sind, denen ein genäselter Consonant folgt. S. 3 soll, nach *Wailly*, das Trema auf dem zweyten Vocal stehen, obgleich die Akademie es bey der Endsylbe *ue* auf den ersten setze; z. B *contigüe*, *cigüe*. Hier meint der Vf., das Trema wäre gar unnöthig, weil das stumme *e* schon von selbst werde ausgesprochen werden, und weil es in mehreren Wörtern, wie *continue*, *étendue*, *statue*, wirklich nicht gesetzt werde. Was denkt sich der Anfänger bey der Behauptung, das *stumme e werde ausgesprochen* werden? Wofür wäre es denn stumm, wenn man es ausspricht? Der Vorschlag, das Trema wegzulassen, ist ohne Nachdenken gefällt. Der Vf. hat nicht bedacht, dass, nach der allgemeinen Regel, das *gu* als ein einzelner Consonant betrachtet und das *u* nicht gehört werde. *Guerre*, *begue*, *voguer*. Diess soll aber in *contigue*, *cigue* nicht geschehen; in ihnen soll das *u* deutlich gehört werden. Durch das Trema bewirkt solches die Akademie, indem sie es auf das *ü*, und *Wailly*, indem er es auf das *ë* setzt. *Continue*, *étendue*, *statue* haben ja kein *g* vor dem *u*. Dass, nach S. 20, das *x* in dem Namen der Stadt *Luxeuil* wie ein *ss* laute, ist ein Irrthum. Es wird eben so gehört, wie in *Saxe*, *luxe* u. dgl. Rec. ist nicht der Meinung, dass die Redensart: *L'aimant attire le fer à soi* (S. 81) richtig sey. *A soi* muss ganz wegbleiben; hätte man besondere Ursache, ein Pronomen, das sich auf *l'aimant* bezöge, folgen zu lassen: so müsste man *lui* statt *soi* setzen. Das historische Imperfect von *aller* bezeichnet Hr. F. neben *j'allai* auch durch *je fus* (S. 146). Wieder verwirrend für den Anfänger. *Je fus* bleibt nichtsdestoweniger bloss das Imperf. von *être*, ob es gleich für *j'allai* gebraucht werden kann. — Der praktische Theil ist für seinen Zweck brauchbar; aber die vielen Muster aus dem 17ten Jahrhunderte, statt deren der Vf. leicht neuere und bessere hätte auffinden können, billigen wir nicht. Wenn auch gegen die Reinheit der Sprache nichts erhebliches einzuwenden ist: so haben sich doch Denkart, Ton und Vortrag derweilen sehr geändert.

Cch.

Berlin, b. Hayn: *Gemälde zur französischen Unterhaltung, oder die leichteste Art, in kurzer Zeit Französisch sprechen zu lernen*. Zum Unterricht in Schulen. Von *Salomon Ponge*, Sprachlehrer im Schindler'schen Waisenhause. 1808. Erste Lieferung. 24 S. Zweyte L. 24 S. 4. (1 Thlr. 8 Gr.)

Zwey illuminirte Kupfer in Querfolio, wovon eins eine Windmühle, eine Bauerhütte, einige Menschen, Bäume, ein Dorf in der Entfernung, einen Wagen mit scheuen Pferden, und noch einige Sachen und Geräthe; das andere ein möblirtes Zimmer mit einem gedeckten Tische, einem Ofen, Bücherschrank, und sonstigem Zubehör vorstellt, sollen, nach der Meinung des Vfs., Gegenstände zur Unterhaltung der Lehrer und Schüler im Französischen abgeben. Der wohlgedruckte Text, der eine Probe einer solchen Unterhaltung in verschiedenen Lectionen darstellt, ist französisch und deutsch. Der Lehrer fragt die Bilder, die sich auf den Kupfertafeln befinden, nach der Reihe durch; der Schüler antwortet mit der grössten Fertigkeit darauf, weiss alles richtig, und der Lehrer setzt nichts hinzu. Wöchentlich, meint Hr. P., müssen eine oder zwey Stunden auf eine solche Conversation verwendet werden, und dann werde jede Kupfertafel auf 6 Monate ausreichen. In diesem Falle aber müsste der Lehrer weit geschickter als der hier vorgestellte seyn, dem nicht ein Fünkchen Witz und Phantasie zu Gebote steht. Wir geben zum Beyspiel nur das Ende des Gesprächs über das Geflügel nach dem deutschen nicht ganz correcten Texte. „Fr. Was ist eine Taube? Antw. Ein zahmer Vogel, welchen man in einem Taubenhause oder Taubenschlage erzieht. F. Welchen anderen Namen giebt man noch diesem Vogel im Französischen? A. *Colombe* in der Dicht- und Wappen-Kunst. F. Giebt es mehrere Arten Tauben? A. Ich habe sprechen hören von Pfauentauben, von rauchfüssigen Tauben, von der grossen Kronentaube, von der gestreiften Taube, von der Lachtaube. F. Was ist die Holztaube? A. Eine Art wilde Taube (wilder Tauben), die sich auf Bäumen (Bäume) setzt. F. Wie nennst du die *Jungen* der Tauben? A. Man nennt sie *junge*

Tauben." Im französischen Texte steht freylich *Pigeonneaux*, Täubchen, die die Franzosen geflissentlich von den *Pigeons* unterscheiden, welches im Deutschen nicht gehörig auszudrücken war. Aber das Ganze ist so kahl. Dvl.

Hamburg, b. Perthes: *Theoretisch-praktische Grammatik der englischen Sprache für Lehrer und Lernende*: Von *Conrad Lüdger*, Privatlehrer mehrerer Sprachen in Hamburg. 1808. 368 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Man kann dem Vf. eine über das Oberflächliche sich erhebende Kenntniss der englischen Sprache nicht absprechen; das beweiset sein Buch. Dass er übrigens in der englischen Grammatik etwas erleichtert oder verbessert habe, finden wir nicht. Es hat ganz die gewöhnliche Form; *Wagner* ist, wie zu vermuthen war, und auch in der Vorrede angegeben wird, fleissig dabey gebraucht worden. Es sind Übungsstücke zum Übersetzen ins Deutsche eingerückt, wobey es sich die Lehrer bequemer machen können. Zu der Lehre von der Aussprache, oder, wie der Vf. will, zu seinem Capitel von den Buchstaben, liessen sich, wie immer, mancherley Anmerkungen machen. So kann z. B. Rec. nicht herausbringen, in welcher Provinz das *ü* in dem niedersächsischen Worte *lüt* (besser *lütt*), klein, die Aussprache des englischen *u* in dem Worte *nut* führe. Auch lautet das *y* in *costly* (genau genommen) nicht wie das deutsche *i* in *Hirsch*; denn das geschärfte kurze *y* am Ende hat immer einen Beylaut von *e*. Sehr undeutlich ist die Behauptung, dass die gute deutsche Mundart keinen eigentlichen Laut für das *w*, als Vocal in *law* u. s. w. habe. Giebt es eine deutsche Mundart, die ausschlussweise die gute genannt werden kann? welche ist denn die schlechte, nach welcher man das *w* als Vocal auszusprechen vermag? *Law* wird gesprochen, als wenn *lau* geschrieben wäre. Das *w* vertritt die Stelle des *u*, und *au* ist ein Diphthong. Das *w* modificirt die Aussprache des *a*, welche dadurch breit wird, eben so wie in dem Worte *blow*, in welchem Hr. *L.* es stumm nennt. Darum aber ist es nicht müssig, weil es doch die Aussprache des *o* verlängert. Genug von der Aussprache, wo jeder Grammatiker einen Kampf zu bestehen hat. Die Etymologie ist nicht, wie bey *Wagner*, mit der Syntaxis verbunden, sondern besonders vorgetragen. Hr. *L.* nimmt *eilf* Redetheile an, und nennt sie Substantivum, Articulus, Numerale, Adjectivum, Pronomen, Verbum, Adverbium, Präpositio, Conjunctio, Interjectio und Participium. Wir wissen nicht, ob den Vf. die Sucht, neu zu seyn, verführt hat, oder ob ihm kein grammatikalischer Genius zu Gebot stehe. Substantiv und Adjectiv sind ja Bestimmungen des Nomens, welches hier nicht einmal genannt wird. Das Particip hätte bey oder hinter dem Verbum erwähnt, und dabey gesagt werden müssen, dass es ein Nomen Adjectivum sey. Wir wollen nichts weiter hinzusetzen, als unser Befremden darüber, dass der Vf. solche Übungen im Buchstabiren, wie S. 135 ff., aufgenommen hat, die nur englischen Kindern, nicht aber Leuten, die diese Grammatik zu brauchen im Stande sind, einigen Nutzen gewähren können. Der Druck ist nicht schlecht, das Papier ist grob. Oh.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Coburg und Leipzig, in der Sinner'schen Buchhandlung: *Taschenbuch für junge Reisende, um Kunstgalerieen, Museen und Bibliotheken mit Nutzen zu besuchen*, von *J. F. Facius*. 1807. IV u. 168 S. kl. 8. (16 Gr.)

Sollte ein Taschenbuch dieser Art wirklich brauchbar und nützlich seyn: so könnte diesem Zweck auf zweyerley Weise entgegen gearbeitet werden. Entweder müsste man dabey an die Europa durchkreuzenden Reisenden denken, und ihnen ein allgemeines, möglichst vollständiges Verzeichniss aller Kunst- und gelehrten Merkwürdigkeiten jeder bedeutenden Stadt mittheilen; oder man müsste bey einem mehr beschränkten Plane vornehmlich auf junge Leute Rücksicht haben, welche den ersten Ausflug aus ihrer Heimath thun, und für solche wäre es allenfalls schon hinlänglich, wenn ein dergleichen Taschenbuch bloss über Deutschland, oder sogar nur über einzelne Theile von Deutschland, ihnen die gewünschte Auskunft gäbe: alsdann aber müsste alles in obiger Beziehung Sehenswerthe auch der minder bedeutenden Ortschaften angemerkt seyn. Rec. weiss gar wohl, dass es nicht leicht ist, vieler Kenntnisse und vieler Mühe bedarf, diesen Anfoderungen Genüge zu leisten: allein Hr. *Facius* scheint sie nicht einmal in Betrachtung genommen zu haben. Seine Arbeit ist daher nicht zweckmässig, und obendrein lückenhaft ausgefallen. Als überflüssig hätte hingegen das höchst dürftige mythologische Lexikon von S. 25—42 wegbleiben mögen: denn junge Leute, denen es so sehr an Vorkenntnissen mangelt, dass sie daraus Unterricht schöpfen können, sollte man lieber in die Schule als auf Reisen gehen lassen; solche werden sich auch noch überdiess schwerlich viel nach Kunstgallerieen, Museen und Bibliotheken umsehen. S. 14 ist der Vf. selbst übel unterrichtet, indem er rothen Porphyr und *rosso antico* für einerley Art von Stein hält; allein die Italiäner nennen nicht den Porphyr *rosso antico*, sondern einen wirklichen Marmor von schönrother Farbe, aus welchem einige Statuen, meistens zu Hadrians Zeiten gearbeitet, noch übrig sind. An eben der Stelle wird auch von Werken aus gelbem Serpentin gesprochen, worunter aber vermuthlich der kostbare wachsfarbige Alabaster verstanden ist, denn den äusserst harten Stein, den die Italiäner *Serpentino* nennen, findet man niemals von gelber, sondern immer nur von grünlicher Farbe. Wahr ist es zwar, wie S. 44 berichtet wird, dass die allermeisten geschnittenen antiken Steine vertieft gearbeitet sind; aber unrichtig wird von den erhoben geschnittenen behauptet: „es finden sich sehr wenige aus dem „Alterthume, sondern fast alle, die man in den Ca„binetten antrifft, sind aus dem 16ten Jahrhundert." S. 44 liest man die Nachricht, die berühmte, vormals grossherzogliche Sammlung geschnittener Steine, sey mit dem letzten Grossherzog nach Deutsch-

land gekommen, und befinde sich wahrscheinlich jetzt in Würzburg. Dasselbe wird auch S. 58 vom florentinischen Münzcabinet gesagt; doch möchten wir beides bezweifeln, wenn der Verfasser nicht ganz bestimmte Nachrichten von der Überkunft dieser Kunstschätze nach Deutschland hat. Unter den S. 45 angezeigten Sammlungen von geschnittenen Steinen finden wir die königl. neapolitanische nicht aufgeführt, obwohl sie eine der berühmtesten ist, und nebst manchen anderen sehr vorzüglichen Stücken auch die bekannte farnesische Schaale enthält, welche S. 50 — 53 unter den ausgezeichnetesten Werken der antiken Steinschneidekunst billig hätte erwähnt werden sollen. Auch der berühmten barberinischen, jetzt Portland-Vase, ist nicht gedacht worden. — Warum Hr. *Facius* ferner S. 103 den *A. R. Mengs* zu den Malern der römischen Schule gerechnet hat, begreifen wir nicht recht. Wenn es geschehen ist, weil Mengs lange Zeit in Rom gelebt, und sich daselbst zum Künstler gebildet: so hätten aus eben dem Grund auch *Nic. Poussin* und *Claude Gelée* oder *Lorrain* der römischen und nicht der französischen Maler-Schule zugeeignet werden sollen. *Casp. Poussin* oder *Dughet* gehört hingegen nicht eigentlich zu dieser letzteren Schule. Er war zwar von französischer Abkunft, aber ein geborner Römer. S. 116 u. 117, wo die vornehmsten Sammlungen von Handzeichnungen berühmter Meister aufgezählt werden, fanden wir zu unserer Verwunderung eine der bekanntesten und zahlreichsten, nämlich die bey der florentinischen Gallerie befindliche, übergangen. — Vom *Michel Angelo*, welcher S. 126 unter den Kupferstechern der italiänischen Schule genannt wird, dürfte es schwer seyn, eigenhändig gestochene oder radirte Blätter nachzuweisen; doch vielleicht hat unser Verfasser unter Michel Angelo nicht den Michel Angelo Buonarrotti, sondern den Michel Angelo da Caravaggio verstehen wollen, in solchem Falle aber einen Fehler gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch begangen. Der treffliche und berühmte *Rafael Morghen* hätte wenigstens eben sowohl als *A. M. Zanetti* und *J. M. Pilleri* verdient unter den besseren italiänischen Kupferstechern genannt zu werden.

— y — H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Sprachkunde. *Königsberg*, in Commission b. Nicolovius: *Aristarchos, oder Bemerkungen zur Berichtigung der Sprachkunde, insbesondere der französischen Sprache;* in drey Abhandlungen von *Karl August Limmer*, Vf. der Urbegriffe des Christen- und Heidenthums, und der Metaph. der Grössenkunde u. s. w. 1808. 74 S. gr. 8. (12 Gr.) Von den drey Abhandlungen, die das Wesen dieser Schrift ausmachen, ist die *erste:* Über die deutschen und französischen *Gérondifs* und *Participes*, überschrieben. Sie zerfällt wiederum in ein *Corpus delicti* und in *Argumenta ad hominem*. Bitterböse, ja grimmvoll, bellt der Vf. die französischen Grammatiker, *Bouchot*, *Restaut* und den zwölfmal aufgelegten *Wailly* an. Hr. *L.* zeigt, dass keiner von ihnen die Begriffe, Gerundium und Participium, zu würdigen verstanden habe. Diejenigen Deutschen, welche französische Grammatiken mit Kenntniss der lateinischen Sprache geschrieben haben, zieht er den Franzosen vor, giebt ihnen aber blindes Nachbeten Schuld. Es sey einem Franzosen (wie einem Italiäner) unmöglich, eine gründliche Einsicht in die Bastartsprache seines Vaterlandes zu haben, wenn er das Lateinische und Deutsche nicht gehörig verstehe. Er lässt kein *In verbis simus faciles* gelten. „Nicht kann man hier sagen wollen, entgegnet er S. 15, wie jener sich ausgebenwollender Grammatiker: dass der Name indifferent wäre. Nein! ist Name Bezeichnung der Sache, so müssen verschiedene Dinge auch verschiedene Namen haben, nicht allein das in der Küche, sondern auch in der Grammaire." — *Zwote* (zweyte) Abhandlung: Über die französische *Conjugaison*. *Dritte:* Über die französische *Déclinaison*. Logik! Logik! ruft er auf allen Seiten, und schliesst so: „der Achtfranzose wird immer in der wahren Bestimmung seiner *Déclinaison* fehlen, wenn er nicht der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist: und, wie bisher (mit Einschluss Meister *Debonale*, so sehr er sich auch nur immer am Ende seines Machwerks mit dem nichts werthen Lobe einer gewissen Literaturzeitung kindisch prahlen mag) der Fall gewesen ist, unlogische Köpfe sich zu Grammatikschmidten und Grammatiklehrern, trotz aller ihrer Untauglichkeit, dennoch berufen fühlen wollen, bloss aus dem Grunde, weil sie in dieser oder jener Sprache plappern, oder ein Billet schreiben können. Ja, das können viele, desswegen aber sind sie ja noch keine Grammatiker." Man muss sich wundern, wie ein so gallsüchtiger Schriftsteller in der Hauptsache doch mehrmals Recht haben kann. Er hat wirklich manchen Irrthum aufgedeckt, verfällt aber dafür in neue, wie z. B. in seiner Behauptung vom *Optatif*, wozu er *j'aimerois*, *j'aurois aimé*, *j'aurai aimé*, rechnet. Die Materie selbst ist nicht unwichtig, und verdiente wohl eine Discussion, die doch an dieser Stelle viel zu weitläuftig ausfallen würde. Schwerlich wird irgend ein denkender Lehrer der französischen Sprache einer der vielen, von Franzosen oder Deutschen geschriebenen, Grammatiken unbedingt folgen können; er wird mehr oder weniger zu berichtigen haben, je nachdem ihn philosophischer Geist stärker oder schwächer belebt. Ein solcher kann durch den vorliegenden Aristarchos auf Ideen gebracht werden, er kann wenigstens nach seinem Muster die Kühnheit gewinnen, alte unbrauchbare Formen zu zerschmettern. — Wir haben schon oben einige Pröbchen von der sehr schlechten Schreibart unseres Vfs. angeführt; so ist das ganze Buch beschaffen. S. 24 kommt eine *selbstgethanene* (gethane) Handlung, und S. 22 gar *Salpaterei* (Salbaderey) vor. Darf solch ein Löwe brüllen?

Cch.

Magdeburg, in Comm b. Hinrichshofen: *Abécédaire et Vocabulaire à l'usage des petites filles. Französisches Abc- und Wörterbuch für kleine Mädchen.* 1808. 119 S. kl. 8. (9 Gr.) Die Verfasserin bestimmte diese Schrift zunächst für den Privatgebrauch ihres Instituts, und der glückliche Erfolg, mit welchem es seit einigen Jahren in den unteren Classen einer Töchterschule gebraucht wurde, veranlasste sie zur öffentlichen Bekanntmachung desselben. Auf das Alphabet folgen Sylben, dann einsylbige, zwey- und mehrsylbige Wörter, Hauptwörter mit Beywörtern zusammengesetzt, dann kleine Sätze, kurze Geschichtchen, kleine Poesieen und Fabeln, die sämmtlich aus dem Kreise der Kinder, besonders kleiner Mädchen, genommen sind. Den grössten Theil füllt ein *Vocabulaire*, mit kleinen Gesprächen verwebt, denen das Deutsche zur Seite steht. Am Schlusse werden noch die Hülfszeitwörter *avoir* und *être* geliefert. Es herrscht in den Gesprächen ein so heiteres und kindliches Wesen, die aufgezählten Wörter bekommen durch die Beziehung, in welcher sie hier stehen, für die kleinen Schülerinnen ein so lebhaftes Interesse, der leichte und gefällige Ton, so wie die Gegenstände selbst, sind dem Kindesalter so angemessen, dass wir dasselbe bey dem Unterrichte kleiner Mädchen vor vielen anderen empfehlen. Schade, dass sich mehrere Druckfehler eingeschlichen haben, die in Elementarbüchern vorzüglich vermieden werden sollten. Ausser den hinten angezeigten sind uns noch folg. aufgefallen, die grossentheils Sprachunrichtigkeiten enthalten: S. 14 *qu'elle fit* st. *qu'elle fît;* *descendit* st. *descendît;* S. 17 *pourqu'il put* st. *pût;* S. 25 *leur chansons* st. *leurs chansons;* S. 36 *ça du* st. *ç'a dû;* S. 42 *quel jeu jouerons-nous* st. *à quel jeu etc.* und in der Antwort: *le jeu* st. *au jeu;* S. 66 *amusé* st. *amusée;* *interrompu* st. *interrompue;* S. 82 *tout ceux* st. *tous ceux;* S. 85 *c'est pourquoi, qu'on a etc.;* S. 111 *ils auront* st. *auront;* S. 118 *qu'il fut* st. *fût*, und S. 119 *qu'il eut été* st. *qu'il eût été;* der oft fehlenden Accente und der vernachlässigten Interpunction nicht zu gedenken. — In dem Alphabet ist das unfranzösische *w* aufgenommen; das *j* aber, welches die Franzosen bestimmt vom *i* unterscheiden, ausgelassen worden.

P. d'o.

Monatsregister

vom

Januar 1809.

I. Verzeichniss der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Januar.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 FEBRUAR, 1809.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi*, von *Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg*. I Th. 1806. 510 S. II Th. 1807. 476 S. III Th. 1808. 588 S. IV Th. 1 Abth. 1809. 572 S. 8. (Nebst der noch nachzuliefernden 2 Abth. 7 Thlr. 8 Gr.)

Auf den ersten Anblick scheint die *Stolberg*ische Schrift ganz unbedeutend und anspruchslos und zur Anzeige in einem kritischen, zumal protestantischen, Blatt kaum geeignet zu seyn. Die sehr warm und schwärmerisch geschriebene Zuschrift „*An meine Söhne und Töchter*," in welcher der Vf. sein Werk der Belehrung und Erbauung seiner Kinder widmet, scheint es ganz dem Gesichtskreis des literarischen Publicums zu entziehen. Zugleich läfst diese Zuschrift ihrem ganzen Tone nach nichts erwarten, als die eigenthümlichen Überzeugungen und Ansichten eines bekehrten frommen Gemüths, ohne allen Anspruch auf objectiven Werth und Gültigkeit. Nun gehörte aber die Beachtung einer solchen Schrift eher für die Geschichte der neuesten Proselytenmacherey, als für ein literarisches Institut, welches eigentlich nur die Erz[illegible]isse der Wissenschaft und Gelehrsamkeit vor sei[illegible]um zu ziehen hat. Hätte der Hr. Graf wirklich nichts weiter gewollt, als seinen neuen Glauben zu seiner eigenen Befestigung und zur Belehrung seiner nächsten Freunde schriftlich niederzulegen: so hätte er es ungestört thun können, wir würden vielleicht gar keine Notiz davon genommen haben. Denn der Charakter seines Werkes ist von der Art, dafs die Kritik wenig Luft haben kann, sich damit zu befassen. Selten sind uns in neuerer Zeit Schriften vorgekommen, die so sehr wie diese aller Vernunft gespottet hätten; gegen Unvernunft kann es aber keine Kritik geben. Allein die Absicht des Vfs. ist keinesweges so unschuldig, wie man Anfangs glaubt und hofft. Er will bekehren, will Proselyten machen! Diefs wird aus mehreren Stellen deutlich, z. B. aus folgender Th. I, S. 57. „Könnte ich in diesen Zeiten des Leichtsinns, der Vielwisserey und der Unkunde des Wissenswürdigsten auch nur einige, vorzüglich Jünglinge, bewegen, die heilige Schrift mit Unbefangenheit zu lesen und dem Wehen des Geistes, welches aus ihr gehet, sich nicht zu entziehen u. s. w." (Unter *Unbefangenheit*, welches Wort oft vorkommt, versteht der Vf. nichts als seine allein wahre Exegese.) Dazu kommen noch andere merkwürdige Stellen, in denen der Vf. hämische Seitenblicke auf die Protestanten, „seine irrenden Brüder," wirft, die jene Absichten ausser Zweifel setzen. Nun machen es leider gewisse krankhafte Symptome der Zeit nothwendig, auf solche Versuche aufmerksam zu seyn. Vor wenigen Jahren noch wäre es eine lächerliche Besorgnifs gewesen, dafs der Protestantismus von der Eroberungssucht der alleinseligmachenden Kirche zu fürchten hätte. Die Ausbildung des Verstandes und die Berichtigung der Begriffe über Religion schien so feste Wurzel zu fassen im protestantischen Deutschland, dafs die in der Geschichte einzige grofse Erscheinung nahe zu seyn schien, dafs ein ganzer grofser Theil der Menschheit, eben so sehr von positivem Glauben als von Schwärmerey entfernt, sich frey im Gebiet der Vernunft bewegte. Man hätte hoffen sollen, dafs der Überblick über eine grofse historische Vergangenheit und die Entstehung und Ausbildung des wahren wissenschaftlichen Denkens endlich einmal gewisse feste Resultate herbeyführen würde in einer Sache, in welcher die Menschheit von Anbeginn an so viel gefaselt und geträumt hat, zumal da die Theologen selbst, mit edler Uneigennützigkeit ihrem hierarchischen Vortheil entsagend, ihre eigenthümlichen Kenntnisse und Erfahrungen der allgemeinen Benutzung darboten, und den Vorhang des Geheimnisses lüfteten, so dafs jeder mit Verstand begabte klar sehen konnte. Aber umsonst! Die schwache Generation konnte das Licht nicht ertragen — die Freyheit des Geistes wie die politische fodert starke Gemüther — man sank zurück und warf sich dem Glauben wieder in die Arme. Der Fanatismus ist ein Proteus, kaum ist ihm eine Larve abgezogen, so erscheint er in einer neuen; die theologische Hyder treibt immer neue Köpfe. Da der historisch-positive Glaube ziemlich durchlöchert war: so erfand man sich einen neuen, einen poetischen, und auch diese Bekehrungsart nicht verschmähend trat die alleinseligmachende Kirche den reuigen Kindern als verzeihende Mutter entgegen, sie in ihren Schoofs wieder aufzunehmen. Zu wünschen wäre, dafs alle Genossen dieses neuen Glaubens öffentlich zum Katholicismus überträten; damit man wüfste, mit wem man es zu thun hat, und vor ihnen warnen könnte: am gefährlichsten sind die neuen Kryptocalvinisten, die den Protestantismus heimlich untergraben und die jungen Gemüther verrücken. In dieselbe Classe gehören auch solche, die zwar steif und fest auf dem Protestantismus zu beharren glauben, aber durch Verwerfung der verständigen Behandlungsart der Religion und durch Begünstigung des Phantastischen und Schwärmerischen das wahre Prin-

cip des Protestantismus aufgeben, welches nur im freyen klaren Denken zu suchen ist. In Hinsicht auf diese antiprotestantischen Regungen im protestantischen Deutschland könnte das Buch des Hn. Grafen wirklich für schädlich gehalten werden; dass es ohne Geist und Geschmack geschrieben ist, wie wir sehen werden, könnte eher seine Schädlichkeit vermehren als vermindern. Denn unserer Meinung nach verträgt sich die Geist- und Geschmacklosigkeit sehr gut mit Schwärmerey und Frömmeley, und beide unterstützen sich gegenseitig. Dazu kommt endlich die sonderbare Erscheinung, dass Hr. *Friedr. Schlegel* in den *Heidelberger Jahrbüchern der Theologie* seine Stimme über dieses Werk abgegeben hat. Ob nun gleich der literarische Einfluss dieses Schriftstellers noch gar nicht entschieden zu seyn scheint, und man also sich in Ansehung der gefährlichen Folgen beruhigen könnte: so möchte denn doch jene Beurtheilung dem *Stolberg*ischen Werke ein kleines Gewicht zugelegt haben, und wir finden uns dadurch noch mehr zu einer Anzeige desselben veranlasst, so wie wir dabey auch auf jene Recension Rücksicht nehmen wollen.

Wir versuchen zuvörderst eine charakteristische Anzeige des Inhalts zu geben, so schwer es auch ist, ein so gehaltloses Buch zu extrahiren. Der Vf. bestimmt den Gegenstand, den er behandelt, in der Einleitung also: „Die Geschichte der Religion Jesu Christi ist die Geschichte der geoffenbarten Erbarmungen Gottes gegen das Menschengeschlecht durch seinen Sohn, und der Weise, wie die Menschen seine Offenbarungen annahmen oder verwarfen, seiner Erbarmungen durch Glauben, Hoffnung und Liebe empfänglich wurden oder sich dagegen verstockten.“ Nun aber sind nach dem Vf. Jesus Christus und Gottes Offenbarungen durch ihn eben so gut im A. T. als im N. T. zu finden: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit ist das A und O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. Er war der Gegenstand der ersten Verheissung im Paradiese und der Verheissende war er. — Es ist keine Offenbarung Gottes, welche nicht unmittelbar oder mittelbar ihn zum Gegenstand habe. — Es ist Eine Religion, die Religion der harrenden Väter und die Religion der glaubenden Christen. — Es ist Ein Bund; dieser (das A. T.) verhält sich zu jenem (dem N. T.) wie die erste Helle zu dem strahlenden Tag.“ Den „*Tag der Offenbarung*“, theilt nun der Vf. in zwey Hälften oder Zeitlaufte. Der *erste* Zeitlauf der Offenbarungen Gottes endet mit der Geburt Jesu Christi, der *zweyte* beginnt mit der Geburt Jesu Christi. Der erste Zeitlauf enthält 6 Zeiträume (die gewöhnlichen Perioden der biblischen Geschichte), und nach diesen behandelt nun der Vf. die Geschichte der Religion Jesu, das heisst, er erzählt wörtlich der Bibel (meistens der lutherischen Übersetzung) nach, mit eingestreuten typologischen, mystischen und erbaulichen Bemerkungen (auch findet man die bekannten älteren exegetischen Anmerkungen nach *Calmet*, *Hugo Grotius* u. a.), und diese bis jetzt erschienenen Bände enthalten die biblische Geschichte bis zur Geburt Jesu Christi. Nach der weitläuftigen Behandlung dieses Theiles des grossen Ganzen lassen sich noch viele Bände erwarten, und der Vf. weiss nunmehr, was er bis an seinen Tod zu thun hat.

Der I Theil enthält die Geschichten bis zur Berufung Moses. Nach den vorausgeschickten Axiomen ist es ganz consequent, die Geschichte so anzufangen: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bey Gott und Gott war das Wort. — Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht.“ Der Vf. der Schöpfungsgeschichte hat zwar in seiner Einfalt nichts davon gewusst, dass eigentlich der Messias und nicht Elohim die Welt geschaffen: aber der Apostel Johannes muss es ja besser wissen! Eine Emphase wird gelegt auf das ganz bedeutungslose: *Lasset uns* Menschen machen, um die Dreyeinigkeit daraus zu beweisen (unsere neueren Theologen begehen denselben Fehler, wenn sie aus diesem Plural auf polytheistische Vorstellungen schliessen); und der Geist Gottes wird ja namentlich genennt! Dazu wird noch eine Stelle aus Ps. 32, 6 genommen: „Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht und alle seine Heere durch den Geist seines Mundes“ — und so ist die Dreyeinigkeit im A. T. klärlich dargethan, obschon es den Forschungen der Theologen bisher nicht gelungen ist, diese Lehre im A. T. zu finden, ja nicht einmal im N. T. — Über den Sündenfall werden erbauliche Betrachtungen angestellt; wir erwarteten vergebens, denselben in der Beziehung betrachtet zu sehen, dass mit ihm eigentlich erst die Nothwendigkeit einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts gesetzt wird, nach christlichem Begriff, in so fern die Verderbniss des Menschengeschlechts die Grundlehre des Christenthums ist, und auf ihr die Lehre von der Erlösung ruhet. Warum liess der Vf. fallen, was so sehr zu seinem Plane diente? Das Protevangelium Gen. 3 wird natürlich nicht ausgelassen: „in dunkeln Worten enthielt dieses [illegible]il die Verheissung des Sohnes der reinen Ju[illegible], welcher Gottes Sohn ist.“ Die Vertreibung der ersten Ältern aus dem Paradiese und die ihnen angekündigten Strafen weiss der Vf., zum Theil mit glücklichen Combinationen, als eben so viel Mittel der Erziehung und Übung des Menschengeschlechts darzustellen: nur verfehlt er die Absicht des biblischen Schriftstellers, wenn er sich in das Lob des Ackerbaues ergiesst. Seine ganze gläubige Argumentation für den göttlichen Ursprung der Getreidearten (die besonders darauf fusset, dass man sie nirgends wild finde) fällt mit der wirklich gemachten Entdeckung der wildwachsenden Getreidearten, wie so oft der Glaube nur auf Mangel an Kenntniss und Einsicht ruhet. — Einiger Unglaube beschleicht den Vf. über das erzählte: „Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an.“ „Wer, ruft er aus, würde es für möglich halten? welcher Dichter hätte es dichten dürfen? Aber die heilige Schrift sagt es.“ Er weiss aber dennoch etwas Erbaulich-witziges darüber zu sagen: „Er, der dereinst ihre Seelen und so viele Seelen ihrer Kinder kleiden wollte mit Gewanden des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit, er kleidete ihre Blösse, lehrte dadurch das Menschengeschlecht zarte Fürsorge für Schaamhaftigkeit, die der Schmuck des Weibes und der Jung-

frau ist u. s. w." — Bey Betrachtung der Opfer Kains und Abels stellt der Vf. die Vermuthung auf, dass die Opfer von Gott eingesetzt seyn möchten, zum Behuf der bekannten typologischen Deutung derselben: „Er hat gewiss die Weise ihm zu dienen, nicht ihrer nach dem Falle schwankenden Willkühr überlassen, sondern den Gebrauch der Opfer gestiftet, welcher nicht allein dazu dienen sollte, sie an den Geber aller Dinge zu erinnern, sondern auch auf geheimnissvolle Weise schon in frühesten Zeiten auf das grosse Sühnopfer Christi deutete." Nur Schade, dass die Offenbarung diese wichtige Einsetzung nicht erzählt. Übrigens „hatte der jungfräuliche (?) Schäfer das Glück, ein Vorbild zu werden des Allgerechten, der durch die Hände seiner Brüder, und auf Anstiften des Fürsten dieser Welt, getödtet ward." — Aus einer Stelle des B. der Weisheit 10, 1 f. schliesst der Vf., dass Adam bey Gott zu Gnaden angenommen worden; wir können diess darin nicht finden, aber wir haben auch nicht die erleuchtete Exegese des Vfs. — Über das hohe Lebensalter der Patriarchen weiss der Vf. Vieles zu phantasiren S. 46—47, von diesem Geschmack: „Welche Entwürfe möchten im Haupt eines antediluvianischen Sylla oder Cäsar sich entspinnen, wo der erste Herrscher auf einem neu errungenen Throne sich schmeicheln durfte, die Huldigungen vieler gleichzeitigen Geschlechte, von funfzigjährigen Jünglingen und von Greisen, welche neun Jahrhunderte hinter dem Rücken hatten, anzunehmen." Hätte sich der Vf. lieber die Mühe genommen, über das angeblich hohe Alter der Patriarchen mit Verstand zu reflectiren!

Die Geschichte bis zum Rufe Abrahams bietet wenig dar, was auf die Geschichte der Religion Jesu Bezug hätte. Hier scheint der Vf. den kaum mit Mühe angeknüpften Faden verloren zu haben. Bildernde, phantastisch-erbauliche Bemerkungen genug, aber keine Belehrungen über den Gang der göttlichen Erbarmungen. Warum musste die Sündfluth das ganze Menschengeschlecht vertilgen bis auf Wenige? Der Vf. scheint die Härte dieser Massregel gefühlt zu haben, er sucht Manches über die Nothwendigkeit der Sündfluth zu sagen, S. 51, 52, und findet Trost darin, dass Jesus bey der Höllenfahrt den Geistern der Antediluvianer gepredigt nach 1 Petri 3, 19, 20. — Trefflich versteht der Vf. die Kunst, aus dem Texte herauszuentwickeln, was ihm beliebt. „Durch den Segen, den Gott der Familie Noah's, in ihr den künftigen Geschlechtern gab, ladet er die Menschen ein zur Liebe gegen ihn, darauf zur brüderlichen Liebe gegen einander. Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen, stehe da die Seele der Religion Jesu Christi! Diese beiden Gebote gab Gott später den Israeliten, und Jesus Christus lehret uns, dass in diesen beiden Geboten das ganze Gesetz und die Propheten hangen." Welcher Ungeweihete hätte diess in der Stelle Gen. 9, 1—2 finden können? Über die Geschichte nach der Sündfluth werden manche historische Combinationen mitgetheilt, nichts Neues, nichts Interessantes, besonders für unseren Zweck.

Aus dem allgemein verbreiteten Götzendienst errettete nun Gott den Abraham. Hier ist wieder nicht genug herausgehoben, wie, nach jüdischem Particularismus (dem ja der Vf. gläubig huldiget), die nachher erfolgende Aussonderung des Volkes Gottes vorbereitet wird. — Der Vf. findet es sehr erbaulich, dass Abraham zu Bethel den Namen des Herrn *prediget*." „Auf diese Weise brauchte Gott den Abraham, dessen eigentliche Bestimmung war, der Vater des Volkes Gottes, ja der Vater des Messias nach dem Fleisch und aller Gläubigen geistlicher Vater zu werden: so brauchte Gott ihn auch zugleich als Herold seines Namens bey den Zeitgenossen, und liess ihn geistliche Kinder zeugen, eh ein Sohn ihm geboren ward." Aber nur in der lutherischen Übersetzung, nicht einmal in der *Vulgata* steht etwas von *Predigen*, Hebräisch heisst es: *er rief an*. Soll man nun über den Vf. lachen oder ihn bedauern? — Über die Trennung Lots schreibt der Vf. dem heil. Chrysostomus die triviale Bemerkung nach: „gewöhnliche Folge des Reichthums; täglich sieht man, dass der Mammon die Reichen der Welt entzweyet u. s. w." — Besonders erwünscht muss unserem Vf. die Erscheinung Melchisedeks seyn, der schon nach dem Br. an die Hebräer das Vorbild Christi ist. Die Gottseligkeit weiss alles zu ihrem Zweck zu benutzen! Dass ein so wichtiger Typus nur so im Vorbeygehen aufgeführt ist, sollte für jeden denkenden Menschen eine Schwierigkeit seyn. „Aber eben diese scheinbare Nachlässigkeit des heil. Schriftstellers reizet den bedächtigen Leser desto mehr zu ernstem Nachsinnen, denn sie vermehret das geheimnissvolle Dunkel, in welches diese Geschichte hingestellt worden;" und besonders ist es schön, dass wir sogar nichts von Melchisedek wissen: „Er kommt und schwindet; wir wissen nichts von ihm, als was diese wenigen Worte melden. Und wenn andere Heilige und Freunde Gottes in der heil. Schrift durch ausführliche Erzählungen von den Gnaden, die Gott ihnen erzeigte, verherrlichet werden: so wird dieser gleichsam vernichtiget, dass nur auf den gedeutet werde, den er vorbildete; eine Vernichtigung, welche den Melchisedek überschwänglich verherrlichet!" In dem Brod und Wein, das Melchisedek hervortrug, ist das Abendmahl vorgebildet. Der Vf. hält es nämlich für ein Opfer, da es doch klar ist, dass es bloss zum Essen und Trinken für den hungrigen Abraham gebracht wurde. — Über das Bundesopfer Gottes mit Abraham (das gut exegetisch erläutert wird) ruft der Vf. aus: „Welche Herablassung namenloser Huld unsers Gottes! u. s. w." Ist es Mangel an Glauben oder reinere Vorstellung von Gott, wenn wir in dieser Erzählung nur anthropopathische Mythologie finden? — Der Vf. siehet die Beschneidung (mit Philo und Anderen) als Symbol der Unterdrückung der sinnlichen Lust an; ob mit dieser Ansicht der ursprüngliche medicinische Zweck der Beschneidung, die Beförderung der Reinlichkeit und der Fruchtbarkeit (den auch Philo eingestehet) nicht im lächerlichen Widerspruch stehet? Ist diese gottselige Exegese nicht amüsant? — Abrahams Lachen über Isaaks Verheissung darf nicht das Lachen des Zweifels seyn, sondern des freudigen Staunens, weil der Erzvater kei-

nen Fehler gemacht haben könne, hingegen die Sarah darf schon eher spottend lachen. — Isaaks Opferung auf dem Berg Moriah ist Vorbild der Kreuzigung Christi, S. 139. — Von S. 151 werden noch lange Betrachtungen über Abrahams Geschichte angestellt, und hier werden wir belehrt, „dass es einer von den grossen Charakterzügen der heil. Schrift sey, dass sie nichts für unseren Vorwitz aufzeichnet, alles zu unserer Heiligung." Rec. möchte die Aufgabe nicht übernehmen, alles in der Bibel Erzählte in diesem Lichte zu zeigen. Auch muss bald darauf der Vf. bekennen, dass die Überlistung Esau's durch Jakob „etwas das Gemüth Empörendes sey." — Bey dem so geheimnissvollen Kampf Gottes mit Jakob verläfst den Vf. sein erbaulicher Witz. „Wie huldvoll ist dieser Kampf!" ist alles, was er darüber zu sagen weiss, S. 176.

Man liest nun ganze Bogen nichts als Übersetzung und alltägliche, exegetische und erbauliche Bemerkungen, bis endlich Joseph als Vorbild Jesu aufgeführt wird, zuerst schon in seinen beiden Söhnen Ephraim und Manasse, wovon jener das Vorbild der Christen, dieser der Juden ist; aber dann auch in jedem einzelnen Zug seiner Geschichte, wovon S. 246 ff. die Auseinandersetzung folgt. Einige Pröbchen! „Joseph ward von seinem Vater zu seinen Brüdern gesandt. Jesus Christus ward gesandt von seinem Vater zu den Menschen u. s. w. Joseph ward von seinen Brüdern für 20 Silberlinge verkauft. Jesus Christus ward von einem seiner Jünger, die er Brüder nennt, für 30 Silberlinge verkauft. — Joseph ward seiner Gewande beraubt. Jesus Christus ward seiner Gewande beraubt. — Joseph ward von seinen Brüdern Fremdlingen übergeben. Jesus Christus ward von seinen Brüdern, den Juden, Römern übergeben. — Alle, welche Brod verlangten, verwiess Pharao auf Joseph. Ich bin, sprach Jesus, das Brod des Lebens. — Die 11 Brüder Josephs correspondiren den 11 Jüngern Jesus. — Im Segen Jakobs findet der Vf. reiche Beute. — Sehr genau setzt er aus einander, dass erst mit der Geburt Jesu die Römer eigentliche landesherrliche Gewalt übten durch den Census, um die pünctliche Erfüllung der Weissagung vom Siloh zu zeigen; vergisst aber, dass mit der Herodianischen Familie der Scepter längst von Juda gewichen war, und schon früher mit Samuel, Saul u. a. Zugleich erhalten wir die exegetische Lehre, dass viele Stellen der heiligen Schrift und vorzüglich Weissagungen *mehr als Einen Sinn* haben; nur unaufmerksamen und *befangenen* (man bemerke den Sprachgebrauch) Lesern könne diess entgehen.

Der *zweyte Theil* enthält die Geschichte vom Beruf Moses bis zur Salbung Sauls. Es eröffnen diesen Theil der Geschichte Betrachtungen über die Wichtigkeit des jüdischen Volkes und über seine sonderbare Dauer. Während man manches sehr kräftig und anmuthig ausgedrückt finden muss, kann man sich schwerlich zu der Hoffnung des Vfs. über die Juden erheben: „Sieh, das zerrissene Volk! Eine trübe Wolkensäule schwebt vor den Augen aller Völker und zeuget für die Wahrheit! Dereinst wird es vom Aufgang und vom Niedergang, von Mitternacht und vom Mittage sich sammeln um die Fahne des Kreuzes; wird eine helle Feuersäule den Nationen leuchten, und die Nationen werden dem Lichte folgen, wenn vielleicht bey uns der Leuchter der Lehre wird hinweggenommen seyn; wenn — doch die Rathschlüsse des Ewigen sind unerforschlich!". Man sieht, der Vf. hat eine gute Dosis Glauben. — Dass unter dem Jehova, der Mosen auf Sinai erscheint, und überhaupt immer der Logos verstanden wird, ist ganz in der Ordnung; gewiss ist es auch ein unumstösslicher Beweis dafür, dass es Gen. 19, 14 heisst: „Da liess Jehova Schwefel und Feuer regnen *von Jehova* vom Himmel herab, auf Sodom und Gomorrha." Nach dieser Stelle giebt es ja offenbar mehr als Einen Jehova! — Uns wundert sehr, warum der Vf. so viele Typen übergeht, wie die Plagen Ägyptens, den Durchgang durchs rothe Meer; aber das Passa ist consequent Vorbild Jesu, das Manna des Altarsacraments. Warum das Manna aber einen Geschmack wie Semmel und Honig hatte (wie der Vf. Luthern nachschreibt) und nicht wie Oblaten, sehen wir nicht ein. — Die Besiegung der Amalkiter *Exod.* 17 hat eine allegorische Erklärung erhalten; „die schöne, die grosse, die herzerhebende Idee des Gebets ward nie erhabener dargestellt, als in diesem lebenden Bilde, welches eine wahre Geschichte ist." Das Wasser aus dem Felsen hingegen ist übergangen, da doch der Fels offenbar Vorbild Christi ist. — Aus den Betrachtungen über die mosaische Gesetzgebung, die von S. 58 an folgen, wüssten wir nichts, was zur Geschichte der Religion Jesu gehörte, auszuheben, als einige typische Erklärungen, als vom Fest der Wochen als Vorbild des christlichen Pfingstfestes, (dessen offenbare Verwandtschaft sich aber wohl ganz natürlich erklären liesse,) vom Versöhnungsbock als Vorbild Christi (worauf deutet aber der leidige Bock?) vom Erlassjahr als Typus des Erlassjahres nach Jesu Versöhnungstode, worauf auch das *angenehme Jahr des Herrn* Jes. 61, 1 ff. vgl. Luk. 4, 18 bezogen wird. Wie tief der Vf. in die Kenntniss des mosaischen Rechtes eingedrungen sey, zeigt die erbauliche Bemerkung, dass die Israeliten nicht das Recht gehabt hätten, ihre Kinder zu Sklaven zu verkaufen, da sie es doch nach Exod. 21, 3 und nach anderen Spuren unleugbar hatten. Michaelis ist zuweilen benutzt — S. 59 ff. versucht der Vf. eine Apologie der Würde, besonders bey der sinaitischen Gesetzgebung, auch Bileams redende Eselin vertheidigt er sehr. Warum nehmen doch dergleichen Köpfe, wie der Vf., auf die Zweifel der Neueren Rücksicht, da sie nicht auf ihre *Gründe* hören? Von jetzt an folgt beynahe nichts als der Text. Nur über die eherne Schlange die Klage, dass die neueren Ausleger sie nicht mehr als Vorbild anerkennen wollen! In Bileams Weissagung ist der Stern Jakobs, David und Christus zugleich.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 2 FEBRUAR, 1809.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi*, von *Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auch aus dem 5 Buch Mose giebt der Vf. einige Excerpte. Die letzten Cap. ist er gemäfsigt genug, dem Esra zuzuschreiben. Von Moses Tod heisst es: „und so gab er seinen grossen, mächtigen, liebevollen Geist auf; gab ihn auf in die Hände seines Gottes, der sein Freund war, — gab seinen Geist auf, wahrscheinlich in Fürbitte für sein Volk; gewiss in Anbetung seines Gottes, der ihn nachher begrub; in anbetender Hoffnung auf den, der seine Leiche vor dem Tage der Tage auferweckte und verklärte, und mit ihm auf heiligem Berge sich unterredete über das Geheimnifs der ewigen Erbarmung, in welches auch die Engel gelüftet einzuschauen." — Übrigens durfte Mose die Israeliten nicht ins Land Canaan führen, „damit dadurch angezeigt würde, dafs das Gesetz, welches Gott durch Mose gegeben hatte, keine beseligende Kraft habe, nicht vermöge, uns in das ewige Canaan hineinzuführen, dessen Zugang Jesus, der Sohn Gottes, uns geöffnet hat." Und doch nahmen die Israeliten das Gesetz Moses mit ins Land Canaan, und doch war Mose nach S. 192 das Vorbild Jesu!

Das Wunder des Stillstandes der Sonne und des Mondes weifs der Vf. sehr leicht dadurch zu vertheidigen, dafs er annimmt, die Erde sey still gestanden. — Was er über das Recht der Israeliten ans Land Canaan sagt S. 237 ff., ist ganz richtig aus theokratischem Standpunct und darum weit treffender, als alles, was Andere, selbst Michaelis darüber räsonnirt haben. — Das kriegerisch rohe Buch der Richter scheint für den Vf. sehr unfruchtbar gewesen zu seyn. Jephtha's Menschenopfer wird wegvermuthet, und dafür Angelobung ewiger Jungfrauschaft angenommen. — Simson wird als *ein warnendes* Beyspiel aufgestellt; indessen wird an ihm Charakterstärke gerühmt, besonders des Zuges wegen, dafs er als ein Jüngling seinen Ältern die Erlegung des Löwen verschwieg, und er starb in einer That des Glaubens.

Der *dritte Theil* enthält die Geschichte bis zur babylonischen Gefangenschaft. Auch hier folgt der Vf. ganz dem Gange der biblischen Erzählung, indem er sich darüber so rechtfertigt: „Zwar war meine Absicht, das Wichtigste vom Wichtigen zu sondern, und der ahndungsvolle Geist jener Jahrhunderte wollte mich manchmal schnell zur Fülle der Zeit hinreissen; aber die Hand sank mir, wenn ich sondern wollte. So wunderbar verschlungen sind die Begebenheiten in der heil. Schrift, und diese Verschlungenheit trägt einen so unverkennbaren Charakter von Wahrheit an sich, dafs ich, willig und freudig, mich gezwungen fand, den Pfad der Erzählung zu wandeln, wie er vor mir lag." Über Sauls Geschichte finden wir keine nur irgend interessante Bemerkung, als dafs dem Vf. sehr viel daran liegt, dafs Saul wirklich von einem bösen Geist (Dämon) besessen gewesen, und dafs das Gespenst zu Endor die wirkliche Erscheinung Samuels gewesen sey. — Über David ist beynahe nichts gesagt in Bezug auf Christus, als dafs seine Psalmen Weissagungen enthalten. Warum ist er nicht als Vorbild des Messias gedeutet worden? Mit mehr Rechte verdient er diefs als Salomo, den der Vf. als Typus Christi nimmt, S. 119. Von ihm möchte er übrigens gern wahrscheinlich machen, dafs er sich noch vor seinem Tode bekehrt und zu Gnaden angenommen worden. — Von Elias glaubt der Vf. mit Tertullian und Augustin, dafs er mit Henoch vor dem Ende der Tage wiederkommen, den Antichrist tilgen und die Juden bekehren werde; zwar werde Johannes der Täufer von Jesus selbst als Elias angesehen nach Malach 4, 5; aber diese Weissagung habe mehr als Einen Sinn. — Jonas Geschichte wird ungefähr in die Zeit des Amasias gesetzt, er habe früher als alle Propheten gelebt; seine Geschichte wird buchstäblich nacherzählt und geglaubt, ohne weitere Bemerkungen. — Mit der Zeit des Königs Usia beginnt ein wichtiger Zeitpunct in der Geschichte der Religion Jesu Christi: die Offenbarung durch die Propheten. Die Propheten aus Usias Zeit werden nun durchgegangen und die wichtigsten Stellen ausgehoben, nach welcher Exegese, läfst sich erwarten. Die Stelle Amos 9, 13: „Siehe es kommt die Zeit, spricht der Herr, dafs der Pflüger wird arbeiten zugleich mit dem Schnitter u. s. w." deutet der Vf. von der metaphorischen Ernte, von welcher Jesus Joh. 4, 35 ff. spricht. — In der Erklärung des Jesaias ist der Vf. meistens *Lowth* gefolgt, dessen messianische Erklärungen ihm natürlich willkommen seyn mufsten. Gern möchte er für die messianische Auslegung der Propheten, die ihm die allein wahre ist, Liebhaber gewinnen. „Nur der auf den Sohn Gottes gerichtete Blick legt Licht in diese Schriften." S. 290 giebt uns der Vf. die exegetische Regel: „die Propheten sagen oft zunächst die nahe Zukunft vorher, und von dieser Höhe der

Weissagung schwingen sie sich auf in viel erhabenere Höhe ferner heiliger Zukunft des Messias und seines Reiches. In der folgenden Stelle (Jes. 60), ist zunächst von Rückkehr der Israeliten aus Babylon die Rede; zugleich aber in höherem Sinne vom Messias." — Nach Hiskias Geschichte und der Darlegung der jesaianischen Weissagungen wird die Geschichte des Tobias eingeschaltet, alles als buchstäbliche Wahrheit, und in die Zeit des Königs Manasse wird auch die Geschichte der Judith gesetzt. Mit den Anachronismen dieser fabelhaften Erzählung ist der Vf bald fertig, indem er sie in die Zeit, da Manasse in Babylon gefangen war, setzt. Die Judith war eine „gottesfürchtige Matrone, vom Geiste Gottes getrieben, von ihm mit Kraft erfüllt." — In Anführung und crassester Deutung der Orakel Daniels gefällt sich der Vf. ungemein, und so führt er die Geschichte bis zum babylonischen Exil.

Der *vierte Theil* enthält in der ersten Abtheilung des ersten Zeitlaufs sechsten Zeitraum, die Geschichte von der babylonischen Gefangenschaft bis zur Geburt Christi. Hier wird zuvörderst Daniel excerpirt, seine Weissagungen werden weitläuftig commentirt, besonders die von den 70 Jahrwochen. „Die Erfüllung der Weissagung von den 70 Jahrwochen (heisst es dann) drückt das Siegel auf alle anderen Weissagungen Daniels, ja aller Propheten." Wir erhalten sogar vom Vf. exegetische und kritische Bemerkungen über Daniel. Von den Worten כי חמודות אתם Dan. 9, 23 vertheidigt der Vf. die Erklärung der *Vulg. vir desideriorum*, und versteht sie vom Gebet: „Daniel war ein Mann des Verlangens, der mit den Armen des Glaubens und der Liebe nach seinem Gott auslangt." Auf diese sinnreiche Erklärung wird nachher noch zweymal, S. 94 und 95, zurückgewiesen. Eine andere kritische Bemerkung findet man ebendaselbst S. 61, wo eine Übersetzung der Vulg. mit der Vermuthung gerechtfertigt wird, sie möge aus einer Handschrift geflossen seyn. — In Zacharias und Malachias findet der Vf. grosse Ausbeute messianischer Prophezeihungen, wie natürlich. Beyläufig werden wir belehrt, dass Matth. 27, 9 aus Versehen eines Abschreibers *Jeremias* statt *Zacharias* gesetzt worden sey. — Die Geschichte von der Esther wird nicht nur als wörtlich wahr nacherzählt, sondern auch aus den Stücken in Esther ergänzt, und mit der übrigen Geschichte in pragmatischen Zusammenhang gesetzt. So wird Nehemia durch Mardochai oder Esther als Mundschenk des Königs angestellt. Wo Schwierigkeiten sind, da hebt sie der Vf. mit einem: *genug Gott wollte*" u. s. w. — Nachdem die Quellen der Bücher Esra und Nehemia ausgehen, folgt der Vf. dem Josephus, worüber er sich so erklärt: „Bisher wandelten wir auf sicherem Pfade, von heiligen Schriftstellern. Während eines Zeitraums von 230 Jahren nämlich bis zur Zeit, mit welcher die Geschichte der Makkabäer anfängt, müssen wir uns genügen lassen an menschlichen Zeugnissen. Wir wandeln nicht mehr im Tageslichte, sondern im Scheine menschlicher Fackeln, welche sich oft trüben, manchmal irre führen, manchmal erlöschen. Doch verläfst denn auch hier uns nicht alles Licht des Himmels. Wie Sterne leuchten uns die Weissagungen heiliger Propheten, besonders des Daniel" u. s. w. Auf diese wird dann im Verfolg der Geschichte fleissig zurückgewiesen. Dem Josephus wird nun gerade so nacherzählt, wie vorher der Bibel, doch mit Rücksicht auf die Profanhistoriker. Obschon mit einigen Zweifeln, wird die Legende von Alexanders Einzug in Jerusalem geglaubt. Uns wundert, dass die Inspiration der LXX aufgegeben wird, S. 244, wie inconsequent, besonders in Absicht auf das N. T. und die Vulg., wollen wir nicht auseinander setzen. Die Geschichte schliesst mit Herodes letzter Zeit. „Noch ehe er ins Grab sank, sollten neue Schrecken ihn erschüttern, Schrecken vor einem Kinde, das in einer Krippe weinte zu Bethlehem." Die zweyte Abtheilung (welche nachgeliefert werden soll) enthält die Beylagen: 1) von den Religionsspaltungen und verschiedenen Schulen bey den Israeliten; 2) Versuch einer Abhandlung über die göttliche Eingebung der deuterokanonischen Bücher; 3) über das Buch Esther, deren Geist und Gehalt die Leser sich leicht nach dem vorigen denken können.

Rechneten wir bloss auf theologische Leser: so hätten wir uns diesen Auszug ersparen können; es wäre genug gewesen zu sagen: diese Geschichte der Religion Jesu ist nichts als eine biblische Chronik mit dem crassesten Köhlerglauben buchstäblich nacherzählt, und mit typologisch-mystisch-allegorisch-erbaulicher Exegese aufgestutzt. Sie enthält nichts, was nicht schon dagewesen wäre, was nicht die Kirchenväter, die Coccejane u. a. schon ausgeheckt. Allein zum Glück ist das Alte für Viele, selbst Theologen, deren Pflicht es nicht ist, in altem theologischem Wust herumzuwühlen, wieder neu geworden, und sodann rechneten wir auch auf ein allgemeineres Publicum, als das theologische; und in dieser Hinsicht mussten wir den Wahnsinn kenntlicher machen, als durch blosse allgemeine Beschreibung.

Überschaut man diesen dürftigen, gemeinen Inhalt: so glaubt man sicher darauf rechnen zu können, in den *Beylagen*, die jedem Bande beygegeben sind, mehr Ausbeute zu finden. Viel Materialien sind zwar hier zum Theil aufgehäuft, aber etwas Neues und Originelles sucht man vergebens, geschweige denn etwas Wahres. Der *erste Theil* enthält fünf Beylagen. In der *ersten*, über die Nichtigkeit der wider die Zeitrechnung der heil. Schrift vorgebrachten Einwürfe, werden besonders die aus der Naturkunde hergenommenen Einwürfe gegen die Kürze der biblischen Zeitrechnung widerlegt mit Hülfe des rechtgläubigen *Deluc*. Die *zweyte* über die Sündfluth, sucht zu beweisen, dass die Sündfluth allgemein gewesen, und in der Mythologie aller Völker vorkomme, so wie auch Noah, der nichts anders ist, als der indische Menu, der chinesische Fohi, der chaldäische Oannes, der ägyptische Osiris, der griechische Deukalion, der italische Saturn, und vor ihm der italische Janus. Es wird hier nach dem sehr willkommenen Vorgange von William Jones u. a. alles aufgerafft, was sich nur irgend mit den biblischen Vorstellungen vergleichen lässt. So lange die indi-

sche Mythologie nicht kritisch untersucht, und die verschiedenen Zeiten geschieden sind, hat man wohl eben so viel Recht, mit unserem Vf. das Indische aus dem Biblischen, als dieses aus jenem herzuleiten; und bis uns das gute Glück einen kritischen Kopf für die indischen Untersuchungen schenkt, wird man dem Spiel der Willkühr wohl ruhig zusehen müssen. — Die *vierte* Beylage über die Quellen der morgenländischen Überlieferungen hat den Zweck, „*unbefangene* Leser zu überzeugen," dass alle Religionsbegriffe unter den Menschen aus dem Morgenlande ihren Ursprung haben, und dass die Überlieferungen des Morgenlandes uns gerade zu auf Noah zurückführen. Die *fünfte* über die Spuren früher Überlieferung von Geheimnissen der Religion Jesu Christi soll zeigen: „dass auch von den beiden grössten Geheimnissen der Religion Jesu Christi, von diesem göttlichen Mittler zwischen Gott und uns, und von der Lehre der heil. Dreyeinigkeit, viele und deutliche Spuren bey den heidnischen Völkern gefunden werden." Die Art, wie diess gezeigt wird, ist eben so bequem als fruchtbar; sie ist dieselbe, wie Gen. 1 die Dreyeinigkeit dargethan wurde. Man erlasse uns, Proben zu geben! — — Der *zweyte Theil* enthält wieder fünf Beylagen, unter denen die *zweyte* über den Glauben der Erzväter und der Israeliten an ein Leben nach dem Tode auf einige Augenblicke Rec. Neugierde erregte, indem er sich nicht sogleich erinnerte, dass er einen Schriftsteller vor sich habe, der aller Vernunft entsagt zu haben scheint. Die Gründe des Vfs. für den Glauben der Israeliten an ein Leben nach dem Tode, bestehen hauptsächlich in Fragzeichen. Die frommen gläubigen heiligen Erzväter und Israeliten sollten nicht an die Unsterblichkeit geglaubt haben? Das ist nicht zu denken! Siehe da die Argumentation des Vfs. Ja, sogar in den Prediger weiss er den Unsterblichkeitsglauben hineinzubringen. — — Der *dritte Theil* hat drey Beylagen, wovon die *erste* über die Psalmen eine Einleitung und Charakteristik derselben geben soll, aber nichts weiter enthält, als einige erbauliche fromm ästhetisirende Bemerkungen, und die Zergliederung der messianischen Psalmen — lauter Dinge, die wir uns denken können. Unter den wenigen kritischen Bemerkungen war Rec. das am merkwürdigsten, dass der Vf. die Masorethen in Esras Zeit setzt, und den apokryphischen 151. Ps. dem David als Jüngling zuschreibt. Die *zweyte* handelt von den h. Schriften Salomo's, und es ist weiter nichts als consequent, dass das Hohelied im doppelten Sinn genommen wird, als Brautlied der Vermählung Salomos und der Vermählung Jesu Christi mit seiner Kirche. Die *dritte* und letzte Beylage über Israels Glück und Würde, setzt dem ganzen Werke die Krone auf. Israel wird über alle Völker erhaben, selbst über die Griechen, vrgl. S. 563. Wie tief kann ein edler und kräftiger Geist sinken! Wer von Jugend auf das verzehrende Gift der Frömmeley genossen, der kann wohl so unglücklich seyn, die kränkelnde, engbrüstige, formlose Natur des Judaismus dem lebendigen, heitern, gestaltvollen Leben der Griechen vorzuziehen; die Krankheit ist ihm zur Natur geworden: wie man aber nach einem langen Leben edler und schöner Art in solche Verdüsterung sinken könne, wäre unbegreiflich, wenn die Geschichte nicht genugsam die verderbliche Gewalt der Schwärmerey und Superstition beurkundete.

Mit dieser Anzeige würden wir ganz die Pflicht der Kritik erfüllt haben: denn die Abgeschmacktheit und der Unsinn braucht nur vorgezeigt, nicht beurtheilt zu werden; und wir halten es für verlorene Mühe, den Inhaber derselben eines Bessern belehren zu wollen. Wir müssen aber noch Hn. *Schlegels* Kritik in den *Heidelberg. Jahrbüchern* darüber hören.

Hr. *Schlegel* tadelt ebenfalls, dass der Vf. zu oft seinen Zweck, das Analoge und Vorbereitende des Christenthums herauszuheben, aus den Augen verloren habe, auch rügt er besonders die Vorbeylassung so vieler Typen; diesen Zweck selbst aber, und diese Behandlungsart der alttestamentlichen Geschichte preisst er über die Masse, und er ist dreist genug, die typologisch-allegorische, von ihm symbolisch genannte Auslegungsart vor der jetzt gewöhnlichen grammatisch-historischen geltend machen zu wollen. „So viel sey klar, und müsse Jedem einleuchtend seyn, der nur nicht ganz fremd sey im orientalischen Geiste: das A. T. habe einen geheimen Sinn, den das, woran die Meisten einzig sich halten, nur wie die harte Schaale umschliesse." Es komme nun darauf an, den Schlüssel zu finden; nicht ganz ungeneigt ist er, ihn in der Kabbala und bey Muhammed zu suchen; indessen am sichersten finde man ihn bey den Kirchenvätern, an diese müsse man sich halten; „und er ist überzeugt, dass, wenn diess nur mit hinreichender Kenntniss und Einsicht unternommen, und alles Einzelne nach dem Geist des Ganzen geordnet und zusammengestellt würde, ein Gebäude und ein Ganzes von biblischer Auslegung vor uns stehen würde, das durch seinen inneren Zusammenhang und seine Festigkeit selbst die Gegner des Christenthums und die Gleichgültigen in Erstaunen setzen möchte."

Allerdings würden wir über die Festigkeit und den Zusammenhang eines Gebäudes erstaunen, das ohne Fundament und Verbindungsmittel aufgebaut seyn würde! — Über die typisch-allegorische Auslegungsart ist vor dem Richterstuhl der Vernunft längst der Stab gebrochen, und wir haben nicht nöthig, uns gegen einen solchen Bestreiter auf eine Vertheidigung der neueren Exegese einzulassen. Indessen da jene Machtsprüche in einem theologischen Journal stehen, und junge Leute sich dadurch verführen lassen könnten: so erlauben wir uns so viel. Die typologisch-allegorische Auslegungsart ist durchaus eine Sache der Willkühr und auf keine Gesetze gegründet. Man kann eben so gut alles als nichts vorbildlich erklären, es kommt nur auf eine gute Combinationsgabe und auf den guten Willen an, das, was nicht passt, wegzulassen. Manche Typen, wie z. B. die Opfer, haben allerdings einen reellen Zusammenhang mit dem Vorgebildeten, weil beide in Einer Idee und Vorstellung ihren Grund haben; allein die Opfer waren nicht um des Versöhnungstodes Christi willen da, sondern dieser um jener willen, d. h. die Opfertheorie war Entstehungsgrund der Versöhnungslehre. Ein ähn-

licher Causalzusammenhang findet sich bey manchen historischen Typen. Die wahre Typologie würde die Untersuchung seyn, welche Vorstellungen und Mythen sich im A. und N. T. zugleich finden, und wie sie verschieden angewandt und potenzirt sind. Hienach ist Moses in der That und Wahrheit Vorbild Jesu. Jede andere Typologie aber ist Phantasterey und Gaukelspiel, und kann nur mit Mangel an Logik bestehen. Nun ist die Frage: kann die Religion Vortheil vom Unverstand ziehen, soll sie einen Bund schliessen mit der Unwahrheit? Wenn wir auch nicht die Religion als die Mutter und Freundin aller Wahrheit ansehen müssten, wenn wir sie auch für eine süsse glückliche Täuschung halten wollten: so müsste denn doch eine solche Täuschung, wenn sie glücklich seyn sollte, *von Bestand* seyn; wie kann aber das beständig seyn, was auf Vorstellungen ruhet, die ein einziger Verstandesblick über den Haufen wirft? So lange uns also Hr. *Schlegel* nicht eine Theorie der symbolischen Auslegungsart giebt, die auf den nothwendigen und allgemeinen Gesetzen des menschlichen Verstandes ruhet, wollen wir uns zu Ehren der Religion an die grammatisch-historische Auslegungsart halten, welche auf sichere Sprach- und Denk-Gesetze gegründet ist. — Allerdings sind wir mit Hn. *Schlegel* der Meinung, dass das A. T. mit dem N. T. in Beziehung gesetzt werden müsse; aber nicht so, dass dieses in jenes hineingetragen, sondern dass es aus jenem erklärt werde, dass man zeige, wie im Judaismus die Keime des Christenthums liegen, wobey aber eben so sehr der Unterschied beider Religionen bemerkbar gemacht werden muss. Bey einer solchen Behandlungsart dürfte man freylich nicht von dem *Schlegel*'schen Satz ausgehen, dass die Dreyeinigkeit die Grundlehre des Christenthums sey, denn sonst würde man wenig Christenthum im A. T. finden.

Hn. *Schlegels* Würdigung des Katholicismus und Protestantismus in jener Recension, die ohne „parteyische Vorliebe" für ersteren seyn soll, gehört nicht hieher; nur begreifen wir nicht, wie Jemand unparteyisch über zwey Religionen urtheilen könne, deren eine er der anderen durch öffentlichen Übertritt vorgezogen hat. Seine Unparteylichkeit giebt sich übrigens in dem, von seiner jetzigen Denkweise sehr merkwürdig zeugenden, Ausspruch zu erkennen, dass nach „dem ersten Grade aller lebendigen Erkenntniss, der Erkenntniss des Guten und Bösen, es nur zwey Religionen gebe: die eine wahre, ewig unwandelbare, deren unvergängliche und heilige Form zugleich durch ihr Wesen bestimmt ist; und die falsche, welche einmal besiegt in immer anderen Formen wieder erscheint", von denen denn die erste ohne Zweifel der Katholicismus ist, wenn der Satz nämlich einen Sinn haben soll, und Hr. *Schlegel* nicht gegen sich selbst spricht.

† † †

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Gräff: *Anti-Stolberg, oder Versuch, die Rechte der Vernunft gegen F. L. G. zu Stolberg zu behaupten, in Beziehung auf dessen Geschichte der Religion Jesu Christi*, von M. *Heinr. Kunhard*, Prof. in Lübeck. 1808. 70 S. gr. 8. (12 Gr.) Diese Schrift giebt ihren Zweck sattsam durch den Titel zu erkennen. „Um seiner Kritik jeden Anstrich gehässiger Parteylichkeit zu benehmen, und sich mit jedem unbefangenen Leser auf den Standpunct einer sicheren Beurtheilung zu erheben", schickt der Vf. einige Ideen über Religion und Religionsgeschichte voraus. Zuvörderst giebt er einen Überblick über die mannichfaltigen Äusserungen und Entstehungsarten der Religion, und wie diese alle in Einem Gefühle und Einer Denkart mehr oder weniger zusammenstimmen, welche er die einzig wahre Religion nennt und so beschreibt: „die lebendige Überzeugung vom Daseyn eines Weltschöpfers und Weltregierers, begleitet von dem Gefühl unserer Abhängigkeit, von den Empfindungen der Ehrfurcht, des Dankes und der Liebe, und so wirksam auf unser Verhalten, dass wir mit freudigem Gehorsam, fest glaubend an die Harmonie des Pflichtgebotes mit dem göttlichen Willen, unserer vernünftigen Bestimmung gemäss leben. Diese wahre Religion (die verschieden sey von jeder benamten) stelle Christus durch Lehre und That auf das vollkommenste dar; nach Jesu Lehre und im Geiste Jesu handeln, oder wahrhaft religiös seyn, sey im vollkommensten Sinn gleichbedeutend; und in diesem Sinne habe es also auch schon vor Christus (subjectiv) christliche Religion gegeben, und so könne man auch die Geschichte der Religion Jesu in Zeiten, die weit über diesen Göttlichen hinausreichen, anfangen." Eine solche Geschichte der Religion Jesu sey aber wegen des subjectiven Charakters ihres Gegenstandes in ihrem wahren Umfang unmöglich, und habe der Graf *St.* sie dennoch liefern wollen: so hätte er nicht nur vieles aus der biblischen Geschichte und seinen Bemerkungen darüber auslassen, sondern auch das Heidenthum durchaus nicht ausschliessen müssen, indem mancher Grieche eben so christlich gelebt habe, als Abraham und Jakob; habe er aber unter einer Religionsgeschichte den Ursprung und Fortgang der dem Verkündiger des Christenthums eigenen Wahrheiten verstanden: so sey sein mit Adam beginnendes Buch von Anfang bis zu Ende eine dem Titel widersprechende Arbeit." Dies sucht nun der Vf. im Folgenden durch eine nähere Beleuchtung des *Stolberg*'schen Werkes zu beweisen. Dass ihm dieser Beweis gelungen sey, werden unsere Leser ohne Weiteres glauben. Hr. *K.* lässt sich auch in die Kritik einzelner Darstellungen und Betrachtungen des Gr. *St.* ein mit einer Geduld und Condescendenz, die wir beynahe tadeln müssen, da es fast scheinen möchte, als hätte man viel von dem *Stolberg*'schen Unsinn für die Wahrheit zu fürchten. Sehr gut ist es, dass er ihn gewöhnlich *ad absurdum* führt, wie z. B. in Ansehung der Behauptung, dass Gott dem ersten Menschen die Sprache verliehen habe S. 31 ff. Die Art der Widerlegung ist die einzige, die man sich gegen Menschen dieses Schlages erlauben darf. S. 60 ff. giebt der Vf. einen kritischen Überblick über das *Stolberg*'sche Werk, und beurtheilt dabey sehr treffend die Zulässigkeit der Auslegungs- und Behandlungs-Art des A. T., welche demselben zum Grunde liegt. Er zeigt, dass vieles im A. T. nicht nur keine vorbildliche, sondern überhaupt gar keine Beziehung auf das Christenthum leide, und dass sich im A. T. gar nicht der Plan der göttlichen Erbarmung finde, den Gr. *St.* darin finde. So fragt er sehr treffend: „Hätte nicht eine frühere Erscheinung des Göttlichen (Jesu), der doch gekommen war, die verlorenen Schaafe des Hauses Israel zu erretten, dem Sündenfalle vorbeugen können?"

Wir loben an dieser recht gut gerathenen Schrift liberales, vorurtheilfreyes Nachdenken über die Religion, nicht so leer und kalt, wie es noch vor kurzem Mode war, und auch fern von Mysticismus und Phantasterey, Deutlichkeit und Präcision der Begriffe und Gewandtheit des Vortrags. Wenn das *Stolberg*'sche Werk noch mehrere solche gute Arbeiten veranlasst: so können wir uns um so leichter über seine Erscheinung trösten. Man wird doch erinnert, dass es noch Männer giebt, welche der giftige Dunst der neuesten Schwärmerey nicht umnebelt hat.

† † †

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 FEBRUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in den Codex Napoleon*, von Dr. *J. A. L. Seidensticker*, herzogl. sachs. weimar. Hofr. und ord. Prof. der Rechte zu Jena u. s. w. 1808. XVI u. 512 S. 8. (2 Thlr.)

Durch die Errichtung des rheinischen Bundes unter dem Schutze des erhabenen Beherrschers von Frankreich wurde das Studium der Gesetzgebung dieses Staates für Deutschland eine wichtige Aufgabe der Literatur, und, im höchsten Sinne des Worts, eine Angelegenheit der Politik und der Menschheit. Auf die Frage, ob die Aufnahme eines durch seinen inneren Werth und durch den Namen des grössten Mannes des Jahrtausends unvergesslichen Codex zum Civilgesetzbuch aller Bundesstaaten möglich und wünschenswürdig sey, — richtete sich die Aufmerksamkeit des Staats- und Geschäfts-Mannes, des Gelehrten und des Bürgers. Sie wurde, nach den Verschiedenheiten des Interesse und der Leidenschaften, sehr verschieden beantwortet. Doch vermehrten die bisherigen Antworten nur die öffentliche Verlegenheit. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er sie — bis auf sehr wenige Ausnahmen — für das Geschrey unberufener und zudringlicher Consulenten erklärt. Wer in einer Angelegenheit von so hoher Wichtigkeit als Rathgeber der Nation auftreten und ihr Zutrauen in Anspruch nehmen will, muss vor allen Dingen zeigen, dass er genau weiss, wovon die Rede ist. Er muss seine Kenntniss der Civilgesetzgebung und Jurisprudenz beider Nationen beurkunden, die herrschenden Gesichtspuncte jeder Civilgesetzgebung im Verhältniss zur öffentlichen Verfassung gerecht würdigen, die verlangte neue Ordnung der zu verdrängenden alten vollständig gegenüberstellen, und Vortheile und Nachtheile gegen einander sorgfältig abwägen. Vor allen Dingen muss er die Lichtpuncte auffassen, aus welchen beide Gesetzgebungen gemeinschaftlich hervorgegangen sind; er muss das Subjective der französischen und deutschen Jurisprudenz zu einem Object verschmelzen, die trockene Abstraction der letzteren durch die Lebensphilosophie der ersteren beseelen, und, im höheren und besseren Sinne des Worts, den französischen und deutschen Juristen zugleich in sich vereinigen. Mit diesen Foderungen an den Verstand des Rathgebers verbinden sich noch schwerere an seine Neigungen. Er muss seine Nationalität nicht aufopfern auf dem Altar der Convenienz. Eine parteyische Deutschheit muss ihn aber auch nicht ungerecht machen gegen die hohe Geistescultur der französischen Legislatoren. Spricht sich in edleren und besseren Gemüthern — denn gemeine Seelen haben hier ohnediess keine Stimme — Anhänglichkeit an das Hergebrachte als das Misstrauen getäuschter Erfahrung, Liebe für Neuerung dagegen als Apathie gegen geistigen Mechanismus aus: so muss der Rathgeber beide Neigungen mit gleicher Stärke zu bekämpfen wissen. Der Wahrheit muss er seine erste und heiligste Huldigung darbringen, der Klugheit nur untergeordnete Rücksichten widmen, der Gemächlichkeit und Geistesträgheit dagegen gar kein Gehör schenken.

Erfüllte unter den zahllosen Verfassern der Flugschriften, welche seither für und wider die Einführung des Codex Napoleon in den Staaten des Rheinbundes erschienen sind, auch nur eine diese Foderungen? — Als im J. 1803 der *Code civil des François* im deutschen Publicum bekannt wurde, fand er die ungünstigste Aufnahme. Eine Art von Nationaleifersucht belebte die juristischen Schriftsteller. Preussens Gesetzbuch wurde überall als Spiegel legislatorischer Vollkommenheit den angeblichen Mängeln des *Code civil* gegenüber gestellt. Eines der bekanntesten literarischen Institute überraschte die öffentliche Meinung durch eine, Gründlichkeit und Freymüthigkeit affectirende, unter einem Gewande von Fleiss und Selbststudium tiefe Unkunde verhüllende Kritik. Sie liess der Weisheit der französischen Gesetzgebung keinen Schatten von Gerechtigkeit widerfahren, und war fast die einzige Quelle, aus welcher das gebildete deutsche Publicum seine Vorstellungsarten vom Inhalt des *Code civil* schöpfte. — Der pariser Vertrag vom 12 July 1806, die Schlachten von Jena und Friedland, der tilsiter Friede führten nach und nach jenes Gesetzbuch aus dem Gebiete der blossen wissenschaftlichen Speculation deutscher Gelehrten in das Feld der Empirie; es wurde im Herzen von Deutschland in das wirkliche Leben verpflanzt. Durch eine erhabnere Benennung wurde es zum künftigen Codex der gebildeten Welt eingeweiht. Jetzt änderten sich die Meinungen der Journalisten; keiner wagte es mehr, Unvollkommenheiten und Mängel am C. N. wahrzunehmen. Als wenn einzelne Fehlblicke der französischen Staatsbehörden, im Fach der Gesetzgebung, Napoleons Glorie verdunkeln, als wenn dem Herrschergenie, welches sich für den Beschützer und Freund aller liberalen Ideen erklärt hatte, das knechtische Lob unwissender Journalisten gefallen, oder die ernste und gründ-

liche Unterfuchung der Philofophie beleidigen könnte! Jetzt wurde die fchleunigfte Verbreitung des C. N., als der Anfang der Rückkehr des goldenen Zeitalters, herbeygewünfcht. Der Stimme des Politikers widerfprach laut die Stimme des Routiniers, der Dikafterialmenfchen, der Leute, welche lieber den menfchlichen Geift im Schlamme des Hergebrachten und Gemeinen vermodern laffen, als ihre ftarren Denkorgane mit einer einzigen neuen Idee befreunden möchten. Sie verabfcheuten eine Veränderung, welche fie aus dem Schlummer der Geiftesträgheit zu wecken drohte. Um den eigentlichen Inhalt des neu einzuführenden Gefetzbuchs bekümmerten fich beide Theile nicht. Den wahren Gegenftand ihrer Lobpreifsung oder ihres Abfcheues kennen zu lernen, war ihre letzte Sorge. Die Lobredner der Einführung des C. N. hielten fich für fehr unterrichtet, wenn fie wufsten, dafs er die Ehe für einen blofsen bürgerlichen Contract erkläre. Die Widerfacher diefer Einführung nahmen zu dem Gemeinplatz ihre Zuflucht, dafs ein fremdes Gefetzbuch und Frankreichs Inftitute nicht auf deutfche Denkart pafsten. Wenn fie zum Belege diefer Behauptung das Verbot der Subftitutionen angeführt hatten: fo verhüllten fie unter einem vornehmen *und fo weiter* ihre Unkunde aller übrigen Abweichungen. Bey diefer Art zu ftreiten, rückte man der Aufklärung des eigentlichen Streitpuncts um keine Linie näher. Das nach Belehrung feufzende Publicum wurde über fein Intereffe und die Väter des Volks und ihre Stellvertreter wurden über die zu treffende Wahl nicht orientirt.

Die Erfcheinung einer Reihe von Schriften über den eigentlichen und vollftändigen Inhalt der Civilgefetzgebung Frankreichs ift unter diefen Umftänden eben fo wohlthätig als wichtig. Der fchlechtefte derfelben verdankt das Publicum mehr Aufklärung, als den geiftvolleften ohne Sachkenntnifs abgefafsten Flugfchriften für und wider die Einführung jener Gefetzgebung in Deutfchland. Sie liefert wenigftens Beyträge zur Inftruction des bisher von der öffentlichen Meinung ohne Inftruction abgeurtheilten Nationalproceffes. Mehrere diefer Schriften find fogar vortrefflich. Dafs durch fie die Inftruction vollendet fey, foll keineswegs behauptet werden. Zum Glück wurde auch die Entfcheidung der wichtigen Frage — wie Rec. aus der zuverläffigften Quelle weifs — von Napoleon dem Grofsen felbft vertagt, und fcheint jetzt mit der definitiven Organifation des europäifchen Föderativfyftems zufammenzuhängen.

Unter diefen Schriften, welche wir in diefer A. L. Z. der Reihe nach anzeigen werden, verdient unftreitig das oben aufgeführte Werk den erften Platz. Es zeichnet fich vor allen durch höchft feltene und vollftändige literar. Notizen aus. Es enthält Blicke über den Geift und Zufammenhang der Civilgefetzgebung mit allen Theilen des Staatsorganismus Frankreichs. Man findet darin in 9 Capiteln: *die Literatur, Gefchichte, Plan und Methode des C. N., Verbindung mit der übrigen franzöfifchen Legislation, Quellen, Verhältnifs zu den älteren Gefetzen und Rechten, zu den fupplementarifchen Difpofitionen und zur Doctrin, und endlich die Gefchichte der Verbreitung des C. N. und Anfichten über die Einführung deffelben in Deutfchland.* Vorzüglich wichtig find das 1, 2, 4, 6 u. 8 Cap. Überall fpricht fich deutfcher Fleifs und feltene Belefenheit in einer anziehenden Darftellung aus. Oft erhebt fich der Vf. zu ächt philofophifchen Anfichten, wie z. B. S. 242. Rec. glaubt, das Buch deutfchen Gefchäftsmännern als unentbehrliches Hülfsmittel beym vorbereitenden Studium der franzöfifchen Civil-Gefetzgebung empfehlen zu müffen. Was der Vf. über die Verbindung des *C. N.* mit der übrigen öffentlichen und Privat-Gefetzgebung, mit der Conftitution und Organifation Frankreichs fagt, über das Verhältnifs deffelben zu älteren Gefetzen, und namentlich zum römifchen Recht, über den Einflufs des *C. N.* auf die Doctrin, und endlich über die Bedingungen der Einführung deffelben in den Staaten des Rheinbundes: alles diefs ift höchft wichtig, und in mehr als einer Hinficht neu, obgleich Rec. Anfichten über diefe vier Gegenftände fehr bedeutend von den Anfichten des Vfs. abweichen. Es fey ihm erlaubt, ftatt einer trockenen Inhaltsanzeige des Werkes, diefe Abweichungen hier auszuführen. Es gilt nicht blofs wiffenfchaftliche Wahrheit, fondern öffentliches Wohl und Weh. Das Publicum wird durch entgegengefetzte Informationen belehrt, und eine vielleicht nahe Zukunft wird entfcheiden, wer den Zufammenhang der Dinge richtiger beurtheilt habe!

I. Der *C. N.* ftellt ein aus Frankreichs Staatsverfaffung hervorgegangenes Privatrecht dar. Der Grundpfeiler deffelben ift eine aus republicanifchen Stoffen gefchaffene Monarchie. Sein Lebensprincip findet fich in den Elementen der Conftitution, und in den Formen der Adminiftration. Frankreichs öffentliche Gefetzgebung wird in einem gewiffen Sinne durch die Civilgefetzgebung, diefe wird aber wieder durch die Adminiftration, durch die Gerichtsverfaffung und durch das Notariatsinftitut organifirt. Die öffentliche Verfaffung ift der Mittelpunct, um welchen fich Civil-, Criminal-, Policey-, Finanzgefetzgebung u. f. w. wie die Planeten um die Sonne herum bewegen. Der Handlungs-Codex ift — um das Bild fortzufetzen — nur der Trabant des *C. N.* Die in Thätigkeit gefetzten Verwaltungsprincipien endlich find der lebendige, die ganze Schöpfung durchftrömende Äther, welcher ihr nicht entzogen werden kann, ohne dafs das Ganze in Nacht und Chaos zufammenftürzt. Hätte — um diefe Anficht durch einige Beyfpiele zu erläutern — das öffentliche Recht nicht die Kirche aus dem Staat als Staat ausgewiefen: fo würde das Civilgefetz über die *actes de l'état civil*, über die Formen und die Auflöfungsarten der Ehen, und über manche andere Gegenftände, ganz anders verfügt haben. Hätte das öffentliche Recht nicht den die Zukunft beherrfchenden Familienftolz dem Staatszweck aufgeopfert: fo konnten die Verfügungen des 530, 896 und 1911 Artikels im *C. N.* keine Stelle finden. Hätte das öffentliche Recht weniger ftreng die vollziehende von der richterlichen Gewalt gefchieden: fo erhielten ficher die

Processformen, das Notariatsinstitut und das Nullitätensystem eine durchaus verschiedene Gestalt. Diese grosse Wahrheit ist Hn. *S.* keineswegs entgangen; er hat sie aber nicht klar und lebendig genug aufgefasst und wiedergegeben; am wenigsten hat er sie bey der Darlegung seiner Ansichten über die Einführung des *C. N.* in den Staaten des Rheinbundes gehörig benutzt. Und doch ist gerade in dieser Hinsicht ihre Wichtigkeit gar nicht zu berechnen. —

II. Beurtheilt man das Verhältnifs des *C. N.* zu den älteren Gesetzen, und namentlich zum römischen Recht: so vergesse man nie, dass allenthalben und auch bey der Festsetzung dieses Verhältnisses der Geist des öffentlichen Rechts in das Privatrecht hinüberströmte. Vor der Revolution hatte fast jede Provinz ihr eigenes öffentliches Recht. In Bretagne gab es sogar eine eigene ständische Verfassung. In der regenerirenden Flamme der Revolution ging das Particularstaatsrecht der Provinzen unter. Bey jeder neuen Katastrophe wurde immer als oberstes Gesetz der Grundsatz proclamirt, dass die Franzosen nur ein einziges und untheilbares Volk bildeten, oder dass ein und dasselbe öffentliche Recht im nördlichen wie im südlichen, in Ost- wie in West-Frankreich herrsche. Der nämliche Grundsatz wurde im Privatrecht durchgesetzt. Mit der ständischen Verfassung von Bretagne, mit den Privilegien von Artois, Flandern und Hennegau wurden auch Frankreichs 280 *coutumes generales et locales* abgeschafft. Das Gesetz vom 30 Ventose J. 12 drückte dem schon so oft proclamirten Grundsatz das Siegel auf. Wer dieses Gesetz nicht gefasst, wen der hohe Zweck desselben nicht ergriffen hat, kann sich unmöglich das Verhältnifs des *C. N.* zum älteren französischen Civilrecht, vorzüglich zum römischen Recht, richtig vorstellen. Der zum *Code Napoléon* erhobene *Code civil des François* enthält, wie schon aus der Benennung desselben hervorgeht, das ganze Civilrecht der ganzen französischen Nation. Er herrscht vollständig, und überall mit gleicher Fülle und Kraft über Frankreich, und über das nämliche Frankreich herrscht gar kein auf geographische Bezirke beschränktes, mit dem, was in anderen geographischen Bezirken gilt, contrastirendes Particularrecht. Den Inhalt des römischen und des vormaligen Gewohnheitsrechts mag immerhin der Richter, bey schweigendem Gesetze, wenn er ausserdem diesen Inhalt für recht und billig hält, befolgen; aber er befolgt ihn nicht als etwas von aussenher Gegebenes, sondern als inneren Vernunftausspruch; er befolgt ihn nicht, weil das Befolgte in einem Buch, sondern weil es in seinem Herzen niedergeschrieben ist; er befolgt ihn nicht als Gebot des Staats, sondern als Nachhall einer inneren Stimme. Darum, aber auch einzig und allein nur darum, öffnen bloss Richtersprüche gegen den *C. N.* selbst, wie er sich in sich selbst und in seinen gesetzlichen Umgebungen und Nachträgen darstellt, nie aber und unter keiner Bedingung Aussprüche gegen den vom *C. N.* nicht aufgehobenen Inhalt des römischen oder Gewohnheitsrechts den Weg zur Cassation. Denn der Cassationshof erkennt nur im Interesse des Staats und des Gesetzes, er regularisirt die Anwendung desselben durch Frankreich. Wo aber das Gesetz schweigt, hat der Staat keinen positiven äusseren Willen, und der Cassationshof keine Wirksamkeit. Hr. *S.* irrt daher, wenn er S. 225 sagt, der *C. N.* enthalte nur einen Theil des Civilrechts, und S. 226, er sey kein eigentliches Gesetzbuch. Wäre er das nicht: so besässe Frankreich kein vollständiges positives Civilrecht, so wäre noch immer in allen vom *C. N.* nicht regularisirten Gegenständen das römische und Gewohnheitsrecht als Autorität zu befolgen, so würden die Köpfe der Hydra — Particularrecht genannt — trotz dem so oft und so laut ausgesprochenen Willen der Nation — in allen Departements wieder nachwachsen. Noch unrichtiger spricht der Vf. S. 361 von der fortdauernden Gültigkeit des *droit écrit et droit coutumier* neben dem *C. N.* Soll darunter eine Gültigkeit als *raison écrite* verstanden werden: so ist diess, streng genommen, keine eigentliche mit irgend einem äusseren Imperativ verbundene Gültigkeit. Mit gleichem Recht könnte man von der Gültigkeit des Rechts der Chinesen und Hindus in Frankreich als *raison écrite* reden. Würden die Rechte dieser Völker französischen Richtern bekannt, sprächen sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer individuellen Überzeugung ewige Wahrheiten der Vernunft reiner und schöner als das römische Recht aus: so würden sie — sobald nicht ein äusseres, den Weg zur Cassation öffnendes Gesetz ihr freyes Ermessen unterjochte — dem hindostanischen Recht sogar vor dem römischen den Vorzug geben müssen. Überhaupt macht man sich von dem Charakter der *raison écrite* eine trübe Vorstellung, wenn man sie für ein Mittelding zwischen Gesetz und individueller natürlicher Billigkeit, oder für Etwas hält, das dem Ermessen des Richters Schranken setzt, ohne ihn doch als Autorität und äusseres Gebot anzusprechen. Es giebt freylich nur eine objective Vernunft; aber in bestimmten Verhältnissen spricht sie sich in jedem Kopf auf ihre eigene Weise aus; überall wo geschriebene Vernunft (*raison écrite*) dem äusseren Gesetz (*loi*) gegenübersteht, kann es nicht fehlen, dass ein Richter da geschriebene Vernunft wahrnimmt, wo der andere Subtilität und geschriebene Unvernunft zu entdecken glaubt. Dem französischen Gesetzgeber konnte diess nicht entgehen, und es ist ihm auch nicht entgangen. Er hielt gewiss die Ausfüllung der Lücken des positiven Gesetzes durch *raison écrite*, oder was eben so viel heisst, die Herabsetzung des römischen und Gewohnheitsrechts, da, wo sich beide mit dem *C. N.* nicht im Widerspruch fanden, zu einer *raison écrite*, für kein Glück. Aber er hielt zugleich die Fortdauer der hundertfältigen Particularrechte neben dem *C. N.* für ein noch grösseres Übel. Diesem Übel konnte er auf keinem anderen, als auf dem Wege ausweichen, den er wirklich gewählt hat. Wenn der *C. N.* in einigen wenigen Stellen von anerkanntem Landesgebrauch spricht, wie z. B. Art. 663 u. 771: so geschieht diess

nur bey Servituten, wo örtliche Bedürfnisse der Stadt- und Land-Wirthschaft Abweichungen von allgemeinen Regeln erfodern können. Das Verhältniss des C. N. zum römischen und zum vormaligen Gewohnheits-Recht lässt sich, nach dieser Ansicht, sehr leicht bestimmen. Zum Theil sind beide in den C. N. selbst hinübergeflossen. In so fern haben sie für die Erklärung desselben einen grossen geschichtlichen, und für die Anwendung einen noch grösseren philosophischen Werth. Einzige gesetzliche Quelle für Doctrin und Praxis dagegen bleibt der C. N. mit seinen gesetzlichen Umgebungen, wozu aber nie und in keinem Fall weder das vormalige *droit écrit* noch das *droit coutumier* gehören. An einen anderen äussern Imperativ ist der Richter nicht verwiesen. Wo der Buchstabe dieser Gesetzgebung verstummt, spricht sie noch in ihren Principien. Verlassen auch positive Principien den Richter, dann erst soll er dem in ihm selbst vorhandenen inneren Imperativ, seiner natürlichen Vernunft, aber auch ihr allein folgen. Findet dieser Götterfunke in ihm selbst nicht Nahrung genug: so bleibt es ihm zwar unverwehrt, in den Schätzen des Alterthums, in den Aussprüchen des vormaligen *droit écrit* und *coutumier* Belehrung und Aufklärung zu suchen. Was er indessen hier gefunden hat, bildet so wenig, als was er in sich selbst fand, eine künftige Praxis, es bleibt der äusseren Autorität fremd, es bahnt eben deswegen nie den Weg zu der nur für d. Aufrechthaltung des Gesetzes wachenden Cassation.

III. Was der Vf. S. 401 — 442 vom Verhältniss des C. N. zur Doctrin sagt, ist sehr wahr. Der grosse Vorzug des französischen Civil-Codex vor allen bisherigen Gesetzbüchern liegt gerade in diesem Verhältniss. Der C. N. stellt nur allgemeine positive Regeln, nur herrschende Principien dar. Die Ausbildung derselben fällt der Doctrin anheim; ihre Erklärung muss in der vom Gesetz unzertrennlichen Discussion gesucht werden. Die ganze Fülle so oder anders zu ziehender Folgesätze findet sich hienach in der Schule, in der Lebensphilosophie, in der Praxis. Aber gerade die formelle Schönheit der Fassung des C. N. hat einige materielle Fehler des Inhalts desselben herbeygeführt. Sie müssen in einem Staate, in welchem erst von der Aufnahme des C. N. die Rede ist, sorgfältig geprüft, und zur Sprache gebracht werden. Rec. will hiemit Folgendes sagen. Wenn die Gesetzgebung, wie es im preussischen Landrecht geschehen ist, der Schule vorgearbeitet hat; wenn sie das ganze Detail der Doctrin und alle consectarischen Normen derselben in das Gesetz selbst niederzulegen, fast alle möglichen Fälle schon dem Buchstaben nach darin zu entscheiden strebt: so hat sie — freylich nicht mit dem Blick des Genies — aber destomehr mit dem Auge der rationellen Empirie das Gesetz in seinen Wirkungen durchschaut. Für die Wissenschaft hat eine solche Gesetzgebung freylich nicht gesorgt. Der Selbstthätigkeit der philosophischen Construction bietet die Form ihrer Darstellung keine Nahrung dar. Das Gedächtniss erliegt und die Speculation erstickt unter dem kleinlichen Detail. Hätte das preussische Landrecht in Deutschland allgemeine Herrschaft erlangt: so würde die Jurisprudenz des Civilrechts gar bald in das Gemeine und Gedankenlose herabgesunken seyn. Dagegen gewährt diese nämliche Form den Vortheil, dass der Gesetzgeber nicht bloss den scientifischen Standpunct, von dem er ausgegangen ist, sondern auch den empirischen Wirkungskreis, in welchen er die Praxis führt, weit klarer übersieht. War jener unrichtig gewählt: so verwickelt er sich in seinen consectarischen Folgen. Die Unmöglichkeit, weiter zu kommen, nöthiget ihn zur Rückkehr auf seinen eigenen Pfad und zur Umbildung des allgemeinen Grundsatzes. Wer dagegen, wie die Vff. des C. N., sich auf die Festsetzung des allgemeinen Grundsatzes beschränkt, kann, indem er der Wissenschaft eine freye Thätigkeit sichert, der Gefahr manches Fehlblicks nicht entgehen. Auch der Blick des Genies ist subjectiv und endlich. Er kann den ganzen Horizont des Objectiven und Realen nicht umfassen. Es giebt für die Gesetzgebung untergeordnete und höhere Foderungen der Humanität und Billigkeit. Jene müssen diesen, nie diese jenen aufgeopfert werden. Wenn indessen der Gesetzgeber, von untergeordneten Foderungen lebendig ergriffen, sie genialisch und wahr im Gesetz ausspricht, das Daseyn höherer dagegen nicht ahndet: so ist ein Fehlblick unvermeidlich. Von welcher menschlichen Gesetzgebung wird man behaupten mögen, dass sie davon frey geblieben sey? Gewiss am wenigsten von derjenigen, welche nur das Allgemeine, nicht das Abgeleitete sanctionirt, und jenes durch sich selbst, nicht durch dieses rechtfertiget. Es kann seyn, dass die Erfahrung den Fehlblick erst spät oder selten zur Sprache bringt. Es kann seyn, dass ihn eine Menge anderer Einrichtungen wieder in scheinbare Harmonie mit der menschlichen Natur und mit den obersten Foderungen der Billigkeit setzen. Aber — aus dem Schoos der Zeit entwickeln sich täglich neue Thatsachen; die verschlungenen Verhältnisse des Lebens gestalten sich täglich zu neuen Formen; was in sich mit den höheren Principien des Rechts nicht übereinstimmt, wird durch Umgebungen eine verhüllte Unvollkommenheit, welche aber doch immer — Unvollkommenheit bleibt, wenn schon die Erfahrung sie seltener sichtbar werden lässt. Rec. glaubt den hohen gesetzgeberischen Geist, welcher im C. N. weht, nicht zu verkennen, wenn er behauptet, dass sich darin Unvollkommenheiten dieser Art finden. Er gesteht ein, dass sie durch Einrichtungen, welche der französischen Administration eigen sind, gemildert werden. Allein er kann doch dem Wunsch, dass es der Milderung nicht möchte bedurft haben, nicht widerstehen; am wenigsten kann er den Gedanken unterdrücken, dass ein Regent, welcher das Gesetz, ohne die organische Umgebung desselben, buchstäblich einführen wollte, für das Wohl seines Volks höchst stiefväterlich würde gesorgt haben. Diess soll durch einige Beyspiele erläutert werden.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

Tübingen, b. Cotta: *Einleitung in den Codex Napoleon* von Dr. *J. A. L. Seidensticker* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das römische Recht unterscheidet die Perfection von der Consumation des Contracts. Mit jener geht in den dazu geeigneten Fällen Gefahr und Vortheil des Gegenstandes des Contracts über. Der Übergang des Eigenthums dagegen ist an die zur Consumation des Contracts gehörende Tradition geknüpft. Der C. N. dagegen knüpft Art. 938, 1138 und 1583 an die Perfection des Contracts die Folgen der Consumation; er läfst, ohne Tradition zu födern, das Eigenthum mit der Abrede stillschweigend in allen den Fällen übergehen, in welchen das römische Recht blos den Vortheil und die Gefahr des Objects des Contracts überträgt. *Jus in rem* und *jus in personam* werden dadurch in gewisser Hinsicht identificirt, und die rechtlichen Folgen des ersteren an die blofse Entstehung des letzteren geknüpft. Man sieht sehr wohl, dafs der Gesetzgeber hiebey von einer Ansicht des natürlichen Rechts ausgegangen ist. Er hielt den Grundsatz: *casum sentit dominus* für ein oberstes Princip, und die Abweichung davon, die Festsetzung einer Regel, nach welcher Gefahr, ohne Eigenthum, übergeht, für Unrecht. Rec. will hier nicht wiederholen, was anderwärts über diesen Gegenstand schon gesagt worden ist; er glaubt sogar, dafs die Aufhebung jener Regel eine neue Gesetzgebung nicht entstellen würde, und findet in so weit an der französischen Gesetzgebung nichts zu tadeln. Dagegen glaubt er nicht, dafs diese nämliche Aufhebung auf Kosten des *jus in personam* zum Vortheil des *jus in rem* hätte geschehen sollen. Das *jus in personam* bindet ein bestimmtes, mit seinen Handlungen und Verhältnissen wohlbekanntes Subject. Auf die Heilighaltung desselben ist ein Theil der Civilgesetzgebung gebaut; sie ist die unerlafsliche Bedingung der Sicherheit des Lebensverkehrs. Das *jus in rem* dagegen trifft den unschuldigen Dritten, es untergräbt häufig die Möglichkeit der Realisirung des *jus in personam*; es hebt die durch die Heilighaltung des letzteren beabsichtigte Sicherheit des öffentlichen Glaubens auf. Die neueren Gesetzgebungen hielten es deshalb in Collisionsfällen für rathsamer, das *jus in rem* dem *jus in personam* aufzuopfern, als umgekehrt. Ja, es läfst sich sogar eine Civilgesetzgebung, welche gar kein *jus in rem* kennt, in vollkommener Harmonie mit der menschlichen Natur denken; eine Civilgesetzgebung ohne *jus in personam* dagegen würde als ein Ungeheuer sich in sich selbst vernichten. Nach dieser Ansicht sollte die jedesmalige Entstehung eines *jus in rem* an eine äufsere sichtbare Handlung, an einen jedem Dritten erkennbaren Zustand geknüpft seyn, damit er sich vor Schaden durch leichte Erkundigung hüten könne, und ohne eigene Unvorsichtigkeit die Vereitelung seiner aus einem *jus in personam* erworbenen Rechte nicht zu besorgen habe. Von dieser Ansicht geleitet, verordnete das ältere römische Recht die *mancipatio* und die *cessio in jure*. Das neuere liefs die *traditio* stehen. Das deutsche foderte bey unbeweglichen Gütern die gerichtliche Auflassung. Das französische Recht verlangt zur Eigenthumsübertragung alle diese äusseren Handlungen, welche entweder jeder Dritte leicht erfährt, oder welche doch, gleich der *traditio* bey beweglichen Gütern, einen jedem Dritten in die Augen fallenden Zustand erzeugen, nicht. Durch den Grundsatz: *la propriété est acquise de droit, dès qu'on est convenu de la chose et du prix* (1583) wird die Privatconvention zwischen zwey Individuen ohne weiteres zum Gesetz für die ganze Gesellschaft, oder vielmehr zur Quelle eines gegen jeden unschuldigen Dritten wirkenden Rechts erhoben. Welch ein dem *jus in rem* auf Kosten des *jus in personam* dargebrachtes Opfer! — Noch ein anderes Beyspiel. — Die Schenkung des Kinderlosen wird nach Art. 960 von selbst und stillschweigend (*ipso jure*) aufgehoben, wenn der Geschenkgeber Vater von legitimen oder legitimirten Kindern wird. Die vom Geschenknehmer oder vom Gesetz (z. B. wegen der *reprises matrimoniales*) auf das geschenkte Gut gelegten Lasten fallen dann nach Art. 963 ohne weiteres hinweg. Wird nicht das Zutrauen des Dritten hiedurch untergraben, seine Sicherheit gefährdet? Wer kann, ohne Besorgnifs, auf das geschenkte Vermögen eine Hypothek erwerben? Wer kann wissen, ob das Gut, in dessen Hinsicht man getraut, und sein eigenes Vermögen gewagt hat, kein geschenktes Gut ist, und ob nicht ein Zufall, den Niemand voraussieht, und an welchen Niemand denkt, der ganzen Sicherheit ein Ende machen wird? Also wieder ein *jus in rem*, wo nach Grundsätzen der höheren Rechtsphilosophie ein blofses *jus in personam* entstehen sollte. — Diese und einige andere Bestimmungen sind Flecken des C. N. Sie hängen vielleicht mit der Schönheit seiner Form zusammen. Vielleicht übersah der Gesetzgeber in seinem Streben

nach dem Grofsen und Allgemeinen zuweilen das Detail der Folgen für das gemeine Leben. Dafs eine immer thätig fortfchreitende Gefetzgebung Mängel diefer Art werde zu verbeffern wiffen, ift feft zu erwarten. Dem deutfchen Rechtsgelehrten fallen fie indeffen doppelt auf, weil er die Maffe organifcher und adminiftrativer Anftalten, durch welche jene Mängel in ihren Folgen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch wenigftens ficher gemildert werden, nicht kennt oder nicht überfieht. Das Notariat, die Gewohnheit, wichtige Verträge durch einen *acte authentique* zu beurkunden, das gegen den Notar verftattete *compulsoire*, der Umftand, dafs der *acte sous seing privé* erft durch das *enregistrement* oder durch den Tod des Ausftellers gegen den Dritten ein gewiffes Datum erhält, die Unzuläffigkeit des Zeugenbeweifes bey Verträgen von Wichtigkeit, der Umftand, dafs jeder das Eigenthum unbeweglicher Güter übertragende Vertrag der Transfcription im *bureau conservateur des hypotheques* unterworfen (2181) und dadurch mit allen feinen Claufeln der Publicität preis gegeben ift (2196) — alle diefe und andere Einrichtungen wirken der vom Gefetz durch die grofse Erweiterung des *jus in rem* geftifteten Unficherheit des Lebensverkehrs wieder entgegen. Will man daher von der Doctrin der franzöfifchen Jurisprudenz in ihrer philofophifchen Verbindung mit den höheren Foderungen der Gefetzgebung und des Rechts eine gerechte und vollftändige Anficht erlangen: fo beurtheile man immer den Theil aus dem Ganzen, und vergleiche ununterbrochen das Gefetz mit der Organifation. —

Diefe Pflicht erhält die höchfte Wichtigkeit, fobald es IV auf die Beftimmung der Vorausfetzungen und Bedingungen der Einführung des C. N. in den Staaten der rheinifchen Conföderation, ankommt. Hr. *S.* fagt darüber im 9 Cap. viel Scharffinniges und Durchdachtes. Er wünfcht, dafs die Aufnahme nicht durch die einzelnen Souveraine, fondern durch einen Act der Föderation erfolge. Er fieht ein, dafs Deutfchlands Legislatoren — wenn fie nicht der Wirkungsfphäre des Richters die nämliche Ausdehnung geben wollen, welche ihr Frankreich gegeben hat, einen zweyten Theil zum C. N. liefern müffen; er verlangt, dafs der C. N. als Principalgefetzgebung, nicht als Hülfsrecht eingeführt werde; er dringt endlich auf die Errichtung eines einzigen Caffationshofes für ganz Deutfchland. In Anfehung aller diefer Vorfchläge ftimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey. Aber damit ift die Hauptfchwierigkeit noch lange nicht gelöft. Der C. N. ift, wie Rec. oben ausführte, nicht das Centrum, fondern die Peripherie der gefammten Gefetzgebung Frankreichs. Er fetzt ftillfchweigend eine beftimmte Staatsverfaffung, beftimmte Formen des gerichtlichen Verfahrens, beftimmte Organifationsanftalten voraus. Reifst man ihn aus diefen Umgebungen: fo verwandelt man ihn in ein *caput mortuum*. Der Frankreichs Civilcodex als Hauptgefetzgebung aufnehmende Staat mufs fich daher erft Receptivität zu diefer Aufnahme verfchaffen. Seine kirchliche, politifche und gerichtliche Verfaffung mufs im Einklang mit einer folchen Civilgefetzgebung ftehen. Freylich wird der in allen Bundesftaaten eingeführte C. N. Deutfchlands Völker unter der Herrfchaft eines und deffelben Civilgefetzes verbinden. Soll aber diefe Vereinigung nicht den blofsen Worten nach, fondern im Geift und in der Wahrheit erfolgen; foll fie die von Frankreichs Rednern verkündigten Wohlthaten erzeugen: fo mufs der Einführung des C. N. die Umgeftaltung der öffentlichen Verhältniffe vorangehen. Diefe Einführung mufs Deutfchlands Regeneration befchliefsen, nicht beginnen. Der C. N. ift nicht die Grundlage, fondern der Schlufsftein des Gebäudes der gefellfchaftlichen Ordnung. Er trägt nicht den Staat, fondern er wird vom Staate und feinen Anftalten getragen. Irrig fagt der verdiente Vf. S. 477: „es fey eine leere Beforgnifs, dafs mit der Einführung des C. N. unfere bisherige Staats- und Gerichts-Verfaffung eine Veränderung erleiden werde: der C. N. werde ja nur als Civilgefetz aufgenommen, und modificire fich als Civilgefetz von felbft nach der Verfaffung und Einrichtung des Staats." — Wohin diefe Anficht führt, mag als Beyfpiel der einzige vorhin angeführte 1583 Art. beweifen. Der darin fanctionirte Grundfatz: *la propriété est acquise de droit, dès qu'on est convenu du prix et de la chose*, enthält doch wohl reines Civilrecht. Unmittelbar fteht er mit keiner öffentlichen Einrichtung in Verbindung. Nimmt man ihn indeffen ohne Frankreichs Notariat, ohne die *transcription au bureau conservateur des hypotheques*, ohne die Theorie vom *acte authentique*, ohne das *enregistrement* u. f. w. auf: fo wird er das Grab alles guten Glaubens und der Ruhe der Eigenthümer. Als Hülfsrecht ift jeder Civilcodex, der C. N. gleich dem römifchen Corpus Juris, accommodativ. Als Hauptrecht dagegen ift es keine Civilgefetzgebung weniger, als die Civilgefetzgebung des regenerirten Frankreichs. Hervorgegangen aus den Vulkanen der Revolution, geläutert und veredelt durch die wiederhervorgerufenen Principien der alten Gefetzlichkeit und Ordnung, wird fie in jedem fremden Staat in ihren Wirkungen ihren Urfprung beurkunden. Sie wird die Feffeln der Feudalität zerbrechen, die juriftifchen Monumente des Familienftolzes untergraben, und die illiberalen Vorurtheile einer, ihre Functionen in Nacht und Dunkelheit verhüllenden Juftizpflege, vernichten. Frohnden und unabläfsliche Gülten, Patrimonialgerichtsbarkeit u. f. w. werden durch die Macht der Verhältniffe dem Einflufs ihrer Herrfchaft weichen. Das aus feinen Fugen geriffene innere Gebäude wird zufammenftürzen, und vielleicht felbft der rheinifche Bund in feiner jetzigen Geftalt aufhören. Aber aus den Trümmern der bisherigen Ordnung wird eine neue und fchönere Schöpfung hervorblühen. Rec. ift weit entfernt, eine folche Veränderung für ein Übel zu halten. Die Bundesacte vom 12 July 1806 hat in Deutfchland blofs einen proviforifchen Zuftand geftiftet. Kein Freund der Nation, kein Weifer im Volk, welcher Erfahrung und Gefchichte zu Rathe geraume Zeit nach Hadrians Tode fortgedauert ha-

zieht, kann die Verwandlung desselben in einen permanenten Zustand erwarten oder wünschen. Selbst Deutschlands Souveraine von mittlerem und geringerem Rang können dieses nicht. Sie können auf eine Vereinigung, welche, ohne verfassungsmäfsigen Schutz gegen den Übermächtigen und Stärkeren, ihr ganzes Daseyn an die Majestät des Namens des erhabenen Schöpfers ihrer Rechte knüpft, unmöglich die Hoffnungen der Zukunft und die Sicherheit ihrer Nachkommen gründen. Rec. glaubt hier, ohne Anmasfsung, die allgemeine Einführung des C. N. in Deutschland in ihrer höchsten und glänzendsten Potenz wahrzunehmen. Wird diese Einführung entweder auf einmal, durch Willkühr, oder, wie es weit glaublicher ist, allmählich, durch die Natur der Sache, das Grab unserer inneren Verfassung: so begründet sie dagegen nicht blofs ein einförmiges und allgemeines Privatrecht, sondern auch ein einförmiges und allgemeines öffentliches Recht der deutschen Staaten. Dieses Recht erhebt den Protector der Souveraine auch zum Beschützer ihrer Unterthanen; es organisirt diesen Schutz durch grofse, weitwirkende und kräftige Justizanstalten. Die Einführung des C. N. wird vielleicht ohne irgend einen Machtspruch, durch die Natur der Verhältnisse selbst, die Wiege der Wiedergeburt der deutschen Constitution, jener für Humanität und Cultur so segenvollen, nie den Wohlthaten, nur den Misbräuchen der deutschen Herrschergewalt entgegenwirkenden Verfassung. Vielleicht athmet schon jetzt, tröstend für die Menschheit, ihr verjüngter Genius in den Elementen der mit Deutschlands Rechtszustand zu verschmelzenden Gesetzgebung Frankreichs. Rec. spricht hiemit nur die bescheidenen Ansichten des Privatmanns, die anspruchlosen Wünsche des von den Bedürfnissen seines Vaterlands ergriffenen Patrioten aus. Seine Ansichten über die Verpflanzung der französischen Civilgesetzgebung auf deutschen Boden, über ihre Folgen und ihre Vorbereitung sind einzig und allein aus der Sache selbst, wie sie sich ihm darstellt, geschöpft. Täuscht ihn diese Ansicht nicht: so verschwinden alle bangen Besorgnisse, welche diese Verpflanzung in anderer Hinsicht in ihm erregt hatte.

B. G. F.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Weiss: *Über den Antinous, dargestellt in den Kunstdenkmälern des Alterthums.* Eine archäologische Abhandlung von *Conrad Levezow*, Professor u. s. w. 1808. 136 S. 4. Nebst XII Kupfertaf. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. war fleisig bemüht, allen Denkmälern antiker Kunst, welche den Antinous, Hadrians Liebling, darstellen, nachzuforschen, so dafs nur wenige Stücke von Bedeutung seiner Aufmerksamkeit entgangen seyn dürften. Aus solcher Zusammenstellung nun erhellet, dafs Antinous bey den Alten unter der Gestalt verschiedener Gottheiten verehret worden und der ihm erwiesene Dienst und Opfer noch lben. Dieses ist aber auch, unserem Bedünken gemäfs, die bessere Seite von Hn. *L's.* vorliegender Schrift, denn an seinen kunstrichterlichen Urtheilen und Folgerungen haben wir weniger Gefallen gefunden. Nach S. 132 will es scheinen, als hätte man die genauere Kenntnifs des Zustandes der Kunst zu Hadrians Zeit einzig den Antinous-Bildern zu verdanken, da doch eine nicht geringere Anzahl vortrefflicher Bildnisse von Hadrian selbst, so wie von seiner Gemahlin, vorhanden sind, welche über den besagten Punct eben so gut Aufschlufs geben können und auch wirklich gegeben haben. Ferner sagt Hr. L. S. 133: „Endlich lehrt uns die Abstufung des Porträts bis zu den idealen Heroen- und Götter-Charakteren, unter welchen Antinous verehret wurde, dafs in dem Zeitalter Hadrians nicht nur jene sorgfältige Charakteristik der älteren Kunst nicht erloschen war, sondern die Art und Weise der Darstellung giebt uns auch Beweise von einer mit innigem Kunstgefühl gepaarten mechanischen Geschicklichkeit der Verfertiger jener Werke." Hier ist weniges Wahre mit viel Unrichtigem gemischt. Wahr ist es zwar wohl, dafs die Bildhauer zu Hadrians Zeit noch grofse Kunst und mechanische Fertigkeit besessen haben; allein in Betreff der Abstufung des Porträts vom Antinous, von treuer Naturähnlichkeit an bis zu den idealen Heroen- und Götter-Charakteren, unter denen er verehrt wurde, scheint jenen Künstlern etwas zu viel eingeräumt zu seyn, theils weil sich die Kunst zu Hadrians Zeit schon nicht mehr im Stande befunden hat, Schön-Menschliches noch schöner darzustellen, zu erhöhen, zu vergöttlichen; theils auch weil die Aufgabe, dieselben Porträtzüge den verschiedenen Charakteren verschiedener Gottheiten anzupassen, an sich selbst unauflöslich ist. Antinous-Bacchus z. B. hat auch in den bestgearbeiteten Stücken immer noch den Zug stiller Schwermuth behalten, welcher dem Antinous zwar eigenthümlich mag gewesen seyn, aber dem Bacchus nicht geziemt, und in den Bildern desselben von ächt griechischer Arbeit auch nie gefunden wird. S. 32 behauptet unser Vf. ganz bestimmt, der Antinouskopf an der einen Figur der berühmten Gruppe des Castor und Pollux zu St. Ildephonso in Spanien sey moderne Arbeit, sagt aber nicht, auf welchen Gründen oder glaubhaften Nachrichten diese seine Angabe beruhe. Wir sind im Gegentheil zu glauben geneigt, dafs besagter Antinouskopf wirklich antik und ein verdienstliches Werk sey, obschon derselbe ursprünglich nicht zur Statue gehören mochte. Denn wenn er eine von den modernen Ergänzungen der Gruppe wäre: so hätte man nicht nöthig gehabt, die Nase zu restauriren, welches aber, nach dem Bericht eines verständigen Augenzeugen, wirklich der Fall ist. (S. das Programm unserer A. L. Z. vom Jahr 1808.)

Die 12 Kupfertafeln enthalten sauber gearbeitete Umrisse der vornehmsten Antinousbilder auf antiken Münzen, in Statuen und Brustbildern. Das Äussere der Schrift macht überhaupt der Verlagshandlung neue Ehre.

— y. — H.

Leipzig, b. Hartknoch: *Tulpen* von *Friedrich Kind*. 1808. 4 Bändchen. 240 S. 5 Bändchen. 261 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch diese Sammlungen von kleinen Erzählungen, Dramen, Gedichten u. s. w. werden den Freunden des Verfassers eine angenehme Gabe seyn. Einer vorzüglichen Auszeichnung werth scheint uns in der 4 Sammlung die versificirte Legende vom *grossen Christoph*. Der volksmäsige mährchenhafte, etwas derbe Ton ist gut getroffen und gehalten, die Idee des Ganzen glücklich durchgeführt, und der Gang so geleitet, dass mit jedem Fortschritte die Aussicht sich erweitert, und am Ende in eine religiöse Anschauung sich verliert. — Die Erzählung: *Jung gefreit!* schildert mit leichter munterer Laune, wie ein gründgelehrter systematischer Professor, den ein leichtsinniges Mädchen eine Zeitlang gefangen hält, vielmals auf dem Punct steht, sich zu verheirathen, aber immer mit seinen Planen scheitert, und endlich als Hagestolz wider Willen aus der Welt geht. — *Nicol von Drandorf*, eine Criminal-Geschichte nach den Acten, aus denen charakteristische Stellen angeführt werden, ist als ein kleines Sittengemälde von einigem Interesse. Der Process, der im Jahr 1661 in Sachsen geführt ward, betrifft einen Landmann, welcher, weil er mit zwey Frauen sich verheirathet hatte, mit dem Schwerdte hingerichtet wurde. — Wie konnte sich aber der Vf. zu dieser Geschichte eine solche gereimte Vorrede erlauben, so ganz verfehlt und verkünstelt! *Die Rose von Jericho* — eine Folge von dramatischen Skizzen, erst in der fünften Sammlung beendigt. Uns scheint, dass der in den Reden der Personen hörbare Hexameter-Tact störend wirke. — Die kurze Erzählung: *Der Hausaltar*, und das kleine Lustspiel: *Der Kuss*, diese beiden Stücke sind unbedeutend, und lassen eine gewisse Leere empfinden. In dem ersten ist uns als undeutsch folgende Stelle aufgefallen: S. 14: „Nur ein Stündchen verlangte der genügsame Don Diego, so lange werde doch wohl die Mutter nicht gerade heute erwachen.“ —

In der 5 Sammlung möchte vor allen der mährchenhaften Geschichte: *Das Münster*, der Preis gebühren. Sie ist nicht ohne poetisches Verdienst, und ungemein anziehend; mit jedem Fortschritt steigt das Interesse, und die sehr gespannte Erwartung wird am Schlusse aufs schönste befriediget. Mit dem Wunderbaren wird hier nicht willkührlich gespielt, es ist vielmehr so angewendet, dass es, den alten Volkssagen vom Teufel gemäss, als treffendes Sinnbild des Bösen dient, das bey aller seiner Macht dennoch zuletzt unterliegt, und selbst in dem, was es durchgesetzt, Spuren seiner Verkehrtheit zurücklässt. Der Vortrag ist nach Art der alten Chronik, deren treuherziger und angenehm redseliger Ton sehr gut nachgeahmt ist, und der alten Sage gleichsam den Stempel der Glaubwürdigkeit aufdrückt. — Von ganz anderem Charakter ist *Zema oder der Feuersegen*, eine Art Feenmährchen, in welchem die schonungslose, durch gänzliche Vernichtung nur zu befriedigende Wuth weiblicher Eifersucht mit den lebhaftesten und sprechendsten Farben geschildert wird. Besonders glücklich ersonnen ist die List, womit die verderbliche Salamandrine die beiden Liebenden nach und nach zu entzweyen und zuletzt zu tödtlichem Hass gegen einander zu entflammen weiss, ohne dass der Geliebte in ihr die Urheberin alles Unheiles auch nur ahndet. Hie und da hat der Erzähler kurze dramatische Scenen einzuschalten für gut befunden, wahrscheinlich zur Erhöhung des Effects. Allein diese Vermengung zwey so entgegengesetzter Formen thut keine gute Wirkung. Denn es ist eine gewaltsame Zumuthung an die Phantasie, plötzlich aus einer Anschauungsart in die andere, aus der Vergangenheit in die Gegenwart und aus dieser in jene sich zu versetzen. Der lustige Ritter Flandern ist ein wenig zu grell geschildert, und ohne die Laune, welche aus einem solchen Charakter, wenn er nicht misfällig werden soll, sprechen muss. — Die Erzählung: *Verirrungen der Leidenschaft*, welche sich auf eine wahre Begebenheit zu gründen scheint, wird für manche Leser dadurch ein doppeltes Interesse erhalten, dass sie an jüngst vorgefallene Ereignisse geknüpft ist. Es wird darin der Wahnsinn geschildert, in welchen ein junges reizbares Mädchen verfiel, das seinen Geliebten durch den Krieg verlor. Die Geschichte ist nicht von der gewöhnlichen Art, und erregt durch besondere Situationen, die sehr anschaulich dargestellt sind, viel Theilnahme. — Die morgenländische Erzählung: *Der Apfel von Balsora* liest sich ganz angenehm, ohne weiter von Bedeutung zu seyn. Nur erscheint zuletzt Seine Majestät dem Mohren gegenüber doch ein wenig gar zu launenhaft. — *Die Rose von Jericho*. Dieses skizzirte Drama befriediget auch hier nicht, man mag auf die Form oder auf den Inhalt sehen. Es herrscht darin ein gewisser feyerlicher Ton, der etwas Gezwungenes und Kostbares hat, so dass man bey der Darstellung nicht gern verweilt, das Unvollkommene und die Halbheit solcher dramatischer Skizzen nicht weiter zu erwähnen. Der Stoff ist mystisch, besonders am Schlusse, aber dabey von gewöhnlicher Art; das Ende wird so schnell herbeygeführt und die Schlussscenen werden so kurz abgefertiget, dass es fast scheint, als sey der Vf. selbst seiner Arbeit überdrüssig geworden.

Ha. Ha.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Braunes u. Comp.: *Almanac du Théatre pour l'an* 1808. Par *Aug. Guill. Iffland*, Directeur du Théatre royal national de Berlin, traduit de l'Allemand. Avec 3 portraits et la procession au palais de la diète de Worms, tirsée du drame intitulé Martin Luther. 1809. VIII u. 327 S. 12. (2 Thlr. 16 Gr.) Das Lob, welches dem Originale 1808. No. 296 ertheilt worden ist, geht auch auf diese wohlgelungene Uebersetzung über.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 FEBRUAR, 1809.

MEDICIN.

Braunschweig, b. Reichard: *Entwurf der dynamischen Pathogenie*, von *A. Winckelmann*, Dr. der Phil. und Arzneykunst, Prof. zu Braunschweig. Erstes Buch. 1805. 204 S. gr. 8. (21 Gr.)

Der Vf. erklärt diese Schrift für eine weitere Ausführung einer Theorie der Natur, welche er in seiner *dynamischen Physiologie* schon angekündiget hatte. Im ersten Cap. wird der Plan bey Bearbeitung der Pathogenie, als darin bestehend angegeben, dass erstlich seine ganze Art und Weise in Erklärungen der Krankheiten aus einander gesetzt, und die strenge Befolgung der dynamischen Methode bey denjenigen gerechtfertiget würde, welche sich für den Zusammenhang der Naturwissenschaft mit den Grundsätzen der Philosophie interessiren. Ferner gehört es zum Plane, eine Reihe einzelner physiologischer Sätze zur Erklärung der pathologischen aufzustellen. Endlich sollten auf diese physiologischen Sätze alle Bestimmungen der Pathologie aufgetragen werden. Indem hierauf der Vf. die Bestimmung seiner dynamischen Methode anhebt, verwickelt er sich bald in sehr seichte Erklärungen, dadurch, dass er sagt, dynamisch erklären heisse: den Grund der Erscheinungen in die Vorstellung eines Verhältnisses von Kraft oder Thätigkeit setzen — oder jede Materie und materielle Erscheinung nicht als Materie, sondern als Act der lebendigen Thätigkeit der Natur betrachten. Auf diese Art aber beraubt theils der Vf. alle Thätigkeit in der Natur ihrer Qualität, und reducirt sie auf Quantität, theils behauptet er, dass Materie keine Materie sey. Wirklich zeigen auch alle Darstellungen dieser Schrift gar zu deutlich, dass der Vf. eine bloss idealistische Vorstellung von der Natur gehabt habe. Die Materie wird bloss subjectiv, als Modification des Bewusstseyns, deducirt, und dadurch die Objectivität, welche vorzüglich in der Natur beachtet werden muss, ganz verkannt. Dann hat der Vf. noch die beschränkte Ansicht *Kants* von der Materie, als Modification zweyer Thätigkeiten. Auch ist der relative Idealismus in der Behauptung hervorleuchtend, dass das Daseyn anderer Intelligenzen zum Bewusstseyn *durchaus* nöthig sey. Aber woher hat denn Gott sein Bewusstseyn? Da nun aus einer solchen Dualität des Bewusstseyns die ursprüngliche Duplicität in der Natur abgeleitet werden soll: so ist es hieraus klar, auf welchen Stützen jene Dynamik ruhe. Ferner ist es falsch, wenn behauptet wird, die höchste Betrachtung der Natur sey die Kenntniss der göttlichen Ordnung der Dinge, oder die Betrachtung der Natur in ihren Gesetzen: denn wir wissen gar wohl, dass das Setzen höher ist, als das Gesetzte, und noch höher dasjenige, was beide Charaktere in sich begreift. Zu den physiologischen Vordersätzen des zweyten Capitels übergehend, bemerken wir unter anderen, dass die Definition der Gesundheit ganz der oben berührten idealistischen Betrachtungsweise entspricht, indem sie als derjenige Zustand des lebendigen menschlichen Körpers erklärt wird, in welchem das vollkommen menschliche Bewusstseyn und eine freye menschliche Wirkung, wie sie das Bewusstseyn fodert, möglich ist. Diese Definition ist offenbar viel zu enge, weil sie gar nicht auf den Menschen passt, in wiefern er Naturwesen ist. Auch ist es fehlerhaft, dass der menschliche Körper in folgende drey Hauptkräfte eingetheilt wird, nämlich: die Thätigkeit des Nervensystems, des Bluts und lymphatischen Systems. Sollte irgend eine Haupteintheilung Statt finden: so müsste offenbar das lymphatische System zum Gefässsystem überhaupt gerechnet werden, und man dürfte das Muskelsystem als Hauptglied durchaus nicht vergessen. Eben so ist es höchst unrichtig, dass das Blut- und Nerven-System in unmittelbarer Wechselwirkung stehen sollen. Die Beweise, welche der Vf. über das Wechselverhältniss genannter Theile des Körpers vorbringt, beweisen nur so viel, dass das Nervensystem die höchste Organisation des Körpers sey, und vermöge dessen auch das Blut, so wie alle Flüssigkeiten, eben weil sie die niedersten Gebilde sind, am kräftigsten beherrsche. Was übrigens von der Wirksamkeit des Nervensystems ausgesagt wird, ist theils nicht neu, theils mit vielen Irrthümern untermischt, wie z. B. die Behauptung, dass die Thätigkeit des Nervensystems in allen Theilen dieselbe sey u. s. f. Dass das Blut nur insofern leben soll, als es dem Nervensystem entgegengesetzt ist, können wir auch nicht ganz zugeben. Denn soviel wir wissen, hat das Blut in seinen Blutkügelchen ein eigenthümliches Leben, und stehet überdiess nicht allein mit den Nerven, sondern auch mit allen übrigen Organen des Körpers in lebendiger Wechselwirkung. In der Behauptung, dass das Blut eher sterbe, als der Nerv, wenn beide von ihrem Ganzen getrennt sind, scheint der Vf. das Naturgesetz nicht zu kennen, dass ein organisches Individuum um so leichter stirbt, je höher die Stufe der Individualität ist. Hätte er dieses Gesetz gekannt: so würde er sich auch nicht gewundert haben, wenn er bemerkte, dass die einsaugenden Gefässe nach dem Tode noch einsogen. Denn wenn gleich die höheren Organe des menschlichen Körpers schon abgestorben sind: so können die niedern, in Beziehung auf das angedeutete Gesetz, noch leben. Im 3ten Cap. ist von allgemeinen pathologischen Definitionen

und Eintheilung der Krankheitsformen die Rede. Eben so fehlerhaft als vorhin die Definition der Gesundheit war, ist hier folgende der Krankheit: „Krankheit ist Veränderung des Wechselverhältnisses des Bluts, Nerven- und lymphatischen Systems, wodurch das vollkommene Bewufstseyn oder die Rückwirkung auf Vorstellungen und Empfindungen mehr oder weniger unmöglich wird. Nicht genauer ist die Bestimmung des Fiebers, welches in einem veränderten Wechselverhältnisse zwischen Blut- und Nerven-System beruhen soll. Die Eintheilung der Krankheiten kann auch nicht auf Beyfall Anspruch machen. Der Vf. behält die Eintheilung in chronische Krankheiten und Fieber (acute Krankheiten) bey, wogegen wir eben nicht viel einzuwenden haben: aber die übrigen Rubriken können wir nicht gut heifsen. Die chronischen Krankheiten nämlich werden in Krankheiten des Bluts, des Nervensystems und der lymphatischen Gefäfse vertheilt, wobey wir den oben schon berührten fehlerhaften Schematismus des Vfs. wieder erblicken. Auch die Eintheilung der Fieber ist nicht genau, indem sie entweder als rein, zusammengesetzt, oder mit Ausschlägen verbunden, betrachtet werden. Unter den reinen Fiebern stellt der Vf. als Unterabtheilung adynamische Fieber auf, wobey er die Schwäche des Nervensystems zur Grundlage macht, vergleichbar den asthenischen Fiebern der Erregungstheoretiker. Aber dürfen denn auch adynamische Fieber in einer dynamischen Pathogenie Statt finden? Im 4 Cap. wird der Verlauf der Fieber, Typus, Krisen u. s. w. erklärt. Was hier zur Bestimmung des Typus beym Fieber und zwar des intermittirenden Typus gesagt wird, bezieht sich theils auf den blofsen Paroxysmus, theils ist die Erklärung falsch. Es wird nämlich behauptet, der Frost beym eintretenden Wechselfieber rühre von vermehrter Thätigkeit des Bluts, und die darauf folgende Hitze mit Schweifs von vermehrter Thätigkeit des Nervensystems her; da doch vielmehr die umgekehrte Erklärung, wie Jeder leicht begreift, die wahre ist. Dann, sagt der Vf., folge wieder ein gesunder Zwischenraum, bis zum neuen Anfalle. Eine solche Erklärung heifst doch wohl mehr eine Beschreibung als Erklärung des Typus: denn es wird ja gefragt, was die Ursache der bestimmten Zwischenräume zwischen den Anfällen sey, worauf eben der Typus als besondere Bezeichnung des Fieberzustandes beruht. Gern pflichten wir aber darin dem Vf. bey, dafs er die Beobachtungen der Alten, den Verlauf des Fiebers betreffend, in Schutz nimmt. Hierin stehen die meisten neueren Ärzte aus Mangel an Beobachtungsgeiste weit hinter ihren Vorfahren zurück. Auch würden wir hinzusetzen, dafs die Begriffe der Alten von der Rohheit und Kochung bis auf einen gewissen Punct wahr sind, aber nicht zureichen, den ganzen Vorgang zu verdeutlichen, und folglich den Begriff desselben zu erschöpfen. Der Versuch, die Metastasen aus dem Wechselverhältnisse des Bluts und Nervensystems zu erläutern, ist zwar hier im Allgemeinen zweckmäfsig begonnen; nur hätten dabey auch die Beziehungen auf den Consensus der Organe etwas mehr ausgeführt werden sollen. Die Erklärung des Krampfes, welcher in ein Überwiegen des Nervensystems gesetzt wird, *scheint* uns sehr unvollkommen; zumal da der Vf. den positiven Factor des Krampfes, die Muscularthätigkeit, ganz zu übergehen scheint. Im 5 Cap., wo von den Arzneymitteln die Rede ist, werden nur zwey Wege angegeben, die Wirksamkeit derselben zu bestimmen, entweder die chemische Analyse, oder die Erfahrung. Diefs ist unzureichend. Man kann noch einen dritten Weg einschlagen, wobey auf die ganze Natur derjenigen Materie gesehen wird, welche mit dem menschlichen Körper in Wechselverhältnifs zu setzen ist, und wobey man alles, was sich theils *a priori*, theils *a posteriori* bestimmen läfst, vereiniget. Dieses würden wir die Bestimmung eines Arzneymittels durch die Metamorphose nennen. Das 6 Cap. zeigt uns die allgemeine Anwendung der Semiotik zu den Erklärungen der Pathologie, die Zeichen von dem Zustande des Nervensystems, des Bluts u. s. w. Die Zeichen werden hier gröfstentheils sehr einseitig, durch das Verhältnifs der Nerven und des Bluts, erörtert. Auch läfst sich der Vf. zuweilen in spielende Behauptungen ein, welche theils falsch, theils zu allgemein sind; wie z. B. das Auge der Wollust und des Genies sey gewöhnlich blau, das Auge der Kraft schwarz, das Auge der Schönheit und Unschuld braun. Dann sind manche Erklärungen hier, streng genommen, gar keine, wie die, wo von dem zu dünnen Blute die Rede ist, dafs selbiges ein Product des unvollkommenen Wechselverhältnisses sey, weil der Cruor vermuthlich als ein Product des Wechselverhältnisses betrachtet werden müsse, und den Zusammenziehungen der Muskeln seine Bildung verdanke. Vielmehr hätte der Vf. hier die ganze Assimilation untersuchen, und daraus die besondere Bildung des Cruor herleiten sollen. Dafs ferner Hypochondrische gewöhnlich ein dunkles Blut haben, wie behauptet wird, wissen wir nicht; wohl aber, dafs dieses bey Melancholischen Statt findet. Aus dem Gegensatze der Hypochondrischen und Melancholischen möchte dann auch wohl das Gegentheil in Absicht der Beschaffenheit des Bluts sich darthun lassen. Mehrere Erklärungen des Pulses finden wir auch unrichtig, wie z. B. diese, dafs der harte Puls von einem Überwiegen des Nervensystems zeuge, welches gerade umgekehrt sich verhält in Beziehung auf das Wechselverhältnifs zwischen dem Blutgefafssystem und Nervensystem. So viel wir wissen, gesellt sich der harte Puls gewöhnlich zu Entzündungen und Krämpfen, wo doch offenbar im ersteren Falle das Blutgefäfssystem, im anderen die Muskelthätigkeit überwiegt. Die Meinung, dafs das Blut in den Lungen kälter werde, ist wohl nicht gegründet; sonst müfsten ja diejenigen Thiere, welche am öftersten respiriren, die Vögel nämlich, das kälteste Blut haben. Im 7 Cap., als der Fortsetzung des vorigen, ist von dem Zustande des Darmkanals u. dgl. die Rede. Hier wird die sogenannte gastrische Methode in Schutz genommen, ihre Erklärungsweise aber verworfen; wobey wir nur bedauren, dafs die Erklärung des Vfs. nicht viel besser ist. Bey der Entstehung der Gelbsucht wird dann die

Frage aufgestellt, ob die Galle durch die lymphatischen Gefäfse in das Blut gelange, oder durch die Venen der Leber. Nach der Verbindung der Organe hätte sich der Vf. leicht diesen Scrupel entfernen können, da es offenbar ist, dass beide Wege Statt finden können, entweder einzeln oder auch beide zusammen. Bey der plötzlich entstehenden Gelbsucht, etwa nach einem heftigen Zorn, sind wohl offenbar die Lebervenen am thätigsten. Das Jucken erklärt der Vf. in diesem Cap. für eine Ausdünstung der Hautgefäfse, welche die Nerven der Haut ein wenig reizt, welches offenbar nicht richtig ist, indem bey dem Jucken gewöhnlich die Ausdünstung gehemmt ist, und die Nervenenden der Haut in einem entzündeten Zustande sich befinden. Die Erklärung der Alten durch eine dorthin abgesetzte Schärfe war also der Wahrheit um ein ziemliches näher, als die unseres Vfs. Im 8 Cap. folgt die allgemeine Ätiologie, wo bey der Betrachtung der entfernten oder gelegentlichen Ursachen der Krankheiten vorzüglich diejenigen in Untersuchung genommen werden, welche ausserhalb auf den Körper einwirken sollen. Bey der Eintheilung der inneren und äusseren Ursachen zeigt sich der Vf. sehr schwankend, welche Ängstlichkeit wohl daher rührte, dass er nur die beschränkte idealistische Ansicht hatte, und demnach die Natur sich in seinen Schematismus nicht fügen wollte. Er thut nicht wohl daran, dass er in seine Eintheilung die Gifte unter die äusseren Ursachen bringt, weil sie offenbar als Gifte durch den Organismus selbst wirken. Auch die Bestimmung des Giftes ist nicht sonderlich gut gerathen, indem er einen solchen Körper darunter versteht, welcher durch die ihm einwohnende Kraft den lebenden Körper mehr oder weniger zerstört, sobald er in den Grenzen des Organismus aufgenommen ist. Besser könnte man sagen, Gift sey diejenige Eigenschaft einer Materie, vermöge welcher sie, in den Assimilationsprocess der lebenden Individualität aufgenommen, dessen Beschaffenheit wesentlich umzuwandeln suchte. Indem von der Ansteckung weiterhin die Rede ist, bezweifelt der Vf. die Möglichkeit, eine nur einmal erfolgende Ansteckung, z. B. wie bey den Blattern Statt findet, zu erklären: ungeachtet dieses eben so gut begreiflich ist, als dass sich eine gesunde Qualität mit der Krankheit zur Homogeneität verbinden kann, wovon uns die Temperamente Beyspiele geben, und auch manche Gewohnheiten können es hinreichend erläutern, wie jenes zu begreifen sey. Die Ansteckung überhaupt reducirt er dann auf die Sympathie. Dass aber Ansteckung in der Natur (und anderswo ist keine) Statt finde, ohne materielle Vermittelung, wie der Vf. wohl glauben möchte, indem er die Einbildungskraft vorschützt, ist unmöglich. Denn selbst die Ansteckung, wovon die Einbildungskraft eine entfernte Ursache abgiebt, ist keine Ansteckung zu nennen, als in so fern materielle Einflüsse die nächste Ursache constituiren, man müsste denn unsinnigerweise in der Natur einen leeren Raum annehmen, oder behaupten wollen, dass Ansteckung sich auch wesentlich umändern könne. Sehr billigen wir es aber, dass der Vf. den Missbrauch der Arzneymittel vorzüglich unter den Krankheitsursachen aufführt. In dem, was weiterhin von der Witterung gesagt wird, lassen sich leicht Unrichtigkeiten finden, wie z. B. wenn behauptet wird, dass die Feuchtigkeit der Luft das Nervensystem überreize, und bald hernach die Behauptung folgt, eine trockene Luft reize das Nervensystem sehr. Eben so wenig sorgfältig ist der Vf. in Bestimmung der Elektricität und des Lichtes, welche beide er positive Principien des Lebens nennt; da doch ein sehr bedeutender Unterschied zwischen ihnen obwaltet. Wie verwegen endlich ist die Behauptung, dass der Mensch das Licht entbehren könne, da doch im strengsten Sinne genommen, kein lebendes organisches Wesen ohne den Einfluss des Lichts seyn kann. Bey der Bestimmung des Einflusses der Jahreszeiten wird beyläufig die Bearbeitung der Topographieen sehr empfohlen, welches wir um so mehr billigen, da durch dieselben der sicherste Grund zu einer medicinischen Geographie gelegt wird, deren bessere Bearbeitung der Medicin ausserordentliche Vortheile gewähren würde. Am Ende dieses Cap. berührt der Vf. noch das sittliche Verhalten des Menschen: eine Materie, welche nur etwas weitläuftiger und gründlicher hätte ausgeführt werden sollen. Im letzten Cap. werden die entfernten Krankheitsursachen abgehandelt, welche innerhalb der Grenzen des Organismus liegen. Der Vf. erläutert hier die Verhältnisse, welche das Gehirn und Nervensystem betreffen, und führt dann auch mit Wenigem die Beziehungen des Bluts und lymphatischen Systems an. Mit einer Andeutung der Disposition, welche durch Alter, Temperament herbeygeführt werden könnte, wird endlich der Beschluss gemacht. Wir bedauern nur, dass alles dieses grösstentheils nur oberflächlich nach dem quantitativen Verhältniss der organischen Thätigkeiten bearbeitet ist, und jeder Leser sich von diesem Cap. vorzüglich wenig versprechen darf. — Wir schliessen hiemit unsere Kritik mit der Bemerkung, dass in dieser Schrift manche einzelne schöne Kenntniss, obgleich nicht oft als eine eigenthümliche, angetroffen wird, dass wir aber dabey nichts so sehr vermissen, als den ordnenden und belebenden philosophischen Geist, welches wir um so mehr rügen, da der Vf. in Ansehung der Philosophie nicht ohne Anmassung war.

v * n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Gotha*, b. Perthes: *Über die Sucht, Arzt zu werden.* Von D. *August Immanuel Cunitz*, herzogl. sächs. Bergrathe und Landphysicus zu Eisenach. 1808. 55 S. 8. (15 Gr.) Eine grosse Obliegenheit des Staats ist es, auf den intensiven Werth der Gesundheitsbeamten zu sehen, alle Vorkehrungen zu treffen, um sie so brauchbar als möglich zu machen: mit dieser Obliegenheit ist daher die Sorgfalt des Staates, dass die Zahl der Ärzte in einem Lande nicht zu gross werde, genau verbunden. Denn bey grösserer Concurrenz wird auch der bessere Arzt weniger Beschäftigung erhalten; je mehrere unberufene Priester Hygieens sich zeigen, mit desto geringerem Vortheil für die leidende Menschheit wird die Kunst betrieben werden; kein Wunder dann, wenn sie nicht so gewürdiget, als sie verdient, nicht so vervollkommnet wird, als zu wünschen ist. Der Vf. dieser Schrift stellt einige Ursachen der Vermehrung der Ärzte auf. 1) Die Mode. (Wer sich durch

solche zufällige Umstände zur Wahl des Studiums der Arzneykunde bestimmen lässt, wird auch nur einen modischen Werth haben, wird mit der Mode steigen und fallen.) 2) Revolutionen in der politischen und gelehrten Welt. (Der Arzt, wenn er sich nicht unberufen herbey drängt, um an politischen Reformen Antheil zu nehmen, hat die beste Gelegenheit, den müssigen Zuschauer dabey zu machen. Auch das reducirte Personale der Juristen wird wahrscheinlich künftig in mehreren Ländern zur Vermehrung der Ärzte beytragen. Wichtig ist ferner der Einfluss der bey politischen Reformen nöthigen Verstärkung der Armeen auf das Wachsthum der Mehrheit der Ärzte. Rec. wundert sich, dass der Vf. davon nichts erwähnt hat.) 3) Die Vermehrung medicinischer Lehranstalten. (Hier war der schicklichste Ort, wo erörtert werden konnte, ob in einem Lande mehrere Pepinieren errichtet werden sollen, und ob die Classe der Halbärzte dadurch vermehrt werde. Anlockender wird auch das Studium der Heilkunde auf manchen Universitäten durch die Menge der Stipendien, die bloss für Mediciner bestimmt sind.) 4) Die verbesserte Staatsverwaltung, wodurch das Leben der Menschen höhere Würdigung und der Arzt viele Prärogative vor anderen Staatsmitgliedern erlangt. (Ist auch auf der einen Seite nicht zu leugnen, dass die bey einer verbesserten Staatsverwaltung zu erwartende Bestimmung mehrerer Ämter, denen Ärzte ausschliesslich vorzustehen haben, und die ihnen mehrere Emolumente, einen fixen Gehalt, Würde und Ansehen zusichern, die Zahl der Expectanten vermehren wird: so lässt sich doch auf der anderen Seite behaupten, dass, wenn medicinischen Facultäten anbefohlen wird, dass sie künftig bey Prüfungen angehender Ärzte nicht zu viel Nachsicht beweisen sollen, viele dadurch vom Studium der Arzneykunde werden abgehalten werden. Und sorgt der Staat für zweckmässigere Vertheilung der Ärzte in einem Lande: wird man dann noch Ursache haben, über eine zu grosse Zahl der Ärzte zu klagen?) 5) Die grössere Neigung des Publicums für Ärzte, eine Folge der zunehmenden Cultur unter mehreren Ständen und eines besseren Betragens der Ärzte selbst. 6) Das Popularisiren medicinischer Kenntnisse. (Ist aber dieses nicht oft Ursache, dass man in mehreren Krankheiten die Hülfe eines einsichtsvollen Arztes für unnütz erklärt?) 7) Die Verbindung der Chirurgie mit der Medicin. 8) Den Übergang vieler Apotheker zum Ärztgeschäft. (Sorgfältig sollte der Staat auch darauf sehen, dass die Zahl der Apotheker nicht zu gross, und dass künftig ein besseres Verhältniss derselben zu den Ärzten und zu dem Staate selbst beobachtet werde.) 9) Mangel an guten Policeyanstalten und Gebrechen der vorhandenen. 10) Den Aberglauben. (Rec. vermuthete nicht, dass diese beiden Ursachen hier erwähnt würden, da sie nicht zur Vermehrung ächter Heilkünstler beytragen, sondern nur eine Menge Afterärzte hervorzubringen pflegen.) 11) Das erleichtert seyn sollende Studium der Arzneykunst, besonders durch das *Brown*'sche System. 12) Die Proselytenmacherey, die man bey Professoren, Studenten und alten Ärzten bemerkt. 13) Die glänzenden Aussenseiten der Arzneykunst. 14) Die grosse und dabey leicht scheinende Erwerbart des Arztes. 15) Die zu späte Beförderung der Studirten aus anderen Wissenschaften. — Einen wichtigeren Beytrag zur medicinischen Policey würde der Vf. durch diese Schrift geliefert haben, wenn er nicht nur bey Erörterung einiger Ursachen, welche die Vermehrung der Ärzte veranlassen, eine zweckmässigere Ordnung gewählt, sondern auch mehrere Mittel, wodurch die medicinische Studirsucht eingeschränkt werden kann, angegeben hätte. — ea —

Berlin, b. Voss: *J. G. Walter: Was ist Geburtshülfe?* Vorgelesen in d. kön. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin. 1808. 113 S. 8. (10 Gr.) Wie der Vf. dazu gekommen sey, den angegebenen Titel für sein vorliegendes Werk zu wählen, ist unmöglich zu begreifen; da sich ausser einigen ziemlich unlogischen Distinctionen von Kunst und Wissenschaft, auf ein Paar der ersten Seiten, durchaus nichts findet, was auf jene Frage des Titels den geringsten Bezug hätte. Das Übrige besteht aus Bemerkungen über verschiedene Gegenstände, welche zwar mit der Geburtshülfe in Beziehung stehen, aber doch die eigentliche Hülfsleistung fast gar nicht angehen. Was den Werth der Bemerkungen selbst betrifft: so sieht sich Rec. genöthiget, dieselben um so strenger zu würdigen, da sie von einem bekannten Schriftsteller herrühren, dessen sonstige Verdienste wohl zu grösseren Erwartungen berechtigen könnten, als man hier befriediget findet. Von S. 5—22 betrachtet der Vf. das Becken und dessen Axe; die hier gesagten Dinge sind in der That so trivial, dass man sie in zehn Handbüchern besser findet. Dabey schreibt der Vf. überall so ohne Präcision und gefällt sich in so schaalen Behauptungen, dass den Mitgliedern der königl. Akademie wohl bey der Vorlesung eben so weh geworden seyn mag, wie den getäuschten Käufern bey der Nachlesung. Was wollen z. B. solche Sätze sagen: *die eigentliche Höhle des Beckens ist im strengesten Verstande unförmlich: dennoch lässt sie sich als eine Höhle ansehen.* Oder §. 20. *Hieraus* (aus der trivialen Beschreibung des Beckens) *sehen wir also ganz deutlich ein, wie der Mensch nach mechanischen Gesetzen geboren wird. Zuerst führt die Natur den Menschen in seiner Geburt durch die obere Öffnung, hierauf durch die Höhle des kleinen Beckens und drittens durch die untere Öffnung.* Kennt der Vf. weiter keine mechanischen Gesetze der Geburt: so müssen wir die Mütter und Kinder herzlich bedauern, deren Erlösung ihm etwa anvertraut werden möchte. Von S. 22—25 spricht der Vf. über Schieflagen der Gebärmutter. Hier heisst es unter anderen §. 21, die schiefe Lage habe die *Geburtshülfe* (?) zu Thorheiten, ja selbst zu Abscheulichkeiten verleitet. §. 22: *Wir wollen den Uterus erstens ganz natürlich, das heisst nicht geschwängert, uns vorstellen* — also ist Schwangerschaft dem Vf. ein nicht natürlicher Zustand?? Die Schieflage der Gebärmutter soll durchaus nur von regelwidriger Lage des Kindes entstehen, und eine Gebärende auf die Seite zu legen, um Schieflagen zu verbessern, nennt der Vf. S. 25 eine Abscheulichkeit. Die erste Behauptung will er dadurch stützen, dass er die Gebärmutter im ungeschwängerten Zustande nie bey Leichenöffnungen habe schiefstehend gefunden, und dass das Kind gewöhnlich in seiner Längenachse mit der der Gebärmutter übereinkomme. Dachte denn der Vf. nicht an die Stütze, die die schwangere Gebärmutter von den Beckenwänden erhält, und wie, wenn nun die Darmbeine, wenn die Fläche des Beckeneinganges von der richtigen Stellung abweichen? Von S. 26—44 ist die Rede von Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter. Dass, wie S. 28 behauptet wird, dabey der Muttermund ganz und gar nicht verändert werde, ist gegen alle Erfahrung. Unter aller Kritik ist das Geschwätz über den Durchgang des *ovuli* durch die Mutterröhren (S. 39 ff.) Zur Probe: *Sobald das haarigte ovulum in die tuba tritt, werden die zarten und feinen Röhrchen des ovuli von den vasis capillaribus der tubae angezogen, und da die vasa capillar. in dem Masse sich vermehren, wie die tuba sich dem uterus nähert: so muss natürlicher Weise das ovulum dieser zunehmenden Kraft (?) folgen, das heisst, das ov. muss in den uterus geführt werden.* S. 45 kommt der Vf. auf Wassersucht des Eierstockes und dann auf Mutterscheidenvorfall, und geht weiterhin zur Beantwortung der Frage über, ob eine *conceptio ovarii tubae* und *abdominalis per se et absolute lethalis* sey? Dass das Kind allemal durch den Kaiserschnitt gerettet werden könne, wenn dieser zur rechten Zeit und auf gehörige Art geschehe (gemacht werde), ist falsch. *Graviditas tubaria* endigt ja oft mit Zerplatzung der *tuba*, weit eher als d. Kind lebensfähig ist; was kann hier der Kaiserschnitt dem Kinde helfen? — S. 54 nähert sich der Vf. der Frage, ob *superfoetatio* möglich sey? welche er bis S. 61 verneinend, selbst im Falle eines *uteri duplicis* beantwortet. Rec. stimmt darin mit dem Vf. überein, findet es aber ungereimt, wenn S. 61 gesagt wird: der allerwichtigste Grund gegen die Überfruchtung sey der, weil sonst immerwährende Schwangerschaft Statt gefunden, Schwangerschaft und Entbindung beständig abgewechselt haben würden, und diess der Weisheit und Güte Gottes zuwider sey; denn wo solle eine Mutter Kräfte hernehmen, einer solchen Verschwendung der Kräfte zu widerstehen!!! Von S. 62 an redet der Vf. von der Nachgeburt in anatomischer, physiologischer und pathologischer Hinsicht; man findet hier sehr triviale Dinge mit sonderbaren Behauptungen vermischt, z. B. S. 64 wo behauptet wird, die Hülle des Nabelstranges sey eine Fortsetzung der Haut und Oberhaut des Kindes. S. 70 die Nabelblutader habe mit den Nabelschlagadern gar keine Verbindung. Endlich kommt der Vf. auf Schregers bekannte Meinung von der Art der Ernährung des Fötus, welche er gänzlich verwirft. Die von dem Vf. beschriebenen Versuche an Nachgeburten, theils um den Mangel lymphatischer Gefässe, theils um den Mangel eines unmittelbaren Zusammenhanges zwischen Venen und Schlagadern des kindlichen Theils der Placenta zu beweisen, sind wohl keineswegs hiezu hinreichend. Es ist nur zu bekannt, wie oft man durch dergleichen Versuche an todten Theilen irre geleitet wurde. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *G. W. Fr. Hegel*, D. und Prof. der Philos. zu Jena (nunmehr Rectors in Nürnberg), *System der Wissenschaft*. I Theil. Die Phänomenologie des Geistes. 1807. XCI u. 765 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

„Die wahre Gestalt, in welcher die Wahrheit existirt, kann allein das *wissenschaftliche System* derselben seyn." Wer hievon noch nicht überzeugt ist, kann es wohl durch die inhaltreiche Vorrede und das Buch selbst werden. Innerliche Ordnung und Ebenmaſs ist allein befriedigend, und die Speculation wird niemals zur Heiterkeit und ruhigen Haltung kommen, wenn die Liebe zum Wissen nicht das Wissen selbst wird. Der Weg zum Ziel und die Arbeit selbst ist dem Vf. also mit Recht das Dringendste, das Nothwendigste in dieser Zeit, wo bey veraltetem Sinn und fast erloschener Empfindung das einzige Heil in der Wissenschaft ist, und aus der Reflexion selbst der Strahl errungen werden muss, der *von sich weiss* und nirgends aufgehalten wird von sich selbst. Der Geist kommt nicht zur Ruhe, wenn er nicht sein *an sich selbst seyn* durch die Vermittelung der Wissenschaft zum *für sich selbst* bringt, und auf solche Weise sich durch die That und das Werk selbst *befreyet*. Daſs er hiedurch nicht aus sich selbst tritt, sondern immanent sich wahrhafte und wirkliche Eigenthümlichkeit erringen müsse, will diese Schrift darthun. Der Glaube ist nicht eines Jeden Sache, noch weniger die oft postulirte unmittelbare Anschauung des Absoluten: der mühsame Weg der Vermittelung des Geistes durch sich selbst, die Erfahrung von jedem Moment seiner Entwickelung und das Gefühl der Nothwendigkeit, welche aus den einzelnen Momenten forttreibt zur Vollendung des Ganzen — diess ist, was als Ein durchgeführter dialektischer Beweis einen jeden des Verstandes Fähigen zur Selbsterkenntniss führt, und aller Schwärmerey, allem blinden Glauben ein Ende macht, zugleich also auch die *einzig wahre Weihe* und Enthüllung aller und jeder erdichteten Mysterien und der falschen Propheten. Mit solcher Selbstdurchwirkung des Geistes ist zumal auch die wahre Geschichte der Entwicklung des Menschengeschlechts, ja auch dessen innerstes Heiligthum — das Werden der Philosophie — erkennbar, und es ist selbst das Werden der Wissenschaft, welches diese *Phänomenologie des Geistes* sich zur Aufgabe gesetzt hat. Wie die errungene und ihrer selbst gewisse Wissenschaft ihren eigenen Begriff gestaltet, und in allem selbstständig wirkt, dürften die übrigen Theile der Ausführung mit desto grösserer Zuversicht zeigen. Das Subjective muss sich selbst klar werden und der Geist versöhnt und ausgeheitert mit dem Dunkel der *verneinenden* Mächte: dann erst ist auf die ächte *Physik* und *Ethik* zu hoffen. Der Vf. hat in der That Ursache, mit dem, was er gethan, zufrieden zu seyn; was zu thun noch übrig ist, wird ihn selbst am mächtigsten treiben. Wir aber wollen die Darstellung des vor uns liegenden bedeutungsvollen Inhalts versuchen. Was *unsere* Gedanken über die unvergleichbare Wichtigkeit der Sache selbst betrifft: so vergönnt uns hier der Raum nicht, davon zu reden; wer diese Recension durchliefet, wird ohnehin die Sache für wichtig halten. Wir übergehen daher auch die besondere Betrachtung dessen, was die Vorrede erläutert, so wie was die Einleitung zur Übersicht des Ganzen darlegt, hoffend, diese Übersicht werde sich am Ende unserer Darstellung in einem vollständigen Begriff zusammenfinden.

I. *Die sinnliche Gewissheit oder das Dieses und das Meinen.* Das erste ist das *unmittelbare Wissen des Unmittelbaren oder Seyenden*, woran nun nichts zu ändern ist — die *sinnliche Gewissheit*, welche als die reichste und *wahrhafteste* Erkenntniss erscheint: sie hat den Gegenstand in seiner ganzen Vollständigkeit vor sich, giebt aber in der That nur die abstracteste und *ärmste* Wahrheit; sie sagt von dem, was sie weiss, nur aus, daſs es *ist*. *Ich*, *dieser*, bin *dieser* Sache nicht darum *gewiss*, weil Ich als Bewusstseyn hiebey mich entwickelte und den Gedanken bewegte; sondern die Sache *ist*, weil sie *ist*. Daſs sie *ist*, ist dem sinnlichen Wissen das wesentliche (es giebt wohl auch jede nähere Bestimmung auf und behauptet blos das *Seyn*) und dessen Wahrheit. Das Ich, *dieser*, weiss unmittelbar *dieses*. Aber eine wirkliche sinnliche Gewissheit ist nicht allein diese reine Unmittelbarkeit, sondern ein *Beyspiel* derselben. Wird über den Unterschied des Gegenstandes und des Ich reflectirt: so ergiebt sich, daſs weder das eine noch das andere *nur unmittelbar*, sondern zugleich *vermittelt* ist, eines nämlich der beiden durch das andere. Eins ist dann das einfache unmittelbar Seyende oder das Wesen — der *Gegenstand*; das andere das unwesentliche, vermittelte, welches in der eigenthümlichen Form der Sache nicht *an sich*, sondern durch ein anderes ist, ein *Wissen*, das den Gegenstand weiss, weil *er ist*, gleichgültig, ob jenes wisse oder nicht. So zeigt sichs, und man muss weiter sehen, was an dieser sinn-

lichen Gewiſsheit das Standhafte iſt. Was iſt das *Jetzt? Merket* euch: es iſt Nacht. Betrachtet das Bemerkte am hohen Mittag, und es iſt vergangen. Doch das *Jetzt* bleibt; aber wofür es ausgegeben wurde, daſs Nacht ſey, iſt verſchwunden. Das *Jetzt* aber bleibt einmal ſo einfach wie immer, was auch ſein Beyſpiel ſey; ſo wenig Tag und Nacht deſſen Seyn iſt, eben ſo wohl iſts auch Tag und Nacht. Dieſes *Allgemeine* iſt in der That das Wahre der ſinnlichen Gewiſsheit. Als ein Allgemeines *ſprechen* wir auch das Sinnliche *aus;* wir ſagen: *Dieſes* d. h. das *allgemeine Dieſe*, oder: *es iſt*, d. h. das Seyn überhaupt. Wir *ſtellen* uns freylich dieſs Allgemeine nicht *vor* dabey, aber wir *ſprechen's aus.* In der Sprache wird alſo die Meinung widerlegt oder berichtigt (ſie iſt das Element der Mittheilung, woraus nun das Beyſpiel ſich lebendig entwickeln und ſpielen kann). Das *reine Seyn* iſt alſo das Weſen der ſinnlichen Gewiſsheit, aber nicht als unmittelbares, ſondern als ſolches, dem Negation und Vermittelung weſentlich iſt; alſo nicht was wir unter dem Seyn meinen, ſondern das *Seyn* mit der *Beſtimmung*, daſs es das rein Allgemeine iſt, und *unſere Meinung* bleibt dieſem leeren oder gleichgültigen Jetzt noch gegenüber. Eben ſo iſt es mit *Hier*. Die Sache hat ſich nun umgekehrt: der Gegenſtand, vorher das Weſentliche der ſinnlichen Gewiſsheit, iſt nun das Unweſentliche, denn das Allgemeine, wozu er geworden, iſt nicht mehr ein ſolches, wie er für ſie weſentlich ſeyn ſollte, ſondern ſie iſt *jetzt* in dem Wiſſen. Ihre Wahrheit iſt im Gegenſtand als *meinem* Gegenſtand oder im *Meinen;* er iſt, weil *Ich* von ihm weiſs. Die ſinnliche Gewiſsheit iſt darum nicht vertrieben, ſondern nur in das Ich zurückgedrängt. Aber dieſes Ich erkennt hier oder jetzt dieſes; ein anderes Ich im nämlichen Hier oder Jetzt ein anderes — das Bleibende iſt das *Ich*, allgemein wie das jetzt und hier und eben ſo gleichgültig; ausgeſprochen jedesmal, welcher *dieſer* auch gemeint ſey. Beide Elemente der ſinnlichen Gewiſsheit ſind nicht unmittelbar, ſetzen wir alſo ihr *Ganzes*. Deſſen Unmittelbarkeit nun geht das Andersſeyn des Hier und das Andersſeyn des Jetzt nicht an: ihre Wahrheit erhält ſich als ſich ſelbſt gleichbleibende Beziehung, die zwiſchen dem Gegenſtand und Ich keinen Unterſchied der Weſentlichkeit und Unweſentlichkeit macht. *Ich dieſes* behaupte alſo das *Hier* als Baum u. dgl. und nehme von Anderer Meinung keine Notiz, und halte demnach an einer unmittelbaren Beziehung feſt. So treten wir zum Jetzt und Hier *dieſes*; aber indem es gezeigt wird, hat es ſchon aufgehört zu ſeyn; das Jetzt oder Hier, das iſt, iſt ein anderes, als das gezeigte; es iſt ein *geweſenes* und das iſt ſeine Wahrheit. Aber was geweſen iſt, iſt in der That *kein Weſen;* es *iſt nicht*, und um das Seyn war es zu thun. In dieſem Aufzeigen iſt alſo eine Bewegung und das *Aufzeigen* ſelbſt iſt die Bewegung, welche es ausſpricht, was das Jetzt in Wahrheit iſt, nämlich ein Reſultat oder eine Vielheit von Jetzt zuſammengefaſst, und das Aufzeigen iſt das *Erfahren*, daſs *Jetzt Allgemeines* iſt. Die Dialektik der ſinnlichen Gewiſsheit iſt alſo nichts anderes, als die *einfache Geſchichte* ihrer Bewegung oder ihrer Erfahrung und die *ſinnliche Gewiſsheit* ſelbſt nichts anderes, als nur dieſe *Geſchichte*. Daher geht auch das natürliche Bewuſstſeyn zu dieſem Reſultat, was an ihr das Wahre iſt, immer ſelbſt fort und macht die Erfahrung darüber; aber *vergiſst* es nur ebenſo immer wieder und fängt die Bewegung von vorn an (giebt ſich dem Sinn gänzlich hin und ſtöſst ſich jedesmal aufs neue daran, ſtatt daſs er ihm in jener Erfahrung durchſichtig und ein Raum zum freyen Athmen des Geiſtes werden ſollte). Was iſt nun die Behauptung, das Seyn von äuſseren Dingen als *dieſen* habe abſolute Wahrheit für das Bewuſstſeyn? Weiſs ſie wohl, was ſie ſagen will? Die Wahrheit des ſinnlichen *Dieſen* ſoll allgemeine Erfahrung ſeyn; aber vielmehr iſt das Gegentheil reine Erfahrung und jedes Bewuſstſeyn hebt eine ſolche Wahrheit auf; es wird alſo in aller ſinnlichen Gewiſsheit in Wahrheit nur erfahren das *Dieſes* als ein *Allgemeines*. — Der Vf. erinnert hier recht zur gelegenen Zeit an jene unterſte Schule der Weisheit, nämlich die alten eleuſiniſchen Myſterien der Demeter und des Dionyſos, wohin ſolche Behaupter zu verweiſen ſind, um das Geheimniſs des Brodeſſens und Weintrinkens zu erlernen. Denn der in dieſe Geheimniſſe Eingeweihete gelangt nicht bloſs zum Zweifel am Seyn der ſinnlichen Dinge, ſondern zur *Verzweiflung* an ihm (wie es recht iſt, wenn der Menſch zur Freyheit kommen ſoll), und vollbringt theils ihre Nichtigkeit in ihnen, theils ſieht er ſie vollbringen. Auch die Thiere ſind von dieſer Weisheit nicht ausgeſchloſſen, ſondern erweiſen ſich vielmehr am tiefſten in ſie eingeweihet, denn ſie bleiben nicht vor den ſinnlichen Dingen als an ſich ſeyenden ſtehen, ſondern verzweifelnd an ihrer Realität und in völliger Gewiſsheit ihrer Nichtigkeit (wir möchten lieber ſagen ihres Jetztſeyns und in der Ahndung ihres Nichtmehrſeyns) langen ſie ohne Weiteres zu und zehren ſie auf, und die ganze Natur feyert, wie ſie, dieſe offenen Myſterien, welche es lehren, was die Wahrheit der ſinnlichen Dinge iſt (aber doch nur den lehren, der daſich befreyen ſoll und nicht rechnen auf das Kommen und Verſchwinden: daher dann auch die *thieriſche* Natur auf jener Stufe der Einweihung ſtehen bleibt vor dem Heiligthum — eine alles verzehrende Sphinx; die *menſchliche* aber in der Bewegung der Geſchichte ſich ſelbſt ſammelt und eingeht in das Allerheiligſte).

II. *Die Wahrnehmung, oder das Ding und die Täuſchung.* Die Wahrnehmung nimmt alles dieſs und das ſo auf, wie es in Wahrheit iſt; ſtatt unmittelbar zu wiſſen, wird wahr*genommen*. Die Wahrnehmung nimmt alſo das ihr Seyende als *Allgemeines*, ſtatt daſs das unmittelbare Bewuſstſeyn das *Dieſes* will. Die Allgemeinheit iſt ihr Princip, alſo Gegenſtand und Ich — die Elemente allgemein; das Princip iſt geworden, alſo nicht mehr erſcheinend, ſondern nothwendig, unausweichlich. Eben ſo unausweichlich ſind nun jene Elemente zu Gegenſtand und

Wahrnehmen geworden; der Gegenstand dasselbe, was diese Bewegung ist, sie als wahrnehmend die Entfaltung und Unterscheidung der Momente, er das Zusammengefasstseyn derselben; sie, die Bewegung, das Unbeständige und Unwesentliche, er das Einfache, das Wesentliche u. s. w. — Der Gegenstand als das Allgemeine ist vermittelt: diese Natur drückt er dadurch aus, dass er das *Ding von vielen Eigenschaften* ist. Der Reichthum des sinnlichen Wissens gehört der Wahrnehmung, nicht der unmittelbaren Gewissheit an, an welcher er nur das Beyspiel war, denn nur die Wahrnehmung hat die Negation, den Unterschied oder die Mannichfaltigkeit an ihrem Wesen. So ist demnach das *Dieses gesetzt* als *Nichtdieses* als *aufgehoben*, und damit nicht *Nichts*, sondern ein Nichts von *bestimmtem* Inhalt, nämlich dem *Diesen*. Das Sinnliche ist da, aber als Allgemeines, das sich als *Eigenschaft* bestimmen wird. Das *Aufheben* ist gleich aller Negation ein *Negiren* und *Aufbewahren* zumal. Das Nichts als Nichts des Diesen bewahrt die Unmittelbarkeit auf und ist selbst sinnlich, aber eine allgemeine Unmittelbarkeit. Indem nun das Seyn diese seine Vermittelung an seiner Unmittelbarkeit *ausdrückt*, ist es unterschiedene *bestimmte* Eigenschaft, und zwar sind *viele* solcher E. gesetzt, eine die andere negirend. In der *Einfachheit* des Allgemeinen ausgedrückt beziehen sich diese bestimmten Eigenschaften *auf sich selbst*, sind gleichgültig gegen einander, jede für sich frey von der anderen. In der einfachen sich selbst gleichen Allgemeinheit, von allen verschieden, sind und durchdringen sich als in einer einfachen Einheit alle jene bestimmten Eigenschaften, ohne sich zu *berühren*, denn eben durch die Theilnahme an der Allgemeinheit sind sie gleichgültig für sich. Diess allgemeine Medium ist das *reine Wesen* (das wunderbare, oft verwirrte *Ding* des Aristoteles und der Scholastiker); dasselbe obige *Hier* oder *Jetzt;* aber die *vielen* sind in ihrer Bestimmtheit selbst *einfach allgemeine*. *Hier* ist Salz, *hier* Schärfe, hier kubische Krystallisation; *hier* der spec. Zusammenhang; *hier die* Auflöslichkeit *allgegenwärtig;* keines afficirt das andere, sondern bezieht sich auf sich selbst; das Band ist allein das Hier, das reine Ding. Wären jedoch die Eigenschaften schlechthin gleichgültig gegen einander, und bezögen sich nur auf sich: so wären sie nicht *bestimmt*, was sie sind, indem sie sich unterscheiden, und sich auf *andere als entgegengesetzte beziehen*. Also nicht bloss, dass jede *auch* da ist, sondern dass jede *eins* ist und eine ausschliessende Einheit. Es ist jede ein Punct der Einzelheit im Medium des Bestehens in die Vielheit ausstralend. Die sinnliche Allgemeinheit oder die unmittelbare Einheit des Seyns und des Negativen ist erst so *Eigenschaft*, in so fern das Eins und die reine Allgemeinheit aus ihr entwickelt und von einander unterschieden sind, und sie diese mit einander zusammenschliesst. Diese Beziehung derselben auf die reinen wesentlichen Momente vollendet erst das *Ding*. Dieses als seinen Gegenstand hat nun das Bewusstseyn nur zu nehmen, und sich als reines Auffassen zu verhalten: denn was es als veränderliches und unwesentliches zu dem Gegenstand als dem sich selbst gleichen hinzusetzt, kann veranlassen, dass es sich *täuscht* (d. h. dass es eins mit dem anderen vertauscht, welches dann eben das Schicksal der Geistesentwickelung auf dieser Stufe ist). Die Möglichkeit der Täuschung ist im Bewusstseyn; das Kriterium der Wahrheit ist aber hier die *Sichselbstgleichheit* des Gegenstandes, und alle Ungleichheit setzt das Bewusstseyn als in sich. Es tritt wieder die Meinung ein von ganz entschiedener Einzelnheit; da in der That die früher gewonnene Allgemeinheit sich immer mehr als ein gemeinschaftliches Medium bewährt, und die Hemmungspuncte sich auflösen zu stets klarerem Äther, was aber hierin ewig besteht, erst in seiner heiligen Tiefe gefasst werden muss. Das Bewusstseyn durchläuft also wieder seinen Kreis, doch nicht auf die erste Weise. Es hat nämlich die Erfahrung über das Wahrnehmen gemacht, dass das Resultat und das Wahre desselben seine Auflösung oder die Reflexion in sich selbst aus dem Wahren ist, als Auffassen zumal mit dem aus dem Wahren in sich selbst reflectirt seyn. Es unterscheidet nun sein Auffassen des Wahren von der Unwahrheit und dem Unwesentlichen seines Wahrnehmens, weiset diese zurecht, und so fällt allerdings die Wahrheit als *Wahrheit des Wahrnehmens in dasselbe*. Zuerst also das Wahrnehmen des Dinges als *Eins*. — alle Verschiedenheit rechnet das Bewusstseyn sich als wahrnehmendem zu, sie fällt in uns. Diess Ding also, an unser Auge gebracht, ist weiss, *auch* scharf, an die Zunge gebracht u. s. w. *Wir* sind das allgemeine Medium, die Dinge sind sich selbst gleich: aber es ist doch auch das eine *bestimmte* nur im Gegensatz *gegen das andere*, das Medium sey welches es wolle. Die Dinge sind also auch an und für sich bestimmt, ihre Eigenschaft ist ihnen *eigen*, und wie vielfach diese sey, so ist sie es an ihm selbst, und das Ding ist das *auch* und allgemeine *Medium*. — Hiebey nun ist das Bewusstseyn sich bewusst, dass es sich *auch* in sich reflectirt und in dem Wahrnehmen das dem *auch* entgegensetzte Moment — die *Einheit* des Dinges mit sich vorkommt; als ausschliessend die einzelnen Eigenschaften von einander durch *insoferne*: nämlich insoferne es weiss ist, insoferne ist es nicht u. s. w. So macht demnach das Bewusstseyn wechselsweis sich selbst und das Ding zu beidem, zum reinen vielheitslosen *Eins* und zu einem in selbstständige Eigenschaften aufgelöseten *Auch*. Das Ding ist also wohl an und für sich, sich selbst gleich, aber diese Einheit mit sich selbst wird durch andere Dinge gestört; die Einheit des Dings ist erhalten, und zugleich das Andersseyn ausser ihm, so wie ausser dem Bewusstseyn. Der Widerspruch wird vertheilt, aber er ist nicht verschwunden: das Ding ist im Gegensatz mit anderen, und soll sich darin für sich erhalten. Ding aber oder für sich seyendes Eins ist es nur, in soferne es nicht in dieser Beziehung auf andere steht; denn in solcher ist vielmehr der Zusammenhang mit anderen gesetzt, welcher das Aufhören des für sich Seyns ist. Durch

den *absoluten Charakter* also *verhält* es sich zu anderen; diess Verhältniss aber ist Negation der Selbstständigkeit, und gerade durch seine wesentliche Eigenschaft geht das Ding zu Grund. Es ist nämlich *für sich*, negirt alles Andersseyn, ist also absolute, nur auf sich selbst sich beziehende Negation, welche eben Aufhebung *seiner selbst* ist. Diess *für sich* Seyn ist also eben so *unwesentlich*, als dasjenige, was allein das Unwesentliche seyn sollte, nämlich das Verhältniss zu anderem. Es ist demnach der Gegenstand in seinen Bestimmtheiten aufgehoben, wie er es in seinem sinnlichen Seyn war. Aus diesem wird er ein Allgemeines, welches, da es aus dem Sinnlichen herkommt, wesentlich durch dasselbe bedingt, und daher nicht wahrhaft sich selbst gleiche Allgemeinheit, sondern mit *einem Gegensatz* afficirt gewesen, welcher sich in die Extreme der Einzelnheit und Allgemeinheit trennt. Diese *scheinen* nun das *Wesen* auszudrücken, aber sie sind nur ein *für sich Seyn*, welches mit dem *Seyn für ein anderes* behaftet ist; indem aber beide wesentlich in *einer Einheit* sind: so ist jetzt die unbedingte Allgemeinheit vorhanden, und das Bewusstseyn tritt hier erst wahrhaft in das Reich des Verstandes ein. — Die sinnliche Einzelnheit verschwindet also in der dialektischen Bewegung der unmittelbaren Gewissheit, und wird *sinnliche Allgemeinheit*; das Wahrnehmen nimmt den Gegenstand wie *er an sich* ist oder als Allgemeines überhaupt; es tritt nun das Eins und das Verhältniss hervor und die Sophistik sucht durch die *Rücksicht*, das *Insoferne* und das *Auch* u. s. w. jene Momente von ihrem Widerspruch zu retten. Aber diese Auskunftsmittel erweisen sich selbst als nichtig, und das Wahre, was hiedurch gewonnen werden soll, erweiset sich in *einer* und *derselben* Rücksicht das Gegentheil zu seyn, so dass sein Wesen unterscheidungs- und bestimmungslose Allgemeinheit ist. (Reiflich erwägend finden wir, dass diese Entwickelung des unmittelbaren Bewusstseyns nirgends bestimmter nachgewiesen werden kann, als in der Geschichte der hellenischen Philosophie bis auf den Sokrates: was in den drey ersten Abschnitten dieses Werkes gesagt wird, kann als Schlüssel zu jener dienen, wie sie selbst dagegen zum Beyspiel.) Sehr richtig bemerkt der Vf. (S. 56), dass jenes leere Abstrahiren des Einzelnen und Allgemeinen, jenes Wesen mit Unwesentlichem verknüpft, das doch zumal nothwendig ist u. s. w. dasjenige ist, was den so genannten gesunden Menschenverstand am meisten beschäftigt, äfft und täuscht, daher es das Spiel dieser Abstractionen, und gewöhnlich da am ärmsten ist, wo er sich am reichsten glaubt. Die Philosophie, meint dieser g. M. V., habe es mit *Gedankendingen* zu thun, was allerdings wahr ist: denn sie erkennt dieselben für die reinen Mächte, aber zumal auch *in ihrer Bestimmtheit*, und ist daher ihrer Meister, indess der g. M. V. nie zum Bewusstseyn kommt, dass solche einfache Wesenheiten in ihm walten, sondern meint mit gediegenem Stoff zu verkehren, so wie die sinnliche Gewissheit nicht weiss, dass die leere Abstraction des reinen Seyns ihr Wesen ist: doch sind es jene reinen Wesen, an welchen der g. M. V. durch allen Stoff und Inhalt hindurch und hin und her läuft, und woran überhaupt die Bewegung des Wahrnehmens abläuft. Das wahrnehmende Bewusstseyn treibt sich in diesem Verlauf unaufhaltsam fort, und wittert wohl die Unwesenheit der Bestimmtheiten, aber es sucht sich gegen die Gefahr durch die Sophisterey zu retten, das was es eben als das Nichtwahre behauptete, nun als das Wahre zu behaupten. Gegen das *Zusammenbringen* der Gedanken sträubt es sich; aber die Natur der Abstractionen bringt sie an sich zusammen, und indem der g. M. V. den Bestimmtheiten nicht ihre Wahrheit erhalten kann, giebt er sich selbst die Unwahrheit.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Amberg*, b. Uhlmann: *Gedichte vermischten Inhaltes* vom Professor *Baumgärtner*. 1804. 444 S. 8. (1 Thlr. 14 Gr.) Eine starke Sammlung von Parabeln, Fabeln und lyrischen Gedichten von sehr ungleichem Werth. Der Vf. nennt sie selbst in der Vorrede Versuche und Früchte einiger Nebenstunden in früheren Jahren, hätten sie aber nur neben den gewöhnlichen Mängeln jugendlicher Producte auch das Feuer und die Kraft jugendlicher Erzeugnisse! Von unreinen verführerischen Bildern wollte er seine Muse rein erhalten: aber er verunreiniget sie dagegen mit schmuzigen, ekelhaften Bildern, selbst wo er davor warnt. So heisst es z. B. S. 13 vom Dichter:

So hebt den Adler strebender Flügelschlag
hin, wo des Äthers reinere Fluthen wehn;
da trinkt der königliche Vogel
freudig der glühenden Sonne Strahlen,
zu edel, dass er modernde Sümpfe such',
wo feige Thiere wühlen in schlammichter
Verwesung und in eklem Lärme
sich bey dem häfslichen Aase freuen —

und der königliche Vogel speisst im zweyten Vers selbst sehr unköniglich, denn nicht alles Starkriechende ist Gewürz. Überhaupt gefällt sich der Vf. zu sehr im Aufzeigen des Schlechten und Verwerflichen, so dass seine Aufsätze, statt die Moral zu befördern, selbst unmoralisch werden. Welchen empörenden Satz zieht er z. B. S 141 aus einer schlechten Fabel: „O ihr Menschen, flieht die Knechtschaft, oder flieht sie nicht, ihr seyd allezeit verloren-"

Wie aber in jeder Handlung etwas Gutes ist, weil sich in ihr eine Kraft äussert, und jede Kraftäusserung an sich gut ist: so ist auch in jedem Dichtwerk etwas Gutes. Dem Vf. ist ein Talent eigen, Begriffe und Sätze zu allegorisiren; weil er aber den Begriff nur als Begriff darzustellen sucht, ohne ihn — wie das Genie thut, in einer höheren Idee zu verklären: so fehlt seiner Darstellung immer die Schönheit oder der Geist. Unter den vielen Beyspielen nennt Rec. nur das Gedicht: *Die Verleumdung*, S. 66. Der Mangel an Idee, welcher allezeit auch Mangel an genialer Besonnenheit ist, zeigt sich bis in den Schluss, wo der Engel die Verleumdung in die Spinnstuben verweiset, wo — die Verleumdung herrscht.

D. q. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *G. W. Fr. Hegel* u. s. w. *System der Wissenschaft.* I Theil. *Phaenomenologie* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. *Kraft und Verstand, Erscheinung und übersinnliche Welt.* Dem Bewufstseyn ist in der Dialektik der sinnlichen Gewisheit Hören und Sehen u. s. w. vergangen, und als Wahrnehmen ist es zu Gedanken gekommen, welche es aber erst im unbedingt Allgemeinen zusammenbringt. Diefs ist nun noch der *Gegenstand* des Bewufstseyns; seinen *Begriff* als *Begriff* hat es noch nicht gefafst; er ist aus dem Verhältnifs zu einem anderen in sich zurückgegangen und *an sich* Begriff worden; aber das Bewufstseyn ist noch nicht für sich der Begriff, und erkennt darum in jenem reflectirten Gegenstand noch nicht sich selbst. Indessen gehen die selbstständig gesetzten Unterschiede unmittelbar und immer deutlicher in ihre Einheit über, und ihre Einheit unmittelbar in die Entfaltung und diese wieder zurück in die Reduction. Diese Bewegung heisst *Kraft;* das eine Moment derselben, sie nämlich als Ausbreitung der selbstständigen Materien in ihrem Seyn ihre *Äusserung;* sie aber als das Verschwundenseyn derselben ist die aus ihrer Äusserung in sich *zurückgedrängte Kraft* oder die *eigentliche Kraft.* Diese *muss* sich äussern, und dann ist sie in der Äusserung eben so *in sich* selbst seyende Kraft, als sie in diesem in sich selbst seyn Äusserung ist. Indem wir so beide Momente in unmittelbarer Einheit erhalten: so ist eigentlich der Verstand, dem der Begriff der Kraft gehört, der *Begriff,* welcher die unterschiedenen Momente als solche trägt: denn *an ihr selbst* sollen sie nicht unterschieden seyn; der Unterschied ist hiemit nur in Gedanken, von dem die Kraft freygelassen als die Substanz dieser Unterschiede gesetzt werden muss, *sie* einmal als diese ganze Kraft wesentlich *an und für sich* bleibend und *dann* ihre *Unterschiede* als *substantiell* oder als für sich bestehende Momente. Die Bewegung des sich beständig Verselbstständigens der beiden Momente und ihres sich Wiederaufhebens ist hier zu betrachten. Was sich vorhin als das sich selbst Vernichten widersprechender Begriffe darstellte, hat hier die *gegenständliche* Form und ist Bewegung der Kraft, als deren Resultat das unbedingt Allgemeine als *Ungegenständliches* oder als *Inneres* der Dinge hervorgeht. Die *Kraft selbst* ist nun *das in sich selbst* reflectirt seyn oder das Aufgehobenseyn der Äusserung; das Einsseyn verschwindet wie es erschien, nämlich als ein *anderes; sie ist es selbst,* ist in sich zurückgedrängte Kraft. Das, was als anderes auftritt, und sie sowohl zur Äusserung als zur Rückkehr in sich selbst sollicitirt, ist *selbst Kraft.* So erscheinen zwey entgegengesetzte Kräfte — *allgemeines Medium* oder Auflösung, Ausbreitung und *Eins.* Das Sollicitirende ist als allgemeines Medium und das *Sollicitirte* als zurückgedrängte Kraft gesetzt; aber jenes ist nur allg. Med. dadurch, dafs das andere zur. Kraft ist; ist sollicitirend nur dadurch, dafs es sollicitirt *wird,* und umgekehrt. Hieraus mufs sich ergeben, dafs der Begriff der Kraft, durch die Verdopplung in zwey Kräfte *wirklich* wird und wie er diefs wird. Das Seyn dieser beiden Kräfte hat die reine Bedeutung des Verschwindens: denn sie sind nicht als Extreme, die etwas Festes für sich behielten, und nur eine äussere Eigenschaft gegen einander in die Mitte und in ihre Berührung schickten, sondern was sie sind, sind sie nur in dieser Mitte und Berührung. Die *Wahrheit* der Kraft bleibt nur der *Gedanke* derselben, und haltungslos (durch sich selbst nämlich) stürzen die Momente ihrer Wirklichkeit in die Einheit zusammen, welche der *Begriff* der Kraft *als ihr Begriff* ist, und zumal das *Innere* der Dinge als *ihr Inneres.* Als Verstand blickt so das Bewufstseyn durch diese *Mitte* des Spiels der Kräfte in den wahren Hintergrund der Dinge. Die Mitte, welche die beiden Extreme, den Verstand und das Innere, zusammenschliest, ist das entwickelte *Seyn* der Kraft, das für den Verstand nun selbst ein *Verschwinden* ist. Es heisst darum *Erscheinung* — ein *Ganzes* des Scheins. Diefs Ganze als Allgemeines macht das *Innere* aus, das *Spiel der Kräfte* als *Reflexion* desselben in sich selbst. Unser Gegenstand ist hiemit nunmehr der Schlufs, welcher zu seinen Extremen das Innere der Dinge und den Verstand und zu seiner Mitte die Erscheinung hat. Das *Innere* ist immer noch *reines Jenseits* für das Bewufstseyn: denn es findet sich selbst noch nicht darinnen — es ist *leer* und das Nichts der Erscheinung, positiv das einfach Allgemeine — wer mag *etwas* sehen im reinen Licht oder in reiner Finsternifs? Diese Leere soll und mufs ausgefüllt werden — mit der *Erscheinung:* denn das übersinnliche Jenseits ist das Sinnliche und Wahrgenommene gesetzt, wie es in *Wahrheit* ist; die *Wahrheit* des Sinnlichen und Wahrgenommenen aber ist, *Erscheinung* zu seyn; das Übersinnliche ist also die Erscheinung *als Erscheinung,* nämlich die Welt des sinnlichen Wissens und Wahrnehmens *als aufgehoben* oder in Wahrheit *als innerliche* gesetzt, womit dann die ge-

meinhin durch Misbrauch der *ursprünglichen* Bedeutung des Wortes angenommene Gleichbedeutenheit von Erscheinung und unmittelbar Sinnlichem wegfällt. Die absolut wechselnde Erscheinung wird zum einfachen Unterschied durch ihre Beziehung auf die Einfachheit des Inneren oder des Verstandes — dieses an sich Allgemeine ist wesentlich auch der *allgemeine Unterschied:* denn der Wechsel ist sein Wesen, aber der wahre Wechsel, im Inneren gesetzt, als beruhigter, sich gleichbleibender Unterschied. Er ist also im *Gesetz* ausgedrückt, als dem *beständigen* Bilde der unsteten Erscheinung. Die *übersinnliche* Welt ist demnach ein *ruhiges Reich von Gesetzen* im Wechsel *gegenwärtig*, aber noch *nicht allgegenwärtig*, sondern in viele Gesetze gebrochen, welche dann als Momente *eines* Gesetzes erkannt werden, aber hiemit auch ihre Bestimmtheit verlieren, indem nur ein die Bestimmtheit weglassendes Gesetz gefunden ist, wie z. B. die *allgemeine Attraction*, welche nur aussagt, dass *alles einen beständigen Unterschied zu anderem* hat. Wenn ein solches Gesetz auch nichts vom wesentlich wirklichen Inhalt giebt: so ist es doch dadurch, dass es aussagt: alle *Wirklichkeit sey an ihr selbst gesetzmässig*, von grosser Bedeutung; denn es macht dem blinden zufälligen *Vorstellen* ein Ende. So ist das Gesetz auf gedoppelte Weise, einmal als Gesetz, an dem die Unterschiede als selbstständige Momente ausgedrückt sind; das andre Mal als *einfaches* in sich Zurückgegangenseyn, welches wieder *Kraft* heissen kann, aber *Begriff* der Kraft, welcher alle Unterschiede in sich zieht, und die wesentliche *Nothwendigkeit des Gesetzes* ist, so dass Kraft eben so beschaffen ist, wie das Gesetz, und der Unterschied, den der Verstand gemacht, schon in der Anlage, dass es keiner sey, als Unterschied des Inhalts oder der Sache wegfällt. Dieses Darlegen heisst *Erklären*, welches so klar ist, dass es nur immer dasselbe wiederholt; — eine *Bewegung*, vermittelst deren in der blossen Einheit ein Unterschied gesetzt, aber weil er keiner ist, wieder aufgehoben wird. So wird der *Wechsel Gesetz des Inneren;* es ist *Gesetz der Erscheinung*, dass Unterschiede werden, die keine sind und sich aufheben, oder dass das *Ungleichnamige sich anzieht.* Es ist das *Gleichnamige*, *was sich von sich selbst abstösst*, und *diess Abgestossene zieht sich wesentlich an*, denn es ist *dasselbe.* So ist das Ungleiche sich gleich, da das Gleiche sich ungleich ist, und das vorige ruhige Reich der Gesetze ist eine *verkehrte Welt* geworden, und das Innere als Erscheinung hiemit vollendet. Wechsel und Veränderung war in jenem nur angedeutet als Negatives im ruhigen Positiven; in dieser hat er sein Princip gefunden, und die Umkehrung ist nicht anders als durch jene Bewegung zu begreifen. Der Vf. sagt hier: „die nach den Gesetzen der einen Welt den Menschen schändende und vertilgende Strafe verwandelt sich in ihrer verkehrten Welt in die sein Wesen erhaltende und zu Ehren bringende Begnadigung.“ Es gilt aber auch das Umgekehrte: Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Doch wird jetzt nichts mehr wahrgenommen, sondern die Ausgleichung giebt sich von selbst und unmittelbar durch die Ansicht der Gegensätze, welche sich also nun nicht weiter fixiren können, sondern sich völlig entsprechen und so die Thätigkeit und Bewegung des Gesetzes zu seiner Ruhe zurückkehrt. Es haben also die Gegensätze ihren Unterschied und ihr Anderes an ihnen selbst und *sind* bey allem Widerspruch nur *eine* Einheit. „Diese einfache Unendlichkeit oder der absolute Begriff ist das einfache Wesen des Lebens, die Seele der Welt, das allgemeine Blut zu nennen, welches allgegenwärtig durch keinen Unterschied getrübt oder unterbrochen wird, das vielmehr selbst alle Unterschiede ist, so wie ihr Aufgehobenseyn, in sich pulsirt, ohne sich zu bewegen, in sich erzittert, ohne unruhig zu seyn u. s. w. (S. 94 ff.)“ Es scheint uns das tiefe Geheimniss der Sichselbstgleichheit und Ungleichheit selten so anschaulich dargelegt worden zu seyn, als hier vom Vf. geschieht. Die Erscheinung erscheint als ein nothwendiges, aus den Abgründen unendlicher Tiefe steigendes Wesen, das Entzweyen als unumgänglicher Bezug auf die Einheit, und es leuchtet ein, dass die Frage um den Grund des (sogenannten) Herausgehens der Einheit aus sich selbst von gleichem Werth wie die um den Grund von $1 + 1 = 2$ ist. — Diese ganze Erklärung ist also Selbstbefriedigung und eigentliches *Selbstbewusstseyn.* „*Ich unterscheide mich von mir selbst, und es ist darin unmittelbar für mich, dass diess Unterschiedene nicht unterschieden ist*“ (S. 97—99). Vom sinnlichen, wie vom wahrnehmenden und verstehenden Bewusstseyn ist nun der Vorhang hinweggezogen; es *steht* nichts mehr ent*gegen*, dass das Innere ins Innere schaue und *Selbstbewusstseyn* sey. *Wir* müssen also hinter den Vorhang gehen, sowohl damit gesehen werde, als damit etwas dahinter sey, was gesehen werde. Aber wir können eben so wenig geradezu und unmittelbar dahintergehen, als wir ohne weitere Auseinandersetzung zu erkennen fähig sind, *was* das Bewusstseyn weiss, indem es *sich selbst* weiss.

IV. *Die Wahrheit der Gewissheit seiner selbst.* Mit dem Selbstbewusstseyn sind wir also nun in das einheimische Reich der Wahrheit eingetreten. Das Selbstbewusstseyn ist wesentlich die Rückkehr aus dem *Andersseyn.* „Es hat nunmehr einen gedoppelten Gegenstand, den einen, den unmittelbaren, den Gegenstand der sinnlichen Gewissheit und des Wahrnehmens, der aber *für es* mit dem Charakter des Negativen bezeichnet ist, und den zweyten, nämlich *sich selbst*, welcher das wahre *Wesen*, und zunächst nur erst im Gegensatz des ersten vorhanden ist. Das Selbstbewusstseyn stellt sich hierin als die Bewegung dar, worin dieser Gegensatz aufgehoben und ihm die Gleichheit seiner selbst mit sich wird.“ Aber auch der Gegenstand ist für uns in sich zurückkehrend *lebendig* geworden — Gegenstand und Bewusstseyn also selbstständig und ein wahres *Leben*, also für sich Seyn und Auftreten gegen die *allgemeine* Substanz, Verleugnung der Continuität mit derselben, vielmehr ein Absondern von derselben und ein Aufzehren der-

selben als ihrer unorganischen Natur zu ihrer eigenen Erhaltung — ein eigentlicher Gang und *Fortschritt* des Lebens. „Was so aufgezehrt wird, ist das Wesen; die auf Kosten des Allgemeinen sich erhaltende und das Gefühl ihrer Einheit mit sich selbst sich gebende Individualität hebt gerade damit *ihren Gegensatz des anderen, durch welchen sie für sich ist*, auf; die Einheit mit sich selbst, welche sie sich giebt, ist gerade die *Flüssigkeit der Unterschiede* oder die allgemeine *Auflösung*. Aber umgekehrt ist das Aufheben des individuellen Bestehens ebenso das Erzeugen desselben. Denn da das Wesen der individuellen Gestalt, das allg. Leben und das für sich Seyende einfache Substanz ist: so hebt es, indem es das *Andere* in sich setzt, diese seine *Einfachheit* oder sein Wesen auf, d. h. es entzweyt sie, und diess Entzweyen der unterschiedslosen Flüssigkeit ist eben das Setzen der Individualität. Die einfache Substanz des Lebens also ist die Entzweyung ihrer selbst in Gestalten und zugleich die Auflösung dieser bestehenden Unterschiede (Gliederung); und die Auflösung der Entzweyung ist eben so sehr Entzweyen oder ein Gliedern. — Dieser ganze Kreislauf macht das Leben aus; er ist das sich entwickelnde, eine Entwickelung auflösende und dieser Bewegung sich *einfach erhaltende* Ganze." Wir haben nun zu betrachten, was das Selbstbewusstseyn über das *reine Ich* als hierin sich selbst sein Gegenstand in der Entfaltung der Erfahrung finden wird. Es ist vorerst *Begierde*, die Selbstständigkeit dieses Gegenstandes ganz in sich aufzunehmen, welche Begierde nur mit der wahren und vollen Gewissheit, dass es wirklich und wahrhaftig sein eigener Gegenstand ist, befriediget werden kann. Wenn einmal diese Gewissheit seiner selbst gewonnen ist, dann erst wird der Geist heiter in der Betrachtung und tüchtig zu allen Werken. So *muss* es seyn, wenn einmal gewisse Stufen der menschlichen Entwickelung zurückgelegt und unwiederbringlich sind, wenn einmal die ursprünglich unmittelbar objective Gewissheit schaal, ja leer geworden ist, und ihre Zuversicht erst mit dem Aufgang des Subjectiven uns wieder erweckt und erfrischt zu höherem Leben. — Das Selbstbewusstseyn erreicht seine Befriedigung am Ende doch nur in einem anderen Selbstbewusstseyn; die Momente desselben also drey: das reine ununterschiedene Ich sein unmittelbarer Gegenstand; dann Begierde zur Aufhebung des selbstständigen Gegenstandes und zur vollen Gewissheit seiner; endlich diese Wahrheit selbst oder die volle Reflexion des Selbstbewusstseyns, ein Andersseyn, dessen Unterschied aber als nichtig sogleich erkannt wird — also *eine* Selbstständigkeit; *ein Selbstbewusstseyn für ein Selbstbewusstseyn — Ich* das *Wir*, *Wir* das *Ich* ist — Gegenwart — Geist, dessen Begriff das Selbstbewusstseyn ist und dessen Ankunft wir nun bestimmt entgegensehen. — A. *Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit des Selbstbewusstseyns; Herrschaft und Knechtschaft.* Das Selbstbewusstseyn erkennt sich an in einem anderen *als es selbst* (doppelsinnig); es kommt ausser sich, aber es ist zugleich in sich zurückgehalten *für sich* und sein Ausser sich *ist für es*. Es erkennet sich als gegenseitig sich anerkennend. Aber der Gegenstand muss sich auch als die reine Gewissheit seiner selbst darstellen, und nicht bloss in wechselseitiger Anerkennung gefasst werden: das Selbstbewusstseyn muss sich zeigen als reine Negation seiner gegenständlichen Weise, dass es nämlich an kein bestimmtes Daseyn und überhaupt nicht an das Leben geknüpft sey. Diess Darstellen ist ein gedoppeltes Thun; Thun des anderen und Thun durch sich selbst. In so fern es Thun des anderen ist, geht jedes auf den Tod des anderen. Darin aber ist auch das zweyte, das Thun durch sich selbst vorhanden: denn jenes schliesst das Daransetzen des eigenen Lebens in sich. Das Verhältniss beider Selbstbewusstseyn ist also so bestimmt, dass sie sich selbst und einander durch den Kampf auf Leben und Tod bewähren. Durch das Daransetzen des Lebens wird die Freyheit des wahren für sich Seyns bewahrt: denn der Tod vernichtet natürlich beide, die ihr Leben wagten, und sie heben sich als die für sich seyn wollenden Extreme auf; die Wahrheit des *selbstständigen* Bewusstseyns ist also das *knechtische* Bewusstseyn, welches einem Herrn sich unterwirft, aber in sich zurückgedrängt zur Selbstständigkeit sich umkehren kann, wie die Herrschaft auf das leere Ding ausgegossen zur Knechtschaft. Die Verachtung und die Furcht des Negativen bringen diese Zustände hervor, welche die nothwendigen Durchgangspuncte der wahren Befreyung sind: denn die Furcht des Herrn ist der Anfang aller Weisheit und das Erbeben des Inneren ein Aufruf unseres ganzen Wesens sich aus sich selbst eine unvergängliche Gestalt zu geben. Es ist zuletzt nach aller Mühseeligkeit ein freudiges Erkennen des Herrn, der es rein und werth genug gehalten, in ihm einzukehren — es ist als solches Wiederfinden seiner durch sich selbst sein *eigener Sinn* gerade in und durch die Arbeit, worin es nur fremder Sinn zu seyn schien. Furcht, Dienst und Gehorsam, so wie die Bildung, sind also unerlässliche Momente; und jedes derselben muss ganz durchlebt seyn, sonst bleibt das negative Wesen immer ein äusserliches und das Leben wird bis zum Tod davon geneckt: die Freyheit ist nicht vollendet, denn die gegenständliche Welt ist nicht ganz besiegt, sondern ein gewisser *Eigensinn* von jenem Verhältniss noch zurückgeblieben. — B. *Freyheit des Selbstbewusstseyns, Stoicismus; Skepticismus und das unglückliche Bewusstseyn.* Hier vorerst die Freyheit in die Selbstbewegung des Denkens gesetzt und in die (wir möchten sagen) *Meinheit* des Begriffes; was dem *Stoicismus* entspreche, dessen Princip das Bewusstseyn als *denkendes Wesen* und etwas nur wesentlich und wahr und gut ihm sey, in so fern sich das Bewusstseyn darin als denkendes Wesen verhält — mithin das Princip der Erringung einer selbsteigenen Sphäre, um darin unter allen Verhältnissen, im Purpur wie im Sklavenkleide, frey sich zu *behaupten* und aus allen Bewegungen in die einfache Wesenheit des Gedankens sich zurückzuziehen. (So ist der Stoicismus dann doch immer nichts anderes, denn innerliche Durchbildung und Verklärung des Eigensinns, Freyheit und Anerkennung göttlicher Ge-

walt — der Tugend — innerhalb des eigenen Kreises — sichtbare Aufregung aber und Spannung, wenn man ihn in der geistigen Entwickelung an seiner einseitigen Stelle betrachtet.) Der Stoicismus ist in Verlegenheit gekommen, da man ihn nach dem *Inhalt des Gedankens* fragte — er fährt im Allgemeinen umher, will durch Reden von Gutem, Wahrem, Tugend u. s. w. erheben und erwecken; erhebt nur, was schon erhoben ist — das reine Denken — wird langweilig und thatenlos (er weiss vor lauter Erinnerung und Aufruf nicht zu leben und giebt sich zuletzt aus Überdruss an solcher Einförmigkeit selbst den Tod). Der *Skepticismus* erst ist die *Realisirung* desjenigen, wovon der Stoicismus nur der leere Begriff ist — er ist die wirkliche Erfahrung, was die Freyheit des Gedankens ist. In ihm wird *für das Bewusstseyn* die gänzliche Unwesentlichkeit und Unselbstständigkeit des anderen; der Gedanke wird zum vollständigen, das Seyn der *vielfachbestimmten* Welt vernichtenden Denken und die Negativität des freyen Selbstbewusstseyns wird sich an dieser mannichfaltigen Gestaltung des Lebens zur realen Negativität. Die Unendlichkeit hat er also an ihm selbst, und die Selbstständigkeiten in ihrem Unterschied sind ihm verschwindende Grösen (dieser Moment der Entwickelung ist einer der wichtigsten; der Geist sammelt in ihm seine ganze Stärke und das Schwache findet verwirrt und aufgezehrt seinen Untergang). Es *geschieht* also dem Sk. nicht mehr, dass ihm verschwindet, was verschwinden muss, sondern er *lässt* es schwinden — das gegenständliche als solches und sein Verhalten zu ihm — die Sophisterey und sein *aus sich* bestimmtes Wahres, durch welche selbstbewusste Negation es die *Gewissheit seiner Freyheit* sich *für sich selbst* verschafft, die Erfahrung derselben hervorbringt und sie dadurch zur *Wahrheit* erhebt. Das skeptische Selbstbewusstseyn ist sich sonach die Ataraxie des sich selbst Denkens, die unwandelbare und wahrhafte Gewissheit seiner selbst (der ganze Fonds des Negativen in ihm selbst). Hr. H. stellt nun den Skept. weiter als die dialektische Unruhe dar, wodurch derselbe aus jener Ataraxie in die Unwesentlichkeit der Unterschiede wieder hineinfällt und als selbst darin befangen thut, was freylich unvermeidlich ist; der Skeptiker kann auch den heroischen Entschluss des Selbstmords nicht fassen, weil er eben so nichtig wäre, wie jeder andere unterschiedene Entschluss; er kann also für sich nicht zum Tod kommen, und ist doch der endlosen Unruhe schmerzlich satt. Man sieht hieraus, wie auch der Skepticismus *als solcher* nur *ein* Moment der Entwickelung seyn kann und zwar ein durchaus bekräftigender, wenn er sich der ewigen Freyheit, welche ihn allerdings als Abgrund der unwandelbaren Wahrheit und Gewissheit seiner selbst und in ihrer Negation alles zu verschlingen drohend selbst erschrecken könnte, durch einen Sprung in die Arme wirft, dessen Wahrheit und Nothwendigkeit später und bey tieferer Einsicht sich von selbsten zeigt. „Der Skepticismus verliert sich also als das doppelte Bewusstseyn seiner als des sich befreyenden, unwandelbaren, und sich selbst gleichen, und seiner als des absolut sich verwirrenden und verkehrenden in das *unglückliche Bewusstseyn*, indem er sich von der Einheit ausgetrieben sieht, die er errungen zu haben meint, im Augenblick, wo er sie errungen zu haben meint. Die wahre Rückkehr aber dieses Bewusstseyns in sich selbst, oder seine Versöhnung mit sich, wird den Begriff des lebendig gewordenen und in die Existenz getretenen Geistes darstellen, weil an ihm schon diess ist, dass es als Ein ungetheiltes Bewusstseyn ein gedoppeltes ist — die Einheit beider ist ihm das Wesen, aber es *für sich* ist sich noch nicht dieses Wesen selbst, noch nicht die Einheit beider. Das Bewusstseyn des Lebens, seines Daseyns und Thuns ist nur der Schmerz über das Daseyn und Thun, denn es hat darin nur das Bewusstseyn seines Gegentheils als des Wesens und der eigenen Nichtigkeit. Aber so erfährt es eben dieses Hervortreten der Einzelnheit am Unwandelbaren, und des Unwandelbaren an der Einzelnheit. Diess ist die Erfahrung, die es in seinem Unglück macht; aber das *findet* sich nur und fodert das Bewusstseyn aufs neue auf." Der Moment jener feyerlichen Resignation ist da, und es tritt nun in der schwankenden Bewegung ein, was er weiter S. 148 beschreibt — *Sehnsucht* im Gemüthe, ein *Fühlen* statt dem Ergriff des Wesens, ein Zurückfallen in sich, welches endlich die unwandelbare Einzelnheit als wirkliche aufzusuchen oder als verschwundene fest zu halten aufgiebt. „Diese *Rückkehr des Gemüthes* in sich ist so zu nehmen, dass es sich als einzelne Wirklichkeit hat. Es ist das *reine Gemüth*, das den Gegenstand seines reinen Fühlens *gefühlt* hat (also im Beginn ist, zur Klarheit seiner selbst zu gelangen). Was dem unglücklichen Bewusstseyn nur Begierde, Arbeit und Genuss war, wird nun anerkannt nicht bloss als verzehrend, sondern als eine zwar gebrochene und einer Seits nichtige, aber anderer Seits geheiligte Wirklichkeit, worin sich das Unwandelbare selbst *Preis giebt* und zum Genuss *überlässt*, wofür aber das einzelne Bewusstseyn *dankt*, d. h. die Befriedigung des Bewusstseyns seiner Selbständigkeit sich versagt. Dass diess nun Anfangs nicht ernstlich gemeint sey, sondern durch das *Entschwinden der Gestalt* des Unwandelbaren ein nothwendiges Opfer werde, zeigt Hr. H. auf mehreren Seiten, doch etwas verwirrt. Es versteht sich von selbst, dass durch solches Opfer das Bewusstseyn seines *Ich* sich entäussert, und sein unmittelbares Selbstbewusstseyn zu einem gegenständlichen Seyn gemacht hat. Nur in diesem Opfer schwindet der Betrug und das Unglück lässt ab. In jenem Gegenstand aber, worin ihm *kein* Thun und Seyn als dieses *einzelnen* Bewusstseyns, Seyn und Thun *an sich* ist, ist ihm die Vorstellung der *Vernunft* geworden, der Gewissheit des Bewusstseyns in seiner Einzelnheit absolut *an sich* oder alle Realität zu seyn (d. h. absolut in seinem innerlichsten Wesen zu seyn, nicht nach dessen Preis gegebener Wohlthat lüstern dennoch eitler Weise zu danken, sondern ohne Bedenken und ohne Berechnung in dem Unwandelbaren zu verharren und dem Unbegreiflichen sich hinzugeben).

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *G. W. Fr. Hegel* u. s. w. *System der Wissenschaft.* I Theil. Phaenomenologie, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

V. *Gewissheit und Wahrheit der Vernunft.* „Die Einzelnheit, welche wirkliches Bewusstseyn ist, hat es bis zur vollständigen Entwicklung gebracht, hat ihr Fürsichseyn aus sich hinaus gerungen und es zum Seyn gemacht. — Es hat auf sich Verzicht gethan, und das Unwandelbare ist ihm nicht mehr Extrem, sondern versöhnt. Bisher war es dem Bewusstseyn um Selbstständigkeit und Freyheit zu thun, um sich für sich selbst zu retten und zu erhalten auf Kosten der Welt oder seiner eigenen Wirklichkeit, welche ihm beide als das Negative seines Wesens erschienen (mithin als feindselig, wo dann die Freyheit ein immer noch sehr gebrechliches Gut ist. Aber als Vernunft seiner selbst gesichert, hat es die Ruhe gegen sie empfangen, und kann sie ertragen: denn alle Wirklichkeit ist ja nichts anderes als es selbst. Es ist ihm, als ob die Welt ihm jetzt erst würde; vorher versteht es sie nicht, es begehrt und bearbeitet sie; zieht sich aus ihr in sich zurück, und vertilgt sie für sich und sich selbst als Bewusstseyn, als Bewusstseyn derselben als des Wesens, so wie als Bewusstseyn ihrer Nichtigkeit. Hierin erst, nachdem das Grab seiner Wahrheit verloren, das Vertilgen seiner Wirklichkeit selbst vertilgt, und die Einzelnheit des Bewusstseyns ihm an sich absolutes Wesen ist, entdeckt es sie als *seine* neue wirkliche Welt, die in ihrem Bleiben Interesse für es hat, wie vorhin nur in ihrem Verschwinden: denn ihr Bestehen wird ihm seine eigene Wahrheit und Gegenwart; es ist gewiss, nur sich darin zu erfahren." Diese Stelle, vereint mit den vorhergehenden Darstellungen, überhebt uns der Verbindlichkeit, ferner ausführlich zu seyn: wir dürfen nur andeuten, sowohl um den Sinn des Vfs., als unsere Gedanken darüber wenigstens einigermaßen, d. h. so viel es der enge Raum einer Rec. erlaubt, verständlich zu machen. — Aller Idealismus, welcher den bisherigen Weg (wenigstens in der Wesenheit der Momente) nicht einschlägt, *versichert* bloss, ohne evident zu seyn (diess haben besonders *Descartes* und *Fichte* gethan). Die Vernunft ist die Gewissheit, *alle Realität* zu seyn. Diess ist im Allgemeinen die erste Positivität, welche das Selbstbewusstseyn an sich selbst *für sich* ist: das Ich ist die *reine Wesenheit* des Seyenden, was Hr. H. Kategorie nennt. Diese hat den reinen Unterschied *an sich*, welcher also *ist*, aber durchsichtig, nicht als Fund oder Zusicherung irgend woher, sondern als *Anfang des Begreifens.* Was bey diesem Allgemeinen, welches eben nur Anfang selbsterworbenen höheren Daseyns ist, stehen bleibt, ist leerer Idealismus, welcher fort und fort sucht und nicht findet. Aber die wirkliche Vernunft ist dagegen getrieben, ihre Gewissheit zur Wahrheit zu erheben und das *leere* Mein zu *erfüllen.* — A. *Beobachtende Vernunft.* Früher ist dem Bewusstseyn nur *geschehen*, manches an den Dingen wahrzunehmen und zu *erfahren:* hier stellt es die Beobachtungen und die Erfahrungen selbst an. Die Vernunft geht darauf, die Wahrheit zu wissen; was für das Meinen und Wahrnehmen ein Ding ist, als Begriff zu finden; sie hat jetzt ein allgemeines und das grösste Interesse an der Welt, denn sie sucht sich zu begreifen. Aber nicht das oberflächliche *Mein* ist das Ziel dieses Interesse; die Vernunft ahndet sich als ein tieferes Wesen, denn das reine Ich *ist* und muss fodern, dass das mannichfaltige Seyn ihr als das Ihrige selbst werde, dass sie sich als die Wirklichkeit anschaue. Aber vor allem muss sie sich an ihr selbst vollendet haben, um ihre Vollendung zu erfahren. Durch die Beobachtung strebt die Vernunft sich als seyenden Gegenstand, als wirkliche sinnliche Gegenwart zu finden, und was sie findet, ist nicht mehr bloss ein allgemeines Seyn; sondern sie verwandelt ihre Sinnlichkeit unmittelbar in Begriffe, und erkennt die Dinge, die ihr nun nur als Begriffe Wahrheit haben und als ein seyendes Denken. Das Resultat wird diess seyn, dass das Bewusstseyn *für sich* selbst werde, was es an sich ist. — a) *Beobachtung der Natur.* Das Wahrgenommene muss vorerst die Bedeutung des *Allgemeinen*, nicht des Sinnlichen haben; aber das Beschreiben, welches oberflächlich die Einzelnheiten heraushebt, und das Sinnliche in die Form des Allgemeinen aufnimmt, würde ins Endlose führen: denn die Vernunft, als bloss beobachtend und beschreibend, ist ein rastloser Instinkt, und in der Unbestimmtheit des Allgemeinen, worin die Besonderung wieder der Vereinzelung sich nähert, und hie und da ganz in sie herabsteigt, ist ein unerschöpflicher Vorrath für Beobachtung und Beschreibung. Das, *woran* die Dinge erkannt werden, ist indess eigentlich dasjenige, was jener Instinct besonders aufspürt, und er würde nie sich beruhigen, wenn das künstliche System niemals mit dem natürlichen übereinstimmen könnte. Diess ist aber wirklich, wo die Gegenstände eine Wesentlichkeit oder ein *Fürsichseyn* an ihnen haben, und nicht Zufall des Augenblicks u. s. w. sind, so nämlich, dass sie nicht bloss das Erken-

nen unterscheidet, sondern *sie sich selbst*, wie z. B. das Thier durch Klauen und Zähne. Von solchen Unterscheidungsmerkmalen aus muss nach dem Gesetz und dem Begriff geforscht werden; der Vernunftinstinct beharrt auf der Wahrheit des Gesetzes in der Erfahrung, und alle Hypothese, und alles *Soll* kann ihn nicht irren, denn die Vernunft ist ja die Gewissheit, Realität zu haben, und die Wahrscheinlichkeit kann ihr nie als Wahrheit gelten. Der Vernunftinstinct geht ferner darauf hin, das Gesetz und seine Momente zum Begriff zu reinigen; darum stellt er Versuche an, welche darauf hinausführen, das Gesetz ganz in die Gestalt des Begriffs zu erheben, und alle *Gebundenheit seiner Momente an bestimmtes Seyn zu tilgen.* So gelangt er zum Begriff der *Materie*, nicht als *einem* seyenden Ding, sondern dem *Seyn als Allgemeinem* (nämlich der Fülle alles Seyns). Was demnach in Wahrheit das Resultat und Wesen ist — der Begriff des Seyns in seiner unmittelbaren Beziehung auf sich selbst, die Mäsigung der Fülle — das Organische — tritt nun als Gegenstand auf, an welchem der Instinct sich selbst finden und verstehen wird. Dem Organischen gegen über aber auch das Unorganische, die Losgebundenheit der Bestimmtheiten entgegen jenem einfachen Begriff, wobey es sich aber sogleich versteht, dass die Beziehungen beider nicht Gesetze zu nennen sind, wie z. B. aller klimatische Einfluss und jede teleologische Beziehung; sondern ist zu allererst jedes Element solcher Beziehungen selbst sein Zweck, und der erste Gegenstand der Erforschung. Jene blofs äusserlichen Beziehungen genügen dem Instinct nicht, der in entschiedenen Charakterzügen das eigene Wesen verklärt zu finden trachtet, ohne dass er eben weiss, was er bestimmt will. Darum hält er aber so fest an dem, was sich selbst erhält, was also den Zweck in ihm selbst verfolgt, was ihm nirgends deutlicher wird, als im Organischen: denn das Beobachten sucht die Momente in der Form des *Seyns* und *Bleibens*, des Charakteristischen in allem Wandel, und wenn im Unorganischen das Seyn mit einmal sich in entschiedenen Zügen zu erkennen giebt, oder in unentschiedenen Momenten stets verschwindet: so gewährt dagegen das Organische in der lebendigen Beziehung des Inneren und Äusseren die interessanteste Beschäftigung. Das Äussere wird auf solche Art immer mehr und immer deutlicher Ausdruck des Inneren. Solche Eigenschaften, welche das Innere ausdrücken, wie z. B. Sensibilität, Irritabilität, Reproduction, verhalten sich für den Vernunftinstinct wie allgemeine Flüssigkeiten (wie man sie auch oft aussprach), und die Beobachtung wird von ihnen ins Endlose fortgeführt, sowohl in Hinsicht des Eigenthümlichen, was man an ihnen sucht, als ihres Verhältnisses untereinander, wo sie dann, statt dass ein qualitativer Unterschied sich festsetzen sollte, als in quantitativen Beziehungen stehend angegeben werden, so dass diese Art von Gesetz suchen und Gesetz geben am Ende gar nicht mehr an die Momente des Lebens geknüpft ist, sondern allenthalben mit allem getrieben werden kann. Auf diese Art sinkt aber das Verhältniss der Lebensmomente zu der äusseren Beziehung herunter, welche gemeine, gegeneinander gleichgültige Eigenschaften, wie Schwere, Härte, Farbe u. s. w. unter sich haben, und man betrachtet nicht mehr den Begriff und die entschiedene Einheit der organischen Natur, sondern das Losgebundene, da man doch die Entwickelung des Inneren erkennen sollte. So wie man diese aber in ihrer Beziehung auf ihre Einheit ernstlich thut, zieht sich der Gegenstand immer mehr in sich selbst, rundet sich und giebt keine Berührungspuncte zur Betrachtung, wenn man nicht das Verhältniss zur unorganischen Natur und in demselben das *wirkliche* im organischen Wesen vor Augen behält, so dass am Ablauf dieses Lebensprocesses der Begriff des Inneren und des Äusseren und des Entsprechens zwischen beiden gefasst werden kann, denn jedes dieser Extreme, für sich allein gefasst, ist sich selbst durchdringlich, und eben darum der Beobachtung undurchdringlich, ist frey in sich und kann nur in seiner Richtung und Beziehung aufs andere *beobachtet* werden, da es allein auf diese Weise sich dem *Processus* widersetzt, mithin beobachtbar wird. Der Vf. windet sich hier durch manche Krümmen, um die Nothwendigkeit der Integration der organischen und unorganischen Natur durch einander und deren Fassung in dem allgemeinen Individuum — der Erde — herbeyzuführen, welche schon lange vor Augen stand, und durch so viel Redseligkeit eben nicht dringender wird. So hat er dann, ebenfalls allzu mühselig, zuletzt erkannt, dass der Beobachtung an dem gestalteten Daseyn nur die Vernunft *als Leben überhaupt* werden kann, und die beobachtende Vernunft demnach in der organischen Natur nur zur Anschauung ihrer selbst als allgemeinen Lebens überhaupt kommt, und die Gestaltungen des innerlichen und besonderen Lebens der Dinge ihr vorerst nur erst als ein Spiel von Beziehungen vorschwebt, ohne dass sie noch den Ernst und die Nothwendigkeit begreift. — b) *Die Beobachtung des Selbstbewusstseyns in seiner Reinheit und seiner Beziehung auf äussere Wirklichkeit: logische und psychologische Gesetze.* Das beobachtende Bewusstseyn wird zu der negativen Einheit des Denkens, d. h. des für sich selbst Seyns, zu dem *thuenden Bewusstseyn* durch die Natur der Sache hingeführt: denn was es beobachtet, *es* selbst hat ja beobachtet, also gethan. Eine Welt des Denkens und der psychischen Erscheinungen stellt sich also der gegen über, welche die blosse Beobachtung gefunden zu haben meint, und eine ist der Wiederschein der anderen, so dass am Ende nur Einheit des *vorhandenen* und *gemachten* Seyns sich darstellt und die Nothwendigkeit wieder weiter treibt. — c. *Beobachtung der Beziehung des Selbstbewusstseyns auf seine unmittelbare Wirklichkeit; Physiognomik und Schädellehre.* Endlich tritt am Individuum der Gegensatz hervor: Bewegung des Bewusstseyns und das feste Seyn einer erscheinenden Wirklichkeit zu seyn, welche an ihm unmittelbar die *seinige* ist. Diess *Seyn*, der *Leib* der Individualität ist ihr nicht gethan ha-

ben. Aber indem das Individuum zugleich nur ist, was es gethan hat, so ist sein Leib auch der von ihm hervorgebrachte *Ausdruck* seiner selbst, ein Zeichen davon, was es in *dem* Sinn *ist*, dass es seine ursprüngliche Natur ins Werk richtet. Sprache und Handlung veräussern ganz und gar, und können vom Ind. selbst als etwas bloss äusserliches behandelt werden — was also genau dem Inneren entsprechen soll, muss annoch *an dem Individuum* selbst seyn. In der Physiognomik soll der Charakter als bewusstes Wesen und als bleibende Gestalt desselben betrachtet werden, und man sollte einigermassen mit Wahrscheinlichkeit aus einer bedeutenden Gestalt, z. B. der Hand, das Schicksal des Menschen bestimmen können, in so fern er selbst sein eigen Schicksal ist. Es kommt alles darauf an, dass man immer sorgfältiger nur auf jene Zeichen dringe und halte, welche selbst die Reflexion über alle Zeichen und Aeusserungen ausdrücken und in den Augenblicken, worin sie dieselbe ausdrücken: so wird auch der tiefverborgene Entschluss, sich unbegreiflich zu machen, sich zuletzt nicht mehr verstecken können, und man käme über die Meinung vom Meinen des Bewusstseyns über sich selbst hinaus. Das *wahre Seyn* des Menschen ist seine *That*, in ihr ist die Individualität *wirklich*. Die Gebehrde und Gestalt mag Theil nehmen am Ausdruck der That, aber sie *ist* diese That nicht, so wie *keine* andere bestimmte — und in wie fern hat das Individuum denn an seiner Gestalt gethan oder nicht gethan? was gehört zum Fixiren der Gestalt durch das eigene Thun, wo die natürliche Bildung schon Gestalt gegeben hat? (Zur Möglichkeit der Entscheidung dieser Fragen gehört nichts Geringeres denn die tiefste Erfassung der möglichen Wirkungs*art* der Individualität selbst.) Der vollständigste, aber eben darum ganz in sich gekehrte, also auch schwer zu ergründende Ausdruck der Individualität ist das Nervensystem — ein Flüssiges, in welchem die angeregten Kreise wieder verfliessen — und wenn sie auch sich fügen und gliedern, doch diese Gliederung selbst wieder nur innerlich bezogen (also auch nur von innen erkennbar) ist. Der Schein will überreden, am Schädel als dem ruhenden äussersten müsse sich diese Innerlichkeit ausdrücken — eben so müsste diess auch an der Wirbelsäule seyn; indess fällt einem dann doch beym Denken u. dgl. gewöhnlich der Kopf ein. Jedoch ist das Hirn eigentlich der Kopf — der Schädel *caput mortuum* (*wenn* diess nun, was man eigentlich doch nicht sagen kann, so sind die Eigenschaften, welche der Schädel andeuten könnte, an ihm vergangen und er zeigte dann doch richtig, was lebendig gewesen ist, welches für das von *Gall* behauptete Verhältniss zwischen Hirn und Schädel schon viel zu viel eingeräumt wäre, weil er dann zur Bekräftigung seiner Lehre nur das Leichtere noch zu beweisen hätte, nämlich dass der Schädel kein *caput mortuum* sey). Je todter nun die Psychologie, desto knöcherner die Eigenschaften (und so mag sich am Schädel manches fühlen lassen von manchen Leuten); freylich lässt sich nicht leugnen, dass man sich einen Mörder z. B. mit diesem, einen Schlauen mit jenem Knorren am Schädel *vorstellen* kann, wesswegen man noch vieles hören wird zur Erweiterung der Schädellehre: aber — der Schädelknochen ist ein so unbefangenes Ding, dass er derley Vorstellungen weder zu- noch absagt: es wird also am Ende durch einen Knorren oder Vertiefung eben so gut etwas angedeutet als nicht, und man *muss* gegen die Schädellehre misstrauisch werden, wenn man sieht, dass ein Knochen für die *ganze Wirklichkeit* des Individuums angesehen wird. (Indessen haben die Schädellehrer gleich allen Verstockten noch Schlupfwinkel genug; unter anderen den, dass sie mit nicht geringem Triumph sagen dürften: unsere Lehre ist mehr als alle Physiognomik, welche mit Ton, Stimme, sprechender Gebehrde u. s. w. zu thun hat, womit man es bey einiger Re- und Inflexion wohl noch zum nicht sprechen und nichts verrathen bringen kann: aber die Schädellehre tastet und begreift dort, wohin sich jene Re- und Inflexion gekehrt hat und sich gleichsam in sich selbst versteckend sammelt — unter das Dach, wo das Individuum nicht mehr verrathen zu werden glaubt — wir haben also die Ausspionirung aufs höchste getrieben u. s. w.) — Der rohe Instinct der selbstbewussten Vernunft fühlt sich zuletzt mit solcher Beobachtung geärgert, und wirklich hat auch hier — mit der Auffassung des Inneren als festen geistlosen Seyns eben solchem Seyn im Ausdruck entgegengesetzt — die beobachtende Vernunft ihre Spitze erreicht und muss sich überschlagen — diese letzte Stufe ist die schlechteste, aber eben darum ihre Umkehrung unvermeidlich. Was aus der *Tiefe* des Geistes *bis ins vorstellende Bewusstseyn* getrieben von der *Unwissenheit* dieses Bewusstseyns nicht gefasst wird in seiner Bedeutung der Tiefe, verhält sich eben so gegen diese Unwissenheit des vorstellenden Bewusstseyns, wie der innere Geistreichthum gegen die armen Schädelbetaster, oder wie der reine, klare, seelenvolle Gesang aus einem schönen Mund zum Kauen, sey es nun Redenwollen und nicht können, oder thierisches Fressen. Edles und Unedles sind nahe bey einander.

B. *Die Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewusstseyns durch sich selbst.* Wie die beobachtende Vernunft in der Einheit des Ich und des Seyns die Bewegung des Bewusstseyns, nämlich die sinnliche Gewissheit, die Wahrnehmung und den Verstand wiederholte: so wird diese Verwirklichung auch die doppelte Bewegung des Selbstbewusstseyns wieder durchlaufen und aus der Selbstständigkeit in seine Freyheit übergehen. Zuerst ist diese thätige Vernunft ihrer selbst nur als Individuum bewusst, und muss als solches seine Wirklichkeit im anderen fodern und hervorbringen — dann aber, indem sich sein Bewusstseyn zur Allgemeinheit erhebt, wird es *allgemeine* Vernunft und ist sich seiner als Vernunft, als an- und für sich schon Anerkanntes bewusst, welches in seinem reinen Bewusstseyn alles Selbstbewusstseyn vereinigt; es ist das einfache geistige Wesen, welches zumal zum Bewusstseyn kommend, die *reale Substanz* ist, worin die früheren Formen als in ih-

ren Grund zurückgehen und für sich nur abgerissene Momente derselben sind. Diess Ziel nun — der *Begriff* in seiner Realität aufgefasst, schliesst schon das *Reich der Sittlichkeit* auf: denn diese ist nichts anderes als in der selbstständigen *Wirklichkeit* der Individuen die absolute geistige *Einheit* ihres Wesens. Die Individuen sind nicht nur *an sich* in der einfachen selbstständigen Substanz aufgelöst, sondern auch *für sich* durch das Opfer der Einzelnheit, womit zumal das Allgemeine in ihnen als Seele und als das Thuende aufgeht. Im allgemeinen Geist — des Volks oder des Geschlechts — hat jeder die Gewissheit seiner selbst, und alle sind für einen wie einer für alle. In einem freyen Volk ist daher in Wahrheit die Vernunft verwirklicht, und es konnten Weise des Alterthums mit Recht sagen: Weisheit und Tugend bestehen in einem den Sitten des Volks gemässen Leben. — Indessen ist diess nur die erste Selbstversicherung im allgemeinen Seyn — gleichsam der volle Schutz des Einzelnen — von nun an beginnt erst die Selbstprüfung und sittliche Welterfahrung im eigentlichen Sinn — das Streben zur wahren Befreyung (der grosse Wendepunct von der Vollendung des classischen Lebens der Alten zu dem nach Innen gewandten Suchen und dem tiefen Drang des Mittelalters). Das Selbstbewusstseyn ist sich nun selbst Zweck — seine Reinigung und Heiligung das Ziel und sein Thun selbst das Gute schon darum, dass es wahres Selbstbewusstseyn und die allgemeine Substanz ihm zugesichert ist. — a. *Die Lust und die Nothwendigkeit.* Die reine Freude über diese Zusicherung, welche das ruhige Selbstbewusstseyn unfehlbar zu seiner Verklärung im Geiste führt, schlägt gar leicht in blinde Lust des Lebens und sich selbst Geniessens aus und wird unbändig, bis sich ihr das *Undurchdringliche* — die Nothwendigkeit — ein dunkles Schicksal entgegensetzt und das Treiben der blossen Lust — (sollte es auch Verzückung in den siebenten Himmel gewesen seyn) in bitteren Kampf verwandelt. Wen der tiefe Schrecken vor der eigenen Negativität nicht tödtet, der mag noch erkennen, dass dieselbe sein eigenes Wesen ist, welches *alle* Kraft der *Selbstgewöhnung* und *Selbsterkenntniss* auffodert. — b. *Das Gesetz des Herzens und der Wahnsinn des Eigendünkels.* Die Nothwendigkeit als unmittelbar in dem Fürsichseyn des Bewusstseyns ist also *Gesetz des Herzens* und das Für sich gilt demnach auch als nothwendig und allgemein. Diess Gesetz des Herzens — die hohe Besinnung, welche die Lust gewonnen — ist nun das Ziel; ihm widerstrebt die Ansicht der allgemeinen Leiden, auf deren Hebung nun die ganze Individualität sich richtet: denn sie sucht nicht die Lust des Einzelnen, sondern das Wohl der Menschheit. Es soll die Individualität und das Nothwendige im ganzen Geschlecht eins und das Gesetz des Herzens seyn. Aber solche allgemeine Wohlfahrt wird gefodert, als ob im eigenen Herzen die Nothwendigkeit aller zur Besinnung gekommen, und in Allen anderen eine schlechthin widerstrebende und daher zu vernichtende Unordnung — lauter Jammer und Leiden — sey. — „Das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit geht darum in das Toben des verrückten Eigendünkels über; in die Wuth des Bewusstseyns, gegen seine Zerstörung sich zu erhalten, dadurch, dass es die Verkehrtheit, welche es selbst ist, aus sich herauswirft und sie als ein anderes anzusehen und auszusprechen sich anstrengt.“ So wird allgemeine Befehdung, Festsetzung und Auflösung des Einzelnen, und andererseits ein Streben zur wahren Wirklichwerdung, zur Erkenntniss der Individualität *als des Verkehrenden* und *Verkehrten;* ein Opfer des einzelnen Bewusstseyns oder — c. Der *Weltlauf und die Tugend.* Es *wird* hier erst das *Gesetz das Wesentliche* für letztere, da es vorher nur im Spiel des Reflexes betrachtet wurde — also zwar ein *Anfang* fester Erkenntniss und tüchtigen Lebens, aber durch das Bestehen auf dem Vorsatz, das Gute durch Aufopferung der Individualität zur Wirklichkeit zu bringen, muss die Tugend im Kampf gegen das negative Princip, welchem nichts heilig (weil es selbst noch nicht sich geheiligt), welches vielmehr den Verlust von allem und jedem wagen und ertragen kann, unterliegen; denn sie hat übersehen, dass die *Wirklichkeit* eben die *Individualität* ist (welche eigentlich das zu heiligende wäre. Ein wichtiges Wort, was sich einst in der, wills Gott, bald weiter gedeihenden Ethik bey mehrerer Ausführung gar eigenthümlich und gross ausnehmen wird. Wir können hier nur tiefere Erwägung empfehlen, auch wohl sagen, dass in demselben ein Aufschluss sey über den absoluten Werth alles, insbesondere des jetzt bey so viel *schlechter Individualität* sich wieder regenden *ascetischen* Tugendheroismus). Es ist also die *Individualität* das eigentlich *Verwirklichende des Allgemeinen;* sie ist selbst Zweck und durch den wahren Gebrauch dieser Kraft wird allein der blinde Weltlauf besiegt. — C. *Die Individualität, welche sich an und für sich selbst reell ist.* „So hat denn das Bewusstseyn nun allen Gegensatz und alle Bedingung seines Thuns abgeworfen; es geht frisch *von sich* aus, und *nicht auf ein anderes,* sondern *auf sich selbst.* An der Individualität als Wirklichkeit ist also der *Stoff* des Wirkens und der *Zweck* des Thuns am Thun selbst.“ Es ist eine Kreisbewegung und das Medium klarer Äther. Bis aber die Individualität zur Realität an und für sich gelangt, *muss* sie einige Momente durchwandeln: a. *Das geistige Thierreich und der Betrug, oder die Sache selbst* — denn jene sich selbst reale Individualität ist Resultat, welches errungen werden muss, eben durch das aus dem Dunkel nach dem Tage strebende Treiben eines geistigen Thierlebens.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Hannover, b. Hahn: *Ausführliches Inhalts- und Sach-Register* zu den 3 letzten Bänden der vermischten landwirthschaftlichen Schriften oder den 3 letzten Jahrgängen der *Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft.* Herausgegeben von Dr. *Albr. Thaer.* 1808. 95 S. 8. (8 Gr.) S. Recens. des ersten Bandes. 1806. No. 195.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *G. W. Fr. Hegel* u. s. w. *System der Wissenschaft.* I Theil. *Phänomenologie* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Individualität ist vorerst *ursprünglich bestimmte Natur*; ihr Thun aber reines Übersetzen aus dem noch nicht Dargestellten ins dargestellte Seyn, so dass sie sich selbst ihren eigenen Inhalt, welcher eben jene ursprünglich bestimmte N. ist, verwirklicht. „Nur dass sie *für sie* sey, was sie *an sich* ist, *muss* sie handeln, oder das Handeln ist selbst das Werden des Geistes *als Bewusstseyn*. Aus ihrer eigenen *Wirklichkeit* (Wirksamkeit) weiss sie, was sie an sich ist, und die ganze Handlung tritt weder als die *Umstände*, noch als *Zweck*, noch als *Mittel*, noch als *Werk* aus sich heraus." Aber mit diesem Treiben zur Individualität und Anerkennen derselben, ist vors erste nothwendig verbunden, dass eine jede Art derselben recht und gut erfunden werde, und man zuletzt nicht weiss, was schlecht ist: denn das Schlechte ist ja immer das individuelle Leben einer bestimmten Natur; die Vergleichung, welche etwa das Schlechtere oder Bessere finden wollte, ist leer, denn sie geht über das Wesen des Werks, ein sich Aussprechen der Individualität zu seyn, hinaus. „Hier findet also weder *Erhebung*, noch *Klage*, noch *Reue* Statt — und das Individuum kann nur Freude an sich erleben." Aber die Werke verschwinden, wie ehemals die Gegenstände; das Thun selbst ist der ursprüngliche Begriff als *absoluter Übergang* oder als das *Werden*. Es müssen sich nun dem Bewusstseyn an seinem Werk der Gegensatz des Wollens und Vollbringens, des Zwecks und der Mittel und dieses innerlichen zusammen, so wie dagegen der Wirklichkeit, aufthun: es muss der Zufall und das Glück zu herrschen scheinen, und gleichsam alles wanken und sinken in den *Abgrund* der eigenen Wirklichkeit. Was ist demnach die Sache selbst und das wahre Werk? —

VI. *Der Geist.* Die Vernunft ist Geist, indem die Gewissheit alle Realität zu seyn, zur Wahrheit erhoben und sie sich ihrer selbst als ihrer Welt und der Welt als ihrer selbst bewusst ist. — Es ist also der Geist das *an* und *für sich* seyende Wesen, welches sich zugleich als Bewusstseyn wirklich und sich selbst vorstellt. — Er ist die sittliche Wirklichkeit. — „Die *lebendige*, *sittliche* Welt ist der Geist in seiner *Wahrheit;* wie er zunächst zum abstracten *Wissen* seines Wesens kommt, geht die Sittlichkeit in der formalen Allgemeinheit des Rechts unter. Der nun in sich selbst entzweyte Geist beschreibt in seinem gegenständlichen Element als in einer harten Wirklichkeit die eine seiner Welten, das *Reich der Bildung* und ihr gegenüber im Elemente des Gedankens die *Welt des Glaubens*, das *Reich des Wesens*. Beide Welten aber von dem Geiste, der aus diesem Verlust seiner selbst in sich geht, vom Begriff erfasst, werden durch die *Einsicht* und ihre Verbreitung die *Aufklärung* verwirrt und revolutionirt, und das in *Diessseits* und *Jenseits* vertheilte Reich kehrt ins Selbstbewusstseyn zurück, das nun in der *Moralität* sich als die Wesenheit und das Wesen als wirkliches Selbst erfasst, seine *Welt* und ihren *Grund* nicht mehr aus sich herausetzt, sondern alles in sich verglimmen läfst, und als *Gewissen* der *seiner selbst gewisse* Geist ist. — A. *Der wahre Geist*, *die Sittlichkeit.* Der Geist, seiner selbst gewiss, will nun wissen alles, was an ihm ist; er — der Sittliche will — einmal handelnd — wissen von der Sittlichkeit seiner Handlung — er will diess an und für sich wissen, womit dann die unbefangene Sittlichkeit zu Grund geht. a. *Die sittliche Welt*, *das menschliche und göttliche Gesetz*, *der Mann und das Weib.* Der Vf. sucht hier in vielen schwerfälligen Reden zu erweisen, wie der Geist sich durchaus *an* und *für* sich zu verklären und das blos für sich zu vernichten trachtet, und durch die Auflösung der Form des Bestehens das Versinken ins natürliche Daseyn aus dem sittlichen abwehrt, und das Selbst seines Bewusstseyns in die Freyheit und in seine Kraft erhebt und erhält. Das negative Wesen zeigt sich hier als die eigentliche Macht des Gemeinwesens und die Kraft seiner Selbsterhaltung; dieses hat also die Wahrheit und Bekräftigung seiner Macht an dem Wesen des *göttlichen Gesetzes* und dem *unterirdischen Reich.* Weiterhin zeigt sich (ohne den Umschweif der Worte, klarer und entschiedener), wie das Individuum und der Familienkreis — als *natürliches* Erkennen zwischen Mann und Weib, als *Bild* des Geistes und Belebung dieses Bildes im Kinde; ferner als das *rührungsvolle* Verhältniss der Hingabe und des Verschwindens zwischen Ältern und Kindern; endlich das ruhige schöne Gleichgewicht geistigen Lebens zwischen Geschwistern, und insbesondere als Vollendung dieses schönen Verhältnisses zwischen Bruder und Schwester, in welcher das weibliche die tiefste Ahndung des sittlichen Wesens hat, aber nicht zum Tag des Bewusstseyns

kommt, sondern bey innerlichem Gefühl verharret, und dem der Wirklichkeit enthobenen Göttlichen — sich dann immer mehr entwickelt von dieser Wurzel des göttlichen Gesetzes und Bestandes aus zur selbstbewussten Kraft der Allgemeinheit, womit der Mann alles an das Licht des Bewusstseyns und der Wirklichkeit bringt, und so zumal auch das *Recht der Begierde* und *die Freyheit von derselben* hat (durch welches alles dann ein menschliches Gesetz zu Stande kommt, das mit dem göttlichen zuletzt völlig übereinstimmen muss). — Die *wahre* Vereinigung des Mannes und Weibes — die *ewige Ehe* ist der Schlüssel und das Fundament dieses ganzen Entwickelungsmoments. — b. *Die sittliche Handlung, das menschliche und göttliche Wissen, die Schuld und das Schicksal.* Allgemeiner Wille und Familienleben hat den Einzelnen im vorigen mehr in Schatten gestellt; er hat noch keine *That* begangen und *diese* ist doch das *wirkliche Selbst.* Sie stört die ruhige Organisation und Bewegung der sittlichen Welt, deren Elemente sich durch sie als Übergang entgegengesetzter und als die Nichtigkeit ihres Selbst erweisen, statt dass sie in jener eins waren. Hieraus ist c. der *Rechtszustand* — die allgemeine Gleichheit geboren als *wirklich geltende* Selbstständigkeit des Bewusstseyns — ein höherer Stoicismus, welcher leicht in skeptischen Schwindel geräth, in dem *leeren Eins* der Person und nun der Haltung bedarf. Die Allgültigkeit lässt die Nichtsgültigkeit vernehmen. Das *Gelten* ist eben der Verlust der Selbstheit, und wir betrachten nun B. *den sich entfremdeten Geist.* 1) *Die Welt des sich entfremdeten Geistes.* a) *Die Bildung und ihr Reich der Wirklichkeit.* Es wird nun ausführlicher dargethan, dass hier die Entwickelung einer anderen Gleichheit als der des Rechts das Ziel ist, und gerade so viel Wirklichkeit als Entfremdung und gerade so viel Gültigkeit als Bildung, d. h. *wohl erworbene* Wirklichkeit ist. Der ganze Abschnitt befasst sich weiter mit der Betrachtung der *verwirklichenden Bewegung und Begeistung* der einzelnen Momente im Gang der Bildung, und sucht zu zeigen, wie die Entfremdung zuletzt sich selbst entfremdet wird und das Ganze durch sie in seinen Begriff sich zurücknimmt. Wie nämlich der Gegensatz von *Gut* und *Schlecht* und gleich ihm der von *Staatsmacht* und *Reichthum* zuerst so beurtheilt, dass jene das allgemeine Seyn, dieser aber das für sich Seyn fördert und nach dem Meinen und Wünschen, oder nach dem Gegenstand für gut oder schlecht gehalten, gemäss der Gleichheit oder Ungleichheit des Selbstbewusstseyns damit — sich alsbald verkehrt und die Staatsmacht als drückende Gewalt angesehen und als das Schlechte, der Reichthum aber als das Gute, das sich preis giebt und allen das Bewusstseyn ihrer selbst verschafft: So ist demnach ein zweyfaches Gleichfinden und Ungleichfinden in Bezug auf Staatsmacht und Reichthum. *Edelmüthig* ist das Bewusstseyn des Gleichfindens von St. und R., so fern es in jener sein einfaches reines Allgemeines findet, in diesem aber zumal auch das für sich Seyn; das Bewusstseyn des Ungleichfindens beider Wesenheiten ist *niederträchtig*; ihm ist St. Fessel und Druck; R. als Wesen ebenfalls ungleich, es sucht in demselben nur Einzelnheit und vergänglichen Genuss. Dort also ist Achtung für die gegenständlichen Wesen, hier *Neigung* und *Begierde*, welche verzehren. Dort ist *Ehre* und stolzer Dienst der Ehre und die Äusserungsart durch die Sprache ist *Rath*; die eigene Meinung wird vorbehalten und die Eigensucht regt sich im verborgenen; Schmeicheley dagegen ist das offenbare. — b) *Der Glaube und die reine Einsicht.* Bey der Selbstentfremdung in der Bildung steht jenseits ihrer die unwirkliche Welt des *reinen Bewusstseyns* oder des *Denkens* als Elementes dieser anderen Welt, deren Gedanken das Bew. zwar *hat*, aber *noch nicht denkt.* Die *Sichselbstgleichheit* des reinen Bewusstseyns ist dem zerrissenen Bew. zwar an sich, aber noch nicht *für es selbst.* Es ist also nur die *unmittelbare* noch nicht in sich vollendete Erhebung, die des entgegengesetzten sich noch nicht bemeistert hat — es flüchtet sich in jene reinere Welt, die es selbst noch nicht verwirklichet hat. Diess ist die auf dieser Stufe mögliche Weise der *Religion* (als Einkehr und Versammlung in sich), nicht die Religion ganz an und für sich, sondern eine Form derselben, wie schon das unglückliche Bewusstseyn und der Glaube an die Unterwelt in der sittlichen Substanz gewesen. Es ist Glauben; aber da das reine Bewusstseyn annoch wesentlich an jenem Gegensatz der gebildeten Wirklichkeit sich entfremdet ist: so muss sich auch seine andere Seite hervorthun — die reine *Einsicht* nämlich als der sich im Selbstbewusstseyn zusammenfassende geistige Process, welcher das Bew. des Positiven, die Form der Gegenständlichkeit sich gegenüber hat und sich dagegen richtet; ihr eigener Gegenstand ist das reine Ich. Der Glaube ist unmittelbar; sein Gegenstand *Wesen, reiner Gedanke*; sein reines Denken fixirt sich in der Vorstellung einer übersinnlichen Welt, indessen sich die Einsicht durch die Rückkehr des Inhalts in das Selbst von fremden Gegenständen erlediget. Glaube und Einsicht sind aber gemeinschaftlich die Rückkehr aus der Welt der Bildung. Wie der Glaube das ruhige reine Bewusstseyn des Geistes als des *Wesens*, ist die Einsicht das *Selbstbew.* desselben. — 2) *Die Aufklärung.* Ihr Wesen ist *reine Einsicht*, also ihre erste nothgedrungene Aufgabe: — *Kampf der Aufklärung mit dem Aberglauben*, welcher in dreyfacher Gestalt, als Betrug der Priesterschaft, Dummheit des Volks und Despotismus der Herrscher erscheint, jedesmal als mit dem *fixirten, an und für sich undurchdringlichen* Inhalt coexistent. Die Aufklärung wendet sich an die ehrliche betrogene Masse, und sucht ihr begrifflose Bewusstseyn zur Einsicht zu bringen. Sie pflanzt also ihr eigenes Wesen unmittelbar im empfänglichen Stoffe fort, ansteckungsartig, unaustilgbar, wo sie Platz gegriffen, weil sie ins Mark des geistigen Wesens dringt; jedes Wehren dagegen verschlimmert die Sache des Betrugs und der Tyranney. Dieses stumme Fortweben des Geistes im einfachen Inneren seiner Substanz ist nur *eine* Seite der Realisirung der reinen Einsicht. Sie verwickelt sich auch

in Kampf und geht in ihrer Negativität zu weit, da sie ein *anderes* zu verleugnen meint und den wahren Inhalt, d. h. sich selbst verleugnet. Sie kämpft gegen den Glauben als vom Bewufstseyn hervorgebrachtes, und weifs nicht, dafs diefs eben seine Stärke ist, welche sie selbst erst gewinnen mufs, um reine Einsicht zu werden. Dabey behauptet sie, der Glaube sey etwas ganz Fremdes, Untergeschobenes, dem aber das Bew. vertrauensvoll sich hingebe; nennt also fremd, was das Eigenste ist, und thut ganz thöricht. Daher sie auch den geistigen, anbetenden Glauben nie betasten mag, weil dieser der nahrhafte Boden der reinen Einsicht ist. Indem sie also sich Bestand und Inhalt erkämpfen will, dichtet sie dem Glauben an, er verehre Götzen, beruhe auf schlechtem Zeugnifs, und verstofse durch Selbstmarter gegen alle Zweckmäfsigkeit des Lebens. Wie mufs demnach die Aufklärung dem reinen Glauben erscheinen? Nicht anders denn als Lug und Trug. 3) *Die absolute Freyheit und der Schrecken*. Vom *Gegen*stand ist jetzt nur noch ein leerer Schein vorhanden, der das Selbstbewufstseyn von dem Besitz trennt: — Es kommt weder zu Gesetzen und Einrichtungen der bewufsten, noch zu Thaten und Werken der wollenden Freyheit: denn alle Gegenständlichkeit ist aufgehoben und die allgemeine Freyheit löst alles in sich auf und die Individualität ist durch Repräsentation und Vertretung um die Wirklichkeit betrogen, um die nämlich, nicht das Gesetz zu geben, sondern das allgemeine Werk zu vollbringen. So ist dann die absol. Freyheit negativ und kann kein pos. Werk oder That hervorbringen, „sie ist nur die Furie des Verschwindens." Ihr einzig Werk ist der *Tod* und zwar der kälteste ohne Erfüllung — kaltes Vernichten, Hinschwinden und Vergehen. Die Anschauung also dieses negativen Wesens des absoluten freyen Selbstbew. von sich selbst ist *Schrecken*, und wie sich die Fülle der Gegenständlichkeit aufgehoben hat, so vergehen auch Sinne und Denken. So wie sich das Selbstbewufstseyn von diesem *Schrecken* erholt, sieht es die Selbsterscheinung entweichen; nicht die jenseitige Nothwendigkeit der sittlichen Welt bindet; die absol. Freyheit geht aus ihrer sich selbst zerstörenden Wirklichkeit in ein anderes Land des C. *seiner selbst gewissen Geistes über*, *der Moralität*, wo das Selbstbew. über den Gegensatz des Bew. Meister wird, und die Gewifsheit seiner selbst keine Zwecke mehr hat, sondern reines Wissen ist. — a) *Die moralische Weltanschauung*. Die Pflicht gilt als das Wesen, sie ist einwohnender Trieb und Ziel. Durch das Handeln soll das Reich der Pfl. immer mehr erweitert werden, und das Bew. der Moralität müfste zuletzt weg allen in der vollkommenen Einheit — sie müfste Instinct werden; diese Aufgabe ist also nur das Postulat der vollen Moralität — was hievon festzuhalten ist, ist die *reine* (ewige) Pflicht selbst, nicht die vielen Pflichten, welche die Sache ins Endlose ziehen, welcher unabsehliche Schein dann zu dem Resultat der moral. Weltanschauung verleitet: „es gebe kein moralisch vollendetes Wirkliches, ja sogar kein moralisch Wirkliches; jene Einheit also liege wohl jenseits dem Wirklichen — es giebt also moral. Selbstbew., aber nur in der Vorstellung, „und so wird geboren b) *die Verstellung*, in der die Harm. der Moral. und Wirkl. geleugnet und doch in der Handlung deren Gegenwart behauptet wird. Diesen falschen Schimmer verabscheut das moral. Bewufstseyn und kehrt in sich zurück, was Hr. *H.* in c) *das Gewissen; die schöne Seele; das Böse und seine Verzeihung*, weiter ausführt, um zu zeigen, dafs erst das Gewissen das *An und für sich* des moral. Selbstbew. ist. Alles ringt zur Erscheinung

VII. *der Religion*, welche, wenn gleich in mancherley Formen z. B. des Übersinnlichen im Verhältnifs zum Verstand, des sehnsuchtsvollen Schmerzens und Ringens zum Gegenständlichen und unvergänglich Gegenwärtigen im unglücklichen Bewufstseyn, woraus die Vernunft als Selbstbewufstseyn, das sich unmittelbar in der Gegenwart weifs, hervorging; ferner als Rel. der Unterwelt im sittlichen Bew.; als Glauben an den Himmel im Wunsch der Vereinigung des Selbst mit der Allgemeinheit, der aber in der Aufklärung unterging, welche nur ein leeres Jenseits hat u. s. w. bisher schon als das Bew. des absoluten Wesens erschienen, dennoch bis jetzt nicht das absolute Bew. an und für sich war. Der Vf. betrachtet nun die Religion als: a) *natürliche*, in welcher der Geist sich als seinen Gegenstand in natürlicher oder unmittelbarer Gestalt weifs; b) *künstliche*, oder als das Wissen des Geistes von sich in Gestalt der aufgehobenen Natürlichkeit oder des Selbst vermittelst des eigenen Hervorbringens des Bew. und der Anschauung dieses Hervorbringens; c) *offenbare*, welche die Einseitigkeit der beiden ersten aufhebend, das *An und für sich* des Geistes offenbaret — die Einheit des Bew. und des Selbstbew. „Hier gelangt er demnach zu seiner *Gestalt*; aber das ist gerade noch die unüberwundene Seite, von der er in den *Begriff* übergehen *mufs*, um die Form der Gegenständlichkeit in ihm ganz aufzulösen. Der Geist hat dann den Begriff seiner selbst erfafst, und seine Gestalt, indem sie der Begriff ist, ist er selbst." Dieser wichtige *Abschnitt von der Religion mufs* gelesen werden. — Vom ewigen Aufgang des Geistes, dem alles erfüllenden *Lichtwesen* beginnt der Verf.; betrachtet dann dessen Negatives die *Finsternifs* die Herrlichkeit des Geistes seinen Morgen, aber noch nicht sein Untergehen *in ihm selbst* — die Lichtgeister und die Geister der Finsternifs — diese älteste Naturreligion — dann den *Pantheismus*; die unschuldige *Religion der Pflanzen und Blumen*, und die schuldvolle *Thierreligion* — ferner den Geist, der den Gedanken seiner noch nicht erfafst hat, als *Werkmeister* strenger Form des Unvergänglichen, zuerst instinctartig, dann mit Gewalt ringend zur Erkenntnifs; anwendend die vorher göttlich verehrte Pflanzenwelt zur Hülle und Verzierung; endlich auch die Thiergestalt bildend und zuletzt überwindend in seiner Hervorbringung des Menschenbildnisses, das vom Lichtstrahl zum inneren Erklingen gebracht in manchen abentheuerlichen und ungeheuren Vermischun-

gen und Versuchen erst in räthselhaften Worten spricht, dann aber immer mehr der Kunst begehrt und aufgenommen wird und durchgebildet vom künstlerischen, sittlichen und wahren Geist, der nur in einem freyen (und *recht menschlich aufgerichteten*) Volke sich an Tag legen konnte. Die Ansicht des Vfs. von der Entwickelung der Götterwelt dem Sichgleichfinden des künstlerischen Geistes mit diesem seinem Werk, dem Erheben über dasselbe, dem Wesen der Orakel, des Cultus, der Reinigungen, der Opfer; ihrer Heimkehr zu dem Opfernden und der Opferung des Wesens selbst im Geheimniss des Brods und Weins und der Entdeckung des Lichtwesens in den Mysterien höherer Weihe; endlich der Feyer des Menschen in geheiligtem Spiel und Bewegung u. s. w. ist tief gefasst, wenn sie gleich noch tiefer, und wir möchten sagen, comparativ physiologisch in der Folge sich darstellen lassen mag. Hr. H. zeigt ferner, wie durch die Rel. der Kunst der Geist aus der Form der Substanz in die des Subjects getreten ist und in der Menschwerdung Gottes die Rel. offenbar wird, und zwar in der vollkommenen das ganze Subject durchdringenden M. W. des göttlichen Wesens, wie diese gänzliche Entäusserung der Substanz vom unglücklichen Selbstbewusstseyn am tiefsten ersehnt und am freudigsten vernommen wird unter allen, die darauf harren; wie die Schwärmerey für andere Momente sich annoch hiegegen setze, der Glaube aber den leibhaftigen und wirklichen *Gott* im *Menschen* sehe, also der sinnlichen Gewissheit genug geschehe wie der *geistigen* und die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens angeschauet werde, was eben der Inhalt der absoluten Religion ist; wie Gott so allein als Geist da ist, und die Hoffnungen der vorhergehenden Welt sich alle dahin drängten; wie bey jener Entäusserung der Substanz in dem Mittelpunct des unglücklichen Selbstbew. Gott als gestorben angesehen, also in Wahrheit alle Abstraction des göttlichen Wesens dem Tod überliefert worden; wie dieser Tod eben die Rückkehr des Bew. in die Tiefe der Nacht des Ich = Ich, das innerste sich einfach Wissen und die reine *Subjectivität* die reine Gewissheit seiner selbst sey; wie dieses Wissen begeiste, die durch die Auferstehung des Gottmenschen begonnene Versöhnung des für sich Seyns im eigenen Selbst zu vollführen, und so durch die ewige Liebe im Thun und Wissen den Menschen auferstehen und verklären zu machen u. s. w. So ist also der Geist *sich selbst* wissender Geist; er weiss *sich*, das, was ihm Gegenstand ist, *ist*; er ist *wirklicher Geist*; aber er muss auch der sich in *Geistesgestalt* (Religiosität) wissende Geist oder das *begreifende Wissen* seyn. Dadurch wird dasjenige zum Element des Daseyns oder zur Form der Gegenständlichkeit für das Bew., was das Wesen selbst ist, nämlich der *Begriff*.

Ob wir Hn. *H.* durchaus verstanden haben, überlassen wir ihm selbst zur Beurtheilung; uns selbst haben wir verstanden, *diess* aber ist gerade des Vfs. tiefste Absicht bey seinem Werk. Was aber die Manier des Vfs. anlangt, so haben wir dabey oft *die* Art der Nothwendigkeit vermisst, welche uns bey Betrachtung eines jeden Momentes ansprechen muss. Diese seine Manier ist oft hart, trocken und schwerer als der Gegenstand zu überwinden; nicht selten auch, was beym Beginn einer solchen Arbeit wohl begreiflich ist, um den Gegenstand unsicher sich bewegend und ängstlich zaudernd, bis sie endlich ihn sicher trifft. Die Frucht ist köstlich genug: die Hüllen fallen bey der Reife von selbst ab. K. I. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Manheim* u. *Heidelberg*, b. Schwan und Götz: *Abhandlung über die Construction des Wissens*, von *Carl Petersohn*. 1806. 88 S. 8. (10 Gr.) Das dieser Abhandlung Eigenthümliche ist ein Gebrauch der *Schelling*schen Philosophie zur Darstellung des Zwecks und des Wesens der christlichen Religion. Da eine Prüfung der Behauptungen des Vfs. hier keinen Platz finden kann: so wird Rec. bloss folgende Ansichten desselben mittheilen. „Gott ist dreyeinig, sagt der Vf., d. h. Gott ist in der Einheit Drey und in der Dreyheit Eins. Denn ist Gott: so ist er nur dadurch, dass er ein Wissen und ein Seyn (Ideales und Reales) in sich fasst. Aber da er derselbe Gott ist, der weiss und der ist: so ist damit keine Verschiedenheit, sondern nur eine unendliche ewige Einheit (Identität) gesetzt. Ewig sendet der ewige Vater den ewigen Sohn und den ewigen Geist, und ewig nimmt er sie zurück in sich. Schon frühe leitete ein glücklicher Instinct die Menschen, diese heilige und einzige Lehre aufzufassen. — Das Ureine, stets sich selbst Gleiche, von keiner Differenz Befleckte, in dem Alles verschwindet, und in verklärter Gestalt nur aus ihm hervorgeht, dieses Ewige, das in der Einheit Allheit, und in der Allheit Einheit ist, ist die Vernunft. Sie ist das Wort, das im Anfang war, und bey Gott war, und ohne das nichts gemacht ist, was gemacht ist, der ewige Gedanke Gottes, der in die Welt spricht, so wie diese selbst nichts als das Fleisch gewordene Wort Gottes ist. — Es kann im Christenthum nur zwey symbolische Handlungen geben. Da in denselben das Unendliche sich in der Form der Kirche fasst: so kann diess nur auf folgende Art symbolisch abgebildet werden. Die Kirche ist dasjenige, in dem das Unendliche endlich, und das Endliche unendlich dargestellt ist. Es lassen sich also in ihr die beiden Seiten, einmal die Aufnahme des Unendlichen ins Endliche, und dann die Zurückbildung des Endlichen ins Unendliche unterscheiden. Dort senkt sich das Göttliche ins Irdische ein, hier schwindet das Einzelne ins Allgemeine zurück. Jenes, in einer symbolischen Handlung abgebildet, ist die Taufe (Ausgiessung, Empfang, in sich Aufnahme des heil Geistes); dieses das Abendmahl (die Verbindung des Gläubigen mit Christus im Genuss des Brods und Weins). — Im Christenthum nichts als Moral finden zu wollen, ist eine ganz verkehrte Ansicht desselben. — Ueber Christus und dem Geist schwebt in lauterem Äther der Identität der Vater. In der Einheit Drey, und in der Dreyheit Eins, strahlt ihre stille Majestät in reiner Göttlichkeit, Himmel und Erde, Leben und Tod ewig vereinend. In Erleuchtung, Gnade und Heiligung spricht sie sich aus, und in Glaube, Liebe und Hoffnung fasst sie das Gemüth, und so ist jetzt kündlich gross das gottselige Geheimniss: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, aufgenommen in die Herrlichkeit. Za.

Druckfehler. In der Recension der *Seidensticker*schen *Einleitung in den Code Napoléon* No. 29. S. 228 ist durch ein Versehen des Setzers die letzte Zeile: *geraume Zeit nach Hadrians Tode fortgedauert ha-*, welche zu der Spalte S. 229 gehört, auf die vorhergehende Spalte gekommen, wo vielmehr so gelesen werden muss: Kein Freund der Nation, kein Weiser im Volk, welcher Erfahrung und Geschichte zu Rathe zieht, kann u. s. w. Auch muss man S. 228. Z. 14 v. u. statt *unablässliche Gilden* lesen: *unablässliche*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt und Leipzig: *Vergleichende Schilderung der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten.* 1808. IV und 250 S. 8. (20 Gr.)

Da die Staaten für eine Art von Maschinen ausgegeben werden, und es oft leider auch wirklich sind: so ist zu verwundern, dass nicht längst schon ein Nürnberger auf den Gedanken gekommen ist, eine Reihe von Staatsmaschinen, wie wir sie in Europa knarren und schreyen hören, in Kork oder Wachs zu modelliren, und an einer Sammlung von Modellen die Staatsorganisations-Lehre, mit einem feinen Stäbchen in der Hand, zu demonstriren, wie der Astronom oder Geograph seine Wissenschaft am Himmels- oder Erd-Globus für Geist, Auge und Hand zu demonstriren pflegt. Was man cubisch sieht, sieht man am besten; man hat auch hinlängliche Ursache es zu sehen, weil man sonst Gefahr läuft, sich die Augen daran auszustossen, und so vom Nichtsehen blind zu werden, wie Andere es vom Sehen geworden sind. Der Künstler dürfte aber bey dem Bau und der Structur der einzelnen Staaten nicht stehen bleiben, sondern er müsste, so viel möglich, auch den allgemeinen Organismus in dem grossen Ganzen der europäischen Föderation darzustellen suchen. Zu dem Ende dient folgender Vorschlag: es wird ein Wasserrad von einem riesenmässigen Umfange verfertiget; auf das Rad ergiessen sich, um es in den gehörigen Umschwung zu bringen, reiche Hülfsquellen, aus der Nähe und Ferne, in geheimen und offenen Kanälen, durch Saug- und Druck-Werke herbeygezogen; von des Rades Kurbel wird ein Gestänge in Bewegung gesetzt, welches durch ganz Europa, und durch eine lange Reihe seiner Staaten, wie durch einen Zug von Gruben oder Zechen, schiebt.

Einstweilen kann das vorliegende Buch die Stelle eines solchen Kunstcabinets auf das Beste vertreten. Der ungenannte Vf., der einen nicht engen Erfahrungskreis gehabt zu haben scheint, und seinen Gegenstand vollkommen beherrscht, liefert eine vergleichende Beschreibung der vorzüglichsten Staatsverwaltungs-Organisationen in Europa. An der Spitze steht die Idee einer guten Organisation, vorzüglich nach *Schlözer* und *Rehberg* ausgeführt. Daran schliessen sich die mancherley Gebilde der Wirklichkeit in Frankreich, Westphalen, Preussen, und wie die Staaten in der Ordnung, je nachdem sie mehr oder weniger noch in dem alten Uhrwerke ihrer Geschichte, oder in irgend einem neuen Systeme gehen, weiter auf einander folgen mögen. Ausser den drey eben angegebenen Staaten sind mit in die Parallele gezogen worden: Berg, Bayern, Wirtemberg, Baden, Sachsen und Österreich. Hin und wieder ist auch von erloschenen Lichtern die Rede, z. B. von Hessencassel. Am ungernsten vermisst Rec. in dieser Gesellschaft das Königreich Italien. Dieses ist der Staat, wo man zuerst eine Revolution *von oben* sah, nachdem in Frankreich die Revolution *von unten auf* zum Ziele gelangt war, und wo man daher zuerst für gut fand, das französische Muster *auf dem Grunde jenes Unterschiedes*, dessen Wichtigkeit dem Scharfblicke Napoleons nicht entgehen konnte, in mehreren bedeutenden Puncten bey der Nachahmung zu verlassen. Bey den übrigen Staaten, in welchen die Revolution gleichfalls von oben kam, oder die durch eine Revolution von oben entstanden, war es sicherlich wohl gethan, sie in solchen Dingen, auf welche jener Unterschied Einfluss hat, mehr nach dem Muster von Italien als von Frankreich einzurichten. Dadurch bildete sich eine zahlreiche Classe von Staaten, zu welchen auch das Königreich Westphalen gehört, die in mancher Hinsicht nicht unmittelbare, sondern nur mittelbare Abdrücke von Frankreich sind, und zu einem nicht unbeträchtlichen Theile aus Italien erläutert werden müssen. Die Genesis ist dann von dem Originale aus durch die Reihe der Copieen folgende: Idee — Frankreich — Italien — Westphalen.

Seinen Hauptzweck setzt der Vf. in *Beschreibung*, die er, seiner eigenen Angabe nach, genommen hat aus den französischen Gesetzbüchern, mehreren französischen Zeitschriften und älteren Schriften über die französische Staatsverwaltung, *Fleurigeon's Code administratif*, dem *Almanach Impérial*, deutschen Staatskalendern, Regierungsblättern, Gesetzsammlungen. Man suche daher bey dem Vf. nicht Erfahrungen und Urtheile über die Erfolge neuer Verwaltungseinrichtungen dieses oder jenes Staats, nicht Entwickelung der Regierungsgrundsätze, sondern nur Schilderung der Organisation, nur Darstellung des Systems der Staatsverwaltung in ihren äusseren Formen.

Gleichwohl ist der Vf. bey weitem nicht *bloss* Referent. Nicht selten hat er seinen Beschreibungen durch gute Bemerkungen über folgende Fragen einen pragmatischen Gehalt gegeben: welches sind die Gründe der Organisations-Verschiedenheit der Sta-

ten, sowohl in ihren Verhältnissen zu einander, als auch in ihrem gemeinschaftlichen Verhältnisse zur Idee? Wie gross ist der Abstand dessen, was hie oder da zu geschehen pflegt, von der Idee? Welche Vortheile oder Nachtheile gewährt die eine oder andere Einrichtung? Welche insonderheit das in Frankreich auch in der Staatsadministration durchgeführte Einheitssystem? Wie verhält es sich mit der Möglichkeit oder Rathsamkeit eines Überganges aus bisherigen Zuständen in neue? Warum war und ist es auch hier so schwer, sich in der Praxis dem Ideegerechten zu nähern, und worauf beruhte die auch hier so lange geübte Kunst, das Licht im Dunkeln nicht zu sehen, ob man gleich nicht blind ist?

Bey der oft nur leisen Berührung dieser Fragen geht die Haupttendenz des Vfs. dahin, das jetzige französische Verwaltungssystem als dasjenige, welches der Natur der Sache und den Anfoderungen der Idee am meisten Genüge leiste, auszuzeichnen, ohne jedoch die schwachen Seiten dieses Systems zu übersehen, oder die Schwierigkeiten, die der Nachahmungslustige zu überwinden hat, zu verstecken; desgleichen ohne die deutschen Fürsten zu tadeln, dass sie bisher nicht eifriger auf Neuerungen dachten, da ihre Völker den Glanz eines harmonischen Verwaltungssystems nicht vermissten, und in dem alten, mit Aufsätzen und Nebengebäuden erweiterten, wenn gleich nicht verschönerten Staatsgebäude sich wohl befanden. „Der Zweck dieser Schilderung (bemerkt der Vf. selbst) ist: das Publicum mit dem Geiste des Systems der französischen Staatsverwaltung näher bekannt zu machen, und denselben durch Vergleichung mit dem Einheimischen kräftiger herauszuheben; für Kenner Materialien zur leichteren Übersicht und Beurtheilung zusammenzustellen; bey Laien dem ungünstigen Eindruck schwer zu vertilgender Nationalvorurtheile entgegen zu arbeiten; das Gute oder Böse, es sey vaterländisch oder fremd, gleich wahr und einfach darzustellen."

Am französischen Systeme lobt der Vf. insonderheit: es entspreche in seinen ersten Grundzügen dem Zwecke der Vereinfachung, Übereinstimmung und Unterordnung unter einen Centralpunct völlig; die Hierarchie der Verwaltungsbehörden sey einfach und folgerecht; sie erleichtere die Übersicht des Ganzen und die allgemeine Aufsicht; sie beschleunige den Geschäftsgang und die Ausführung; sie concentrire in der obersten Leitung alles; sie verbinde gewissermassen das herrschende Einheitssystem mit dem Collegialsystem. Auf der anderen Seite aber findet es der Vf. bedenklich, dass jene Hierarchie den höchsten Grad des Vertrauens und Glaubens an die Berichte des Einzelnen, auf dessen Einsicht, Fleiss und Redlichkeit man sich in allen Localbeziehungen ganz verlassen müsse, voraussetze; dass durch die Concentrirung in der obersten Leitung gerade da ein übermässiger Geschäftszudrang bewirkt werde, wo die Einfachheit am nothwendigsten sey; dass endlich die ganze Einrichtung nur auf die höchste Vollkommenheit der obersten Leitung, auf eine unermüdete Thätigkeit, auf stets gleiche Kraft, auf immer wirksamen Nachdruck von oben, *folglich auf die Person des ausserordentlichen Regenten, der sich diese Formen und Werkzeuge geschaffen hat*, berechnet seyn könne.

Warum aber soll sich der Ritter seine Rüstung nicht so stark und schwer wählen, als er sie selbst zu tragen vermag, mehr in der Hoffnung, dass seine Nachkommen in selbige hineinwachsen, als mit der Furcht, dass sie darunter erliegen werden? Haben wir die Waffen unserer Vorfahren, die wir in den Rüstkammern zu unserer Beschämung hängen sehen, schon darum getadelt, weil wir jetzt zu schwach sind, sie zu handhaben? Es würde schlecht um die Menschheit stehen, wenn ihre Heroen es vorziehen wollten, sich zu den folgenden Geschlechtern herabzulassen, statt sie zu sich heraufzuheben; oder wenn solche Revolutionen, wie die französische, keine anderen und höheren Entschlüsse zum Resultate haben sollten, als dass man sich in den alten und ausgefahrenen Geleisen fortschleppen, und es für zu unbequem oder zu gewagt halten wolle, neue Bahnen, die man als die richtigeren entdeckt zu haben glaubt, zu versuchen. Napoleon hat bey seinen Schöpfungen an seine Nachkommen gedacht, aber nicht mit der Voraussetzung, seine Nachfolger möchten nicht gross genug seyn, das wenigstens zu erhalten, was er selbst nicht schaffen und einrichten konnte, ohne ungleich grösser zu seyn. „*J'espère* (sagte Napoleon zum Senate bey Stiftung der erblichen Kaiserwürde) *que la France ne se repentira jamais des honneurs, dont elle environnera ma famille. Dans tous les cas, mon esprit ne sera plus avec ma postérité, le jour où elle cesseroit de mériter l'amour et la confiance de la grande nation.*" Bey einer anderen Gelegenheit: „*Mes descendans conserveront long-tems ce trône. Dans les camps, ils seront les premiers soldats de l'armée, sacrifiant leur vie pour la défense de leur pays. Magistrats, ils ne perdront jamais de vue, que le mépris des lois et l'ébranlement de l'ordre social ne sont que le résultat de la foiblesse et de l'incertitude des princes.*" Bey einer dritten Gelegenheit: „*Si quel qu'un de ma race devant me succéder, oublioit le serment, que j'ai prêté, et que, trompé par l'inspiration d'une fausse conscience, il vint à le violer, je le voue ici à l'animadversion publique, et je vous (le Sénat) autorise à lui donner le nom de Néron.*"

Die vom Vf. gewählte Methode ist *für seinen Zweck* gewiss die richtige. Er hält das Französische gegen das Ideegerechte, und das Übrige gegen das Französische. Frankreich steht in der Vergleichung in der Mitte und ist, schon dieser Stelle nach, der vorzüglichste Gegenstand des Buches. Die Hauptabschnitte in der vergleichenden Darstellung sind aber nicht nach den Staaten, sondern zuerst nach den *Anstalten* und *Einrichtungen*, die zur Ausübung der Rechte der höchsten Gewalt in einem Staate zu treffen sind, und sodann nach den *Hauptgegenständen* der Staatsverwaltung gemacht worden. Unter einem jeden Hauptabschnitte ist dasjenige, was jeder Staat nach seinem Verwaltungssysteme dafür aufzuweisen

hat, vergleichend zusammengestellt. Man findet folglich in diesem Buche ein *System* mehrerer wirklich vorhandener interessanter Staatsverwaltungen, aus dem Gesichtspuncte einer allgemeinen Theorie der Staatsorganisation, mit besonderer Hervorhebung der französischen Staatsverwaltung, bearbeitet. Nächst Frankreich sind vorzüglich die Königreiche Westphalen und Preussen berücksichtiget worden. Über die preussische Monarchie fällt der Vf. das allgemeine Urtheil: „sie hat durch ihr Beyspiel auf die Verwaltungssysteme der meisten deutschen Staaten mächtig gewirkt, und wenn man nicht leugnen kann, dass sie durch Ordnung und Zusammenhang in ihren Einrichtungen vor anderen sich auszeichnete: so wird man auch einräumen müssen, dass sie nicht nachtheilig gewirkt hat; wäre es auch nur in der Hinsicht, dass durch ihr Beyspiel manche Regierung aus einer allzugemächlichen Ruhe geweckt wurde."

Dass ein solches Werk, insonderheit in unseren Tagen, von sehr grossem und vielfachem, sowohl theoretischen als praktischen, Nutzen sey, liegt am Tage. Der Lehrer der Politik wird sich freuen, in gegenwärtiger Schrift eine Beyspielsammlung für seinen politischen Cursus zu haben. Mehr noch wird die Schrift ausser der Schule willkommen seyn. Die Vergleichung verschiedener Systeme der Staatsverwaltung ist für Jeden, der auf die neue Einrichtung des Staatsdienstes Einfluss haben kann, ohnehin Pflicht. Sie kann aber auch denjenigen dienlich werden, welche das Schicksal bloss dazu bestimmt hat, die Folgen der gewählten Massregeln zu empfinden. Je weniger die eigentliche Beschaffenheit und die Gründe neuer Einrichtungen gekannt und begriffen werden, desto leichter werden sie mit Misstrauen und selbst mit Unzufriedenheit aufgenommen. „Entspricht die Organisation des französischen Reichs den Foderungen der höchsten Zweckmässigkeit für einen gegebenen Staat, warum sollte dieser sie nicht ganz oder in ihren vorzüglichsten Theilen zum Muster nehmen? Enthält sie die Lösung eines der schwierigsten Probleme: so ist sie mit Recht der Gegenstand der Bewunderung aller Nationen, und gehört in so fern ihnen allen an."

Wir möchten jedoch hiebey noch nicht stehen bleiben. Die Vergleichung kann auch als eines der vorzüglichsten Hülfsmittel gelten, den Geist der neuen französischen Civillegislation aufzufassen, welche so innig mit der Verfassung und Verwaltung des Reichs zusammenhängt. Noch mehr; sie hilft nicht bloss den *C. N.* besser verstehen, sondern kann auch den Ausschlag in der wichtigen Debatte für und wider die Annahme dieses Codex in Deutschland geben. Denn wenn hier oder dort in Deutschland die Staatsverwaltung gegen die neue französische weit zurück stehen sollte, was gilt alsdann noch das Hauptargument, womit man dem *C. N.* in den Weg zu treten sucht, dass dieser Codex nicht wohl anders, als in Verbindung mit mehreren französischen Staatseinrichtungen, gegen welche ein guter Patriot die vaterländischen nicht zurücksetzen könne, unter uns aufgenommen werden könne? Dann wird vielmehr der *C. N.* für Deutschland zu einer Arzney, die nicht bloss das Übel hebt, wogegen sie gebraucht wird, sondern nebenher auch mehrere andere Hauptübel anregt und dadurch eine indirecte Veranlassung zur Gründung eines ganz neuen Gesundheitszustandes wird. Die Kur aber darf nicht gescheut werden; denn sie ist in den besten Händen, indem sie unter uns nicht in den Händen des Volks, sondern gut berathener Regenten ist. Zum grössten Glück der Menschheit hat nur Frankreich allein seine Revolution von unten auf gemacht, und hat hierauf seinen Platz so genommen, dass es die übrigen Staaten nunmehro die ihrige von oben herab machen lassen will. Wer der Sache diese Wendung zu geben vermocht hat, der verdient unter den ersten Wohlthätern der Menschheit genannt zu werden.

Vielleicht lässt sich die Vergleichung, wie man sie im vorliegenden Werke *durch Frankreich* zwischen dem Ideegerechten und dem Zufälligen angestellt findet, auch dazu mit benutzen, um mit Hülfe derselben einige Schritte weiter in die noch etwas verschleyerte Zukunft des deutschen Vaterlandes zu blicken. In Frankreich zeigt sich das vollendeteste Einheitssystem: in Deutschland hingegen zeigt sich von diesem Systeme noch wenig oder gar nichts. Wird der grosse Mann, welcher jenes System für Frankreich organisirt hat, wird der das unter seiner Protection stehende Deutschland uneinig und getheilt bleiben lassen? Freylich kann der Gedanke aufsteigen, ob nicht Frankreich fürchten müsse, in eben dem Grade an specifischem Gewichte zu verlieren, in welchem es die Wohlthat oder Wirksamkeit jenes Einheitssystems weiter verbreiten hilft. Allein ein so engherziger und übel berechneter Patriotismus kommt schwerlich einem Kaiser in den Sinn, der bey allem, was er bisher angelegt und eingerichtet hat, von dem Princip ausgegangen zu seyn scheint, dass Frankreich nur in der Gesellschaft vieler gleich cultivirter und gleich blühender Staaten das bezielte Glück erreichen könne; ein solcher Patriotismus lässt sich nicht bey einem Weltreformator suchen, der bey dem europäischen Ganzen nicht stärker an seine Nation denken kann, als er bey seiner Nation an sich selbst denkt. Die Erhabenheit des Geistes verlangt einen Umkreis, der im Verhältniss zu ihr steht, und die Sonne scheint nur darum so weit und breit, weil sie so hoch steht.

So nützlich aber das Buch auf der einen Seite ist: so kann es doch allerdings auf der anderen auch wieder schaden. Denn es beschäftiget sich mit einer Maschinerie, folglich mit einer Sache, die so leicht, vorzüglich in unseren Tagen, dadurch verderblich wird, dass man über der Künstlichkeit und Schönheit die mechanischen Werkzeuge vergisst, wie in jeder Maschine das Getriebe nicht die Hauptsache ist, sondern die Kraft, welche darin wirkt. Wer sich mit der politischen Organologie befasst, kann nicht oft genug, sowohl sich selbst, als Anderen, folgendes Sprüchlein wiederholen:

Der Geiſt iſt's nicht allein, wodurch die Welt
Sich feſt in ihren Angeln hält;
Es treiben der Materien gar viel
In Zeit und Raum mit ihm ſein Spiel,
Und, obwohl ungern, muſs er ſich dazu verſtehn,
In Körpern, wie die Kraft im Räderwerk, zu gehn.
Doch iſt und bleibt das Kunſtwerk dieſer Welt
Im Grund des Geiſtes aufgeſtellt.

Man erwäge ferner, daſs die Cultivirung der Lehre von den Inſtrumenten ſchon manchen Operateur verführt hat, eine unnöthige oder wohl gar miſsbräuchliche Anwendung von den Inſtrumenten, mit gänzlicher Verkennung des Zwecks, wozu ſie da ſind, zu machen. Der Zweck läuft oft Gefahr, durch die Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit der Mittel zu leiden, und es kann dem Staat gehen, wie Peter dem Groſsen, welcher wohl nur deſswegen ſo gern Zähne auszog, weil es ihm ſo leicht ward, oder weil er einen ſo vortrefflichen Pelikan hatte, ſo daſs der kaiſerliche Dentiſt am Ende mehr an ſeinen Pelikan dachte, als an das Recht ſeiner Unterthanen auf Erhaltung ihrer Zähne. Der Staat vergiſst gern, daſs organiſiren und organiſirt werden zwey ganz verſchiedene Dinge ſind. Je mehr er die Kräftigkeit ſeiner Hebel, die Leichtigkeit ſeiner Saug- und Druck-Werke, die Schärfe ſeiner Scheren, womit er unter dem Namen von Schlagbäumen an allem, was kommt oder geht, ſchneidet, kennt und kennen gelernt hat: deſto gröſser iſt die Verführung für ihn, zu oft und zu viel, zur unrechten Zeit und am unrechten Orte, zu heben, zu ſaugen, zu drücken, zu ſchneiden. Soll man aber darum die Meſſer nicht ſcharf machen, weil ſie ſchneiden können?

Daraus wollen wir übrigens dem Vf. keinen Vorwurf machen, daſs er, wie die meiſten, welche ſich damit beſchäftigen, Frankreichs rechtlich-politiſche Einrichtungen den Deutſchen zur Nachahmung zu empfehlen, zu bemerken vergeſſen hat, von welch einem tief liegenden Puncte die Nachahmung billig ihren Anfang nehmen müſſe, wenn ſie mit einem vollſtändigem Erfolge begleitet ſeyn ſolle. Dieſen Endpunct — wir meinen das Repräſentativ-Syſtem — verliert man, wenn es auf das Nachahmen ankommt, ſowohl in als auſser Deutſchland gern aus den Augen.

Es mag daher wahr ſeyn, daſs das Repräſentativ-Syſtem die Hauptgrundlage iſt, worauf in Frankreich der neue Zuſtand der Dinge beruht; daſs wir in Deutſchland, wenn wir uns daſelbſt der Erſchütterung nicht ausſetzen wollen, die mit wirklicher, nicht bloſs ſcheinbarer Einführung dieſes Syſtems nothwendig verbunden ſeyn muſs, nur fortfahren, wie eifrig wir immer das deutſche Handwerk der Nachahmung treiben mögen, neue Flicken auf das alte Kleid zu ſetzen, und daſs es am Ende Frankreich ganz allein iſt, welches einen ganz neuen Rock trägt, der in der Revolution gemacht ward; daſs alsdann ſelbſt der Codex Napoleon in Deutſchland nichts weiter iſt, als ein ſolcher neu aufgeflickter Lappen, nur mit dem Unterſchiede, daſs er von einer ganz eigenen Gröſse iſt, ſich auch unter allen übrigen Lappen ſchon um deſswillen am leichteſten entſchuldigen läſst, weil die Blöſse, die er bedecken ſoll, kaum unanſtändiger gedacht werden kann; daſs das, was in Frankreich durch das Repräſentativ-Syſtem Gemüthsbewegung iſt, in Deutſchland ohne dieſes Syſtem zu einer Grimaſſe und Geſichterſchneiderey wird.

Dennoch brauchte ſich der Vf. durch das alles nicht bewegen zu laſſen, bey ſeiner Vergleichung bis auf jenen Endpunct zurück zu gehen. Denn da, wie der Vf. richtig bemerkt, in Deutſchland die Revolution *von oben* herab gekommen iſt und zum Theil noch kommen ſoll: ſo wird man unter uns wohl nicht leicht mit dem Bau bis an das Repräſentativ-Syſtem, da dieſes *im Grunde* liegt, kommen; ſondern man wird mit allerley flacheren Anſtalten, als Surrogaten, gern vorlieb nehmen.

Wenn nur am Ende nicht auch ſogar noch ſelbſt die Surrogate in Deutſchland unterbleiben. Geſchähe dieſes: dann lieſse ſich freylich nicht abſehen, wohin man die Sachen, die man aus Frankreich zu übertragen im Begriff iſt, anders ſtellen will, als in die Luft. Man würde dann in Deutſchland Gäſte bekommen, ohne Stühle zu haben, auf welchen man ſie bitten könnte, Platz zu nehmen.

In Deutſchland, wie in den übrigen europäiſchen Staaten, lag vormals das Lehnsſyſtem zum Grunde, alſo das Syſtem des Grundeigenthums. Die Staatsverfaſſung beruhte in einer Kette von Eigenthums-Modificationen, welche den Bauer an den Kaiſer knüpfte. Dieſes Syſtem iſt in Deutſchland längſt unkräftig geworden, und iſt, nachdem es durch den Umſturz des deutſchen Reichs ſeine Auflöſung im Groſsen erhalten hat, in ein bloſses Rentenſyſtem übergegangen. Wo es ſonſt um Perſon und Freyheit, um Vaterland und Eigenthum galt, da wird jetzt nur noch mit kleinem Gelde geklappert. In Frankreich iſt das Repräſentativ-Syſtem in die Stelle des Feudalismus getreten; und darauf ruht dort der neue Rechtszuſtand, von der Conſtitutions-Urkunde und den organiſchen Senatusconſulten an bis zu dem erſten beſten Artikel des Codex Napoleon. Was iſt aber in Deutſchland in die Stelle getreten? Bis jetzt oft noch gar kein Syſtem. Denn das Souveränetäts-Syſtem, ſo lange es nicht in verfaſſungsmäſsigen Inſtitutionen fixirt wird, oder ſich nicht wenigſtens ſelbſt darin fixirt, gilt für gar nichts, und iſt negativer Art; man hat darin eine Null für eine Zahl. Es iſt die politiſche *Tabula raſa*. Das Recht der äuſseren Willkühr giebt keinen Grund ab, worauf ſich etwas Menſchliches, Vernünftiges, Rechtliches bauen läſst.

— r.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeſchichte.* Für den erſten Unterricht in der Geſchichte; beſonders für Bürger- und Landſchulen, von *G. G. Bredow.* 4te aufs neue durchgeſehene Aufl. 1808. VI u. 122 S. 8. (4 Gr.) S. Recenſ. der 3 Aufl. 1807 in No. 126.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 FEBRUAR, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Kummer: *Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten* und *Miscellen* von *August von Kotzebue.* 1805. IItes Bändch. 482 S. 1806. IIItes Bändch. 332 S. IVtes Bändch. 338 S. kl. 8. (5 Rthlr. 6 gr.)

2) Leipzig, b. Niemann: *Gesammelte Erzählungen* von *A. E. Eberhard.* IIItes Bändch. 1806. 302 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beide Sammlungen sind besonders in Rücksicht dessen merkwürdig, was unter uns als moralische, geistreiche Erzählung gelten darf. Wenn man ihnen etwa alle romantische Sitte erlassen wollte, die auf dem Boden unserer Gegenwart nur durch einen hohen Grad von Erfindung Haltung gewinnen kann, ja auch sonst Manches, wodurch sich dergleichen Erzählungen oder Novellen zu wahrhaft gebildeten Werken erheben, den Witz z. B., oder dichterische Gestaltung eines tiefen Gefühls: so scheint doch nicht unbillig zu begehren, dass sie mit einiger Sorgfalt und Eleganz, mit etwas Geist und Kenntnis der feineren Welt und in einer gefälligen Sprache geschrieben wären, zumal wenn sie von einem Schriftsteller herrühren, welcher mit solchen Ansprüchen seinem Publicum auch in dieser Gestalt recht oft unter die Augen tritt, und über den fruchtbaren *Cramer* doch weit weg zu seyn glaubt. Was aber an denen des Hn. *v. Kotzebue* vorzüglich auffällt, ist eine ganz eigene specifische Unsauberkeit und Geschmacklosigkeit der Darstellung, welche, alle Lockerheit des Inhalts ihm übrigens zugegeben, jedem reineren Sinn sogar die erste flüchtige Lectüre beschwerlich machen müssen. Denn zu einer Sudeley aller möglichen Manieren unter einander, von denen der Vf. sich vorstellt, dass sie seiner Leichtigkeit zu Gebot stehn, gesellt sich noch ein solches Treiben und Jagen der Schreibart, dass, um es so sinnlich auszudrücken, wie man es wirklich empfindet, er jene alle vorgespannt zu haben scheint, und mit ihnen über Stock und Stein dahin sprengt. Bald geht er dem Voltaire nach, ein andermal ist er August la Fontainisch, bald auf diese, bald auf jene Weise empfindsam und witzig, auf seine eigene immer undelicat dazwischen, wie er denn von dem Büchlein *Ich* an und seit der *gefährlichen Wette* noch nicht gelernt hat, Spass und Schmutz zu unterscheiden. Wir wollen zum Einzelnen übergehn. *Des Pfarrers Tochter* aus dem ersten Bändchen wird hier in einem zweyten Buch beendigt. Wegen des ersten müssen wir auf die Anzeige in No. 82. 1806. dieser A. L. Z. zurückweisen. Man verliess sie dort am Wendepunct, und der Vf. hebt mit folgender Wendung wiederum an: „Die meisten Menschen kitzeln sich mit der Einbildung, sie hätten Grundsätze, könnten vernünftig überlegen, wohl gar Entschlüsse fassen, wie sie heute über eine Sache dächten, würden sie auch morgen darüber denken, und was dergleichen Grossthuereyen mehr sind." Nachdem er einige Seiten so fort discurirt hat, eröffnet er, dass Charlottens erster Gedanke beym Erwachen die — *Maskerade* war. Hieran knüpft sich nun eine, mit allen bekannten, sehr handgreiflichen, Handgriffen durchgeführte, Verführungsgeschichte. Der Fürst des Landes, der gehörig wollüstig, gefühllos und gemein ist, begehrt Charlotten. „Graf Schmieg, ein verlebter Wollüstling, seit mehreren Jahren des Fürsten Unterhändler an Amors Hofe, und folglich sein Liebling, des Landes Fluch und der Unterthanen Abscheu," nebst dessen Gemahlin, suchen sie zu verstricken; der Mann wird auf Commission geschickt, die Frau vom Graf Schmieg in's Haus genommen; man lässt sie Wohlthaten und gute Handlungen beym Fürsten auswirken, schmeichelt ihr, dass sie die Leibeigenschaft werde aufheben können — die Briefe beider Gatten werden untergeschlagen, falsche geschmiedet; endlich wird noch das Mittel gebraucht, Charlottens Vater wegen ketzerischer Predigten dahin zu verurtheilen, dass er seines Amtes entsetzt, und ihm Mantel und Kragen abgerissen werden soll: „Erbarmen! Fürst! schluchzte Charlotte mit kaum noch vernehmlicher Stimme. Da lag er wieder vor ihren Knieen, flehte selbst um Erbarmen, umfasste den schlanken Leib, drückte wüthende Küsse auf ihre Arme, ihren halb entblössten Busen — die Besinnung verliess sie — bewusstlos sank sie zurück — und als sie erwachte — war sie allein — *das Urtheil lag zerrissen zu ihren Füssen.*" Das ist nun eine von den schonenden Darstellungen des Vfs., in denen er sich wohlgefällt, ohne hier die Infamie zu ahnden, die darin liegt, dass Charlotte eben in einem solchen Augenblick ihre Sinne überraschen lässt und das Bewusstseyn verliert. — Nachdem hierauf die Verzweiflung eingetreten ist, dann ihr Mann sie durch neue Missverständnisse ganz ihrem Schicksal überlassen, wird sie entschiedene Maitresse des Fürsten, thut viel Gutes und wenig Übels, und wird auch von ihm verlassen, schleppt sich nach ihrem Geburtsdorf, und endigt ihr Leben auf dem Grabe ihrer Mutter, die aus Gram um sie gestorben war, un-

ter dem Fluch ihres Vaters, und wird begraben „unter den Blumen ihres Kindes. „Wer wagt es, einen Stein auf die Unglückliche zu werfen?"" sagt der Vf. Er hat gut reden und Nächstenliebe üben, denn ist die Unglückliche nicht sein Werk? Die unwissendste Unschuld, sollte man denken, hätte solch einem groben Gewebe leicht entgehen mögen. Hätten sich Charlotte oder ihr Mann nur in den Leih- und Lese-Bibliotheken etwas umgesehen! Ein bis dahin unerhörter *Kniff* ist uns freylich unter denen, welche in Bewegung gesetzt würden, vorgekommen, dass nämlich der Graf, wenn Charlotte mit dem Fürsten allein gelassen werden sollte, sich nicht damit begnügte, seine Gemahlin abrufen zu lassen, sondern im Nebenzimmer eines seiner Kinder so lange *kniff*, bis es aufs ärgste schrie, und sie daneben noch als zärtliche Mutter davon eilen konnte. — Von allen den artigen Anspielungen und launenhaften Ausfällen, die in der ersten Hälfte vorkommen, findet sich in dieser weiter keine Spur; was jene etwa Ekelhaftes an sich hatten, ist hier in das Materielle der Geschichte übergegangen. — *Der Schutzgeist* und *die Rache;* der erste, wie der Vf. angiebt, „einige unbedeutende Zierrathen abgerechnet," eine wahre Geschichte; beide aber, wie er nicht angiebt, nach dem Französischen. Nicht unbedeutende Zierrathen kommen freylich auf Rechnung des Hn. v. K. In der Rache z. B., wo ein abgewiesener Freyer einen anderen jungen Mann von niedriger Herkunft anstiftet, um das stolze Mädchen zu werben, der sie auch unter angenommenem Rang und Namen erhält, hat der boshafte Freyer in *Jena* studirt, und von den neuen Philosophen gelernt, dass die ganze Welt *hors nous et nos amis* aus Dummköpfen besteht — er ersann diesen „teufelischen Plan der Rache, denn unsere heutigen Philosophen sind bekanntlich Menschenkinder wie wir alle." Wie leichtherzig Hr. *v. K.* von teuflischen Plänen spricht! er nimmt dergleichen doch hier offenbar auf seine eigenen Schultern. — Das 3te und zum Theil 4te Bändchen enthält: *Die Frucht fällt weit vom Stamme. Diese* Erzählung ist wenigstens als die bessere anzuführen. Ein lustiger Geselle Florio erheitert etwas die sonst sehr unanmuthige Geschichte des Baudirector Klumm. Die Reise der beiden Freunde ist freylich ein Stück Candide *à la Kotzebue*. Eine besondere Erfindungskraft zeigt sich oft bey ihm in unnöthig widrigen Zusammenstellungen. Wozu bedurfte es des Zuges, dass der Bösewicht Klumm sich auf den Leichenstein der Mutter legen muss, um sich von da als verstellter Kranker in das Haus tragen zu lassen, wo er die Tochter verführen will. Der gute Prediger würde den Reisenden auch ohne dieses Motiv aufgenommen haben. Eben so muss den alten Klumm der Schlag rühren, damit sich die Tochter über ihn werfen und mit ihrem „gelüsteten Busen" die Hand des Arztes berühren kann, den die Liebe zu ihr gerührt hat. Von solchen überflüssigen Häslichkeiten wimmelt es allenthalben bey Hn. *v. K.*, es sind dieses die sehr wesentlichen Überladungen seiner Manier. — *Glückseligkeit* ist aus dem Französischen, und, wenn wir nicht irren, aus zwey Erzählungen zusammengesetzt. — *Das Zinngiessen* und *die kleine Tyrolerin* sind am gleichförmigsten nach *Lafontaine*'schen Mustern hingeworfen, und in der That kann bey solchen Nachahmern der gute *Lafontaine* noch zum Ruf eines Künstlers kommen, der sich zu enthalten, der seine Züge zu wählen weiss. — In *Alles aus Liebe* ist der Vf. ganz er selbst; er lässt seine Heldin eine *tournée* mit einem halben Dutzend Ehemännern machen, und sich mit allen übel befinden, ausser am Ende mit demjenigen, den sie liebt. Ihr erster Gemahl heisst *Novalis*. „Aber noch waren die Flitterwochen nicht verflossen, als die junge Frau eines Morgens in Thränen schwimmend zu ihrem Vater ins Zimmer stürzte, und ihn um der Asche ihrer Mutter willen anflehete, sie zurück zu nehmen. Sie klagte über den grenzenlosen Egoismus ihres Mannes, über die Geringschätzung, womit er sie behandle, über seine Ausschweifungen in Wollust und Opium, und endlich über seine unerträgliche ästhetische Narrheit." So entschlüpft dem Vf. statt Satyre gar oft Niederträchtigkeit; in dem Betracht, dass *Novalis* ein eben so bestimmter Name wie *Jean Paul* z. B. ist, lässt sich jene Schilderung nicht wohl anders nennen.

Unter den Zugaben zeichnen wir aus die Fragmente aus dem Tagebuch des letzten Königs von Polen; vom letzten Jahr seines Lebens, nachdem er den Thron hinter sich gelassen hatte. Es sind Bülletins, die er selbst auf der Reise und in Petersburg dictirte und an seine Freunde nach Warschau sandte. Wie Hr. *v. K.* bemerkt, sind sie zwar nicht eben brauchbar für den Geschichtschreiber, aber haben doch ein hohes Interesse für den Staatsmann und den Menschenkenner. Die Wahrheit ist, dass sie in dieser Sammlung eine wahre Erholung sind, und das meiste Interesse haben, aller Kleinlichkeit des Königs und der ganzen Situation ungeachtet, und obgleich fast nicht Ein markirter Zug darin vorkommt. Als solchen müsste man gelten lassen, dass Graf Kobenzl (der österreichische Bothschafter) sich bey einem Fest zur Belustigung der Gesellschaft in eine *Henne* verkleidete und alle Kinder, die da waren, in *Küchlein*, und dann sein Häuflein gegen alle Angriffe auf eine sehr komische Weise vertheidigte. Ein schönes Talent für einen Staatsmann! Unter diejenigen Züge, welche die grosse Milde des Königs charakterisiren, gehört, dass er den Vf. in Friedenthal bey seiner Vorbeyreise zu sprechen verlangte, ihn mit Höflichkeit überhäufte und den Wunsch äusserte, dass die *jüngsten* Kinder seiner Laune nur seine *jüngeren* seyn möchten, welcher Wunsch nach der Hand reichlich gewährt worden ist. Hr. *v. K.* hatte dagegen einen anderen, den er dem Könige späterhin schriftlich vortrug; er hatte nämlich in der hamburger Zeitung gelesen, der König habe *Memoires de son tems* geschrieben, und bat ihn im Vertrauen auf sein gütiges Benehmen, ihm zu erlauben, diese Memoires aus dem Mspt. in seine Mut-

terſprache zu übertragen. Kein unebenes Anſinnen, das der König jedoch höflich ablehnte. Glücklicher war der Vf. mit *Iwan Iwanow Tſchudrin*, den er auf ſeiner „*letzten* Reiſe von Tobolsk nach Petersburg" zu Kaſan kennen lernte. (Hat er deren mehrere gemacht? Wir wünſchen ihm umgekehrt, aber eben ſo gutmüthig wie Stanislaus, daſs dieſs ſeine *letzte* bleiben möge.) Jener Mann hatte 18 Jahr lang in China unter der Maske eines Eingeborenen gelebt, eine Chineſin geheirathet, und ſchrieb nun in ſeinem hohen Alter die Geſchichte ſeines merkwürdigen Lebens und ſeiner Reiſeabenteuer nieder. Hr. *v. K.* konnte die groſse Anzahl von Heften, die daraus entſtanden war, nicht ſehen, ohne ihrer zu begehren; er bat ihn, gleichwie den König, um Erlaubniſs, ſie *ſeiner* Nation mittheilen zu dürfen. Nach langem Widerſtreben willigte dieſer endlich ein, und verſprach ihm eine Abſchrift nach Petersburg zu ſenden, die auch wirklich erfolgt ſeyn ſoll. Mit dieſem Mſpt. will uns der Vf. nach und nach unterhalten. Die erſte Mittheilung enthält die Beſchreibung einer chineſiſchen ceremoniellen Mahlzeit. Eine gewiſſe Ähnlichkeit der *Tſchudrin*- und *Kotzebue*-ſchen Laune läſst ſich nicht darin verkennen, die Ächtheit der Mahlzeit in allen Ehren.

Zu dieſen geſchichtlichen und völkerbeſchreibenden Beyträgen geſellen ſich auch politiſche; denn wozu fühlt ſich der Vf. nicht berufen! Was in dem Aufſatz *Crommwell* mit groſsen Lettern ſo dreiſt und glücklich aus dem Leben und Thaten deſſelben ausgehoben iſt, zeigt, wie gefährlich Hn. *v. K's.* politiſche Oppoſition werden könnte. Doch, die Wahrheit zu ſagen, weit gefährlicher ſcheint uns ſeine politiſche Allianz. Was lieſse ſich von einem Kriege wohl hoffen, wenn *Kotzebue* der Herold deſſelben wäre, und ſein Schildträger zu den Waffen riefe? Wenn indeſs auswärtige Blätter von ihm als einem Manne geredet haben, der eine politiſche Einwirkung geh bt: ſo ſteht er auch hier wieder vor der Welt als der unſchuldig Verfolgte da. Hat er nicht noch zu rechter Zeit eben ſo vorſichtig und wahrhaft, wie vormals vom Bahrdt mit der eiſernen Stirn, von allem Antheil ſich losgeſagt und ihn auf gute Freunde geſchoben? Und wer wird auch Einfluſs auf politiſche Handlungen einem Dichter zutrauen, der von jeher froh war, Theateractionen mit nothdürftigem Verſtande zu leiten? Deſswegen entgeht ſeiner Perſon die politiſche Bedeutſamkeit nicht; ſie iſt nur von der Art, daſs ſie ein Artikel für die bekannte Schrift *mauvais augures* geweſen ſeyn würde. Ein ſchlimmes Omen iſt es gewiſs, wenn der einen Stern auf die Bruſt bekommt, dem die öffentliche Meinung ganz andere Zeichen zudachte, oder wenn in einem Staat *Kotzebue*ſche Moral und Poeſie unter niederen und höheren Ständen einen allgemeinen Curs bekommt, wobey es kaum zweifelhaft ſeyn kann, ob ſie es iſt, welche die öffentliche Sittlichkeit und Anſtändigkeit untergräbt, oder ob die bereits eingeriſſene Erſchlaffung aller Sitte und Würdigkeit ihr die allgemeine Aufnahme zu wege bringt. Und wenn in den Zeiten des Friedens Jahre hindurch unter öffentlichem Schutz und der Leitung eines ſolchen Mannes eine förmliche Fabrik pasquillantiſcher Schmähungen gegen alles Kräftige und Beſſere der Zeit in der Hauptſtadt blühet: wer kann ſich über das Geſchlecht der Libelliſten wundern, das nach jener Epoche mit ſo edler Freymüthigkeit über den Staat und ſeine Verwalter herfiel? Das heiſst alſo mit Recht Saat von *Kotzebue* geſäet. — Bey Gelegenheit eines aus dem Franzöſiſchen überſetzten, dem General Moreau zugeſchriebenen Verbannungsmonologs bricht die Gelehrſamkeit des berühmten Mitgliedes der Berliner Akademie wieder durch. Es wird des Aulus Gellius darin erwähnt, den die Franzoſen Aulugelle zu nennen pflegen, welches Hr. *v. K.* klüglich wieder ins Lateiniſche überſetzt: „in einem Briefe, den uns *Aulugella* aufbewahrt hat."

Unter den übrigen Beyträgen finden ſich viele, die zu den mannichfaltigen Conſolationen gehören, welche der Vf. ſich ſelbſt giebt. Unter der Aufſchrift *der Name thut viel zur Sache*, erzählt er von *la Motte*, der eine Tragödie als Anonymus gab, die gelobt wurde, weil man nicht wuſste, von wem ſie war, und getadelt, ſobald man es erfuhr. Eine Note ſagt: Gerade ſo ging es *Kotzebue* in Wien mit der Octavia, bey welcher er auch das Incognito beobachtet hatte." Zuletzt kann er ſich nicht enthalten, in den Wunſch auszubrechen, daſs er wiſſen möchte, was man ſagen würde, wenn die *Huſſiten* unter *Goethe's* und *Was wir bringen* unter *Kotzebue's* Namen erſchienen wären. Wer hätte ihn für ſo beſcheiden gehalten? Er ſetzt da ſein Hauptkunſtſtück, zu deſſen Effect er die Kinder ſchaarenweiſe, die Compoſiteurs zu halben Dutzenden und die Jamben und Reime allenthalben her aufgeboten, mit einem flüchtigen Gelegenheitsſpiel von *Goethe* zuſammen. In ſeinem Sinn iſt das alles Mögliche: in welchem Sinn man ihm dennoch die Möglichkeit des Irrthums nicht zugeben kann, bedarf keiner Erörterung.

Aus Hn. *Eberhards* Erzählungen, die ſich in dem nämlichen Kreiſe wie die obigen bewegen, und denen es gleichfalls an allem fehlt, was den Geiſt intereſſiren, irgend die Phantaſie, das Nachdenken, oder nur ein heiteres Wohlgefallen anregen könnte, ſpricht uns übrigens eine geſetztere Feder, eine gewähltere Schreibart an. Dieſer Band enthält deren drey: *der Polyp im Herzen*, *das Document* und *Nur keine Méſalliance!* In der erſten hat das Pikante die Oberhand, in der zweyten das Peinliche und in der dritten das Lehrende. Sie ſind dem Publicum aus anderen Sammlungen bereits bekannt; es wird ſie auch in dieſer leſen, und damit haben ſie und das Publicum ihre Schuldigkeit gethan. Dem Urtheil geben ſie wenig zu ſchaffen. Da aber Hn. *Eberhards* Stärke ſonſt ſich am meiſten aufs Pikante wendet: ſo möchten wir fragen, warum er es nicht lieber auf einem anderen Wege zu erreichen ſucht, als indem er das Sinnlichwidrige mit dem Herzzerſchneidenden in Verbindung ſetzt. Es iſt nichts gegen das Komiſche des Einfalls einzuwenden, daſs der alte Anatom

seine junge Nichte heirathen will, weil er glaubt, ihre Beklemmungen, die dem Geliebten gelten, rühren von einem Polypen im Herzen her, und sich um alles in der Welt diese nahe Beute nicht entgehen lassen mag: aber dass er das Herz ihrer Mutter, die wirklich an jener Krankheit starb, in seiner Sammlung aufbewahrt, es ihr zeigt, sie es ihm entwendet und begräbt, dabey wendet sich einem denn doch das Herz etwas um. Hier genau das Mass zu treffen, wenn es nicht ein höherer Tact thut, sollte das Amt des Geschmacks seyn. N + d.

Berlin, in der Schüppelschen Buchh.: *Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist*, von *A. F. E. Langbein*. 1808. 334 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ein junger reisender Kaufmann (Franz) bekommt durch den Anblick einer schönen Gegend und — eines noch schöneren Mädchens (Rosalie) Lust, sich in einer kleinen Stadt niederzulassen, und hier einen Kramladen anzulegen, und hat darüber mit einem anderen reichen Krämer, welcher der einzige des Orts ist, einen grossen Kampf zu bestehen. Dieser Kampf und Zwist nebst den mancherley Händeln, bis der junge Kaufmann zur völligen Ruhe und zur näheren Bekanntschaft und endlich zum wirklichen Besitze seiner Rosalie gelangt, hat in diesem angenehm unterhaltenden Romane dem rühmlich bekannten Vf. eine herrliche Gelegenheit gegeben, die Philisterwelt in einer kleinen Stadt zu schildern. In dem reichen Krämer Jonas Bulling stellt er ein sprechendes Bild von einem durch Geld und Ansehn stolz und brutal gewordenen Menschen dar, dem die dienstfertigen, bestechlichen Rathsherrn mit allen Nebenperthieen von Neid und Privathass passend gegenüber stehen. Alles hängt unter diesen Menschen natürlich wie eine Kette zusammen, so dass der Vf. sein Spiel unter ihnen recht gut mit einem Anschein von Wichtigkeit treiben, und dem Leser in der Beschränktheit durch die Vorspiegelung eines nach. Verhältniss weiten Kreises die Täuschung der Freyheit verschaffen kann, wodurch es diesem in der kleinen Stadt doch ziemlich behaglich wird, und er über die geringen Händel keinesweges die Geduld verliert. Die Kraft und Leichtigkeit, alles lebhaft zu versinnlichen, wodurch sich *Langbein* vor vielen anderen auszeichnet, macht uns gleich bey seinen Personen einheimisch, und fesselt unsere Aufmerksamkeit, wenn sie auch gerade unsere Phantasie oder unseren Geist nicht sehr beschäftiget. Man kann von diesem Dichter sagen: er dichtet für die Sinne, ist witzig für den Verstand und leichtsinnig - erheiternd für das Gemüth. Die Laune, die bey ihm herrscht, bewährt sich mehr durch den Ausdruck oder durch die eigene Vorstellungsart im Einzelnen, als durch den Gedanken oder die bildende Geistesfreyheit im Ganzen; mit anderen Worten: sie hat sich nicht bis zum Humor aufgeschwungen, so dass sie mit einer Idee durch die kühnsten Bilder und Vergleichungen hindurch die entferntesten Gegenstände berührte, und über das Wesen der Dinge sich herrschend bewiese. Die Laune fällt mehr der Gesellschaft und dem Zimmer, aber der Humor dem Weltall und der Natur anheim, daher die erstere *selten* und der letztere in den Dichtungen *gewöhnlich* romantisch wird. Dagegen hat die erstere mehr die Sicherheit und die Gewissheit für sich, plastisch und überall verständlich und allen unterhaltend zu seyn, und ihres Zwecks bey der Dichtung und Bildung selbst, in der Rundung des Ganzen, nicht zu verfehlen. Dieses Glücks hat sich besonders *Langbein* zu erfreuen, und der grössere Theil der Leser eilt ihm auch daher ohne Bedenken zu; es wäre auch, da er in dem Kreise, worin er dichtet, ganz seinen Beruf erfüllt, fast thöricht, in diesen Bezirk oder in diese Auffassungsart mehr Poesie hinein wünschen zu wollen. Man geniesse den witzig - launigen Dichter, wie ihn Gott erschaffen hat; nur — die Kritik muss es erkennen. Die witzig - komische Kraft seiner Darstellung offenbart sich auf mancherley Weise, oft schon durch einzelne Ausdrücke, wie: der getiegerte Director, statt: der mit Koth besprützte, wo die Anspielung auf etwas Schmuckes in dem Worte *getiegert* der Sache einen Anstrich von Ironie giebt; oft durch Sätze, wie dieser, wo die kleinere, eigentlich unwesentliche Wirkung sich gleich für die Ursach hinstellt, um sie ins Lächerliche zu ziehen; kaum waren diese Worte über seine Lippen, so lag er draussen im Vorsaal (wurde hinausgeworfen), und *drückte seine Gestalt in den reichlich gestreuten schneeweissen Sand;* oder durch eine Belebung des Sinnlichen vermittelst einer Ideenverbindung, wie in dieser Schilderung: er bekam einen blutigen *Gedankenstrich* über die Stirn; das Unterfutter der seidenen Beinkleider *guckte neugierig* über dem einen Knie aus dem Oberzeuge hervor; — das Folgende aber ist gesucht: und einige Westenknöpfe spielten in fernen Winkeln Verstecken. Leider verfällt der Dichter bey seinen sinnlichen Darstellungen öfters ins Übertriebene, was, in seiner Art zu dichten, fast den einzigen Fehler ausmacht; z. B. wenn die sämmtlichen Rathsherren mit der neuen Bothschaft sich athemlos laufen, und Jonas Bulling, der gerade beym Pudding sitzt, sie zur Thür hinauswerfen will, oder wenn die Krämerin über die Schreckenspost, dass ein fremder Kaufmann sich ansiedele, dem regierenden Burgermeister ihre Haube an den Kopf schleudert; oder, wenn es heisst: Schweigt, ihr elenden Fiedler! brüllte sie Bulling an, und versetzte der brummenden Bassgeige einen so grimmigen Fusstritt, dass sie in Stücke zerfiel. *Mit Grausen* fuhren die Musikanten von den Stühlen auf, und retteten sich und ihre Instrumente durch schnelle Flucht." Durch solche Anhäufungen verliert das Komische zuletzt seine Wahrscheinlichkeit, und folglich auch seine Kraft und Wirkung, selbst, so zu sagen, seine Würde. Der anscheinende Ernst des Erzählers wird dadurch gestört, wir sehen plötzlich einen Lustigmacher vor uns, und verlieren auf einen Augenblick das Ganze aus dem Gesicht. Zum Glück kommen solche S ellen in diesem Romane nicht viele vor, und das Meiste bewegt sich mit einer gewissen Haltung, so dass der subjective Scherz sich nur selten in den objectiv-lächerlichen Ernst eindrängt, wie man von einem guten Komiker auch immer erwarten muss. Mit so chen, meist preiswürdigen, Eigenschaften bedarf dieser Roman weiter keiner Empfehlung. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 FEBRUAR, 1809.

ÄSTHETIK.

Göttingen, b. Dankwerts: *Grundzüge ästhetischer Vorlesungen*, zum akademischen Gebrauche von *Heinrich Luden*, Prof. in Jena. 1808. XVI und 136 S. 8. (12 Gr.)

Es war, nach der Vorrede, des Vfs. Absicht: „in dieser Schrift so wenig zu geben, dass sie, ohne die Vorlesungen nicht sollte verstanden werden können, aber genug, um dadurch die Übersicht über den Gang leicht zu machen und die Vorlesungen dem in die Erinnerung zu rufen, der sie gehört hat." — Dieser Absicht zu Folge darf es den Leser nicht befremden, wenn er häufig, und gewöhnlich bey den wichtigsten Gegenständen, ein Wort findet statt der Sache, einen Titel statt des Gehaltes, eine Überschrift statt der Schrift. Solche Grundzüge mögen dem Lehrer bey einem freyen Vortrage als Leitfaden und mnemonisches Hülfsmittel nützlich seyn: dem Zuhörer werden sie wenig helfen, sobald sie, wie die vorliegenden, mehr die Form des Vortrags als seinen Inhalt fixiren. So lieset man z. B. §. 59: „Untersuchung über die Malerey der Alten in Gegensatz der Christen. Beziehung des Charakters der Malerey auf die beiden Zeitalter. Bestätigung des Resultates durch die Geschichte." Der Zuhörer muss Lehrer seyn können, wenn ihm dieses die Vorlesung zurückrufen soll. Dem Leser aber werden solche Bücher oft wie Affichen vorkommen, welche die Neugierde auf etwas noch Vorenthaltenes nur spannen, ohne selbst zu befriedigen.

Der Kritiker darf diesen Mangel so wenig unbemerkt lassen, als er sein Urtheil darauf beschränken oder dadurch in Ansehung des Buchs selbst zum Vorurtheil werden lassen darf, sonst gleicht er dem Zeloten, welcher seinen Unwillen über die wenigen Kirchgänger eben diesen wenigen zu empfinden giebt. Ein Autor verlangt mit Recht eine freye, unbefangene Aufnahme seines Buches und jedes darin enthaltenen Satzes. Sollte ihn auch die Kritik verwerfen: so darf doch der Kritiker ihm nicht früher die Achtung versagen, bis die Kritik an ihm ihr Geschäft geendigt hat. Allein, wo der Autor selbst als Kritiker handelt, indem er fremde Ansichten seines Gegenstandes aufstellt, da übe er auch selbst die Pflicht, welche er von seinem Kritiker fodert. Er gehe auf den Punct zurück, auf welchem der Irrthum der fremden Ansicht erzeugt ward, und suche den Grund seiner Zeugung; denn der Anfangspunct eines Abweges fällt nothwendig in die Linie der Wahrheit. Unser Vf. beobachtet dieses nicht, z. B. wo er §. 5 das Zeitalter in Rücksicht auf die Kunst zu schildern versucht. Er nennt die bekannte Spaltung in a) Prosaisten, Stylisten, Materialisten, deren höchstes Streben der Vortheil, höchster Gott der Verstand; b) in Poetisten, Formalisten, Schwebler, deren höchstes Streben das Endlose, höchster Gott das Leere ist. Welcher formalste Formalist hat aber jemals das Leere als höchsten Gott aufgestellt? Freylich lässt sich der Idealismus so karikiren, dass etwas Ähnliches daraus resultire: allein das Resultat einer karikirten Darstellung als Widerlegung einer Meinung aufzustellen, mag der ephemeren Persiflage anstehen, nicht aber dem Lehrbuch einer Wissenschaft. Auf eine ähnliche Art übereilt der Vf. die Untersuchung S. 130, wo er spricht: „die Frage, ob der Chor (in der Tragödie) wieder einzuführen, ist fast widersinnig. Als ob der Genius, *major pars* für *sanior pars* haltend, sich nach den Stimmen richtete!" Das thut der Genius freylich nicht. Untersucht denn aber nicht die ganze Ästhetik ähnliche Fragen, und entscheidet nicht das Kunsturtheil nach solchen — gefundenen oder geahneten — Resultaten, ob ein Werk genial sey oder nicht? Müsste man also des Vfs. Grundzüge nicht mit denselbem Namen belegen, (den wir in dieser Beziehung mit Unrecht wiederholen würden,) wenn der Vf. Recht hätte?

Allein abgesehen, dass jene Schilderung die wahre Meinung entstellt: so stehen sich jene Parteyen, welche der Vf. als entgegengesetzt schildert, nicht richtig entgegen. Seine materialistische ist mehr eine kritische Partey, welche die Kunst und Wissenschaft nach ökonomischen und Verstandesprincipien beurtheilt, daher auch nur ihre Ansichten der Dinge erwähnt werden; seine formalistische hingegen ist eine poetische Partey, daher auch ihre Producte hier mit in Betrachtung kommen. Die Schwebler werden mit Unrecht hier genannt. Diese haben kein festes Princip, und sind wegen ihrer regen Empfänglichkeit Beute des Augenblicks und Anbeter nicht nur fremder, sondern auch eigener genialer Einfälle, die sie für Urlichtsmeteore halten, weil sie, geblendet oder von Natur kurzsichtig, die Wolke nicht sehen, welche wetterleuchtet, oder den Stumpf, der phosphorescirt. Man sollte sie indessen nicht zu sehr bespötteln; sie sind thätige Negocianten, die freylich oft falliren, aber dabey manches treffliche Gut in Umlauf bringen; dabey ist auch der geistige Handelsstaat so wenig geschlossen, dass der Spötter ge-

wöhnlich sich selbst mit dem eigenen Pfeile zugleich verwundet.

Zum Schlufs der Schilderung jener Parteyen sagt der Vf.: „Die verwelkte Naturblüthe belebt keine Kunst; Griechenland ist dahin, der Katholicismus für uns todt.“ — Die alte Kunst wird oft, auch in diesem Buche, griechische oder heidnische, die neue christliche Kunst genennt; kann also obiger Satz einen anderen Sinn haben, als: für uns ist alte und neue Kunst verloren und todt? Nach §. 29 sind aber Künstler und Kunstfreunde beide mit einander gegeben, setzen sich gegenseitig voraus und erfüllen nur Einen Gedanken der Gottheit. Da es nun jetzt Kunstfreunde giebt, sonst hätten wir keine Ästhetik, ja nicht einmal obige Klage über den Verlust aller Kunst: so muss es auch Künstler geben, folglich Kunst, und weder griechische noch christliche Kunst ist verloren. Sollte hier der Vf. sich nicht selbst einer kleinen Schwebeley schuldig gemacht haben, die jeden ergriffenen wahren Satz hinaufschraubt zu einer Extensität und Intensität, bey welcher der Organismus der Wissenschaft so wenig gesund bestehen kann, als der animalische Organismus, wenn einzelne Glieder es den anderen an Eigenleben und Energie zuvorthun wollen? Weder Götterglaube, noch Katholicismus an sich machen den Bildner und Maler, der Kunstgeist ist es allein; was ohne ihn Götterbilder sind, zeigen ägyptische, chinesische, japanische, amerikanische, indische und selbst manche griechische Reliquien. Der Genius schafft — nicht Gott, sondern die Götter, folglich auch ihre Bilder, der eigentliche reelle Cultus schadete vielleicht der Kunst mehr, als er sie beförderte; so malte z. B. der Götterglaube seine Statuen bey feyerlichen Processionen, und bekleidete sie, was der Schönheitssinn eben nicht billigt. Sollte nun der Genius beschränkt seyn, und auf der einen Seite gleichsam gelähmt, weil der Götterglaube nicht mehr reell vorhanden ist? Wehe dem Kunstwerk, das nicht die allgemeine Sprache aller Geister spricht, und einen reellen Glauben vorfinden muss, um anerkannt zu werden! Shakespeare's Macbeth, Goethe's Erlkönig leben in einer Welt des Geisterglaubens, aber diese Welt mit ihrem Glauben erwacht, so wie jene Gestalten auftreten, wie Träume, wenn der Schlaf erscheint.

Das Buch selbst zerfällt nun in zwey Haupttheile, wovon der erste die Construction der Idee des Schönen in der allgemeinen Form der Kunst enthält. „Die Tendenz des menschlichen Geistes — sagt der Vf. — ist immer eine und dieselbe: Eins zu werden mit dem Universum, jede Trennung aufzuheben zwischen Welt und Geist. Erreichen kann er das Ziel auf fünf Wegen: durch die Philosophie, die Religion, die Tugend, die Wissenschaften und das Schöne.“ — *Schlegel* wird getadelt, dass er die Wissenschaften von dieser Fünfzahl ausschliesst; allein, wenn der Vf. §. 12 ihre Aussöhnungskraft daher leitet, dass „in der Freudigkeit des Gemüths der Gelehrte entweder die Welt vergesse, oder durch die Wissenschaften lerne, wie das auszuführen sey, was der sittliche Sinn wirklich zu machen drängt“: — so hat er wenig oder nichts gesagt. Heisst das Welt und Geist vereinen, wenn dem Geist Vergessenheit der Welt gegeben wird? dann hindert nichts, als sechsten Versöhner den Schlaf, den Rausch, oder abmattende Handarbeit anzunehmen. Von der anderen Seite aber finden sich die Mittel, die Foderungen des sittlichen Sinnes zu verwirklichen, in den mechanischen Künsten und Handwerken eben so gut als in den einzelnen Wissenschaften, und so wär' in ihnen der siebente Mittler gefunden, dem bald mehrere folgen werden. Wird aber alles geadelt: so sind wir auf demselben Platz, von welchem wir ausgingen, und es ist um die Versöhnung und Einswerdung mit dem Universum von neuem geschehen. *Schlegel* möchte also wohl Recht haben, dass er neben der Philosophie die Wissenschaften nicht erwähnte.

„Die *Philosophie* hebt (§. 9. 10) jene Trennung auf durch die Überzeugung, dass in allem Irdischen nur das Eine, Göttliche sey; die *Religion* dadurch, dass diese Überzeugung bey ihr zum Gefühl geworden ist; die *Sittlichkeit*, das Umgekehrte der Religiosität, indem sie das Objective nach dem Subjectiven, in welchem sie das Göttliche gewahrt, zu gestalten sucht.“

Nach dieser Ansicht, wie sie im Buche — ohne die mündlichen Erläuterungen des Vfs. — vorliegt, ist die Sittlichkeit mit der Religion und Philosophie in ewiger offenbarer Fehde. Sie ist nicht nur theoretischer Weise „das Umgekehrte der Religiosität“ sie zerstört sogar feindlicher Weise den religiösen Sinn. Denn die Religion fühlt und die Philosophie erkennt in allem Irdischen und Wirklichen das Eine Göttliche. Die Sittlichkeit will aber das Irdische, also das Göttliche Objective, umgestalten nach dem Göttlichen Subjectiven, sie streitet mithin um Gotteswillen mit Gott, und widersetzt sich der Religion und der Philosophie. Statt den Geist mit der Welt zu versöhnen, erneuert sie nur den Streit auf einer höheren Stufe, wo der Geist das Göttlich Subjective und die Welt das Göttlich Objective heisst. Es entsteht eine Titanomachie statt des Kriegs, in welcher die göttliche Wirklichkeit der göttlichen Sittlichkeit oft unübersteigliche Berge in den Weg legt, so, dass der Versöhner und Friedefürst erst Ursache des eigentlichen Streites wird, den ein höherer Mittler schlichten muss. Ist nun Sittlichkeit nach §. 11 rein menschliches Handeln: so sind Religion und Philosophie, welche die Göttlichkeit dessen behaupten, was Sittlichkeit umgestalten will, Beschränkungen des rein menschlichen Handelns und der göttlichen, im Subjectiven erkannten Natur, mithin ebenfalls Störerinnen, nicht aber Versöhnerinnen — und so dürfte sich diese Ansicht des Vfs. wegen inneren Widerspruches nicht bewähren.

Ein Gleiches gilt von der letzten Versöhnerin, der *Schönheit*, „der unmittelbaren *Erscheinung* des Göttlichen im Irdischen.“ — „In der Natur, wo das Göttliche wohl im Irdischen *ist*, aber nicht *erscheint*, kann vom Schönen nicht die Rede seyn. In

der Natur — d. h. unter ihren einzelnen Erscheinungen — giebt es kein Schönes. Kein Mensch ist schön. Es giebt nur Schönheit in den Werken der Kunst. Das Schöne ist nur *durch* Menschen *für* Menschen. Die Natur nennen wir nur schön, wenn wir die Idee in sie hineingelegt." — Sonach wird das Göttliche, welches erscheinen soll, durch Menschen zur Erscheinung gebracht, und das im Irdischen seyende Göttliche zum Behuf der Erscheinung dem im Subject gewahrten Göttlichen gemäfs umgestaltet, und es wiederholt sich hier derselbe Streit, wie zwischen den oben genannten Versöhnerinnen, ja das Schöne wird noch weniger die Versöhnung bewirken können, weil es, unzufrieden mit dem Göttlichen, welches *ist*, noch dessen Erscheinung fodert, und also die ganze Natur — welche nach §. 15 nicht schön ist — unversöhnt läfst, während es bloss im Einzelnen das Göttliche erscheinen läfst.

Worin liegt nun der Grund dieser Inconsequenzen? Ohne Zweifel hauptsächlich in dem wörtlichen Übermuth, welcher sich an dem hohen, vielversprechenden Ausdruck: Gott *ist* in allem Irdischen, ergötzt. Kann wohl die Einsicht, das Göttliche *sey* im Irdischen, aber gleichsam latent und gefesselt, bis ein Künstler kommt und es erscheinen läfst, den Geist mit der Welt versöhnen? Ist nicht der gefesselte Gott, welcher auf den befreyenden Zauberer harrt, vielmehr eine neue Fessel, welche die götterbändigende Wirklichkeit um den menschlichen Geist schlingt? Aus jenem Wortübermuth entstehen denn auch die mancherley Widersprüche, z. B. wenn nach S. 18 durch Erhebung der Naturformen kein Kunstwerk entstehen kann, nach S. 40 aber das Wirkliche in der heidnischen Kunst nur geläutert zu werden brauchte, um das Göttliche, welches in der Natur war, erscheinen zu lassen, und endlich nach S. 115 den Alten die Wirklichkeit gar nicht entgöttert war; wenn ferner nach S. 15 das Göttliche in der Natur *ist*, nach S. 40 aber dieses Göttliche nur in der alten Zeit in der Natur *war*, aus der es späterhin zurücktrat. Dieser letzte Satz macht zugleich durch seinen Widerspruch gegen den ersten alle Religion neuerer Zeit zur Lüge und die Philosophie dazu, weil das Göttliche zurückgetreten ist, und es die Philosophie und Religion gleichwohl als in dem Irdischen seyend behaupten. Woher kommt überhaupt dem Vf. die Lehre von diesem Zurücktritt des Göttlichen, da ihn Philosophie und Religion das Gegentheil lehren? Seinen eigenen Sätzen nach ist also jene Lehre höchst unphilosophisch und durchaus irreligiös.

Doch wir verlassen diese vorläufigen Ansichten des Vfs., welche ihm nur seinen Weg zur Hauptsache bahnen sollen.

Durch den bestimmt ausgesprochenen Satz: dafs das Schöne bloss in der Kunst, und durchaus nicht in der Natur sey, bekennt sich der Vf. deutlich zum ästhetischen Idealismus. Die Benennung Idealismus zeigt hier durchaus keine Einseitigkeit der Ansicht an. Denn da selbst der eifrigste Kunstnaturalist gestehen muss, dafs doch nicht alles in der Natur schön sey: so erkennt er etwas Höheres, als das Daseyn in der Natur, als Princip der Kunst an, und wird wider Willen zum dealisten. Diesen wahren Idealismus drückt der Vf. treffend und schön §. 17 so aus: „Das Göttliche, welches in einem Kunstwerke erscheint, ist die vollendete Idee der individuellen Erscheinung, die dargestellt ist." In diesem Satze müssen alle Parteyen zusammentreffen, und sie erkennen ihn auch in der That alle an, wenn sie ihn auch oft mit sehr verschiedenen Worten aussprechen. Nur in der Anwendung gehen die Meinungen aus einander, indem die *Naturalisten* die gewöhnlich unvollendete Erscheinung der Idee in der Wirklichkeit auffassen, und entweder aus mehreren Erscheinungen ein sogenanntes Ideal compiliren, oder das Charakteristische der unvollendeten Erscheinung — nicht der Idee — steigern bis zur Karikatur. So wird z. B. aus Alter ekelhafte Schwächlichkeit, aus Fülle Wassersucht, aus Schlankheit Dürre, aus Weichheit Süsslichkeit, aus Kraft Roheit u. s. w., und solche Kunst bleibt hinter der Idee weiter zurück, als die Wirklichkeit selbst. Der *Idealist* aber, oder Poetist, Phantast, verwirft die Wirklichkeit ganz als unschön, und will die Idee ohne Rücksicht auf ihre — zwar gewöhnlich unvollendete — Erscheinung in der Wirklichkeit der Anschauung individualisiren. Jener schon einmal erwähnte Wortübermuth, nach welchem kein Mensch und gar nichts in der ganzen Natur schön ist, sollte auf die Vermuthung bringen, dafs der Vf. dieser Partey zugethan sey. Allein diese Meinung kann kaum in einem leeren Begriffsspiel sich halten, und verschwindet bey jedem Versuch der Anwendung. Indem der Vf. das Studium der erscheinenden Natur als nothwendig für den Künstler erklärt, sagt er sich von diesem falschen Idealismus los; allein es fallen dadurch auch mehrere seiner Resultate. Z. B. es sey falsch, wenn man durch Idealisiren, d. i. Vervollkommnung, die Naturformen zu Kunstwerken machen zu können glaube. Indem der Künstler die Naturformen vergleicht, findet er eine dem Ideal näher als die andere; indem er die schönere mit dem Ideal selbst vergleicht, bemerkt er den Unterschied; indem er den Unterschied in der Bildung selbst möglichst aufhebt, idealisirt er die Naturform und bildet folglich dem Ideal gleich, oder wenigstens ähnlich. Wie soll er es anders machen? Und wenn er es anders machen kann, und das Ideal aus freyem Geiste ohne Natur zu bilden fähig ist, wozu wird ihm Studium der Natur empfohlen? Das Verbessern der Naturerscheinungen nach anderen Naturerscheinungen und nicht nach der Idee, ist freylich verwerflich, allein wer kann dieses *Idealisiren* nennen? und wenn es einige fälschlich so nennten, darf man deswegen das Erheben der Natur überhaupt verwerfen? Auch hier scheint der Vf. nur durch jenen Wortübermuth zum Karikiren eines in anderer Beziehung wahren Satzes verleitet worden zu seyn.

Warum aber wird der Natur so schlechthin alle

Schönheit abgesprochen? — „Wenn die unmittelbare Erscheinung des Göttlichen im Irdischen das Schöne ist — heisst es S. 15 — so kann in der Natur, wo das Göttliche wohl im Irdischen *ist*, aber nicht *erscheint*, vom Schönen nicht die Rede seyn. Das Universum übersieht der Mensch nicht; das Einzelne hat nur Einen Moment des vollen Lebens; die ganze Lebenskraft desselben zieht sich durch die Zeitlinie seiner Dauer aus einander; es ist in beständigem Werden und Vergehen; also nichts Bleibendes, nichts Ewiges und Göttliches." — In der That, ein sehr nichtiger Grund! Es hätte bewiesen werden müssen, dass die Natur unfähig sey, in dieser Zeitlinie einen Culminationspunct zu bilden, in welchem das ganze Leben des Gegenstandes erscheine, und dass nur die Kunst einen solchen Culminationsmoment darstellen könne. Die Natur zeigt aber diesen Moment, z. B. in der Blüthe der Jugend u. s. w., und dass die Kunst diesen Moment ebenfalls anerkenne, zeigen genug Kunstwerke; ja, indem das Kunstwerk nur einen Moment jener Zeitlinie darstellt, welcher in der Zeitlinie des Naturgegenstandes ebenfalls vorkommt, erkennt der Künstler das Symbolische dieses Momentes für die Natur, wie für die Kunst an. „Selbst — fährt nun der Vf. S. 17 fort, — wenn die Linie der Zeit, in welche die Lebenskraft des Gegenstandes sich vertheilt, aufgerollt, und also das ganze Leben in Einem Moment dargestellt würde, würden wir wohl ein vollendetes Porträt erhalten, aber kein vollendetes Kunstwerk, keine Darstellung des Schönen." — Auch dieses beweiset nichts. Denn, wenn das Porträt nur Porträt eines schönen Originales wäre: so wär' es selbst Darstellung des Schönen. Oder hörte der s. g. vatikanische Apoll auf, schön zu seyn, wenn ein ihm gleicher Jüngling lebendig würde? Dass aber die Natur das Schöne nicht hervorbringen könne, ist eben nicht bewiesen, sondern nur gesagt. Die Poesie, besonders die lyrische, möchte vielleicht scheinbar mehr als die bildende Kunst für des Vfs. Meinung sprechen, und noch mehr die Musik; allein, wie er selbst S. 21 sagt: „ein allgemeiner Satz, der nicht durch die ganze Kunstsphäre gilt, ist schon dadurch verwerflich."

„Das Schöne — als unmittelbare Erscheinung des Göttlichen im Irdischen — setzt im Künstler ein doppeltes Vermögen voraus, eins für das Göttliche, das Vermögen für Ideen, und eins für das Irdische, die Phantasie, d. i. das Vermögen, eine unendliche Idee zu gestalten. Beide Kräfte in gleicher Stärke vereinigt das *Genie;* das *Talent* hat dasselbe Vermögen der Ideen, aber weniger Phantasie, sie zu gestalten." — Diese Bestimmung des Talents scheint dem Sprachgebrauch zu widersprechen, welcher unter Talent mehr die Kunstfertigkeit versteht, als das Vermögen der Ideen. Ein talentvoller Maler z. B. zeichnet und componirt richtig, frey, schnell und mit Einsicht, führt mit Genauigkeit bis in das Kleinste aus, ohne Genie zu seyn, d. h. ohne durch seine Kunstfertigkeit Ideen darzustellen. Dasselbe gilt von den Ansichten der Kunst: dem Pythagoras ist die Sonne ein Gott, dem Anaxagoras ein Stein; so nennt man immer das Idee-Entblösste, Talent, das Ideenreiche aber Genie, man müsste denn ein Talent für Schönheit annehmen, welches mit Genie eins und dasselbe seyn würde. In dem Sinne, wie der Vf. Talent nimmt, sagt er vollkommen richtig, den Werken des Talents fehle Objectivität und Organismus. Da aber dem Talent das Vermögen der Idee in gleichem Grade, wie dem Genie, zugeschrieben wird: so scheint die folgende Behauptung, dass sich Mangel an Organismus ins Geistlose verliere, widersprechend; der Geist müsste alsdann vielmehr vorherrschen, und so ist es auch gerade der Fall bey Werken des Talents im Sinne des Vfs.

Sehr wahr wird vom Erhabenen gesagt: „ein Kunstwerk, welches dadurch, dass es eine Idee anschaulich ausspricht, diese Idee in ihrer Ganzheit so in uns erregt, dass wir sie für alle Gestaltung zu gross erkennen, nennt die Sprache *Erhaben.*" Eben so ausgezeichnet schön, wie dieser Satz, ist seine, freylich für den Wunsch des Lesers, zu kurze Ausführung, welche die Erwartung auf die hier nur angedeuteten Gegenstände der Vorlesungen, das Pathetische, Feyerliche, Edle, Rührende, in hohem Grade erregt. Zu allgemein wird dagegen der Charakter des *Komischen* in gänzliche Umkehrung der Welt gesetzt, „so dass diese gezeigt wird, wie sie *erscheint*, nicht wie sie ist."

Nach mehreren Paragraphen über den vierfachen Unterschied der heidnischen und christlichen Kunst, über Styl und Manier, geht der Vf. zu den einzelnen Gattungen der Kunst, und ihren Eintheilungen über. Die *Erscheinung* des Göttlichen im Irdischen kann allein den Eintheilungsgrund geben; „erscheinen kann aber etwas nur unter der Form von Zeit und Raum. Unter jener Form vernimmt der innere Sinn die Erscheinung durch das Ohr, als Nacheinander; unter dieser durch das Auge als Zugleich. Das Medium für jene ist *Ton* und *Wort*, das Medium für diese *Farbe* und *Körper*. Stellt der Künstler das Göttliche dar durch Töne, so nennt die Sprache die Kunstgattung *Musik;* durch Worte, *Poesie;* durch Farben, *Malerey;* durch Körper, ohne Rücksicht auf die Farbe, *Bildnerey*.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Hannover, b. Hahn: *Reden bey der Confirmation der Jugend.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Schultze*, Prediger zu Sahms im Herzogthum Lauenburg. 2te Samml. 1808. VIII u. 184 S. 8. (9 Gr.) S. Recens. der ersten Samml. 1806. No. 280.

Leipzig u. *Kölln*, b. Hammer: *Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen eines Pfarrers mit seinem Schulmeister und einem Bauer.* Ein nützliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelsorger, Lehrer und jeden wahrheitliebenden Christen. 2ter u. letzter Bd. Ohne Jahrzahl. XXIV u. 488 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 FEBRUAR, 1809.

ÄSTHETIK.

Göttingen, b. Dankwerts: *Grundzüge ästhetischer Vorlesungen*, zum akademischen Gebrauche von *Heinrich Luden* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Es muss auffallen, dass die Poesie wegen der Hörbarkeit des Worts, in demselben Sinn, wie Musik, hier unter die Zeitkünste gerechnet wird. Das Wort und sein Schall ist nicht Material der Poesie, sondern der Begriff, welcher nur zufällig, nicht wesentlich, durch das Ohr im Wort oder in der Rede überhaupt empfangen wird. So abhold die Ästhetiker auch dem Verstand und den Begriffen zu seyn pflegen: so ist doch wohl der Begriff, in welchem das Göttliche dem inneren Sinn unmittelbar erscheint, nichts Schlechteres als das andere Irdische, Ton und Gestalt, worin sich das Göttliche der äusseren Anschauung offenbaret. Ein anderes ist nämlich der Begriff in Beziehung auf den Verstand, ein anderes in Beziehung auf innere Anschauung, für welche er eben sowohl das innere Wirkliche seyn kann, worin das Göttliche dem inneren Sinn erscheint, wie das Irdische die äussere Wirklichkeit ist, worin das Göttliche dem äusseren Sinn sich darstellt. — Eben so muss es auffallen, dass Farbe und Körper, und deswegen Malerey und Bildnerey, in der Urabtheilung unterschieden werden, und nicht vielmehr in der Unterabtheilung. Denn in beiden offenbart sich das Göttliche durch Gestalt, und die Malerey will nicht unmittelbar und hauptsächlich Farben geben — wie die optische Beleuchtungs- und Feuerwerks-Kunst — sondern sie strebt, ihren Figuren durch Täuschung mit der dritten Dimension Körperlichkeit zu ertheilen; bey den plastischen Werken sehen wir aber die dritte Dimension — wiewohl sie reell vorhanden ist — so wenig, als bey den malerischen *wirklich*, sondern ebenfalls durch eine — nicht artistische, sondern natürliche Illusion. Plastik und Malerey machen also, wenn man nach der Art der Erscheinung consequent classificirt, nur Eine Hauptgattung der Kunst, die bildende, aus, und das Göttliche erscheint der äusseren Anschauung entweder in der Zeit als Musik, oder im Raum als bildende Kunst, der inneren Anschauung aber im Begriff als Poesie. Da die Mittheilung des Begriffs ihren Weg zu der inneren Anschauung nothwendig durch die äussere nehmen muss: so geschieht sie entweder in der Zeit durch das Ohr im *Wort*, oder im Raum durch das Auge im *Zeichen*. Die Poesie hat daher zwey Künste zu Begleiterinnen in ihrer Erscheinung; für den äusseren Sinn die *Declamation* und die *Mimik*, durch welche sie auf der einen Seite mit der Musik, auf der anderen Seite mit der bildenden Kunst zusammengrenzt, denn Wort und Zeichen sind ebenfalls ein Irdisches, worin eine Idee sich offenbaren kann. In so fern die Poesie sich der Worte bedient, eignet sie diese durch *Rhythmus* und *Wohllaut* der Declamation, in so fern sie sich der Zeichen bedienet, ordnet sie diese durch *Bewegung* und *Gruppirung* für die mimische Darstellung. Wie aus den verschiedenen Vereinigungen dieser Künste Gesang, Pantomime, Ballet, Ballade (ursprünglich Gedicht mit Musik und Mimik verbunden), Schauspielkunst und Oper hervorgehen, verräth sich leicht: der Vf. aber, welcher die Poesie bloss als Zeitkunst, und also nicht dem Wesen ihrer Erscheinung nach, betrachtet, fand für Declamation, Mimik und Schauspielkunst keine bestimmte Stelle in seiner Classification, und musste sogar die Oper nur in einem Anhange zur Dramatik behandeln. Die Rückkehr aber der oben angegebenen dreyfachen Haupttheilung in allen Künsten, z. B. in der Poesie, als Lyrik, Epik, Dramatik; in der bildenden Kunst als Zeichnung, Malerey, Bildnerey; in der Musik als Rhythmik, Melodik, Harmonik, und tiefer herab in der Harmonik als einfacher, doppelter Contrapunct und Kanon, scheint ihre Richtigkeit auch überhaupt vermuthen zu lassen.

Der zweyte Hauptabschnitt des Buches handelt *von der Construction der Idee des Schönen in den verschiedenen Kunstgattungen.*

Von der *Musik* gesteht der Vf. selbst wenig Kenntniss zu haben. Es ist daher auch wenig Bestimmtes in seinen Sätzen, und da die Ausdrücke Modulation, Melodie, Harmonie vielleicht in einem anderen als dem üblichen Sinne genommen werden: so lässt sich nicht ausmitteln, ob der Vf. überall das Rechte getroffen habe. Unverständlich bleibt es z. B., wenn er sagt: „in der Melodie laufe die Harmonie in sich selbst zurück.“ Denn Melodie ist nichts anderes als die Entwickelung eines Rhythmus unter harmonischen Verhältnissen. Die Begriffe Rhythmus und Harmonie hätten aber eine genauere Auseinandersetzung verdient. *Rhythmus* ist nicht allein in der Musik das, was die Zeichnung in der Malerey ist; er ist überhaupt die Zeitfigur, ein begrenztes Ganzes in der Zeit, welches am reinsten in Tönen erscheint. *Harmonie* hingegen ist die Beziehung verschiedenartiger Erscheinungen auf eine verborgene Einheit, und sie erscheint ebenfalls am reinsten in den Tönen, bey welchen ein Ausser- und Neben-Einander ohne räumliche Verhältnisse Statt findet. Wie wichtig beide Begriffe für Kunst überhaupt, auch ausser der Musik,

find, ist bekannt. Dafs aber die Natur den Ton, der in die Zeit fällt, in die härtesten Producte im Raume gelegt habe, scheint Rec. nicht so wunderbar als dem Vf. Denn Härte beruht nicht auf Extensität, sondern auf Intensität, welche nicht dem Raume, sondern der Zeit angehört. Ton oder Schall im Allgemeinen ist Phänomen mechanischer Erschütterung, je stärker und gleichförmiger diese, desto stärker und reiner der Ton; daher harte elastische Körper am reinsten und stärksten klingen.

Über *Malerey* mit ihren Untergattungen: Landschaftmalerey, Thiermalerey, historische und symbolische Malerey, wird viel Gutes und Wahres gesagt. Einen vorzüglichen Werth muss ohne Zweifel der Vortrag durch die nähere Hinweisung auf die angeführten Beyspiele von Gemälden (gröfstentheils aus der dresdner Galerie) bekommen.

Auch über *Bildnerey* spricht der Vf. manches Vortreffliche. Kühn und scheinbar den gefeyertesten Kunstansichten entgegen ist der Satz §. 68: „In der Fülle der Leidenschaft zeigt sich die Schönheit am herrlichsten und in ihrem höchsten Glanze." — Allein er ist vollkommen wahr mit dem Zusatze des Vfs.: „Nur mufs die Leidenschaft nicht verwirren und zerstören, sondern erheben und individualisiren. Apollon; Niobe." — Der Meinung hingegen: wo religiöse Ansicht eine Götterwelt verbiete, da könne die Plastik den höchsten Grad ihrer Vollendung schlechthin nicht erreichen, möchte Rec. nicht beystimmen. Wenn man erkennt, dafs freye Kunst weder dienen soll, noch Stütze von etwas Fremdem, z. B. der Sittlichkeit, seyn: so sollte man auch erkennen, dafs sie selbst keiner Stütze bedürfe, weder religiöser noch politischer. Schneller wird sie sich zwar bey solchen Auffoderungen entfalten; aber ihr, ohne solche Hülfsmittel, die Möglichkeit der Blüthe schlechthin absprechen, heifst die Macht und Freyheit des Genius verkennen und ihn beleidigen, indem man ihm huldigen will.

Ein *architektonisches* Werk nennt der Vf. sehr consequent nur dann ein Kunstwerk, wenn der Zweck desselben nicht ein menschliches Bedürfnifs, sondern eine Idee, und also ein poetischer Zweck wäre, wo alsdann der Ausdruck dieser Idee ein Kunstwerk seyn müfste. Zu eng aber werden in dieser Rücksicht die architektonischen Kunstwerke auf Tempel und Kirchen beschränkt. Theater, Triumphbogen, Odeen, Basiliken und ähnliche Gebäude möchten wohl mit eben dem Recht dazu gehören. Auch die Gedanken über den reinchristlichen Ursprung der gothischen Kirchenbaukunst scheinen historisch nicht unterstützt zu werden. Das Vorbild der christlichen Kirchen waren ohne Zweifel die Basiliken, welche Constantin den Christen einräumte. Schiff und Navaten finden sich in ihnen in denselben Verhältnissen; nur die hochgewölbte Decke ist späterer Zusatz, welcher die übrigen Eigenheiten des gothischen Kirchenbaus herbeyführte, um mit allen Hülfsmitteln optischer Illusion durch ungeheure Höhe des Schiffes zu imponiren. Die Urform des Baues aber bleibt dessen ungeachtet heidnisch, nämlich von den Basiliken entlehnt.

Die *Gartenkunst* verwirft der Vf. mit Unrecht. In Gartenanlagen kann allerdings eine Idee dargestellt werden, mithin würde ihr Product in solchem Falle, nach des Vfs. eigener Meinung, Kunstwerk seyn. Dafs sich der Gärtner nach dem gegebenen Boden richten mufs, ist der Kunst doch wohl nicht mehr hinderlich, als wenn sich der Bildhauer nach dem Stück Marmor, der Maler nach dem Platz, auf welchen er z. B. *fresco* malt, der Musiker nach dem Instrument, für welches er componirt, richtet. Oder liefern diese deswegen keine Kunstwerke? Dafs wenig Ländereyen eine Übersicht des Ganzen erlauben, ist nur ein Mangel unter des Vfs. falscher Voraussetzung, dafs Gartenkunst Landschaftmalerey sey. Ihr Charakter ist vielmehr musikalisch, und sie stellt sich dem Beschauer successiv in der Zeit dar; sie ist, wenn wir, ohne Gefahr misverstanden zu werden, einen bildlichen Ausdruck brauchen dürfen, eine Mimik der unbelebten, oder doch aufsermenschlichen Natur. Dafs der Garten, als Boden und Pflanzung, ein Theil der Wirklichkeit bleibt, stört das Kunstwerk eben so wenig, als dafs der Marmor der Statue Stein bleibt; im Gegentheil soll ja gerade im Wirklichen die Idee erscheinen, und dafs endlich auf Regen und Sonnenschein viel ankommt — Alles nicht — ist kein besserer Einwand, als gegen die Bildnerey, dafs ein Sprung im Marmor die Arbeit verloren mache, oder gegen Musik, dafs Hitze und Kälte die Instrumente verstimme. Dieser Paragraph ist wirklich einer der schwächsten.

Der vierte Abschnitt handelt von der *Poesie*. Nach einigen kurzen Sätzen über Rhythmus, Reim, und Assonanz, wird die lyrische Poesie der Musik, die epische der Malerey, und die dramatische der Bildnerey verglichen. *Lyrik* ist „lebendiger Ausdruck des bewegten Gemüthes. Über Lied, Ode, Elegie, Epigramm, wird kurz, aber gröfsten Theils mit Geist und Einsicht gesprochen. Ein Anhang handelt vom *Lehrgedicht*, und ein zweiter von *Dante's* göttlicher Komödie.

Weniger gründlich wird vom *Epos* gehandelt, und mancher schnelle, unbewährte Einfall hingeworfen oder nachgesprochen. Eine Hauptursache des Verderbs in der neueren Ästhetik ist unleugbar die sonderbare Mischung von Selbstdenken und Nachsprechen in den Ästhetikern, wodurch entweder wahre Sätze durch falsche nachgebildete Combinationen in Gegenden verworfen werden, wo sie keine Gültigkeit haben, oder falsche, nachgesprochene Sätze durch richtige Combination an Gegenstände geknüpft werden, welche dadurch dem Irrthum anheimfallen. Dahin gehört z. B. der Satz, das Epos müsse die solideste und ruhigste Versart haben, weil der Rhythmus Subjectivität des Dichters ausspreche, diese Versart aber sey der Hexameter und die Stanze. Spricht sich denn in der mannichfaltigen Bewegung des Hexameters die Subjectivität nicht auch aus, wenn der Dichter überhaupt mit dem Rhythmus nicht objectiv darstellen will? Warum findet sich denn der Hexameter *bey den Alten* im lyrischen Gedicht, welches Ausdruck des *bewegten Gemüths* ist, z. B. im Hymnus, der Elegie, dem Idyll und anderen Gat-

tungen? Von der Stanze kennt Jeder den lyrischen Gebrauch. Ferner: der epische Dichter behandle alles mit gleicher Sorgfalt, das Grosse wie das Kleine. In der That, so würde ein treffliches episches Gedicht entstehn! Homer weiss zum Glück von dieser Gleichheit, ausser den Theorieen, nichts, und eben so wenig unter den Modernen, Ariost und Tasso, noch weniger der gepriesene Camoens. Aber auch in solchen allgemeinen Sätzen gefällt sich der Wort-Übermuth, und hegt und pflegt in der Theorie, was er im Praktischen als Nebeley und Schwebeley, mehr überredet als überzeugt, zu verwerfen meint. — Ein Anhang zur Epik handelt vom *Roman* (gleichsam der Sonate neben der epischen Sinfonie), ein zweyter von der *historischen Kunst*.

Die dritte Gattung der Poesie, die *Dramatik*, ist am vorzüglichsten behandelt, besonders der Abschnitt von der *Tragödie*. „Die grosse Idee" — sagt der Vf. S. 125 — „welche auf mannichfach verschiedene Weise im Drama anschaulich dargestellt wird, und durch welche das Drama den Menschen mit dem Leben versöhnt, ist diese: Höchste Freyheit ist Eins mit der strengsten Nothwendigkeit, und nur in ihr — der tragische Held kann Tugend haben, sein Vergehn ist das Wollen. Die Freyheit des Menschen muss untergehn, d. h. der tragische Held muss erkennen, dass er durch sein Wollen gefrevelt hat, und von dem Wollen abstehn; er muss hinüber treten in die Nothwendigkeit. Aber es ist nicht nöthig, dass er physisch untergehe. Diess Letztere wird nur nothwendig, wenn jener erste Fall nicht eintritt." — Diese Ansicht ist gross und richtig. Hätte sie der Vf. im Ganzen festgehalten: so würde er klarer über Epos, Romanze, Ballade und Oper haben sprechen können, als es ihm in seinem Werke gelungen ist. Siegte nämlich die Freyheit über das Schicksal: so wäre dem letzteren der Charakter der Nothwendigkeit genommen, ohne welchen es undenkbar ist. Eine solche Darstellung kann daher nur in dem Epos, der Oper und dem Mährchen Statt finden, wo eine Götter-, Geister- oder Zauber-Welt der Freyheit des Menschen als Schicksal gegenübersteht. Dieses Schicksal, welches nur Freyheit höherer Mächte ist, kann allerdings von der Freyheit des Menschen überwunden werden, nicht aber das wahre Schicksal, welches mit seinem Charakter als Nothwendigkeit, auch im Epos und im Mährchen, zugleich über der Götter-, Zauber- und Menschen-Welt schwebt, und wo es hervortritt, den eigentlichen Stoff zur Zaubertragödie, der grossen *Oper*, bildet, zu welcher sich die historische *Opera seria* ungefähr wie das bürgerliche Trauerspiel zur Tragödie verhält. *Ossian's* Gedichte sind in ihrer Idee nicht sowohl episch als dramatisch. Der Form nach sind sie Balladen, welche in der Idee ebenfalls dramatisch sind, und sich dadurch von den Romanzen unterscheiden, welche die Idee des Epos in sich haben. Viel unpassende Urtheile über *Ossian* würden nicht geschrieben seyn, wenn man ihn nicht aus eben so unpassender Ansicht zum Epiker gemacht, und seine Werke gegen das, theils erphantasirte, theils von Homer abstrahirte Ideal des Epikers gehalten hätte.

Werfen wir nun noch einen allgemeinen Überblick auf die Hauptidee des Vfs. und deren Entwickelung: so finden wir ungefähr dieses: Der Mensch findet in der Wirklichkeit eine Trennung zwischen Welt und Geist. Da die Tendenz seines Wesens stets ist, Eins zu werden mit dem Universum: so strebt er, jene Trennung der Wirklichkeit aufzuheben. Diese Vereinigung bewirkt unter anderen auch die Kunst. Bis hieher ist die Ansicht klar und einleuchtend. Allein nun verwickelt sich der Vf. nicht nur in die Missverständnisse des Pantheismus, wodurch die oben angezeigten Widersprüche mit sich selbst entstehen; sondern er erzeugt sich neue Widersprüche durch Festhaltung mehrerer unbestimmter und nur bildlich wahrer Behauptungen über alte und neue Kunst. Z. B. das Göttliche (S. 40) war in der alten Zeit in der Natur, und der Mensch Eins mit der Natur. War dieses beides: so konnte Kunst in jenen Zeiten gar nicht Statt finden, weil Kunst, nach den ersten Sätzen, die Trennung von Welt und Geist voraussetzt, und selbst nichts ist, als eine der Versöhnerinnen des Geistes mit der Welt, unter der Bedingung jener Trennung. Ist aber das Göttliche noch in der Natur und der Mensch noch Eins mit ihr: so ist eine Versöhnung nicht denkbar. Gleichwohl haben wir alte Kunst, und der Vf. spricht sogar von ihr. Ein anderer Widerspruch ist in der, dem Vf. mit Mehreren gemeinen, Herabsetzung des Sentimentalen, wiewohl die Ansicht der Kunst als Versöhnerin der Wirklichkeit das Sentimentale zur Basis aller Kunst macht. Alle Kunst nämlich geht von Sehnsucht nach dieser Versöhnung oder Vereinigung aus; Sehnsucht aber ist der Grund aller Sentimentalität, welche den Werken der Alten auch eben nicht so fremd ist, als die bloss spaltende und classificirende Theorie meint. Bey diesem Widerspruch der Grundansicht des Vfs. mit den Ansichten des Einzelnen, lässt sich allerdings manche vortreffliche Bemerkung, die wir grösstentheils nachgewiesen haben, nicht aber ein vollendetes Werk erwarten; und so viel auch Wissenschaften, Philosophie und Kunst im mündlichen Vortrage zur Bestätigung, Beschränkung und Ausschmückung desselben thun mögen: so zweifeln wir doch, dass diese Versöhnerinnen eine Vereinigung so *vieler* Widersprüche werden bewirken können.

S. r. c. C.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Hayn: *Das goldene A B C für Herren und Damen in und ausser der Ehe.* Mit einem Titelkupfer. 1809. 399 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wenn die Menschen mit ihren Pflichten besser bekannt wären, sagt man: so würden sie sie besser erfüllen. Weil zweckmässige Erziehung, vollständiger Unterricht fehlen: so wird so viel Unrecht gethan und gelitten. Der harte Befehl: du sollst! ertönt zwar aus allen Regionen von oberen Mächten in Amts- und Privat-Zuständen. Aber dieser Befehl hilft nicht mehr als der erste Commandoruf: Achtung! Wir halten uns in Reihen und Gliedern, und schauen nach dem Flügelmanne, wenn einer da ist. Der Unterricht, den man uns in den Kinderjahren ertheilt, lehrt uns die den Wilden fremde Aufmerksamkeit,

macht uns schlank und gewandt. Wohl denen (und ihrer sind wenige), die nicht einseitig dadurch werden! Auch lernen wir durch solchen Unterricht einigermassen die Pflichten kennen, die wir alle im Allgemeinen zu beobachten haben. Längst, schon in uralten Zeiten, war der menschliche Verstand so weit gekommen, dass er die allgemeinen Obliegenheiten in kurze Sätze fassen konnte, die die Urtheilskraft wahr finden, und das Gedächtniss behalten musste. Hierauf gründete man die einfachen Gesetze, die noch heute so richtig und verbindend sind, als sie den versammelten Völkern schienen, da sie das Organ der Gottheit in ihnen zu hören glaubten. Doch nur einen kurzen Weg führt uns die Anerkennung dieser Gesetze, locken uns ihre Verheissungen, schrecken uns ihre Drohungen. Nur unter Heerhaufen, nur auf der breiten Strasse, wo alle sich für alle verbürgen, begleiten sie uns sicher. Wann der Mensch sich allein sieht, in Verhältniss mit anderen, denen er weder gehorcht noch sie liebt, in Gesellschaft solcher, deren Überlegenheit er zu viel oder zu wenig achtet, in Labyrinthen, wo die Gänge seiner Pflichten und Befugnisse zugewachsen sind, in ungewohnten Fällen, wo die geschwätzige Begierde sich seiner Unwissenheit als Führerin aufdrängt; kurz, wann der Mensch sich mehr als Ganzes, denn als Theil des Ganzen erscheint, dann stockt die auf alle, nicht für diesen und jenen berechnete, wenn gleich allgemein gültige, Vorschrift. Es giebt unendlich weniger Verbrecher gegen die Landesgesetze, als gegen sich selbst oder gegen ihre nächsten Umgebungen. Nur der Mensch, welcher alle äusseren Verhältnisse seiner Individualität umspäht hat, kann und will immer thun, was recht ist; die übrigen winden sich nie aus den Fehlern, wie gern sie sie auch vermeiden möchten. Bey einer lesenden Nation kann hingegen durch Bücher manches, wenn auch nur unvollständig, bewirkt werden. Man ist nicht immer im Stande, die Menschen, ihren relativen Werth, und die wahre Beschaffenheit ihres inneren Wohlseyns, durch eigene Ansicht kennen zu lernen. Diese Lücke, so gut es geschehen kann, auszufüllen, dienen die Schriften, die den Menschen schildern, wie er ist, wie er seyn soll, wie er seyn kann. Jede der erwähnten Gattungen trägt die ihr eigenen Früchte. Die erste zeigt an, die zweyte gebietet, die dritte tröstet. In Zeiten moralischer Erschlaffung, wie man die unsrigen oft zu nennen versucht wird, hält man sich zu der tröstenden, deren vorzüglicher Ertrag Toleranz gegen andere und uns selbst ist. Aber die Moralität gewinnt eben nicht bey der ewigen Entschuldigung unserer Laster; und dem reinen, kräftigen, eben desswegen auch trotzigen und unduldsamen, Charakter wird nicht wohl unter seinen Zeitgenossen. Ein Gesunder kann nicht lange in einem Spital verweilen. Sein Anblick macht auch die Kranken noch kranker, die nur zu glücklich sind, wenn sie sich unter einander zu ertragen wissen.

Mit dergleichen moralisch Kranken und Schwachen, die gern an der Krücke gehen, wenn sie eine haben, hat sich der Vf. des goldenen A B C sein Geschäft gemacht. Er belehrt die Herren und Damen, das heisst, die mehr mit äusseren als inneren Gütern ausgestatteten Leute des Zeitalters, von ihren Pflichten, und weiset ihnen die Mittel an, wie sie solche mit Leichtigkeit ausführen können. Er hat sein Buch in verschiedene Capitel getheilt, deren Überschriften nach dem Alphabet geordnet sind. Die ersten Artikel sind: Affectation, Anstand, Arbeitsamkeit, Augen, Bildung u. s. w., der letzte handelt von den Zähnen. Seine Vorschriften halten das Mittel zwischen Strenge und Schlaffheit. Mild und sanft mussten sie seyn; denn die allermeisten betreffen das schöne Geschlecht, gegen welches der Vf. die Galanterie nicht spart. Er unterhält es häufig von seinen Reizen, und den erlaubten Mitteln, solche geltend zu machen. Auch in der kleinen Politik, deren sich dieses Geschlecht gegen die Männer zu bedienen pflegt, ist er zu Hause; so dass die Damen von ihm lernen können. Überhaupt scheint das Buch mehr für diese, als für die Männer, geschrieben zu seyn; er nimmt sich ihrer bey jeder Gelegenheit ritterlich an. Die Männer behandelt er strenger; er fodert, wenn er bey jenen bittet. Am ausführlichsten bearbeitet sind die Verhältnisse der Ehe und des Hauswesens. Über den Putz, die Wahl der Farben, findet man artige Bemerkungen. Ein Cap. ist den alten Jungfern gewidmet, mit denen der Vf. auch den guten Ton beobachtet. In dem, was von der Erziehung vorkommt, fehlt das Umständliche. Auch die Diätetik ist nicht ganz übergangen. Um ein Beyspiel der Schreibart des Vfs. zu geben, wählen wir eine Stelle aus einem kleinen Capitel, *Kleinigkeiten* überschrieben. S. 202. „Mit Theilnehmung hört eine gute Gattin die Entwürfe des Ehrgeizes ihres Mannes an, sie führt ihn auf die Gegenstände zurück, von denen er gerne spricht; zuweilen erkundigt sie sich nach den Geschäften, die er treibt, sie äussert Ehrerbietung für sein Amt, und Achtung für seine Talente, noch mehr für seine Rechtschaffenheit. Sie will indessen nicht alles wissen, sie schlösse sogar die Augen vor einer Liebschaft zu, wenn er fähig wäre, sich eine zu erlauben. Sie forscht nach, was er gern mag, kommt ihm mit kleiner unerwarteter Achtsamkeit zuvor, wacht über seine Gesundheit, opfert bey dieser Pflege selbst etwas auf, weiss sich mit guter Art dem Missbrauche des Vergnügens zu entziehen, so wie sie dagegen auch durch eine zärtliche Gefälligkeit, durch die Reize des Feingefühls und durch das Rührende der Innigkeit dessen Werth zu erhöhen weiss. Keine von den unnennbaren Kleinigkeiten, die zum Glücke ihres Mannes beytragen können, scheinen ihres Bestrebens unwerth zu seyn." Wir würden dem Ganzen ziemlich unbedingt Beyfall geben können, wenn sich der Vf. nicht mehrmals in leere Höhen verflöge, und bunt in die Luft malte. Z. B. S. 348. „Ordnung und Reinlichkeit, meine Damen, verbreiten einen unbeschreiblichen Zauber in Ihrer Umgebung, den ihr nichts anderes in der Welt geben kann; es sind ein paar leuchtende Sonnen, die Ihr Putzzimmer und Ihr Schlafgemach mit einem hellen Glanze durchstrahlen, und beide in lichte Tempel verwandeln, die man nie anders, als mit dem Gefühle des Wohlbehagens, der Fröhlichkeit und der Verehrung betreten kann." *Cht.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1809.

GESCHICHTE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Lehrbuch der Staatengeschichte für höhere Schulen*, von *C. H. Hänle*, Prorector des grofsherzogl. badischen Pädagogiums in Lahr. 1808. 356 S. 8. (20 Gr.)

Ein Lehrbuch der Geschichte soll kein blofses Aggregat von Jahrzahlen, kein dürres Gerippe seyn, sondern ein Buch, welches die Aufmerksamkeit des Jünglings reizt und spannt, und woraus Geist und Herz noch im männlichen Alter Erfahrung und Belehrung schöpft. Diefs sind Äusserungen des Vfs., welche Rec. gern unterschreibt, übrigens aber nicht ganz mit sich selbst über sein Urtheil von dem Werthe oder Unwerthe des Buchs einig werden kann. Durch vielfache Proben beweist Hr. *H.* ein vertrautes Studium, wenn auch nicht der Quellen, doch der besten Hülfsbücher in den einzelnen Zweigen der Geschichte; oft erzählt er wahr und bündig; und doch stehen richtigen Einsichten offenbare Misgriffe zur Seite. Er fühlt, dafs ein Lehrbuch für Schüler der höheren Classen in Gymnasien (denn für Akademieen kann es nicht bestimmt seyn) nur die hervorragenden Ereignisse ausheben dürfe, übergeht daher die verbindenden Glieder, so wie die Namen jedes weniger bedeutenden Regenten, und greift doch tief in die Masse, um auffallende Resultate abzuziehen, welche zuweilen glücken, zuweilen misglücken, jedoch immer den schon völlig ausgebildeten Verstand des Zuhörers voraussetzen. Er wird sich äusserst ungleich im Vortrage, und rechtfertigt sich durch die Nothwendigkeit bey einzelnen Ländern, dem Erklärer die Mühe zu ersparen, damit er zu bestimmter Zeit den Cursus seines Vortrags schliessen könne (Vorrede S. 7), und eilt über wichtigere Gegenstände hastig weg. Er redet mitunter die Schüler an, um ihnen Gefühle der Moralität in das Herz zu legen; er spricht aber noch häufiger, wie man mit gebildeten Männern spricht, und bisweilen glückt ihm sein Räsonnement vortrefflich, zuweilen erkennt man aus dem Vortrage den nämlichen Mann nicht mehr. Vielleicht urtheilen unsere Leser an der Stelle des Rec., wenn er ihnen die Belege von diesen Gegensätzen vorlegt. In der Geschichte jedes einzelnen Staats stöfst man auf richtig aufgefasste, und erzählte Thatsachen; besonders gut ist ihm Rufslands Darstellung, und in derselben S. 199 Peters des Grofsen Bild gelungen. Desto mehr fallen Misgriffe auf, welche selbst der wenig geübte Historiker leicht vermieden haben würde. Dafs nach S. 43 *Agrippa* die südliche Hälfte der gröfsten Insel (diefs soll Britannien seyn) zur römischen Provinz machte, läfst sich durch einen Schreibfehler, statt *Agricola*, erklären. Aber woher weifs denn z. B. S. 308 der Vf., „dafs der Ostgothe Hermanrich im Jahr 335 Ungarn gröstentheils befass, und dafs nach 40 Jahren Attila beide Theile vertrieb?" Hermanrich, den wir blofs aus Jornandes kennen, herrschte in dem Innern des Gothenlandes an der Nordseite des Pontus Euxinus etc., und dafs Attila über 100 Jahre später seine Rolle spielte, ist bekannte Sache. Wie mag Hr. *H.* bey der Schweizergeschichte folgende Angaben als erwiesene Thatsachen niederschreiben? S. 285: die Helvetier dienten der *Isis*; S. 288: die Burgunder sollen eine Katze in ihrer Volksfahne geführt haben; S. 289: Rhaetien reichte bis in die Urner Alpen, an einen Fels, worein Dagobert, König der Franken, einen halben Mond hauen liefs; S. 291: das wüste Helvetien wurde bebaut und bewohnt, selbst da, wo nun Gletscher stehen. Wie mag er S. 287 von der helvetischen Wüste sprechen, als wenn sie in Helvetien selbst zu suchen wäre, und als wenn erst im 4ten Jahrhunderte von ihr die Rede würde? Es nennt sie schon Caesar und Tacitus, und sie fand sich in der Gegend des Schwarzwaldes, in den Bergwäldern nicht ferne von dem Wohnorte des Vfs. Die Geschichte des nämlichen Landes, und die hier aufgestellten Sätze zeigen, in wie kleine Gegenstände Hr. *H.* sich in seinem Buche verliert, welches auf 356 Seiten alle Staaten Europens umfassen soll. Diese Umständlichkeit wird desto auffallender durch den Contrast mit den meisten anderen wichtigern Ländern, deren Geschichte sich der engsten Zusammenziehung unterwerfen muss. Doch erwachsen hieraus öfters allgemeine Sätze, welche zwar nur für den ausgebildeten Jüngling und Mann an rechter Stelle sind, aber auf alle Fälle dem Scharfsinne des Vf. Ehre bringen. Unter vielen anderen rechnet Rec. hieher die richtige Bemerkung S. 193: „alle Cultur in Rufsland mufste blofs von Befehlen und Anordnungen der Regierung ausgehen, anstatt dafs sie in anderen Staaten Europens sich aus dem Innern entspann." Dieses Urtheil wird man auch in gröfseren Parthieen, namentlich in der Regierungsgeschichte Friedrichs II in Preussen, bestätigt finden. Friedrich ist des Vfs. Held, er malt ihn S. 227 ff. mit kräftigen Zügen zu sehr in das Schöne und Grofse; aber eingreifend ist sein Urtheil, und der Leser wird es auch in mancher Hinsicht treffend finden. Vergebens freut man sich aber des Wohl-

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Jena*, b. Etzdorf: *Die Hussiten vor Naumburg.* Ein historisches Gemälde von *August Braun.* 1803. 109 S. 8. (10 Gr.) Die Bewegungen der nach Johann Huss Verdammung fanatisch aufgereizten Böhmen, ihre Kämpfe mit den Deutschen, ihre verwüstenden Raubzüge in die Länder rund umher, haben unter uns noch keinen Bearbeiter gefunden. Anlockend scheint der Stoff, aber die Vorzüge verschwinden sogleich. Denn soviel diese Bewegungen auch versprechen mögen, je erwartungsvoller man an das Material geht in unseren Tagen, ähnlicher Kämpfe Zeugen, der gewaltig erschütternden; kein Geist herrscht bey diesen Unternehmungen. Diese Krieger bestehen aus Barbaren im gräslichsten Sinne des Worts, die Soldaten sind rohe gefühllose Henker, Mord und Brand verbreiten ihre zwecklosen, unbenutzt gelassenen Streifereyen, keine Vervollkommnung der Kriegskunst, keine neuen wichtigen Erfindungen, die schönen Kinder der Noth, keine Grofsthaten entschädigen für des grausenden Krieges Ungeheuer. Der Gewinn des Mordens so vieler Tausend, dieser verödeten Fluren, die noch ihr blühendes Gewand nicht zurückerhalten haben, besteht in Aufreibung unter sich selbst, in inneren, verderblichen Spaltungen, Unterwerfung unter denselben König, kaum ein paar Religionsartikel werden gerettet, wenig politische Rechte. Hier ist nicht das rege, kraftvolle Leben der Reformation, die 100 Jahr später das erst bewirkte, was schon die Hussiten ausführen konnten, nichts von den schönen Erwerbungen, durch welche diese ewig uns an sich fesselt. Der erste Anfall der hussitischen Haufen, wie aller Barbaren, ist wüthend; wird dieser aber bestanden, dann bleibt fast immer Flucht und Untergang ihr Loos. Wo der Städte Mauern und Graben im Stande, nur einigermasen thätige Vertheidiger hinter ihnen, da sind sie, mit wenig Ausnahmen, gesichert. Nur das Fliehen beym ersten kraftvollen Andrang, der Schrecken, den ihr furchtbares Glück vor ihrer Ankunft schon verbreitete, das verschafft den Feinden leichten Sieg; doch wo deutsche Männer der Gefahr ins Angesicht schauen, die überlegenere Taktik (aus der doch bey dem jetzigen Zustande des Kriegswesens sich Manches mit Erfolg möchte anwenden lassen) ohne Furcht gebrauchen, da erliegen die ungeübteren, mit Geräthschaften zur Führung des Kriegs nicht versorgten, in der Kriegskunst nachstehenden Böhmen meist, auch bey stärkeren Heeren. Dazu sind die Nachrichten über diese Ereignisse nicht sehr vollständig, zu mager und unbedeutend. Das Alles musste allerdings wohl abschrecken.

Dem letzteren Mangel hat der Vf. des vorliegenden Werks für diesen Punct der Erzählung durch die Darstellung der Ereignisse vor Naumburg abgeholfen, deren letzteres durch Hn. *v. Kotzebue's* bekanntes Schauspiel Vielen interessant geworden seyn muss, die vorher gar keine Kenntniss davon nahmen.

Dafür darf er um so mehr auf thätigen Dank rechnen, je tieferes Dunkel gerade über diesen Unfällen lag, und je ausführlicher, das Schweigen der anderen Schriftsteller reich ergänzend diese Erzählung ist, die zum Theil auch eine von der bisherigen so ganz verschiedene Ausicht öffnet, dass man verwundernd stehen bleibt. Des Vfs. Hauptquelle ist das Werk „*Lüdiger Tuto von Gosznek*, Scholasticus im Kloster (? es waren aber regulirte Chorherrn S. Augustins!) zu St. Moritz vor Naumburg," eines *gleichzeitigen* Schriftstellers, der nicht zu den schlechtesten des Mittelalters zu gehören und dessen eigene nähere Bekanntschaft daher wünschenswerth scheint. Das Original soll erst seit Kurzem untergegangen seyn. Aber der Vf. muss eine Abschrift besitzen, von der wir jedoch so wenig als von den anderen benutzten handschriftlichen Nachrichten (S. 5) die *nothwendig erfoderlichen* Notizen und Bezeichnungen erhalten, oder die nähere Angabe der Urkunden. Der Vf. ist hierin sehr ungenau. (S. 20 das *alte Jahrbuch*, was ist das, ein Nekrologium? *wie alt?* u. s. w.) Dass die Nachrichten, welche sich bey der Stadt Naumburg über diese Vorgänge finden, ganz abweichend und falsch sind, bemerkt und behauptet der Vf. (S. 103 ff.): aber warum werden diese Nachrichten nicht kritisch und ausführlicher beleuchtet, ihr Alter untersucht, die Fehler klarer aufgedeckt, um auch uns zu überzeugen, dass wir *seine Quellen*, und wie er aus ihnen das Gemälde zusammengesetzt hat, doch gar nicht beurtheilen können? Wie könnte es fehlen, dass bey so neuer Darstellung der Historiker, der an das Selbstprüfen sich gewöhnt hat, nicht hier und da von eigenen Zweifeln ergriffen würde!

Das Werk enthält zwey Abschnitte. Der Anfall einer Streifrotte gleich nach der aussiger Schlacht 1426, und den zweyten bedeutenderen 1430 (nicht 1432, wie *Kotzebue*, durch trübe Quellen geleitet, gesagt hat), *wo die Tapferkeit des kleinen naumburg'schen Adels und seiner Truppen, ein Häuflein von nicht* 3000 *Kämpfern* (denn die Städter, die friedlichen, blieben fürchtend daheim, suchend durch Unterhandlungen und Bewilligungen das Ungewitter abzuwenden, wo ihr Arm es vermochte) *dreyssigtausend Böhmen unter Procop in grosser Niederlage fortschlugen.* So mangelhaft waren unsere Schriftsteller, dass keiner dieser ehrenwerthen, der Nachwelt gehörenden Thaten, solcher Kraft erwähnte; dass *Weisse*, dessen Geschichte man doch wohl als die Summe der bekannten Nachrichten über Sachsen ansehen kann, sagen konnte (H. 229): „nur Wunsch nach Beute und neuen Grausamkeiten habe die Hussiten bewogen, sich durch das Voigtland nach Franken und Baiern zu wenden." Das Ausziehen der Kinder ist richtig, ihre Erhaltung aber nicht Procop's, sondern Stiernad von Winterbergs Werk (S. 92), vor der Flucht liess jener den Viertelsmeister Wolf niederhauen.

Das Ganze sind lauter kleine, aber höchst anziehende Gefechte, worin man die Bekanntschaft macht mit deutschem Muth, kraftvollen Ahnen, die alle Umstände benutzten: daher auch für sie belohnender Sieg. Niemand wird daher das kleine Gemälde unbefriedigt aus der Hand legen, das auch sonst durch so manche Beziehungen auf die Gegenwart viele Reize gewährt.

In der Darstellung hat der Vf. die Sprache des grossen Werks der Schweizergeschichte nachgebildet, das so viele schon erwärmt hat, und noch mehrere anfeuern wird in den künftigen Tagen, vielen Freude seyn wird, und ihr Trost. Das Nachahmen der besten Muster ist nicht verwerflich, wohl aber das von aller eigenen Kraft entblösste Nachbeten und der sklavische Sinn, der den Geist nicht zu ergreifen vermag, sondern in der Form das Wesen sucht, und in Nebendingen die Hauptsache. Eigenthümliche Wendungen und Ausdrücke sind bald erlernt. Die Übertragung oberdeutscher Sprachformen und Benennungen passt nicht, und ist unverständlich für Obersachsen; diese geben unserem ersten Geschichtswerke seinen Rang und seine Unsterblichkeit nicht. Diess Letztere hat sich der Vf. zu Schulden kommen lassen. Die alterthümliche Form, die im Ganzen vorwaltet (aber nicht gehalten ist), contrastirt sonderbar mit dem haschenden Witz der Neueren (S. 58. 60. 61. 69. 70. 107); Vergleichungen, viele aus der Schweizergeschichte, wo sie ganz überflüssig, Störungen im Text, durch Material, welches in Noten gehöret (20. 21. 32), empfehlen nicht. Der Vf. zeigt Kenntniss der sächsischen Geschichte, nur ist er oft nicht genau genug, wie S. 25, wo er das *Sendfeld* bey Tautenburg von sächsischen Landtagen (?) *synodis provincialibus* herleitet, worin gleich mehrere Unrichtigkeiten stecken; wir hoffen, er werde seinen Fleiss ferner darauf wenden mit Übergehung aller Nebensachen. Woher Procops Bildniss genommen, wird ebenfalls nicht gesagt.

β. γ.

Schöne Künste. *Hamburg*, b. Perthes: *El Nuevo Robinson, historia moral, escrita en aleman por el señor Campe.* Traducida al Ingles, al Italiano, y al Frances y de este al Castellano por D. *Tomas de Yriarte.* Tomo I. 220 S. Tomo II. 303 S. 1808. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Die Uebersetzung des Robinson von Campe, welche der Dichter *Yriarte* unternommen, hat in Spanien so viel Beyfall gefunden, dass bereits die dritte Auflage davon erschienen ist. Hr. Perthes hat auf die Auffoderung mehrerer Freunde der spanischen Sprache sich entschlossen, von dieser Uebersetzung einen Abdruck zu veranstalten, welcher in Hinsicht der Correctheit und eines anständigen Aeussern im Ganzen so gut ausgefallen ist, dass sie sowohl denen, welche das Spanische zu lernen anfangen, als auch denjenigen, die sich mit der Sprache des Umgangs und des gemeinen Lebens in diesem Idiome bekannt zu machen wünschen, empfohlen werden kann. Ausser den angezeigten Druckfehlern sind uns auf den ersten beiden Bogen folgende aufgestossen: S. 2 *sacaba* für *sacaban*. S. 6 *pue* für *pues*. S. 13 *do* für *de*.

Hs. Hs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR, 1809.

HOMILETIK.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Predigten von F. Schleiermacher*, Dr. der Theologie. Zweyte Sammlung. 1808. VI und 303 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn zu einer Zeit, wo die weniger befestigten und noch nicht selbstständigen Gemüther, vom Schein einer verwirrungsreichen Gegenwart geblendet, zu zweifeln und zu zagen beginnen, plötzlich die stärkende und beruhigende Stimme der Religion aus dem Munde eines Mannes erschallt, den Deutschland schon längst auf diesem Gebiete dankbar verehrt. *Schleiermacher*, innig durchdrungen von unendlicher Liebe zum ewigen Unsichtbaren, dessen Wort er fern von Sectengeist und Schulgeschwätz mit aller der Erhabenheit des Gegenstandes angemessenen Würde ausspricht, und gegen den Andrang des Zeitgeistes vertheidigt, bietet in dieser neuen Sammlung von Predigten eine solche lebenerweckende Speise dar allen Genossen seiner Sprache und seines Vaterlandes, indem er sie darauf hinweiset, woher ihnen allein wahres Heil und Rettung kommen kann. Alle in dieser Sammlung enthaltenen Predigten sind von ihm gesprochen worden in Beziehung auf die neuesten Ereignisse unseres Vaterlandes, und mit steter Rücksicht auf die herrschende Stimmung der Gemüther und den Geist unserer Zeit; ein Umstand, der bey ihrer Würdigung um so weniger von uns durfte übersehen werden, je herrlicher der Vf. die dadurch nothwendig erwachsenden Schwierigkeiten beseitigt, und je herzergreifender er die Darstellung religiöser im Christenthum begründeter Gefühle, die vermöge ihrer Natur von keiner Zeit bedingt sind, an die nächste unmittelbarste Gegenwart anzuknüpfen gewusst. Auch werden sie die Zeit, für welche ihr Vf. sie bestimmte, überleben, und einst der Nachwelt und dem künftigen Geschichtforscher unter manchen anderen nicht zu verachtenden Documenten zum klarsten Beweise dienen, wie der deutsche Sinn und das deutsche Volk sich auch in dieser traurigen Zeit, wo das Ganze für die Erscheinung verschwunden ist, schön und herrlich in dem Einzelnen erhalten und offenbart hat.

Die drey ersten Predigten dieses Bandes sind von dem Vf. als Universitätsprediger in Halle gehalten. Sie unterscheiden sich von den übrigen nicht sowohl durch einen verschiedenen in ihnen ausgesprochenen Geist, als vielmehr durch die stets in ihnen hervorleuchtende Beziehung der Kirche und des Staats auf die Wissenschaft und durch die Art der Darstellung, die, wenn gleich verständlich und klar, dennoch mehr berechnet ist für wissenschaftlich gebildete Hörer. Die erste Predigt, worin Hr. S. die Art und Weise, wie man die Verschiedenheit der Geistesgaben betrachten soll, auseinandergesetzt, möchten wir besonders allen akademischen Lehrern zur Beherzigung empfehlen, damit mancher unter ihnen, aufgebend seinen kleinlichen Neid und von sich werfend seinen ungebührlichen Dünkel, sich zur Idee des Ganzen, dem er seine Thätigkeit widmen zu wollen versprach, erhebe, den Einen Geist, der den mancherley Gaben zum Grunde liegt, auffasse, und seine Persönlichkeit ihm unterordne. Übrigens unterscheidet sich der Vf. in seiner Ansicht der Religion als der würdigsten und erhabensten, die seit *Luther* und *Lessing* aufgestellt ward, von allen seinen Zunftgenossen, dass er nicht bloss Eine bestimmte Sphäre des Lebens als der Religion angehörig festsetzt, sondern dass er Staat, Wissenschaft und Kunst, alle Verhältnisse des Lebens, kurz alles was menschlich ist, in sie hineinzieht, dass sie ihm das Element ist, in dem alles ruhen soll, und auf welches alles muss zurückgeführt werden, wenn es nicht ein Spiel des Zufalls und der Willkühr in der Luft hängen soll und seine Bedeutung verlieren. — Die vierte, uns vorzüglich ansprechende Predigt, die den seligen überall im Reiche Gottes waltenden Frieden, wovon sie handelt, durch sich selbst am schönsten ausdrückt, erschien uns als ein in erhabenen Zügen entworfenes, im hohen Styl gedachtes und mit aller Besonnenheit ausgeführtes, Grösse in Ruhe darstellendes Kunstwerk. Die beiden, von allem Sichtbaren stets zu nehmenden Ansichten des ewigen Seyns und Werdens, des ewigen Friedens und Streites, die überall von einem Jeden, der sich und die Welt zu verstehen strebt, müssen verbunden werden und nie getrennt, sind noch nirgends und am wenigsten in einer Predigt mit mehr Bestimmtheit, Würde und Anschaulichkeit dargestellt, und entwickelt worden. Denn noch Niemand hat, wie der in seinen Ansichten wahrhaft geschichtliche *Schleiermacher*, so scharfsinnig alle Gegensätze, die doch ihrer Natur nach nur scheinbar sind, zu verbinden gewusst; so dass wir ihn als den würdigsten Nachfolger des von ihm am würdigsten verherrlichten *Spinoza* zu nennen wagen. Die sinnvolle Aufstellung des ruhigen Bildes von der ewigen Natur der Familie, wodurch er sich den Übergang bahnt von der Entwickelung des äusseren Streites zur Verherrlichung des ewigen Friedens, verrieth uns am besten die grosse Tiefe des Vfs.

und zugleich die Klarheit, mit der er alle Verhältnisse im Reiche Gottes auffassend durchdringt. — In der sechsten Predigt, die aufzeigend, wie Unrecht es sey, unbedingt und so sicher die frühere Zeit der späteren vorzuziehen, Worte enthält, vom Baum des ewigen Lebens gebrochen, fanden wir eine wunderbare Kraft, die Gemüther der Niedergebeugten, von den Erscheinungen unserer Zeit Erschütterten tröstend aufzurichten, und zu dem Ewigen hinzulenken, wo allein Schutz zu suchen ist, wenn uns auftreiben will das Zeitliche mit seinen Widersprüchen. Nicht einseitig bleibt Hr. *S.* in dieser Predigt blofs bey dem Theile Deutschlands stehen, dem er gerade angehört; sondern mit Bewusstseyn bewahrt er sich stets die Aussicht auf die Wiedererweckung der ganzen Nation, welche allgemeine Angelegenheit, wenn wir anders manche seiner einzelnen Winke verstehen, auch seine ganze Seele füllt. Die höchste Einigkeit mit sich und der Welt, wie sie vornehmlich dem Prediger, diesem unmittelbaren Stellvertreter des Ewigen, einwohnen sollte, offenbaret sich in seltener Gröfse durch diese Predigt, wie in allen seinen früheren das Gebiet der Religion betreffenden Schriften. — Durch die 9te Predigt, wo gezeigt wird, wie Alles, was nicht aus dem Glauben kömmt, Sünde sey, hat sich Hr. *S.* fürwahr kein kleines Verdienst um die Entwickelung des Wortes *πιστις* erworben, indem er die so verschiedenen und oft sich zu widersprechen scheinenden Bedeutungen dieses Wortes auf Eine Grundanschauung, aus der sie alle geflossen, zurückführt, und so den besten Commentar liefert zu manchen schwierigen Stellen im N. T. Übrigens können wir hier unseren Wunsch nicht verbergen, Hr. *S.* möchte nach Aufstellung der Hauptzüge des Gläubigen, anstatt zu zeigen, was nicht aus dem Glauben folgt, mehr ins Einzelne gegangen seyn und die Art und Weise entwickelt haben, wie der Gläubige die Geschichte und besonders die Erscheinungen in der Natur deutend betrachtet. Überhaupt hat Hr. *S.* in dieser Sammlung seiner Predigten auf die aus der Betrachtung der Natur sich entwickelnden religiösen Gefühle wenig, ja fast gar nicht Rücksicht genommen, indem er fast einzig auf dem Gebiete der Geschichte und des menschlichen Handelns verweilt. Wir glauben den Vorwurf, welchen man ihm vielleicht deshalb machen könnte, am besten so zu beantworten, dass wir zurückweisen auf die schon früherhin angedeutete Entstehungsart dieser Predigten, welche, das Bedürfniss unserer Zeit stets im Auge behaltend, sich um so mehr auf das Gebiet des eigentlichen Handelns beschränken, und dieses nach Kräften bearbeitend, auch andere zu gleicher Thätigkeit um so ernstlichen ermuntern, je selbstsüchtiger die Meisten unseres Volk sich seit längerer Zeit blofs dem Schauen und Fühlen hingeben, und je selbstgefälliger sie alles thätige Eingreifen ins Leben unter ihrer Würde halten, und als ein Geschäft für gemeinere Sklavennatur verachten. — Die zwölfte Predigt, worin Hr. *S.* über die rechte Verehrung gegen das einheimische Grofse aus einer früheren Zeit so tiefe eindringende Worte spricht, und worin er alles vergängliche Zeitliche in einem Staate von dem bleibenden Ewigen, aus der Natur und den kosmischen Verhältnissen eines Volks Hervorgegangenen, so scharf unterscheidet, scheint uns die wahre Eigenthümlichkeit des preussischen Staats in einem so ähnlichen genauen treffenden Bilde darzustellen, dass jeder preussische Staatsmann sich die hier gezeichneten Züge seines Staats tief einprägen, und bey jeder von ihm vorgeschlagenen Umgestaltung der Regierungsform sich sinnig fragen sollte, ob sein zeitliches Wollen mit dem ewigen Wesen seines Volks in Widerspruch stehe oder nicht. Zugleich ist sie eine Lobrede auf den grofsen Friedrich, den Schöpfer der einstigen preussischen Gröfse. Wenn das preussische Volk die hier ausgesprochenen Worte beherzigt, und in Hn. *S's.* Sinn wieder zurückkehrt zu seiner wahren Eigenthümlichkeit: so glauben auch wir von ihm prophetisch sagen zu können: „Ein Volk ist ein ausdauerndes Gewächs in dem Garten Gottes, es überlebt manchen traurigen Winter, der es seiner Zierden beraubt, und oft wiederholt es seine Blüthen und Früchte."

J. L. F. S.

GLÜCKSTADT, b. Schneider: *Neue Predigten* von D. *Johann Otto Thiefs.* 1808. 224 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Das Charakteristische dieser Predigten ist das biblische Gewand, in welches der Vf. seine Gedanken auf eine ganz originelle Art einkleidet. Man hat in neueren Zeiten mit Recht die Vernachlässigung des Bibelgebrauchs in unseren christlichen Vorträgen selbst an geschätzten Predigern gerügt; denn allerdings sollen wir den Reichthum herrlicher Aussprüche, welchen die Bibel darbietet, um so freudiger benutzen, da sie im Schimmer höherer Autorität desto tieferen Eindruck bewirken. Wollte nun der Vf. dieser Vernachlässigung durch Aufstellung einer entgegengesetzten biblischen Vortragsmethode praktisch entgegenarbeiten; so müsste man glauben, dass er einen Theil des Versäumten dem Masse nach wieder hätte einbringen wollen, und es beklagen, dass er sogleich in das andere Extrem übergegangen ist. Allein es liefse sich doch von einem so denkenden Manne und dem Vf. einer so geistvollen homiletischen Anleitung mit Recht erwarten, dass er sich bey solchem Vorbedacht, als Muster vorleuchten zu wollen, geschickter benommen haben würde. Doch wer die anderweitigen neuen moralischen Schriften des Vfs., seine Bücher über Tod und Leben, über die Ehe, über Glück und Unglück, kennt, der weiss, wofür er diesen Bibelgebrauch zu halten hat, er ist Manier des Vfs. Wie er besonders in jener letzten Schrift keinen Schritt zu thun wagt ohne die Leitung alter Classiker, wie er lieber mit ihren Worten, als mit den seinigen spricht, und jeden Ausspruch mit der Autorität der Alten belegen, oder schützen zu müssen glaubt, so auch in diesen Predigten, die einen ganz eigenen Bibelgebrauch aufstellen. Einmal: der Vf. betet meist in lauter biblischen Stellen, deren Citate in das Gebet eingeschaltet sind. So besteht das Gebet der ersten Predigt aus *sechszehn* citirten bibli-

schen Stellen. In den Vorträgen selbst benutzt der Vf. nicht bloss beweisende, ermunternde, tröstende Aussprüche der Bibel, sondern er spricht ganze Seiten hindurch in lauter biblischen Stellen, er giebt sie bisweilen statt der Entwicklung ganzer Unterabtheilungen, er schaltet, wie in einem Compendium der Dogmatik, Citate ein, ohne sie anzuführen, ja er häuft diese Citate dadurch, dass er die Stellen anführt, aus welchen vielleicht nur ein paar Worte in seinen Vortrag eingewebt sind, z. B. S. 158: *Thue das, so wirst du leben* (Luc. 10, V. 28), nicht ein thierisches, sondern ein *göttliches Leben* (1 Mos. 5, 24)" u. s. w. So enthält unter anderen die 7te Predigt auf 20 Seiten nicht weniger als *vier und neunzig* biblische Citate. Das ist nun freylich nicht die richtige Art, auf den verlassenen Pfad weiser Bibelbenutzung einzulenken; das ist Manier, die zwar Manchen recht erbaulich dünken, den ächten Bibelfreunden aber um so weniger gefallen wird. Doch in Ansehung der letzteren würde der Vf. sprechen, was er öfter äussert: *Was gehen mich die draussen an?* 1 Cor. 5, 12, und wir glauben auch, dass diese Manier aus dem Einflusse hervorging, den die Aussprüche der heil. Schrift auf sein Gemüth äusserten. Es ist also eine Eigenheit des Vfs.; nur dass nicht Jemand sie copire! — Vortheilhafter als sie charakterisirt diese Predigten eine seltene Freymüthigkeit, die sich besonders in der 3ten und 11ten Predigt darlegt. Übrigens zeichnen sich diese Predigten nicht besonders aus. Denn einzelne sehr gelungene Schilderungen, treffende und feine Bemerkungen, wie sie sich in jeder Schrift eines so geistvollen Vfs. erwarten lassen, machen Predigten, an denen die specielle Kritik so manches vermisst, noch nicht zu Musterarbeiten. Manche sind in der Ausführung einzelner Parthieen seicht, biblische Stellen vertreten hier und dort die zu fodernde Entwickelung, Beweisführung und Anwendung. Unter den 10 Vorträgen dieser Sammlung sind folgende die anziehendsten: *Vom ächtchristlichen Vertrauen auf Gott*, über 2 Cor. 3, 4. *Wie kann ein Mensch so tief sinken, dass er zum absichtlichen Mörder an seiner ganzen Familie wird?* über Matth. 6, 27. *Wie wir davon lebendig überzeugt seyn können, dass mit dem Tode nicht alles aus sey, dass dann das wahre Leben erst angehe?* über Matth. 22, 34—40. V. Pf.

Altona, b. Hammerich: *Predigten von A. Zacharià*, Prediger zu Itzehoe. 1808. 350 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Diese Predigten sind durch manche empfehlende Eigenschaften einer günstigen Aufnahme würdig; sie kommen aus einer der äussersten Provinzen Deutschlands zu uns, und man freut sich, auch dort den besseren Geschmack im Predigen walten zu sehen. Die Hauptsätze dieser Predigten sind sämmtlich praktisch, und manche behandeln seltener ausgeführte Materien, z. B.: *Was sind wir älteren Christen den jüngeren Christenthumsbekennern schuldig?* nach Phil. 2, 1—11. *Hoffen auf Gottes Segen wirkt Segen.* Luc. 5, 1—11. *Nur bey gehöriger Aufmerksamkeit auf uns selbst können wir wissen, ob wir das Gute nach dem Wunsche Jesu thun.* Colosser 3, 16. 17. *Von welchen Christen wir sagen können: sie haben keinen Gott?* 2 Joh. 8, 9. *Religion will nicht befohlen, sondern empfohlen seyn.* 2 Cor. 1, 23. 24. Die Ausführung der Hauptsätze ist deutlich, herzlich und praktisch. Der Vf. besitzt reine Religionsbegriffe, und trägt sie in einer würdigen Sprache vor; nur ist dieser mehr Correctheit, Gewandtheit und Leichtigkeit zu wünschen! — Der Vf. hat seine Predigten über freygewählte Texte gehalten; aber sowohl in Hinsicht auf diese Wahl, als auf die Benutzung des Textes wird dem Vf. manche Rüge begegnen. Sobald der Text frey gewählt ist, soll die Hauptwahrheit offen und anschaulich in ihr liegen; der Text schon soll den Hauptsatz ankündigen und Interesse für ihn erwecken; er soll also nicht bloss Veranlassung geben, von der Materie zu reden, denn beynahe aus jedem Texte möchte man künstelnd Veranlassung zu jeder Materie finden. Bey manchen Materien hält es zwar schwer, einen solchen Text zu finden, aber auch da, wo kein ganz passender zu finden ist, legt doch der eine dem Hauptsatz näher, als der andere. Wie wenig passend ist in der dritten Predigt zur Entwickelung dessen, was wir jüngeren Christen schuldig sind, der Text Philip. 2, 1—11, und warum giebt der Vf. hier 11 Verse als Text an, da er doch nur den 4ten benutzt, und der übrigen auch in der Ausführung mit keinem Worte gedacht hat? Der Vf. führt bisweilen in der Predigt selbst solche biblische Stellen an, die ihm einen schicklicheren Text gegeben hätten. Wer über vorgeschriebene, oft dürftige, Texte predigen muss, und über wichtige Wahrheiten, die gerade jetzt das Zeitbedürfniss fodert, sprechen will, kann freylich den Text oft nur als Veranlassung benutzen, ohne ihn in der weiteren Ausführung mehr zu berühren. Aber wo freye Wahl des Textes ist, da soll dieser in der Predigt zur Verdeutlichung der Wahrheit, zum Beweis und zur Rührung dienen. So hat aber der Vf. seine Texte nicht benutzt, ja bisweilen, z. B. in der 8ten Predigt, ist weder vom Texte ausgegangen, noch seiner in der ganzen Predigt nur einmal gedacht. Eben so fehlerhaft sind die meisten Ein- und Übergänge. Manche noch vor dem Texte sich befindende Einleitungen sind ganz überflüssig, andere Eingänge sind viel zu weit ausgeholt, und so wenig geeignet, Interesse zu erwecken, dass man erst aus den letzten Worten ersieht, zu welcher Wahrheit sie überleiten sollen. Die Vermeidung solcher weiten Ausholungen, sowie die Unterdrückung der weder zur Verdeutlichung der Sache, noch zur Bewegung des Willens dienenden Bemerkungen ist überhaupt dem Vf. zu empfehlen; seine Vorträge werden dadurch mehr an gedrängter, kräftiger Darstellung gewinnen. V. Pf.

Leipzig, b. Märker: *Predigten im Sturme der Zeit gehalten* von *M. Lebrecht Siegmund Jaspis*, Pfarrer in Pobles bey Lützen. 1808. XII u. 115 S. 8. (12 Gr.)

Ein selbstständiger Prediger sollte, wie es hier in der Vorrede geschieht, den Vorwurf gar nicht erwähnen, den man ihm bey der Herausgabe solcher Amts-

reden machen könne, „als habe er dadurch *traurige* Erinnerungen *angeschlagen*“ — (welche seltsame Redeart!). Gerade der jetzigen Generation scheint es vorzüglich Noth zu thun, geflissentlich und ernst an das Traurige aus der Vergangenheit gemahnt zu werden. Der herrschende Leichtsinn verwischt die Eindrücke des Vergangenen allzuschnell, und so möchte ohne jene Erinnerungen der Gewinn für Religiosität und Sittlichkeit, der nach den Stürmen, nach den Drangsalen und Ängsten in dem Gemüth zurückbleiben konnte, leicht auf immer verloren gehn. Es ist daher nach unserer Ansicht Pflicht des Religionslehrers, in seinen Vorträgen recht oft und recht eingreifend auf die traurigen Erfahrungen der letzteren Zeit zurückzukommen und diess um so mehr, da diese Erfahrungen durch ihre Neuheit, durch ihr Gewicht und durch ihren fortwährenden fühlbaren Einfluss auf den inneren und äusseren Zustand der Menschen tiefer einwirkten, als irgend etwas vorher.

Eben darum, so wenig wir sonst den gehäuften Druck von Predigten und Erbauungsschriften gut heissen, billigen wir die Herausgabe vorliegender Predigten. Sie sind zwar, wie schon der gesuchte Titel verräth, hie und da etwas kostbar im Ausdruck — und diess Kostbare verführt selbst zuweilen zu einem Nonsens, z. B. wenn des Tages der Schlacht bey Jena gedacht wird, wo „*die Eingeweide der Erde von heissem Blute kochten*“ — auch nicht gerade neu und eigenthümlich in den asketischen Ansichten; indess zeigt sich überall ein rühmlicher Ernst und Eifer des Vfs. für seinen Beruf, Ordnung und Wahl der Gedanken, und ein verständiges Benutzen der Bibel, so dass wir gern die Versicherung ertheilen, man werde diese Predigtsammlung nicht ohne Erbauung und Theilnahme lesen. Der Wohnort des Vfs. blieb von Plünderung und unmittelbarem Kriegsdruck verschont, gleichwohl kam seiner Gemeinde die Noth sehr nahe. Er benutzt die Erinnerung an die Tage der Angst und Sorge, um in mehreren Vorträgen theils Worte des Trostes, theils Auffoderung zu ernsthafter Überlegung, zur Selbstbeschämung, zur Stärkung und Befestigung im Guten, zur rechten Ansicht des Todes u. s. w. den Zuhörern ans Herz zu legen. Einer der besseren Aufsätze zeigt, welchen wohlthätigen Einfluss für Geist und Herz der gesellige Umgang jetzt habe. Dass der Vf., der erst zwey Jahre im Amte ist, ausserdem, dass er seinen Geschmack mehr reinige und natürlicher in seiner Schreibart werde (gleich in der ersten Predigt heisst es z. B. „wird uns bey *Verstörungen*, die dem vaterländischen Boden *entgegnen*, nicht ein *theilnehmender Muth*, ein *gegenseitiges* Bedauern *einnehmen?*), auch wohl thue, auf die logische Anordnung seiner Dispositionen mehr Fleiss zu verwenden, zeigt unter anderen der Entwurf zur *dritten* Predigt, wo der 1 Th. — Aufmerksamkeit auf den Rath Gottes, d. i. wie es der Vf. selbst erklärt, Gottes Führungen — ziemlich mit dem dritten — Aufmerksamkeit auf den Gang unserer Schicksale, zusammenfällt. Die Sprache ist rein und würdig, aber für eine Landgemeinde hie und da zu hoch. Die Worte „Sinnlichkeit, Ansicht, Verhältniss u. a., die sehr oft vorkommen, hätten wir lieber mit anderen gleichbedeutenden vertauscht gesehn. In der *vierten* Predigt kommen ganze Ausführungen vor, die den ländlichen Zuhörern des Vfs. unverständlich und ungeniessbar bleiben mussten. Ein schielender Gedanke findet sich hier S. 44: „So sehr das *Beten* leider abgekommen ist, so sehr ist das Nachbeten aufgekommen.“

N. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Barth: *Leitfaden bey dem Religionsunterrichte der Confirmanden*, von *C. Ch. G. Zerrenner*, Pred. der Kirche zum heil. Geist zu Magdeburg, 1808. 68 S. 8. (3 Gr.) Dieses Büchelchen empfiehlt sich durch treffliche Concentrirung der nöthigsten praktischen Religionslehren, und durch Popularität. Nach einer kurzen Einleitung über die Bestimmung des Menschen, über Gott, Religion und Christenthum, redet der Vf. von Gott, dessen Eigenschaften und Werken, von der Sünde, von Christo Jesu, dem Erlöser der Menschen; vom Glauben an Jesum, der Besserung und Frömmigkeit; von den Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, gegen andere Menschen überhaupt, und in besonderen Verhältnissen und Verbindungen; und gegen die Thiere; von den Hülfsmitteln zur Tugend und christlichen Frömmigkeit; von den Bewegungsgründen zur Tugend und Frömmigkeit, oder der Glückseligkeit der Frommen und tugendhaften Menschen in diesem und dem zukünftigen Leben. Wir würden mit der Bestimmung des Menschen angefangen haben, und von ihr zur Religion u. s. w. fortgegangen seyn. Denn wenn man sogleich von Gott zu reden anfängt: so sieht man den Zweck davon noch nicht ein, und man kann auch nicht füglich von Gott reden, bis man von der Bestimmung des Menschen gesprochen hat. Luther hat daher nicht ohne Grund mit der Lehre vom Gesetze seinen Volksunterricht angehoben. Doch vielleicht hat der Vf. Bedenken getragen, von der gewöhnlichen Form und Ordnung des christlichen Unterrichts abzugehen. Bey aller Güte dieses Werks aber, sey uns vergönnt, einiges gegen die Materie zu erinnern. S. 14 heisst es: Seligkeit ist der Besitz der inneren Güter. Wir würden hinzugesetzt haben: und Genuss. S. 15. Es kann nichts in der Welt ohne Gottes Willen oder seine Zulassung geschehen — ein gewöhnlicher aber dunkler und auf Nebenbegriffe führender Ausdruck. Ohne Gottes Wissen und Zulassen kann nichts geschehen, aber auch ohne Gottes Willen? Geschieht nicht das Böse ohne Gottes Willen? Zwar antwortet man: er will nicht das Böse, sondern das daraus entspringende Gute, er will es also als Mittel zu einem moralischen Zweck. Ist das heilig? Sollen, dürfen wir das wollen? Kann der Zweck die Mittel heiligen? Bey der Zulassung ist es anders: wenn man das Böse nicht hindern kann und darf: so muss man es zulassen, ohne es zu wollen, und das Böse möglichst gut zu machen suchen, oder, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, aus der Noth eine Tugend machen. Nach dem S. 17 angegebenen Begriffe einer freyen Handlung können Unwissenheits-Sünden nicht dahin gerechnet werden, es müsste denn vorsätzliche Unwissenheit, oder *ignorantia vincibilis*, seyn. Wo und in welchem Falle ich mir keiner sittlichen Vorschrift bewusst bin, da kann ich auch nicht sündigen. Schwachheitssünden sollen solche seyn, wo wir uns an die Gesetze Gottes nicht sogleich erinnern. Giebt es nicht auch Schwachheitssünden, wo man, bey aller Erinnerung an die Gesetze Gottes, sie dennoch verletzt, weil man den Affecten, z. B. des Zorns, nicht immer widerstehen kann? Und haben sie nicht daher vorzüglich den Namen Schwachheitssünden, weil man aus Schwachheit fehlt? Den Begriff Glückseligkeit S. 18 würden wir nicht so weit ausdehnen und in denselben auch äussere Güter mit einschliessen. Denn wenn uns diese bey der Tugend mangeln, sind wir da nicht auch glückselig? Warum bedient man sich in Hinsicht der äusseren Güter nicht lieber des Wortes Glück, Wohlseyn? Zwar unterscheidet der Vf. zwischen innerer und äusserer Glückseligkeit, und nennt jene Seligkeit und diese Glück. Aber das ist willkührlich, und Seligkeit möchten wir jene innere Glückseligkeit nicht nennen, die doch immer noch sehr mangelhaft ist, und vom Glück zum Theil mit abhängt, daher sie auch Glückseligkeit heisst. S. 44 ist nach den Worten: *damit er Gutes thun könnte* ausgelassen:

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 FEBRUAR, 1809.

MATHEMATIK.

Freyberg, b. Cratz u. Gerlach: *Erster Unterricht in der algebraischen Auflösung arithmetischer und geometrischer Aufgaben.* Ein Lehrbuch des ehemalig. dessauischen Erziehungsinstituts, von *Friedrich Gottlieb Busse*, kön. sächs. Commissionsrathe u. s. w. Erster Th. 2te verbess. und verm. Aufl. mit 3 Kupfern. 1808. XXII u. 532 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Nach der Vorrede ist dieses Lehrbuch auch absichtlich für den Selbstunterricht und zum eigenen Nachlesen, neben dem Gebrauch anderer Lehrbücher, bestimmt, und wurde schon vor 27 Jahren von dem Vf. geschrieben. Weil er nun glaubte, „dass in Vergleichung mit einigen anderen ersten Einleitungen die seinige, sogar auch in Hinsicht der Richtigkeit, so wie des gemeinverständlichen Vortrags den Vorzug verdiene, auch nachher geübte Lehrer ihn versicherten, dass sein Buch sehr psychologisch geschrieben sey, und der Anfänger sich dabey sehr wohl befände: so nahm er sich vor, damit von den guten Eigenschaften des Buches nichts verloren gehe, die alte Ausgabe zu verbessern, und hauptsächlich auf eine schickliche Einleitung des ersten Anfängers in diejenigen Begriffe des Bejahten und Verneinten zu achten, welche er für die einzig richtigen hält. In Hinsicht dieses von *Carnot*, *Klügel* und ihm behandelten Gegenstandes hofft der Vf., dass auch das gegenwärtige Buch dereinst als Quelle mit genannt werde." — Eine solche Ankündigung berechtiget allerdings zu grossen Erwartungen. Rec. kann aber nicht sagen, dass sie ganz befriediget worden.

In Ansehung der Methode geht der Vf. seinen eigenen Gang. Den Anfang des Buches machen vorläufige Bemerkungen über das Multipliciren und Dividiren mit Brüchen. Im 1 Cap. folgen Aufgaben, worin die Anwendung der ersten algebr. Grundsätze gelehrt wird. §. 1 u. 2 enthält eine Übersetzung in Worte der Zeichen (+) (—) und (=) auf Beyspiele angewandt, hierauf kommen ein paar Aufgaben von der Art: wieviel bedeutet x, wenn x + 10 = 28 + 2? oder wenn x + 2 — 3 = 8 — 2 + 5, welchen unmittelbar die Aufgabe nachfolgt: Ein Vater hinterläfst 3 Söhne und 1200 Rthlr., der 2te Sohn soll 150 Rthlr. mehr als der 1ste, und der 3te 150 Rthlr. mehr als der 2te bekommen, wieviel erhält jeder? — In §. 8 wird erst erklärt, was eine Gleichung sey, und nachdem zuvor mehrere Aufgaben von 2 auch 3 unbekannten Grössen vorgekommen sind, so folgt hinterdrein §. 43 der Grundsatz: wenn 2 Grössen einer 3ten gleich sind: so u. s. w.; endlich kommen §. 62 ff. allgemeine Regeln, wie man sich bey Auflösung der Gleichungen verhalten müsse, und in §. 84 wird nun auch erklärt, was Aufgaben mit 2 unbekannten Grössen seyen. Das 20 Capitel könnte grösstentheils füglich das erste seyn, denn §. 584 ff. kommen ganz allgemeine Bemerkungen über die Buchstabenrechnung vor, wie z. B. dass diese die vorzunehmenden Operationen nur anzeige, selten wirklich verrichte, dass in jeder Aufgabe Bedingungen und Foderungen enthalten seyen, welche die Beschaffenheit der bekannten und unbekannten Grössen betreffen, und welche, durch Zeichen ausgedrückt, die Grundgleichungen geben. So geht es fort. — Von den übrigen Capiteln setzt Rec. bloss die Inhaltsanzeige hieher. 2 u. 3 C. von der allg. Addition und Subtraction; 4 von Decimalbrüchen; 5 von geometrischen Aufgaben; 6 vom Verhältniss und Proportion für die gemeine Arithmetik; 7 von Anwendung der Proportion für die Algebra; es kommen aber nur die geometrischen Proportionen darin vor, von den arithmetischen wird erst im 17 Cap. gehandelt. Das 8 enthält das Multipliciren und Dividiren in Linien; das 9 von bejahten und verneinten Linien; das 10 vom Mult. und Div. bejahter und verneinter Grössen überhaupt. Nun kommt Cap. 11 u. 12 die Lehre von den Quadratzahlen und unreinen quadratischen Gleichungen vor; Cap. 13 handelt von zusammengesetzten Verhältnissen und Proportionen; Cap. 14 u. 15 wieder von geometrischen Aufgaben und unreinen quadratischen Gleichungen; auch enthält letzteres noch einige Regeln für die Anwendung der Alg. auf geometrische Aufgaben. Cap. 16 beschäftiget sich mit stereometrischen Aufgaben. Cap. 17 lehrt die Art, wie man arithmetische Vermuthungen prüfen müsse, und neue Rechnungsregeln auffinden könne. Das 18 Cap. enthält vermischte, und das 19 unbestimmte Aufgaben. Im 1 und 2 Anhang folgen Aufgaben zur Übung und ein Verzeichniss der wichtigsten Lehrsätze, auch Aufgaben der Elementargeometrie. —

Nach dieser Inhaltsanzeige wird es wohl keines Beweises mehr bedürfen, dass alles ziemlich bunt durch einander vorgetragen wird; der Vf. hält aber, wie man aus der Vorrede sieht, diese Ordnung für *psychologisch*, und belehrt seine Leser im 590 §., dass er sie mit gutem Vorbedacht so und nicht anders wählte. „Schon vor 30 Jahren empfand er, dass von den Deutschen die Wissenschaften gar oft allzu

ängstlich zertheilt werden, dafs einige Classificirungen und Definitionen zwar freylich nothwendig sind, dafs aber am Ende, wenn wir bis zur Überschauung der Sache uns erhoben haben, fast jede Classification uns sehr mangelhaft und so manche Definition entweder als unrichtig oder als sehr wenig sagend erscheint." Rec. scheint das sehr psychologisch, dafs dergleichen Bücheranlagen und hauptsächlich dergleichen Äusserungen ganz dazu geeignet sind, junge Leute, die sich daraus bilden wollen, zu dem Wahn zu verleiten, dafs man um genaue Definitionen und Distinctionen, Ordnung im Lehrvortrag und Strenge in den Beweisen sich nicht zu bekümmern brauche. Auch in der Art sich auszudrücken und zu schreiben weicht der Vf. vom Gemeinen ab. Er sagt z. B. *Grofsheit*, *Umfläche*, *bewurzeln*, *ein sich bejaht oder verneint flächendes Rechteck*, *die Richtung ins Rechtere und ins Linkere* u. s. w. für: Gröfse, Fläche, die Wurzel ausziehen u. s. w., er schreibt *Rocken* f. *Roggen* u. s. w.

Verschiedene Materien, als z. B die von der Behandlung der Irrationalgröfsen, der unreinen quadratischen Gleichung, von Summirung der Reihen u. s. w., werden sehr unordentlich und mangelhaft vorgetragen; von der Ausziehung der Cubikwurzel meint der Vf. S. 397, sie sey gar zu mühsam, er will sie deswegen lieber gar nicht lehren, und was dergl. mehr ist. — Dasjenige, worauf er, nach der Vorrede zu urtheilen, im Buche den gröfsten Werth legt, ist seine Ansicht von den entgegengesetzten Gröfsen, nebst der Art, Plus und Minus zu behandeln, und hiebey geht er äufserst weitläuftig und wortreich zu Werke. Von den ersteren wird §. 111 der Begriff festgesetzt, und gesagt: „A und B sind Gegengröfsen, wenn $A+B=o$ ist." Hieraus wird dann in §. 136 gefolgert: „Wenn zwey Gröfsen A und B einander gleich sind: so sind auch ihre Gegengröfsen gleich; ist aber eine von ihnen gröfser oder kleiner als die andere: so mufs auch die eine Gegengröfse kleiner oder gröfser seyn als die andere." In der Note zu diesem §. belehrt uns der Vf., „*dafs er der Erste war, welcher diese Sätze in ihrer völligen Bestimmtheit aufstellte.*" — Rec. scheint hierin kein grofses Verdienst zu liegen, ihre Erfindung erfoderte eben kein sonderliches Nachdenken; übrigens haben *Kästner* und Andere schon lange vor Hn. *Busse* die 4 Species mit (+) und (—) aus dem Begriff von Gegengröfsen dargethan, und wenn sie jene Sätze nicht ausdrücklich aufstellten: so geschah es wohl gewifs nicht darum, weil sie Hr. *Busse* noch nicht gelehrt hatte. —

Die Regeln für die Behandlung von (+) und (—) der Gleichungen, welche der Vf. giebt, lassen sich, wenn man sie aus der Weitschweifigkeit, mit der sie umgeben sind, heraushebt, sammt und sonders auf folgende wenige Sätze reduciren. 1) Man überlege, was die unbekannten Gröfsen vorstellen, ob sie sich verneint gedenken lassen oder nicht, und unter welchen Einschränkungen sie in der Aufgabe vorkommen. 2) Man verwende auch schon bey der Anlage und während des Calculs auf das sämmtlich vorkommende (+) und (—) der gegebenen Gröfsen die gehörige Achtsamkeit. Dann wird sichs aufklären, welcher Werth für die Aufgabe, die man bearbeitet — und welcher nicht dafür, sondern etwa für verwandte Aufgaben gehört. 3) Kann die Aufgabe, bey der man sich auf einen positiven Werth der unbekannten Gröfse einschränkte, nicht so verstanden werden, dafs negative Werthe derselben gedenkbar bleiben: so finden keine verwandten Aufgaben Statt.

Diese Regeln sind zwar richtig, und stehen, ihren weitläuftigen Vortrag mit untergemischter Polemik abgerechnet, in einem Lehrbuch für die ersten Anfänger am rechten Orte: Rec. dünken sie aber, wie die oben bemerkten Lehrsätze über Gegengröfsen, so klar, dafs es der Miene von Wichtigkeit, die der Vf. sich darüber zu geben scheint — S. 353 *nennt er sich ihren Erfinder* — wohl kaum bedurft hätte. — Unter den gegebenen Beyspielen kann Rec. dem Vf. in §. 444 nicht beypflichten. Rec. glaubt nämlich, dafs Hr. Prof. *Klügel* ganz Recht habe, wenn er das bejahte $x = \frac{1}{2}a\sqrt{5} - \frac{1}{2}a$ für das BD in Fig. 40, und nicht für BD hält; denn wenn $-x = -\frac{1}{2}a\sqrt{5} - \frac{1}{2}a = BD$ oder $x = \frac{1}{2}a\sqrt{5} + \frac{1}{2}a = AD'$ ist; wie Hr. B. selbst sagt: so mufs er nothwendig zugestehen, dafs BD nicht die bejahte, sondern verneinte Richtung bedeute, zum Voraus gesetzt, dafs man für $AD = +a$ vom Punct A, und für $AD = -a$ vom Punct B, wie es der Natur der Sache gemäfs ist, zu zählen anfange.

Eine Hauptschwierigkeit beym Gebrauch von (+) und (—) ist der Fall, wenn Gröfsen in einem Wurzelzeichen von geraden Exponenten negativ vorkommen. Diesen Fall setzt der Vf., nach Rec. Bedünken, nicht gut auseinander. Fürs Erste führt es den Anfänger auf falsche Begriffe, wenn im §. 309 S. 255 gesagt wird: „Der Ausdruck $\sqrt{-a}.\sqrt{-a}$ bedeutet eine unmögliche Gröfse, welche niemals angegeben werden kann." Diefs ist an und für sich schon unrichtig. — Wenn nun Hr. *B.* so fortfährt: „Es hindert indessen nicht, dafs nicht dergleichen Ausdrücke im algebr. Calcul oft mit Nutzen könnten gebraucht werden, es ist z. B. ausser Zweifel, dafs die Gleichung $\sqrt{-a}.\sqrt{-a} = -a$ richtig ist." Wird da der Anfänger nicht offenbar schliessen müssen: Also $-a$, wenn es aus der Multiplication von $\sqrt{-a}$ mit $\sqrt{-a}$ entsteht, ist jederzeit eine unmögliche Gröfse? — Fürs Zweyte giebt Hr. B. im §. 319 die Regel: „Man soll zuerst versuchen, ob man auch bey geometrischen Aufgaben mit dem gewöhnlichen Satz ausreiche, dafs die Quadratwurzel einer verneinten Gröfse unmöglich sey." Nun fährt er fort, und sagt: „Wahr ist dieser Satz nur *arithmetisch* unter der Bedingung, dafs man unter der Quadratwurzel von a blofs eine solche Gröfse $\sqrt{a}$ verstehe, die nicht nur an absoluter Gröfse, sondern auch an Zeichen gleich in sich selbst multiplicirt die Gröfse a zum Product gebe. In der *Geometrie* kommen aber ausser den bejahten bey den Quadranten, deren beide Dimensionen entweder bejaht oder verneint sind, auch zwey *verneinte Quadrate* vor, deren eine Dimension

oder Seite bejaht, die andere verneint gerichtet ist. Dessen ungeachtet aber muss man, so lang es Genüge thut, mit derjenigen *algebraischen Geometrie* auszureichen suchen, bey welcher nur Quadrate von 2 gleichbezeichneten Seiten vorkommen sollen; und, solche Einschränkung vorausgesetzt, gilt dann auch in *dieser* Geometrie der Satz, dass die Seite eines verneinten Quadrats wie $\sqrt{-a}$ unmöglich sey." — Wie undeutlich und confus sind hier für einen Anfänger die Begriffe durch einander geworfen! — Wird er nicht glauben müssen, die Geometrie stehe mit der Arithmetik und Algebra im Widerspruch? — Grössen, die in den letzteren für unmöglich erklärt werden, seyen dennoch in der ersteren möglich! — *Kühn* in Petersburg, so wird in der Note angeführt, war der Meinung, dass die unmöglichen Grössen nicht unmöglich wären. Sie wird nicht widerlegt: was soll also der Anfänger von den unmöglichen Grössen halten? — und was soll er alsdann anfangen, wenn man nun mit *derjenigen algebraischen Geometrie, bey welcher nur Quadrate von zwey gleichbezeichneten Seiten vorkommen*, nicht mehr ausreichen kann? — Die andere Geometrie, Hr. *B.* nennt sie die *Richtungsgeometrie*, wird vermuthlich *unalgebraisch* seyn, oder was soll man sonst von ihr glauben? — Wie schön hat nicht der verdienstvolle *Tetens* die ganze Sache in drey Worten auseinandergesetzt, wenn er in der Anmerkung zu *Krafts* Mechanik S. 77 sagt: „Forschen wir der Ursache dieser wenigstens *scheinbaren* Abweichung des Calculs weiter nach: so erhellet, dass sie von der Zweydeutigkeit des Zeichens (—) herrührt. Denn bald drückt dieses Zeichen nur eine entgegengesetzte Lage der Grössen aus, so wie auch die Änderung desselben in (+) die Änderung dieser Lage andeutet; bald bezeichnet es die, der durch (+) ausgedrückten entgegengesetzte Rechnungsart." — Hieraus ist einem Jeden auf den ersten Blick klar, dass, wenn das Zeichen (—) nur die Lage oder Richtung bezeichnet, der Widerspruch der Geometrie mit der Arithmetik und Algebra nur scheinbar, und wenn es nicht auf Lage oder Richtung deutet, auch nicht einmal ein scheinbarer Widerspruch vorhanden sey, folglich der Meinung *Kühns* eine offenbar unstatthafte Verwechslung der Begriffe zum Grunde liege. — Rec. läfst es übrigens unentschieden, ob er vielleicht mit *Tetens* ungefähr Einerley sagen wollte. Wenn er aber das wollte: so hat er sich gewiss sehr dunkel und inadäquat ausgedrückt. Wahrscheinlich ist es indessen gar nicht, dass er es wollte, weil er S. 284 auf die *Gilbert*schen Annalen der Physik 1807. 2 u. 6. Stück in Ansehung des von *Tetens* auseinandergesetzten Falles verweiset. Hieraus nämlich sieht man, dass (St. 2) der würdige Hr. Prof. *Mollweide* in Halle *Tetens* Erklärungsart vollkommen billigte, Hr. *B.* aber damit nicht übereinstimmen müsse, weil er (St. 6) sagt: er wolle den Beschluss seiner Erwiederung darum in *petto* behalten, um Hn. Prof. *Klügel* nicht vorzugreifen, der auch eine Erklärung von der Sache zu geben vorhabe. Wozu hätte es auch in St. 6 der *Gilbert*schen Annalen von 1806 der Auffoderung an die Mathematiker bedurft, jenen von *Tetens* betrachteten Fall durch ein deutliches $\mp$ zu lösen, wenn er mit ihm einverstanden war? —

Im §. 337 u. f. giebt Hr. *B.* die geometrische Construction der bejahten und verneinten Quadratwurzel, und geht dabey gar sonderbar zu Werke. Er versucht nämlich für die Proportion $a:b = -b:-c$ zweyerley Constructionen, welche aus den Lehrsätzen fliessen: 1) dass die Ordinate zwischen zwey abgeschnittenen Stücken des Circuldurchmessers von diesen die mittlere Proportionale ist; 2) dass, wenn von zwey Linien eine den Circul berührt, die andere durchschneidet, erstere die mittlere Proportionale zu den abgeschnittenen Stücken der anderen in und ausser dem Circul ist. Weil ihm nun keine von beiden Constructionen genügt: so lässt er, nachdem er viel Schwierigkeiten ohne Noth gemacht hat, endlich den Anfänger ganz im Stich, und endigt das Capitel mit den Worten: *Er würde sich durch andere Constructionen zu helfen wissen.* — Freylich fällt dem Geübteren unter anderen auch die Construction durch den Satz ein, dass wenn sich zwey Chorden im Circul irgendwo schneiden, die abgeschnittenen Stücke im umgekehrten Verhältniss stehen; aber warum erfährt das der Anfänger in einem Buche nicht, das für ihn zum Selbstunterricht bestimmt ist? —

Rec. erinnert noch zu §. 419. S. 349, dass die Aufgabe, so wie sie da steht, zu den unbestimmten gehöre, und dass, um sich adäquat auszudrücken, hätte erinnert werden sollen, es sey dabey angenommen worden, die Gewinnste sollten den Capitalien selbst gleichmässig proportional bleiben. Es heisst daher unrichtig S. 350, dass dieses also seyn müsse. Das 17 Cap. hat Rec. sehr wohl gefallen; es verdient die vom Vf. erfundene, eigene und schöne Methode, einfache Kennzeichen anzugeben, durch welche Zahlen sich Brüche aufheben lassen, wegen ihrer Merkwürdigkeit, und weil sie ein neues Feld zu Untersuchungen über die Eigenschaften der Zahlen darbietet, eine besondere Anzeige, und allgemein bekannt zu werden. Er setzt die Ziffersumme einer jeden dekadisch geordneten Zahl

$$\ldots \mathfrak{Z}\mathfrak{E}\mathfrak{h}\mathfrak{z}\mathfrak{e}HZEhze = e+z+h+E+Z+H+\mathfrak{e}+\mathfrak{z}+\mathfrak{h}+\mathfrak{E}+\mathfrak{Z}$$

u. s. w., wo e; z; h die Einer, Zehner, Hunderte; E; Z; H die Ein- Zehn- Hunderttausende u. s. w. bedeuten. Es gilt übrigens jedes der Zeichen e; z; h; u. s. w. für jede der Zahlen 0; 1; 2; 3; 4; 5; 6; 7; 8; 9. Nun stellt er für die Zahl 3 den Lehrsatz auf: Durch 3 lässt sich nur jede solche Zahl theilen, deren Ziffersumme auch durch 3 theilbar ist. Denn

$$\begin{aligned} e &= e\,(0.3+1) = e \\ z.\ 10 &= z\,(3.3+1) = 3.3z + z \\ h.\ 100 &= h\,(33.3+1) = 33h + h \\ E.\ 1000 &= E\,(333.3+1) = 333E + E \\ Z.\ 10000 &= Z\,(3333.3+1) = 3333Z + Z \end{aligned}$$

also ist der dritte Theil dieser Zahl allemal

$$= 3z + 33h + 333E + 3333Z + \frac{e+z+h+E+Z}{3}$$

folglich kann der dritte Theil jeder Zahl allemal ohne Bruch angegeben werden, wenn auch ihre Ziffer-

summe durch 3 theilbar ist. Auf ähnliche Art findet er die Regeln für die Theilbarkeit anderer Zahlen. Rec. hebt z. B. noch die für die Zahl 13 aus.

Durch die Addition von I) bejahten und II) verneinten Überschüssen, finden sich für diese Zahl folgende drey Resultate, von welchen jede als Regel dienen kann.

I) 1. e + 10. z + 9. h + 12. E + 3. Z + 4. H + 1. ε + etc.
II) — 12. e — 3. z — 4. h — 1. E — 10. Z — 9. H — 12. ε — etc.
III) — 11. e + 7. z + 5. h + 11. E — 7. Z — 5. H — 11. ε etc.

Stellt man sich nun die gegebene Zahl verzehnfacht vor: so muss auch da noch die Theilbarkeit dieselbe bleiben, und man erhält die folgende

IV Regel; 7. e + 5. z + 11. h — 7. E — 5. Z — 11. H + 7. ε etc.

wo die Ordnung der Coefficienten bequemer ist. Beyspiel. Es sey zu finden, ob sich 715286 durch 13 theilen lasse: so wird die Anwendung der Regel durch folgende Anordnung erleichtert:

715	286
35	42
5	40
77	22
— 117 +	104 = 13

das ist — (11. H + 5. Z + 7. E) + (11. h + 5. z + 7 e) = 13, also ist die vorgegebene Zahl durch 13 theilbar. Für grössere Primzahlen, als 13, hat der Vf. keine Formeln mitgetheilt. Er vermuthet, dass für 17 und 19 wenig Hoffnung zu bequemen Regeln übrig bleibe, weil diese Zahlen in Decimalbrüche aufgelöst, erst nach sehr vielen Stellen rückgängig werden.

bχ.

Leipzig, b. Fleischer: *Anleitung, geometrische Figuren zum vollkommenen Schlusse zu bringen, zu zeichnen, und eben so genau zu berechnen; für Forst- und Feldgeometer, als Hülfsmittel, ihre Arbeiten auch ohne goniometrische Vorkenntnisse, nach der, bis jetzt einzig zuverlässigen, Däzelschen Methode behandeln zu können,* mit sehr nützlichen Hülfstafeln begleitet, entworfen von *Karl Christian Rommerdt*, fürstl. hohenloh. langenb. neuenst. Kammerassessor etc. Mit 2 Kupf. 1807. XVI und 62 S. Text, 70 und 332 S. Tabellen. gr. 8. (3 Rthlr.)

Die Kenntnisse eines Feldmessers müssen immer etwas weiter als bis zum pythag. Lehrsatz gehen, sagte *Joh. Tob. Mayer* in seinem *Unterricht zur praktischen Geometrie*, am Ende des 115ten §s. Da nun Rec. für Alles, was in diesem vortrefflichen Buche steht, grosse Achtung hegt: so wird es ihm der Vf. desselben nicht verargen, wenn er an die Versicherung, dass man sich durch dasselbe *ohne goniometrische Vorkenntnisse* zum brauchbaren Feldmesser bilden könne, um so weniger glaubt, als der Vf. selbst einige trigonometrische Formeln in seinen Unterricht mit einfliesen läfst, also ihre Kenntnifs und Behandlung voraussetzt.

Für den Ausspruch, dass die *Däzel*'sche Methode die *einzig* zuverlässige in der Welt sey, mag Hr. Prof. *Däzel* sich bedanken; ganz gewiss hat der verdienstvolle Mann bisher noch selbst nicht gewusst, dass alle, die vor ihm waren, nur durch Zufall richtig massen. — Übrigens enthält diese Anleitung keinen ausführlichen Unterricht über das Vermessen selbst, diess könnte auch auf 62 Seiten Niemand erwarten; der Vf. giebt nur über den Gebrauch seiner Tabellen Anweisung, und zeigt in einem Beyspiel, wie man sich bey der Aufnahme, Zeichnung und Berechnung einer Flur von einigem Umfang verhalten könne.

Tafel I enthält für ein rechtwinkliges Dreyeck, dessen Hypothenuse 40 Ruthen lang wäre, die Grösse der Katheten, bey jedem Winkel, von einer halben Minute zur anderen, bis zum 45sten Grad. Wenn man also diese Tabelle gebrauchen will, so muss man bey einem vorgegebenen Winkel die Katheten, oder umgekehrt jenen aus diesen, durch die Regel de tri berechnen; ist der Winkel grösser als 45 Grad: so muss man erst die nöthigen Stücke für diesen Grad abschneiden, den Überschuss messen, und in der Tafel besonders aufsuchen. So lehrt es Hr. *Rommerdt*. Sollte aber diess wohl leichter und kürzer seyn, als den Logarithmus einer Linie nebst dem eines Sinus oder Cosinus in den Tafeln aufzusuchen? — Der Vf. wollte jedoch selbst bey seinem Unterricht keine solchen Anfänger voraussetzen, die von dem Gebrauch der Logarithmen etc. ganz und gar keine Kenntnifs hätten, denn er lehrt S. 18 mit Hülfe derselben, oder nach der gewöhnlichen trigonometrischen Formel, einen Triangel aus zwey Schenkeln und dem eingeschlossenen Winkel berechnen, und setzt diese Berechnungsart bey einer ganzen Reihe Triangel fort. Die erste Tafel konnte also sehr wohl entbehrt werden. Die zweyte Tafel enthält für Elevationswinkel von Viertheil- zu Viertheil-Grad vom 2ten bis zum 12ten, und Längen von 5 bis zu 50 Ruthen, die Reduction auf den Horizont, weil man horizontal messen muss. Rec. bedauert, dass Hr. *Rommerdt* sich diese undankbare und für die Praxis beynahe völlig fruchtlose grosse Mühe gegeben hat. Jedermann weiss, dass dem ausübenden Feldmesser nur höchst selten Ebenen vorkommen, welche er längs ihrer Schiefe zu messen, und hernach ihre Projection durch Rechnung zu suchen sich erlauben darf.

bχ.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Hannoverischer Briefsteller, zugleich Handbuch der nothwendigsten Kenntnisse für junge Leute und Ungelehrte*, enthaltend Unterricht im Schreiben, in der Sprachlehre, im Briefschreiben, im Briefstyl, in der Abfassung aller Arten von Briefen und anderer schriftlicher Aufsätze, Nachrichten vom Wechselwesen, vom Gelde, Münzen, Masse und Gewicht, vom Postwesen, Reiserouten und Meilenzeiger, Unterricht in der Rechenkunst und Handelsgeographie, Erklärungen kaufmännischer Zeichen und Wörter, nebst manchen geographischen, historischen und physikalischen Bemerkungen u. s. w. von *Aug. Baabe*. 2te verm. u. verbess. Aufl. 1808. XII u. 476 S. 8. (18 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1809.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Paris und Amsterdam, b. Dufour: *Manuel général pour les Arbitrages de Changes et pour beaucoup d'autres Calculs nécessaires chez les Négocians, par Nombres fixes ou par Logarithmes etc.* suivi d'une Table de Logarithmes depuis I jusqu'à 10400 etc. par *Felix Reishammer.* An VIII. (1800) XVI u. 457 S. gr. 8. (9 Francs 50 Cent.)

Augsburg und Leipzig, b. Stage: *Felix Reishammers allgemeines Handbuch für die Vergleichungen der Wechselcurse etc.* aus dem Französischen übersetzt und *verbessert* von *Andreas Christian Mayer*, Ingenieur und Weinvisirer. Ohne Jahrzahl. Erster Theil. 25 Bogen. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Ebendaselbst: *Felix Reishammers gründlicher Unterricht von den Logarithmen: oder Lehrart, wie Banquiers und Kaufleute sich der logarithmischen Tabellen mit Leichtigkeit und Geschwindigkeit bedienen können u. s. w.* Mit einer logarithmischen Tabelle für Kaufleute von 1 bis 10400. *Als Fortsetzung des Nelkenbrecherschen Taschenbuches.* Aus dem Französischen übersetzt und verbessert von *Andr. Christ. Mayer.* Ohne Jahrzahl. Zweyter Theil. 12½ Bogen. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es ist unglaublich, dass Jemand sich ernstlich mit der kaufmännischen Rechenkunst beschäftigen und doch nicht wissen sollte, dass wir sehr viele, höchst mühsam ausgearbeitete, und ihrem Zwecke vollkommen entsprechende logarithmische Tabellen für Kaufleute, und sich darauf stützende abgekürzte Arbitragen-Rechnungen besitzen. Die Namen *Clausberg, Kruse, Raphael, Levy, Kästner* und vieler Anderer können beynahe Niemanden fremd seyn, der sich mit kaufmännischer Arithmetik abgiebt, und doch muss der deutsche Vf. der französischen Schrift, welche wir hier anzeigen, nie etwas von ihnen erfahren haben, wenn er glauben kann, durch seine Arbitrage-Tafeln etwas Neues zu liefern. Dass er aber diesen Glauben habe, beweiset seine Äusserung in dem Vorberichte, wo er geradezu äussert, dass er durch die *Gerhardt*'schen 1788 und 1795 erschienenen Logarithmen zuerst auf den Gedanken von Arbitrage-Tafeln gerathen sey. Er rechnet alle Erfodernisse derselben mit vieler Sachkenntniss her, und sagt dann mit vollkommener Selbstgefälligkeit: *J'ai tâché de réunir tous ces avantages avec celui d'en faire un volume portatif: c'est beaucoup présumer, mais l'expérience m' autorise à affirmer que ma collection des Arbitrages qui ne doit son existence qu'à un travail très-pénible, entrepris d'abord pour mon propre usage, remplira ces conditions dans tous les points, pourvûque l'on se rende familier l'usage des Logarithmes.* Auch sehen wir gar nicht ein, womit Hr. *Reishammer*, wenn er diesen Glauben auch rechtfertigen könnte, es zu entschuldigen vermöchte, dass er die *Gerhardt*'schen logarithmischen Tafeln, die sehr correct gedruckt sind, nochmals abdrucken liess, und ihnen durch bedeutende Abkürzungen Vieles von ihrer Brauchbarkeit entzog.

Da Hr. *R.*, als Deutscher, die französische Sprache für diese Schrift gewählt hat: so könnte man vielleicht meinen, er habe eigentlich nicht für Deutsche arbeiten wollen. Dieser Vermuthung steht aber seine eigene Erklärung in der Einleitung entgegen, wo er bestimmt von sich sagt: *L'Auteur ne s'est décidé à le donner en français que parceque cette Langue est la plus universellement répandue parmi les personnes adonnées au commerce et particulièrement parmi celles qui suivent la partie de change.* Hr. *R.* hat also sein Buch für die Welt, sowohl für Deutschland als für Frankreich und für andere Länder geschrieben; dann ist ihm aber, wenn wir ihn keiner Unredlichkeit zeihen wollen, seine Unbekanntschaft mit der Literatur seines Faches durchaus nicht zu verzeihen. Ausser dem, dass er zu glauben scheint, man habe in der kaufmännischen Rechenkunst noch gar keine Notiz von den Logarithmen genommen, und selbst *Jürgen Elert Kruse* habe sie nicht gekannt, (S. 25 der Introduction heisst es: *Cet exemple est pris de Elert Kruse de Hambourg, aux Logarithmes près, dont il paroit n'avoir pas eu connoissance*), müssen ihm auch *Joh. Christ. Nelkenbrechers J. U. et Arithm. C. Tabellen zu Berechnung der Wechselarbitragen u. s. w.*, welche schon 1762 zu Königsberg herausgekommen sind, völlig unbekannt geblieben seyn. Denn diese vortreffliche ältere Arbeit, die mit der grössten Vollständigkeit, Genauigkeit und Kürze abgefasst ist, leistet gerade alles das, was das *Reishammer*'sche Werk leisten soll, und noch vieles mehr, auf eine bequemere, sicherere und einleuchtendere Weise, und es muss sich Jedem unwillkührlich aufdringen, dass es selbigem zu einem — nicht erreichten — Vorbilde gedient habe. Ausserdem haben wir aber auch in späteren Zeiten viel brauchbarere Werke der Art erhalten, worunter besonders die in Altona 1786 erschienenen *Vollständigen Tabellen über Geld-, Wechsel-, Gold- und Silber-Specu-*

lationen, nach Rec. Dafürhalten, oben an zu stehen verdienten, wenn sie mehr auf die jetzigen Curse und überhaupt nach dem jetzigen Gang der Geschäfte eingerichtet wären. Eine gehörig verbesserte Auflage derselben wäre etwas sehr Wünschenswerthes. Hätte Hr. R. diese übernommen: so würde er sich den Dank des kaufmännischen Publicums verdient haben, statt dass wir jetzt — am mildesten geurtheilt — seine Arbeit für ganz überflüssig, besonders für Deutschland, erklären müssen.

Dass wir demnach die *deutsche Übersetzung*, wenn sie auch höchst vollkommen gerathen wäre, nicht gut heissen können, versteht sich von selbst, und zwar um so mehr, da der Vf., wie wir wörtlich angeführt haben, bestimmt äussert, dass er, als Deutscher, desshalb die französische Sprache gewählt habe, weil diese von den meisten Kaufleuten, besonders von Bankiers, verstanden werde, und dadurch also selbst jede Übersetzung seines Werkes für überflüssig und unzweckmässig erklärt. Wir können aber versichern, dass der Übersetzer kein Französisch versteht, und dass man nicht schändlicher mit einem Autor umgehen könne, als es der Ingenieur und Weinvisirer *Mayer* mit dem seinigen gethan hat. Nur einige Stellen, so wie sie uns in die Hand fallen, wollen wir als Belege anführen.

Reishammer.	*Mayer.*
Connaissant le prix d'un semblable travail, j'ai pensé que ce serait une chose utile aux personnes vouées à l'etat de negociant que de leur offrir le resultat de mes recherches, fruit d'une longue aplication, sur les combinaisons de changes appellées Arbitrages, à l'aide des mêmes tables de Logarithmes publiées par M. Gerhardt. Je m'y suis livré avec d'autant plus de zèle, que je ne connois point de place de commerce où l'on ne puisse s'en servir avec bien plus de succès que de tous les autres livres qui ont pour objet de faciliter les calculs.	Wer den Werth einer ähnlichen Arbeit kennt, der wird den Nutzen für die Personen, so sich der Handlung widmen, durch diese Bekanntmachung bey der Gegeneinanderhaltung oder Vergleichung der Wechsel genannt Arbitrage, mit Hülfe der nämlichen *Gerhardi*schen Tabellen leicht vorstellen können. Es wurde um so mehr auf die Bearbeitung dieses Buches der möglichste Fleiss verwendet, damit man sich desselben mit dem besten Erfolg bedienen u. alle anderen Werke und Schriften, welche über leichte Arten zu rechnen herausgekommen sind, entbehren kann.
Si j'avois à consulter des hommes versés dans ces calculs sur le moyen de rendre mon recueil le vrai manuel pour les Arbitrages, leurs idees de la perfection dont un pareil ouvrage est susceptible se seraient surement reunies sur les points suivants; etc.	Den in diesen Rechnungen geübten Personen wäre anzurathen, dass sie diese 2 Bände als ein wahres Handbuch zu Vergleichung der Wechselcurse brauchten, ihre Begriffe würden bey Vervollkommnung, wozu ein ähnliches Werk empfänglich ist, sich sicher über nachstehende Puncte vereinigen u. s. w.
[1] *Decouvrir après la deduction de tous les fraix, le benefice clair et net, soit sur le prix du change, soit en pourcent; et, connaissant le tems que doit durer le debours, convertir ce benefice, par un calcul facile, en escompte annuel; soit qu'on fasse valoir ses fonds, ou qu'on s'en procure par des opérations de changes, et qu'on veuille connoitre à quel taux reviendra l'argent.*	Entdecken nach dem Abzug aller Spesen den klaren und reinen Gewinn, entweder auf den Preis des Wechsels oder in Procent, und, wenn die Zeit der Dauer von den Auslagen bekannt ist, diesen Gewinn durch eine leichte Berechnung in jährlichen Disconto zu verwandeln; es seye, dass man die Fonds wollte geltend machen, oder dass man durch Wechselgeschäfte es zuwegen brächte und dass man wollte das Geld, was vom Ganzen fällt, wissen.

Die auf dem Titel versprochenen Verbesserungen haben wir nirgends entdecken können, wohl aber fanden wir, dass die wenigen Druckfehler, welche sich in das Original eingeschlichen hatten, mit diplomatischer Genauigkeit in die Übersetzung mit aufgenommen, und durch viele neue vermehrt worden sind. Ein Blättchen, welches der Übersetzung beygelegt ist, ist überschrieben: *Verbesserungen von Reishammers Logarithmen.* Wir fanden aber zu unserem Erstaunen, dass die darin aufgeführten Druckfehler, so weit wir uns die Mühe gegeben haben solche aufzusuchen, sich nicht im Reishammerschen Originale, sondern bloss in der fehlerhaft gedruckten Übersetzung befinden.

Übrigens müssen wir hier noch unser Bekenntniss über diese Art von Schriften im Allgemeinen ablegen. Wir waren allezeit die Lobredner der Logarithmen, und haben schon oft unsere Meinung, sowohl in diesen Blättern als anderswo, öffentlich dahin geäussert, dass es den Kaufleuten höchst nützlich sey, mit diesem unschätzbaren Hülfsmittel vertrauter zu werden. Durch diese künstlichen Zahlen können sie ungemein viele Zeit ersparen, welches bey manchem höchst wichtigem Geschäfte, das — besonders an der Börse — oft sehr schnell beschlossen oder abgelehnt werden muss, vom grössten Nutzen seyn kann. Auch im Comptoire, wo man mehr Zeit hat, ist es doch höchst wichtig, wenn man durch logarithmische Tafeln eine schnelle Probe seiner Rechnungen anstellen kann. Dazu werden allerdings correcte Logarithmen erfodert, die aus so wenig Ziffern als möglich bestehen, und die durch eine eigene Einrichtung manche Nebenvortheile gewähren, z. B. dass die Zahlen, welche oft wiederkehren, als die Zahl 100 in dem Ketten-Satze, ganz wegbleiben können; u. m. dgl. Viel weiter müssen sie aber nicht gehen, und Tabellen, wie die eben angezeigten, aus denen jeder Mensch, ohne alle Rechenkenntniss, wenn er nur etwas abgerichtet wird, jede Arbitrage mechanisch zu Stande bringen kann, sind dem angehenden Kaufmanne gewiss schädlich, indem sie ihn um die Fertigkeit zu rechnen bringen, ihn zu einer blossen Rechenmaschine machen, und dennoch oft eben so viele Zeit durch Nachschlagen erfodern, als eine völlige Berechnung nach den gewöhnlichen Regeln. Der Kaufmann muss, wenn er sicher gehen will, seinen ganzen Satz im Kopfe haben, und durch die Logarithmen nur des Vortheils der kleineren Zahlen und des in Addiren und Subtrahiren verwandelten Multiplicirens und Dividirens geniessen. φ.

ÖKONOMIE.

FRANKFURT a. d. O., in der akadem. Buchhandlung: *Praktisches Handbuch der Feldwirthschaft, mit besonderer Hinsicht auf die neuesten Vorschläge über die Anwendung der englischen Wirthschafts-*

art auf die deutsche. Von D. F. B. *Weber*, ord. Prof. der Staats- und Landwirthschaft zu Frankfurt a. d. O. I B. mit Kpn. 1807. XVI u. 470 S. II B. 448 S. gr. 8. (4 Thlr. 16 Gr.)

In diesem praktischen Handbuche hat der verdiente Vf. den gesammten Feldbau und dessen verschiedene Branchen sehr vollständig erläutert; wo er einzelne wichtige ökonomische Gegenstände weniger ausführlich darstellen konnte, weil er mehr auf das Allgemeine zu sehen hatte, da hat er auf Quellen zum weiteren Unterricht hingewiesen, und — was in der That diesem Werke einen desto grösseren Werth giebt — der besten Literatur aus *allen* Sprachen, d. h. ausser der deutschen, der englischen, französischen, italiänischen und spanischen, und vorzüglich derjenigen, die in vermischten Schriften, ökonomischen Sammlungen, Journalen, in Schriften gelehrter Gesellschaften oder einzelner Männer enthalten ist, sorgfältigst gedacht. Auch hat er hiebey alle, ihm bekannten, neuen Erfindungen, besonders neue, für den Feldbau brauchbare Maschinen und Instrumente angezeigt, ihren Werth und ihre Anwendbarkeit dabey unbefangen bemerkt, oder wenigstens auf die von ihnen gegebenen Nachrichten verwiesen, sich jedoch in dem ganzen Werke streng an die Grenzen des Feldbaues gehalten. Zugleich soll es als eine Fortsetzung seines *systematischen Handbuchs der Landwirthschaft* angesehen werden: daher auch manche einzelne Materien, welche an sich ein allgemeines Interesse für den ganzen Pflanzenbau haben, und in jenem ausführlich dargestellt worden sind, hier ganz übergangen werden. Jedoch sollen, nach einer, durch Umstände nöthig gewordenen Abänderung des erst vorgesetzten und auch von *Thaer* gebilligten Plans, die Bearbeitungen der verschiedenen Branchen der Landwirthschaft nun nicht mehr in einer Reihe nach einander erscheinen, sondern von jetzt an einzelne Branchen herausgehoben, und in einzelnen Werken ausgearbeitet, herausgegeben werden. Zu dem Ende wird die Reihe zuerst an ein ökonomisch-juristisches Handbuch der Haushaltungskunst kommen, und dann wird ein praktisches Handbuch der Viehzucht folgen, zu welchen Arbeiten schon die reichhaltigsten Materialien gesammelt sind. Der Vf. empfiehlt auch dieses Werk der strengen, aber gerechten und billigen Prüfung der Sachkundigen. Rec. kann ihm seinen völligen Beyfall nicht versagen, nachdem er es ganz mit aller Aufmerksamkeit gelesen hat. Es ist vollständig, gründlich, und ohne parteyische Vorliebe für alles Neue ohne Unterschied geschrieben; und für den praktischen Landwirth, der nicht der Dreyfelderwirthschaft huldiget, überaus brauchbar. Wir halten uns verpflichtet, den Inhalt desselben kürzlich mitzutheilen, und dabey noch auf das eine und andere Vortreffliche darin aufmerksam zu machen, um unser Urtheil zu begründen.

Im ersten Bande spricht der Vf., nachdem er den Begriff der Feldwirthschaft festgesetzt, und die Eintheilung der Lehre von derselben angegeben hat, in der ersten Abtheilung: *von der Feldwirthschaft im Allgemeinen*, und zwar in 3 Cap., welche wiederum in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen zerfallen: 1) Von den Acker- oder Wirthschafts-Systemen, oder von der Eintheilung der Felder und vom Fruchtwechsel, und wie das Verhältniss des Futterbaues zum eigentlichen Ackerbau hiebey zu bestimmen sey. 2) Von der Feldbestellung selbst. 3) Von dem Schutze, der Pflege und Wartung der Felder, und der Saaten insbesondere, gegen die sie betreffenden Unfälle und Gefahren. Der zweyte Band handelt in der zweyten Abtheilung dann *von den einzelnen Branchen des Feldbaues insbesondere*, und zwar in 3 Abschnitten: 1) Von dem Getreidebau, wo in 2 Capp. von dem Wachsthume und Anbau der Getreidearten, namentlich des Weizens, Roggens u. s. w., und dann von der Erndte, dem Ausdrusch und der Reinigung, oder von der Zugutmachung und Aufbewahrung des Getreides die Rede ist. 2) Vom Anbau der sogenannten Handelskräuter oder Handelsfrüchte, und zwar wiederum in 2 Capp. von dem Anbau der Ölgewächse oder Ölpflanzen, und von dem Anbau der eigentlichen Manufacturkräuter. Endlich 3) vom Futterbau auf den Feldern, oder von dem Anbau der Futterkräuter und Futtergewächse auf den Feldern im Grossen.

Im ersten Bande ist in Cap. 1. S. 71 ganz vortrefflich, was vom Übergange aus einem Wirthschaftssystem in ein anderes, besonders von der Vorsichtigkeit im Übergange von der Dreyfelderwirthschaft in die Wechselwirthschaft, gesagt wird. Auch sind die mehreren hier mitgetheilten Beyspiele von Fruchtwechseltabellen äusserst lehrreich. Auch können wir nicht umhin, hier die S. 178. Cap. 2 gerühmte Bestellungsweise über Sommer der weiteren Prüfung und Nachahmung zu empfehlen. Man soll nämlich dem künftigen Sommerfelde — versteht sich, wo es die Lage, die Art des Ackers und die Natur der auszusäenden Frucht verstatten — schon im Herbste alle die Furchen, die es überhaupt erhalten soll, geben, und dann im Frühjahr und zwar frühzeitig, bis zur Mitte oder am Ende Aprils, ehe das Unkraut aufkömmt, den Acker bloss mit der Egge einbrechen und sogleich — ungepflügt — besäen; also die Winterstoppel Ende Septembers oder Anfangs Octobers *gehörig tief* und auch *schmalfurchig* stürzen, und auf diese Eine Ahrt Hafer 3 dergleichen im Frühjahr säen, hingegen zu Gerste im Herbste noch einmal Ende des Octobers oder Anfangs Novbrs., bis es zu frieren anfängt, den Acker ruhren, ohne dann im Frühjahr wieder zu pflügen. Wie leicht ist es zu begreifen, dass auf diese Art, wegen der bleibenden Winterfeuchtigkeit, der Sommerfrucht keine Dörrung im Sommer schaden könne, und alles Unkraut unterdrückt werden, also auch das Getreide ungleich vorzüglicher gerathen müsse, als nach der sonst üblichen Bestellungsart! Rec. ist schon im Voraus von der Vorzüglichkeit dieser Methode überzeugt, und wird sie schon in diesem Jahre selbst anwenden. — Weniger kann er der Bemerkung S. 130 beystimmen, wo der Vf. will, dass die Egge recht gleich, gerade und sicher gehen, nicht schwanken noch springen soll, und wo er die bewegliche Glieder-Egge des Baron Baumer verwirft, weil sie nicht allenthalben eingreife, und schwerer zu ziehen sey. Durch das Tanzen der Egge wird, nach der Saat, doch offenbar der Same besser vertheilt, und das furchenweise Aufgehen desselben verhindert.

fo dafs alfo gewifs auch nicht räthlich ift, die Eggefchienen feft mit den Balken verbinden zu laffen. — Schade übrigens, dafs die Verlagshandlung nicht für etwas befferes Papier und fchwärzeren Druck geforgt hat! Auch hätte diefes treffliche Werk es wohl verdient; von der Menge Druckfehler befreyt zu werden; denn faft ein Bogen *Errata* und Verbefferungen find ihm beygefügt. — fch —

Glogau, b. Günter: *Neuere Feldbeftellung mit mehrfchaarigen Pflügen, wodurch erwiefen, wie ungleich mehr Getreide dadurch erbauet wird;* erfunden und praktifch entworfen vom Commiffionsrath *von Arndt.* 1808. 112 S. 8. (12 Gr.)

So viel fich auch gegen den gewählten Titel einwenden liefse, fo gründlich und intereffant ift doch der Inhalt der ganzen Schrift, und überaus lehrreich für einen jeden Lefer, dem darum zu thun ift, feinen Ackerbau zu heben. Hr. *v. A.* übernahm vor 18 Jahren fein väterliches, fehr verfallenes, und an fich unfruchtbares Gut Simsdorf in Schlefien, welches über Winter und Sommer 340 Scheffel fäet, wenig Wiefewachs hat, und, bey der Übernahme, 8 Pferde, eben fo viel Zugochfen, nur 11 Kühe und 250 Schaafe hielt. Diefes Gut brachte in den erften Jahren kaum 600 Rthlr. ein, und im Jahr 1788, nach Abzug aller Ausgaben, fchon 1800 Rthlr., und 1789 gegen 2300 Rthlr. rein. Eben fo übernahm er durch Erheirathung im Jahr 1786 das ebenfalls verwilderte, ½ Meile von Simsdorf entfernte Gut Ellguth, auf welchem er im erften Jahre auch nicht mehr, als das vierte Korn, erndtete, aber fchon das zweyte Jahr darauf das 7te Korn bauete. In Simsdorf aber erndtet er nun fchon feit 2 Jahren durchgängig das 8te bis 9te Korn. Wie er nun feine Verbefferungen anfing, das erzählt er von S. 1—20 auf eine fehr inftructive Weife, um fich auch um andere Landwirthe, die mit ihm in gleicher Lage fich befinden, verdient zu machen; er theilt hier nämlich die Gefchichte feiner Unternehmungen und Verbefferungen der oben genannten beiden Landgüter mit. Und worin beftanden diefe? Zuvörderft liefs er in Simsdorf alle Graben reinigen, und die dadurch erhaltene Erde auf die Oberfläche der fandigen Berge, aus denen der dritte Theil des Guts befteht, führen, welche jedoch in kurzer Zeit wieder verfchwand. Aus Mangel an animalifchem Dünger wählte er nun eine Mifchung von Kalk und Afche, und bediente fich diefes mineralifchen Dünger mit fichtbarem Vortheil; aber auch diefer wurde von dem vielen Sande bald wieder verzehrt, fo dafs der Kalk, um ihn blofs in der Oberfläche zu erhalten, nun allemal auf die Ruhr gefäet und ganz feichte untergeackert wurde; allein auch auf diefe Art trug der Boden nur 2—3 gute Früchte, und gab noch immer fehr fpärliche Erndten. Hr. *v. A.* unternahm daher fchon im dritten Jahr eine Veränderung in der Ackerbeftellung. Aufserdem dafs er für gutes Pflügen forgte, fuchte er die Beetfurchen, die gewöhnlich im Ertrag geringer ausfallen, immer mehr zu vermindern, dachte darauf, das Unkraut aus dem Wege zu räumen, und jetzt geftattet er durchaus gar keine Beete mehr, fondern läfst alle Äcker ins Quadrat pflügen, und forgt nur für gute, zweckmäfsige Wafferfurchen, fo wie er, um dem fandigen Boden mehr Bindung zu geben, das Walzen der Gerftenäcker, und auch der fpäteren Winter-Einfaat mit grofsem Nutzen einführte. Auch verwandelte er 2 kleine Teiche mit Vortheil in Acker, bauete immer mehr Futterkräuter an, und vermehrte den Viehftand. Jedoch die Hauptverbefferung machte er mit Mufchelmergel, den er, mittelft eines Erdbohrers, auf einem wüften Stücke mitten auf einer Wiefe entdeckte, und mit welchem er nun, befonders feine Elendsberge, am wirkfamften dünne überfahren liefs, fo dafs er fchon im folgenden Jahre von 14 Scheffel Ausfaat 42 Schock Getreide erndtete. Zugleich erfand er einen mehrfchaarigen Pflug, deffen er fich vorzüglich zum Saatackern bedient. Damit läfst er alles ins Quadrat pflügen, und hat überhaupt eine ganz neue Ackermethode auf feinen Gütern eingeführt, welche gewifs der gewöhnlichen bey weitem vorzuziehen ift, und den Ertrag fehr erhöhen mufs. Gern theilte fie Rec. hier mit, wenn fie nicht zu viel Raum einnähme; aber keinen Landwirth wird es gereuen, die Befchreibung derfelben felbft von S. 48 an zu lefen, und einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Wäre es nur, bey der Schlendriansliebe der Ackerleute, auch möglich, fie anderwärts einzuführen, und überhaupt das Ackerwerk nach der Methode des Hn. *v. A.* zu betreiben! Auch was der Vf. über das Eggen und Walzen, desfgleichen über das Mergeln, das, nach feinen vielfachen Erfahrungen, blofs die Hinderniffe des Wachsthums hebt, aber nicht als eigentliches Düngmittel anzufehen ift, über die Mittel, einem Landgute den höchften Ertrag abzugewinnen u. f. f. fagt, das alles ift vortrefflich, und macht ihm und feinem Nachdenken fehr viel Ehre. Kurz, Rec. kann diefes gehaltreiche Schriftchen, das fo manche bändereiche Bücher über Ökonomie an erprobten Grundfätzen weit hinter fich zurückläfst, allen mit gutem Gewiffen dringend zur Lectüre empfehlen, die mit dem Vf. fich ebenfalls genöthiget fehen, ihre deteriorirten Güter zu verbeffern und ihren Wohlftand zu heben. Nur vermifste er ungern eine Abzeichnung des neu erfundenen 3-, 4- und 5-fchaarigen Pfluges. Da ihm das *Arndtifch-Riemifche* Ackerfyftem, oder unfere Feldbeftellung zu einträglicherem Ackerbau mit mehrfchaarigen Pflügen, entworfen vom Commiffionsr. *Arndt*, mit Anmerkungen, auch einem allgemeinen Schaarwenzelpflug, herausg. vom Commiffionsr. *Riem*, m. 3 Kpf. Neue Aufl. Leipz. 1794. gr. 8. eben fo wenig, als *Riems* Verbefferungen des *Arndtifch-Riemifchen* 4fchaarigen Pflugs. Mit 9 K. im Magaz. zur Beförd. d. Induftrie. B. II, H. VIII. zu Geficht gekommen ift: fo kann er freylich nicht fagen, ob diefe Schrift in Anfehung des Inhalts als eine neue anzufehen ift. Einen auffallenden Druckfehler S. 9. Z. 1 kann er nicht unbemerkt laffen, wo nämlich ftatt Hacken — Harken fteht. Übrigens fodern wir Hn. *A.* auf, uns mehr aus dem Schatze feiner Erfahrungen mitzutheilen, und verfichern ihn unferer innigften Achtung! —fch—

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1809.

GESCHICHTE.

1) Hamburg u. Leipzig, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Lichtstrahlen.* III Heft. 12 Bogen. 8. broschirt. (Alle 3 Hefte des 1sten Bandes 2 Thlr.)

2) Frankfurt u. Leipzig: *Des Obersten von Massenbach*, Generalquartiermeisterlieutenants, *drey Sendschreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel, und an den geheimen Cabinetsrath Hn. Lombard.* Nebst dessen Erklärung über das Buch: Gallerie preussischer Charaktere. 1808. 143 u. 32 S. 8. (16 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre* 1805 *und* 1806. Von dem Obersten *Massenbach.* 1808. XVI u. 206 S. 8. (20 Gr.)

Die Herausgeber von No. 1 bleiben auch in diesem dritten Hefte dem von uns schon No. 132 ff. 1808. angedeuteten Plane getreu; wir gehen daher gleich zu den einzelnen wichtigeren Aufsätzen über. No. 1. *Der Staatsrath im Königreich Preussen vor dem* 14 *Oct.* 1806, ist aus dem bekannten *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im preussischen Staate*, abgedruckt. N. 2 liefert die Fortsetzung der *Vorlesungen* des Prof. *Schummel über den dritten Coalitions-Krieg.* Was schon bey einigen der früheren bemerklich wurde, bestätigt sich hier noch mehr. Der Vf. urtheilt gut, so lange er von Begebenheiten spricht, die auf den preussischen Staat keine Beziehung haben; sobald er aber auf diesen kömmt, verläfst ihn sein Scharfsinn, sein Urtheil wird befangen und seine Untersuchungen arten in weitschweifige, oft nichts sagende, panegyrische Bemühungen aus. Gehaltreicher, obgleich den Gegenstand nicht erschöpfend, sind 3) *einige Bemerkungen über die Verschiedenheit des Geistes in der französischen und in der österreichischen Armee.* Der Vf. versteht unter dem Geist eines Heeres „den Handlungstrieb der Individuen desselben, insofern dieser durch gewisse allgemein herrschende Grundsätze, Meinungen und Gefühle bestimmt und rege erhalten wird.“ Er bemerkt richtig, dafs der bessere Geist einer Armee nicht etwa höhere Geisteskräfte bey den Einzelnen erfodere, geht aber doch zu weit, wenn er meint, der Gemeingeist einer Gesammtheit lasse nur auf die Eigenschaften desjenigen, der ihn der Menge einzuhauchen wufste, keineswegs aber auf Bildsamkeit seines Stoffes schliessen. Der Grad und die Art dieser Bildsamkeit kommen allerdings sehr in Betrachtung, und nach ihnen mufs der, der den Stoff zu seinen Zwecken gebrauchen will, die Art seiner Einwirkung einzurichten verstehen. 5) Bemerkungen über die Schrift: „*Über meine Verhaftung und einige andere Vorfälle meines Lebens*, von B. *Veitel Ephraim*, kön. preuss. geh. Rath. Berlin etc. 1808.“ Die vielen Blöfsen, die Hr. *E.* in seinem Buche giebt, werden aufgedeckt und lächerlich gemacht. Dadurch scheint jedoch der Verhaft desselben, die Verweigerung eines Verhörs und die harte Behandlung, welche er erfuhr, nicht völlig so gerechtfertigt zu werden, als der Vf. dieses Aufsatzes glaubt. Denn, wenn es nöthig war, den Hn. *E.* zu „neutralisiren,“ wie es hier heisst: so konnte dieser Zweck doch wohl durch weiteren Arrest in irgend einer preussischen Vestung erreicht werden, und es fehlt immer noch der hinreichende Grund zu einer förmlichen Gefangensetzung. — Lesenswerth sind übrigens die Bemerkungen des Vfs. am Schlufs seines Aufsatzes. 6) *Rückblick auf das Jahr* 1794. *Drey Memoires. Beschlufs von No. 4 im 2 Heft.* Der Vf., Hr. *v. M.*, giebt hier einige Actenstücke zu jenem Aufsatze. Das erste, *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten Deutschlands*, enthält ein treffendes Gemälde der Lage Preussens, nachdem die republikanischen Heere Holland erobert hatten, und der dadurch nothwendig gewordenen Mafsregeln, den zweckmäsigen *Entwurf eines Operationsplans für den Feldzug von* 1795, beide von Grofs Gerau, den 23 u. 24 Jan. 1795, datirt, und *zwey königl. Handschreiben an den Gen. Feldmarschall v. Möllendorf, welche sich auf die hier in Rede stehenden Operationen beziehen*, und bey denen man sowohl die Unbekanntschaft des Königs mit den Absichten des österreichischen Hofes, als die Ruhe, womit man zu Berlin den Fortschritten der Franzosen in Holland zusahe, bewundern mufs. Aber das Erstaunen wächst noch bey dem (No. 2), *in Berlin entworfenen Operationsplan* vom 29 Jan. 1795. Hier werden drey Defensiv-Stellungen, eine hinter der anderen, vorgeschlagen, und erst in der letzten denkt man sich zu wehren. No. 3 endlich folgt ein Auffatz *über die Abrückung der königl. pr. Armee aus ihren gegenwärtigen Stellungen in der Gegend von Mainz nach Westphalen*, Potsd., d. 26 Jan. 1795, datirt, eine Skizze zu einem Marschtableau, wie sie jeder Zögling eines Cadettenhauses mit der Karte in der Hand ausarbeiten kann. Ansichten, Plan und Styl sind gleich stümperhaft in diesen beiden Actenstücken, und man mufs die Folgerungen des Con-

mentators, der *einige Reflexionen bey Gelegenheit der vorstehenden Mémoires* hinzugefügt hat, unterschreiben, wenn er daraus die Nothwendigkeit guter Schulen, wo man richtig schreiben und logisch denken lerne, darthut. Den Beschluss machen (No. 9) *zwey Erklärungen des Obersten v. Massenbach.* Die erste ist durch einen Angriff des Generallieutenants *v. Blücher*, die zweyte durch das Buch: *Gallerie preussischer Charaktere,* veranlasst worden; beide, so wie auch die Actenstücke zu dem Rückblick auf das Jahr 1794. (No. 6) stehen in genauer Verbindung mit den *Massenbachischen* Werken, zu deren Anzeige Rec. nunmehr übergeht.

Nach der Capitulation von Prenzlau, welche die militärische Laufbahn des Fürsten von Hohenlohe in der preussischen Armee beschloss, beschäftigte sich der O. *v. M.*, der diesen Feldherrn als Generalquartiermeister-Lieutenant begleitet hatte, mit der Abfassung eines ausführlichen Berichts an den König, in welchem er sowohl die Geschichte des unglücklichen Feldzuges, insofern er daran Theil genommen hatte, als auch die entfernten und näheren Ursachen, welche nicht bloss zu den traurigen Resultaten geführt, sondern vielmehr nach seiner Überzeugung sie unvermeidlich gemacht hatten, weitläuftig aus einander setzte. Er glaubte nun mit dieser Rechenschaft, die er seinem Souverän ablegte, sich begnügen, und den Erfolg ruhig abwarten zu können; aber die vielen öffentlichen Angriffe, die auf ihn gethan wurden, zwangen ihn, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. Gleich unglücklichen Spielern, die ihren letzten Satz verloren haben, und nun einander Vorwürfe machen und sich wechselseitig die Schuld des Verlustes aufbürden, sah man auch bald nach jener verhängnissvollen Epoche Preussens die Personen, welche an der Lenkung der Begebenheiten mehr oder weniger Antheil genommen hatten, einander anklagen, und die Apologie jedes Einzelnen enthielt fast immer die Beschuldigung verschiedener Anderen. Das Publicum nahm Partey, und gereizt durch die revolutionäre Sprache vielgelesener Schriften, in welchen besonders eine Classe von Staatsbeamten, die in früheren Zeiten sich durch das Militär unterdrückt geglaubt hatte, ihrer Erbitterung Luft machte, feindete der grosse Haufe die Armee und besonders das Officiercorps an, dem er die Schuld der öffentlichen Drangsale allein beymass. Vorzüglich traf aber der allgemeine Unwille das hohenlohische Corps, und indem man die Ereignisse von Auerstädt schonend beurtheilte und die Standhaftigkeit der Abtheilung, die bey Lübeck unterlag, mit verschwenderischem Lobe erhob, wollte man für den Verlust bey Jena und die Capitulation von Prenzlau keine Art der Entschuldigung gelten lassen. Man warf dem Feldherrn und seinen Rathgebern, wo nicht Bestechung und Verrath, doch Ungehorsam gegen höhere Befehle, widerspänstige Unbesonnenheit und Muthlosigkeit vor. Diejenigen, die durch Enthüllung der ihnen bekannten, wahren Umstände die öffentliche Meinung aufzuklären sich bemühten, wurden heftig angegriffen, oder man suchte in ihren Angaben selbst neue Beschuldigungsgründe zu finden, und den grössten Schaden that dem Hn. *v. M.* persönlich das Buch: *Gallerie preussischer Charaktere,* das neben seinem panegyrischen Lebenslaufe eine Reihe bitterer Bemerkungen über die achtungswerthesten Männer der Monarchie und zugleich eine Menge von Anekdoten enthielt, die so gestellt waren, dass man ihn für den Verfasser, oder wenigstens für einen der Mitarbeiter dieses Werkes halten musste.

So von allen Seiten bestürmt, versuchte er es zuerst, durch eine getreue Schilderung des Ganges einzelner Begebenheiten die Vorwürfe, welche ihm gemacht wurden, zu widerlegen. Er that dieses in den beiden ersten Heften der *Lichtstrahlen;* aber die polemische Form seiner Apologieen weckte neue Gegner, und indem er jeden Angriff besonders beantwortete, entstand die gegenwärtige Reihe von Schriften, in welchen freylich manche Wiederholung vorkömmt, und denen, als Process-Acten Einer Partey, der Charakter der Einseitigkeit hie und da anzukleben scheint, die aber dessen ungeachtet als Angaben eines Mannes, der den Regierern des Staats und der Armee stets zur Seite gewesen ist, den Freund der Geschichte zu besonderer Aufmerksamkeit auffodern.

No. 2 enthält *drey Sendschreiben.* — In der Vorrede setzt der Vf. die besonderen Gründe, welche ihn zu der Bekanntmachung eines jeden derselben bewogen, aus einander; wir berühren sie hier nicht, weil sie aus der weiteren Anzeige von selbst hervorgehen werden. Das *Erste* ist an den *General Blücher* gerichtet, der ihn, in einer, im dritten Hefte der *Lichtstrahlen* aus der berliner Zeitung abgedruckten Erklärung, der Unwahrheit beschuldigt hatte. Hr. *v. M.* antwortet dort kurz, aber mit Würde, indem er sich auf das eigene Schreiben des Generals beruft, das dessen ausdrückliche Weigerung, zu der Armee des F. Hohenlohe zu stossen, enthält. Hier hat er es mit einer, im Februarstück 1808 der *Minerva* enthaltenen, Widerlegung seines ersten Aufsatzes [*Lichtstr. H. I. II*] zu thun, die aber ihren Zweck nicht erfüllt. Denn es ist nicht die Frage: ob das hohenlohische Corps durch die Verstärkung der blücherschen Truppen würde gerettet worden seyn; sondern ob der Gen. Blücher die Ordre des Fürsten, zu ihm zu stossen, erhalten hatte, und ob er im Stande war, sie zu befolgen. Die Ausflucht des Gegners, dessen Widerlegung dem gegenwärtigen Sendschreiben vorgedruckt ist, „dass der Gen. Blücher sich nicht auf Actenstücke, sondern auf seine edlen Absichten verlasse," entkräftet das Hauptdocument nicht; im Gegentheil wird auch hier die Ächtheit des Briefes anerkannt, in welchem dieser die ihm anbefohlene Vereinigung am 26 Oct. früh 10½ Uhr förmlich ablehnte, und lieber mit seinem Corps exponirt werden, als einen Nachtmarsch unternehmen will. Mehr, als hier eingeräumt wird, hatte Hr. *v. M.* auch nicht behauptet, und dabey den Verdiensten und dem guten Willen des Gen. Bl. durchaus Gerechtigkeit wi-

derfahren lassen. Dafs der gröfste Theil der blücherschen Truppen am 27 Oct. bey Fürstenberg hätte eintreffen können, wird in dem Sendschreiben erwiesen, welches zugleich darthun soll, dafs der durch das Warten auf diese Verstärkung verursachte Zeitverlust vorzüglich den unglücklichen Ausgang bey Prenzlau veranlafst habe. Rec. mafst sich darüber keine Entscheidung an, meint aber, dafs ein Heer, in welchem jeder Unterbefehlshaber blofs nach seinen eigenen Ideen zu handeln sich befugt, und bey gemessenen Befehlen nicht einmal einen Versuch zu ihrer Ausführung machen zu müssen glauben konnte, auch ohne jenes vergebliche Warten der endlichen Auflösung nicht würde entgangen seyn. Dafs diefs aber der Fall war, bezeugen die Klagen über das Ausbleiben aller abgeschickten Haufen, die versäumte Abbrechung der Brücken u. f. w.

Hr. *v. M.* hatte in seinem Bericht an den König, und in seinem Auffatze in den *Lichtstrahlen* behauptet, dafs die Schlacht von Jena eine ganz andere Wendung genommen haben würde, wenn der Gen. Rüchel früher auf dem Kampfplatz angekommen wäre, und es scheint nicht, dafs dieser öffentlich darauf geantwortet hat. Der Vf. hielt es (S. 61) für nöthig, sich defshalb selbst an ihn zu wenden, und weil er gehört hatte, dafs R. keine Briefe annehme, wenigstens nicht beantworte, wählte er den Weg der Publicität durch gegenwärtiges zweytes Sendschreiben. Er ist also hier nicht angegriffener, sondern angreifender Theil, und ein gewisses Bestreben, diesen Schritt bey sich selbst zu rechtfertigen, schimmert aus der zurückgerufenen Erinnerung an alte Zwistigkeiten, die der eigentlichen Sache fremd, obgleich für die Geschichte nicht ohne Interesse find, hervor. Er entwickelt bey dieser Gelegenheit das System, welches er seit 15 Jahren den Verhältnissen des preussischen Staats angemessen hielt, und die Vorschläge, die er vergebens durchzusetzen sich bemühete. Diese gingen hauptsächlich auf die Befestigung der östlichen Grenze Preussens, auf eine zweckmäfsige Organisirung des Generalquartiermeister-Stabes, und auf einen Plan zur Erziehung des Kronprinzen; und wie es scheint, hatte der G. R. diesen Vorschlägen entgegen gearbeitet. So läfst sichs erklären, warum der Vf., ohne gerade jetzt von ihm gereizt worden zu seyn, gegen ihn allein die Offensive ergreift. Er setzt jedoch bey seinen Vorwürfen nie den Ton der Achtung aus den Augen, und erkennt das Verdienst und die patriotischen Absichten des Mannes, dem er oft herbe Dinge fagt, bereitwillig an.

Das dritte Sendschreiben, an den *geheim. Cabinetsrath Lombard*, ist durch das Buch: *Matériaux pour servir à l'histoire des années* 1805, 6, 7, veranlafst worden, in welchem wiederholte Ausfälle gegen die Mafsregeln des Fürst. Hohenlohe vorkommen. Der Vf. unterwirft die darin der Welt dargelegte Handlungsweise der preussischen Cabinets-Regierung einer scharfen Kritik, und sucht zu erweisen, dafs diese an den politischen Fehlern der letzten Jahre, welche in dem Buche enthüllt werden, selbst den gröfsten Antheil hatte, und dafs besonders das Unglück des letzten Feldzuges durch eine Reihe von Vernachlässigungen des Cabinets vorbereitet wurde.

Die Katastrophe von Prenzlau wird in den *Matériaux* räthselhaft genannt; Hr. *v. M.* erklärt sie, indem er den Vorgang umständlich, und ohne seine eigenen Irrthümer dabey zu verschweigen, erzählt, und zugleich die Gründe auseinander setzt, die ihn bewogen, das Wort: Capitulation, auszusprechen. — Jetzt, sagt er, fühle ich freylich, dafs es für mich besser gewesen wäre, zu schweigen. Jetzt sagen Alle, wir hätten noch einmal fechten sollen. Aber warum trat denn damals Keiner auf, und äufserte diese Meinung? Damals schwiegen Alle, und Keiner wufste Rath.

Der *Anhang* enthält einen Auszug aus der eigentlichen Vertheidigung des O. v. M., so wie er sie in seinem Bericht an den König geführt hat. Seine Vorschläge und Bemühungen von dem Zeitpuncte an, wo der Krieg beschlossen war, und in den verschiedenen Momenten desselben, werden hier in kurzen Sätzen dargestellt. Die meisten find sehr klar und bestimmt, bey einigen hingegen wird der forschende Leser nähere Erläuterung wünschen. So sieht man z. B. nicht, auf wen eigentlich die Schuld fällt, dafs der Landgrafenberg und der Dornberg schon in der Nacht vom 12 auf den 13 verlassen wurden, und wie es zuging, dafs man am 13 keinen Versuch machte, sie wieder zu nehmen? Woran es lag, dafs der F. H. in der folgenden Nacht gar keine Meldung von den Vorposten erhielt, und, wenn diese ausblieb, auch keine foderte? Warum ein grofser Theil der Armee, und namentlich der rechte Flügel, von der Bestimmung eines Sammelplatzes bey Liebstädt nie etwas erfahren hat? Weswegen endlich in allen diesen Schriften die Erscheinung des Hn. v. Montesquiou, die das hohenlohische Hauptquartier am 13 so sehr beschäftigte, gar nicht erwähnt ist? u. f. w. Manche dieser Fragen, von denen Rec. nur einige anführt, lassen sich von Jedem, der damals den Gang der Dinge näher gesehen hat, leicht beantworten. Sie fallen der gar zu grofsen Nachsicht des F. Hohenlohe gegen Generale, deren Fähigkeit er bezweifelte, zur Last. Anstatt andere an ihre Stelle zu setzen, oder ihnen bey Zeiten unterrichtete Gehülfen zuzuordnen, schmeichelte er sich, dafs er im Stande seyn würde, nicht nur das Ganze, sondern auch die einzelnen Theile in Person oder durch seine Umgebungen zu lenken, und manche jener Unterbefehlshaber harrten nun vergebens auf irgend eine Instruction; nicht einmal eine Hauptidee zur Richtschnur ihrer Handlungen wurde ihnen mitgetheilt. Kaum aber war das Gefecht allgemein geworden: so vervielfältigten sich auch die Beschäftigungen dergestalt, dafs es den Adjutanten unmöglich wurde, zu den entfernten Abtheilungen zu kommen, die nun, ohne Kenntnifs des Plans und der allgemeinen Lage der Dinge, sich selbst überlassen blieben. Die Truppen fochten tapfer; aber ihre Kräfte wurden umsonst verschwendet, denn alle Verbindung der Theile zu einem Ganzen, alles Zusammenwirken auf Einen Zweck hatte ein Ende, und der Rückzug mufste in-

allgemeine Zerstreuung ausarten, weil nur den wenigsten bekannt war, wo sie den Feldherrn zu suchen hatten.

In dem, der *Erklärung über das Buch: Gallerie preussischer Charaktere*, vorausgeschickten und bereits in einigen Zeitschriften abgedruckten Briefe an den Vf. desselben beklagt sich Hr. *v. M.* über die unerlaubte *öffentliche Bekanntmachung* von Anekdoten, die er im Kreise vertrauter Freunde erzählt haben könne, über die verstümmelte, unvollständige und folglich *der Wahrheit nicht ganz gemäſse Wiedererzählung* dieser Anekdoten, und über die *Hinzufügung näherer Umstände*, die er Niemanden vertraut habe, und verwahrt sich feyerlich gegen alle Folgerungen, die man darauf gründen, so wie gegen alles, was jener Vf. noch ferner in Beziehung auf ihn sagen könnte. Er wiederholt sodann in der Erklärung nicht nur die schon in den *Lichtstrahlen* gegebene Versicherung, daſs er das Buch nicht geschrieben habe, sondern sucht auch durch aus dem Werke selbst genommene Beweise darzuthun, daſs er es nicht geschrieben haben könne.

No. 3 zerfällt in die beiden auf dem Titel angegebenen Abtheilungen. Jeder derselben geht eine Vorrede und dem Ganzen eine Zueignung an den Markgrafen Ludwig von Baden voraus, welche, indem sie die Veranlassungen zu diesen Schriften recapitulirt, zugleich dem Vorwurf, daſs der Vf. hie und da als sein eigner Lobredner auftrete, begegnen soll.

Auf die Vorrede, die dem Ganzen hinlänglich zur Einleitung dient, folgen noch 2 Briefe voll Wiederholungen, und dann erst die Betrachtungen. Hr. *v. M.* stellt hier durch ein Gleichniſs die Verhältnisse Englands zu dem übrigen Europa auf, und macht dann in 10 Fortsetzungen die Anwendung auf Preussen überhaupt, auf den letzten Krieg und auf die einzelnen Begebenheiten desselben. Daſs diese Übergänge zuweilen etwas gezwungen sind, daſs die Apologie einzelner Handlungen des Vfs. sich nicht ohne Unbequemlichkeit aus der, die politische Lage eines groſsen Staates umfassenden Basis entwickelt, und dadurch Lücken in dem Zusammenhange entstehen, ist die Folge der gewaltsamen Verbindung verschiedenartiger Zwecke. Hr. *v. M.* will zeigen, daſs das Unglück der preussischen Monarchie das Resultat falscher politischer Grundsätze war, daſs er für seine Person diese von jeher eingesehen und ihnen kräftig entgegengearbeitet habe; er will aber zugleich auch die Vertheidigung seines Betragens bey Jena, Prenzlau u. s. w. führen, und diejenigen Schriftsteller, die ihn darüber angefochten haben, widerlegen; das alles soll aus Einem Räsonnement hervorgehen: es entsteht aber dadurch eine Vermischung des Allgemeinen mit dem Besonderen, der Geschichte des Staats mit den Confessionen des Vfs., welche die Wirkung von beiden schwächt, weil keines darin entschieden vorherrscht.

Die *neuesten Aufschlüsse über den Feldzug von* 1806, wie ein besonderer Titel sie nennt, sind hauptsächlich gegen einen Aufsatz im VI u. VII Stück des Journals: *die Zeiten*, gerichtet. Man hatte darin die Gründe zu einer Anklage des Vfs. aus dem bekannten *Bericht des Augenzeugen* genommen. Hr. *v. M.* liefert daher einige Berichtigungen dieses Werkes und der daraus gezogenen, von dem Ankläger gemiſsdeuteten Stellen. Erzählung und Räsonnement wechseln mit einander ab, doch sind die Aufschlüsse gröſstentheils schon in dem Vorhergehenden enthalten und hier nur weitläuftiger aus einander gesetzt, und durch Anführung der zwischen dem Vf. und dem Herzog v. Braunschweig gepflogenen Unterhandlungen vermehrt.

Alle diese Schriften begründen das längst nicht mehr bestrittene Urtheil, daſs, wenn die während des Feldzugs begangenen Fehler das Unglück der preussischen Waffen herbeygeführt oder beschleuniget haben, doch nicht darin, sondern in der gänzlichen Vernachlässigung der vorher zu nehmenden politischen und strategischen Maſsregeln, in der Versäumniſs aller nöthigen Anstalten, in dem Zustande des durch einen langen Frieden zurückgekommenen Heeres, in der Erschlaffung aller impulsirenden Kräfte der Staatsmaschine und in dem daraus entstandenen Mangel an Subordination der meisten Unterbefehlshaber die wahren Ursachen der Vernichtung der Armee und des Falles der Monarchie zu suchen sind. Wir lernen in dem Vf. einen Mann kennen, der das Gute stets mit Feuer und Kraft zu befördern strebte, und dabey die Weltverhältnisse richtig aufgefaſst hatte, der aber im Kampf gegen die herrschende Meinung unterliegen muſste, weil er seine Kaltblütigkeit nicht zu bewahren vermochte, wo es darauf ankam, die von ihm anerkannte Wahrheit zu verfechten. Indem er zu gleicher Zeit überreden und überzeugen wollte, verfehlte er seines Zwecks bey den Schwachen, die, ihrem Scharfsinn miſstrauend, um sich gegen Überredung zu sichern, ihr Ohr der Überzeugung verschlieſsen. Nach den unglücklichen Erfolgen, die er nur vorhersehen, nicht abwenden konnte, wurde er von allen Parteyen angegriffen, denn der unbesonnene Spieler wird stets geneigt seyn, dem warnenden Mitspielenden die Schuld des Verlustes gerade darum beyzumessen, weil er das Spiel im Anfang richtiger beurtheilt hatte, und verzeiht ihm die traurige Genugthuung nicht, das Unglück zuvor verkündiget zu haben. Die Apologieen selbst sind nicht frey von Leidenschaft, sie muſsten der Natur der Sache nach in Gegenangriffe ausarten; aber sie gewinnen durch lebendige Schilderungen einzelner Begebenheiten und durch tiefe Blicke in das innere Getriebe der ihrem Untergang entgegen rollenden Maschine ein hohes historisches Interesse, und zeichnen sich vor den Schriften der Gegner, die sich überall fehlerfrey darstellen möchten, durch die Offenheit aus, mit welcher der Vf. seine eigenen Irrthümer eben so freymüthig eingesteht, als er die Miſsgriffe Anderer rügt. Die häufigen, mitunter ermüdenden Wiederholungen rühren von seinem Bestreben her, nach allen Seiten Fronte zu machen, und keinen Vorwurf unbeantwortet zu lassen. Er wird das künftighin nicht mehr nöthig haben, und bey erneuerten Anfechtungen über dieselben Gegenstände auf die bereits gegebenen Antworten sich berufen können.

N. d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin und Leipzig, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14ten October des Jahres* 1806. Vom Verfasser des neuen *Leviathan*. 2ter Theil. 1808. 303 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch dieser Theil trägt ganz den Geist und den Charakter der übrigen Schriften des vielschreibenden Verfassers an sich. Man stösst oft auf Gedanken, welche, wo nicht durch ihre absolute Neuheit, doch durch die Art, wie sie dargestellt und benutzt werden, frappiren. Noch öfter aber wird ein denkender Leser durch Übertreibung und durch ein Jagen nach blendenden Ideen, auf Kosten der historischen Wahrheit, und gleichsam aller logischen Bündigkeit und Consequenz zum Trotze, gestört und wirklich beleidigt. Dieses ist bey dem zweyten Theile dieses Werkes dem Rec. noch weit öfter begegnet, als bey dem ersten (f. J. A. L. Z. 1808. No. 124 ff.), welcher überhaupt an treffenden Bemerkungen und nützlichen Wahrheiten weit reicher war. Die Unkunde des Vfs. über manche abgehandelte Gegenstände, der Mangel an eigener Beobachtung hat oft durch sehr schiefe und bizarre Hypothesen ersetzt und bemäntelt werden sollen. Ein Gemälde des preussischen Staats verdient dieser Theil aber noch weniger zu heissen als der erste. Denn über Berlin heraus geht des Vfs. beschränkter Blick selten, so oft es auch hätte geschehen sollen.

Die Erklärung des auf dem Titelblatte befindlichen Motto's macht den Eingang aus. Rec. will keinesweges dagegen behaupten, dass ein blosser Beobachter und speculirender Gelehrter nicht im Stande sey, über praktische Gegenstände richtig zu urtheilen: allein er glaubt weder, dass die Sache so leicht sey, noch dass, weil Columbus auf seiner Stube eine Charte entworfen hat, welche zur Entdeckung von Amerika führte, die Studierstube und der Schreibtisch der Ort sey, wo grosse praktische Plane entworfen werden können. Denn abgesehen davon, dass unter den verschiedenen Gegenständen des menschlichen Wissens und Treibens ein gar grosser Unterschied obwaltet, und der eine mehr, der andere weniger in das Gebiet der Erfahrung oder der Speculation gehört: so lehrt die Vernunft, in Übereinstimmung mit der Geschichte, dass ausser einer besonders glücklichen Anlage, tiefer Einsicht, und genauer Kunde des Gebiets, für welches gewirkt werden soll, auch ein anhaltendes Beobachten, ein ruhiges vorurtheilfreyes Nachdenken, ein gerader Sinn, ein hohes Gefühl für Wahrheit und ein lebhaftes Misstrauen in die eigenen Ideen erfoderlich ist, um mit Glück durch blosse Speculation einen Entwurf oder ein Gebäude zu Stande zu bringen, von welchem sich ein nützlicher Gebrauch machen lässt. Und selbst unter diesen Umständen wird der blosse Theoretiker der Gefahr schwerlich entgehen, aus einem Satze theoretisch mehr herzuleiten, als praktisch daraus folgt, weil im wirklichen Leben die Dinge bey weitem nicht so einfach wirken, und der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung weit mehr und weit gewaltsamer unterbrochen wird, als es dem Denker scheinen mag. Ob nach dieser Ansicht unser Vf. grosse Hoffnung habe, sich den Nutzen und die Verdienste eines Columbus im politischen und staatswirthschaftlichen Fache zu erschreiben, überlässt man der eigenen Beurtheilung der Leser.

Die Hauptidee, welche diesem zweyten Theile zum Grunde liegt, besteht darin: der Staats-Chef dürfe nicht Grundeigenthümer seyn, und das jetzige Ackerbausystem, welches seinen Grund darin habe, tauge durchaus nichts. Diese Idee führt der Vf. nicht nur aus, sondern sie giebt den Massstab, nach welchem er alles, was sich im preussischen Staat findet, beurtheilt. Es lässt sich aber im Voraus abnehmen, dass eine Beurtheilung der öffentlichen Anstalten, welche nach einem Grundsatze geschieht, der bisher nicht angenommen war, und welcher schwerlich jemals in seinem ganzen Umfange angenommen werden dürfte, weder gerecht noch lehrreich seyn könne. Ein kritisches Gemälde hätte den Leser in den Stand setzen sollen, zu beurtheilen, wie die preussischen Verwaltungsbehörden zu dem Zustande passten, der nun einmal da war, und ob und wie sie zu dem Zwecke, welchen sie befördern und erreichen sollten, wirkten und tauglich waren. Davon findet man aber nur äusserst wenig oder gar nichts.

Nach vielen vergeblichen Worten bestimmt der Vf. im ersten Abschnitt, dass ein *König* derjenige sey, welcher die Leitung der den Staat ausmachenden Gesellschaft übernommen habe. — Die Art dieser Leitung, der Zweck, zu welchem, und die Regeln, nach welchen sie geschehe, bestimmen das Wesen, die Güte einer Regierung. Wenn die Leitung durch Gewalt, und zum Privatvortheil des Regenten geschieht: so nennt sie der Vf., nach *Harrington*, eine Regierung *de facto*. Ist sie hingegen auf der Grundlage

eines gemeinsamen Rechts oder Vortheils eingerichtet: so ist sie eine Regierung *de jure*.

Die Regierungen *de facto* haben, sagt der Vf., wie die neuere Geschichte lehre, ihren Ursprung in dem Umstande — alle? — dass die Regierer, um zu den nöthigen Machtmitteln zu gelangen, genöthigt gewesen, Grundeigenthümer zu seyn. Wo dieses der Fall sey, nähmen die Bürger den Charakter der Sklaven an, die bürgerliche Freyheit höre auf, es finde ein *Herrschen*, kein *Regieren* Statt. — Wo findet sich dieses bestätiget? Die Regierung sey nur eine Zerstörerin der bürgerlichen Freyheit, herrsche nicht durch Menschen über Grund und Boden, sondern durch Grund und Boden über die Menschen, und der König sey nichts weiter als der erste Edelmann, der den besten Theil des Grundes und Bodens inne habe. Wo hingegen die Könige mit ihren Machtmitteln auf die Unterthanen unmittelbar angewiesen seyen, würden sie die allgemeine Freyheit befördern, und sie zur ersten Quelle ihrer Macht erheben. In sofern dieses ganze Räsonnement weiter nichts enthält, als Anwendung des Satzes: es ist nicht gut, dass der Staatschef einziger oder vorzüglicher Inhaber irgend einer Gattung eines Gewerbes sey, ist viel Wahres darin, aber durchaus nichts Neues. Das Übertriebene in des Vfs. Behauptungen wird jedoch Jedem auffallen.

Warum die Verwandlung des ersten Edelmanns in einen Staatschef in vielen Reichen so langsam vor sich gehe, deducirt der Vf. folgendermassen. Wo das Agricultur-System nur durch Leibeigenschaft bestehe, müsse das Regierungs-System demselben angepasst seyn. Es werde keine Gesellschaft, welche nach einem gemeinsamen Interesse eingerichtet und erhalten werden solle, sichtbar seyn, sondern nur eine Gesellschaft von Benutzern einer gewissen Art. Die ganze Gesetzgebung drehe sich um einen Punct, ein jeder bilde sich danach, man verkenne das Gewaltsame darin, und die Idee eines besseren Zustandes könne gar nicht aufkommen. Alle Verbesserungen könnten nur von dem Monarchen selbst ausgehen; dieser werde aber nicht darauf kommen, weil er sich natürlicher Weise gut zu regieren einbilde, da ein Jeder mit ihm zufrieden sey. Ewig werde daher dieses Verhältniss gedauert haben, wenn nicht einzelne Reiche ihre Lage benutzt, und neben dem unbeweglichen Reichthum des Grundes und Bodens den beweglichen des Geldes gesetzt hätten. Dadurch sey aus dem König-Edelmann der Staatschef geworden, und der Egoismus des ersten habe sich in dem zweyten in Liebe verwandeln, das ganze Wesen der Regierung habe sich ändern müssen. Der vorher nothwendige Despotismus gehe nun in Herrschaft der Gesetze über, alles Grosse und Schöne versammle sich um den König, wie vorher alles Kleinliche sich daselbst eingefunden habe. — Folgt denn aber aus einer Sache wirklich alles dasjenige, was sich möglicher Weise daraus folgern lässt? Wirken denn auf ein so complicirtes Wesen, als der Staat und eine Regierung ist, nicht mehrere Dinge zugleich? Hat nicht jede Wirkung ihre Gegenwirkung? Und kann sich nicht der menschliche Geist über das Sinnliche erheben?

II. *König von Preussen.* — Dass die Fortdauer Preussens und der jetzt herrschenden Dynastie davon abhänge, dass man bald anfange, den Ackerbau nach besseren Grundsätzen zu betreiben, ist dem Vf. eine entschiedene Wahrheit. — Preussens Schwäche habe nicht ihren Grund in der Lage dieses Reichs, sondern darin, dass ein Familienstatut nicht nur die Veräusserung der Domänen verbiete, sondern auch dem Nachfolger die Macht gebe, die veräusserten Güter wieder an sich zu ziehen. Dieses rühre aus Zeiten her, wo die Regenten alle ihre Machtmittel aus dem Grund und Boden gezogen hätten; es jetzt noch festhalten wollen, hiesse allen Grundsätzen einer guten Staatsökonomie Hohn sprechen. — Nach den besten Schriftstellern beruhe die wahre Macht eines Staats auf dem Verhältniss der Bevölkerung zu dem Grund und Boden; es könne also von wahrer Macht da die Rede nicht seyn, wo dieses Verhältniss ausser Acht gelassen werde. Er habe sich desshalb den Grundsatz abstrahirt, dass die Bevölkerung eines Landes gerade so gross sey, als die agricultorische Intelligenz der Regierung sey. Nie werde man diesen Satz widerlegen können. [Möglich: aber man wird ihn auch nie beweisen können, weil er eigentlich gar keinen Sinn hat, und weil es keinen gemeinschaftlichen Massstab giebt, nach welchem man das eine wie das andere messen kann.] Sey er aber unwiderleglich: so folge daraus, dass es kein abgeschmackteres Agricultursystem gebe als dasjenige, nach welchem grosse Schollen mit fremden Kräften bearbeitet würden. Hiedurch würden die Unterthanen zu Sklaven und schadeten der Production. Dieses System hätten die Könige von Preussen aufheben sollen, so bald sie Könige geworden und aufgehört hätten Edelleute zu seyn. — Hätten die Könige von Preussen vor 100 Jahren ihre Domänen-Ämter parcellirt und freyen Bauern eingegeben: so würden sie zu Ende des 18 Jahrhunderts die ersten Monarchen Europa's gewesen seyn. — Welche Übertreibung! Die Gesetze, welche auf die Erhaltung der Domänen bey der Familie gerichtet sind, rühren nicht aus den früheren Zeiten her, und schwerlich wird Jemand, der die wahren Gründe dieser Gesetze kennt, und den Vortheil zu schätzen versteht, welchen Domänen, wenn sie gehörig benutzt und verwaltet werden, zu jeder Zeit, und besonders zur Zeit der Noth, wo der öffentliche Credit eine Stütze nöthig hat, gewähren, des Vfs. kühne Behauptungen richtig finden. Was übrigens die Benutzungsart betrifft, so ist Rec. auch der Meinung, dass in den meisten Fällen, und an den meisten Orten — allgemein auch nicht — eine vorsichtige und vernünftige Vertheilung vortheilhaft seyn wird. Doch auch von dieser Operation darf man keine Wunder erwarten. Namentlich darf man sich keine zu grossen Erwartungen von dem Einfluss machen, den diese Operation auf die Bevölkerung und Production hat. Denn wenn die kleineren Güter, in welche die grossen Domänen zerlegt werden

nicht weiter getheilt werden dürfen: so kann eine starke fortgehende Volksvermehrung dadurch nicht bewirkt werden: denn wovon sollen diejenigen, welche nicht zum Besitz kommen, ihre Familien erhalten? Giebt man aber eine weitere Vertheilung derselben zu: so wird zwar die Bevölkerung dadurch für eine Zeitlang gewinnen, aber die Cultur und Production, besonders die Production zum auswärtigen Verkehr, den die preuss. Staaten doch wohl schwerlich dürften entbehren können, wird nothwendig leiden, und es werden Nachtheile eintreten, von welchen die bloss speculirenden Staatswirthe, welche sich für die grenzenlose Theilbarkeit und Veräusserlichkeit der Besitzungen erklären, nichts ahnden.

Auch für den kriegerischen Geist würde die in Vorschlag gebrachte Veränderung, meint der Vf., vortheilhaft gewesen seyn. Dieser habe nämlich seinen Grund entweder in der Armuth oder in der Wohlhabenheit, und gehe in dem ersten Falle auf die Offensive, im zweyten auf die Defensive. Da es nun den Preussen zu Hause nicht gut gegangen, so hätten sie ihr Heil auswärts gesucht; wenigstens habe die Regierung ein so leicht zum Verderben führendes Streben nach Ausdehnung gehabt. — Dass hier eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde liege, leuchtet Jedem ein; und wann dachten die Preussen an ein Auswandern? ward nicht vielmehr viel eingewandert? — Er habe von jeher von dieser Ausdehnung mehr gefürchtet, als von der jetzigen Beschränkung. Dieses wolle aber kein Edelmann einsehen, der den Staat als ein Gut betrachte, welches um so mehr werth sey, je grösseren Ackergehalt es habe. — Sehen aber nicht leider allenthalben bey weitem die Meisten, welche am Ruder der Staaten sitzen, Vergrösserungen des Gebiets als einen Gewinn an, der des Wünschens und Strebens werth ist?

Bey einer solchen Lage der Dinge sey die Aufgabe, die ein König von Preussen zu lösen gehabt habe, nicht leicht gewesen, und das Erste was Noth gethan, nämlich dem Geiste des Adels das Gleichgewicht zu halten, sey um so schwerer geworden, je mehr dieser in Schulden versunken, und den Verbesserungen im Inneren durch Erweiterungen nach aussen zu vereiteln gesucht habe. — Lässt sich ein solches motivirtes Benehmen beweisen? — Wo es einen Feudal-Adel gebe, würden alle guten organischen Gesetze immer ein Wunsch bleiben, und wo diese fehlten, halte man sich immer an den König, und fodere von ihm Unmöglichkeiten. — In Beidem liegt etwas wahres.

Preussens Könige hätten es gut gemeint; gern hätten sie der Theurung und den Mängeln des Creditwesens abgeholfen, wenn sie nicht von adlichen Ministern umgeben gewesen wären, die ihnen die wahre Lage der Dinge vorenthalten, und an der Anwendung der wirksamen Mittel gehindert hätten. — Welches sind und waren aber die wahren Ursachen der Theurung, und welches sind die wirksamsten Mittel? Würden diese Mittel bloss wohlthätige Folgen gehabt haben? Ist eine Theurung, — d. h. hohe Preise nicht Mangel — ein ganz allgemeines Übel? könnte man fragen, und die Antwort würde einen Jeden, der mit der Sache bekannter ist als unser Vf. und weniger Vertrauen in seine Meinung setzt, in Verlegenheit bringen.

Indessen seyen doch auch die Könige von Preussen, dadurch, dass sie Manufacturisten gewesen, zu dem dritten Stande hingezogen. Der Vf. tadelt dieses aus den sehr bekannten Gründen. — Wo das Interesse des Eigenthümers und dessen forschendes Auge fehlt, kann nie eine Fabrik gedeihen, wenn nicht zugleich die Freyheit anderer, auf eine für den Staat auf immer höchst verderbliche Weise, darunter leiden soll. Der Vf. glaubt indessen, dass der König so lange Manufacturist bleiben müsse, als er Edelmann sey; er ist jedoch den Beweis schuldig geblieben, und wird ihn nie führen können. Unter dem Besitz grosser Güter und dem Betriebe grosser Manufacturen und Fabriken auf eigene Rechnung, findet ein sehr grosser und vielfacher Unterschied Statt, vermöge dessen dieses viel weniger Vortheile für den Regenten und viel mehr Nachtheile für den Staat hat, als jenes, und das eine mit dem anderen in gar keiner Verbindung steht.

Doch nicht genug: Preussens König sey auch der erste Negotiant gewesen. Die grössten Comptoire im Lande, die Bank, die Seehandlung seyen königlich. Mit dem Capitale der Nation habe man Operationen gemacht, statt diese aufzumuntern, ihre Capitale selbst höher anzulegen. Durch diese königlichen Institute sey der Privat-Credit gestöhrt, und dadurch dann die wuchernden Juden gehoben.

Wegen aller dieser Vereinigungen habe der König von Preussen mit grossem Recht sagen können: *ich bin der Staat*. Hierin habe der einzige wahre Grund der Apathie und des Strebens, bey den allerbedeutendsten Ereignissen um ihn her neutral zu bleiben, gelegen. — Rec. will dem finanziellen System Preussens das Wort nicht reden. Allein es scheint doch ausgemacht zu seyn, dass die Rolle, welche Preussen in den letzten Jahrzehenden gespielt hat, und welche ganz nothwendig über kurz oder lang zu dessen Verderben ausschlagen musste, einzig und allein in dem Charakter der Personen, welche kamen und gingen, ihren Grund gehabt habe. Man wollte durch Pfiffe und durch Fischen im Trüben gewinnen. Dieses ist aber das sicherste Zeichen der persönlichen Schwäche, die auch unter den besten Umständen alles verdirbt, und von der Schäferstunde, so einladend sie sich auch darbieten mag, keinen Gebrauch zu machen versteht. Schwerlich wird daher auch dann, wenn man des Vfs. Rathschläge befolgt, und wenn man sich auch den frevelhaften Gedanken nicht erlaubt, „die Sache könne auch noch anders gemacht werden," die Umwandlung erfolgen, welche der Vf. verkündet.

In der Schilderung der hauptsächlichsten Staatsorgane im Preussischen kömmt zuerst *das Cabinet*. — Das Cabinet könne, sagt der Vf., nichts anderes seyn, als die Vereinigung des Monarchen mit seinen ver-

trautesten Räthen, und diese würden immer, ihr Titel möge seyn wie er wolle, nichts anderes als Staatsräthe seyn. Bekanntlich hiessen diese Räthe im Preussischen Cabinetsräthe, und es wären deren drey. Einer für das Innere, ein zweyter für das Äussere, und ein dritter, unter einem anderen Titel, für das Militär.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. 1) *Kiel*, ohne Namen des Verlegers: *Leben, Bildung und merkwürdiges Schicksal eines studirenden* (,) von Jena nach Kiel (,) vom 13 Oct. bis Nov. 1806 (,) *fliehenden Meklenburgers*. 1807. 144 S. 8. (12 Gr.)

2) Ohne Anzeige des Druckorts: *Beschreibung der Affaire bey Halle, zwischen den Franzosen und einem preussischen Reserve-Corps, den 17 October 1806.* Aus den besten Nachweisungen und Berichten von Augenzeugen der Affaire, zusammengetragen von *P. A. W. v. Hincke*, königl. preuss. Premier-Lieutenant. Nebst einem Plane der Stadt und Gegend von Halle und 3 Beylagen. 1808. 46 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr)

3) *Colberg: Der Bürger Nettelbeck während der Belagerung der Festung Colberg im Jahr 1807.* Ein Muster wahrer Vaterlandsliebe. 1808. 55 S. 8. broschirt. (6 Gr.)

4) Ohne Druckort: *Einige Briefe, geschrieben vor und nach der Schlacht bey Jena und Auerstädt*, von dem preussischen Hauptmanne *Herrn v. Gr.* 1807. VIII u. 79 S. 8. broschirt. (8 Gr.)

No. 1. In so fern eine durchaus arglose Bonhommie, die engste Beschränkung der Ansichten und eine Naivetät der Darstellung, welche die entschiedenste Unfähigkeit, etwas zu erfinden, beglaubiget, die Wahrhaftigkeit eines Erzählers verbürgen, dürfen wir diesem Meklenburger auf sein Wort zutrauen, dass alle die Ereignisse, mit welchen er uns unterhält, ihm genau so, und nicht anders, begegnet sind. Das Schicksal führt ihn launig genug wiederholt auf den Schauplatz grosser Begebenheiten; aber sie gehen an ihm vorüber ohne merkwürdig zu werden, denn die vorherrschende Persönlichkeit des Vfs. drückt auch dem Ausserordentlichsten den Stempel der Alltäglichkeit auf. Aber selbst dadurch und durch den seltenen Tact, der ihn bey jeder Gelegenheit unter hundert möglichen Mitteln allemal richtig das unzweckmässigste und verkehrteste ergreifen lässt, und durch die selbstzufriedene Genügsamkeit endlich, mit welcher er hintennach noch immer sich wegen der genommenen schlechten Massregeln glücklich preiset, erhält das Buch ein ganz eigenthümliches Interesse; und ob wir gleich das Lehrreiche, welches er selbst darin findet, nicht entdecken konnten: so dürfen wir es doch allen gebildeten Lesern mit gutem Gewissen zur Gemüthsergötzung empfehlen.

No. 2. Nach einem Vorbericht, in welchem der Vf. den „Nicht-Militairs" ein förmliches Collegium über die Anfangsgründe der Strategie liest, und ihnen besonders die Zwecke und Bestimmungen eines Reservecorps erklärt, um sodann auf die Armee unter den Befehlen des Herzogs von Würtemberg überzugehen, und systematisch zu zeigen, was sie hätte thun und wo sie hätte aufgestellt werden sollen, kömmt er endlich zum Zweck, und erzählt in 4 Abtheilungen, wie das Reservecorps sich versammelte, wie der Herzog die Truppen stellte, wie sie angegriffen wurden, und wie sie ihren Rückzug nach Magdeburg nahmen. Wenn man den Vorbericht und die erste Abtheilung überschlägt: so findet man in den 3 letzten einen einfachen, deutlichen und ohne unnütze Weitschweifigkeit abgefassten Bericht von dem Gefecht bey Halle, der durch einen zweckmässigen Plan der Gegend erläutert wird, und in welchem der Vf. alles leistet, was man von ihm fodern kann. Lobenswerth ist dabey die Unparteylichkeit, mit welcher er den Truppen beider Heere Gerechtigkeit widerfahren lässt, indem er bald einzelne charakteristische Züge heraushebt, bald ihr Betragen im Ganzen schildert. Das Urtheil über die Anstalten der Anführer überlässt er den Lesern, und wir folgen darin billig seinem Beyspiele. Auf dem Plan fehlen die Benennungen einiger Orte, die in dem Bericht von der Stellung der Preussen erwähnt werden, z. B. das Claus-, Ulrichs- und Ranische Thor; sonst ist er getreu, und gewährt die nöthige Übersicht. Die Beylagen enthalten Listen des Verlustes auf beiden Seiten, woraus man sieht, dass, ungeachtet nur ein kleiner Theil der Preussen und von der Cavallerie nur das Regiment Usedom ins Feuer kam, die übrigen aber nur ein Arrieregarden-Gefecht hatten, dennoch der Tag sehr blutig gewesen ist.

In No. 3 liest man mit Vergnügen die Geschichte der patriotischen Unternehmungen und Aufopferungen eines braven Bürgers, der zu der Erhaltung einer wichtigen Vestung wesentlich beytrug. Auch die Treue und Ausdauer der Einwohner, auf die er durch Rath und Beyspiel wirkte, erscheint in einem schönen Lichte. Solche Beyspiele sind um so erfreulicher, je seltener sie sich in unseren Zeiten gemacht haben, und man muss es dem Vf. Dank wissen, der sie in einem fliessenden Styl, ohne Prunk und Übertreibung, und ohne hämische Seitenblicke, mit der, dem Stoff angemessenen, einfachen Würde erzählt.

No. 4. Ob diese Briefe von einem bey Auerstädt verwundeten preussischen Officier, oder, wie die Sage geht, von einem durch die Schlacht bey Jena hart mitgenommenen jungen Gelehrten geschrieben worden sind, das kann ihren Werth weder erhöhen noch vermindern. Sie sprechen die tiefe Trauer eines Gemüths aus, das „von allen Banden, die den Menschen an das Leben fesseln, durch frühere Schicksale losgerissen, allein noch mit glühender Liebe an dem untergehenden Vaterlande hängt. Sie entwickeln den Ideengang in der Seele eines Mannes, der plötzlich mit Erstaunen dunkele Ahndungen, die er lange sich selbst zu verbergen gesucht hatte, in Erfüllung gehen und sich schmerzhaft gezwungen sieht, Gebrechen einzugestehen, die sein Patriotismus vergebens zu leugnen strebt. Sie enthalten ein fortgehendes Räsonnement, in dem man jedoch keine neuen Ansichten der Dinge, am allerwenigsten Aufschlüsse über die Kriegsbegebenheiten erwarten darf; aber sie entsprechen vollkommen ihrem Zweck, den vielen, meistens überladenen Schilderungen von dem Geiste des preussischen Officiercorps ein Gemälde der Handlungsweise, der Denkart und der Gefühle der Besseren entgegenzustellen, und gewiss ist, wie das Vorwort des Herausgebers sagt, „der unendliche Jammer der einzelnen, gebildeten und ehrenwerthen Männer im weiland preussischen Heere" nirgends lebendiger ausgedrückt worden.

Kf.

Handlungswissenschaften. *Giessen* u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Praktische Anleitung zum Selbstunterricht in der Buchhaltung.* Ein fassliches Lehrbuch für Kaufleute und jeden anderen angehenden Geschäftsmann. Von *J. C. Kliegenhöfer.* 1808. 12 Bog. 4. (1 Thlr.) „Als Hr. *S. G. Meisner* durch seine neuerfundene deutsche Buchhalterey, die *Jones*'sche englische Buchhalterey, mit mehrerer Rücksicht auf den Zweck der doppelten Buchhaltung bearbeitet, und sein Werk für sieben Gulden ausgeboten hatte, da fanden die Herausgeber dieser Schrift (wie sie es in der Vorrede zu erkennen geben) bey näherer Untersuchung, dass die *Meisner*'sche Arbeit noch vieler Verbesserung bedürfe, und wurden dadurch zu einer Umarbeitung derselben veranlasst, woraus denn gegenwärtige verbesserte deutsche Buchhaltung entstanden ist, welche sie für Einen Thaler ausbieten." Die Herausgeben sich nicht weiter zu erkennen, und man bleibt zweifelhaft, ob nicht Hr. *Kliegenhöfer* selbst unter dieser Benennung versteckt sey. Einleuchtend aber ist es genug, dass das ganze Machwerk eine erbärmliche Buchhändler- oder Schriftsteller-Speculation ist, eine unbedeutende Arbeit durch eine andere unbedeutende, nachgepfuschte, aber wohlfeilere, zu verdrängen. Der Titel passt durchaus nicht zu dieser ganz überflüssigen Arbeit. Wir haben schon so viele Anleitungen zum Buchhalten, die in einem ungrammatischen Deutsch herzlich schlecht vorgetragen sind, und so wenig die praktischen als theoretischen Fortschritte dieser Wissenschaft befördern, dass die gegenwärtige, welche vor jenen nichts voraus hat, ganz füglich ungeschrieben, oder wenigstens ungedruckt hätte bleiben können. In ein tieferes Detail einzudringen verbietet uns die totale Unbedeutenheit der Schrift sowohl, als der Raum dieser Blätter, welcher eine bessere Anwendung verdient.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin u. Leipzig, in dem hist. polit. milit. Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14 Oct. des Jahres* 1806. Vom Vf. des neuen Leviathan u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Darstellung der Entstehung und Ausbildung des preuss. Cabinets, wie sie der Vf. giebt, ist höchst sonderbar und geschichtswidrig. Mit dem Aufkommen des dritten Standes hätten die Fürsten darauf denken müssen, sich die Vortheile zu sichern, welche ihnen dieser gewährt habe; dieses hätte nicht besser geschehen können, als durch Absonderung von denen, welche, ihres eigenen Interesse wegen, den Landesfürsten nicht über den Edelmann hätten herausgehen lassen wollen. — Wie würde der gute Friedrich erstaunen, wenn er sähe, was für Gründe unser Vf. seinen Anordnungen unterschiebt! Er wollte selbst und allein herrschen und regieren, hatte aber doch Männer nöthig, die ihm vor- und nacharbeiteten, die in Ordnung erhielten, was einkam und abging, die ausfertigten, was beschlossen war, kurz, er musste Geheimschreiber, Privat-Secretäre haben. — Hieraus wurden in der Folge die allmächtichen Cabinetsräthe, ganz nach dem natürlichen Gange der Dinge, welcher unter gleichen Umständen allenthalben Statt finden wird. Denn allenthalben erschlafft die Kraft des Regenten, und der Einfluss derjenigen, die ihn umgeben, vergrössert sich. — Bürgerliche wurden nicht darum angestellt, um ihren Stand zu repräsentiren, an solche Dinge dachte man damals noch nicht, sondern weil nur Bürgerliche sich zu so einem höchst subalternen mühsamen Posten verstanden. Auch wuchs die Macht der Cabinetsräthe unter Friedrichs II. Nachfolgern nicht bloss desshalb, weil sich der Staat erweiterte, am wenigsten desshalb, weil der dritte Stand grosse Fortschritte machte, sondern weil seine Nachfolger weder die Kraft des Genie's noch die des Charakters hatten, welche Friedrich besass, und welche ein Selbstherrscher nothwendig haben muss. Eben so falsch ist die Ansicht, dass, weil die Officiere von Adel gewesen, ein bürgerlicher Cabinetsrath dem Militär nicht habe vorstehen können, und dass desshalb ein Adlicher angestellt, und die Politik vom Kriege getrennt worden sey. Man wollte für die Angelegenheiten des Militärs einen Mann vom Fache, einen Officier haben, und desswegen kam ein Adlicher an diesen Platz. Die Trennung der Politik vom Militär hingegen wurde durch die Menge von Geschäften ganz heterogener Art nothwendig. Auch entstand dadurch an und für sich keine Lücke, aus welcher eine Schwäche hervorging, denn in dem Könige vereinigte sich ja alles, und Frankreichs Beyspiel zeigt ja, dass diese Trennung, ohne Nachtheil für die Stärke, sehr wohl bestehen kann. Zu den Paradoxieen des Vfs., die keinen Sinn haben, gehört es, dass ein dreyfacher Einwirkungspunct nichts tauge, sondern dass deren gerade zwey, nicht weniger nicht mehr seyn dürften. Eben so sonderbar und wirklich der Widerlegung nicht werth ist das, was der Vf. über einen Premierminister im Preussischen sagt. Man mache nur einen tüchtigen Mann zum Premierminister: dieser wird, alles dessen ungeachtet, was Hr. *Fr. Buchholz* dagegen sagt, schon seinen Stützpunct finden. Überhaupt ist es kaum zu begreifen, wie man jetzt, wo die ganze cultivirte Welt es hört, sieht und fühlt, was die Charakterkraft eines Einzelnen vermag, den äusseren Dingen noch einen so grossen Werth, und eine grössere Gewalt als der Persönlichkeit zuzuschreiben im Stande ist!

Richtiger ist das, was der Vf. über das Verhältniss der Cabinetsräthe zu den Ministern sagt, wenn gleich die Gründe, welche er dafür angiebt, nicht die richtigen, wenigstens nicht die einzigen sind. Es taugt nichts, wenn die Menschen das nicht heissen, was sie sind, wenn Männer, im Range und in gesetzmässiger Macht anderen nachstehend, an wirklicher Macht und Wirksamkeit über ihnen stehen. Denn so unverschuldet sie auch zu einer solchen Macht gekommen seyn mögen, so ists doch schwer, sich des Gedankens an eine unrechtmässige Anmassung zu erwehren. Dadurch wird aber dem Neide und der Eifersucht, die unvermeidlich eintreten müssen, noch mehr Nahrung gegeben. Es ist daher auch nicht zweifelhaft, dass, wenn auch aller Unterschied der Stände aufgehoben würde, oder wenn die Cabinetsräthe sämmtlich vom Adel und die Minister vom Bürgerstande wären, dennoch der Kampf und Widerstreit zwischen Ministern und Cabinetsräthen fortdauern würde, wenn die jetzigen Verhältnisse bleiben. Die Eifersucht, welche aus dem Unterschiede der Stände entsteht, ist leider im Staate nicht die einzige!

Hierauf kommt die Reihe an *das Cabinets-Ministerium.* Die neueste Einrichtung und der Geschäftskreis desselben, wie aller nachfolgenden Behörden, ist nach dem bekannten Handbuche über den preussischen Staat vorausgeschickt. Zwey Bemerkungen

im Werth steigen, während der Werth des Symbols immer tiefer falle. Dieses sey der Tod aller Industrie, wie Spanien zeige. Nicht das Geld, sondern die Industrie müsse man vermehren, das Geld finde sich dann von selbst. — So richtig das Letzte ist, und so gefährlich die Anhäufung des Papiergeldes — wozu, wenn der erste Schritt einmal gethan ist, der Reiz allerdings sehr groſs wird, — werden kann: so kann man doch dem Räsonnement des Vfs. selbst dann keinen Beyfall schenken, wenn man gleich gegen die Schöpfung der Tresorscheine selbst erhebliche Zweifel hat. Denn wenn man auch einmal zugeben wollte, des Vfs. Definition des Geldes sey erschöpfend: wie in aller Welt folgt denn daraus, daſs, weil das Geld Symbol der durch die Industrie geschaffenen Sachen sey, die Masse desselben der Masse aller durch die Industrie geschaffenen Sachen gleich seyn müsse? Was für ein logischer Grund ist für diese Folge vorhanden? Oder auf was für eine Wahrnehmung gründet sie sich? Glaubt der Vf. wirklich, daſs in irgend einem Staate die Masse des Geldes gleich sey den Producten, welche die Industrie auch nur in einem einzigen Jahre hervorbringt? Um wie viel weniger kann also die Masse des Geldes gleich seyn den Producten der Industrie, wenn man das Mobiliar-Vermögen sämmtlicher Privatpersonen, welches doch meistentheils aus Producten der Industrie besteht, dazu rechnet! Hat, darf man dreist fragen, der Vf., welcher sich an eine äuſserst schwierige Materie wagte, und allen, die darüber geschrieben, keck den Vorwurf macht, daſs sie die Sache nicht recht verstanden, bey dem, was er niedergeschrieben, etwas Bestimmtes gedacht? Hat ihn, wie er S. 191 versichert, wirklich nur Wahrheitsliebe und Patriotismus dabey geleitet? Wahrlich, wenn der Vf. Recht hätte, so hätte es den Preuſsen eben so leicht werden müssen, die Contribution baar abzutragen, als es dem Vf. leicht wird, die Bogen zu füllen, und über die schwierigsten und verwickeltsten Gegenstände zu urtheilen und zu entscheiden.

Auf die Frage, welches von allen bekannten Finanzsystemen das beste sey, antwortet der Vf.: Keins von den gegebenen, wohl aber dasjenige, wobey man die Last nur in dem Maſse vermehrt, in welchem man die Kraft sie zu tragen erhöhet. Jedes andere werde sich mit dem Umsturz endigen. Es ist Schade, daſs der Vf. nicht näher angegeben hat, welches System diese vortrefflichen Eigenschaften habe, und durch welche Mittel man es dahin bringen könne, damit die Bedürfnisse nicht zuweilen so hoch steigen, daſs auch die Lasten über das natürliche Maſs heraustreten müssen.

In dem Abschnitt über das *Justizwesen* beschäftigt sich der Vf. hauptsächlich mit dem Kammergerichte, als dem Vorbilde aller übrigen Landes-Justiz-Collegien. Höchst seltsam ist dasjenige, was der Vf. über dessen Benennung sagt, und unbedeutend sind die Bemerkungen über die örtliche Vereinigung der verschiedenen Senate, wie auch über die ganze Organisation dieses allerdings etwas buntscheckig zusammengesetzten Gerichtshofs, worüber ein Kenner etwas viel Besseres hätte sagen können.

Vom preuſsischen Landrecht behauptet der Vf., es sey zu früh erschienen. Rec. glaubt dieses zwar auch, aber aus ganz anderen Gründen. — Ein Civil-Codex ist dem Vf. eine Sammlung von Normen, wodurch die gesellschaftlichen Verhältnisse in einem Staat regulirt werden. Die Güte einer solchen Sammlung müsse darin bestehen, daſs ihre Normen der Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse keinen Zwang anlegten. Dieser Art sey aber der Charakter des allgemeinen Landrechts für die preuſsischen Staaten nicht. Man sey vielmehr dabey davon ausgegangen, daſs der gesellschaftliche Zustand seine gröſstmögliche Vollkommenheit errungen habe, und indem man kraft dieser Voraussetzung nur auf Fixirung desselben bedacht gewesen, habe man durch die Gesetzgebung selbst ein System von Ungerechtigkeiten aufrecht erhalten, während es der unverkennbare Zweck der Gesetzgebung gewesen, diesem System ein Ende zu machen. Man habe die Ungerechtigkeit des Richters mit der Ungerechtigkeit überhaupt verwechselt, jener durch bestimmte Normen abzuhelfen gesucht, diese dadurch verewigt, daſs man sich über die Güte derselben keinen Zweifel gestattet habe. — Dem Rec. scheint dieser ganze Tadel ungerecht und der Gesichtspunct, wovon der Vf. ausgeht, durchaus schief zu seyn. Eine Civilgesetzgebung ist keine Constitutionsurkunde. Eine solche setzt sie voraus, und dem Zustande, der durch diese hervorgebracht worden ist, muſs sie anpassend seyn. Ihr erstes Erfodernis ist Bestimmtheit und Festigkeit, denn die Menschen im Staate sollen daraus mit Gewiſsheit sehen können, was sie in Ansehung ihrer Privatverhältnisse für die Gegenwart, und bey der bestehenden Ordnung der Dinge zu erwarten haben. Ändert sich etwas im Staate, in den Grundsätzen, in dem Wesen der Constitution, in den grundgesetzlichen Verhältnissen: so muſs die Civilgesetzgebung, insofern diese Änderung Einfluſs auf sie hat, danach abgeändert werden — wie dieses z. B. in Frankreich in Ansehung der Fideicommisse, ganz der Ordnung gemäſs, geschehen ist — sie selbst hingegen darf nicht weiter auf Verbesserungen hinarbeiten, als daſs sie den Privatpersonen so viel, als möglich ist, die Freyheit läſst, ihre Verhältnisse nach eigenem Gutbefinden zu bestimmen und zu verändern. Dieses hat die preuſsische Gesetzgebung in vielen Puncten gethan, namentlich hat sie in Ansehung der Erbunterthänigkeit mehr, als in den mehresten anderen Gesetzgebungen bisher geschehen war, die Aufhebung dieses Verhältnisses erleichtert, und sie würde es in noch mehreren Stücken gethan haben, wenn nicht manche finanzielle Einrichtungen, z. B. das Stempelwesen, sie geniert hätte, und wenn man nicht zu oft darauf ausgegangen wäre, durch die Gesetzgebung und durch gesetzliche Einrichtungen Processe und den Miſsbrauch der bürgerlichen Freyheit zu verhüten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin u. Leipzig, i. d. hist. polit. milit. Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14 Oct. des Jahres 1806.* Vom Vf. des neuen Leviathan u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der berühmte Paragraph vom Adel beweiset, dass man nicht recht wisse, was in ein Civilgesetzbuch hineingehöre oder nicht, dass überhaupt die Gesetzgebung zu früh kam, weil die Gährung, die durch eine bessere Philosophie, durch historische Kritik, und durch neuere Erfahrungen in der Jurisprudenz und in der Staatswirthschaft entstanden war, noch zu wenig Haltung bekommen hatte, noch nicht zu einer gewissen Reife und Consistenz gediehen war. Eben darin hat auch der gerechtere, aber nicht neue Vorwurf seinen Grund, dass man die Normen nicht genug auf allgemeine Sätze reducirt habe; und es ist nicht zu leugnen, dass die französische Gesetzgebung darin einen Vorzug hat, wie überhaupt nicht zu verkennen ist, dass die Verfasser derselben über das ganze Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und über den eigentlichen Zweck des Privatrechts weit tiefer und heller gesehen, und sich von dem unseligen Streben, allenthalben die Hände im Spiel haben, und ein Wort mitsprechen zu wollen, weit mehr frey gehalten haben.

Bey der Processführung erklärt sich der Vf. für die mündliche Verhandlung. Rec. ist in Ansehung dieses, jetzt mehr als je zur Sprache gekommenen, Puncts entschieden der Meinung, dass eine mündliche öffentliche Verhandlung weit edler sey, und für die Sicherheit und Ruhe der Bürger, wie für Verbreitung einer gewissen Cultur, höchst wohlthätig zu seyn scheine. Doch hat die Sache mehrere Seiten, und es scheint, dass man sie hie und da zu poetisch betrachte, und sich zu viele Declamationen für diese Methode und zu bittere Vorwürfe gegen die bisherige, wobey wir nicht unglücklich waren, erlaube. Es ist hier der Ort nicht, dieses ausführlich zu entwickeln. Doch bittet Rec. alle Justizmänner, welche die mündliche Verhandlung mit so schönen Farben ausmalen, die Gegenstände, die Veranlassungen, die Gründe und die Zwecke eines sehr grossen, ja des bey weitem grössten Theiles der Processe im Geiste durchzugehen und zu erwägen, ob solche wirklich so viel Stoff und Gelegenheit zur Übung trefflicher Tugenden, zur Entwickelung grosser Talente, zur Begeisterung der Redner und der Zuhörer darbieten? Auch dünkt dem Rec., es komme bey dieser Sache viel auf den Charakter einer Nation an. Der Deutsche liebt im Ganzen das Ernsthafte, das Gründliche, das Zweckmässige, ist mehr ein Realist, als ein Verbalist. Tiraden, rhetorische Wendungen, Apostrophen, welche in anderen Sprachen gefallen können, erhalten in unserer durchs Schreiben weit mehr als durchs Reden ausgebildeten, und eben so mehr fürs Schreiben als fürs Reden gebildeten Sprache leicht etwas Widriges und Lächerliches, und erfodern überhaupt einen Geschmack und richtigen Tact, welcher unter keiner Nation Gemeingut ist. Übertreibungen, sophistische Sprünge, Spiele des Witzes, wozu die Lebendigkeit der Rede, und was sonst auf den Redner wirkt, leicht verleiten kann, beleidigen leicht unseren Sinn — Gott erhalte ihn in der Gefahr — für Wahrheit und unsere herkömmlichen Begriffe vom Schicklichen. — Endlich kann man fragen, lässt sich so etwas schnell einführen? Man gehe unsere Advocaten durch, betrachte sie nach Gestalt, Sprache, Bildung und Kenntnissen. Lässt sich von der Mehrzahl erwarten, dass sie in eine solche neue Ordnung passt? Auch die Richter — doch wir wollen abbrechen und den Erfolg des Versuchs erwarten, der in einem aufblühenden Staat nicht ohne Rücksichten auf Bedenklichkeiten dieser Art gemacht wird.

Richtig ist es, was über das Advocatenwesen, besonders über die Geldmäkeleyen derselben, gesagt wird. Es ist sehr zu wünschen, dass dieser Stand sich hebe und veredelt werde, und dass man nicht zu sehr darauf ausgehe, ihn unter dem Drucke und unter strenger Zucht zu halten. Das Übel, welches ein oder ein paar Chicaneurs anrichten können, kömmt dem Nachtheil bey weitem nicht gleich, der dadurch entsteht, wenn man bey den Advocaten alle Energie und Freymüthigkeit tödtet, und sie so ängstlich macht, dass sie jedes Wort abwägen müssen. Ob übrigens die Advocaten in der französischen Revolution die schöne Rolle gespielt haben, welche der Vf. ihnen beylegt, mag er mit der Geschichte ausmachen.

Gegen die Behauptung, dass ein Gericht, welches über einen Angeschuldigten, ohne ihn gesehen zu haben, verfügt, einem Vehmgerichte gleich sey, lässt sich vieles sagen. Sehr viele vortreffliche instruirende Richter haben dem Rec. versichert, dass sie es oft lebhaft gefühlt haben, dass Urtheile, welche aus gut geführten Acten von Richtern gesprochen wurden, die mit der Instruction nichts zu thun

haben, besser ausgefallen seyen, als wenn sie von ihnen selbst gefällt seyn würden. In einer berühmten Rede wird die Trennung der Instruction von der Decision sehr lebhaft vertheidigt. Aber mit welchem Grunde macht man dem bisherigen deutschen Criminalverfahren den Vorwurf, dass der Instruent auch Decernent sey?

Was über das Costüme gesagt wird, verdient erwogen zu werden. Das Militärische scheint in der That zu der Justiz nicht zu passen, aber ein gesetzter Anzug ist mehr zu empfehlen, als man gewöhnlich glaubt. Sehr wahr ist es, dass über das Betragen in den Collegien strenge gewacht werden sollte. Es sollte billig nichts Heterogenes darin getrieben werden. Nichts charakterisirt den Geist des Chefs mehr, als das Betragen der Mitglieder eines Collegiums.

Hervorgesucht und auf Spitzfindigkeiten beruhend ist dasjenige, was darüber gesagt wird, dass die Sportel-Casse in demselben Locale ist. Wenn die Sporteln einmal für das Gericht berechnet werden: so ist es wohl einerley, wo sie erhoben werden. Aber das sollte billig nicht seyn. Wenn Sporteln gegeben werden müssen, und das wird wohl allenthalben bleiben: so sollten sie dem Staate und einer eigentlichen Finanzbehörde und nie dem Gerichte berechnet werden.

Statt des Tadels der an sich unpassenden Benennung der Justiz-Collegien, wenn sie Regierungen heissen, hätte etwas viel Besseres über die unteren Behörden und über die Vertheilung der Gerichts-Sprengel, über die verschiedenen Gerichtsstände u. s. w. gesagt werden können, was in ein Gemälde allerdings gehört hätte.

Die Policey hat nach dem Vf. die Verbrechen und Vergehungen zu verhüten, welche der Arm des Richters bestrafen muss. Diese bekannte Definition muss so mangelhaft seyn, als eine jede Definition seyn wird, die ein höchst zusammengesetztes Institut, das zu den mannichfaltigsten Zwecken zu wirken hat, mit wenigen Worten wissenschaftlich darstellen will. Der Vf. tadelt es besonders, dass kein eigener Policeyminister vorhanden ist. Übrigens geht es ihm wie den meisten Menschen; sie erwarten und fodern von der Policey zu viel, weil sie weder die Schwierigkeiten kennen, welche mit der Ausführung vieler sehr leicht scheinender Einrichtungen verbunden sind, noch genug in Erwägung ziehen, dass in Policeysachen so leicht der Fall eintritt, dass die Mittel, welche wirksam seyn könnten, ein weit grösseres Übel ausmachen würden als der Zweck. Dafür aber hat, und dafür muss billig eine jede Regierung Abscheu haben. Übrigens ist es sehr wahr, dass bis jetzt weder in Deutschland überhaupt, noch in irgend einem einzelnen Lande, für das Policeywesen eine durchgreifende Anstalt vorhanden gewesen ist. Vorzüglich hat es an Einheit und Zusammenhang in den Massregeln und an Geld gefehlt, um das, was man als gut erkannte, auszuführen.

Dem geistlichen Departement legt der Vf., eine feinen Begriffen von der Kirche entsprechende Bestimmung bey. — Ein Blick auf den Geschäftskreis desselben lässt freylich gewahr werden, dass er nicht nach dem Princip der Einfachheit geordnet ist, und es steht nicht zu leugnen, dass die Bildung für das eine der hier zusammengeworfenen Fächer nicht die für das andere in sich schliesse, oder auch nur dazu führe. Dieser Theil der öffentlichen Verwaltung befindet sich in allen protestantischen Ländern in grosser Verwirrung. Der Grund davon liegt aber nicht darin, dass man einen adelichen Chef haben will, sondern er liegt tiefer, und ist eine Folge der Bildung, welche das protestantische Kirchenwesen, bey seiner Losreissung von dem hierarchischen System, erhielt. Freylich ists seltsam, noch jetzt dieses Unwesen, welches im Preussischen lange nicht mehr so arg ist als in anderen Ländern, beyzubehalten. Dass es an falscher Behandlung des Schul- und Kirchen-Wesens nicht gefehlt habe, glaubt Rec. gern, da nirgends grössere Missgriffe zu geschehen pflegen, als in dieser wichtigen Angelegenheit. Doch scheint die Verbindung des Kirchen- und Schul-Wesens nicht so verwerflich zu seyn, als der Vf. will, denn beide arbeiten doch auf einen sehr verwandten Zweck hin, und beide haben doch zur Erreichung dieses Zwecks einerley Mittel. Freylich ist dieses nach des Vfs. Ideen nicht so, aber doch nach der Wirklichkeit. Stark, aber nicht unwahr sagt der Vf. von den Patronatrechten der Privatpersonen: „sie machen wie die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ein ekelhaftes Staatsgeschwür aus." Doch ist das Patronatrecht der Privatpersonen dem Staate lange nicht so schädlich als die Patrimonial-Gerichtsbarkeit. Feine und beherzigungswerthe Bemerkungen über den Stand eines Präsidenten finden sich S. 280. — Das General-Controlle der Finanzen und die Oberrechnungs-Kammer macht den Beschluss und wird am kürzesten abgefertigt. Sie solle gleichsam der Mittelpunct der isolirten Verwaltungszweige seyn, erreiche aber diesen Zweck nicht.

Wenn Rec. weitläuftiger gewesen ist, als es das Buch verdient: so glaubt er sich eines Theils damit entschuldigen zu können, dass der Vf. desselben gewissermassen das Haupt einer, zwar kleinen, aber vielschreibenden Partey ausmacht, und dadurch wichtiger wird, anderen Theils damit, dass er nicht gern den Vorwurf verdienen wollte, durch Gemeinsprüche einer genauen Prüfung aus dem Wege gegangen zu seyn. PN.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: Mr. R. L. *Edgeworths Erziehungskunst in Beyspielen oder praktischer Unterricht für Kinder von drey bis sieben Jahren.* Herausgegeben von *Friedrich Herrmann*, Hofr. und Prof. in Lübeck. Mit Kupfern. 1808. Erster Band. XXXIV u. 197 S. Zweyter Band. VI und 303 S. Dritter Band. 491 S. 8. (4 Rthlr. 8 Gr.)

Um solchen Ältern, besonders Müttern, die das Erziehungsgeschäft bey ihren noch zarten Kindern lieber selbst betreiben, als fremden Personen die Sor-

ge darüber anvertrauen wollen, ihre Mühe weniger beschwerlich zu machen, sind Bücher, wie das vorliegende, überaus nützlich. Es enthält eine Art ausführlicher Kinderidyllen, worin die moralische Tendenz besonders hervorsticht. Behandlungsweise, Vortrag und Styl sind dem jugendlichen Alter, dem sie bestimmt sind, ganz angemessen. Sanfte Kinder beiderley Geschlechts, die man früh zum Lesenlernen gewöhnt hat, werden sie gewiss herzlich gern, entweder allein oder unter der Leitung liebevoller Erzieherinnen, mehrere Male durchgehen. Der erste Band enthält: *Heinrich und Lucie*, eine Geschichte für Kinder, in 2 Theilen, und wird auch besonders verkauft. Der zweyte: *Rosamunde*, in 3; der dritte: *Franz*, in 4 Theilen, nebst einigen kleineren Erzählungen, die das Ende füllen. Es wird immer vom Leichteren zum Schwereren fortgeschritten, der Ideenkreis der geschilderten Kinder erweitert sich allmählich, ihre Einsichten werden fester, und die Theilnahme an ihnen stärker. Da Rec. aus guten Gründen hoffen darf, dass dieses Werkchen auch in Deutschland mehrere Auflagen erleben werde: so hält er es für nöthig, über die deutsche Bearbeitung desselben einige Bemerkungen anzufügen.

Der Verleger hat zur äusseren Empfehlung des Buchs das Seinige rechtschaffen gethan, bis auf die Kupfer, unter denen wenige schön zu nennen sind. Dass er zugleich mit der deutschen Übersetzung das englische Original abdrucken lassen, wird ihn auch nicht gereuen. Nur glauben wir kaum, dass er seinen Vortheil recht verstanden, da er Original und Übersetzung einander gegenüber gestellt hat. Da das Buch dadurch noch einmal so theuer werden muss: so werden ihm die Käufer abgehen, die von beiden nur einen, den deutschen oder englischen, Text brauchen können. Das deutsche, wie das englische Kind, muss seinen Text wie ein Original lesen. In dem kindischen Alter, wofür *Edgeworth* schrieb, fängt man das Sprachenlernen noch nicht an; die Hälfte der Blätter bleibt also ungelesen. Bloss in Häusern, wo man beide, die englische wie die deutsche, als Muttersprachen behandelt, wird es in seiner jetzigen Gestalt recht sehr willkommen seyn.

Wir wollen den Übersetzer keiner besonderen Eitelkeit bezichtigen, dass er auf dem englischen Titel (denn jeder Band führt auch seinen eigenen Titel in dieser Sprache) seinen Namen setzen lassen, wohin er gar nicht gehörte. Z. B. *Harry and Lucy, a Tale etc. By Mr. Edgeworth. Translated by M. Fr. Herrmann.* Was geht es das englische Original an, wer es ins Deutsche übersetzt hat? Vielleicht aber hat der Verleger diese Worte bloss der Symmetrie des Drucks wegen beygefügt. Die Übersetzung ist treu und rein, das Original aber ist doch einfacher und schöner. Hr. H. hat im Ganzen mehr den Sinn desselben zu erschöpfen, als das Natürliche des Ausdrucks darzustellen gesucht. Junge Kinder edler Herkunft können immer, oder beynah immer so sprechen, wie E. die seinigen sprechen läst. H's. Kinder sprechen schon gekünstelter. Man wird in folgenden Ausstellungen, die sich auch über andere Dinge erstrecken, diese Fälle sehr leicht bemerken. Es ist uns wahrlich nicht um Tadel zu thun.

B. I. S. 11. Lucie war sehr aufmerksam gewesen, wenn *sie* ihr Vater oder Mutter etwas *gelehrt* hatte (*had taught her any thing*). Auf diese Weise hatte *ihr* die Mutter lesen und arbeiten *lernen* (*taught her to read and to work*). Erst Lehren mit dem Accusativ, dann Lernen mit dem Dativ, in gleicher Bedeutung! Der Sprachfehler ist recht stark. Auf S. 17 kommt das *und* zu oft vor; sogar eine Periode fängt damit an. *Und* sie bemerkten, *und* sie trat h n zu ihnen, *und* dachte u. s. w. — So schien es ihr, dass nicht eins wie das andere wäre (*she thought, they were not all alike*). Es ist von den Näpfen die Rede; die waren nicht *gleich*. S. 93. Du wirst nie einen richtigen Verstand *zeigen* können (*you will never have good sense*). Vom Zeigen ist nicht die Rede; ein Pädagog, wie *Edgeworth*, kann nicht so sagen. Es heisst: verständig werden; weiter nichts. — Vom Regen *geschmolzen*, wie man zu sagen pflegt (*melted away by the rain, as the workmen say*). Zermorscht, war hier das richtige Wort. S. 143. Wir wollen morgen bey eurem Onkel frühstücken, der in einer ziemlich angenehmen Gegend wohnt (*we intend to walk to breakfast with your uncle, who has come to live at a very pretty place*. Hienach hätten die Kinder nicht gewusst, wo ihr Onkel, der nicht viel über eine Stunde von ihnen entfernt lebte, wohnte. Er war aber erst hingezogen; so sagt das Original, die Übersetzung nicht. Auch wollten sie zum Frühstück *gehen;* das gehört mit her. *A very pretty place* ist nicht: eine *ziemlich* angenehme Gegend; es ist mehr. *To live at a very pretty place*, heisst: sehr artig wohnen. — Heinrich und Lucie waren sehr *glücklich* (*very happy*). Glücklich, dass sie spazieren gehen sollten? Sie waren froh (*happy*). S. 147. Er blickte *verdrüsslich* um sich (*looked wistfully round him*). Verdriesslich? Nicht doch. Schmachtend.

B. II. S. 47. Ich *behaupte* (*I dare say*), klingt übel aus dem Munde eines kleinen Mädchens, wie Rosamunde ist. Ich möchte sagen, ich glaube, kann hingehen. S. 93. Er ist angekleidet, und ich bin es noch nicht *zur Hälfte* (*he is dressed and I am not half dressed*); st. ich noch nicht halb. So sprechen Kinder. Weiter spricht die Mutter zu ihrer kleinen Tochter, indem sie sie zu einem Spiegel führt: Ist das ein *hübsches* Mädchen (*is that an agreeable girl*)? So kann sich Rosamundens Mutter schlechterdings nicht ausdrücken. *Agreeable* heisst hier *freundlich*. S. 97. Jetzt siehst du *viel hübscher* (*you look rather more agreeable*). So weit konnte es Rosamunde, mit dem Gefühl des Unrechts im Herzen, noch nicht gebracht haben. *Rather* heisst niemals *viel*. *Etwas freundlicher* wäre richtig gewesen. S. 111. Dass du zur Weisheit und zum Guten und zum Glück geleitet wirst (*to manage yourself so as to make you wise and good and happy*). Welche Kanzelsprache gegen das schlichte Original! S. 119. Stie-

feln (*clogs*). Nicht Stiefeln, sondern eine Art schwerer Schuhe, die an einigen Orten in Niedersachsen *Klotzen* heissen. Man schreibt auch im Englischen richtig *Clogs*, nicht *Cloggs*, wie hier S. 118 steht. S. 135. Nachdem sie ein Weilchen ihr Bedauern zu erkennen gegeben hatte (*after expressing some regret*). Wie gedehnt! Sie äusserte Leid; das ist alles. *Some* braucht nicht übersetzt zu werden. Eben so S. 137. Das Rothkehlchen schien es mit dem Fortfliegen noch bewenden lassen zu wollen (*the robin seemed in no haste to be gone*). S. 145. Zu dem *jungen* Rosenstock (*as far as the early rose tree*). Der Rosenstock mochte alt genug seyn; aber er trug *Frührosen*. S. 193. Schmerz macht, dass man sich erinnert (*pain makes one remember*), statt: Schmerz erinnert. Das *One* ist im Deutschen überflüssig. — *Housewife* ist keine Nadelbüchse, sondern ein Nähkästchen, Zwirnfutter. S. 203. *Anstatt* dass diese in wenig Stunden ganz verblüht seyn werden (*and these will be quite gone in a few hours*). Besser: Und diese sind in ein paar Stunden ganz hin. Kinder bilden ihre Perioden durch einfache Bindungswörter; aus ihnen kommt kein Anstatt, Nachdem, Demungeachtet u. dgl. — Weil du nicht immer *Gelegenheit haben wirst*, mir *in die* Augen zu sehen (*because you will not always have my eyes to see with*). Du wirst nicht immer mit meinen Augen sehen können; das ist lebhafter und richtiger. S. 221. Das ist ein sehr vernünftiges Verzeichniss, das mit grosser Besonnenheit verfertiget ist (*this is a very reasonable, sensible list*). Wozu der Wortschwall? Wie kann man bey einem trockenen Register die *Besonnenheit* rühmen? S. 247. Du meinst *unter dem Etwas* mein armes Bohnenbäumchen (*you mean my poor laburnum.*) — Alle lachten (*every body smiled*). Sie lächelten. Zum Lachen war es bey so verständigen Leuten nicht geeignet.

Der dritte Band ist auch zu haben als:

Leipzig, b. Hinrichs: *Neues Taschenbuch zur Bildung der Kinder und zum Sprachunterricht auf* 1808. Oder *Franz, eine angenehme und belehrende Geschichte*, herausgegeben von *M. Friedr. Herrmann. Französisch* und *deutsch*. 419 S. 8. (1 Thlr.) Auch unter dem Titel: *Frank, histoire instructive et amusante* pour la jeunesse par Mr. *Edgeworth*. Traduit par *M. F. Herrmann*. IV Parties. Avec Figures.

Schwerlich ist die französische Übersetzung, die sich sehr gut liest, aus Hn. *Herrmanns* Feder geflossen, ob es das Titelblatt schon besagt. Wahrscheinlich hat sie *Edgeworth* selbst in England verfertigen lassen. Die nämliche deutsche Übersetzung, die sich bey dem englischen Abdrucke befindet, steht hier dem französischen Texte unverändert gegenüber, mit Beybehaltung der Seitenzahlen. Wir fahren in unseren Anmerkungen fort. S. 161. Ich glaube nicht, dass eine Motte einen Rüssel *ertragen* könnte (*porter; carry*). S. 215. Was indess meinen Knöchel betrifft: so ist der Schade nicht gross (*ma cheville n'est pourtant pas très-malade; my ancle is not very much hurt, however*). Welcher kleine deutsche Junge, der nicht zur Affectation im Ausdrucke verzogen ist, wird so gekünstelt sprechen? S. 275. Es hatte sich jemand in ein sehr lebhaftes Gespräch eingelassen (*quelqu'un parloit très-vivement: somebody was talking very eagerly*). Welche Worte für: Jemand sprach heftig. S. 325. *Nach* gerade nur so gross (*tout justement assez large; but just large enough*). S. 395. Wir müssen suchen, ohne sie zurecht zu kommen (*nous nous en passerons; we must do without it*). Wir müssen sie entbehren. S. 401. Was für dumme Streiche sind hier wieder vorgefallen (*qu'est ce que c'est que ceci; what a piece of work is here*)? Kürzer: Was ist das für Zeug? S. 417. Ich will nur so lange Zeit hier bleiben, als ich brauche, um ein Frühstück zu mir zu nehmen (*je ne resterai que le temps de dejeûner; I shall only stop with you whilst I eat my breakfast*). So soll ein deutscher Kärner gesprochen haben, statt: Ich will nur zum Frühstück hier bleiben. — Wenn sich die Ausländer über die unnützen Worthäufungen im Deutschen beklagen: so haben sie Recht. Unsere Schriftsteller müssen lernen, sich conciser zu fassen. Übersetzer zumal müssen die Kraft des deutschen Idioms zusammendrängen. Wenn der Deutsche will: so sagt er seine Meinung in eben so kurzen Worten, als jene. Und warum sollte er das nicht wollen?

Oh.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Barth: *Ch. E. Weisse's Todetfeyer in der Rathsfreyschule zu Leipzig.* Am 4 Adventssonntage 1804. 1805. 34 S. 8. (4 Gr.) Nach einer zweckmässigen kurzen Anrede an die versammelte Schuljugend, welche der Freyschuldirector Plato hielt, und dem kurzen Gesang der Versammlung folgt die Katechisation vom Vicedirector Dolz. Erinnerungen an einige unvergessliche Männer, welche Ein Todesjahr mit *Weisse* theilten, an *Kant, Spalding, Teller*, füllen den Eingang. Dann folgt die Unterredung über Sir. 40, 15: „Dieweil er lebet, hat er einen grösseren Namen, denn andere Tausend; und nach seinem Tode bleibt ihm derselbige Name." Hauptzüge aus dem Bilde des edeln Weisen geben den ersten Theil, lehrreiche Folgerungen daraus den zweyten. So wenig der Katechisation Zweckmässigkeit in Ansehung ihrer Veranlassung abgesprochen werden kann: so ist doch die Unbestimmtheit mehrerer Fragen, die Härte der Übergänge und die Unrichtigkeit mancher Ausdrücke nicht angenehm zu bemerken. Ein Gesang der Versammlung beschliesst diese anständige und einer Unterrichtsanstalt, wie die leipziger Freyschule ist, sehr angemessene Todesfeyer des würdigen, ewig verehrten Kinderfreundes *Weisse*.

D. c. A.

Handlungswissenschaften. *Leipzig* u. *Ronneburg*, im Verlagsbureau: *Die Hansestädte Lübeck und Bremen.* Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Beylage zu dem Werke: *Die Handlung von Hamburg*. 1807. 460 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Im 99 Stück des Jahrg. 1808 dieser Blätter hat Rec. sein Urtheil über das Werk: *Die Handlung von Hamburg* gefällt. Es kann auch von dieser Beylage gelten, welche in keinem Betracht besser oder schlechter als selbiges ist, und wahrscheinlich auch einen und denselben Vf. hat.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 FEBRUAR, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aschaffenburg, b. Etlinger: *Scheik Mohammed Fani's Dabistan*, oder *von der Religion der ältesten Parsen.* Aus der persischen Urschrift von *Sir Françis Gladwin* ins Englische, aus diesem ins Deutsche übersetzt von *Fr. von Dalberg.* Nebst Erläuterungen und einem Nachtrage die Geschichte der Semiramis aus indischen Quellen betreffend. 1809. 118 S. kl. 8. (12 Gr.)

In der lieblichen *Geschichte einer Drusenfamilie*, die uns in die Gemeinschaft wahrer Christen recht anschaulich einführt, und ein Zeugnifs giebt von der der Religion Jesu eigenen Milde und Gemüthlichkeit, hatte Hr. *v. D.* unter vielen anderen aus vertrautem Umgang mit morgenländischer Art und Bildung fliefsenden Bemerkungen auch (S. 101 und 138) einer alten Parsensecte der Jezdianen oder Azerjanen erwähnt, als einer höchst merkwürdigen und vielleicht auf Zeiten und Sitten einer frühen Welt hindeutenden. Hier erhalten wir über diesen Gegenstand eine weitere Ausführung, welche dem Forscher der Menschengeschichte ein angenehmes Geschenk seyn wird. Es giebt nämlich im Morgenland unter vielen uns noch unbekannten Schätzen eine Schrift eines persischen Gelehrten und frommen Pilgers *Scheik Mohammed Mohhsen-al-Fany*, der ums Jahr d. Heg. 1081, unserer Zeitrechnung 1670—71 starb — *Dabistan* oder Gemälde der Sitten genannt, welche in 12 Abschnitten von den *Parsen*, und unter diesen von den *Jezdianen* — von den *Hindu* und *Brahmanen* — von den *Tibbetanern* — von den *Juden* — von den *Christen* — *Muhamedanern* — der Secte *Sady Kiah* — den *Unitariern* — *Roschenianern* — von den *Göttlichen* — von den *Weisen*, und endlich von den *Sophi's* handelt. Jeder Kundige sieht alsbald, welcher Gewinn unseren Einsichten aus der vollständigen Bekanntschaft mit diesem Werke kommen müfste. Dinge, von denen wir jetzt so viel als nichts wissen, insbesondere die Gegenstände der drey letzten Überschriften betreffend, würden uns näher gerückt; und wenn uns jeder Abschnitt nur die Hälfte des Nutzens gewährt, wie der vor uns liegende erste, so ist damit in der That ein bedeutender Fortschritt gemacht. Und dieser einzige Abschnitt auch, oder vielmehr dieses Fragment des ersten Abschnitts, war bisher nur den sehr wenigen Besitzern von: *Gladwins new asiatick miscellanys consisting of original Essays, Translations and fugitive Pieces. Calcutta* 1789, zugänglich. Schon in der Hinsicht müssen wir Deutsche dem Hn. *von Dalberg* danken, welcher mit warmem Eifer das Studium der ältesten Welt und aller rein menschlichen Künste betreibend, der Wissenschaft und Kunst alles opfert, und von Herzen ihnen ergeben ist. Seinen Verwendungen wird es auch gewifs am ersten gelingen, die übrigen Abschnitte jenes wichtigen Werkes zu erhalten, und wir zweifeln nicht, dafs er uns eine so werthe Gabe keinen Augenblick vorenthalten werde.

Was die vorliegende Schrift selbst betrifft, so hat der Vf. in der Vorrede zuerst einen allgemeinen Blick auf den vorzüglichen Gegenstand des Fragmentes — *Emanation* und *Sternendienst*, geworfen. Je mehr wir von ältester Geschichte und Tradition erfahren, und mit der mosaischen Urkunde vergleichen, desto klärer werde es, wie dem Aberglauben und Götzendienst eine reinere Idee der Gottheit vorhergegangen, welche allmählich verkannt und verhüllt worden. — Aller Geschichte innerliches Band ist die Entwickelung des Menschen selbst, und sehen wir da einmal zu, ob es nicht die Einheit ist, von der das Mannichfaltige ausgeht, und welche von diesem zuletzt wieder ersehnt und gesucht wird. Man hat diese Wahrheit bisher zu wenig geachtet, und noch vielweniger den kindlichen Sinn, von welchem aus jene Entwickelung erst recht sichtbar und verständlich wird: darum giebt es bey uns so viel orientalische Gelehrsamkeit und so wenig orientalischen Sinn, welcher ursprünglich kein anderer als der reine kindliche selbst ist. Ein solcher dringt tief ein in die Gegenwart und alles Daseyn, er durchfühlt den Gegenstand, und heftet sich keineswegs zuerst an's Vergängliche, sondern allein an das Unvergängliche. Daher der tiefe, ewige Schmerz des Kindes, wenn ihr ihm etwas entziehet; und dafs es nicht am Vergänglichen ihm gelegen sey, könnet ihr sehen an seiner Befriedigung mit jedem, das ihm gegeben wird: — das Seyn selbst ist, wovon es ganz erfüllet ist, und die Beraubung des Seyns sein Schmerz. Dieses Beharren auf dem Seyn hat so frühe schon jene Ideen vom innerlichen, ewigen Bestand und Wesen der Dinge anschauen lassen, worüber sich der gelähmte Sinn der späteren Welt so sehr verwundert, und nicht begreifen kann. wie solche Ideen schon einmal anerkannt worden, und nicht vielmehr das Eigenthum und die Errungenschaft der reiferen Menschen (wie sie es nennen) seyn sollten. Eben so wie das Kind auf dem Seyn beharret, ist ihm auch alles Erscheinen Schöpfung, alles Verschwinden Zerstörung, und

wenn es wirklich selbst schafft und zerstöret: so rechnet es doch mit nicht geringerer Zuversicht auf die wesentliche Erhaltung, und Erscheinen und Verschwinden, Schaffen und Zerstören wird ihm zum Spiel auf einem unvergänglichen Grund. Diess führt uns die ältesten Ansichten der Dinge, welche, da sie Herz und Seele erfüllen, immer religiös sind, etwas näher, und wir sehen, dass mit fortschreitender Entwickelung der bildenden Kraft des Sinnes sich jene Trimurti sammt allen ihren Emanationen entwickeln und bilden musste nach jenem dreyfachen Charakter des Schaffens, Zerstörens und Erhaltens, und eben so nothwendig auch mit dem dreyfach verschlungenen ursprünglichen Gefühl der Heiterkeit, des Schauens und der Zuversicht. Später erst wird aus dem Spiele Ernst: jedes einzelne soll stehen und antworten — aber es folgt seiner vergänglichen Natur, und läst den, der es halten will, unbefriediget. Dieser aber hofft vom nächsten Moment, er werde ihm Ruhe gewähren, und klammert sich mit aller Kraft der Phantasie an den Gegenstand, und der grosse Strom — Aberglaube und Götzendienst genannt — führt ihn fort, oder die Zerstörung erweckt desto heftiger die Wollust des einzelnen Daseyns, und ein wilder Naturdienst strengt sich an, das Daseyn nur um den rasenden, wenn auch letzten, Genuss desselben hinzugeben. Das Ruhigste und Mildeste ist dann die Lehre von der Emanation, als unglückvolles Versinken ins Endliche mit der Entfernung von der ewigen Einheit, in welcher nur durch die Seelenwanderung in unendlichem Progressus die Schuld vertilgbar vorgestellt, also der Weg der Reinigung offen gelassen und der Hoffnung Platz gegeben, so wie in kräftigeren Gemüthern von dieser Grundansicht aus ein Kampf des Lichts als Zeugen von der Nähe des Göttlichen und Selbstleuchtenden gegen das Dunkel, des Guten gegen das Böse erweckt wird. Das ist das Wesentliche der ehrwürdigsten Mystik der Indier in dem religiösen Theil ihrer Philosophie, der Vedanta genannt wird, so wie des Heroismus der persischen Religion — immer zu achten als das in den Händen der Weisesten befindliche Corrigens gegen den Einbruch alles vertilgenden Aberglaubens und Abgötterey. So sind auch der ersten reinen Kindheit die Sterne des Himmels Lichter der Welt, zu erleuchten die Erde und zum Maass der Zeit; mit Entwickelung der Phantasie erst werden subjective Wünsche und Vorstellungsweisen mit ihrer Betrachtung verknüpft, und ihr reines Licht wird in die düsteren Farben des irdischen Lebens gebrochen, es wird ihnen geräuchert, dass sich die Lüfte verdunkeln, weil man ihren reinen Glanz nicht mehr vertragen kann. Sobald sich also das Subjective mit einmischte, wie denn dieses nicht ausbleiben kann und sich gleich dem Objectiven vollenden muss, entstanden nothwendig in dem ernster gewordenen Kindergeschlecht jene tief eingreifenden Lehren von Emanation, von kämpfenden Mächten, von den Sternen als Herren des Schicksals, von der Verzehrung alles Endlichen und vom Pantheismus, oder vielmehr von der ersten blinden Vergötterung des *Ich*, da auch Pantheismus ursprünglich jenes klare Gefühl der Allgegenwart und Unendlichkeit Gottes gewesen. Man hat alles dieses Spätere, welches mehr aus dem Drang einer im Menschen erwachenden, aber sich noch lange nicht verstehenden, höheren Kunst entstanden ist, nicht gehörig unterschieden von dem Ursprünglichen, welches die reine Allgewalt der Natur gewesen, und hieraus erklärt sich unter anderen das Grundfalsche im zweyten Buch der Schrift: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, von der morgenländischen Philosophie nämlich, worin das Fundamentale, Kindliche der aufgeführten Lehren ganz übersehen, und, man möchte sagen, jeder Schritt in der Entwickelung dem Menschen zur Sünde angerechnet wird. Aber auch dieses wird häufig nachgesprochen werden, wie so vieles andere, und man wird das Geheimniss des Morgenlandes, so offen es daliegt, nicht eher verstehen, bis man das Eigenthümliche der Kindheit, das sich im Fortgang zu anderen Bildungsstufen gar leicht verwischt, *festzuhalten* weiss, wie es im Morgenlande wirklich geschehen ist. Der Vf., so wichtig ihm jene *Schlegel*'sche Schrift ist, wie sie dann beym verständigen Gebrauch Niemand anders vorkommen kann, ist einer der wenigen, welche jenen kindlichen Sinn in sich lebendig zu machen wissen: ihm galt das bearbeitete Fragment als ein näherer Beweis uralter Völker- und Religions-Verbindungen, deren tiefer gelegenen Sinn, so wie ihn die Wissenschaft fasst, weiter und zwar historisch aufzuklären, der anhaltendste Fleiss und scharfe Kritik mit Recht verlangt wird.

Bey Betrachtung des Fragments selbst dringt sich die Frage auf: wie fern dürfen wir dem Werk eines sehr späten Muhamedaners trauen? — Er beruft sich auf Schriften jener Jezdianensecte, die wir nicht besitzen; aber die Lehre von Emanation, Seelenwanderung und Sternendienst ist in ihrer ältesten Gestalt so bestimmt ausgedrückt, dass wir hiedurch schon mehr und näher nach Indien als nach dem westlicheren Persien hingewiesen werden; insbesondere ist ein Stück des Ganzen, worauf wir noch kommen werden, so durchaus neu und so weit abstehend von der späteren parsischen Lehre, dass uns zur Befriedigung nur die Erforschung der merkwürdigen Quellen selbst, woraus Mohhsen geschöpft z. B. das Buch Akhteristan, das Amighistan, das Temarwasatir, oder gar das berühmte Buch über Mahabad, annoch fehlt. Allerdings ist nicht zu leugnen, dass an manchen Stellen die Art und Weise des neueren muhamedanischen Orientalismus sich zu erkennen giebt, doch nur allein in der wegen mangelnden Sinnes für die kindliche Vorwelt zuweilen mis[illegible]thenen Beurtheilung und Ansicht derselben. Übrigens ist fromme Treue in diesem Manne nicht zu verkennen. —

Vom Inhalt selbst wollen wir das Merkwürdigste bloss andeuten, da das bis jetzt leider! so kleine Bruchstück ganz gelesen werden muss. — Die gleich

Anfangs angeführten Worte des Ourfey von Schiraz: „du, o Gott, hast die Kraft alles zu thun, was unmöglich ist; nur jene nicht, ein Wesen dir ähnlich zu erschaffen," scheinen uns sehr wesentlich in Betreff des späteren, schon in der Reflexion und Subjectivität fortschreitenden Emanationssystems. Jene subjective Unmöglichkeit eben ist es, welche die endlosen Reihen von Emanationen geboren hat, bey deren Ansicht dem Geiste schwindelt, und das Bekenntniss herbeygeführt wird, die menschliche Vernunft sey zu schwach, die erhabene, heilige Natur Gottes zu begreifen, wie diess ein Hauptstück des Glaubens der Jezdianen ist. Das hier entwickelte Emanationssystem hält sich meistens in der reinen und glanzvollen Region himmlischer Sphären, und ist schon in dieser Hinsicht mit der späteren zoroastrischen Lehre nicht zu verwechseln, welche bey weitem mehr der Erde als dem Himmel angehört — vielleicht ein bedeutsamer Wink; dass diese ältere Ansicht Hochindien, jene neuere aber dem tieferen westlichen Persien gehört, wo das Land selbst schon mehr die irdische Anstrengung zur Religion machte. Daher ist dort das Astrognostische die Hauptsache, und nicht etwa bloss der Einfluss der Planeten, sondern ausdrücklich der des Fixsternhimmels wird in den Schriften jener alten Secte erwogen, was bey den späteren immer mehr vernachlässigt wurde. Wie merkwürdig wäre diese Ansicht in ihrer ganzen Ausführung zu kennen, da hier das bloss Fragmentarische der jüngeren Gedanken von dem *grossen* Umlauf des Himmels vielleicht in seiner Vollständigkeit sich zeigen möchte. Den grössten Perioden des Himmels entsprechend, soll auch die Erde sich (S. 29) umändern, und aus einem hermaphroditischen Wesen sich jedesmal neu bevölkern, was, wie in einer Anmerkung des Hn. *v. D.* bemerkt wird, einen Coincidenzpunct mit dem indischen Mythus gewährt, und sich aus indischen Quellen müsste näher erläutern lassen. Auch die Zeitrechnung dürfte sich auf die indische zurückführen lassen: man vergleiche das S. 30 ff. Gesagte mit dem, was *Kanne erste Urkunden der Geschichte* S. 497 ff. über die Berechnung der Jugo gesagt hat. — Mahabad (der grosse Herrscher), sagen die Jezdianen, sey der erste Mensch der gegenwä gen Periode als letzter in der vorigen, welcher durch Gottes Hülfe mit seiner eigenen *geistigen* Natur und der Leitung schützender Engel im Stand gewesen, alles, was er in der verflossenen Periode einzeln gehört und gesehen, in ein Ganzes zu verbinden, und in der jetzigen Schöpfung als einen treuen Spiegel darzustellen. Seine Verordnungen (vielleicht die des Monu selbst) haben der Welt Gesetz, Sitte, Kunst und Wissenschaft gegeben. Auch die uralte (für den, welcher den Sinn zu fassen weiss, gewiss sehr natürliche) Eintheilung des Volks in 4 Stämme ging von ihm aus, wie sie vom Monu eben so herrühren soll. Einem jeden Stamm gab Mahabad eine eigene Mundart, und sandte ihn nach der Gegend, die sich am besten für ihn schickte; aus der heiligen Sprache aber, die vom Himmel stammt, sind die Perser-, Hindu- und Griechen-Sprachen u. s. w. entsprungen. Ihm folgten vierzehn fürstliche Seher (entsprechend den indischen). Der letzte Abad Azu zog sich in die Einsamkeit zurück, nachdem er die Welt in den blühendsten Zustand gebracht. Nach seinem Rückzug gerieth alles in Verwirrung, welcher sein Sohn oder vielmehr der ihm ähnlichste Nachkömmling Iy-Afram zuletzt abhalf u. s. w. Hierauf erst kam nach langem Zeitraum Gil-Schah oder Kai-muer, mit dem dann eine neue Periode, so wie ein neuer Königsstamm beginnt. — Fortgesetztes Studium kann allein über den Zusammenhang dieser Mythen Aufschluss geben; aber jetzt schon ist, was wir hier vernehmen, merkwürdig genug, um über die weite und tief eingreifende Verbreitung des altindischen Mythus einiges Licht zu werfen: was der Menschennatur am tiefsten eingewebt ist, schafft sich natürlich auch den weitesten Wirkungskreis. — Das merkwürdigste Stück des ganzen Fragments ist unstreitig die S. 50 ff. dargestellte Verehrung und Anbetung der Sterne. Nirgends haben wir aus dem Morgenlande eine so ins Einzelne gehende Darstellung erhalten — Tempel der Planeten, Verehrung derselben nach Jahreszeiten; charakteristische Bilder der Planeten, eben so charakteristische Opfer, hieran verbundene Kunst und Sitte; tiefes Studium der Verhältnisse der Planeten gegen die Fixsterne in Bezug auf das Schicksal der Erde und der Menschen u. s. w. — alles ist wie eine neu aufgefundene Welt, und man wird dem grossen Ganzen näher gebracht, von welchem man bisher nur Trümmer kannte. — Viele heilige Plätze waren unter den mahabadischen Königen auf der Erde ausgetheilt, z. B. Caaba, Jerusalem, Balkh, Medina, Isthakar u. a. m. Sehr bedeutend ist, was S. 72 von der uralten Verehrung des *schwarzen Steins* (woraus in den Planetentempeln das Bild des Saturnus gehauen war) in Mekka gesagt wird. *Hartmann* und andere wackere Alterthumsforscher haben schon hierauf hingedeutet und sind (ersterer z. B. in d. *Gött. Anz.* St. 152. 1808) schlecht verstanden worden: vor allem muss man hier den reichen und meist so genau treffenden *Kanne* vergleichen, der die Geschichte des Himmels, der Erde und des Menschen mit allen Lebendigen endlich einmal im rechten Gesichtspunct auffasst. Doch mehr über den Gang des Mythus und dessen comparativ-physiologische Entwickelung zu sagen, würde hier am unrechten Orte seyn.

Was Hr. *v. D.* am Ende des Fragments von den Mahabadiern als indischen Königen in Iran sagt, zeigt immer mehr auf innige Verbindung der alten Welt und tiefen Zusammenhang der Sagen. Noch mehr thut diess der Nachtrag: *Mahadewa und Parvadi oder Semiramis und Ninus. Eine indische Sage*, welche eben so überraschend den trügerischen Vorhang, welchen spätere Verwirrung der Mythen über die bedeutungsvolle Sage von der Semi-Rama und dem Mahadewa ausgebreitet, aufhebt, als durch die Zusammenstellung des Hn. *v. D.* der tiefe Sinn dieser Sage in Bezug auf die Geschichte der Erde und des frühesten Menschengeschlechts naher gerückt wird. Auch

für den Gang der Entwickelung ursprünglicher Religion bis zur Verklärung derselben im Christenthum möchte sich aus einigen Andeutungen mehreres auffinden lassen. Zuletzt wird noch, in einer Anmerkung über den Sternendienst, die Wichtigkeit tieferer Untersuchungen hierüber ans Herz gelegt, und demnach ein Wunsch geäusert, zu dessen Erfüllung der würdige Hr. *v. D.* selbst, insbesondere, wenn es ihm gelingen sollte, den ganzen Dabistan oder gar eine und die andere von dessen Quellen aufzutreiben, ein Groses beytragen könnte. K. I. W.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Kleine Schriften für Policey und Gemeinwohl* von *J. v. Obernberg*, königl. bairischem Landesdirections-Rathe in München, der königl. Akademie der Wissenschaften Ehrenmitgliede. 1808. 126 S. kl. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift, welche der Vf. von Zeit zu Zeit heftweise fortzusetzen gedenkt, enthält 10 kleine Aufsätze, gröfstentheils aus dem Gebiete der Policey. In dem ersten: *wandelnde Arbeits-Häuser*, thut der Vf. den freylich nicht allenthalben anwendbaren Vorschlag, rüstige Vagabonden und Bettler zur Austrocknung und Urbarmachung der Moore zu gebrauchen. Es sollen zu dem Ende leicht von einem Orte zu dem anderen zu versetzende, wohl bewachte Häuser an den Ufern der Moore aufgerichtet werden, worin die Bettler aufbewahrt werden können. Man sieht, dass dieser Aufsatz vorzüglich nur in Rücksicht auf Baiern geschrieben ist, und dass durch den hier gethanen Vorschlag doch höchstens nur eine Classe von Bettlern, die starken und rüstigen, nützlich beschäftigt werden kann. 2) *Wie sollen unsere Gottesäcker beschaffen seyn?* Ein sehr gut geschriebener Aufsatz, um die den alten Völkern, und auch jetzt noch den Nationen des Orients eigene Sitte, ihre Grabmäler zu schmücken, und so durch heitere Umgebungen das Bild des Todes weniger schrecklich zu machen, auch unter uns wieder zu erneuern. Mit Vergnügen hat Rec. die Nachricht gelesen, dass zu Rosenhein in Baiern mit der Ausführung der hier angegebenen Idee bereits der Anfang gemacht ist. 3) *Eine komische Curart eines Quacksalbers, wie es deren viele giebt.* 4) *Also könnte mit geringen Kosten ein Telegraph von einfacher Art aufgestellt werden.* Eine neu verbesserte, sehr einfache und wohlfeile Maschine, deren Modell die dabey befindliche Zeichnung darstellt, welche den Vortheil gewährt, dass sie an der Wand eines schon bestehenden Gebäudes aufgehangen wird, ohne eine besondere Bau-Anrichtung zu bedürfen. 5) *Wohlfeiler Feuer-Eymer;* zuerst in Böhmen aus Stroh und Reisern vom Haselnussstrauche geflochten, und inwendig mit einer Mischung von Pech, Wagenschmiere und Unschlitt überzogen. 6) *Papiergeld, eine wahre Wohlthat unter gewissen Umständen.* Ein mitgetheilter Aufsatz von Hn. *Rauschmayr*, Pfarrer zu Feldmoching. Der Herausgeber verspricht seine Erinnerungen in der Folge nachzutragen. Um die ungleiche Vertheilung der Lasten in Kriegszeiten auszugleichen, soll die Regierung allen dadurch verursachten Schaden sogleich mit Papiergeld vergüten, welches im Lande Cours hat, und nach dem Kriege wieder eingelöst werden soll. Der Herr Pfarrer hat sich, wie jeder Sachkundige leicht bemerken wird, in eine ihm völlig fremde Sphäre verstiegen. Rec. enthält sich, die vielen Bedenklichkeiten und Gegengründe auszuführen, welche sich gegen einen solchen Plan anführen lassen. Auf ein paar Blättern, wie diess hier geschehen, möchte sich wohl schwerlich über dergleichen wichtige Materien gründlich entscheiden lassen. 7) *Die Bierprobe.* 8) *Die Feldpolicey.* Sie beschäftigt sich mit der Abwendung und Verminderung der Feldschäden, der Erleichterung und Unterstützung des Landwirths. Die verschiedenen Arten von Feldschäden werden hier unter drey Haupt-Rubriken betrachtet: 1) Feldschäden von Thieren, 2) Feldschäden von Menschen, und 3) von der Natur. Insofern sich die Feldpolicey zugleich mit der Erleichterung und Unterstützung des Landwirths beschäftigen soll, hat sie vorzüglich für die Beförderung der Communication zu sorgen. Es werden hier manche gute Vorschläge gethan, um die Anlage und Unterhaltung der Communicationsstrasen auf eine gleiche, den einzelnen nicht zu sehr belästigende Art zu erhalten. 9) *Über die Nothwendigkeit eigener Dorfs-Vorsteher.* Ein Jeder wird gewiss unserem Vf. beystimmen, wenn er die Nothwendigkeit der Dorfs-Vorsteher darzuthun sucht, welche die landesherrlichen Verordnungen der Gemeinde unmittelbar zur Kenntniss bringen, über ihre Vollziehung wachen, und zugleich die Dorfpolicey handhaben sollen. Diese Vorsteher oder Schulzen sollen von der Regierung bestellt werden, dagegen der ihnen beygegebene Ausschuss von Gemeindegliedern von der Gemeinde selbst unter obrigkeitlicher Bestätigung erwählt werden mag. 10) *Die Grundursachen des hohen Preises der Dinge.* Der Vf. sucht diese hauptsächlich in dem Mangel an Arbeitern, welcher durch die Entvölkerung des platten Landes, vorzüglich durch den 30jährigen Krieg, ingleichen durch die Consolidirung vieler Güter und endlich durch die verhältnissmäsig wenigen Ehen unter dem Landvolke, wovon hier die Ursache hauptsächlich in dem späten Antreten der Bauergüter gesucht wird, bewirkt worden sey. Diese Hindernisse soll die Landespolicey aus allen Kräften zu heben suchen durch Unterstützung schuldloser Armen aus gemeinsamen Mitteln, durch Anlage von Arbeitsanstalten, allgemeinen Unterricht und zweckmäsiges Steigern der Bevölkerung. Denn eine hinreichende Concurrenz macht, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, die billigsten Arbeitspreise.

Die Sprache in diesen Aufsätzen ist im Ganzen rein, obgleich nicht durchaus frey von Provincialismen, wie z. B. selbes, des einten u. s. w.

A. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 FEBRUAR, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Rosenbusch und (seit 1801) b. Röwer: *Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. 45 Bände. gr. 8. (Pränd. Pr. 61 Thlr. 8 Gr. Ladenpreis 104 Thlr. 20 Gr.)

Die Literaturgeschichte läfst sich, eben so wie die Encyklopädie jeder Wissenschaft, in *innere* und *äussere* eintheilen. Die letztere beschränkt sich auf die hauptsächlichsten Resultate, welche literärische Thätigkeit und zufällige Ereignisse für jede Disciplin hervorgebracht haben, auf Kenntnifs der verdienten Gelehrten und ihrer merkwürdigen Schriften, und auf Angabe der Hülfsbücher, welche weitere Auskunft geben; die *innere* Geschichte der Literatur setzt wissenschaftliche Einsicht und fortgesetzt vertrauten Umgang mit dem Fache voraus, dessen Veränderungen und allmähliche Gestaltung zu seiner dermaligen Beschaffenheit historisch beschrieben werden sollen. Nur ein wissenschaftlich gebildeter, und in einer Disciplin ganz einheimischer, mit allen erfoderlichen Vorkenntnissen und literärischen Erfahrungen reichlich ausgestatteter Gelehrter vermag den Umfang und die Grenzen des Faches, dem er seine Kräfte widmet, zu überschauen; nur er ist geeignet, das, was Bereicherung oder Verlust, Fortschritt oder Verirrung, Erfindung und Entdeckung, Vervollkommnung oder Stillstand genannt werden darf, wissenschaftlich-historisch zu würdigen; nur er kann die Folgen polemischer Erschütterungen, welche in alle Fächer des menschlichen Wissens gedeihliches Leben und jugendliche Frische gebracht haben, verständig und genügend berechnen; ihm werden sogenannte Kleinigkeiten in ihrer, dem Laien-Auge oft kaum erkennbaren, bedeutenden Einwirkung auf das Ganze nicht entgehen, und er wird Andeutungen, Bemerkungen, Versuche und Vermuthungen berücksichtigen, welche die inhaltschweren Resultate der genetischen Dogmengeschichte kaum ahnden lassen. Eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften, welche den Sachkundigen befriedigt, und den gründliche historische Belehrung suchenden Laien vollständig orientirt, kann *Ein* Mann nicht liefern; Polyhistoren, wie *Conring, Bayle, Leibnitz, Kant* u. e. a., sind sehr selten, haben unvermeidlich in einzelnen Fächern auffallende Einseitigkeit, und wenn derglei-chen Männer auch geneigt wären, was sie begreiflich fast *nie* sind, ihre Kenntnissmasse historisch zu verarbeiten, so würde ihre ganze Lebenszeit nicht hinreichen, um überall in das unerlasslich nothwendige Detail einzugehen, und bey jeder einzelnen Parthie so lange zu verweilen, als die Bedürfnisse des verschiedenartigen Publicums es erheischen.

Es war daher ein glücklicher Gedanke des Hn. Hofrath *Eichhorn*, die Geschichte der einzelnen Wissenschaften von mehreren Gelehrten, welche derselben mächtig sind, bearbeiten zu lassen, und das anerkannte Verdienst der Deutschen um Gelehrsamkeit in einem Unternehmen geltend zu machen, dergleichen keine Nation aufzuweisen hat, und welches in weit höherem Masse, als ehemals die von Britten versuchte vollständige Bearbeitung der Universalgeschichte, darauf Ansprüche zu machen berechtigt ist, eine neue Epoche in der Bearbeitung der Literaturgeschichte zu bezeichnen, und von allen gebildeten Nationen Europa's dankbar benutzt zu werden.

Das Werk, so wie es schon grofsentheils vollendet vor uns liegt, gereicht nicht blofs dem ersten Herausgeber, welcher nur zu früh die Fackel einem Anderen übergab, nicht blofs den Verlegern, die mit patriotischer Aufopferung dieses grofse Unternehmen wagten; es gereicht der deutschen Nation selbst zur Ehre, welche nicht aufgehört hat, Arbeiten dieser Art in ihrem Entstehen zu begünstigen. Aber erinnert will von Zeit zu Zeit das Publicum an Werke von so grofsem Umfange seyn, damit es die nöthige Unterstützung zur Vollendung derselben nicht entziehe. Erinnerungen dieser Art liegen in dem Plan dieser Blätter, welche nicht blofs bestimmt sind, neue Werke ins Publicum einzuführen, sondern auch für ältere, noch unvollendete, eine rege Theilnahme zu erhalten. Bey gegenwärtigem Werke begnügt sich Rec. einen historischen Bericht zu erstatten, die dabey zum Grunde liegende Idee zu veranschaulichen und den Umfang desselben darzustellen. Die Beurtheilung der einzelnen Abtheilungen, in so weit ihre Erscheinung in den Zeitraum, welchen die Jen. A. L. Z. umfasst, fällt, ist anderen Mitarbeitern übertragen, die Einsicht und Beruf haben, über *ihr* Fach zu urtheilen.

Das Werk soll die mit dem 11 und 12 Jahrhunderte beginnende *neuere* Zeit umfassen; einige Mitarbeiter haben bey Darstellung der Geschichte ihres Fachs Rückblicke auf die alte Welt thun müssen, um die Quelle, aus welcher alles geflossen ist, und die Veränderungen in der Methode des Studiums zusam-

menhängend und pragmatisch nachzuweisen; andere mussten nach Maßgabe der Entstehung und Entwickelung einer Disciplin oder Kunst von einem späteren Datum ausgehen. — Kein Theil der geistigen Thätigkeit des Menschen ist ausgeschlossen; mit vollem Rechte ist der Geschichte der artistischen Cultur eine eigene Abtheilung gewidmet, denn die wechselseitigen Einwirkungen der wissenschaftlichen und artistischen Cultur sind unverkennbar, und in der letzteren beurkunden sich oft weit lebendiger und anschaulicher, als in der ersteren, der Entwickelungsgang der menschlichen Geisteskräfte, der Charakter und Genius, welche ganzen Zeitaltern einen gemeinschaftlichen Typus aufdrücken. — Die Norm, nach welcher im Einzelnen gearbeitet werden sollte, konnte und durfte nicht mit scharfer Genauigkeit bestimmt werden, denn die historische Beschreibung muss sich nach den Eigenthümlichkeiten bequemen, welche in der Methode und Form, in dem Vorrathe und in der Anordnung der Materialien und in den höchst verschiedenartigen Zeitverhältnissen einer einzelnen Disciplin oder Kunst liegen. Nur so viel verlangt im Wesentlichen der allgemeine Plan: „es sollen die inneren materiellen und formellen Veränderungen einer Wissenschaft oder Kunst, ihre Wiederherstellung und allmähliche Gestaltung bis auf die neuesten Zeiten, das Charakteristische derselben in jedem Zeitalter, in jedem Lande, unter jeder Nation dargestellt; die Entdeckungen und Erfindungen, die Institute und Ereignisse, durch welche sie gehoben, die Hindernisse, durch welche sie aufgehalten worden sind, nachgewiesen; die Männer, welche zu diesen Veränderungen am thätigsten und folgereichsten mitgewirkt haben, und die Productionen derselben, in denen sich ihr Talent oder Verdienst am deutlichsten offenbart, ausgezeichnet und kenntlich gemacht werden." — Die Ungleichheit in der Ausführung eines so vielumfassenden, und doch billig dem einzelnen Mitarbeiter grosse Freyheiten vergönnenden Plans ist begreiflich. Die Individualität der Ansicht, die Vorbereitung, mit der ein Jeder zur Bearbeitung seines Fachs hinzutrat, der Gedanke an das Publicum, für welches er arbeiten wollte, und selbst die Schwierigkeit, über das Wissenschaftliche zu historisiren, erklären diese Ungleichheit vollständig. Viele wackere, in ihrem Fache ganz einheimische Gelehrte vermögen nicht das System zu verlassen, und wissen die Bahn des Historikers kaum zu finden, daher ist ihre historische Darstellung unbeholfen und unlesbar; andere giessen ihren Notizen-Vorrath mit lästiger Freygebigkeit aus, und geben statt Geschichte nur Materialien dazu; wieder andere gefallen sich in der räsonnirenden Manier. Von allen diesen Abwegen finden sich Beyspiele in dem vorliegenden Werke; und dennoch ist es *im Ganzen* ungemein schätzbar, dem Gelehrten interessant, dem Studirenden fast unentbehrlich, und dem nach Bildung und Befriedigung seiner Wissbegierde strebenden Laien lehrreich und nützlich. Von den meisten Mitarbeitern ist der Gang, welchen ein Theil der wissenschaftlichen oder artistischen Cultur genommen hat, richtig aufgefasst und beschrieben, einzelne Zeitalter in ihrer Beziehung auf eine Disciplin oder Kunst treffend genug charakterisirt, das Wesentliche aus der wissenschaftlichen Dogmengeschichte in oft recht interessanten Auszügen aus den merkwürdigeren Büchern dargestellt worden; auch für den biographischen Theil ist in der Regel zweckmässig gesorgt; aber nur einzelne Mitarbeiter zeichnen sich durch bibliographische Genauigkeit und Vollständigkeit und durch reichhaltige literärische Nachweisungen und Notizen auf das rühmlichste aus.

In der Vertheilung der Fächer ist die herkömmliche, freylich in mancher Hinsicht unbequeme (wie sich z. B. in der VIII Abtheil. Naturwissenschaften zeigt, unter welche auch Ökonomie, Technologie, Cameral-, Policey- und Finanz-Wissenschaften gebracht sind,) Abtheilung der Wissenschaften beybehalten worden. Wir theilen das Verzeichniss der einzelnen Abtheilungen hier mit, um bey jeder zu bemerken, wie viel davon und durch wen es bearbeitet ist, und was folglich noch zu thun übrig bleibt, um den Plan des Ganzen, nach seiner ersten Anlage, vollständig auszuführen.

I. *Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur*, als Einleitung in die übrigen Abtheilungen. Rec. behält sich vor, hievon am Schlusse seiner Berichtserstattung zu reden.

II. *Schöne Künste.* Erschienen sind: *Geschichte der zeichnenden Künste* von *J. D. Fiorillo. Erster* Band. Römische und florentinische Schule. 1798. XX. 472 S. *Zweyter* Band. Venetianische, lombardische und übrige italiänische Schulen. 1801. XVI. 946 S. und Register über diese beiden Bände. *Dritter* Band in 2 Hälften. Malerey in Frankreich. 1803—1805. X. 634 S. Register *Vierter* Band. Malerey in Spanien. 1806. X. 470 S. Reg. *Fünfter* Band. Malerey in Grossbritannien. 1808. VIII. 910 S. Reg. Dieses Werk empfiehlt sich durch Gründlichkeit, Vollständigkeit und ächtliterarischen Fleiss; in 2—3 Bänden wird es beendigt seyn. Es ist zu wünschen, dass die Geschichte der übrigen schönen Künste von einem, auf gleiche Weise, wie Hr. F., Gelehrsamkeit und Kunstkenntniss in sich vereinenden Schriftsteller bearbeitet werden möge.

III. *Schöne Wissenschaften*, oder Dichtkunst und Beredsamkeit. *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts.* Von *Friedrich Bouterwek.* 1801—1807. Nach ethnographisch-chronologischer Methode sind die vorgefundenen Materialien zusammengestellt und verarbeitet; der Geist und Charakter bedeutender Dichter wird durch Auszüge und Proben kenntlich gemacht. Der *erste* (XII. 350 S. gr. 8) und *zweyte* (XVI. 546 S.) Band enthalten, ausser einer allgemeinen Einleitung, die Geschichte der sch. Redekünste in Italien; der *dritte* (XX. 618 S.) und *vierte* (XIV. 412 S.) liefern eine Darstellung der Geschichte der spanischen und portugiesischen Poesie und Beredsamkeit; der *fünfte*

(XIV. 336 S.) und *sechste* (XIV. 415 S.) umfassen Frankreichs schöne Literatur. In ungefähr noch eben so vielen Bänden, als bis jetzt erschienen sind, kann diese Abtheilung beendiget werden. Die synchronistische Darstellung des ästhetischen Geistes und Geschmacks im neueren Europa gehört in die allgemeine Übersicht; doch würde eine besonders hierauf hindeutende allgemeine Recapitulation am Schlusse dieser Abtheilung willkommen seyn. Von diesem Werke wird künftig eine genaue Beurtheilung gegeben werden.

IV. *Philologie. Geschichte des Studiums der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften* u. s. w. von *A. H. L. Heeren. Erster Band.* 1797. XIV. 308 S. *Zweyter Band.* 1801. VIII. 311 S. gr. 8. Dieses Werk zeichnet sich auf der einen Seite durch befriedigende Vollständigkeit, auf der anderen durch besonnene Präcision auf eine so rühmliche Weise aus, dass ein jeder Freund der Literatur die Fortsetzung und Beendigung (wahrscheinlich in 4 solchen Theilen, wie die beiden ersten sind, oder in zwey Bänden) mit Sehnsucht wünschen muss. Es soll hier eine chronologisch-historische Entwickelung des Studiums der alten Literatur gegeben werden, die für den Anfänger die Stelle einer Methodologie der Wissenschaft, welcher derselbe seine Kräfte widmet, vertreten kann, und gewiss wird die dem Anfänger wissenschaftlich-pragmatisch so wohlthätige Darstellung dem Veteran einen Genuss gewähren, der von gelungenen Charakteristiken merkwürdiger Zeiten, Menschen und Ereignisse unzertrennlich auszugehen pflegt. — Der *erste* Band enthält als Einleitung eine aus den Quellen geschöpfte und schon wegen der Zusammenstellung vieler sonst zerstreuter Notizen sehr schätzbare Geschichte der Werke der Classiker im Mittelalter, d. h. die Geschichte ihrer Erhaltung und ihres Unterganges, und der Gestalt, in welcher sie dem neueren Europa übergeben worden sind; und damit war allerdings die rechte Basis gefunden, auf welcher die Geschichte der Alterthumswissenschaft vom 15ten Jahrh. an, nach festen Grundsätzen historischer Architektonik aufgeführt werden konnte. Von den Unterrichtsanstalten und Bibliotheken des römischen Reichs im 4ten christl. Jahrh. wird vollständige Nachricht ertheilt. Die verminderte Achtung gegen die Classiker und die Vernachlässigung derselben beginnt mit Konstantin dem Grossen, in dessen Regierung die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel Epoche machen. Früher als die Barbaren wurde christlicher Fanatismus den Denkmalen der Literatur und Kunst verderblich; und es war ein grosses Unglück, dass die Bibliotheken in der Regel im Porticus der Tempel aufgestellt waren, gegen welche der Religionseifer zuerst und am heftigsten wüthete. Die Völkerstürme des 5ten Jahrh. würden den Bücherschätzen weniger geschadet haben, wenn sie nicht von verheerenden Feuersbrünsten begleitet gewesen wären, wodurch auch in Konstantinopel viel Herrliches verloren ging. Die ostgothische Regierung in Italien beschützte Literatur; durch die Verbreitung des von Benedict organisirten Mönchwesens im Abendlande wurde viel gerettet, und seit Karl d. G. wurde bald hie bald da classische Literatur, freylich in sehr verjüngtem Massstabe, geachtet und gebraucht. S. 138 verdient nur noch *Cyrillus* als Fabulist eingetragen zu werden, s. *Millin Mag. Enc.* 1806. T. 2. p. 17 sq. In Griechenland ist die Zeit unter *Basilius* und seinen nächsten Nachfolgern am beachtenswerthesten. Der durch die Araber bewirkten Revolution ist die Einführung des Pergaments, welches die dauerhaftere Erhaltung der Classiker erleichterte, statt des vergänglichen Papyrus zu verdanken; aber der arabische Übersetzungseifer hat vielen griechischen Originalen den Untergang bereitet. Die S. 133 u. 135 angeführten Stellen des *Leo Africanus* lassen sich dahin vereinigen, dass aus den zusammengebrachten Manuscripten die *nützlichen* ausgesucht, und die übrigen (*residui*), welche der Übersetzung nicht werth zu seyn scheinen, *verbrannt* wurden; darunter waren vielleicht Dichter, Redner, Historiker. S. 246 vermisst man den von *Matthaeus Paris* rühmlich charakterisirten *Johann de Basingestockes*, welcher 1252 starb, und ausgebreitete Kenntniss der griechischen Literatur gehabt zu haben scheint. Diese Einleitung schliesst mit den unsterblichen Instauratoren der classischen Literatur in Italien, *Petrarca*, *Boccaccio*, *Johann v. Ravenna* und ihren Schülern und Freunden.

Der *zweyte* Band umfasst das 15 Jahrh. und zerfällt in 3 Abschnitte. 1) Geschichte der äusseren Verhältnisse, welche auf das Studium der classischen Literatur Einfluss gehabt haben, in geographischer Ordnung; am ausführlichsten wird Italien im Allgemeinen und nach einzelnen literarisch besonders merkwürdigen Städten behandelt; unter den übrigen europäischen Ländern sind Deutschland und vorzüglich Ungarn ausgezeichnet. Rec. theilt zu diesem Abschnitte einige bibliographische Berichtigungen mit. S. 68. *Philipp Giunta* hat nicht vor 1496 in Florenz zu drucken angefangen, und das älteste typographische Product aus dieser Officin ist, wie *Panzer* richtig bemerkt, der Lucian von 1496, nicht *Zenobii Epitome* von 1497; S. 74. *Poggius* Übersetzung der ersten 4 Bücher des Diodorus Sic. erschien zuerst zu Bologna 1472, wo *P.* ausdrücklich als Vf. der Übers. genannt ist, dann zu Venedig 1476 u. oft; die Übers. des Thucydides von *Laurentius Valla* ist zuerst gedruckt *s. l. et a.* vor Ende des 15 Jahrh.; der *Appian* von *Decembrio* übers. ist nicht zu Rom, sondern zu Venedig b. Vindelinus Spira 1472 gedruckt; die Übers. des *Strabo* erschien zu Rom 1469, Venedig 1472 u. s. w.; S. 86 unter *Ulrich Hahn's* frühesten Drucken hätte auch die Ausgabe von *Cicero de oratore.* 5 Decbr. 1468 genannt werden sollen. — 2) S. 177 ff. Nachrichten von dem Leben und den Hauptwerken der berühmtesten Humanisten, sowohl der Griechen als der Abendländer; sehr anziehend und lehrreich. Zwar hätten sie sich sehr leicht in den ersten Abschnitt verarbeiten lassen, und der Totaleindruck wäre vortheilhafter gewesen: aber Rec. betrachtet sie als Excurse und Beylagen, und glaubt,

dafs gerade diese Scheidung der Gegenstände dem mit Materialien aller Art überladenen Studirenden wohl thun werde. S. 180. Die *Erotemata* des *Emanuel Chrysoloras* sind gedruckt in 8, ohne Jahreszahl und Druckort, mit denselben Typen, welche bey *Crestoni Lex. gr.* Mailand 1480 und bey dem Homer Florenz 1488 gebraucht worden sind. S. 244. Die dem Rec. bekannte erste Ausg. des *Virgilius c. Landini comm.* ist die florentinische 1487. — 3) S. 278 ff. Geschichte des Studiums; Bildung des Geistes wurde damit bezweckt; man beschäftigte sich mit der alten Literatur um ihrer selbst willen. Die lateinische Sprache herrschte in den höheren Ständen und bey der gebildeteren Welt; auf schönen Styl wurde viel Fleiss verwendet, und über das dabey zu befolgende Muster lebhaft gestritten. Die griechische Literatur wurde theils aus Liebhaberey, theils als Hülfsmittel der römischen Literatur studirt. Die Zahl der griechischen Sprachlehren war schon sehr beträchtlich, an Wörterbüchern Mangel; doch hätte S. 284 *Joa. Crestoni Lexicon gr. lat. s. l. et a.* (Mailand 1480) fol. oder die vielleicht noch ältere Ausgabe 4, Vincentiae 1483, Mutinae 1499 fol. angeführt werden sollen. Viele griechische Schriftsteller wurden in das Lateinische übersetzt. Die Interpretation der Dichter war zwiefach, grammatisch und moralisch; übrigens ging sie von den alten Grammatikern und Scholiasten aus, und äusserte sich meist in derselben Manier, welche bey diesen herrscht, über Worte und Sachen; der Nachbildungen und Nachahmungen wurden viele versucht. Seit Verbreitung der Buchdruckerkunst wurde die Hauptbeschäftigung der Humanisten auf Besorgung von Ausgaben zurückgeführt, und bald auf die Wahl der beym Abdrucke zum Grunde gelegten Handschriften, bald auf ihre Reinigung von Schreibfehlern und anderen Mängeln grosser Fleiss verwendet; auch erschienen schon Sammlungen kritischer Observationen. Ein Verzeichnis der bedeutenderen Bearbeitungen der Classiker ist S. 297 gegeben, und zuletzt wird der Einfluss der Philologie auf Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Geschichte und besonders Philosophie geschildert.

V. *Geschichte.* Noch unbearbeitet. Möge die Bearbeitung keinem unserer neuen Modehistoriker zufallen, welche den Mangel an gründlicher classischer Gelehrsamkeit und an Kenntnis der gesammten historischen Literatur durch philosophisches oder ästhetisches Raisonnement zu ersetzen sich einbilden!

VI. *Philosophie. Geschichte der neueren Philosophie* von *J. G. Buhle.* I—VI Bd. 1800 - 1805. Ist bereits in dieser A. L. Z. 1805. No. 268 ff. gründlich beurtheilt.

VII. *Mathematik.* a) *Geschichte der Mathematik* von *A. G. Kästner.* IV Bände. 1796 — 1800, unbeendiget; der 1ste Band begreift das 16 Jahrh. und die folgenden 3 Bände enthalten Nachträge. Geschichte kann das nicht heissen, was hier gegeben ist, sondern es sind nur Materialien und reichhaltige, zum Theil vortreffliche und dem Kenner unschätzbare wissenschaftlich-bibliographische Notizen, welche ihren Bearbeiter erwarten. Eine Menge Episoden, Anekdoten und Einfälle sind eingeschaltet, und der vielwissende Mann hat sich seinem herumstreifenden literarischen Genius ganz überlassen. Auch zu diesem Bruchstücke, welches Niemand so leicht in derselben Manier wird fortführen können, und, wenn vom Zweck des ganzen Unternehmens die Rede ist, fortführen dürfen, wäre ein Register unentbehrlich gewesen. Hr. *Reimer*, der Übersetzer von *Bossut* Geschichte der Mathematik, würde gewiss ein dem bey diesem Unternehmen zum Grunde liegenden Plane entsprechendes Werk liefern; es mag aber diese Arbeit übernehmen, wer da wolle: so ersucht Rec. den Verleger, für ein Register der *Kästner*'schen historisch-literarischen Fragmente zu sorgen. — b) *Geschichte der Kriegskunst* seit der ersten Anwendung des Schiesspulvers zum Kriegsgebrauche bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von *J. G. Hoyer. Erster Band.* 1797. XVIII. XXII. 554. 44. *Zweyter Band.* 1800. XLII und 1222 S. nebst Register. Dafs der Geschichte des Technischen die Literatur untergeordnet ist, und im Verhältnisse zu jener nur einen sehr kleinen Raum einnimmt, läst sich entschuldigen, da die Kriegskunst unleugbar mehr durch Praxis als durch Schriftsteller ausgebildet worden ist; aber in Hinsicht auf die Absicht des Werkes ist für Literatur doch gar zu wenig geleistet.

VIII. *Naturwissenschaften:* a) *Geschichte der Physik* von *J. C. Fischer. Acht Bände*, mit einem Register 1801 — 1808. Eine durch achtungswerthen Fleiss besonders dem Physiker fruchtbar-nützliche, chronologisch-wissenschaftliche Darstellung des Merkwürdigen aus der Dogmengeschichte der Physik; die biographisch-literarischen Notizen sind dürftig. Sehr zu seinem Vortheile unterscheidet sich jedoch dieses Buch, dem ebenfalls eine ausführlichere Beurtheilung in diesen Blättern bestimmt ist, von demjenigen, an dessen Stelle es trat: *F. Murhard Geschichte der Physik.* 1798. 1799. 928 S., welches als zweckwidrig ausgesondert, und von der Verlagshandlung durch einen neuen Titel (*die wichtigsten Lehren der Physik*) als für sich bestehend, seinem weiteren Schicksale überlassen wurde. b) *Geschichte der Chemie* von *J. F. Gmelin.* Drey Bände, VIII. 777. 790. 1288 S. und Register. 1797 - 1799. *Rudis et indigesta moles!* Überreich an wissenschaftlichen und empirischen Notizen, wie sie nur *improbus labor* zusammenhäufen kann; für Jemand, der nicht Chemiker von Profession ist, und selbst für diesen kaum lesbar. — c) *Geschichte der Technologie* von *J. H. M. Poppe. Erster Band.* 1807. VIII. 506 S. anziehend und lehrreich selbst für ein gemischtes Publicum, obgleich der rechte Mittelweg zwischen Geschichte des Technischen und Literarischen verfehlt ist. In 3 — 4 Bänden wird diese Darstellung beendigt seyn; sie bedarf am Schlusse einer summarischen literarischen Recapitulation. — Noch fehlt in dieser Abtheilung die Geschichte der *Naturgeschichte*, der *Ökonomie* und der sogenannten *Cameralwissenschaften;* die Geschichte der von Philosophen bearbeiteten *Staatswirthschaft* hat Hr. *Buhle* in seine Geschichte der Philosophie aufgenommen.

IX. *Medicin* und X. *Jurisprudenz* sind unbearbeitet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Rosenbusch und [seit 1801] bey Röwer: *Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XI. Theologie: a) *Geschichte der Schrifterklärung* von *G. W. Meyer. Erster Band.* XII. 344. *Zweyter Band.* X. 563. *Dritter Band.* X. 474. *Vierter Band.* X. 475 S. 1802—1805. Zweckmäsig, ausführlich, genau und vollständig wird die Geschichte der Exegese von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf *Ernesti* und *Semler* durchgeführt; ein fünfter Band wird von da an bis auf unser Zeitalter das Werk beschliessen. Eine schon vorräthige Recension dieses Werkes wird künftig in unserer A. L. Z. geliefert werden. — b) *Geschichte der christlichen Moral* von *C. F. Stäudlin.* 1808. XXVI. 835 S. Der Vf. stellt die Geschichte der christlichen Moral als Gegenstand schriftstellerisches Geistes und Fleisses, philosophischer und gelehrter Behandlung, vom 14ten Jahrhunderte an, dar. Die frühere Geschichte umfasst sein ausführliches Werk über die Geschichte der christlichen Moral, dessen erster Band 1799 erschienen ist. Die Geschichte der Sitten, der Sittlichkeit und der moralischen Begriffe; in sofern diese nicht von Schriftstellern und Machthabern der Kirche aufgestellt wurden, sondern unter den christlichen Völkern überhaupt herrschten und wirkten, soll in einem besonderen Werke geliefert werden; die zwischen Lehren und Handeln obwaltende Wechselwirkung würde die Aufnahme dieser freylich mit einer Geschichte der Wissenschaft nicht unmittelbar zusammenhängenden Thatsachen aus dem wirklichen Leben vollkommen gerechtfertigt haben. — c) *Geschichte der praktischen Theologie* oder der Homiletik, Katechetik, Liturgik und Pastoral. Von *Ch. F. Ammon. Erster Band.* 1804. XXIV. 368 S. Dieser Band begreift die Geschichte der Homiletik von den ältesten Zeiten bis auf den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, als Einleitung, und die erste Periode von *Huss* bis auf *Luther.* — Die Geschichte der Dogmatik ist noch nicht bearbeitet.

Den die Specialgeschichten zu einem Ganzen verbindenden allgemeinen Theil, die Einleitung, in welcher die Geschichte der gesellschaftlichen Cultur überhaupt und die Entwickelung und Bildung des menschlichen Geistes zu Erfahrungen, Erforschungen, Entdeckungen und Erfindungen ins Besondere dargestellt werden sollte, zu bearbeiten, übernahm Hr. Hofr. *Eichhorn.* Er machte sich die Aufgabe: „von der historischen Entwickelung der gesellschaftlichen und geistigen Veredelung des neueren Europa auszugehen, mit der Geschichte der Cultur und Aufklärung unseres Weltheiles seit dem eilften christlichen Jahrhunderte die Schicksale der Künste und Wissenschaften *im Allgemeinen* zu verbinden, und alles das darzustellen, was auf ihr Ganzes und dessen allmähliches Wachsthum, dessen Veredelung und Vervollkommnung grösseren oder geringeren, nahen oder entfernten, wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluss gehabt hat." Diese konnte nicht gelöset werden ohne Erörterung der Hauptmomente im Mittelalter, und deswegen war die grössere Ausführlichkeit in der Bearbeitung der ersten Periode nothwendig. So entstand: *Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neueren Europa.* Von *J. G. Eichhorn. Erster Band.* 1796. LXXXVIII. 480 S. *Erläuterungen und Beweise.* 132 S. *Zweyter Band.* 1799. 476 S. gr. 8. Leider ist das treffliche, Geist und Gelehrsamkeit seines Vfs. reichlich beurkundende Werk unbeendigt geblieben, aber auch so, wie es vorliegt, verdient es empfohlen zu werden. Eine Bitte, möchte sie auch noch so dringend und von den haltbarsten Beweggründen unterstützt seyn, um Fortsetzung oder um Wiederkehr der väterlichen Liebe und Fürsorge zu einem des Vaters würdigen Kinde dürfte wohl zu spät kommen, da schon ein Jahrzehend verflossen ist, seitdem sich der Urheber davon losgesagt zu haben scheint. Diese beiden Bände enthalten zuerst in der Vorrede ein Gemälde der stufenweisen Bildung des heutigen Europa von 1100 bis 1800, und sodann von der ersten Periode (1100—1450) die Einleitung und zwey gehaltvolle Abhandlungen *über den Einfluss der Ritterschaft auf die Bildung von Europa und den ersten Anfang der neuen Literatur,* mit 18 angehängten Belegen oder Excursen; *und über das Verhältniss des geistlichen Standes zur Cultur und Literatur im Mittelalter.* Im zweyten Bande wird auf Erläuterungen und Beweise in den Anmerkungen hingewiesen, welche nicht angehängt und vermuthlich nie gedruckt worden sind. L.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Göschen: *Briefe über Ost-Indien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helene.* Geschrieben aus diesen Ländern von *C. C. Best,* Hauptmann bey den kur-hannöve-

rischen Truppen in Ostindien. Herausg. v. *Karl Gottlob Küttner*. Mit colorirten Abbildungen u. Prospecten. 1807. VI u. 176 S. 4. (15 Thlr.)

Seit einigen Jahren sind so viele Werke über Ostindien und besonders über das eigentlich sogenannte Hindostan erschienen, dass, wer über den Zustand dieses Landes unterrichtet seyn will, eine ziemlich erschöpfende Belehrung in denselben findet. Die beiden neuesten Schriftsteller, Hr. *Hermann* und *Schedel*, sprechen jedoch nicht als Augenzeugen. Beide waren nicht im Lande, sondern entwarfen ihre Gemälde auf der Studierstube. Tritt aber ein Mann auf, der das, wovon er schreibt, im Lande selbst sah: so muss dessen Zeugniss desto anziehender seyn, zumal wenn seine Erzählung lebhaft, seine Schreibart fliessend ist. Gegenwärtiges Werk empfehlen diese rühmlichen Eigenschaften. Der Vf. ist ein Deutscher, und hat in seinen Briefen den Charakter der Nation, der nach Treue und Wahrheit strebt, hinlänglich beurkundet. Ganz neue und unerhörte Dinge kann man von einem Lande, von welchem man uns schon so viele Nachrichten mitgetheilt hat, nicht erwarten. Bestätigen nur die Nachrichten des jüngeren Erzählers die der älteren, und weiss jener seiner Erzählung einige noch nicht bekannte Umstände, einige seine Vorgänger übertreffende Details einzuweben: so erwirbt er sich den Dank des billigen mit der Literatur bekannten Lesers. Auch diess ist bey diesen Briefen der Fall.

Der Vf. ging im Jahre 1783 mit dem Reste des 14 kur-hannöverischen Regiments, von welchem der grössere Theil schon im Jahre 1781 abgegangen war, nach Hindostan, langte im April desselben Jahres zu Madras auf der Küste Koromandel an, und blieb 9 Jahre lang in diesem Lande, theils in der eben genannten oder der Schwarzen-Stadt, wie sie, seinem Berichte nach, gewöhnlich genannt wird, theils zu Arkot, einer tiefer im Lande, in der Landschaft, welche das Karnatik genannt wird, gelegenen Stadt.

Den Inhalt der einzelnen Briefe anzugeben, liegt nicht in dem Plane dieser Blätter: wir verweisen auf das lehrreiche, auch durch sein Äusseres höchst empfehlungswerthe Werk selbst, und begnügen uns, um auf dasselbe die Aufmerksamkeit hinzuleiten, bloss einige Bemerkungen hinzuzufügen. Das Schiff, in welchem der Vf. nach Indien reisete, war 31 Wochen unterwegs, und zwar 15 Wochen von Bahia, oder, wie der Vf. nach der älteren Benennungsart sagt, von St. Salvador in Brasilien aus bis nach der Küste Koromandel. Eine lange Zeit, indem ein Geschwindsegler diesen Weg in 16 Wochen zurückzulegen im Stande ist! Auf der der Küste Koromandel gegenüber befindlichen Küste Malabar herrschte zu dieser Zeit ein Frauenzimmer. (Der Vf. nennt sie die Königin von Kannanore. Heutiges Tages pflegt man diese kleinen indischen Fürsten nicht, wie zur Zeit unserer Väter, die noch von den Königen von Kalikut sprachen, Könige zu nennen.) Diese indische Fürstin erdreistete sich, die Neutralität gegen die Herrschaft der Britten zu verletzen, und wurde dafür schwer gezüchtiget. Die Gräben, mit denen die Festungen dieses Landes umgeben sind, sind mit einem seltsamen Vertheidigungsmittel angefüllt, nämlich mit Alligators, einer Art von Krokodillen. — Die Diamantgruben sollen, wie hier gemeldet wird, 60000 Menschen beschäftigen. Ein Beweis, wie überaus volkreich dieses Land ist! — Der Vf. sagt: die Kasten der Hindus würden in die von der rechten und linken Hand getheilt. Er fügt aber keine genauere Erklärung der Bedeutung dieser Eintheilung hinzu. Die Braminen werden in 3 Classen getheilt. Die 1ste begreift die Sterndeuter und die Wahrsager, und ist durch einen gelben Safranstreifen auf der Stirne ausgezeichnet. Die 2te begreift die Priester des Götzen Schiwen; die 3te aber die Priester des Götzen Wischenu. Diese sind durch 3 Streifen, 2 weisse und in deren Mitte einen gelben oder rothen ausgezeichnet. Auf den colorirten Abbildungen aber siehet man keinen Braminen, der mit einem gelben Streifen auf der Stirne bezeichnet wäre. Überhaupt müssen wir bemerken, dass besonders die colorirten Abbildungen in mehreren Stücken mit der in den Briefen befindlichen Beschreibung nicht übereinstimmen. — Nach den genauen Abbildungen, welche sich in *Sonnerat Voyage aux Indes orientales et à la Chine, fait depuis 1774 jusqu'en 1781* finden, sind die Priester des Götzen Schiwen durch 3 quer über einander laufende Streifen, die Priester des Götzen Wischenu aber durch 3 senkrecht neben einander laufende Streifen ausgezeichnet. Wahrscheinlich haben die einen dieser Priester den gelben, die anderen den rothen Mittelstreifen. Unser Vf. bemerkt nicht, welche dieser Priestergattungen den gelben, und welche den rothen Streifen tragen. *Sonnerat* aber meldet: die Braminen der ersten Classe, welche dieser Reisebeschreiber und Augenzeuge *Vaïdigieurs* nennt, seyen durch 2 oder 3 gelbe Streifen, welche mittelst einer Mischung von Sandelholz und Safran gemacht würden, und einen in der Mitte derselben angebrachten runden, rothen Fleck, unter welchem bisweilen noch ein ähnlicher schwarzer angebracht sey, ausgezeichnet. Die Priester des Götzen Schiwen, welche *Sonnerat* Sivebramnals nennt, seyen durch 2 runde gelbe Flecken auf der Stirne, in deren Mitte bisweilen ein schwarzer befindlich sey, gezeichnet. Das Zeichen der Priester des Götzen Wischenu aber, welche dieser Reisebeschreiber Strivaichevanals nennt, habe die Gestalt des griechischen Buchstabens T, wobey entweder ein gelber oder ein rother Fleck zwischen 2 länglichten weissen Streifen angebracht sey; denn diese Priestergattung theile sich wieder in 2 Unterabtheilungen, in die Vadakalers nämlich und die Tingalers. Unser Vf. bemerkt, was Rec. auch schon anderwärts gefunden hat: nicht alle Braminen würden Priester, sondern bisweilen Kaufleute, Wechsler u. s. w. In der Folge erzählt er ein Beyspiel, aus welchem sich ergiebt, dass auch unter den Fürsten dieses Volkes Braminen seyn können, obgleich diess nicht der gewöhnliche Fall ist. Solche Braminen gehen dann wie andere Hindus gekleidet. Kein Bramin kann mit dem Tode bestraft, wohl aber zur Strafe geblendet, oder auch aus seiner Kaste ausgestossen werden. (Es versteht sich, dass dieses Gesetz nur die Hindus bindet.)

Unter die Priester der Hindus kann niemand, als nur ein geborener Bramine, aufgenommen werden. Diess Priestergesetz der Hindus erinnert an den Stamm Levi unter dem Volke der Hebräer. Der Vf. bemerkt: die katholischen Missionäre hätten stärkeren Zulauf, als die protestantischen. Rec. ist mit dem Vf. einverstanden, dass die Sinnlichkeit des Gottesdienstes hier die Proselyten macht. Die 2te Kaste der Hindus nennt unser Vf. *Nairen* oder *Rajahputs*; *Sonnerat Rajaputrers*. Diese Kaste begreift den *Wehrstand* der Hindus, so wie die erstere den *Lehrstand* enthält. Aus ihr geht also der *Kriegsstand* hervor. Aus diesem entsprossen die Fürsten, die Herrscher des Volks. Die 3te Kaste der Hindus begreift vorzüglich den Handelsstand. Unser Vf. sagt, dass diese Kaste sich in mehrere Unterabtheilungen theile, und erwähnt 4 verschiedene Benennungen: *Wassiers*, *Banianen*, *Comitis* und *Chattys*. Dass man unter dem Namen *Banianen* Kaufleute verstehe, ist bekannt. Wie aber die Banianen von den anderen Gattungen der indischen Negocianten verschieden sind, und was die 3 anderen Benennungen eigentlich bedeuten, findet man hier nicht angezeigt. Rec. glaubt, dass die *Comitis* eine Gattung von *Maklern* sind. Auch bey *Sonnerat* findet sich hierüber keine befriedigende Auskunft. Dieser Reisebeschreiber nennt auch nur diese Namen und bemerkt, dass die Zunft (*tribu*) der *Wassiers* in Indien fast ganz erloschen sey. Die vierte Kaste der Hindus begreift den eigentlichen *Nährstand*, nämlich Handwerker, Ackerleute und Hirten. Unser Vf. nennt sie mit anderen Reisebeschreibern *Shuters*. *Sonnerat* schreibt das Wort *Choutres*. Sonderbar ist es freylich und der Verfassung dieses Volks, dessen Bildung uralt ist, eigen, dass die Gerber und die Schuster nicht zu dieser 4ten Kaste gehören, sondern zur untersten Hefe des Volks, die keine eigentliche Kaste bilden darf, zum verächtlichen Abschaum der *Pariars* gerechnet werden; und dass hingegen 2 andere Classen von Menschen bey diesem Volke zum Nährstande gehören, welche bey allen anderen Völkern der Erde dem Lehrstande näher angehören, die Ärzte nämlich und die Bettelmönche. Die Verachtung, in welcher bey diesem Volke die Gerber und die Schuster leben müssen, erklärt sich, nach Rec. Bedünken, aus den uralten Religionsbegriffen der Hindus. Die Hindus verehren den Ochsen und die Kuh als ein heiliges, ihrem Götzen gewidmetes Thier. Wer sich mit der Verarbeitung der Haut, die dieses heilige Thier umgiebt, beschäftiget, wer das aus dieser Haut bereitete Leder verarbeitet, der ist *unrein*, und der Verachtung preis gegeben. — — Die in diesem Lande üblichen Sprachen sind die *tamulische* oder Malabar-Sprache und die *Telinga-* oder *Badaga*-Sprache. Es wäre zu wünschen, dass der Vf. sich hierüber weitläuftiger erklärt, und genauer angezeigt hätte, ob diese Sprachen weit von einander verschieden, nur etwa verschiedene Mundarten, oder doch wenigstens beide Töchter einer gemeinschaftlichen Muttersprache seyen. Die persische Sprache vertritt in Indien die französische. Sie ist in diesem Lande eben so allgemein, wie diese Sprache in Europa. Sie ist auch die Sprache an den Höfen der indischen Fürsten. In ihr pflegen sie ihre Unterhandlungen mit den Europäern.

Die S. 151 befindliche Note ist wahrscheinlich nicht vom Vf., sondern vom Herausgeber dieser Briefe. Diese Note scheint zu sagen: die Portugiesen hätten im 8 Jahrh. zu Meliapoor, einem nicht weit von der Stadt Madras entfernten Dorfe, eine bischöfliche Kirche gegründet. Diess würde ein gewaltiger Anachronismus seyn. Rec. glaubt aber, dass hier nur im Ausdrucke gefehlt ist. Statt dass es hier heisst: Der heilige Thomas, der Apostel der Indier, habe hier im 8 Jahrh. den Märtyrertod gelitten, *wo die Portugiesen*, unter dem Namen dieses Märtyrers, eine bischöfliche Kirche gegründet hätten — — soll es heissen: Thomas habe hier im 8 Jahrh. den Märtyrertod gelitten. *In der folgenden Zeit* (im Anfange des 16 Jahrh. nämlich, nach *Vasko de Gama's* berühmter Entdeckung des Weges nach Ostindien) hätten die Portugiesen hier eine Kirche gegründet, in welcher dann der 700 Jahre vorher gemarterte Heilige Wunder gethan habe.

Die Zahl der bey diesen Briefen befindlichen sogenannten *Prospecte* beträgt 13, unter welchen 2 colorirte sind. Die Zahl der mit lauter colorirten Abbildungen versehenen Tafeln beträgt 14, und die Zahl der darauf befindlichen Figuren 42. Unter den meisten schwarz abgedruckten Prospecten lieset man die Anzeige, dass sie von dem Vf. selbst gezeichnet sind. ♃ + ☿

BERLIN, b. Voss: *Gemälde des griechischen Archipelagus*. Von *Friedrich Murhard*. Zweyter Band. 1808. VIII und 367 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. schildert in diesem Bande die Insel Szio mit ihren Bewohnern, Producten, Manufacturen u. d. gl., wobey sich ihm häufige Gelegenheiten zu Vergleichungen dieser Inselgriechen mit den Griechen in der europäischen Türkey und Klein-Asien darbieten. Man verweilt gerne in Gedanken in jenen Gegenden, und freut sich, wenn auch Manches zu schön geschildert seyn sollte, (wie der Vf. selbst nach S. 83 nicht in Abrede seyn wird), dennoch, dass wenigstens eine dieser Inseln noch so gut bevölkert ist, noch von so frohen, arbeitsamen Leuten bewohnt wird, die, unter einem weniger harten Drucke lebend, gleich vor den übrigen sich auszeichnen, und hoffen lassen, dass in Zukunft vielleicht eine schönere Zeit für diese Gegenden kommen wird, die unter einem freundlichen Himmel nicht den Landmann zwingen, dem kargen Boden alles mit mühseliger Anstrengung abzugewinnen. Doch, unter der Herrschaft der Osmanen ist an kein Heil zu denken; erst wenn der halbe Mond nicht mehr diesseits des Meeres blinkt, kann Griechenland emporkommen. Eine kurze gedrängte Übersicht der Geschichte dieses allmählichen Verfalles des griechischen Kaiserthums, des Reiches der Moslemin; ein in kräftigen Zügen, mit Leben und Geist entworfenes Gemälde des jetzigen Zustandes der von Griechen bewohnten Provin-

zen, wer follte es nicht, eingedenk der herrlichen früheren Zeiten, gern lesen? Diese Schilderung giebt uns eine Fluth von Worten; zu häufig wird gegen den guten Geschmack gesündigt, und zu oft sind die fremdartigsten Dinge eingemischt, wodurch man aufs unangenehmste unterbrochen wird. Wem könnte es gefallen, wenn der Ton in den Gesellschaften zu Szio gelobt wird, und der Vf. S. 140 fortfährt: „Nirgends stehen die spanischen Reuter der Etikette, oder die Pallisaden der Ziererey im Wege; es bedarf da nun keiner langen Belagerung, um überall Zutritt zu bekommen, und hat man eine Burg seiner Wünsche einzunehmen — leicht wird das von Statten gehen." —?! Wer Lust hat, ähnliche Stellen zu lesen, der sehe S. 93. 132 u. s. w. Was sollen Bemerkungen wie die über die deutschen Schriftsteller S. 35, oder die Classification der Personen, die sich in unseren Gesellschaften finden, wie S. 141? Ähnliche Stellen rechtfertigen die Urtheile unserer Nachbaren über uns Deutsche nur zu sehr! Man glaubt sich um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt, wenn man S. 93 findet: „ein *dolce zefiretto*, oder *gentle braze*, kein derber Saufewind amalgamirte die verschiedenen Wohlgerüche der blühenden Gewächse."

Willkommen sind, bey dem Mangel an naturhistorischen Nachrichten über die Inseln des Archipelagus, die dem Vf. von einem Italiäner mitgetheilten Bemerkungen über die Vögel, die sich entweder für immer in Szio aufhalten, oder als Zugvögel die Insel berühren: man sehe Cap. 31 — 35: so wie die kürzeren Nachrichten über die Flora der Insel, in den folgenden Capiteln. Nur stören auch hier eingestreute Bemerkungen den Genuss, wie S. 210 ff. die erbauliche Betrachtung, dass es doch gut sey, dass Löwen und Tiger nicht in der Luft herum fliegen könnten, und S. 273, wo gar das bekannte Geschichtchen von den Gänsen, die das Capitol retteten, erzählt wird, und dann noch die Stelle aus dem Plinius lateinisch abgedruckt ist. Wären so fremdartige Dinge ausgeschlossen, und hätte der Vf. statt der unpoetischen Reimereyen noch manche Bemerkungen aus *Wittmann*, *Bartholdy* und anderen aufgenommen: so hätte das Ganze an Interesse gewonnen.

F. L.

Einbeck, b. Feysel: *J. W. Grotens Geschichte der Stadt Northeim*, mit einigen Beyträgen vermehrt herausgegeben von *O. F. Reddersen*, Senator daselbst. 1807. 208 S. 8. (12 Gr.)

Was Hr. *Groten* in seiner *unfreywilligen Musse* (Müssiggang) an allerley Nachrichten von der Stadt Northeim und ihrer Gegend sammelte (wie der Herausgeb. sagt, grösstentheils Auszug aus *Franz Lübeck handschr. Chronik*; 2te Hälfte des 16 Jahrhund.), und 1723 unter dem Titel: „*Tausendjähriger Geschichtskalender von dem alten Stifte St. Blasii und der Stadt Northeim*" zum Druck beförderte, war selbst unter den elenden Producten, welche die erste Hälfte des 18 Jahrhunderts an Special-, Ort- und Landes-Geschichten hervorbrachte, höchst dürftig. Der Titel sprach den Werth der kleinen Materialien-Sammlung vollständig aus. Das mag seiner Zeit verziehen werden, über die sich zu erheben, einem solchen Sammler nicht zugemuthet werden kann. Diesen Wust aber im J. 1807 und unter einem falschen Titel, denn hier ist nichts weniger, als eine Geschichte der Stadt Northeim vorhanden, vor ein Publicum zu führen, das seit 1723 doch andere Bedürfnisse fühlen, und den Werth solcher Compilationen zu beurtheilen gelernt hat, nachdem unterdessen *Rüling's* grösseres Werk erschienen, und das vorliegende fast allen Werth verloren hat, den es etwa noch hätte haben können, das ist sehr dreist. Denn dass diess Werklein sich nur noch in wenig Exemplaren erhalten hat, in *Praun's* und *Erath's* literarischen Werken fehlt, kann keine Entschuldigung seyn.

Hier haben wir es weiter nicht mit dem schwachen *Groten* zu thun, bloss die neueren Beyträge des Hn. *Reddersen* gehören für unser Forum. Diese stimmen nach Einsicht und Manier mit dem Hauptwerk auf das Beste zusammen. Wohl nicht leicht ist in unseren Tagen Jemand so unvorbereitet an eine historische Arbeit gegangen, als der Herausgeber. Ein Aggregat von Citaten, ohne Plan und Einsicht zusammengerafft, theils *Groten's* Angaben zu erläutern, theils für die eigenen Zusätze, soll noch Gelehrsamkeit heissen. Was Quellenstudium sey, ist ihm unbekannt; von *Bünting* bis *Venturini* prangen zwar viele Namen, aber alles spätere Zusammenträger; nur *ein- oder zweymal* sind die *Orig. Guelficae* erwähnt, wie es scheint, nicht einmal aus eigener Ansicht; *Scheidt's* und anderer Besserer Arbeiten gar nicht: keine Ahndung dessen, was Geschichte sey und Kritik. Mit albernen Fabeln sind die Berichtigungen ausgefüllt; S. 8, dass der letzte König und erste Herzog der Sachsen *Wittekind* 784 seine gesammten *Staaten*, nebst dem Lande an der Weser —— von Karl dem Gr. zurückerhielt, dass von diesem Könige die sächsische Kaiserfamilie im Mannsstamme herkommt (S. 8). In Korbei hat der Herausgeber das Porträt Abt *Volkmars*, Bruders des letzten Grafen von Northeim, gesehen (S. 19); weil die Einwohner von Northeim 1208 *cives* genannt werden, oder der Ort 1268 *civitas*, so ist schon damals die städtische Einrichtung vorhanden gewesen (S. 22 u. 27). Wenn die Herzoge Otto und Magnus dem Rath 1314 eine *curia* daselbst verkaufen, welche *Burgundus de Woltershausen* bewohnt hat: so versteht der Herausg. *das Rathhaus* (S. 49); *Groten* wird zurecht gewiesen, dass er gegen allen Respect verstossen, und den Herzog dem Abt nachgesetzt (S. 73); S. 82 wird der Name des Zimmermanns aufbewahrt, der 1793 einen alten Thurm abgebrochen; die guten Mitbürger mögen sich auch über das Lob ihres Geläutes freuen (S. 25) und das noch grössere ihrer Orgel, die nur mit einer gleichguten um den Preis kämpft, keine bessere über sich hat (S. 88); wie soll man dergleichen nennen! Wer übrigens *Groten* war, woher seine *Musse* (was doch für die Existenz des Büchleins so wichtig ist), darüber hat der Herausg. es nicht der Mühe werth geachtet, eine Untersuchung anzustellen, nicht einmal den Vornamen giebt er uns an. Übrigens manche nicht unwichtige Materialien, deren Werth wir nicht vollständig beurtheilen können, da uns *Rülings* Werk nicht zur Hand ist.

β. γ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 FEBRUAR, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie*, herausgegeben von einer *Gesellschaft österreichischer Gelehrten*. 1 Band. 1806. VIII u. 344 S. 2 Band. 1808. IV u. 502 S. 8. (2 Thlr. 14 Gr.)

Welcher Historiker und Statistiker kennt nicht die trefflichen statistischen Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der österreichischen Monarchie, welche *Grellmann* von österreichischen Gelehrten sammelte und in 3 Bänden herausgab? Nach seinem zu früh erfolgten Tode wünschten viele Gelehrte in Österreich (auch im Auslande) die Fortsetzung und zwar in erweitertem Umfange. Da nun, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, ein im Auslande herausgegebenes periodisches Werk für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie in unserem Zeitalter ein wahres Bedürfniss ist, indem bey der gegenwärtigen Verfassung der österreichischen Censur über jene Gegenstände nicht mit erfoderlicher Freymüthigkeit und Unparteylichkeit geschrieben werden darf: so haben sich mehrere österreichische Gelehrte zur Fortsetzung im ausländischen Verlage entschlossen. Dass diese in gute Hände gerathen, wird die Anzeige des Inhalts beweisen.

Den Anfang machen *Bruchstücke aus einem ungedruckten Werke über den Zustand der Bauern in Ungarn*, von *G. v. Berzcviczy*. Dieser durch sein Werk *de commercio et industria Hungariae* (1797 und dann 1802 auch deutsch) bekannte Gelehrte verfasste vor einigen Jahren eine Schrift: *de rusticorum conditione et indole in Hungaria*. Die Censur verweigerte den Druck. Er verfertigte einen Auszug für die Zeitschrift von und für Ungarn. Aber auch damit wurde er von der Censur an die oberste Staatsbehörde verwiesen. Da gab er den Gedanken des Abdrucks ganz auf, und legte den Auszug in der ungarischen Nationalbibliothek zu Pesth nieder. Davon circuliren viele Abschriften; und eine solche wird hier ohne Wissen und Theilnahme des Vfs. abgedruckt. Der Vf., selbst vom Adel und vieler Bauern Grundherr, tritt als Vertheidiger derselben gegen ungrosmüthigen Adel auf. „Nicht deswegen, heisst es, haben wir Adliche in Ungarn die grossen Vorrechte in unserer Verfassung erhalten, dass wir das Volk mit Lasten immer mehr und mehr beschweren, es unter jedem Vorwande mehr und mehr benützen, sondern dass wir wirklich *edel* handeln, in der That *Väter des Volks* seyn sollen. Es ist engherziger, frostiger Egoismus, sein Recht gegen die Unterthanen immer mit der äussersten Strenge und Ausdehnung zu behaupten. Der *wahre Adel* muss grossmüthig seyn in Gesinnungen und Handlungen." Um hiezu zu vermögen, wird der Bauernstand vollständiger als irgendwo historisch (unter den verschiedenen Regierungen) geschildert. Die Abhandlung, selbst Auszug, ist keines Auszugs fähig; also hier nur einiges. Ein Bauer mit einem Gute von 24 Joch Äcker und 12 Morg. Wiesen, etwa 1000 Guld. an Werth, bedarf mit allen Abgaben und Ausgaben, wobey für ihn, sein Weib und Kind, Knecht und Magd nur 120 fl. angesetzt sind, wenigstens jährlich 265 fl. 28 kr. Von seinem Gute, seiner Wirthschaft, seiner Industrie kann er höchstens 180 fl. erwerben. Mithin mangeln ihm 85 fl. 28 kr. Und in der Ausgabe ist alles gering angesetzt, die Einnahme aber besteht in Heu, Stroh und Körnern, die er für sich, die Seinigen und sein Vieh selbst braucht. Er muss also die Abgaben (ohngefähr 96 fl. 28 kr.) und die nothwendigen kleinen Ausgaben durch Industrie ausser seinem Bauerngute gewinnen, z. B. durch Fuhren, durch Handel, Bienenzucht u. s. w. „Wenn der Bauer diese besondere eigene Industrie nicht wirksam machen kann: so bleibt er in allen Abgaben stecken, die er mit baarer Zahlung zu leisten hat. Diess beurkundet die tägliche Erfahrung und die immer wachsenden Comitatscasse-Rückstände, die sowohl die öffentliche Administration in Verlegenheit setzen, als auch den Staat wie ein abzehrendes Fieber schwächen." Über diesen Zustand werden nun sehr richtige Betrachtungen angestellt, und verschiedene Einwendungen widerlegt. Die Lasten sind es aber nicht allein, welche den Bauer drücken; die Art, wie sie aufgelegt sind, ist noch lästiger. Die Leistungen an den Grundherrn drücken eben nicht schwer, wenn das Glück beschieden ist, billiger Herrschaft und menschlichen Ökonomie-Verwaltern zu gehorchen. Aber der Zehnte und Neunte an Grundherrschaft und Clerisey sind eine schreckliche Last, weil durch Verspätung in Bezehntung der Gewande die Früchte eines ganzen Jahres oft zu Grunde gehen. Die Vorspann ist drückend. Für eine Fuhre mit 4 Pferden wird auf zwey ungarische Meilen ein Gulden bezahlt. „Die Stellung der Recruten drückt den Bauer jämmerlich. Welche Parteylichkeit! Welche Ausgaben! Welche Geschenke! Welche Misshandlungen! welche gerechte und unerhörte Klagen! bis

tere Thränen, schauderhafte Empörungen des menschlichen Gefühles! Es kann keine schlechtere Art geben, die Armee zu ergänzen." — „Der Bauer wird ferner sehr geschwächt durch die allgemeine Gewohnheit und Nothwendigkeit, nach allen Seiten hin Geschenke zu machen. Es ist buchstäblich wahr, dass er keinen Gang in seinen Angelegenheiten macht, ohne ein Geschenk mitzunehmen." Die Militär-Contribution ist auf 5 Mill. Gulden bestimmt; die Dominical-Contribution, um die Kosten der Comitats- und Jurisdictions-Verwaltung zu decken, stieg seit 1766 von 71603 fl. 17 kr. bis 1787 auf 2,064598 fl. 58 kr., und seitdem stieg sie noch höher, was um so lästiger war, als sich die Ausgabe für die Gemeinde und Dorfs-Bedürfnisse fast in eben der Masse vermehrten. Die Contributionen erstrecken sich nicht bloss auf liegende Gründe, sondern auf alle möglichen Nutzniessungen, Unternehmungen, Industrie, Handel und selbst die *Möglichkeit* eines Erwerbes. S. 41 werden die 95 Dical-Rubriken als Contributions-Gegenstände angeführt; S. 42 die grossen Missverhältnisse derselben. Im kreuzer Comitate machen 20 Ochsen eine Dica, im marmaroscher ein halber Ochse. Im schümeger Comitat zahlen die Pächter von 600 fl. Pachtzins eine Dica, im szatmarer von 10 fl. u. s. w. Und da der Zahlungsbetrag einer Dica selbst in den Comitaten sehr verschieden ist, z. B. im arader Comitate beträgt eine Dica 40 Denar, im barscher 9 fl. 36 den. — wie kann da ein richtiges Verhältniss getroffen werden? Zu bedauern ist, dass die S. 44 angeführten zwey Tabellen über die Dicationen von 1785 und 1791 nicht abgedruckt sind. Vom Reichstage im J. 1802, auf welchem zwar die Contributionen u. s. w. erhöht, zum Vortheil der Bauern aber auch die Erhöhung des Salzpreises, die auch den Adel trifft, beliebt wurde.

II. *Über die ungarisch-nordische Handelsgesellschaft.* Eine freymüthige, patriotische Beurtheilung des von den Fürsten Esterhazy und Brezenheim auch mit unterschriebenen, und vom Ritter Schweickard entworfenen Plans. Dieser mit den angegebenen Modificationen werde Grundlage zu einer Unternehmung seyn, die, gleich Anfangs mit patriotischem Sinn geleitet, in kurzer Zeit die Unternehmer mit Erstaunen erfüllen werde. Um den Nutzen der Regierung mit den Vortheilen der Societät zu verbinden, sey zu wünschen, dass die Gesellschaft alles, was sie ohngefähr über 16 p. C. rein gewinne, als Amortis.-Fonds für auswärtige Staatsschulden der Regierung als bleibendes Societäts-Capital gegen billige Zinsen leihe. Die Gesellschaft hat grosse Vortheile erhalten, dass der Stapel zu Elbing aufgehoben, und die preussischen Zölle von 16 Thlr. 2 Gr. bis auf 16 Gr. herabgesetzt wurden, dass der König von Schweden die freye Einfuhr der ungarischen Weine erlaubte. Im russischen Reiche hatte nach den Zollregistern von 1804 die Einfuhr ungarischer Weine einen Werth von 1,900000 Rubel. Welchen Einfluss wird aber jetzt die politische Veränderung in Polen für dieses Unternehmen haben?

III. *Über den Reichstag von 1802.* Das Merkwürdige und Allgemeine dieses Tages ist ausgehoben, und mit mehreren Anmerkungen über die ungarische Staatsverfassung begleitet. Vortrefflich! Man muss es selbst lesen. IV. *Gallerie aller Heiligen.* Eine Übersetzung der *Galeria omnium Sanctorum catenis christianae virtutis sibi devinctorum, nominibus et symbolis in procelloso mundi pelago secure et cum honore circumvehendis opera et studio Joannis Simonidae, Brizmensis Scholae in Hungaria Lectoris — exstructa* 1676. Ein Beytrag zur Geschichte des auf Befehl Kaisers Leopold des Ersten zu Pressburg gehaltenen, den protestantischen Predigern und Schullehrern so gefährlichen, *judicii delegati* mit einer Einleitung und Anmerkungen. Die schrecklichen Leiden, welche protestantische Prediger und Schullehrer, die den protestantischen Glauben nicht abschwören wollten, damals auf Betrieb der Jesuiten erdulden mussten, werden beschrieben. Weg von diesem traurigen Gemälde finsterer Zeiten. Die Anmerkungen klären Vieles auf. V. Eine merkwürdige *leutschauer Chronik*, von der wir bisher nur Auszüge in *Wagner's Analectis* hatten. Sie enthält nicht nur eine Geschichte der Stadt Leutschau, sondern auch *zipser* merkwürdige Begebenheiten und schätzbare Materialien zur Geschichte des Königreichs Ungarn, vorzüglich kirchenhistorische Nachrichten über die Fortschritte der Reformation in Ungarn und die von den Katholiken gebrauchten Mittel zur Unterdrückung derselben. Sie ist im zweyten Bande fortgesetzt und reicht bis 1569. VI. *Kurze Übersicht des durch Unterhandlungen der Stände und Gesetze bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungarn bis* 1576. Gut! soll fortgesetzt werden. Den Beschluss des ersten Bandes machen VII. *Österreichische Staatsanzeigen.* Unter dieser Aufschrift liefert der Herausg. verschiedene merkwürdige österreichische Verordnungen, auch statistische Notizen, die jedoch insgesammt aus öffentlichen Blättern schon bekannt sind. Es wäre zu wünschen, dass der Herausg. diesen Theil sorgfältig bearbeitete, und das Interessanteste von den neuesten Vorfällen, Verordnungen u. s. w. immer mittheilte. Gewiss würde dadurch dieses Magazin in Deutschland, was wir sehr wünschen, mehrere Leser finden.

Der zweyte Band hebt mit einem aus dem Lateinischen eines unbekannten Vfs. übersetzten Aufsatze an, der den Titel hat: *Das blutige Schauspiel von dem Grafen Anton Karaffa aufgeführt durch Henkers Hand zu Eperies im Jahre* 1687. Überzeugt von der Milde und Weisheit der jetzigen österreichischen Regierung will der Herausg. dieses Actenstück in der einzigen Absicht abdrucken lassen, „um die gräslichen Machinationen des jesuitischen Fanatismus und Proselytismus in Ungarn mehr in das Licht zu stellen. Über 100 Jahre sind seit diesem Zeitpuncte verflossen. Wie haben die Zeiten sich geändert! Wie sehr können die ungarischen Protestanten, wenn sie an Leopold I denken, mit ihrem Leopold II und selbst mit der gepriesenen Maria Theresia zufrieden

seyn!" Mit diesem Auffatze steht der folgende unter II. in Verbindung, der die Auffschrift hat: *Die Schlachtbank zu Eperies*, oder historische Beschreibung des Trauerspiels, in welchem im Jahre 1687 unter der Commission des Generals Anton Karaffa mehrere der Empörung beschuldigte Ungarn mit der härtesten Todesstrafe belegt wurden. Verfasst im J. 1688 zwischen den Monaten Januar und September, von *Johann Rezick*, damals Prof. der evangelischen Stände zu Eperies. In beiden werden die Grausamkeiten des ungarischen Alba und die grossen Leiden der Unschuldigen mit Wärme beschrieben. In unseren Tagen, wo der Fanatismus nie wieder zu dieser Gewalt gelangen wird, kann man dergleichen schreckliche Thatsachen nicht ohne Empörung des Gemüths lesen. Indessen wäre doch zu wünschen, dass von dieser Materie nicht zu viel in einem Bande aufgenommen würde. Beyde Auffätze mit den Beylagen nehmen 311 S. ein. Dass die *leutschauer* wichtige *Chronik* fortgesetzt wird, haben wir schon oben erinnert. Die fernere Fortsetzung wird versprochen. Wichtig sind die S. 392 abgedruckten *Beyträge zur schlesischen Kirchengeschichte*, zwar aus öffentlichen Documenten, aber mit reichhaltigen, viele Aufklärung gebenden Bemerkungen. Die allgemeine Übersicht des Standes der Bevölkerung von Crain, Steyermark, Kärnthen, Görz und Gradisca im J. 1803 ist aus den neuen Annalen des österreichischen Kaiserthums. Die fortgesetzten *österreichischen Staatsanzeigen* machen den Beschluss. Man findet hier landesherrliche Verordnungen und statistische Miscellen.

Aus dieser Anzeige wird man nun sehen, dass dieses Magazin allerdings sehr wichtig ist. Nur können wir den Wunsch nicht bergen, dass die Herausgeber sich mehr auch über andere Provinzen der Monarchie verbreiten möchten, weil wir befürchten, dass dasselbe sonst den Absatz besonders in Deutschland nicht finden wird, welcher doch den Verleger allein zur Fortsetzung vermögen kann. Der Herausgeber hat dieses selbst gefühlt, und sagt, man möge bedenken, dass Ungarn der wichtigste und doch dabey am wenigsten bekannte Theil der Monarchie sey. Aber auch von einigen anderen Provinzen müssen unsere Kenntnisse erweitert werden. An Stoff dürfte es den Mitarbeitern nicht fehlen.

S. i.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Elpizon an seine Freunde vor und nach der wichtigsten Epoche seines Lebens.* 1808. 310 S. 8. (22 Gr.)

Wenn der bekannte Elpizon mehr Interesse für den Geist hat: so hat dieser mehr Interesse fürs Herz. Er spricht wie er empfindet, nur bisweilen zu lebhaft, ja fast schwärmerisch; zumal wenn er von seiner Luise, dem zärtlichsten Gegenstande seines Herzens, redet, seiner unvergleichlichen Frau, die ein Engel von Frau, so wie er ein Engel von Mann ist. So ist Elpizon bisweilen ein Schwärmer, aber ein liebenswürdiger, dessen süsse Schwärmereyen man nicht ungern liest, nur dass sie bey einem so wichtigen Gegenstande nicht immer am rechten Orte zu seyn scheinen; er bittet also selbst, dass, wenn man seine Gefühle und Ausdrücke bisweilen überspannt finde, und ihn in dieser Hinsicht zu einem Schwärmer machen wolle, man ihn wenigstens zu den gutmüthigen rechne. Das ist er wirklich; er sagt viel Schönes, Wahres und Gutes, und es weht in seiner Schrift ein herrlicher religiöser Geist. Es sind 40 Briefe an zwey alte biedre Ritter und Freunde, die sie nach seinem Tode an seine Hinterlassenen zurückgeben. Sie sind gleichsam die Anwendung der Theorie Elpizons vom Glauben an Unsterblichkeit, und stellen den handelnden Elpizon dar, wenn jene den hoffenden darstellt. Sie sind reine Ergüsse eines felsenfesten Glaubens, und können als ein Erbauungsbuch von dem gebildeten Theile der Menschen gebraucht werden. Sie zeigen den Einfluss jenes Glaubens auf das menschliche Wissen, Wollen und Wirken, und auf viele andere Dinge. Es sey uns vergönnt, hier nur einiges zu erinnern, wo wir mit dem Vf. nicht ganz übereinstimmen. Zuerst scheint uns der Glaube an Unsterblichkeit zu hoch gestimmt zu seyn, wenn er ein felsenfester Glaube genannt wird. Ist der wohl möglich? Zwar in gewissen Augenblicken der Begeisterung und Entzückung kann man diess sagen. Rec. würde aber auch bey der höchsten Exaltation der Vernunft nicht wagen zu sagen, was Elpizon von sich rühmt, dass ihm die Überzeugung von ewiger Fortdauer so gewiss sey, als sein gegenwärtiges Daseyn. Wohl ihm, wenn er diess glauben kann! Rec. hält schon denjenigen für glücklich, welcher alle nur möglichen Vernunftgründe für sich, und keinen vernünftigen Grund gegen sich hat, und also nach Wahrscheinlichkeit eine Ewigkeit hoffen darf, und Ursache hat, nach dieser Wahrscheinlichkeit eben so wohl zu handeln, als er im menschlichen Leben danach zu handeln pflegt. Die Möglichkeit unserer künftigen Existenz überlassen wir dem, der uns ins Leben rief: und wir halten es nicht einmal für gut, von jener Existenz volle Gewissheit zu haben, die uns fürs gegenwärtige Leben sehr unthätig machen, und für lauter Himmel uns nicht empfinden lassen würde, dass wir auf Erden lebten und uns hiezu erst ausbilden sollten; auch scheint es für den Glauben an Unsterblichkeit nicht gut zu seyn, wenn man die Art und Weise bestimmen will, wie wir dort fortdauern können, in welcher Form, in welcher Gestalt, an welchem Orte: worüber der Vf. sich weitläuftig verbreitet hat. Alles diess sind doch blosse Hypothesen, wogegen unendlich viel gesagt werden kann. Am allerwenigsten hätten wir es bey einer so ernsthaften Sache gewagt, die Sonne zum künftigen Wohnplatze den Erdenbewohnern anzuweisen, und sie zum Himmel und zur Hölle für sie zugleich zu machen (denn auch die Bösen sollen da eintreffen und ihre Strafen leiden). Das erregt vielleicht selbst Spötteley, vielleicht auch wohl Abneigung für einen solchen Himmel. Wenn ja der künftige Aufenthaltsort bezeichnet werden sollte: so giebt es ja ausser-

der Sonne noch Planeten genug, wo wir unser Wesen in jener Welt haben können. Auch würden wir Elpizon nicht haben weissagen lassen, dass im folgenden Jahrhunderte es gar trübselig in der Welt aussehen werde. Wozu diess? da keiner von uns das künftige Jahrhundert leicht erleben wird; und die es erleben sollten, werden vielleicht diese Weissagung nicht lesen, und wenn sie sie lesen, wird sie ihnen nicht nützen, wenn sie auch eintreffen sollte. Wir sehen auch nicht, was Elpizon für Grund hat, ein so böses Prognostikon zu stellen; vielmehr erwarten wir, nach unserem Glauben an die Vorsehung, das Gegentheil, und, wenn wir Elpizons felsenfesten Glauben hätten, würden wir noch mehr erwarten. Eben so wenig würden wir behaupten, dass die Menschheit noch immer im Vor- und Rückschreiten wäre, und dass sie hier gar nicht weiter käme. Die Menschheit ist immer im Vorschreiten, nur nicht die Völker (beides darf nicht verwechselt werden), diese sind bald vor- bald rückwärts geschritten. Das Licht der Erkenntniss, das sich der Menschheit einmal mitgetheilt hat, geht nicht verloren, und wenn es hier untergeht oder unterzugehen scheint: so tritt es dort wieder hervor. In der moralischen Welt geht so wenig eine moralische Lehre, wenn sie einmal in Umlauf gekommen ist, verloren, als der einmal ausgestreute Same. Der Vf. hätte also auch nicht sagen sollen: das herrliche Ziel von intellectueller, moralischer und physischer Totalvervollkommnung, von Wahrheits-, Tugend- und Glückseligkeits-Gemeinwerden steht gleichsam nur da, um die Menschheit zu necken (ein unedler Ausdruck), jetzt kommt sie einmal näher hinan, dann muss sie wieder zurück u. s. w. Was ists nun aber weiter mit dem bald Hin- und Hergehn der Menschheit auf der Bahn zu ihrem Ziele, wenn sie noch eine zweyte Welt vor sich hat? So passt's ja recht eigentlich für ihre erste Welt, dass sie in dieser bald vor- bald rückwärts gehe — die Bündigkeit dieses Schlusses sehen wir nicht ein. Warum soll diess gerade recht passen? Wenn es wirklich so wäre: so würden wir nicht einmal eine zweyte Welt fassen. Wenn die erste Welt so wenig Vorsehung zeigte, dass die Menschheit gar nicht vorwärts käme (oder beweist das Land eine gute Regierung, wo es nicht besser wird?), oder vielmehr wenn sie eine solche Vorsehung zeigte, die die Menschen mit ihrem Ziele nur neckte: so gäbe Rec. allen Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit auf, und hüllte sich in den Mantel der Philosophen, die die Welt dem Zufall oder dem Fatum preis geben. — *Elpizon* will erst recht leben, da er an Unsterblichkeit glaubt. Warum nun erst? Muss und soll man nicht recht leben, wenn man diesen Glauben und diese Hoffnung auch nicht hat? Ist die Tugend nicht jedem Menschen ins Herz geschrieben? Belohnt sie sich nicht selbst durch ihre innere Schönheit und durch ihren hohen Beyfall und Frieden; so wie sich das Laster durch seine Abscheulichkeit, und durch seine höllischen Gewissensbisse selbst bestraft? Und haben nicht auch Ungläubige vor dem Laster gezittert, und der Tugend oft grosse Opfer gebracht? Wenn wir auch zugeben, dass der Glaube an Unsterblichkeit die Tugendkraft stärkt und erhöhet: so hat die Tugend doch auch ihre eigene innere Kraft, unabhängig von jenem Glauben.

φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Zürich*, b. Ziegler: *Der Arzt, wie er ist und wie er seyn sollte, oder ein Wörtchen für das Publicum und seine Ärzte*, von D. *König*. 1806. 8. (4 Gr.) Der Vf. gehört zu der achtungswerthen, aber kleinen Zahl von Ärzten, welche, der wahren Würde der Arzneywissenschaft eingedenk, die Kunst um des Wohls der Kranken willen, nicht des Gewinnstes wegen, üben, folglich aller Charlatanerie von Herzen feind sind. Er beginnt seine Abh. mit der Untersuchung: *Wie wird die AW. ausgeübt?* Es werden hierüber 4 Tableaus aufgestellt, wie er es nennt, unter welche man alle ausübenden Ärzte bringen könne. Freylich sind es Gemälde im niederländischen Geschmacke, ein wenig grell gezeichnet, mit vielem Schatten versehen, aber wahr, manchmal ekelhaft wahr, Dummköpfe, wie deren besonders vor einiger Zeit zu Dutzenden von den Barbierstuben und Apothekergewölben auf die Akademie und von da als doctorirte Praktiker ins Vaterland auf die Dörfer und Stadtflecken kamen, ein Systematiker, Empiriker, Scharlatan und — als Gegenstück — ein rechtlicher, gelehrter Arzt. *Würde eines wahren Arztes.* Wer sie nicht hat, ist nach dem Vf. ein verächtlicher Arzt. *Der Arzt für das Publicum.* Das Publicum will einen geschmeidigen, seinen Vorurtheilen fröhnenden Arzt. *Wie kann der Arzt die Menschheit beglücken und seine Ehre retten?* Der Beobachtungs- und Untersuchungs-Geist müsse wiederhergestellt, schärfere Prüfung ohne Chikane eingeführt, gegenseitige Freundschaft (Redlichkeit und Vertrauen) der Ärzte unter sich eingeführt werden. Das Publicum müsste einen solchen Arzt nach seiner Würde behandeln, ihm Zutrauen schenken, ihn freundschaftlich aufnehmen. Den Schluss macht eine Untersuchung *über die Ausübung der Hebammenkunst*. Rec. bezeigt dem Vf. seinen ganzen Beyfall über dessen moralische und wissenschaftliche Grundsätze. Leider sind die Schilderungen, welche er uns über die Ärzte und das Publicum giebt, wahr, wenigstens in der Gegend des Rec. Die Ärzte müssen auch hier einem dummen, stolzen, bigotten und wer weiss, was für einem Publicum sonst noch fröhnen, dasselbe benutzen, betrügen — des Einkommens wegen! Das Schlimmste ist, dass die Lage der Welt eher das Ärgere als Bessere fürchten lässt.

Fj.

Ökonomie. *Bremen*, b. Müller: *Der Rappsaatbau im Holsteinischen, besonders im Herzogthum Schleswig.* Eine mit einer goldenen Medaille belohnte Preisschrift. Als Antwort auf verschiedene Fragen der königl. dänischen Landhaushaltsgesellschaft, den Anbau dieser Saat betreffend. Von *I. Iversen*, Landmanne in Angeln. 1806. IV u. 38 S. 8. (3 Gr.). Eine Anweisung zum Rappsaatbau, wie solcher gewöhnlich getrieben wird, die weiter kein Verdienst hat, als dass sie populär geschrieben ist, keine Spur einer höheren Aufklärung dieses Wirthschaftsbetriebs; keine neue Ansicht! Fast zu günstig stellt sie auch den Vortheil dar; indem sie der Vergleichung mit dem Weitzenbaue nur eine gute Erndte unterlegt, und dabey der öfteren Misserndten und der grossen Gefahr vom Erdflohe nur mit einem Worte erwähnt. Da man solches Land, als der Rappsaat erfodert, in der Regel nicht zu brachen braucht, der Rappsaatbau also zwey Erndten wegnimmt, und da das Stroh vom Rappsaate doch immer weniger nutzbar ist, als das von den Kornfrüchten: so bleibt bey der Erbauung dieser Ölpflanze am Ende gemeiniglich nur wenig Vortheil. Am zweckmässigsten hat Rec. dieselbe, ausser bey eigentlichem Maschlande, fast nur dann gefunden, wenn ausgemagertes Land durch eine sehr starke Düngung hat verbessert werden sollen. Der Düngung zum Rappsaate durch Pferchen erwähnt der Vf. nicht, so wirksam sie auch ist.

a.

Monatsregister

vom

Februar 1809.

I. Verzeichniss der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Februar.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 1. MÄRZ, 1809.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Röwer: *Bemerkungen über den ersten paulinischen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritische Sendschreiben* von Hn. Prof. *Schleiermacher*, von *Heinr. Plank*, Dr. der Philosoph. und Repetent zu Göttingen. 1808. 256 S. gr. 8. (20 Gr.)

Nachdem wir in dieser A. L. Z. (1807. No. 255 f.) den Muth gehabt, der *Schleiermacherschen* Verwerfung des 1 Briefs Pauli an Timotheus unseren Beyfall, wiewohl keineswegs unbedingt, zuzusagen: so haben sich nachher, unseres Wissens, lauter missfällige Stimmen darüber erhoben, und zwar, was bey verneinenden Urtheilen am wenigsten der Fall seyn darf, meistens ohne Gründe, aus blosser kritischer Autorität; wenigstens ist uns vom Lesen dieser Beurtheilungen kein einziger tüchtiger Grund gegen die Argumentation des Sendschreibens übrig geblieben. Um so erfreulicher ist die Erscheinung eines wirklichen *Widerlegungsversuches* gegen den Vf. des Sendschreibens, so fleissig, gründlich und umfassend, und mit so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit geschrieben, dass, wenn dieser nicht sieget, es schwerlich ein anderer vermöchte. Die Bescheidenheit des Vfs. hat zwar einen Titel gewählt, der an eine Widerlegung kaum denken läfst; doch da es einmal in unseren Tagen nicht ungewöhnlich ist, dass die Titel mit dem Inhalte nicht übereinstimmen: so wollen wir lieber, dass sie zu wenig versprechen, als zu viel. „Die von *Schleiermacher* aufgestellte Hypothese von der Nichtursprünglichkeit des ersten der Briefe an den Timotheus zu prüfen, und von allen Seiten, auch den hier mit Stillschweigen übergangenen, näher zu beleuchten"; ist, nach des Vfs. eigener Aussage, der Zweck seiner Untersuchung. Er folgt dabey ganz dem Gange des Sendschreibens, welches in vier Beweisen alle Gründe gegen die Achtheit des bestrittenen Briefes vereiniget; an diese schliesst dann der Widerleger seine Gegenbemerkungen an.

I. Was den ersten Beweis betrifft, das Verzeichniss der in Paulus Briefen sonst nicht vorkommenden, und als unpaulinisch verdächtig gemachter Wörter und Redensarten: so macht Hr. *P.* zuerst im Allgemeinen den Einwurf, dass gegen einen Schriftsteller, wie Paulus, der verschiedene Gebrauch von seltenen Wörtern und Redensarten nicht beweisen könne, indem man bey ihm, als einem rhetorisch Ungeübten, keine vollständige Kenntniss des griechischen Sprachvorrathes, und keine daraus hergeleitete Consequenz des Sprachgebrauches voraussetzen könne, und indem die Art seiner Schriftstellerey, die briefliche, es mit sich gebracht habe, dass er beständig mit einer populären Umgangssprache (?) auskommen, und sich daher nicht eine eigene, von dieser verschiedene Büchersprache, einen eigenen Wörtervorrath und einen festen Styl bilden konnte, zumal da er sich dem Sprachgebrauch seiner jedesmaligen Umgebungen und dem zufälligen Einflusse von Umgang, Reisen und anderen Umständen überlassen haben möge. Dieser Einwurf kann aber doch nur in Verbindung mit anderen speciellen Gegengründen etwas ausrichten, und muss eine gewisse Einschränkung leiden, da man sonst bey Paulus und den übrigen neutestamentlichen Schriftstellern ganz auf die Bestimmung eines Sprachgebrauches Verzicht leisten müste, was der Vf. selbst nicht will. Wir gehen daher zur Prüfung der einzelnen Gegenbemerkungen über die Sprache über, von denen wir natürlich nur einige ausheben können.

Das von *Schleiermacher* verdächtig gemachte Wort ἑτεροδιδασκαλεῖν Cap. 1, 3, vertheidigt der Vf. so: Paulus habe recht gut, nach der Analogie von καλοδιδάσκαλος und ἑτερόγλωσσος ein ἑτεροδιδάσκαλος, und von diesem, nach der Analogie von ἑτεροζυγεῖν u. a. jenes ἑτεροδιδασκαλεῖν bilden können, wenn es auch schlecht griechisch und ungewöhnlich nach dem uns bekannten Sprachschatz sey; an solchen sonst nicht üblichen Wörtern fehle es nicht. Die Bemerkung des Sendschreibens, dass, wenn das Wort paulinisch wäre, es nach der Analogie von ἑτεροζυγεῖν auf das unähnlich anderen neben ihn bestellten Lehrern Lehren zu beziehen seyn würde, entkräftet die scharfsinnige Gegenbemerkung, dass der Begriff einer solchen Verbindung und eines solchen Zusammenseyns mit anderen nicht in dem ἕτερος, sondern im ζυγεῖν zu suchen sey. Dass ἑτεροδιδασκαλεῖν sonst nicht vorkomme, sucht der Vf. dadurch zu erklären, dass es Paulus wahrscheinlich für ein augenblickliches Bedürfniss erfunden, und entweder früher nicht darauf gekommen, oder später es wieder vergessen habe; dass es aber in unserem Briefe wieder gebraucht sey, findet er unverdächtig, da, wie er mit mehreren Beyspielen belegt, auch sonst in paulinischen Briefen ἅπαξ λεγόμενα so wiederholt werden. Den hierarchischen Beyschmack des Wortes leugnet er; die Waffe aber, deren er sich gegen das Sendschreiben bedie-

net, dass ja nach dessen eigener Annahme der Brief im ersten Jahrhundert geschrieben sey, wo die Hierarchie sich noch nicht so zu entwickeln angefangen, dass einzelne Ausdrücke sogar einen hierarchischen Sinn ausschliesslich erhalten hätten, ist unkritisch, da ja das Sendschreiben nichts Positives behaupten will über die Entstehungsart des Briefes. — Weniger glücklich scheint unser Widerleger in der Vertheidigung des θέμενος εἰς διακονίαν V. 12 statt des gewöhnlichen θέμενος διάκονον zu seyn. Die Beweise für die Analogie dieses Ausdrucks aus dem hellenistischen Sprachgebrauch nach dem hebräischen שׂוּם לְ schienen Rec. nicht passend; es hätte dann wenigstens heissen müssen: θέμενος εἰς διάκονον; der Ausdruck τιθέναι εἰς ὀργὴν 1 Thess. 5, 9 ist offenbar ungewöhnlich, und die gewöhnliche Construction hätte sich hier nicht geschickt; nun ist aber die Frage, ob Paulus statt einer gewöhnlichen, ja geläufigen Construction *in demselben Falle* eine ungewöhnliche gewählt haben würde. Wir glauben, dass es nicht wahrscheinlich sey. — Andere getadelte Ausdrücke vertheidiget der Vf. mit vieler exegetischer Gewandtheit, z. B. παιδεύειν V. 20, ἔντευξις Cap. 2, 1, καλὸν ἔργον Cap. 3, 1, wo die Erklärung des Sendschreibens durch *res bona* verworfen wird, ob aber ganz mit Recht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — Sehr gezwungen scheint uns die Vertheidigung der Ausdrücke βαθμὸν und παῤῥησίαν περιποιεῖσθαι. Βαθμὸς soll nicht, wie das Sendschreiben richtig erklärt, auf hierarchische oder messianische Ehre bezogen, sondern nur von der Ehre und Achtung bey der Gemeine verstanden werden: allein bekanntlich ist β. ein militärisches Wort, und lässt sich nicht ohne Beziehung auf eine Rangordnung denken. Παῤῥησία soll das Zutrauen der Gemeine gegen ihre Diakonen seyn; wir leugnen zwar nicht, dass π. Zutrauen bedeuten könne, und auch hier vielleicht bedeute, aber unumgänglich nothwendig muss es auf das Subject (die Diakonen) bezogen werden, und dann ist es immer sonderbar, so wie auch das vorhergehende. — Gleich darauf wird der Gebrauch des Zeitworts περιποιεῖσθαι recht gut vindiciret. — Aber das καιρὸς Cap. 4, 1 in der Bedeutung für χρόνος zu retten, kostet dem Vf. viel; entweder seine Wahrheitsliebe oder seinen klaren Blick opfert er auf für einige Beyspiele, welche beweisen sollen, dass Paulus auch sonst jenes Wort unrichtig von blosser Zeit brauche. Diese sind 1 Cor. 7, 5 πρὸς καιρὸν, das er mechanisch für bloss gleichbedeutend mit πρὸς ὥραν nimmt, da hier doch offenbar von einer qualitativ bestimmten Zeit die Rede ist; ferner 1 Thess. 2, 17 derselbe Ausdruck, wo noch dazu ὥρας dabey steht, und die richtige Bedeutung von καιρὸς nothwendig macht; endlich 2 Cor. 6, 2, wo das Beywort δεκτὸς die Bedeutung von κ. aufhebe, was wir nicht einsehen. — Die καλὴ ὁμολογία Cap. 6, 12, welche *Schleiermacher* auf ein Tauf- oder Verfolgungs-Bekenntniss bezieht, vertheidiget der Vf. durch die Erklärung vom kirchlichen Lehrgeschäft; allein wir sehen nicht, wie die folgende ὁμολογία Χριστοῦ diese Erklärung rechtfertige, welche ja offenbar ein solches Bekenntniss in Verfolgung ist. Die Erwähnung dieses Bekenntnisses Christi vor Pilatus ist übrigens verdächtig, Hr. *P.* mag sagen, was er will.

Auf diese Gegenbemerkungen lässt nun der Vf. den Beweis folgen, den auch Rec. schon angedeutet hatte, dass die übrigen paulinischen Briefe, bey ähnlicher Behandlung, theils mehr, theils weniger dieselbe Ausbeute von Sprachverschiedenheit gewähren würden. Was wir allein am Brief an Titus und nur unvollständig zeigten, zeigt der Vf. an demselben Briefe und am 2 Tim. mit grosser Vollständigkeit. Die Anzahl solcher verschiedener Wörter im 2 Br. an Timotheus beträgt 63, da das Sendschreiben im 1 Br. nur 81 wirkliche ἅπαξ λεγόμενα angemerkt hat, und nach Verhältniss des Umfangs beider Briefe ist demnach das Übergewicht auf Seiten des zweyten. Der Br. an Titus, als um die volle Hälfte kleiner, zählt doch mehr als die Hälfte, nämlich 44, solcher ἅπαξ λεγόμενα, worauf der Vf. um so mehr Gewicht legt, da dieser Brief nach seiner Annahme zu Einer Zeit mit dem 1 Br. an Timoth. geschrieben worden seyn soll.

II. Diese Hypothese wird nun gleich vorn an dem *Schleiermacher*'schen Beweise aus der Verwandtschaft des 1 Br. an Timoth. mit dem Br. an Titus entgegengesetzt, um diess so auffallende und von *Schl.* so trefflich für seine Sache benutzte Phänomen auf einem anderen Wege zu erklären. Zuvörderst wird im Allgemeinen gezeigt, wie die innere Verwandtschaft und zugleich Verschiedenheit beider Briefe für diese Hypothese stimme; dann wird auch im Einzelnen, zur Hebung der *Schleiermacher*'schen Anklage der Compilation des bestrittenen Briefes aus dem an Titus, die Anwendung davon gemacht, wobey sie herrliche Dienste thut, indem nur noch die Beschuldigungen des Sendschreibens, dass die compilirten Wörter meistens schlecht gebraucht seyen, zu widerlegen übrig bleiben. Allein den Beweis für diese Hypothese, den Beweis der Wahrscheinlichkeit, dass Paulus zu Einer Zeit diese beiden Briefe geschrieben, ist uns Hr. *P.* schuldig geblieben. Wir haben Noth, eine Zeit für den 1 Br. an Timoth. zu finden, und nun sollen wir in dieselbe Zeit noch einen anderen Brief setzen? Was man als wahrscheinlich zugeben kann, ist, dass Paulus den Br. an Tit. während seines zweyten Aufenthalts zu Ephesus geschrieben haben möge; der unsrige soll nach seiner Abreise geschrieben seyn: also muss immer eine ziemliche Zeit zwischen beiden Briefen gedacht werden, die vielleicht doch für die zu erklärende Verwandtschaft zu lang ist. — Was das Einzelne anlangt, so ist gleich der verwandte Anfang beider Briefe recht gut vertheidiget durch die Vergleichung des Anfangs des Br. an die Epheser und des Br. an die Koloss., und das angegriffene θεὸς σωτὴρ aus der Stelle Tit. 2, 10. So ist auch das προσέχειν μύθοις κ. τ. λ. vom Verdacht befreyt u. dgl. m. Aber die Reminiscenz Cap. 2, 7 aus 2 Timoth. 1, 11 und Röm. 9, 1 zu vertheidigen will nicht gelingen; die angeführten Beyspiele ähn-

licher Wiederholungen in den paulinischen Briefen scheinen uns nicht genügend zu seyn. Überhaupt wird es dem Vf. nicht so leicht, die Verwandtschaft unseres Briefes mit dem 2 an Timoth. zu erklären, da ihn hier nicht jene Hypothese unterstützt. Besonders kostet es ihm Mühe, das Vorkommen der beiden Hymenäos und Alexandros in unserem Briefe 1, 20 vom Verdacht der Compilation aus 2 Tim. 2, 17 und 4, 14 zu befreyen. Da das Sendschreiben für sich anführt, dass keine Annahme, weder die der Verschiedenheit, noch die der Identität beider Personen, ohne Schwierigkeit sey: so sucht der Vf. die letztere zu vertheidigen. Was den Hymenäos betrifft, so findet es *Schl.* ganz unbegreiflich, wie derselbe H., den Paulus schon früher in unserem Briefe dem Satan übergeben hatte, mehrere Jahre später noch ein Gegenstand der Warnung seyn könnte, und offenbar als Christ beschrieben werde, den P. jedoch nicht aus der Kirche zu verbannen wage, sondern ihn dem Urtheil Gottes überlasse, was der Sinn der Stelle 2 Tim. 2, 19 — 21 seyn müsse. Um nun diesen gewiss sehr treffenden Einwurf zu beseitigen, nimmt der Vf. an, H. habe vielleicht auch nach seiner Verbannung (wenn anders von solcher hier die Rede sey) fortgefahren zu Ephesus zu lehren, habe vielleicht sogar eine kleine Schule um sich versammelt, so dass also eine solche Warnung nicht zu spät komme und unpassend sey. (Allein in diesem Falle würde die Warnung nachdrücklicher ausgefallen seyn, und sie wäre wohl nicht ohne einen Ausbruch des paulinischen Feuereifers geblieben.) Dass aber Paulus von ihm als von einem Christen spreche (V. 20), vertrage sich recht gut mit seiner Excommunication, nach der es ihm nicht habe verwehrt werden können, den Namen Christ noch beyzubehalten. (Aber es ist ja nicht vom *Namen* Christ die Rede, sondern vom Christ *seyn*: Christ im realen Sinne hörte aber der Excommunicirte gewiss auf zu seyn; und die Hoffnung der Wiederaufnahme, welche der Vf. auch für seine Sache zu benutzen sucht, musste nach mehreren Jahren aufgegeben seyn, wenn der Irrlehrer so hartnäckig bey seinem Irrthum verharrte. Noch weniger genügt uns das über Alex. Gesagte. Der Vf. nimmt ohne Weiteres an, dass dieser A. zu Ephesus sey, also auch, dass P. an Timotheus *nach Ephesus* schreibe, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, wie wenig das seiner Erwähnung Vorhergehende und Nachfolgende zu dieser Annahme stimmet.

III. Den dritten Zweifelsgrund des Sendschreibens aus der Schwierigkeit, eine historische Situation für unseren Brief zu finden, und, wenn man mit genauer Noth eine ausgemittelt, damit Inhalt und Anlage des Briefes zu vereinigen, welcher nicht für den kurzen Aufenthalt des Timotheus zu Ephesus, der nach jener bekannten Annahme herauskommt, sondern für einen längeren und dauernden gemacht zu seyn scheine: diesen unseres Bedünkens wichtigsten Zweifel sucht der unverdrossene Anwald unseres Briefes durch mehrere Combinationen und Limitationen zu heben, als: die Reise Paulus durch Macedonien (Act. 20, 2) habe vielleicht länger gedauert, als man gewöhnlich annehme, vielleicht sey ein halbes Jahr oder länger verstrichen, ehe P. und Timotheus wieder zusammen gekommen, (womit aber doch, wie er selbst gesteht, nicht viel gewonnen sey); — Timotheus Aufenthalt zu Ephesus könne zuerst auf längere Zeit hinausgesetzt gewesen seyn, und uns unbekannte Ursachen (vermuthlich die Gegenwirkungen der Irrlehrer) hätten ihn vielleicht nach Empfang des Briefes bewogen, Ephesus zu verlassen; — was die Veranlassung des Briefes anlange, so habe das Sendschreiben darin Recht, dass P. bey seiner Abreise, nicht Flucht, aus Ephesus alles in guter Ordnung zurückgelassen und die nöthigen Einrichtungen vollendet haben könne und werde; allein die Absicht des Briefes sey auch nur so zu fassen, dass Timotheus die alte Ordnung der Dinge erhalten, nicht erst eine neue einführen solle. — Gleich aber nimmt der Vf. wieder als mit veranlassende Ursache des Briefes an, dass P. nicht Zeit und Musse genug gehabt haben möge, mit dem, erst kurze Zeit, vielleicht erst einige Tage vor der Abreise des Apostels zurückgekommenen, Timotheus ruhige Verabredung zu nehmen. — Den wichtigsten Antheil an der Veranlassung unseres Briefes sollen die Irrlehrer zu Ephesus haben; doch da gegen eben diesen Umstand das Sendschreiben nicht unbedeutende Zweifel erhebt, und diess mit früheren Einräumungen in Widerspruch kommen könnte: so sollen diese Irrlehrer, welche P. in Ephesus zurückliess, gar nicht sehr gefährlich gewesen seyn; Paulus habe sie bey seinem Aufenthalte daselbst unterdrückt gehabt, und Timotheus sey nicht ihrentwegen zurückgelassen worden (obgleich der Brief 1, 3 es selbst aussagt), sondern der Apostel habe vielleicht erst nach seiner Abreise besorgt, dass sie bey seiner Abwesenheit wieder auftreten möchten, zumal durch die Jugend des Timotheus muthig gemacht. — Wir überlassen es den unbefangenen Lesern, hierüber zu urtheilen; für uns selbst ist diese Vertheidigung nicht überzeugend gewesen. Überhaupt findet Rec. die ganze Annahme zu gewagt, dass Timotheus nach Ephesus zurückgekommen seyn soll, da wir ihn *vor* P's. Abreise von da, und *nach* derselben in Macedonien und Griechenland wissen.

IV. Es war nunmehr die scharfsinnige Beweisführung des *Schleiermacherschen* Sendschreibens aus der ganzen charakter- und stimmungslosen Anlage und Natur des Briefes zu widerlegen. *Schl.* nämlich findet den Brief darum verdächtig, weil er weder den abhandelnden noch den brieflichen Charakter an sich trage. Unser Vertheidiger hält den Brief allerdings für einen Lehr- oder Geschäfts-Brief, behauptet aber auch zu gleicher Zeit, dass er nicht leer sey von dem, was ein vertrautes Verhältniss zwischen dem Briefsteller und Empfänger voraussetze. „Sollte nicht schon die Veranlassung und der Zweck, weswegen er von P. aufgesetzt wurde, Beweis genug seyn für die Zärtlichkeit und Fürsorge, mit der dem

Apostel auf das Wohlseyn seines Freundes und den ungestörten Fortgang von dessen Bemühungen bedacht war?" (Es ist aber nur von dem, was im Briefe *ausgedrückt* ist, vom Tone desselben die Rede, nicht von dem, was hypothetisch in Paulus Seele vorging.) „Möchte jemand wohl in den andringenden Worten, womit P. seinen Timotheus auffodert, den edlen Glaubenskampf standhaft auszukämpfen, sich von jedem Laster rein, für jede Tugend heilig zu halten — in diesen Worten den Freund und Lehrer verkennen, dem das Bewährt erfunden werden seines Freundes und Zöglings an dem Tage der glorreichen Erscheinung des Welterlösers nichts weniger als gleichgültig war? Sollte auch die dem Inhalt nach zwar bloss diätetische Gesundheitsregel, deren Ausdruck aber nichts destoweniger die zärtlichste, um alles sich bekümmernde Fürsorge ausspricht — sollte auch diese nur von einem solchen kommen, der dem Timotheus nicht weiter bekannt, von ihm nur gelegentlich ersucht worden wäre, ihm einmal einen Brief zu schreiben?" (Dieser Umstand spricht eher gegen einen Unterschieber als für den vertraulichen Ton des Briefes überhaupt.) „Ja sollte endlich die ganze Haltung unseres Briefes, der zuversichtliche Ton, der in demselben herrschet, und gar keine Zurückweisung seiner gutgemeinten Rathschläge befürchtet, diess plötzliche Abspringen und Hinübereilen von einer Vorschrift zur anderen, von einer Ermahnung zu einer zweyten; sollte dieses alles nicht die sichere Erwartung von Seiten des Schreibers voraussetzen, dass dem Empfänger auch diese blossen kurzen Hindeutungen verständlich und am wenigsten die Freymüthigkeit anstossend seyn würde, mit der er alle Puncte erörtert, und über jeden seine Meinung ohne Zurückhaltung mitgetheilt hatte? Und lässt sich dieses alles ohne Voraussetzung einer bestehenden freundschaftlichen Verbindung, wo der eine des anderen völlig gewiss ist, denken?" (Diess sey eine Probe der apologetischen, etwas mühsamen Manier des Vfs., und zugleich seines, wenigstens für wissenschaftliche Gegenstände etwas weitschweifigen Styles.)

Hierauf folgt nun der Vf. der *Schleiermacherschen* Analyse unseres Briefes, welche zum Zweck hat, den Vorwurf zu begründen, dass die Behandlungsart der Gegenstände in demselben des paulinischen Charakters unwürdig sey. Hier zeigt er sehr viel exegetisches Talent und Gewandtheit; dass er manches nicht einsehen kann, was das Sendschreiben gewiss mit Grund behauptet, muss man seiner apologetischen Tendenz zu Gute halten. Ganz verunglückt scheint Rec. der Versuch, die Stelle 1, 8—10, wo sich der Briefsschreiber über die Gültigkeit und den Werth des Gesetzes erklärt, mit der paulinischen Lehre vom Gesetz und besonders mit der Stelle Gal, 5, 18 ff. in Harmonie zu setzen. Der Fehler scheint uns darin zu liegen, dass der Vf. die ἀνόμους u. s. w. zum Theil von den *vor* dem Gesetz Lebenden versteht, da doch von der vorchristlichen gesetzlichen Periode hier gar nicht die Rede ist, so wie sonst; ist aber an die nach dem Messias in der christlichen Periode Lebenden zu denken, so erhält man einen Widerspruch mit Paulus Lehre, nach welcher das Gesetz überhaupt abrogirt ist. — Die sehr umständliche Vertheidigung der Stelle 1, 12. 13, wo Paulus an sein Betragen vor seiner Bekehrung erinnert, hat uns ebenfalls nicht genügen wollen; dass dieser Brief an seinen Freund Timotheus gerichtet ist, ist ein Umstand, der, ungeachtet der richtigen Wahrnehmung des Vfs., dass P. dergleichen Bemerkungen absichtlos und unwillkührlich anbringe, immer anstössig bleibt. — Über den Anfang des 2 Cap. ist der Vertheidiger zwar glücklich genug, aber das μεσίτης V. 5 macht ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, viel Mühe. — Den Einwurf des Sendschreibens, dass der Briefschreiber den V. 8 von neuem aufgenommenen Gegenstand schon V. 9 wieder fallen lasse, hebt er so, dass er V. 8 als eine Wiederaufnahme der Materie nicht zum Fortsetzen, sondern zum Beschliessen ansiehet, und mit V. 9 eine ganz neue Gedankenreihe angehen lässt, für uns nicht überzeugend. — Gegen die vom Sendschreiben angenommene Compilation der Stelle 3, 1—7 aus Tit. 1, 5—9 werden Gründe vorgebracht, die nicht alle tüchtig sind, als: ein Compilator würde kein Bedenken getragen haben, die ganze Stelle, so wie er sie bey Titus fand, wörtlich abzucopiren; eben so wenig stimme für einen Compilator die Verschiedenheit in der Anordnung der Materien u. s. w. Consequenz bey einem Compilator vorauszusetzen, ist ganz am unrechten Orte. — Die Erklärung des τάχιον V. 14 durch *eher* (als ich anfangs wollte), womit der Vf. einem *Schleiermacherschen* Einwurfe begegnet, verträgt sich nicht mit dem βραδύνω V. 15, welches als der natürliche Gegensatz das τ. zum *bald*, *nächstens* macht, wie jeder Unbefangene fühlen muss. — Die Rettung des Zusammenhanges zwischen der Stelle στύλος καὶ ἑδραίωμα V. 15 und dem Vorigen ist, wenn sie auch nicht gelungen seyn sollte, doch nicht ohne Scharfsinn. — Sehr umständlich und gründlich vertheidigt der Vf. die gewöhnliche Erklärung des καταλέγεσθαι Cap. 5, 9 vom Verzeichniss der armen zu unterstützenden Wittwen; doch scheinen Rec. einige Schwierigkeiten noch nicht ganz gehoben. — Um den Unzusammenhang in Cap. 6 zu entschuldigen, nimmt der Vf. an, dass unser Brief auf der Reise unter mancherley Unterbrechungen in verschiedenen Absätzen, und eben daher auch in verschiedenen Stimmungen geschrieben sey.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Religionsvorträge im Geiste Jesu für alle Sonn- und Fest-Tage des Jahres, zur Erbauung gebildeter Familien u. zur Vorbereitung angehender Kanzelredner aus allen christlichen Parteyen*, von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, Consistorialrathe, erstem Prof. der Theologie, Superintendenten und Stadtpfarrer zu Christian - Erlangen. 3ter und letzter Band. 1809. VIII u. 572 S. 8. (2 Rthlr.) S. Recens. des 1sten Bdes. 1804. No. 179.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MÄRZ, 1809.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Röwer: *Bemerkungen über den ersten paulinischen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritische Sendschreiben von Hn. Prof. Schleiermacher*, von H. Plank u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nachdem nun diese Gegenanalyse vollendet ist, erhebt der Vf. eine sehr weitläuftige Anklage gegen das Sendschreiben, dass es zu den negativen Beweisen so gar wenig *Positives* hinzugefügt habe, dass es nicht angegeben, von welchem Zwecke der Falsarius ausgegangen, nichts bestimmt über seine Person, sein Zeitalter, den Ort, wo er lebte, die Art, wie es ihm möglich geworden, sein Machwerk als paulinisches zu verbreiten. Dieses Positive hinzuzufügen, sey eine unerlässliche Foderung der höheren Kritik; nur durch dasselbe hätte die übrige Beweisführung Haltung und Gewicht bekommen können. Gerade diese Enthaltung vom Positiven haben wir an dem Sendschreiben gerühmt, und rühmen es noch; durch diese von Hr. P. so sehr vermisste Positivität der Untersuchung ist die Einleitung ins A. und N. T., besonders die erste, der Sammelplatz von Hypothesen und Vermuthungen geworden. Freylich wenn sich in unserem Briefe eine handgreifliche falsarische Absicht (die noch dazu unchristlich oder unpaulinisch wäre) entdecken liesse: so würde die Bezweiflung desselben leichter seyn, und *Schleiermacher* hätte weniger Mühe gehabt; aber sollte nicht auch eine Unterschiebung ohne eine solche denkbar seyn? Der Vf. zeigt, dass die im Sendschreiben angegebenen Zwecke der Unterschiebung aus exegetischen Gründen nicht angenommen werden können, indessen könnte man die Vorschriften über den Wittwenstand noch immer als Zweck gelten lassen. Allein wenn auch jener wegfallen müsste: so würde damit dem Beweise des Sendschreibens wenig oder gar nichts geschadet seyn, indem die Kritik nach unserer Einsicht lediglich nur negativ seyn darf. Die Schwierigkeit, dass nach der Hypothese des Sendschreibens der Falsarius zu künstlich erscheine, besonders in Nachahmung des paulinischen Styls, die sich auch Rec. aufgedrungen hatte, hebt der Vf. gut heraus (S. 247). Trefflich ist der Umstand benutzt, dass Paulus nicht nach Ephesus zurückgekommen sey, wie 3, 14 und 4, 13 unseres Briefes versprochen wird: ein Compilator werde schwerlich dergleichen geschrieben haben. Die Fiction des diätetischen Rathes 5, 23 ist allerdings für einen Compilator zu künstlich. Der Vf. schliesst mit dem Beweise, dass es nicht historisch wahrscheinlich sey, dass der Falsarius sein Machwerk als paulinisches geltend gemacht haben könne. Hierüber können wir nichts sagen, als dass der Vf. ganz andere und viel günstigere Begriffe über die Art der Verbreitung der neutestamentlichen Schriften haben muss, als es uns bisher gelungen, darüber zu erhalten. Weiter uns zu erklären, würde zu weit führen.

Mit Gewissheit können wir dem Vf. den Beyfall des Publicums zusagen. Seine gelehrten scharfsinnigen Bemühungen, unterstützt durch theologisches Interesse und Liebe zum Alten und Positiven, werden ihr Ziel nicht verfehlen. Wer aber die Kraft hat, sich über gewisse Dinge im kritischen Skepticismus zu erhalten, wird, so wenig er der *Schleiermacherschen* Beweisführung unbedingten Glauben zugeschworen haben wird, nach dieser Widerlegung sie nicht für abgethan halten, und ihre Gründe bey Seite liegen lassen. Die mühsame künstliche Vertheidigung des Vfs. verräth selbst, dass den bestrittenen Brief nicht leicht wegzuräumende Schwierigkeiten drücken.

n.

Göttingen, b. Dieterich: Dr. *Christoph Friedrich Ammon's*, Consistorialr. u. Prof. der Theol. auch ersten Universitätspredigers, *Inbegriff der evangelischen Glaubenslehre.* Nach dem lateinischen zu akademischen Vorlesungen bestimmten Lehrbuche von dem Vf. selbst bearbeitet. 1805. 332 S. u. 2½ Bog. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Titel der deutschen Übersetzung so wenig als des lateinischen Lehrbuches (*Summa Theologiae christianae*) bezeichnen das Charakteristische dieses gehaltvollen Werkes. Doch ist der lateinische Titel noch umfassender, da man sich unter christlicher Glaubenslehre auch die Glaubenslehre der christlichen Kirche denken kann, welche oftmals verschieden ist von der Glaubenslehre des Evangeliums. Richtiger würde der Titel des Buches heissen: „Darstellung der christlichen Glaubenslehren nach den Grundsätzen der heiligen Schrift, der protestantischen Kirche und eines vernünftigen Nachdenkens." Der Vf. theilt uns den Plan seines Werkes umständlicher mit in der Vorrede zur lateinischen Ausgabe, welche aber hier ebenfalls in der Übersetzung vorgedruckt ist. Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über das Verhältniss der reinen Vernunfttheologie zur positiven, und der Nothwendigkeit einer

weisen Verbindung beider auch in unseren Tagen, fährt er S. XVIII fort: „Ich habe mirs zur Pflicht gemacht, bey jedem einzelnen Lehrsatze zuerst von den Ideen der Bibel auszugehen (doch hat der Vf. Ausnahmen gemacht, und bisweilen zuerst die Lehren der Vernunfttheologie dargestellt), die Beweisstellen chronologisch zu verzeichnen, und zugleich die Resultate zu benutzen, zu welchen uns die biblische Theologie und die gründliche und vorurtheilsfreye Exegese unserer besten Schriftforscher verholfen hat, so kurz auch oftmals der Sinn derselben gefasst, oder nur angedeutet werden konnte. Unmittelbar auf sie liess ich die Bestimmung dieser Sätze nach unseren symbolischen Büchern, deren Kenntniss kein gründlicher Lehrer unserer Kirche, wäre es auch nur in historischer Rücksicht, entbehren kann, und zugleich die Ansichten eines Luther, Melanchthon, Chemnitz, Calov, Quenstedt, Hollaz und anderer Gotteslehrer folgen, die man sonst durch den Beynamen der *Rechtglaubigen* zu ehren suchte. Zuletzt glaubte ich, mit Rücksicht auf die Verdienste und Belehrungen der hellesten und unbefangensten Theologen der nächstvorigen und jetzigen Zeit, mit einer bescheidenen, und den Bedürfnissen des laufenden Zeitalters entsprechenden Kritik der älteren Vorstellungen eintreten zu dürfen." — Man kann schon nach diesen Angaben vermuthen, dass dieses Lehrbuch eine grosse Menge Ideen umfasst, welche nur mit wenig Worten dargestellt, bisweilen nur angedeutet seyn können, und dass es folglich denen, die es zum Leitfaden ihrer Vorlesungen wählen, reichlichen Stoff zu ausführlichen Belehrungen darbietet, und sie nirgends in Verlegenheit setzt, was sie mehr, als das Compendium bereits enthält, vortragen sollen. So ist es auch in der That, und für jüngere Theologen, welche dasselbe bey ihren eigenen Studien zum Grunde legen wollen, ist durch eine hinlängliche und ausgewählte Literatur gesorgt, durch welche sie sich weiteren Unterricht verschaffen können. Freylich wird der angehende Theolog, welcher nach diesem Lehrbuche unterrichtet wird, oder sich selbst unterrichtet, schwerlich zu einer umfassenden und fruchtbaren Übersicht der ewigen und unveränderlichen Wahrheiten kommen, durch welche er sich selbst und seine Brüder veredeln und beruhigen soll; er wird zwar die biblischen und kirchlichen Lehrsätze nach den Aussprüchen der gesunden Vernunft, der Erfahrung, dem Masse unserer jetzigen Natur- und Geschichtskenntnisse beurtheilen, aber weniger die Wahrheiten zusammenfassen und nach einem festen Princip ordnen lernen, welche die Vernunfttheologie ausmachen. Noch weniger wird er im Stande seyn, den Geist des Evangelii Jesu aufzufassen, und sich von ihm durchdringen zu lassen. Denn er findet hier zwar die einzelnen Lehren des Evangelii nach ihrer Entstehung und Fortbildung; da es aber, nach des Vfs. Absicht, darauf ankam, bey jeder zu zeigen, wie sich die Kirchenlehre daraus gebildet habe: so musste nicht nur die dem Evangelio fremde Anordnung und Benennung der Lehrsätze des kirchlichen Systems befolgt, sondern auch überall von dem, was nach der Kritik der Vernunft als Darstellungsart, als Anbequemung u. s. w. wegfällt, so viel angeführt werden, als von dem, was da bleibt. Das als wesentliche Lehre des Evangeliums Bleibende ist hier nicht zusammengefasst, und brauchte auch nach dem Zwecke des Lehrbuches nicht zusammengefasst zu werden; nur dass auch der jüngere Theolog nicht glaube, er sey nach dem Studio dieses Lehrbuches mit dem Geiste der Lehre Jesu vertraut, und brauche nicht durch eigenes Studium des N. T. und anderweitige Anleitung noch vertrauter damit zu werden. Dem Vf. ist kein Vorwurf daraus zu machen, dass man aus diesem Buche keine deutliche, zusammenhängende und belebende Übersicht der Vernunfttheologie und des reinen biblischen Christenthums erhält. Dieser Zweck kann bey dem Plane einer Zusammenstellung der Vernunft-, Bibel- und Kirchen-Lehre nicht erreicht werden; aber dieser Plan hat unleugbar viele andere Vortheile. Er leitet zu einem unbefangenen Forschen, verschafft einen Reichthum von Kenntnissen, lehrt dieselbe Sache von allen Seiten betrachten, und Rec. würde als akademischer Lehrer dem Beyspiele mehrerer folgen, die diese Epitome zum Leitfaden ihrer Vorlesungen bereits gewählt haben.

Eine sehr wesentliche Lücke würde er aber dadurch ausfüllen zu müssen glauben, dass er theils den Begriff der Offenbarung genauer bestimmte, und ihn mit dem verbände, was Hr. *A.* in der Einleitung ganz übereinstimmend mit des Rec. Meinung über positive Theologie gesagt hat, theils die Gründe aufstellte, warum manches, das sich als Bibellehre erweiset, doch in Wegfall verschrieben werden könne. Rec. kann es durchaus nicht billigen, dass aus den Prolegomenen das Capitel *de scriptura sacra* weggeblieben ist. Hier hätte kürzlich auf die grosse Verschiedenheit der Vorstellungsarten und Darstellungsarten in der Bibel und auf die Ursachen dieser Verschiedenheit hingewiesen, hier hätten die Grundsätze aufgeführt werden sollen, wonach das Allgemeingültige und Ewigbleibende der Bibellehren von dem Temporellen und Localen zu trennen sey; hier wäre mit Wenigem zu berühren gewesen, in wie fern eine biblische Theologie möglich und in wie fern sie nicht möglich sey, und welche Aufeinanderfolge der biblischen Bücher man annehme. Hr. *A.* versichert, um bey diesem letzten Puncte stehen zu bleiben, er habe bey Entwickelung der biblischen Lehren die Stellen der Bibel chronologisch geordnet. Aber welche Chronologie ist denn befolgt? Geht man die Entwickelung der einzelnen Lehren durch: so findet man z. B. das Buch Hiob an sehr verschiedenen Stellen, die Psalmen als ein Ganzes, das einer Zeit angehört u. dgl. Die Apokryphen stehen jedesmal hinter den kanonischen Büchern, ungeachtet es der Vf. wohl selbst kaum leugnen wird, dass das erste Buch der Maccabäer und wahrscheinlich ein grosser Theil des Siraciden älter ist, als der grösste Theil des Daniel. Rec. kann hiebey eben so wenig ins Detail gehen, als er an Bey-

spielen zeigen will, wie wenig oftmals von Bibellehre, sondern von der Lehre einzelner biblischer Bücher die Rede seyn sollte. So wie man die Lehre *de scriptura sacra* ungern vermisst: so sollte auch die Lehre vom Gebet und von Beichte und Absolution nicht übergangen seyn. Nicht ein Wink ist gegeben, warum Hr. *A.* diese Lehren ausschliesst.

Bey dem unverkennbaren Werthe des Ganzen wird es nicht fehlen, dass das Buch eine neue Auflage erhält. Rec. zeigt daher noch einiges an, was er bey derselben verbessert zu sehen wünscht. In die Behandlung der einzelnen Lehren ist mehr Gleichheit zu bringen. Die Lehre von der göttlichen Regierung ist mit einer unverhältnissmäsigen Weitläuftigkeit und beynahe in asketischem Tone vorgetragen, und der Vortrag hat auch gerade die Ungründlichkeit, welche man so oft an asketischen Schriften tadelt. Als Bestandtheile des teleologischen Beweises für die göttliche Regierung sind angeführt, und in einzelnen §§. ausgeführt: 1) die weise Einrichtung der Welt zur Glückseligkeit überhaupt; besonders *in Rücksicht der Metalle, Pflanzen und Thiere;* und noch mehr in Rücksicht der Menschen; 2) die treffliche Einrichtung der Welt zur sittlichen Bildung des Menschengeschlechts. Beweis von der Vorsehung aus der Freyheit des Menschen; Spuren der Vorsehung in der politischen, moralischen und religiösen Erziehung der Menschen; *Spuren der Vorsehung in dem Leben ausgezeichneter Menschen;* (eine wahre teleologische Tirade, welche sich Recensent in dieser Unbestimmtheit nicht auf der Kanzel erlauben würde. So darf in einem wissenschaftlichen Werke eine Theodicee nicht mehr versucht werden.) 3) Die moralische Ordnung der Dinge, worin wir leben. Nun kommen die Einwürfe und dann deren Widerlegung. — Gegen diese so ausführlich behandelte Lehre sticht es sehr ab, die Lehre von der *Erhaltung* ganz übergangen zu sehen, weil der Begriff Erhaltung in dem Begriff der Schöpfung enthalten sey. Wenn dieses auch seine volle Richtigkeit hätte: so ist doch die Lehre *de conservatione* in dem kirchlichen System nicht nur besonders ausgeführt, sondern auch die biblischen Schriftsteller reden sehr häufig davon, dass durch Gott die geschaffenen Dinge fortdauern. — Ungleich ist sich Hr. *A.* auch darin, dass er bisweilen die Ordnung alter Lehrbücher befolgt, bisweilen sie verlässt, und Beides ohne gültigen Grund. Zwischen den Lehren von der Schöpfung und Vorsehung steht sehr unbequem die Lehre von dem Ursprung und der Fortpflanzung der Sünde. In dem Abschnitt: von der Art und Weise, wie wir durch Christum selig werden sollen, lässt Hr. *A.* die Lehren in dieser Ordnung auf einander folgen: Von der Berufung und Vorherbestimmung; vom Glauben; von der Versöhnung; von der sittlichen Ausbildung des versöhnten Menschen. In anderen Lehrbüchern gehen die Lehren *de redemtione et reconciliatione* und *de fide* den Lehren *de vocatione* und *praedestinatione* voran, und das aus dem sehr richtigen Grunde, weil sich die Lehre von der Vorherbestimmung auf die Lehre von dem zur Versöhnung wirksamen Tode Jesu und von dem Glauben an ihn beziehen. — Sonderbar ist es, dass Hr. *A.* bey der historischen Entwickelung biblischer Lehren oftmals zuerst eine Stelle des N. T. bisweilen der spätesten Bücher anführt, als ob darin das Resultat aus allen vorhergehenden Büchern enthalten wäre. Z. B. bey der Lehre von den guten und bösen Engeln, §. 65, heisst es: Den Begriff eines bösen Engels (2 Petri 2, 4) bezeichnen die heiligen Bücher also, dass sie ihn als einen Verführer und Gegner der Menschen u. s. w. schildern. Diese Schilderung ist nicht in der angeführten Stelle enthalten, welche weiter nichts besagt, als dass einige Engel gesündigt hätten, die Gott zum Gericht aufbehalte. — Rec. hebt die Lehre vom Satan aus, weil gerade die Entwickelung derselben sehr unhistorisch ist. Zu der Bemerkung: die heiligen Schriften bezeichneten den Satan als einen Verführer der Menschen, sind 1 B. M. 3, 1 und Joh. 8, 44 angeführt. Dieser Verführer der Menschen wird mit dem Satan, Hiob 1, 6, identificirt, und sodann wieder als ein Urheber des Leidens und des Bösen unterschieden u. s. w. Wie viel tiefer ist der Ursprung des Glaubens an den Satan und die Übertragung chaldäischer Ideen und Parallelisirung derselben mit biblischen zu suchen!

Hf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Probe einer Psalmenübersetzung* vom Hn. Katecheten *Stuhlmann* (,) *mit Einleitungen und Anmerkungen* von *Gurlitt*, Doctor der Theologie. Zur Ankündigung der Prüfungen im Johanneum ff. 1807. 62 S. 4. (10 Gr.) Hr. *Stuhlmann* geht in der gutgeschriebenen Einleitung zu seiner Übersetzung von der richtigen Bemerkung aus, dass die schöne Sammlung von kleinen Gedichten aus dem hebr. Alterthum, welche wir *Psalme* zu nennen pflegen, *metrisch* übersetzt werden müsse, dass man sich aber bey der grossen Verschiedenheit des Inhalts und des Sylbenmasses der Originale keineswegs bey *allen* Psalmen auf das *jambische* Metrum beschränken dürfe, wie bis dahin fast alle neueren Gelehrten, die ihren Übersetzungen eine dichterische Form gaben, gethan haben. Sollte sich freylich auch nicht mit solcher Zuversicht, als von Hn. *St.* S. 3 geschieht, behaupten lassen, dass die hebr. Poesie fest bestimmte, regelmässige Metra hatte: so fodert doch allerdings die Mannichfaltigkeit der Tendenz und des Tons der hebr. Gedichte den deutschen Übersetzer auf, mit dem Sylbenmasse zu wechseln. Hr. *St.* hat nun einen schätzenswerthen Versuch gemacht, eine kleine Auswahl von Psalmen theils in Hexametern, theils in abwechselnden Hexametern und Pentametern, theils in einem horazischen Oden-Metrum zu übersetzen. Wir geben von allen 3 Versarten eine Probe. Von dem im heroischen Sylbenmass gelieferten 104. Psalm folgende Anfangsverse:

1. Sing, o Seele, Jehoven! — Jehova, mein Gott, überalles
Gross bist du! Majestätisch und prachtvoll bist du gekleidet!
2. Du, der in Licht wie im Mantel gehüllt, gleich Decken die Himmel
3. Breitete, der sich aus Wasser die himmlischen Hallen erbaute,
Wolken zum Wagen erkohr, auf Flügeln des Windes einherfuhr;
4. Stürme zu Boten erlas, zum Diener den flammenden Blitzstrahl,
5. Und einsenkte den Erdball, grundfest, nimmer zu wanken! —

Hier hat Hr. *St.* nur die Regel nicht immer befolgt, die er sich selbst S. 4 vorschreibt, dass nämlich, dem hebr. Original gemäss, mit jeder Stanze der Sinn schliessen müsse. In Ansehung des Metrums selbst weniger gelungen sind folgende Verse des 44 Psalms:

2. Gott! wir haben gehört; uns haben die Väter erzählet,
   Was du für Thaten gethan, damals in voriger Zeit,

3. *Wie* du, *wie* deine Hand die Heiden verjagt, sie gepflanzet,
   Nationen vertilgt, sie in die Stelle gesetzt.

4. Wahrlich! sie hätten diess Land mit Schwerdtschlag nimmer erobert,
   Nicht ihr eigener Arm hätte die Siege vermocht;
   Deine Rechte nur that es, und dein Arm, und deiner Augen
   Heiterer Blick; denn du sahst mit Gefallen auf sie.

Der im horazischen Sylbenmass übersetzte 14 Psalm beginnt nach Hn. *St's.* Übersetzung also:

1. Es spricht im Herzen der *Schalk*: es ist kein Gott!
   Verderbliche, schändliche Thaten!
   Keiner, der Gutes übt!

2. Vom Himmel schaut auf die Menschen Jova hin,
   Zu sehen, ob einer verständig,
   Eingedenk Gottes sey.

Hier ist nur beym ersten Verse zu erinnern, dass die Connexion der zweyten Strophe dem, der das Original nicht vergleichen kann, nicht deutlich seyn dürfte, und dass in der ersten Strophe das Wort *Schalk* nicht passend ist, da es nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht einen frechen, irreligiösen Frevler, sondern den Listigen, der nicht gerade böse Absichten hat, bezeichnet. Rec., dem für den 14 Psalm das jambische Sylbenmass genügend scheint, übersetzt den ersten Vers so:

„Es ist kein Gott!" so denken Frevler;
Verderblich, schändlich ist ihr Thun;
Kein einziger übt Gutes aus.

Sollte Hr. *St.*, wie wir vermuthen, von der ganzen Psalmen-Anthologie eine Übersetzung in verschiedenen Versarten liefern wollen (die gegenwärtige Schrift enthält nur 17 Psalme, nämlich Ps. 104. 44. 12. 14. 20. 21. 26. 30. 57. 114. 121. 122. 126. 128. 129. 137 und 48), so wird er hoffentlich den *Voss*ischen Hexameter und die *Ramler*'sche und *Voss*ische Übersetzung der horazischen Oden noch mehr zu Mustern in dem Bau seiner Verse nehmen.

Die den Übersetzungen beygefügten exegetischen und kritischen Bemerkungen des Hn. *St.* und die noch ausführlicheren Anmerkungen des Hn. D. *Gurlitt*, so wie des Letzteren Einleitungen in die einzelnen Psalme, verdienen noch insbesondere für das gelehrte Studium dieses Theils der biblischen Urkunden beachtet zu werden. Es ist darin nicht bloss von früheren exegetischen Arbeiten ein zweckmässiger Gebrauch gemacht, sondern auch manche eigene beyfallswürdige Idee dargelegt worden. Hn. *Gurlitt's* Anmerkungen dienen zuweilen zur Berichtigung oder zur Bestätigung der Übersetzung und Bemerkungen des Hn. *St.* — *Ps.* 104, 13 liest Hr. *St.* in Piel תְּשַׂבֵּעַ — „*du sättigest* die Erde mit Früchten", wodurch freylich der Vers in so fern fliessender wird, als im Vorigen und Folgenden Jehovah als handelndes Subject dargestellt ist. Indess im Hebräischen nicht bloss, sondern auch in anderen Sprachen wechseln Dichter, selbst in zusammenhängenden Strophen, mit den verschiedenen Formen, und es kann daher auch nach der masoreth. Lesart sehr wohl übersetzt werden: „Von Früchten, die du schufst, *ersättigt sich* das Land." V. 14 u. 15 theilt Hr. *St.* mit Recht anders ab, indem er mit להוציא und nachher auch mit להצהיל einen neuen Vers anfängt; aber die Übersetzung V. 14: „Dass Kraut spriesse den Thieren und *Saat für menschlichen Feldbau*" können wir nicht billigen. Hr. *G.* bemerkt sehr richtig, dass עֲבֹדָה in der Dichtersprache das Vieh, als Dienerschaft des Menschen, heissen könne, und er stimmt der *Herzel*schen Übersetzung bey: *Saat für das Vieh des Ackermanns.* Allein עֵשֶׂב heisst überhaupt nicht *Saat*, sondern eben so wie חָצִיר *Gras* oder *Kraut*. Beide Strophen sind hier ganz parallel. — Ps. 14, 4. welchen V. sammt dem dritten Hr. *St.* mit Recht als Rede Jehovahs nimmt, übersetzt er: „Ha! fühlen sollen die Übelthäter *all*, | Gesättigt vom Mark meines Volkes, | den sie verschmähn, den Herrn!" — Es scheint also, er construirt die letzten Worte des Verses יְהוָה לֹא קָרָאוּ *Jovam (quem) non invocant q. s. quem despiciunt* mit den ersten Worten הֲלֹא יָדְעוּ. Diess ist aber sehr hart, da so viele Worte dazwischen stehen, und überdiess ist nun אָכְלוּ לֶחֶם gar nicht ausgedrückt. Hr. *G.*, mit jener Übersetzung, die mit der *Jacobischen* im Wesentlichen übereinstimmt, nicht zufrieden, nimmt הֲלֹא יָדְעוּ elliptisch: „Wollen sie nicht einsehen, fühlen, (*scil.*) dass sie verderbt sind" — (diess wäre aber eine sehr gewagte Ellipse); sodann trennt er אֹכְלֵי עַמִּי vom Folgenden und macht אָכְלוּ לֶחֶם zum Gegensatz der Worte יְהוָה לֹא קָרָאוּ und „*Brod essen*" soll stehen für: *köstlich leben, schmausen* (wofür wir aber beym Hn. Vf., so wie bey anderen Exegeten, bey denen wir dieselbe an sich höchst unwahrscheinliche Behauptung gefunden zu haben uns erinnern, den Beweis vermissen), so dass der Sinn sey: „Ein Freudenleben leben sie, aber um Jehova kümmern sie sich nicht." Der ganze Vers würde sodann einen recht guten Sinn geben; allein die Erklärung ist, wie wir bereits angedeutet haben, zu willkührlich; die Worte אכלי עמי und אכלו לחם machen auch ohne Zweifel nur Einen Satz aus. Rec. möchte פעלי nicht als Particip, sondern als *accusat. plur.* von פֹּעַל *opus* nehmen „*nonne cognoscunt opera iniqua?*" und der Sinn wäre: „Sie sind moralisch so verdorben, dass sie alles Böse, das sie begehen, gar nicht einmal dafür erkennen." Die folgenden Worte: „Sie fressen mein Volk, als fräsen sie Brod" sind dann ein individueller Satz und als Bild der Grausamkeit und Gefühllosigkeit, womit die Feinde des hebräischen Volks dasselbe placken und plagen, zugleich ein Beleg des voraufgehenden allgemeineren Satzes. Damit könnte sich dann die Rede Jehovahs schliessen, und die Worte יְהוָה לֹא קָרָאוּ könnten den folgenden 5ten Vers anfangen. Zu Ps. 21, 13, wo Hr. *G.* sehr wohl erinnert, dass das Wort שֶׁכֶם an und für sich nicht *Knechtschaft* heissen, dass aber der ganze Satz: „Du belegst ihnen die Schulter" auf den Begriff der Knechtschaft führen könne, ist auch noch 1 Mos. 49, 15 zu vergleichen, wo נָטָה שִׁכְמוֹ so viel ist, als *subire servitutem.* — Bey Ps. 121, 6, welche Stelle den Auslegern so sehr aufgefallen ist, bringt Hr. *G.* zwey Vermuthungen bey; *entweder* soll aus dem Text ein Wort herausgefallen seyn, welches das Wohlthätige des Mondes andeutete, z. B. אוֹרְךָ *lux tua erit luna*, oder יַנְחְךָ *ducet te*, oder יִשְׁמְרֶךָּ *custodiet te, oder* es soll nichts ergänzt, dagegen aber ו im zweyten Gliede als *partic. adversativa, sondern*, genommen werden und נכה bey beiden Subjecten (Mond und Sonne) die allgemeinere Bedeutung *treffen, berühren* haben. Beide Vermuthungen scheinen uns vieles gegen sich zu haben; dagegen aber glauben wir, dass alle Schwierigkeit dieser Stelle durch Vergleichung von *Virgil. Aen. VI*, 270. 271 oder *Georgic. III*, 336. 337 gehoben wird. — Bey Ps. 137, 5 hat Hr. *G.* S. 54 die scharfsinnige, beyfallswürdige und, so viel wir wissen, ganz neue Conjectur aufgestellt, dass nach תִּשְׁכַּח יְמִינִי wegen Ähnlichkeit der Sylben מִנַּי ausgefallen sey, und S. 59 vermuthet er, nicht weniger ingeniös, dass עַל־מוּת, womit sich in unserem masoreth. Texte Ps. 48 so unpassend schliesst, als Ein Wort (עלמות) zur Überschrift des folgenden Ps. gehöre, und eben so wie Ps. 9, 1 (vgl. 1 Chron. 15, 20) ein Musikinstrument bezeichne. — Noch müssen wir bemerken, dass Hr. *G.* hie und da treffliche hermeneutische Erinnerungen (z. B. S. 24, dass man neuerdings in der Festsetzung von Chor- und Stimmen-Abtheilungen in den Psalmen zu weit gegangen, und S. 32, dass sehr viele Psalmen, in denen man Localveranlassungen aus Davids Geschichte sucht, sicherlich nur Ausbrüche von augenblicklichen Empfindungen oder temporellen Gemüthsstimmungen des gerührten Dichters seyen) und kleine, theologischen Vorurtheilen entgegengesetzte Excurse (z. B. S. 13—15 über das Recht der Israeliten auf Canaan, S. 26 über Ursprung und Würdigung der Opfer) mit liberalem Geiste beygefügt, und dadurch diese Schrift für ihre nächste Bestimmung noch besonders nutzbar gemacht hat.

BMD.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MÄRZ, 1809.

JURISPRUDENZ.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Einfaches System des heutigen Civilrechts*, von Dr. *Heinrich Georg Wittich* (jetzt Tribunalrichter bey dem Tribunale erster Instanz in Goslar). Erster Band. Mit 2 Kupfertafeln. 1804. XX u. 407 S. Zweyter Band. 1805. XVI u. 365 S. Dritter Band. 1805. XII u. 400 S. 8. (5 Thlr. 6 Gr.)

Wenn man überhaupt dem Gelehrten, welcher einen seit einem Jahrtausend betretenen und, wenige Ausnahmen abgerechnet, fast ausschliesslich genommenen Weg verläfst, und sich einen anderen, bey der Umwälzung alles Positiven dem Zeitgeist angemesseneren, bahnt, um hiedurch neue Ansichten zu gewinnen, Dank schuldig ist: so muss dieser dem Vf. gegenwärtiger Schrift in einem um so höheren Grade zu Theil werden, als dieselbe das reine Product einer vorurtheilsfreyen und scharffinnigen Speculation ist, und in mehr als einer Rücksicht eine genauere Aufmerksamkeit verdient, als man ihr bis jetzt geschenkt zu haben scheint. Rec. hat sich als akademischer Lehrer schon mehrere Jahre des vorliegenden Werks bedient, und, ob er gleich mit dem Vf. nicht überall gleicher Meinung ist, wie das in einer positiven Wissenschaft nicht anders seyn kann: so gesteht er doch, mannichfache Belehrung daraus geschöpft zu haben, da der Vf., fern von der unseligen Methode der meisten Systematiker, einen schon gewonnenen Stoff in neue Formen zu giessen, vielmehr neuen Stoff zu gewinnen gesucht, und dabey so erfreuliche Beweise eines gründlichen Quellenstudiums gegeben hat.

Die Idee zu diesem einfachen Systeme des Civilrechts legte der Vf. schon 1797 in einem Programme: *Systema juris naturae in tabula depictum.* Goett. 1797. 8., nieder; 5 Jahre darauf theilte er den Grundriss desselben unter dem Titel mit: *Grundriss eines einfachen Systems der Pandecten*, von Dr. *G. H. W.* Götting. b. Schrader. 1802. 8; — und ob sich gleich, wie in unseren Zeiten zu erwarten war, engherzige bittere Gegner dagegen erhoben: so überzeugte ihn doch eine vieljährige Prüfung von der Zweckmässigkeit seiner Idee, die er denn durch vorliegendes Werk auszuführen beschloss. Dieses zerfällt in eine Einleitung, in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil. Die erste beschäftiget sich mit dem Begriff des Systems, der Literatur und dem Nutzen desselben, und wird für uns besonders dadurch sehr wichtig, dafs sie uns die Absicht und den Gesichtspunct des Vfs. vor Augen legt. Erstere war nämlich, eine Stellung der römischen für das in Deutschland anwendbare Civilrecht brauchbaren Sätze unter erste Principien zu bewirken. Sie schliesst daher die Geschichte der Gesetze, die Art neue Gesetze zu geben, und die Kunst dieselben auszulegen, als fremdartige Wissenschaft ganz von diesem System aus. Jene Principien aber sind theils *natürliche*, d. h. schon durch blosse Logik erkennbare Rechtssätze, theils *positive*, d. h. nur im erklärten Willen des Staats enthaltene Rechtsnormen, und diese nehmen dann ihre Richtung zur *Civilgesetzgebungspolitik*, einem wenig beachteten Theil der Gesetzgebungspolitik überhaupt. Beide Arten von Normen finden aber Anwendung, wenn Handlungen von Privatpersonen unternommen sind, und auch diese letzteren müssen in diesem Falle nach ihren Zwecken und den Grundsätzen der *Privatpolitik* erklärt werden, einer bisher unbekannten Wissenschaft, für welche sich mehrere Materialien im römischen Gesetzbuche finden. Was die Methode des Vfs. anlangt: so hat er immer sorgfältig die Grundsätze von ihren Folgerungen abgesondert, die ersteren in den Text verwiesen, und die letzteren in die Noten aufgenommen, überdiess die Beweisstellen für beide auch in so fern gesondert, dafs die für die Grundsätze meist *in extenso* nach dem Gebauer-Spangenbergischen Texte, und soweit Rec. verglich, sehr correct abgedruckt und mit den Namen ihrer Vff. versehen sind: eine Verfahrungsart, welche gegen alle jetzt bekannten auf eine sehr lobenswerthe Art absticht. Zur Erleichterung des exegetischen Studiums und zur Berichtigung mancher dogmatischer Irrthümer hat es ebenfalls der Vf. für rathsam gehalten, die positiven Grundsätze mit den eigenen Worten des röm. Gesetzbuchs darzustellen, u. zwar die griechischen Stellen mit einer deutschen Interlinearversion, woraus zwar das Unbequeme einer buntscheckigen Sprache entsteht, aber im Gegentheil auch eine glückliche Veranlassung, in mündlichen Vorträgen diese Grundsätze exegetisch und dogmatisch richtiger zu erklären, dargeboten wird. Antiquarische und bibliographische Notizen mussten, da das System nicht historisch, sondern nur logisch geordnet werden sollte, nach dem Plane desselben völlig ausgeschlossen bleiben. In dem der Literatur gewidmeten §. 2 theilt der Vf. die Hauptrubriken der Handbücher von *G. A. Struv*, *Hofacker*, *Hugo*, *Schmalz*, *Hufeland*, *Thibaut*, *des allgem. preuss. Gesetzbuchs* und des *Project de Code civil* mit, und giebt aus jeder dieser Schrif-

tene ine Probe des Details, wobey nur das zu wünschen übrig bleibt, dass die mitgetheilten Proben aus *einer* Lehre, und nicht nach Gutdünken ausgehoben seyn möchten, und nicht das Projet des Jahres III, sondern des Jahres XI, worauf sich auch nur einzig die gleichfalls angeführte *Analyse des observations des tribunaux d'appel* u. s. w. (sie ist aber von *Crussaire*) 1802. 4. bezieht, zum Grunde gelegt wäre. Und so wie diese gröstentheils alle die von *Cajus* gebrauchte Ordnung befolgten: so konnte der Vf. nur den einzigen *Domat* gewissermasen als seinen Vorgänger anerkennen, der dieselbe verliess, und eine neue selbstgeschaffene aufstellte. Hierauf folgt der allgemeine Theil: *Analyse des Vermögens als Gegenstandes der Rechtspflege, und unmittelbarer Civilrechtsgrundsatz, nebst den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit, der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik; sämmtlich nach vorausgeschickten allgemeinen positiven Regeln und einigen Begriffen.* Dieser Theil besteht eigentlich nur aus isolirten Begriffen und Sätzen, welche nie betrachtet werden können, wenn man seinen Blick nicht auf den speciellen Theil erweitert. Das erste Hauptstück, welches sich mit *den allgemeinen positiven Regeln und Begriffen* beschäftiget, zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) *Von zukünftigen*, d. h. noch zu erwartenden, *Rechtsnormen*, für die entweder ihr Inhalt unbestimmt gelassen, ihre Entstehungsart aber angegeben ist, wohin der Vf. das *Gewohnheitsrecht*, die *Gerichtsobservanz* und die *Wirkungen der Civilrechtsprivilegien* zählt, welche er sehr richtig als ein civilrechtliches Gesetz, welches wegen mehrerer zukünftiger Handlungen eine Ausnahme vom gemeinen Rechte enthält, zum Unterschiede von der Dispensation, welche sich nur auf *eine* zukünftige, und der Begnadigung, welche sich auf vergangene bezieht, erklärt. Dabey stellt er den wahren Grundsatz auf, dass positive Regeln über Interpretation einen Widerspruch enthalten (denn der Interpret wird von seinem Ziele, den Sinn einer Rede aufzufinden, durch positive, mithin für Auffindung des Sinnes unzwekmässige Gesetze entfernt), dass man mithin nie fragen dürfe, ob Privilegien strict oder extensiv zu erklären seyen. Als einzelne Arten eines solchen Privilegs führt er die *legitimatio per rescriptum principis*, *venia aetatis* und Prodigalitätserklärung auf. 2) *Von der römischen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand*, wo der Vf. das Verbot, dass gegen die Ältern nicht um Restitution nachgesucht werden kann, mit dem Interesse der Kinder so zu vereinigen sucht, dass er glaubt, dieses Verbot, wenigstens nach dem neuen justinianeischen Rechte, laufe nur auf eine ehrerbietige Einkleidung des Restitutionsgesuchs hinaus, da doch nach Novell. 155. Cap. 1 vielmehr dann um Restitution nachgesucht werden kann, wenn die Ältern nicht als Ältern, sondern als Vormünder gehandelt haben. 3) *Juristische Begriffe von Personen, Sachen und Handlungen.* In dieser Abtheilung geht der Vf. die allgemeinsten Grundsätze über diese Gegenstände durch; stellt ebenfalls den speciellen Grundsatz bey den gültigen Handlungen einer *universitas*, der sich nur auf die Constituirung eines Syndicus bezieht, allgemein für *alle*, wobey doch das römische Recht nur von simpler Stimmenmehrheit spricht, auf, bestimmt sodann *die Sache* dahin, dass sie jedes Object der Rechtsverhältnisse, oder *alles*, *was uns Vortheil bringen kann*, begreife, (was Rec. doch zu eng scheint,) und verwirft die Eintheilung in körperliche, und unkörperliche, als völlig unlogisch, schädlich und unnöthig. Bey der *Handlung* wird zugleich das Mandat, als in nothwendiger Beziehung mit derselben stehend, kurz abgehandelt. Jetzt folgt die Darstellung jener Masse, jenes Mittelpuncts, um welchen sich die ganze Rechtspflege bewegt, nämlich *die Analyse des Vermögens* im zweyten Hauptstück. Vermögen ist dem Vf. jede Sache, in der Eigenschaft, wonach Jemand ausschliesslich darüber verfügen kann, ein Begriff, der nach des Rec. Überzeugung auch in dem röm. Worte *dominium* liegt, wenn man es im weiteren Sinne als *Zuständigkeit eines Rechts* (so wie auch *possessio* oft das blos Factische, die Detention, und nicht den juristischen Besitz anzeigt) nimmt, und aus dessen Misverstehen die unglückliche Idee eines *dominii* des *emphyteuta* u. s. w. entsprang.

Dieses Hauptstück zerfällt in drey Abtheilungen, wovon die erste *von den Bestandtheilen des Vermögens* handelt. Diese sind theils *innere*, theils *äussere*, je nachdem sie bald von den Eigenschaften der Sachen, als Gegenständen des Vermögens, bald vom äusseren Umfange des Vermögens hergenommen sind. Die inneren bestehen in *der Proprietät*. d. h. dem Rechte auf die Substanz einer Sache, und dem *Benutzungsrechte*, oder dem Rechte auf den Vortheil, den die Sache leistet. Zu den äusseren Bestandtheilen gehören *Vindicationsrecht* und *Recht auf den Besitz*; wobey *Savigny's* vortreffliches Werk benutzt ist. (Doch behauptet der Vf. nach Anleitung der *const.* 3. *C. de a. vel ret. P.*, dass auch *infans* eine Schenkung gültig annehmen könne, der fehlenden *Absicht* ungeachtet.) Die zweyte Abtheilung handelt *von den logischen und positiven Naturen einiger wichtigsten Arten des Vermögens*, und zwar I) *von der Natur des Niessbrauchs an einer fremden Sache. A) Im Allgemeinen.* Bey dem *Ususfructus* an Kleidern unterscheidet der Vf. ebenfalls nach der Glosse, Festtags- und Alltags-Kleider, um die Verbindlichkeit des *UFuar* nach geendigtem *UF.* zu bestimmen. Dieser Unterschied wird gemacht, um die bekannte Controvers zwischen *fr.* 15. §. 4. *de UF.* und §. 2. *J. eod.* zu entscheiden. Rec. möchte aber viel eher behaupten, dass die Kleider im wahren Niessbrauch seyen, und die Institutionenstelle, eben so wie §. 25. *de rer. divis.* nur ein fehlerhaftes Excerpt aus den Pandekten sey: so wie dieses alle Kriteria zeigen. Wie die vom Vf. angeführte *Const.* 25 *C. de usuris* hier angezogen wird, begreift Rec. nicht; so wie auch *fr.* 4 *quib. mod. ususfr. am.* keinesweges beweist, dass, so wie die Vereinigung der Proprietät und des *UF.* in der Person des Proprietars *Consolidatio*, so in der des *UFuars Confusio* heisse, da die Vereinigung zweyer entgegenstehender Rechte in *einer* Person

überhaupt *Confusio*, und nur bey dem *UF. Consolidatio* genannt wird. Auch hätte Rec. gewünscht S. 115, wo von der Aufhörung des *UF.* an einer Heerde gesprochen wird, das fast immer übersehene *fr.* 3. *D. de abigeis* benutzt zu sehen, welches doch den herrlichsten Commentar zu *fr.* 31, *quib. mod. ususfr. am.* abgiebt. — B. *Natur des Heirathsguts*, welches der Vf. als *den dem Ehmann von der Frau, oder um ihrentwillen von einem anderen zur Erleichterung der Ehelasten gegebenen Ususfruct.* definirt. Warum nicht lieber: *das Vermögen der Frau, woran dem Ehemann als solchem bestimmte Rechte zustehen?* Denn letzteres ist die einzige Definition, welche alles ausdrückt, was dem Begriff der *dos* zukömmt. — II. *Natur des Pfands.* — III. *Natur des Eigenthums im eigentlichen Sinne*, welche mit Rücksicht auf die Objecte des Vermögens in mehrere andere Naturen zerfällt, nämlich 1) in die *Natur der Erbschaft.* 2) *Natur des Antheils an einer gemeinschaftlichen Sache*, welche hier zum ersten Male auf eine befriedigende und gründliche Art aus einander gesetzt wird. Die dritte Abtheilung enthält aus dem Begriffe und den Bestandtheilen des Vermögens gezogene *Folgerungen für einige absolute, d. h. auf keine besondere Handlung sich gründende Verhältnisse der Unterthanen gegen einander, in Hinsicht ihres Vermögens;* wodurch gleichsam Scheidewände zwischen den Gütermassen des einen und des anderen an den Stellen gezogen werden, wo die Grenzen leicht verkannt werden können. I. *Von diesem Verhältnisse der Ältern und Kinder gegen einander, oder von der römischen väterlichen Gewalt;* ein Abschnitt, der vorzüglich philosophisch, und vortrefflich ausgearbeitet ist. II. *Vom absoluten nachbarlichen Rechts-Verhältnisse;* ebenfalls ein Abschnitt, der das so sehr vernachlässigte römische Nachbarrecht zum ersten Mal gründlich und befriedigend behandelt, und worin die so genannten natürlichen und gesetzlichen Servituten des napoleonischen Rechts liegen. — Das dritte Hauptstück *enthält den unmittelbaren Civilrechts-Grundsatz und Grundsatz der Wahrscheinlichkeit, nebst Grundsätzen der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik.* Nachdem der Vf. kürzlich die neueren Grundsätze des Naturrechts berührt hat, stellt er als unmittelbaren Civilrechts-Grundsatz auf: *Jeder Unterthan schützt sein Vermögen gegen die Verletzung des anderen, allenfalls durch Gewalt;* einen Grundsatz, den er recht *con amore* mathematisch und juristisch gerechtfertigt hat. Neben diesem unmittelbaren Grundsatz laufen drey mittelbare, zum speciellen Theil gehörige, welche die Erwerbung, Schützung und Verletzung des Vermögens betreffen. Isolirt folgt der Grundsatz der Wahrscheinlichkeit. Wahrscheinlich nämlich ist eine Thatsache, wenn die Umstände dabey mit denjenigen übereinstimmen, unter denen gewöhnlich dieselbe Thatsache, von welcher sie Ursachen oder Wirkungen waren, sich ereignet hat. Eben so isolirt ist der Grundsatz der Civilgesetzgebungs-Politik, nämlich *Wohl des Staats*, aufgestellt, der in drey specielle, nämlich Vorbeugung der zu besorgenden factischen Schwierigkeiten bey Anwendung der Rechtsnormen, Sorge für das Vermögen und den Wohlstand einzelner Privatpersonen, und Sorge für das Wohl des Staats im Ganzen zerfällt. Die *Privatpolitik* hingegen, oder die Absichten, welche die Bewegungsgründe zu den Privathandlungen sind, läuft am Ende auf Eigennutz und Wohlwollen hinaus, wenn man, wie der Vf., unter ersterem die Absicht der Vermehrung des eigenen, und unter letzterem die der Vermehrung des fremden Vermögens versteht. Das ganze Hauptstück fällt jedem, so wie aus der eben gegebenen Darstellung erhellen wird, als dürftig und fragmentarisch auf; indessen war es die Absicht des Vfs. nicht, aus den aufgestellten Gesichtspuncten der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik ein System zu entwickeln, sondern nur, ein Ziel aufzustellen, welches man bey dem Räsonnement über positive Gesetze und Privathandlungen vor Augen haben könne. Die Einleitung in den speciellen Theil enthält einen Tadel des rein römischen Systems, welches in *jus personarum*, *rerum* und *actionum* zerfällt, und eine Vertheidigung des Systems des Vfs. Obgleich Rec. dem letzteren die Eigenschaft einer durchaus genialen, logischen und durchdachten Anordnung einräumt: so glaubt er doch der römischen Anordnung um so mehr den Vorzug zugestehen zu müssen, als man nur durch sie zu einem historischen und gründlichen Studium des römischen Rechts geleitet wird, und nur durch sie in den Geist der Gesetze, so wie er in den römischen Köpfen herrschte, und nach römischen Begriffen zu entwickeln ist, eindringen kann. Rec. glaubt daher auch nicht nöthig zu haben, letztere gegen den Vf. zu vertheidigen, da der Weg desselben vielmehr zu einem anderen Zwecke, nämlich zu einer dogmatischen Entwickelung des Geistes der Gesetze, als positiver Normen, die für unsere Zeit, ohne Rücksicht auf den Ursprung dieser Normen, angepasst werden sollen, führt; und begnügt sich daher, des Vfs. System in einer gedrängten Kürze darzustellen, ohne dasselbe zu bestreiten. Er glaubt indessen die Anmerkung hinzufügen zu dürfen, dass, wenn man sich lediglich auf das Studium des Systems des Vfs. einschränkt, man schwerlich eine vollständige Kenntniss so mancher römischer folgenreicher Begriffe sich wird erwerben können, wie dieses z. B. namentlich von der so missverstandenen, von *Weber* aus einem ganz falschen Gesichtspunct betrachteten *obligatio naturalis* ist. — *I Buch. Von den Erwerbungsarten des Vermögens.* Als Grundsatz aller Erwerbung des Vermögens stellt der Vf. mit Recht die Zueignung einer herrenlosen Sache auf, bildet sodann zwey Theile, von denen der erste *von natürlichen Erwerbungsarten* handelt, d. h. solchen, die in diesem Grundsatz enthalten sind. Ihm gegenüber steht der zweyte Theil, *von positiven Erwerbsarten*, welcher sich absondert in *erstes Hauptstück*, von Erwerbsarten fremdes Vermögens, d. h. der Sachen, die nach dem Naturrechte zu fremdem

Vermögen gehören, z. B. Verjährung, Alimentationsrechte, und 2tes *Hauptstück von der Succession*, weil diese nicht Erwerbung einer fremden, sondern einer eigentlich für Jeden herrenlosen Sache sey, eine Behauptung, worin der Vf. wenig Nachfolger haben wird. Zu den natürlichen Erwerbsarten rechnet der Vf. die Occupation und die Verträge, wobey die Lehre von den Contracten von ihm abgehandelt wird. Vertrag ist dem Vf. die *Zusammenstimmung zweyer Personen, bewirkt durch die Annahme einer versprochenen Sache*, eine Definition, die in so fern zu eng ist, als nicht immer eine *Sache* versprochen wird. So würde Rec. S. 217 auch nicht das Verkaufen von Giften für ein *pactum contra bonos mores* halten, da es doch vielmehr eine Policeyverfügung ist. Vortrefflich handelt der Vf. S. 248 fgg. die Hermeneutik der Verträge, einen leider nur zu oft vergessenen und zu sehr vernachlässigten Gegenstand, ab. Das Wesen dieser Hermeneutik besteht aus mannichfaltigen Bestandtheilen: theils aus Untersuchungen dessen, was eigentlich die Thatsache ist, welche ausgemittelt werden soll, z. B. des Unterschiedes zwischen der logischen und grammatischen Auslegung, theils aus einem eigentlichen Grundsatze, welcher mit dem oben angeführten Grundsatze der Wahrscheinlichkeit coincidirt, theils aus Erleichterung der Kenntniss der zur Anwendung dieses Grundsatzes erfoderlichen historischen Nachrichten. Alle Hermeneutik der Verträge zerfällt demnach in Wortauslegung und Geistesdarstellung, denn so nennt der Vf. die sogenannte logische Interpretation. Besonders aufmerksam macht der Vf. auf die Auseinandersetzung des Unterschieds zwischen *verba* und *voluntas*, und dieses sehr richtig, da man immer die, wenn gleich dunkle und abstracte Idee, welche der Redende hatte, *ehe er sie mittheilte*, von der, vielleicht mehr concreten, *während der Mittheilung* unterscheiden muss. — Dann kömmt der Vf. auf die positiven Erfodernisse und Eigenschaften der Verträge. Hiebey spricht er denn auch von der zu prästirenden Culpa, über die neuerlich so viel gesagt ist, nimmt dabey zwar die alte Theorie der drey Grade an, hält aber *culpa* und *custodia* in fr. 1. §. 35. *Depositi* nur für *culpa levis*. Zu den zufälligen Eigenschaften eines Vertrags gehören vorzüglich die Bedingungen, und in diesen glaubt der Vf. auch die Deduction des Widerrechtlichen des Nachdrucks zu finden; wenigstens sagt er S. 263: — „Der Verleger eines Buchs fügt dem Verkaufe oder der sonstigen Veräusserung eines Exemplars die Bedingung nicht nachzudrucken hinzu, und auf dieser durch die Erfahrung hinlänglich unterstützten Exegese allein beruht das Widerrechtliche des Nachdrucks." — Rec. zweifelt gar sehr daran; denn eine solche Bedingung könnte doch wenigstens nicht stillschweigend hinzugefügt oder gar präsumirt werden. Die einzelnen Vertragsarten classificirt der Vf. folgendermasen: I) Vertragsarten bestimmt nach dem onerösen oder Schenkungs-Verhältnisse, 1) oneröse in Ansehung A) der Sachen, so dass a) ein dingliches Recht übertragen wird, (Kauf, Darlehn, Zinsenvertrag); b) oder ein persönliches Recht übergehen soll, (Verpachtung); B) in Ansehung der Personen (Dienstvermiethen); C) theils in Ansehung der Sachen, theils in Ansehung der Personen, (Vergleich, Compromiss, riskirte Verträge, Gesellschaft, Ehe). 2) Schenkungsverträge, (Verleihung, Hinterlegung, Auftragsübernahme). II) Vertragsarten, bestimmt durch die persönliche Eigenschaft der übertragenen Rechte, (Intercessionen, Cession). III) Vertragsarten, bestimmt nach dem Bestandtheile des Vermögens, welches übertragen wird (Servitut - Emphyteut - Pfand - Contract. IV) Vertragsarten, bestimmt nach dem Umfange des Objects (allgemeine Verträge, Verlag). — Der erste Band schliesst mit dem Gesellschaftsvertrage, nachdem früher der Zinsvertrag ganz nach römischen Grundsätzen, und ohne Rücksicht auf die abweichende deutsche Legislation abgehandelt ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Halle*, b. Renger: *Übersicht der allgemeinen Hypotheken- und Deposital-Ordnung, des Sportulcassen- und des Kanzley- und Registratur-Reglements, mit Bemerkung der darüber ergangenen neueren Verordnungen.* 1806. 46 S. 8. (5 Gr.) Diese Übersicht ist eine Art von Register, zu den im Preussischen über die gedachten Gegenstände ergangenen Verordnungen und Reglements, nämlich über die Hypotheken-Ordnung vom 20 Dec. 1783, die Deposital-Ordnung vom 15 Sept. 1783, das Sportelcassen-Reglement vom 20 April 1782, und das Registratur- und Kanzley-Reglement vom J. 1795 (angehängt an den dritten Theil der allgemeinen Ger.-Ordnung).

Der Gebrauch einer solchen Übersicht kann ohne Zweifel für angehende preuss. Diener Nutzen haben. Als *referentia* kann solche Rec. nicht weiter beurtheilen, da er die *relata* nicht bey der Hand hat.

F. J.

Leipzig, in Commission b. Richter: *Über den Unterschied zwischen Servituten und Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten*, Von D. *Carl Gebhardt*. 1907. 62 S. 8. (6 Gr.) Der Vf. charakterisirt die Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten richtig, wenn er sie, in sofern sie Grundstücken ankleben, §. 48 Real-Monopolien nennt. Die §. 26 vorkommende Bemerkung, dass die Pflichtigen nicht wegen ihrer Grundstücke, sondern als Einwohner eines Orts oder Districts dem Banne unterworfen sind, würde er gegen die, welche jene Gerechtigkeiten als *servitutes negativas* in Schutz nehmen, haben benutzen können.

2.

Druckfehler. In der Recension der *Niethammer*'schen Schrift Num. 14 der J. A. L. Z. dieses Jahres S. 112. Z. 14 von oben, ist statt *undeutscher* zu lesen *urdeutscher*, und in der Recension der *Stolberg'schen Geschichte der Religion Jesu* No. 26 S. 202 Z. 8 von unten statt *Kryptocalvinisten* vielmehr *Kryptokatholiken*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MÄRZ, 1809.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Einfaches System des heutigen Civilrechts*, von Dr. *Heinrich Georg Wittich* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der zweyte Band enthält die übrigen Vertragsarten und die erste Hälfte der Successionslehre. Auffallend war es dem Rec., bey dem auch hierin enthaltenen Servitutvertrag, als Anhang der Nutzniessung die Ausstattung zu finden, so wie überhaupt die Lehre vom Heirathsgut auf eine nicht ganz zu billigende Art sich an mehreren Orten zerstückelt befindet. Zu den unter No. IV erwähnten allgemeinen Verträgen werden besonders herausgehoben: die Annahme an Kindes Statt, der Emancipationsvertrag und der Legitimationsvertrag, welche doch nur in so fern Verträge uneigentlich genannt werden können, als sie überhaupt zweyseitige Handlungen sind: aber wenn man jede mehrseitige Handlung Vertrag nennen wollte, wie sehr würde sich die Anzahl der Verträge vervielfältigen! Ferner handelt der Vf. hiebey die Successionsverträge, jedoch nur nach den eingeschränkten Bestimmungen, welche das röm. Recht darbietet, ab. Übrigens drängte sich dem Rec. auch hier wieder die Frage auf, warum der Vf., der doch kein reinrömisches wissenschaftliches System schreiben wollte, da er sich jeden Augenblick auf das canonistische Recht beruft, die deutschen Rechtsnormen, welche durch Reichsgesetze eingeführt, den Charakter der *juristischen* Allgemeinheit trugen, so ganz übersehen hat. Ausser diesen allgemeinen Verträgen handelt der Vf. unter dieser Nummer die Übernahme des Schiedsrichteramts, die Zahlung, das Constitutum, die Remission und den Verlag dürftig ab.

Der *zweyte Theil*, welcher schon oben charakterisirt ist, zerfällt in zwey Hauptstücke, deren erstes von positiven Erwerbsarten in Ansehung des nach natürlichem Recht jetzt fremden Vermögens, und das zweyte von der Succession handelt. Nach der Erörterung des Vfs. im ersten Hauptstück bewirken einen solchen Erwerb I) aus den Privatverhältnissen 1) das Ereigniss der unzertrennlichen Verbindung der Sachen zweyer Eigenthümer, indem das Ganze entweder gemeinschaftlich wird, oder nur einem Theile zusteht, während der andere Entschädigung fodert, nach den Lehren a) des Kostenaufwandes auf fremde Sachen, b) der *negotiorum gestio*, c) der Besorgung einer fremden Leichenbestattung, d) der *versio in rem*, e) der *Lex Rhodia*; 2) ein Vorhandenseyn von Scheinrechtsgründen, aus welchen erworben wird, a) durch Usucapion, b) durch interimistischen Besitz, c) durch Empfang einer Nichtschuld, d) durch Übergewicht mehrerer Scheinrechtsgründe über wenigere, wohin der Vf. die *actio Publiciana in rem*, und die *inventio thesauri* zählt; — 3) wird gegen Jemanden ein Recht erworben, wegen seiner Verbindung a) mit dem Schadenzufügenden an in ein Wirthshaus gebrachte Sachen, b) mit dem schadenden Thier, und c) baufälligem Hause. II) Öffentliche Verhältnisse veranlassen die Privatfoderungen auf a) Vormundschafts- und Pflege-Führung, b) Alimentation, c) Ausstattung, d) Zeigen einer Sache, e) Urkundenherausgabe, und f) Zeugnissablage. — Aus dieser gedrängten Darstellung wird man sich leicht einen Begriff von dem künstlichen System machen können, in welches der Vf. alle obligatorischen Handlungen bringt: einem System, dessen Nutzbarkeit und hoher Werth auch von denen nicht verkannt werden wird, die, wie Rec., die gezwungene Einrangirung mancher Verhältnisse nicht billigen dürften. Die Succession hat der Vf. aus den Gesichtspuncten der Möglichkeit und Wirklichkeit betrachtet, und im ersten Abschnitt, nach vorausgeschickter Lehre über die Collation, die etwas dürftig ausgefallen ist, von Anfallen der Verlassenschaft nach ihren drey Zweigen, Nothsuccession, Testamentssuccession, und Intestatsuccession, gehandelt, im zweyten dagegen vom Erwerb der Verlassenschaft, und zuletzt von einigen interimistischen Rechten auf die Verlassenschaft (*Missiones in possessionem ex edicto Carboniano*) u. s. w. gesprochen. Rec. hat die Ausführung des Erbrechts recht deutlich und lichtvoll gefunden, ob er gleich manche Materien ungern vermisste, welche jedoch dem Plane des Vfs. zufolge, wegbleiben mussten.

Der dritte Band enthält, ausser der letzteren Hälfte des Successionsrechts, *das zweyte Buch* des Systems *vom Verletzen und Schützen des Eigenthums*. Zur Verletzung des Eigenthums gehört natürlich alle und jede Verminderung des fremden Vermögens, sie mag directer oder indirecter Weise geschehen (*Lex Aquilia*, *Mora* u. s. w.). Eine indirecte Aufzählung mehrerer Verletzungsarten ist die Reihe der römischen, oder nach dem Beyspiele der römischen gebildeten Klagnahmen, und daher nimmt der Vf. Veranlassung, in dem zweyten untergeordneten Texte, der die Folgerungen aus den oben gegebenen Grund-

sätzen enthält, diese Klagen zu classificiren. Er theilt sie in drey Classen. Die erste enthält die Klagen wegen Verletzungen, die darin bestehen, dass der Andere eine Erwerbsart nicht berücksichtigt, indem sie 1) solche sind, welche aus einem Vertrage, oder 2) *ex legis dispositione*, und 3) aus einer Verlassenschaft entstehen. Eine andere Classe bilden die Klagen wegen Verletzung an Sachen, die uns bisher schon zugehört haben, und hieher gehören: 1) die verschiedenen Vindicationen, 2) verschiedene Interdicte, als *de liberis exhibendis*, *de migrando* u. s. w., 3) die persönlichen Klagen, welche die Sache wiederfodern, die der Andere zwar auf eine erlaubte Art erhalten hat, aber dennoch herausgeben muss, 4) Theilungsklagen. Die dritte Classe enthält die Klagen auf Schadenersatz wegen *damnum injuria datum*. Die andere Hälfte des zweyten Theils handelt *von dem Schützen des Vermögens*. Als obersten Grundsatz stellt der Vf. den Grundsatz auf: Alle und jede in den Augen des Verletzten dienlichen Mittel zum Schützen sind erlaubt, in soweit sie nicht zugleich eine Verletzung des Gegners enthalten. Hier handelt der Vf. in der ersten Abtheilung vom Schadenersatz, von Verwendung des Vermögens des Verletzers zum Schutze gegen die Verletzung, und dabey zugleich vom Concurs der Gläubiger. Dann spricht er von Beschränkung der Schützungsmittel auf einen bestimmten Zeitraum, vom Process oder der Nothwendigkeit, und dem Ansehen eines gefällten Urtheils, wobey die ganze Processtheorie abgehandelt wird, und endlich von der Execution durch die öffentliche Gewalt.

Dieses sind die Grundzüge eines Systems des Civilrechts, welches durchaus zu den genialen gehört, und von dem Scharfsinne und den Kenntnissen des Vfs. die rühmlichsten Beweise giebt. Dass man dasselbe bisher so wenig berücksichtigt zu haben scheint, davon kann Rec. keinen anderen Grund auffinden, als den Mangel an einer klaren, deutlichen Schreibart. Leider gefällt sich der Vf. in einem sehr gesuchten und gleichnissreichen Styl, gezwungenen Constructionen, und einem mitunter etwas vornehmen, und imposanten Tone. In einem gleichen Geiste sind die dem ersten Theile beygefügten Kupfertafeln, welche das Ansehen von militärischen Lagercharten haben, und dazu dienen sollen, die Wirklichkeit des für unmöglich gehaltenen wissenschaftlichen Systems des Civilrechts anschaulich zu machen, und die Zugänglichkeit des Details zu erleichtern. — Rec. muss gestehen, sie nicht verstanden zu haben.

J. J.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Dr. Carl Jul. Rousseau Entwurf einer systematischen Übersicht der Geschichte des römischen Rechts.* 1807. VIII und 157 S. 8. (16 Gr.)

Die Zahl der Bearbeitungen der römischen Rechtsgeschichte in ihrem ganzen Umfange, d. h. derer, welche nicht bloss die Geschichte der römischen Gesetze und Rechtsgelehrten (äussere Rechtsgeschichte), sondern auch des Rechts selbst (innere Rechtsgeschichte) liefern, ist noch immer so gering, dass wir das vorliegende Werk schon desswegen, weil es eine Rechtsgeschichte in jenem weiteren Umfange enthält, gern zur Hand nahmen. Die Hauptabsicht des Vfs. ging darauf, ein für den akademischen Gebrauch zweckmässiges Lehrbuch zu schreiben. Ein solches ist auch noch besonders Bedürfniss, indem es dem sonst vortrefflichen *Hugo*'schen Werke an manchen Eigenschaften, welche man bey einem Compendium wünscht, besonders dem ächt compendiarischen Style, sehr mangelt. Diesen hat Hr. R. durch Gedrängtheit des Vortrags, welche nur selten der Deutlichkeit Abbruch gethan hat, in ziemlich hohem Grade erreicht. Es wird nun also darauf ankommen, ob er auch den übrigen Anfoderungen an ein gutes Compendium, zweckmässiger Auswahl, guter Anordnung und Richtigkeit der darzulegenden Sachen, gleichmässig ein Genüge geleistet habe. Schon ein flüchtiger Blick auf sein Buch ergiebt, dass er in allen diesen Rücksichten seine Vorgänger, wie sichs gebühret, fleissig benutzt, aber keinesweges bloss einen Auszug aus ihnen geliefert, sondern häufig die Quellen selbst nachgesehen, und das Resultat eigenes Nachdenkens niedergeschrieben hat. Genauere Prüfung lässt aber auch manche Mängel entdecken. Dahin rechnen wir, was die Anlage des Ganzen betrifft, dass von der äusseren Rechtsgeschichte, die doch auch einen integrirenden Theil der ganzen Rechtsgeschichte ausmacht, zu wenig vorkommt, und dass die Angabe der Quellen und Literatur fast ganz fehlt. Eben so wenig, als bey einer Staatengeschichte, bey welcher die Schicksale und Ausbildung des Volkes Hauptsache ist, die Erzählung von den wichtigsten Regenten fehlen darf, eben so wenig ist es bey einer Rechtsgeschichte, wo allerdings die Ausbildung der Rechtssätze selbst das Wichtigste ist, zweckmässig, die Angabe von den einzelnen Rechtsquellen und den berühmtesten Rechtsgelehrten fast ganz in den Hintergrund zu drängen. Wenn also, wie hier der Fall ist, von den einzelnen königlichen Gesetzen nicht ein einziges namhaft gemacht; den Volksschlüssen bis Julius Cäsar nur $1\frac{1}{2}$ S. gewidmet, und dabey die *l. Aquilia* und *Scribonia* gar nicht genannt; wenn ein Alfenus Varus, Papinian, Cajus, Paulus, Ulpian, Modestin nur erwähnt, gar keine Nachricht von ihren so wichtigen zum Theil noch vorhandenen Schriften gegeben wird, lauter Notizen, die dem Lehrlinge der Rechtsgeschichte so äusserst wichtig sind, und die er nirgends anders als hier erfährt: so ist das doch in der That viel zu wenig. Quellen und Literatur, zwar mit Auswahl, aber doch nicht ärmlich anzuführen, ist auch gar sehr Bedürfniss bey einem Compendium zum akademischen Unterrichte, welcher nie eine spielende Unterhaltung gewähren, sondern in ein gründliches Studium einleiten soll. Dazu gehört aber nothwendig, besonders bey einer aus so zerstreut liegenden Quellen geschöpften und so einzeln bearbeiteten Wissenschaft, als die Rechtsgeschichte in ihrem ganzen Umfange ist, Angabe

der Quellen, woraus man jede Behauptung prüfen, und der wichtigsten Bücher, woraus man sich weiter unterrichten kann. Dieses in den Vorlesungen nachzutragen, ist viel zu zeitraubend. — Die Perioden sind ohngefähr wie in *Hugo's* Rechtsgeschichte bestimmt, nur dass die erste bloss die königliche Regierung begreift, und dafür die zweyte Periode 2 Unterabtheilungen bekommen hat, deren erste bis zu den 12 Tafeln geht; dass die vierte Periode nur bis auf Justinians Regierung, diese ausgeschlossen, reicht, und für sie eine fünfte hinzugefügt ist. Dass diese Veränderungen nicht eben Verbesserungen sind, ergiebt sich aus des Vfs. eigener Bearbeitung, indem er nun weder bey der ersten noch bey der letzten Periode eine Darstellung des Rechtssystems, welches doch den wichtigsten Theil der Geschichte ausmacht, zu liefern vermochte. — Bey den einzelnen Perioden wird regelmässig 1) der physische, ökonomische und politische Zustand des Staats, 2) die Staatsverwaltung, 3) die Gesetzgebung und deren Quellen, 4) das Rechtssystem, 5) das Studium und die wissenschaftliche Bildung geschildert. Wir finden hiebey nichts zu erinnern, als dass die 3 letzten Abschnitte dadurch gewonnen haben würden, wenn sie mehr eine historische Entwickelung, als — wie jetzt der Fall ist — eine statistische Darlegung enthielten. Indessen machen wir diesen Mangel dem Vf. nicht gerade zum Vorwurfe, da es, besonders was das Rechtssystem betrifft, noch gar sehr an Vorarbeiten hiezu und an Ausführungen im Detail fehlt, ohne welche ein compendiarisches Werk sich nicht leicht arbeiten lässt. Möglich ist übrigens eine solche eigentlich geschichtliche Ausführung besonders in den späteren Perioden allerdings. Rec. hat sich hievon durch Vorbereitungen zu einem grösseren Werke der Art überzeugt, und hofft, wenn Zeit und Umstände die Ausarbeitung und Herausgabe desselben gestatten, auch das gelehrte Publicum davon zu überzeugen. — Was das Detail des vorliegenden Compendiums betrifft: so hat der Vf., was anzuführen oder nicht anzuführen war, grossentheils zweckmässig gewählt, die obigen allgemeinen Ausstellungen und auch einige besondere abgerechnet. So vermissen wir in der Einleitung eine Ausführung über den Werth und Nutzen der Rechtsgeschichte, beym §. 210 die Bemerkung, dass die strenge Ehe jetzt seltner wurde, in der letzten Periode eine detaillirtere Angabe der von Justinian an den Rechtssätzen bewirkten Änderungen. — Leider können wir nicht eben so günstig über die Richtigkeit der vom Vf. aufgestellten Behauptungen urtheilen. Nicht selten laufen eigentliche Unrichtigkeiten mit unter; noch häufiger kommen Wendungen und Einkleidungen vor, welche leicht beym Leser Irrthümer hervorbringen werden, und wobey man oft der Vermuthung nicht widerstehen kann, dass sie aus ähnlichen Irrthümern des Vfs. geflossen seyen. Dieses Urtheil müssen wir belegen. Im §. 34 ff., wo nach der Überschrift nur von der Zeit bis zu den Decemvirn geredet wird, kommt Mehreres vor, was spät in die zweyte Abtheilung gehört. Hier vermuthen wir keine irrige Ansicht des Vfs., aber seine Darstellung kann Andere zu Irrthümern verleiten. §. 38. Dass das unbefriedigende Resultat der Arbeiten der Decemvirn Mitursache ihrer Absetzung gewesen, möchte sich nicht beweisen lassen. §. 58. Majorität modificirte nicht die väterliche Gewalt, war eigentlich vor der *l. Plaetoria* juristisch überall nicht vorhanden. §. 72. Dass beym Darlehnscontracte keine Zinsen vorgekommen seyen, ist sehr schief ausgedrückt. Sie waren sehr häufig damit verbunden, aber stets mittelst einer besonderen Stipulation. §. 93. Die Militärtribunen kann man nicht eigentlich Consuln nennen. §. 95. Der Satz, dass Anfangs alle höheren *magistratus praetores* hiessen, bis die hauptsächlich für die Gerichtspflege bestimmte Obrigkeit diesen Namen allein erhielt, ist sehr ungenau durch die Worte, „Prätoren, deren Rechte und Obliegenheiten erst jetzt durch Übertragung des Justizdepartements näher bestimmt wurden" angedeutet. §. 126 *Res judicatae* bezogen sich nicht gerade auf Aussprüche ganzer Rechtscollegien, sondern auch auf die so viel häufiger vorkommenden der einzelnen Richter; *disputatio fori* weit mehr auf den Streit der Parteyen oder ihrer Vertreter, als auf den der Richter. §. 120. Die *leges de provocatione* erklärten nicht das Volk für inappellabel, sondern die übrigen Richter für appellabel. §. 131. Dass schon zur Zeit der freyen Republik das Verhältniss des Hausherrn zu seiner Familie eine sehr veränderte Gestalt angenommen, ist geschichtswidrig. §. 138. Servituten bey *beweglichen* Sachen kennen wir nicht. §. 147. Eine Verjährung der Freyheit von Servituten möchte zur Zeit der freyen Republik noch nicht vorkommen. Aus §. 156 lernen wir, dass der förmlich enterbte *suus* das Testament rumpirte, ein in allgemeinen Ausdrücken enterbter oder präterirter *querela inofficiosi testamenti* anstellte (!); aus §. 164, dass bey der *Bonorum Possessio intestati* Linealerbfolge eintrat (was doch nur bey den Descendenten Statt fand). §. 175. Das *dominium litis* eines Procurators war nicht bloss als eine bis über den Tod ausgedehnte Vollmacht zu bezeichnen. §. 190. Bey weitem nicht von *allen* Erbschaften wurden 5 Procente abgegeben: denn gerade die am häufigsten vorkommenden, der nächsten Verwandten, waren von dieser Abgabe frey. Tiberius vermehrte nicht die Abgabe von den Auctionen, sondern verminderte sie: denn die *ducentesima* sind nicht 2, sondern ½ Procent. §. 212. Die Arrogation der Unmündigen wurde von Antonius Pius nicht modificirt, sondern zuerst gestattet. Eine natürliche väterliche Gewalt des *pater naturalis* ist uns und wohl gewiss auch dem römischen Rechte unbekannt. Nach §. 216 soll *auctio*, *legatum etc.* als römische Erwerbungsart nicht mehr üblich gewesen seyn; nach §. 230 sollen *consanguinei* (dem damaligen römischen Sprachgebrauche nach Brüder und Schwestern von demselben Vater) *in stirpes* geerbt haben; nach §. 234 im Zeitalter der Pandektenschriftsteller, von welchen doch die Theorie aller Innominatcontracte herrührt, nur zwey existirt haben. §. 240 nennt

vindicatio, *actio confessoria* und *negatoria possessorische* Rechtsmittel. Im §. 277 werden noch vor dem *Codex Hermogenianus Codices* Ἐπαρχικῶν genannt. Die von *Cuiacius Observ. lib.* 6. c. 10 angeführten, waren wohl viel jüngere Sammlungen. §. 327. *Labbäus* hat nicht eine zweyte Ausgabe der Ekloge der Basiliken besorgt, sondern *observationes et emendationes* zu derselben geschrieben. — Lieber, als diese Flecken, heben wir noch einige dem Vf. eigenthümliche Ansichten und Bemerkungen aus, die, wenn auch nicht alle Beyfall, doch Aufmerksamkeit verdienen. Dahin gehört §. 73 dass die Stipulation jünger als der *nexus* sey; §. 124 eine mittlere Meinung zwischen der älteren und neueren Ansicht von der Befugniss oder widerrechtlichen Anmasung der Prätoren bey ihren Edicten; §. 155 dass das *legatum per vindicationem* und *damnationem* die ältesten und Haupt-Arten, namentlich das *legatum sinendi modo* aus jenen beiden zusammengesetzt sey; §. 169, zwey Versuche, die noch nicht gehörig erklärten Siglen in der cisalpinischen Procesordnung Cap. 20. Z. 30 zu erklären (schwerlich gelungen); §. 174 *Paulus sent. lib.* 2. *tit.* 5 wird mit Zuhülfenehmung von *Plautus Mostellar.* 3, 1. v. 120 sq. so erklärt, als ob die Strafe der Pluspetition nur dann eintrete, wenn einer mehr als Capital und Zinsen fodere (wohl unrichtig); nach §. 250 sollen Condictionen ein besonderes summarisches Verfahren seyn. Die Beweisstelle *Aurelius Victor C.* 15 passt nicht, in welchem der drey Werke dieses Schriftstellers man das Capitel auch aufschlage. — Der Druck des Büchleins ist ausgezeichnet correct. Um desto mehr verdienen folgende zum Theil den Sinn entstellende Druck- oder Schreib-Fehler bemerkt zu werden. §. 54. *Ante consulem* l. *Coram Consule.* §. 145. *diei* l. *dotis.* §. 155. *Legate* l. *Codicille.* — Schliesslich müssen wir noch den Vf. aufmuntern, uns seinem in der Vorrede gegebenen Versprechen gemäss eine der gegenwärtigen ähnliche Bearbeitung der deutschen Rechtsgeschichte zu liefern. Das Unternehmen wird, wegen grösseren Mangels an Vorarbeiten, schwieriger, aber eben desshalb auch, wenn es gut geräth, noch verdienstlicher, als das gegenwärtige seyn.

S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Karlsruhe*, b. Müller und in Commission b. Mohr u. Zimmer in *Heidelberg*: *Ideen zu einer leicht ausführbaren Steuerperäquation in einem Staate wie das Grossherzogthum Baden.* 1808. 74 S. 8. (8 Gr.) Hr. *Hofer*, welcher sich in der Vorrede als Vf. dieser Schrift nennt, hat die hier dargestellten Ideen über Steuerausgleichungen schon früher in einer im Jahr 1798 (zu Rotweil, im Verlag der Schulbuchhandlung) herausgegebenen Abhandlung über das Kreismatricularwesen dem Publicum mitgetheilt. Die gegenwärtige Schrift enthält hauptsächlich eine genauere und ausführlichere Entwickelung der dort vorgetragenen Sätze, und kann immer als ein nützlicher Beytrag zur Theorie des Steuerwesens angesehen werden. Nach dem Vf. lassen sich nur 2 Methoden denken, wonach eine verhältnissmässige Steuervertheilung zu bewerkstelligen ist. Entweder muss man das angenommene Staats-Steuer-Simplum nach einem billigen Durchschnittsmassstabe auf die Provinzen, sodann das Provincial-Steuer-Simplum auf die Districte, nämlich die Oberämter und Ämter, das Amts-Steuer-Simplum auf die Gemeinden, und endlich das Gemeinde-Steuer-Simplum auf die einzelnen Steuerpflichtigen repartiren; oder man muss von unten anfangen, nämlich den Steuerfonds eines jeden einzelnen Steuerpflichtigen herstellen, aus dem Steuerfonds der einzelnen Steuercontribuenten den der Communen, aus dem Steuerfonds der Communen den der Ämter, und endlich aus dem Steuerfonds der Ämter den der Provinzen zusammensetzen. Der Vf. nennt die erste Methode den synthetischen, die andere hingegen den analytischen Weg. Er giebt mit Recht der analytischen Methode den Vorzug, und bemüht sich aus einander zu setzen, wie auf diesem Wege am zweckmäsigsten zu verfahren sey, um Gleichheit der Besteuerung zu bewirken. — In Ansehung der hier vorgetragenen Sätze stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein; nur hätte er gewünscht, dass diese Schrift vor dem Abdruck von manchen Provincialismen und undeutschen Redensarten befreyt worden wäre, die den Inhalt selbst bisweilen unverständlich machen. So findet man z. B. darin häufig die Ausdrücke *Steuerfassion*, *bedürfenden Falls*, *Steuerbetreffnisse*, *in Abschrieb bringen* u. s. w.

M.

Hof, b. Grau: *Der Staat in der Idee und die Gültigkeit des Gesetzes in demselben, mit Hinsicht auf das Staatsrecht.* Ein Versuch. 1806. 48 S. 8. (8 Gr.) In der Vorrede bezeichnet der Vf. selbst seine Schrift als einen Versuch, bey dem er manche Winke anderer gelehrter Männer benutzt habe. Rec. hat diess vollkommen bestätigt gefunden. Eine philosophische Einleitung, deren Zusammenhang mit dem Gegenstande des Versuchs selbst Rec. aber nicht einsieht, geht der Untersuchung voraus, den Staat in der Idee aufzustellen, und das Gesetz in demselben als gültig zu begründen. Der Ursprung des Staats ist nach dem Vf. das Entstehen des Menschen selbst, das Erwachen seiner Vernunft. Er ist nicht entstanden durch Vertrag, weder durch ausdrücklichen, noch durch stillschweigenden, der erste ist nicht vorhanden, der zweyte ist nicht erweislich; er ist nicht Object des Zufalls oder der Willkühr, denn zu allen Zeiten und an allen Orten sehen wir Staaten (also auch bey den Pescherās?). Der Staat ist absolute Nothwendigkeit, seine Entstehung ist der Mensch als Mensch, d. h. als vernünftiges Wesen, (denn ehe seine Vernunft erwacht, ist er noch nicht Mensch, sondern nur ein dem Menschen ähnliches Thier), und die Natur. Ein psychologischer Zwang nöthigt jeden in den Staat zu treten. Der Zweck des Staats ist Vollkommenheit, er ist unendlich, sonst müsste der Staat einst aufhören können. Der Staat hat 4 Hauptepochen seines Lebens, er ist Demokratie in seiner Kindheit, aus ihr bildet sich Aristokratie, aus welcher Monarchie, die grösste männliche Kraft des Staats, hervorgeht; diese artet endlich aus in Despotie. Principe dieser verschiedenen Lebensepochen des Staats, sind dem Vf. nach Montesquieu, in der Republik Freyheitssinn und Liebe zum Vaterlande — Tugend, in Monarchien Ehrgeiz, in der Despotie Furcht und blinder Gehorsam. Die Existenz des Staats beruht auf Gesetzen. Rechtliche Gleichheit soll in dem Staate seyn; diese kann nur erreicht werden dadurch, dass der Einzelne seine Freyheit durch die Freyheit der übrigen beschränkt. Der Staat muss das Recht garantiren; demzufolge kann er denjenigen, der dasselbe verletzt, bestrafen. Die Gesetze, deren es zur Befestigung des Staats bedarf, giebt der Regent, dessen Gewalt in 3 Hauptzweige, in die gesetzgebende, richterliche und ausübende zerfällt. Die Gesetzgebung ist entweder öffentliche oder Civil-Gesetzgebung. Der Zweck der Criminalgesetzgebung, eines Zweiges der ersteren, ist Abschreckung. Todesstrafen darf jedoch der Staat nicht verhängen, denn er entreisst dem Menschen dadurch seine Persönlichkeit. Der Vf. wiederholt auch hier nur, was schon vor ihm von Anderen ungleich gründlicher vorgetragen ist.

Aus dem angegebenen Inhalte der Schrift leuchtet hervor, dass man sich sehr täuschen würde, wenn man daraus neue Belehrungen zu erhalten hoffte. Selbst eine treffende, zusammenhängende Darstellung der von Anderen entlehnten Sätze vermisst Rec. gänzlich. Der Vf. wird ihm daher den Wunsch nicht verargen, dass dieser erste Versuch auch der letzte bleiben möge!

P. d. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MÄRZ, 1809.

MEDICIN.

Köln, b. Keil: *Briefe für Ärzte und Nichtärzte über die Aftermedicin und deren Nothwendigkeit im Staate.* Ein Beytrag zur medicinischen Policey. Von *J. G. Rademacher.* XII Jahr. 259 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. ist schon durch mehrere Auffätze vortheilhaft bekannt, und zeigt auch durch diese Arbeit, dass er die Nachtheile der Aftermedicin gut kenne, ungeachtet er sich die Miene giebt, dieselbe im Staat als nothwendig zu erweisen. Sollte er aber nicht besser gethan haben, wenn er, anstatt diese angebliche *Nothwendigkeit* zu erweisen, gesagt hätte, dass in einem Staate, wo Mangel an Geistescultur und schlechte Policey herrsche, die Pfuscherey als eine *nothwendige Folge*, und als ein beynahe unvermeidliches Übel, dem die Ärzte mit allen ihren Klagen zu widerstehen nicht vermögen, zu betrachten sey? Wenigstens ist bey uns Deutschen der Fall nicht so oft, und wir sind himmelweit entfernt, dieses Übel für so nothwendig anzusehen, als der Vf. aus dem überrheinschen Lande hier beschreibt. Unsere Policey fängt überall an aufzuwachen, überall macht die Gesundheits- und die Medicinal-Policey rasche Fortschritte, und wir dürfen uns nicht mehr mit den Pfuschern persönlich herum schlagen, seitdem man von Seiten des Staates ernstlich gegen dieselben arbeitet. Nur hin und wieder giebt es noch kleine Staaten, wo es bloss an der Aufklärung — nicht sowohl des Pöbels, als selbst — der Beamten liegt, wenn diese Pest noch nicht überall verscheucht ist. Rec. kann sich, leider! auf seine eigene Erfahrung berufen, und hat in dieser Hinsicht gegenwärtige Schrift mit Vergnügen gelesen, weil er fast bey jeder Stelle das *tout comme chez nous* auszurufen gezwungen war. Nichtsdestoweniger hielt es Rec. immer unter seiner Würde, gegen Pfuscherey zu hadern, und dieselbe zu denunciren. So lange man nicht die Regierung zur Aufstellung und zur Handhabung einer zweckmäfsigen Gesundheitspolicey bewegen kann: so lange wird man auch gegen dieses verheerende Gesindel zu kämpfen haben. Dass übrigens der Vf. diese Schrift für *Nichtärzte* bestimmte, kann Rec. gar nicht billigen. Die Art seines Vortrags, in dem das Paradoxe und die Persiflage im hellesten Licht, die reine Wahrheit aber nur im Hintergrund steht, ist für blöde Augen nicht gut. Es giebt unter den Laien ohnehin so viele, die nicht nur, wie *Rousseau*, den Ärzten, sondern auch der Kunst nicht hold sind; und warum soll man diesen halbgelehrten Dünkel durch solche Schriften nähren?

Im 1 *Brief* zweifelt der Vf., ob die Menschen wirklich in der Stille und ohne Eigennutz etwas fürs allgemeine Beste thun. Dieser Zweifel beweist, dass der Vf. die Welt noch nicht von der besseren Seite kennt, und von so manchen Menschen nichts weiss, die durch ihre sittliche Ausbildung für die Fortschritte der Wahrheit sogar bedeutende, nie bekannt gewordene Aufopferungen machen. Dass diese Menschen nicht zahlreich seyen, glaubt Rec.; zumal wird diess eine seltene Sache in einem Lande seyn, wo die geistige und sittliche Ausbildung durch einen vieljährigen Krieg ins Stocken kam, und bey der neuen Ordnung der Dinge die Staatsverwaltungen und die moralische Cultur nicht sogleich wieder hergestellt sind. Der 2 *Brief* fängt mit dem Begriff der Pfuscherey an. Sollte wohl die preussische Policey im Gelderschen zu ohnmächtig gewesen seyn, den Bauer zu Punt, der bis an seinen Tod fortpfuschte, daran zu hindern? Der Vf. spricht hier den vorgeblichen Wundern das Wort, vermuthlich nur um paradox zu seyn. Denn der Schaden, sollte auch durch Imagination *ein* Kranker geheilt werden, ist in aller übrigen Hinsicht nicht zu berechnen, und keine wohlgeordnete Policey kann solchen Unfug dulden, ohne sich bey der Menschheit verantwortlich zu machen. Auch giebt es dergleichen Auftritte nur in jenen Ländern, die dem Lande des Vfs. gleichen, von dem er im 3 *Briefe* sagt: „Auch kein Schatten von geistiger Cultur herrscht hier; alle Künste und Wissenschaften sind contreband; wirft einmal das Schicksal einen Menschen hieher, der einigen Sinn für Wissenschaften hat: so währt's ein paar Jahre, und dahin ist aller Trieb sich zu vervollkommnen.“ Sehr treffend beschreibt der Vf. im 4 *Brief* die Pfuscherey der Chirurgen, die sich doch in der ganzen Welt überall gleich ist. Wenn der Vf. jedem Arzt räth, mitleidig dieselben zu behandeln: so hat er Recht, ihr Schicksal verdient es; aber ein aufgestellter Arzt, ein Physicus würde hieran sehr übel thun, indem es ihm von Amtswegen obliegt, dieser wie jeder anderen policeylichen Medicinalunordnung zuvorzukommen. Der 5 *Brief* enthält die Pfuschereyen der Apotheker, wogegen doch bereits alle Gesetzbücher uns sichern. Dem gelehrten Pharmaceutiker giebt der Vf. vorzüglich den Rath, seine Gelehrsamkeit ganz beyseite zu setzen; er betrachte sich bloss als Kaufmann, die Kranken als Käufer seiner Waare und die Ärzte als Mäkler, dann wird er gewiss ein ruhiges und vergnügtes Leben haben.

Gott bewahre uns vor solchen Apothekern und Ärzten!! Im 6 *Brief* kommen die Frau Basen, die Adepten und die Klöster an die Reihe, und im 7 *Brief* wird endlich erwiesen, dass ohne die Pfuscherey zu wenig Ärzte im Lande wären. Für 46340 auf 22 □ Meilen vertheilte Menschen sind freylich 6 Ärzte wenig, zumal wo die Wege schlecht sind. Aber in Sachsen sind vielleicht 20 Ärzte auf eben diesem District, und der Pfuscherey ist doch nirgends ein Ende; die Zahl der Ärzte macht also die Sache nicht aus. Der Vf. zeichnet hier das Angenehme und Unangenehme seiner Landpraxis mit lebhaften Farben, erklärt sich nichts destoweniger für dieselbe, beneidet keinen Stadtarzt, und sieht die Leibärzte kleiner Herren als die unglücklichsten Geschöpfe an, weil ihr Glück ganz von der Laune ihrer Herren und der übrigen Excellenzen abhange. Rec. kennt freylich viele dergleichen Opfer ihrer Unwissenheit und ihres Schwachsinnes; da er aber selbst Leibarzt ist, und noch mehrere aus dieser Classe kennt, die in diesem Fall ihrem Herrn, wie *Selle* Friedrich II, sagen würden: ich bin ein freyer Mann, mir gefällt es nicht länger ihr Arzt zu seyn: so kann er den Vf. überzeugen, dass nicht alle seine Collegen an Höfen sich es gefallen liessen, von ihren Fürsten und Helfershelfern jede Schmach mit verbissener Wehmuth zu erdulden. Aber freylich muss man dann die Praxis nicht ausüben, wie sie der Vf. im 8 *Brief* schildert. Was für ein Arzt sollte sich in diesem Fleck der neuen Monarchie ein Erbbegräbniss kaufen? Im 9 *Brief* sagt der Vf., dass alle Medicinalgesetze unnütz wären. Hievon könnten wir ihm in Deutschland wohl das Gegentheil erweisen. Wo die Gesetzgeber und die Beamten *wollen*, wo sie sich mit den Ärzten darüber verstehen, da ist die Ordnung bald hergestellt. Diess sieht man vorzüglich im Badischen, und nun auch im Bayerschen und Salzburgischen, wo man dergleichen Unordnungen vermuthlich weniger der Gesetzgebung und der Policey, als den Ärzten und der Unvollkommenheit ihrer Kunst, zur Last legen wird. Die Ärzte theilt der Vf. in Originalköpfe und ihre Trompeter, in Sonderlinge (Eklektiker) und Nachbeter. Von den letzteren schwören einige immer auf das, was sie *zuerst*, und andere, was sie *zuletzt* lasen. Sehr wahr! und Rec. hat immer gefunden, dass unter den ersteren fast immer die älteren Ärzte, oder auch jüngere, gefunden werden, die in ihrer Ausbildung zurückblieben, und die Fehler ihres Zeitalters nicht gern ablegen; die letzteren aber sind meistens junge Ärzte, die ihrem Zeitgeist vorlaufen, und durch blinde Anhänglichkeit an unstatthafte Theorieen wirklich nicht wenig gefährlich sind. Der 10 *Brief* bezeichnet den Neid der Ärzte in Städten gut, und mit vieler Wahrheit und Herzlichkeit wird das Unvermögen der Kunst bey unheilbaren Fällen dargestellt. Aber vergessen hat der Vf., dass die Zuversicht auf die Geschicklichkeit des Arztes auch der grösste Trost ist, und der Arzt in solchen traurigen Fällen, wie *Stoll* und *Frank*, theilnehmender Freund seyn muss, wo er als Arzt nicht mehr nützen kann. Ungern las Rec. die Note, dass in der preussischen Medicinaltaxe für den ärztlichen Besuch 12 Groschen bestimmt seyen, gerade an dieser Stelle, wo sie sogar nicht hingehört, sondern im 11 *Brief*, wo der Geiz der Ärzte als Ursache der Pfuscherey angeführt wird, ihren gehörigen Ort gefunden hätte. Leider könnte Rec. dem Vf. noch manches Beyspiel mittheilen, und zwar von sehr berühmten Ärzten, bey denen diese Sünde mehr als unverzeihlich ist. Nichts destoweniger findet er es der Humanität gebildeter Menschen zuwider, dass man die Leute öffentlich nennt, und es ist gegen die Würde eines Schriftstellers, die persönlichen Fehler seiner Collegen zur Schau zu stellen. Auch kann Rec. hier sich kaum des Gedankens erwehren, dass der Vf. sich an manchem Original seiner Copieen ein wenig zu rächen vorgenommen habe. Die unnöthige Vertheuerung der Recepte und die Nachlässigkeit der Ärzte in Besorgung der Armen zählt der Vf. im 12 *Brief* mit Recht unter die Ursachen, die die Ärzte bey dem Landvolk verhasst machen. Für Ersteres kann man ja bey der Bildung junger Ärzte sorgen, und Letzterem ist beynahe in allen bedeutenderen Staaten Deutschlands abgeholfen, nur bey kleinen Regierungen will es damit nicht vorwärts; dort hat ein humaner Arzt freyes Feld, seine Geduld, seinen Eifer und seine Uneigennützigkeit zu prüfen. Dort, wie beym Vf. 13 *Brief*, ist vorzüglich der geringe Grad der geistigen Cultur die nächste Ursache der Pfuscherey, und der Arzt, meint der Vf., müsse sich mit Geduld darein ergeben. Die Cultur eines Volkes trägt freylich hiezu sehr vieles bey, zumal wenn sie auch bey den Beamten nicht weiter fortgerückt ist. Hingegen gehört es zum *Savoir faire* des Heilkünstlers, sich in diese Lage zu fügen, und trotz Vorurtheilen, Sitten, Sprache, Religion und Stand dennoch seinen Zweck zu erreichen. Ein Gesundheitsbeamter hingegen hat gegen diess Übel nicht am Krankenbette, sondern durch die amtlichen Behörden zu wirken. Der 14 *Brief* hat dem Rec. vor anderen gut gefallen; er zeugt von den lichten Begriffen des Vfs. und einem reinen Streben, alle Einseitigkeit in der Theorie zu vermeiden. Er findet weder in dieses noch jenes Systems obersten Grundsätzen Befriedigung, oft nicht in der Verbindung aller derselben, und dennoch in jedem etwas Wahres und Gutes. Daher muss wirklich der Arzt auch alles kennen; daher das *multum scire et pauca agere* des *Baglivi;* daher die allgemeine Schätzung einer *Empiria rationalis;* daher endlich die abweichenden Gesinnungen (nicht Grundsätze) und die Medicasterey selbst unter Ärzten. Die Bestimmung der Einwirkung der Arzneysubstanzen auf den Körper unterliegt ebenfalls noch mancher Schwierigkeit. Schön und bieder bekennt der Vf., dass auch er die Fesseln seines Zeitalters trage, die er zu entfernen sich bemühe; er schlägt hiezu das Studium der Alten vor, und Rec. billiget diesen Vorschlag vollkommen. Als Wissenschaft macht der Vf. der Heilkunst Vorwürfe, die sie nicht verdient. Denn er bedenkt nicht, dass sie sich auch als solche mit allen übrigen Erfahrungswissenschaften keck messen darf. Sie ist, wie die Politik und wie die Kriegskunst, das

Resultat der Beobachtungen, und fodert auch das nämliche Genie, das nämliche praktische Gefühl, über welches sich der Vf. im 15 *Brief* erklärt. Rec. hat diese Erklärung schöner und bestimmter bey *Zimmermann* im Buch von der Erfahrung gefunden. 16 *Brief*. Sollte es dem Vf. wohl Ernst gewesen seyn, wenn er sagt, dass seines Wissens es noch Keinem gelungen sey, mit *einiger Wahrscheinlichkeit* die Ursache anzugeben, warum der Charakter der acuten Krankheiten in einer Gegend eine Zeit, oft eine sehr lange Zeit sich gleich bleibe? und wie sollte wohl diess Gleichbleiben die Pfuscherey begünstigen? Ein Arzt, der den thierischen Organism kennt, darf nur wenige Blicke in die äussere Natur gethan haben, um ihre wechselseitigen Verhältnisse aufzufinden. Viel richtiger aber ists, dass die heilenden Kräfte der Natur, die sich immer und überall gleich bleiben, ohnerachtet sie von den Ärzten oft auf verschiedenen Wegen geleitet, gemeistert und gehindert werden, die Pfuscherey begünstigen. Eben diess ist, 17 *Brief*, bey unheilbaren Krankheiten wahr, wo verzweifelte Kranke, aber doch nur die ungebildeten meistens, noch alles versuchen, was ihnen je Hoffnung zu geben vermag. Eine gute Policey klopft solche Mirakelmänner nichts destoweniger auf die Finger, weil nur ihr Daseyn und ihr Ruf beym Pöbel die verzweifelten Kranken an diesen fast immer schädlichen Schritt erinnern. Leider leiden die grösseren Städte am meisten an diesem Übel, und das *difficile est, satiram non scribere*, wird hier manchem dort practicirenden Arzt einfallen. Auch gehört wirklich von Seiten des Kranken eine gute Dosis Starkmuth und Zutrauen auf die Kunst und seinen Arzt dazu, wenn er von der Unheilbarkeit seiner Krankheit überzeugt seinem Tode langsam und ruhig zusehen soll. 18—19 *Brief*. Der Vf. sagt hier, dass es ihm zuwider sey, über die Gesetzgebung irgend eines Staates zu urtheilen. Rec. glaubt, dass gerade diess der einzige Weg sey, jenen vorgetragenen Übeln abzuhelfen. Wenn der Staat einem ärztlichen Collegium seine Stelle in der Reihe der Staatsverwaltungen anweist; wenn er mittelst desselben für die Erziehung, Prüfung, Anstellung und Besoldung, für die beständige Aufsicht und einen zweckmässigen Geschäftsgang in wissenschaftlicher sowohl, als policeylicher Hinsicht bey den angestellten Ärzten besorgt ist; wenn man nicht nur die Policey des Medicinalpersonales, sondern auch die gesammte Gesundheitspolicey besser cultivirt und ausübt; wenn das Landvolk durchaus verhältnissmässig mit Chirurgen versehen ist, und alle diese Chirurgen in beständigem unmittelbarem Verkehr mit ihrem Physicat stehen; wenn sie in wissenschaftlicher Hinsicht sowohl, als in Hinsicht des Dienstes, beständig von demselben geleitet werden; wenn der Physicus als Staatsbeamter von den übrigen technischen Heilkünstlern genau unterschieden, vom Staat bezahlt, nur dazu bestimmt wird, die gerichtlichen und policeylichen Medicinalgeschäfte zu besorgen u. s. w.: bey einer solchen Lage der Sache kann Rec. nicht absehen, warum man gehörig gebildeten Chirurgen die innerliche Praxis, und sogar die Abgabe der nöthigsten Arzneymittel nicht erlauben sollte, und *erlauben müsse*, wenn man ernstlich für die Gesundheit des Landvolkes sorgen will. Es ist unmöglich, und in mancher Hinsicht schädlich, auf jedes Dorf einen gebildeten Arzt zu setzen, und jede Gemeinde will doch besorgt seyn! Wenn ein Landchirurg auf einer Seite auch Etwas versieht: so ist der Schaden doch noch immer geringer, als er jetzt ist, wo der Landmann, des hohen Preises und der Entfernung wegen, den Arzt gar nicht ruft. — 20 *Brief*. Sehr wahr ist, dass das Genie durch gelegte Hindernisse nur mehr geschärft und thätiger werde. Der Vf. hat durch die traurigen Folgen der Medicinalgebrechen, die er zwar gar nicht hoch anrechnet, aufmerksam gemacht, doch wenigstens wichtige Fingerzeige gegeben, wo man bey der Verbesserung hinzusehen hat. Rec., der eben so, wie der Vf., seit 20 Jahren alle Medicinalgebrechen um sich her verbreitet sah, aber die Folgen derselben auf rein moralischer Seite viel höher anschlug, ohne etwas dagegen zu vermögen, versichert, dass gerade diese Lage und diese Unordnung ihn zum ernsthaftesten Nachdenken über diesen Gegenstand anspornte, und nahe und ferne zur zweckmässigen Verbesserung dieses Verwaltungszweiges das Seinige beyzutragen bestimmte.

— . —

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Weigel: *Briefe über das Studium der Medicin*. Für Jünglinge, die sich ihr widmen wollen. 1806. 132 S. 8. (9 Gr.) Rec. bekennt, diese Briefe bey so manchem darin befindlichen Sonderbaren, und bey so vielen Ausdrücken, die dem grossen Heiligen unseres Vfs., *Paracelsus*, keine Schande gemacht haben würden, nicht ganz ohne Befriedigung aus den Händen gelegt zu haben. Folgendes ist kürzlich der Inhalt: 1 *Brief*. Unterschied zwischen dem mittelmässigen und guten Arzte. Vorkenntnisse, ausser den allgemeinen, jedem gebildeten Manne nöthige: Studium der Alten; Homer (was man nicht alles in dem guten Altvater findet!), Plato, Sophokles und andere ihm verwandte Geister; Hippokrates, Lucrez (gegen welchen Cicero sehr schlecht wegkömmt); Plinius; von diesem ein Übergang auf die nützliche Lectüre der Reise- und Länder-Beschreibungen. 2 *Brief*. Ob der Arzt an seinem Kranken persönlichen Antheil nehmen dürfe, oder ob das Studium seiner Wissenschaft jenen überwiegen müsse? (In gewisser Rücksicht wird beides bejaht.) 3 *Br*. Unentbehrlichkeit gründlicher Naturkenntnisse für den Arzt. Begriff des Lebens in der Natur: „Alle geschaffenen Dinge sind lebendige Abbilder des göttlichen Verstandes, und in ihnen ist das ewige Gesetz der Natur ausgedrückt." — „Wir müssen die Bildung von Wolken und anderen Meteoren aus denselben Gesetzen erklären, wie die Absonderung der verschiedenen Feuchtigkeiten in unserem Körper, oder wie die Entstehung von Gedanken in unserem Geiste. Denn die Meteoren sind nichts anderes, als Gedanken des allumfangenden lebendigen Geistes, welchen wir Luft nennen. Alle aber sind elektrischen Ursprungs, und nicht nur die feurigen allein." — „Wie die Sonne ihre Planeten liebt, und sie mit ihrem Licht und Leben befruchtet, sind auch die anderen Sonnen mit ihren Planeten in lebendiger Liebe vereinigt, und die Ausdrücke: Attractiv- und Repulsiv-Kraft sind wahre Schandmale unserer bis ins Innerste erstorbenen Zeit! Nein, es giebt keine Attractiv- und keine Repulsiv-Kraft, die Natur weiss nichts von solchen hől-

gernen abgestandenen Worten. Wenn der Mann des Weibes begehrt, und das Weib nach dem Manne verlangt, nennt ihr das Attractiv- und Repulsiv-Kraft? Liebe ist es! Und was ists anders als Liebe, was die Planeten an ihre Sonne und die Sonne an ihre Planeten kettet? Ewige, unaussprechliche, lebendige Liebe ists, Streben nach Vereinigung, und keine todte Kraft (ein widersinniger Ausdruck, wie todtes Leben und lebendiger Tod)." Dieses wird im folgenden Briefe S. 45 mit fast ins Spielende fallenden Ausdrücken noch weitläuftiger auseinandergesetzt. — Über den Vortheil von Selbstarbeiten über Gegenstände der Wissenschaft: „Wer nie den Mund zum Sprechen öffnet, wie mag er reden lernen? Also kann auch Jemand, der sich nicht gewöhnet, seine Gedanken niederzuschreiben, nie denken lernen. Und wer nicht aus seinen eigenen Schriften das Meiste lernt, der ist ein Schwachkopf, und muss in Hinsicht auf Wissenschaft und Kunst für impotent erklärt werden. — Lassen sie sich den Schweiss, den Ihnen die ersten Versuche dieser Art kosten, nicht abschrecken, sondern arbeiten sie mit treuem Eifer unermüdet im Stillen fort" u. s. w. — Sollte aber ein lange fortgesetzter Fleiss im Selbstarbeiten Sie mehr verwirren als erhellen über das Wunder der Welt, und gar kein Erfolg sich zeigen: so legen Sie Feder und Wissenschaft nieder, und sehen sich um nach einem anderen Beruf" u. s. w. 4 *Br.* Über die seit 10—20 Jahren veränderte Gestalt der Wissenschaft. — „Die Albernheit der gangbaren Physik" in einigen Beyspielen gezeigt: dem Lichte, als der Seele der Natur. — „Licht, Leben, Wärme, Seele, sind nur verschiedene Namen für eine und dieselbige Sache; und es ist ganz gleich, welchem unserer Sinne der ewige Geist des Lebens erscheine, ob dem Gesicht, oder dem Gefühl" (oder dem Gehör als Schall, wie unmittelbar vorher gesagt wurde). — Hierauf eine — ziemlich derbe — Widerlegung der gewöhnlichen Vorstellungen vom Lichte, Wärme- und Brenn-Stoffe, Elektricität und Magnetismus (wozu noch weiter unten S. 101 der Galvanismus kömmt, der nichts ist als „vollkommenste und sichtbarste Erscheinung des chemischen Processes"). Ein Grund von dieser herrschenden mechanischen Naturansicht ist, dass die Physik meistentheils von Mathematikern gebaut wurde — „*Auf dem Gebiete der Physik hat sie* (die Mathematik) *durchaus nichts zu schaffen*" u. s. w. — „Es ist Unsinn, die Bewegungen der himmlischen Körper aus Gesetzen der Mathematik erklären zu wollen." (Dieses steht S. 61, wofern die Leser unserem Worte nicht trauen wollten; den Beweis davon hier anzuführen, werden sie uns hoffentlich erlassen.) — „Es muss uns daher freuen, dass in unseren Tagen Männer aufgestanden sind, die sich bemühen, die Mathematik in ihre Grenzen zurückzuweisen, die Naturwissenschaft aber so zu befestigen, dass ein fernerer Einfall und Landung jener feindlichen Macht schwerlich zu fürchten ist." — 5 *Br.* Noch etwas zur Fortsetzung des Vorigen. Über den Einfluss der himmlischen Körper auf einander — Empfehlung des Studiums der Physik. Über Logik und Psychologie: erstere wird (wie sich leicht vermuthen lässt) sehr herabgewürdigt. Nicht besser gehts der Psychologie — im Vorbeygehen ein Wort über die unter dem Einflusse derselben stehende Pädagogik, „welche (,) schon vorher ein Meisterstück der herrschenden Ideenlosigkeit (,) dadurch zur völligen Nullität herabgesunken ist." — 6 *Br.* Kurze Übersicht der Naturgeschichte: „des Stufenganges, nach welchem sich der Geist der Natur von seiner unvollkommensten Erscheinung bis zu seiner allerhöchsten und reinsten bildet." — „Die Eintheilung der Natur in organische und anorgische" (auch unser Vf. bedient sich dieses nicht regelmäsig geformten Wortes) „findet in der Natur selbst nicht Statt, sondern ist bloss eine menschliche Betrachtungsweise derselben." — Bildung der Krystalle als Beyspiel des höheren, tieferen, geistigen Lebens. Streben nach Vegetation in der Bildung des Dianenbaums. — Pflanzenreich — Lob *Linné's*, dessen *Philos. bot.* und *Werners* Schriften in mineralogischer und geologischer Beziehung, sehr empfohlen werden (doch scheint der Vf. in Kenntniss der sogenannten Naturreiche ziemlich zurück zu seyn). — Thierreich: „Je ein Thier hat immer nur Einen Hauptcharakterzug, der Mensch aber vereinigt alle Charakterzüge der Thiere in sich, und ist desshalb vernünftig. Dass die Thiere bey allem entschiedenen Mangel an Vernunft dennoch Anlagen und Fähigkeiten zeigen, die wir geläutert und zu Einer Kraft vereinigt, im vernünftigen Menschen wiederfinden, wird Sie keineswegs wundern, wenn Sie bemerken, dass diess alles ja Eigenschaften des Geistes der Erde selbst sind, der sich nur in verschiedene Thiergestalten vereinzelt hat. Nämlich die Erde ist klug, gelehrig, königlich, grossmüthig, die Erde hat Kunsttriebe, aber sie hat alle ihre Anlagen und Eigenschaften bloss einem einzigen ihrer Kinder ganz, und aus der Fülle ihres unendlichen Reichthums eingeboren; das ist der Menschen ihre schönste Blume, ihr vollkommenstes Thier" u. s. w. — Nothwendigkeit des Studiums der Anatomie und deren Verbindung mit der Physiologie. Ueber das Studium der Chemie — richtigere Bestimmung der mancherley Stoffe als „verschiedener geistiger Äusserungen der Einen und selbigen Naturseele, die in allen Dingen ist." — „Licht ist die männliche zeugende Kraft der Natur, welche vermittelst der Atmosphäre sich der Erde mittheilt, und Wasser die weibliche Kraft, welche den himmlischen Strom des Lichts in ihren Schoss aufnimmt, und daraus die Gestalten aller Lebendigen auf Erden entwickelt." — Ueber das Studium der *Materia medica*, und dabey kräftig gegen die „verfluchte" Schwächungsmethode durch ausleerende Mittel; gemäsigtes Lob des Brownischen Systems; Anpreisung des Studiums „mehrerer für Schwärmer verschrieener Ärzte, Alchymisten und Naturforscher — besonders des unsterblichen *Theophrastus Paracelsus*." 7 *Br.* Ueber Pathologie und Therapie. — „Der Mensch, der die Kräfte alles Lebendigen in sich begreift und daher Vernunft hat, ist der Krankheit eben desshalb unterworfen, weil alle Bildungen der Naturkraft in ihm vereinigt sind. Jede Krankheit ist also zu betrachten, wie eine besondere Eigenschaft des allgemeinen Lebensgeistes, die über die anderen ebenfalls im Menschen gegenwärtigen Kräfte der Welt die Oberhand gewinnt; jede Krankheit ist gleichsam eine Pflanze oder ein Thier" u. s. w. (Dieses wird durch das Beyspiel des Wassers erklärt, welches vom Lichte gewärmt und befruchtet und in seiner lebendigen Mischung verändert, aus seinen vorhin vereinigten Kräften Insekten und Gewächse erzeugt.) — „Jede Krankheit ist eine besonders hervortretende Eigenschaft des Weltgeistes, ein einzelner Gedanke von ihm" — „da sie nun etwas Einzelnes, von der Harmonie des Ganzen sich Absonderndes ist, so ist sie von der Natur des Thiers, der Pflanzen u. s. w. jegliche nach ihrer Art. Es folgt ferner, dass alle Krankheiten ihrem Wesen nach gleich sind — eine wahre Grenze zwischen Sthenie und Asthenie zu ziehen, ist durchaus unmöglich, da alle Krankheiten innerlich gleich sind, und ein blosser gradueller Unterschied unter ihnen Statt hat." — Widerlegung des Brownischen Grundsatzes der Erregbarkeit (nach Rec. Urtheile treffender, als viele der von uns angeführten Stellen) und dessen, was die meisten Physiologen unter Irritabilität, Sensibilität und Lebenskraft annehmen. Wie man sich irre, wenn man die Wirkung der Arzneyen auf den Kranken bloss körperlich annimmt (wovon schon im 2 *Br.* die Rede gewesen war) — „Eine bloss körperliche Arzney, wenn es eine geben könnte, müsste den Organismus augenblicklich tödten." — „Alle — materiellen Stoffe und Schärfen sind dem lebendigen Begriff des Organismus durchaus zuwider, denn er ist Geist; so sind auch natürlich die darauf gebauten Theorieen von Krankheiten — durchaus abgeschmackt, und ein auf solche irrige unerwiesene Voraussetzungen gegründetes Heilverfahren schlechterdings irrig, wenigstens der Theorie nach, denn in der Ausübung trifft auch der blinde Empiriker zuweilen das Rechte, durch Instinct oder Ueberlieferung, und die Natur nimmt sich in seinen Händen selbst höher und geistiger, als er es ahnden kann." — Erläuterung dieses durch Heilung der Krankheiten vermittelst der Erregung angenehmer Leidenschaften: „Es bleibt also dabey, kein Ding ist bloss Körper, kein Ding wirkt körperlich, weder für sich noch im Verhältniss mit anderen. Alle Arzney ist folglich auch lebendig, ist Geist und wirkt als Geist." — „Es kommt nicht sowohl auf die Substanz an, die man als Heilmittel anwendet, als vielmehr auf den Geist, womit man es thut, dazu auf Mass, Zahl und Stunde." — Zum Schlusse Empfehlung der Dichter und Weisen alter und neuerer Zeit, „welchen vor allen den geheimnissvoll wunderbaren Geist der Natur auszusprechen gegeben ist:" unter den letzteren wird nur „der ewige *Herder*, der grosse Dichter des Faust, *Goethe*, und der Vf. des Ardinghello" genannt. — Studium der „ewigen" Alten, der morgenländischen Sprachen und Literatur.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MÄRZ, 1809.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Goebbels und Unzer: *Wilhelm Traugott Krug's*, Professors der Philosophie in Königsberg, *System der theoretischen Philosophie.* I Theil. Nach einem zweyten Titel: *Denklehre oder Logik von W. T. K.* 1806. XVIII und 740 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

„Gegenwärtiges System der theoretischen Philosophie wird aus drey Theilen bestehen, wovon der erste die Denklehre oder Logik, der zweyte die Erkenntnisslehre oder Metaphysik, und der dritte die Geschmackslehre oder Ästhetik abhandeln soll." Die Logik ist der Gegenstand dieser Anzeige. Nach des Vfs. Erklärung liegen sowohl dieser Logik als seiner theoretischen Philosophie überhaupt, die Principien seiner Fundamentalphilosophie zum Grunde. Diese Rückweisung einer philosophischen Wissenschaft auf die Principien, die in einer anderen gegeben sind, will mit dem Begriff der Philosophie nicht gut zusammen stimmen. Denn philosophische Erkenntniss ist Erkenntniss *der* Grundsätze, solcher nämlich, die durch Einsicht in Begriffe erkannt werden; aber nicht Erkenntniss *nach* Grundsätzen. Philosophie ist ein Geschäft der Vernunft, und nicht der Urtheilskraft. Der für die Logik und die gesammte theoretische Philosophie vorhandene Grundsatz ist nach dem Vf. folgender: Was in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse passt, ist wahr; das Gegentheil unwahr. „Die Logik ist eine Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes in Ansehung derjenigen Thätigkeit, welche das *Denken* genannt wird; sie ist die Wissenschaft des gesetzmässigen Verstandes- und Vernunft-Gebrauchs, — die Wissenschaft von den Gesetzen des blossen Denkens." Das Denken ist nach dem Vf. ein mittelbares Vorstellen, und Begriffe sind mittelbare Vorstellungen. Der Vf. stellt in dieser Erklärung die Begriffe den Anschauungen gegen über. Die letzten sind ihm, wie Anderen, unmittelbare Vorstellungen der Gegenstände. Aber das Mittelbare und Unmittelbare in diesen Erklärungen ist schwankend, und nicht weniger unbestimmt die Bedeutung von Vorstellung. So wenig ein mittelbares, als ein unmittelbares Bewusstseyn eines Gegenstandes ist der Begriff; sondern er ist ein Bewusstseyn einer Regel an Gegenständen. Die Anschauung ist ein Bewusstseyn eines Gegenstandes, und dieses Bewusstseyn kann ein unmittelbares oder ursprüngliches heissen, um es von dem Bewusstseyn des Gegenstandes vermittelst einer oder mehrerer Regeln zu unterscheiden, welches schon eine Kenntniss oder Erkenntniss des Objects ist. Der Vf. folgt der gewöhnlichen Eintheilung der Logik in eine Elementarlehre und eine Methodenlehre. Mit dieser Eintheilung wird die in die reine und angewandte Logik verbunden. Jeder dieser Theile zerfällt in Elementarlehre und in Methodenlehre. Die reine Elementarlehre entwickelt die Grundgesetze des Denkens. Das erste Grundgesetz des Denkens ist dem Vf. der Satz: *Ich denke.* Die Formel $A = A$ drückt nach ihm die These, Antithese und Synthese im Denken überhaupt aus. Diese Behauptung zu prüfen, ist hier der Ort nicht. Auch der Entwickelung der drey Denkgesetze, des Satzes des Widerspruchs, des zureichenden Grundes und der Ausschliessung eines dritten, muss Rec. vorübergehen. Es scheint, dass diese *Grundgesetze* des Denkens eben so viel als *Grundsätze* der logischen Erkenntnisse seyn sollen, weil sie sonst ihren schicklichern Platz in der Lehre von den Urtheilen und bey der Auseinandersetzung der kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Urtheile gefunden haben würden. Der Vf. urtheilt, dass alle einfachen Begriffe nur relativ, im Verhältniss zu unserem beschränkten Erkenntnissvermögen einfach sind. Jede Regel, deren sich der Verstand, ganz abgesondert von allem Bewusstseyn eines Gegenstandes, woran sie sich befinden mag, bewusst ist, muss aber doch zuverlässig zuletzt aus Theilbegriffen bestehen, die nicht zusammengesetzt sind, weil sie ein Gegebenes im blossen Verstande ist. Die *Klarheit* des Begriffs setzt der Vf. in denjenigen Grad des Bewusstseyns von dem dadurch Vorgestellten, dass man es von dem durch andere Begriffe Vorgestellten überhaupt unterscheiden kann. Aber die Klarheit des durch den Begriff Vorgestellten, und die Klarheit des Begriffes selbst, ist doch wohl zweyerley. Der Vf. spricht ja hier von der Klarheit des Begriffs, und nicht von klaren Erkenntnissen. Die *Verworrenheit* heisst eine mit Unordnung im Denken verbundene Undeutlichkeit des Begriffs. Angemessener wird die Logik diesen Begriff exponiren, wenn die Verworrenheit als Grund von dunkeln Begriffen erklärt wird. Das Bewusstseyn der Merkmale, und das Bewusstseyn der Merkmale von den Merkmalen eines Begriffs, pflegen sonst mit den Benennungen *extensive* und *intensive* Deutlichkeit des Begriffs bezeichnet zu werden. Unser Vf. will unter der extensiven Deutlichkeit die

griffe wird ein Urtheil, und durch Verbindung mehrerer Urtheile ein Schluss erzeugt, welches zugleich der Grundriss und die Abtheilung der reinen Logik ist, die in Elementar- und in Methoden-Lehre abgetheilt wird. Erstere giebt Regeln für den Verstandesgebrauch überhaupt, und ist ein Kanon desselben in Absicht des Denkens; die letztere giebt Regeln, durch die der Verstand den Zweck, den er sich bey allen Erkenntnissen vorsetzt, erreicht, nämlich: durch dieselben eine Wissenschaft zu Stande zu bringen."

Za.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Magazin von moralischen Erzählungen für alle Fälle der Sittenlehre alphabetisch geordnet.* Ein Handbuch für Ältern und Lehrer beym Unterricht in der Moral, wie auch zur nützlichen Lectüre für die Jugend. Aus den Werken der vorzüglichsten Jugendschriftsteller gesammelt und herausgegeben von *H. K. Gutmann.* Erster Band. Mit Salzmanns Porträt. XXIV u. 510 S. Zweyter Band. Mit Glatz's Porträt. XXXVI u. 544 S. 1808. gr. 8. (3 Thlr.)

Wollte der Vf. die grosse Menge ähnlicher Compilationen nicht auf eine unnütze Weise vermehren: so musste er 1) nur die in Absicht der Erfindung und Darstellung vorzüglichen Erzählungen unserer besten Jugendschriftsteller auswählen; 2) alle jene Erzählungen, die schon in hundert anderen Lesebüchern für die Jugend bis zum höchsten Überdruss immer wieder von Neuem aufgetischt worden sind, unabgeschrieben lassen; 3) da, wo er Nachlässigkeiten in der Schreibart, Gedehntheit im Vortrage und Verstösse gegen die der Jugend gebührende Achtung bemerkte, mit weiser Kritik nachbessern; und endlich 4) diese strenge Auswahl nach einem festen Plan und nach reinsittlichen Principien zu einem wohlgeordneten Ganzen vereinigen. — Alle diese, einem verständigen Sammler von Erzählungen für die Jugend unerlasslichen Bedingungen hat der Vf. unbefriediget gelassen, und aus einem Dutzend Bücher zusammen geschrieben, was ihm der Zufall gerade in die Hände führte. Von *Glatz* finden wir 55 Erzählungen, von denen die Hälfte sich kaum über das Mittelmässige erheben. Man kennt die Flüchtigkeit, mit der dieser allezeit fertige Jugendschriftsteller die Feder führt, und die daher rührende Flachheit und Weitschweifigkeit seiner Erzählungen. Dass Hr. *Gutm.* den grössten Theil seines Magazins mit den Arbeiten dieses Vielschreibers angefüllt hat, möchte schon desshalb nicht zu billigen seyn, weil derselbe schon in *Jakob Stille's* Erzählungsbuche, in den *monatlichen Unterhaltungen für die Jugend* und in dem *Handbuche von Erzählungen* aus seinen und den Schriften anderer Jugendfreunde ähnliche Sammlungen veranstaltet hat. Von *Salzmann* sind 25 Erzählungen aufgenommen worden, die alle ihren entschiedenen Werth haben, aber auch schon hinlänglich bekannt sind. Den grössten Theil der übrigen Beyträge hat der Vf. aus allgemein verbreiteten Jugendschriften, die alle schon oft wiederholte Auflagen erlebt haben, entlehnt, ohne jedoch seine Quellen anzuführen. Dergleichen sind: *Campen's* Kinderbibliothek; *Rochow's* Kinderfreund; *Thieme's* sächs. Kinderfreund; *Wilmsen's* deutscher Kinderfreund; *Snell's* Sittenlehre in Beyspielen; *Claudius* kleine Geschichten u. Unterhaltungen für Kinder; *Armbruster's* Gemälde aus der Kinderwelt u. s. w. Ausserdem findet man noch hin und wieder unter den Geschichten die Namen: *Löhr, Feddersen, Starke, Halem, Gruber* und *Jakobs.* Geschichten, die der lieben Jugend schon unzählige Mal erzählt und wieder erzählt worden sind, finden hier abermals ihren Platz. Sogar *Kleist's* Leander und Selin, *Bürger's* Lied vom braven Mann, und *Schiller's* Bürgschaft, sind mit abgedruckt. So weit Rec. Vergleichungen angestellt hat, fand er, dass Hr. G. alles buchstäblich abgeschrieben hat, selbst da, wo Verbesserungen so leicht und nothwendig waren. Von *Junker, Funke, Dolz, Engelhard, Hahn, Mundt* und *Herrmann,* die doch wohl alle zu unseren vorzüglichsten Jugendschriftstellern gehören, findet man gar keine Beyträge. *Lossius, Caroline Rudolphi* und *Weisse* haben jeder nur eine Erzählung beygesteuert. — Auf ein bestimmtes Alter hat der Vf. nicht Rücksicht genommen; denn Vieles ist für das früheste Alter, Anderes für die erwachsene Jugend, und Manches wieder bloss für das reifere Alter. Eben so ist der Erzählungston bald leicht und gefällig, und dann wieder gekünstelt und blumenreich. Dasselbe Schwanken findet man in Absicht der moralischen Grundsätze, die in den aufgestellten Erzählungen herrschen. Einmal sollen die Kinder fromm und tugendhaft handeln, um sich Gott und ihren Ältern wohlgefällig zu machen, und sich Ruhe des Herzens zu erwerben, und dann wieder, um sich Reichthümer, Ehre bey den Menschen und äusseres Glück des Lebens zu verschaffen. Ja, die Mädchen werden sogar wiederholentlich ermahnt, Untugenden und üble Gewohnheiten abzulegen, damit sie nicht sitzen bleiben, und eine Jede gebührendermassen an den Mann komme. Aus allen diesen Gründen können wir in Hn. *Gutmann's* Compilation durchaus nichts Verdienstliches finden, und er hat nur die Zahl der entbehrlichen Bücher vermehrt. Nicht einmal das Verdienst der Vollständigkeit hat es, wie man aus einem flüchtigen Überblick des angehängten alphabetischen Inhaltsverzeichnisses sehen kann. Wir vermissten beym ersten Anblick die Artikel: Andacht, Aberglaube, Albernheit, Blödigkeit, Bruderliebe, Feindschaft, Freyheitsliebe, Gedankenlosigkeit, Güte, Klugheit, Keckheit, Lebhaftigkeit, Lustigkeit, Leidenschaftlichkeit, Munterkeit, Nachdenken, Nachlässigkeit, Neckerey, Roheit, Schläfrigkeit, Schwermuth, Schwärmerey, Tapferkeit, Thorheit, Ungehorsam, Ungeduld, Vaterlandsliebe, Wildheit. Und doch steht auf dem Titel: „für *alle* Fälle der Sittenlehre."

Vor dem *ersten* Theil befindet sich die Biographie von *Salzmann,* und vor dem *zweyten* die von *Glatz.* Erstere ist aus *Glatz* monatlichen Unterhaltungen und moralischen Gemälden für die Jugend, und letztere aus der Jugendzeitung und aus mehreren Jugendschriften des Hn. *Glatz* selbst zusammengeschrieben. Die von *Blaschke* in Kupfer gestochenen Bildnisse beider Männer sind sehr brav, und haben ausser dem Verdienst der Treue auch künstlerischen Werth.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Vorschlag zu einem neuen Steuer-Systeme*, von D. H. *Eschenmayer*, Prof. der Staatswirthschaft an der Universität zu Heidelberg. 1808. VIII u. 99 S. Mit 9 Tabellen. 4. (1 Thlr. 4 Gr.)

Wenige Theile der Staatswirthschaftskunde haben einen so hohen praktischen Werth und ein besonders in unseren Tagen so allgemeines Interesse, als die Lehre von den öffentlichen Leistungen. Die Art, wie die Summen erhoben werden, welche zur Deckung des Staatsaufwands erfoderlich sind, hat einen so bedeutenden Einfluss auf das Wohl oder Wehe der Nationen, dass man mit Dank jede schriftstellerische Bemühung aufnehmen muss, deren Zweck dahin geht, diesen Gegenstand einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, und in die so sehr verwickelte Abgaben-Lehre überhaupt eine grössere Klarheit zu bringen.

Der Vf., welcher bereits vor einigen Jahren über diese Materie geschrieben hat, sucht in der gegenwärtigen Schrift zu zeigen, dass die meisten bisherigen Steuer-Systeme wegen der grossen Mannichfaltigkeit der Abgaben einer Reform bedürfen, und schlägt in dieser Hinsicht ein einfacheres und natürlicheres System vor. Nach ihm sollen nur drey Arten von Steuern in einem Staate Platz finden, nämlich 1) die *Grundsteuer*, 2) die *Gewerbsteuer* und 3) die *Capitalsteuer;* alle übrigen, vorzüglich die indirecten Steuern, werden als unpassend und schädlich verworfen. — Mit Recht geht der Vf. bey seiner Untersuchung von dem Grundsatze aus, dass nie das Capital an sich, sondern einzig und allein das reine Einkommen besteuert werden müsse; und so sehr er auch die Schwierigkeit erkennt, das reine Einkommen der Staatsbürger gehörig aufzufinden, und nach dem Grundsatz der Gleichheit zu besteuern: so glaubt er doch, dass auf dem von ihm angegebenen Wege dieser Zweck am besten erreicht werden könne. — Wir wollen zuerst einige allgemeine Bemerkungen in Ansehung des Steuerwesens überhaupt vorausschicken, und dann zur Prüfung der vom Vf. empfohlenen drey Arten von Steuern übergehen.

Alle bisher in Ausübung gebrachten Steuersysteme haben den grossen Fehler, dass es ihnen in Rücksicht der Wahl der Gegenstände, welche mit Abgaben belegt werden sollen, an einem richtigen Princip fehlt, indem sie nicht so sehr die Producte, welche doch allein dazu passen, als vielmehr den Stoff und die Productivkraft der Staatsbürger zum Object der Besteurung wählen. Daher die traurige Erfahrung, dass so häufig wider den Willen der Regierung die Auflage nicht vom reinen Ertrage, sondern vom Capitale bezahlt wird. Dieser Fehler kann schwerlich auf eine andere Art vermieden werden, als durch gänzliche Umschaffung der bisherigen Steuer-Systeme und durch Einführung der *allgemeinen productiven Consumtions-Auflage* nach *Soden's* trefflicher Idee. Die Masse der zum Genuss erscheinenden Producte allein macht hienach das besteuerbare Nationalvermögen aus, die Auflage besteuert also nicht das todte Grundstück, nicht das unbewohnte Haus, nicht die Maschine des Fabrikanten, sie nimmt nur da, wo der Staatsbürger nimmt, ist also das, was die Auflage einzig seyn soll, Abzug von der reinen Einnahme; sie ist zugleich höchst allgemein, denn sie wird von allen Genussmitteln, mögen es rohe oder verarbeitete Materiale seyn, erhoben. Es ist hier der Ort nicht, diese im 3 Bande der *Sodenschen* Nationalökonomie ausführlich entwickelte Idee genauer zu erörtern; aber Rec. ist überzeugt, dass man auf diesem Wege dem Zwecke, bloss das reine Einkommen der Staatsbürger zu besteuern, am meisten sich nähere. Will demnach eine Regierung den Übeln abhelfen, wozu die bisherigen Steuer-Organisationen so häufig Anlass geben: so fange sie die Heilung an der Wurzel an, und besteure nicht mehr Stoff und Productivkräfte, sondern die Producte selbst, sobald sie an den Consumenten gelangen. Alle sonstigen Abänderungen des Auflage-Systems eines Landes sind nur schwache Palliativ-Curen, die sogar in den meisten Fällen mehr schaden als nützen.

Wir gehen nun zur Betrachtung der vom Vf. als einzig zweckmäsig empfohlenen drey Arten von Steuern über. Was zuerst die *Grundsteuer* betrifft: so irrt der Vf. sehr, wenn er S. 15 behauptet, alle Schriftsteller, die sich von jeher mit Steuer-Gegenständen beschäftigt haben, wären darin mit einander einig, dass Grund und Boden das erste Object der Steuerbarkeit sey. Mit Recht macht vielmehr *Soden* (Nat.-Okonomie III. S. 164) gerade dieser Abgabe den Vorwurf, dass ihr die wesentlichste Eigenschaft einer zweckmäsigen Steuer fehle, weil das Staatsbedürfniss nicht Urstoff, sondern Productstoff (Genussmittel) erheische, diese aber der Urstoff nicht *enthalte*, sondern durch die productive Kraft *liefere*. Ob das Grundstück, an das die Auflage gebunden ist, viel oder wenig Genussmittel erträgt, das hängt

von dem Grade der Productivkraft, also vom Fleiſse des Bearbeiters, von den Naturereigniſſen, der Witterung und von dem übrigen Vermögen des Bearbeiters, ſeinem Capitalſtoffe, alſo von ſeiner Fähigkeit ab, dem Boden die Empfänglichkeit zur Hervorbringung einer beſtimmten Productenmaſſe zu geben. Der Landbauer A, der 1000 Pfund Getreide auf dem nämlichen Flächeninhalte baut, auf dem der Landbauer B nur 500 hervorbringt, zahlt bey der Grundſteuer nicht mehr als dieſer. Dieſe Steuer nimmt alſo nicht, weil etwas vorhanden iſt, und dem Staate davon ſein Antheil gebührt, ſie nimmt — weil ſie nimmt. — Daſs übrigens die Grundſteuer keine durchaus nothwendige Steuer ſey, beweiſet ſchon das Beyſpiel Hollands, wo dieſelbe vor noch nicht langer Zeit gar nicht Statt fand, und bloſs die Producte mit Abgaben belegt waren. — Unter die Kategorie der Grundſteuern rechnet der Vf. auch die Häuſer-Steuer und iſt der Meinung, ſie dürfe nur von dem Grund und Boden genommen werden, den die Häuſer einnehmen. Rec. ſieht nicht ein, warum der Staat da, wo einmal der *Stoff* zum Gegenſtand der Beſteurung gewählt worden, für den Schutz, den er dem Haus-*Eigenthümer* gewährt, nicht auch eine Abgabe zu fodern berechtigt ſeyn ſoll, wenigſtens in dem Fall, wo die Miethrente ſo hoch ſteht, daſs auſser den Unterhaltungskoſten und den Zinſen des Bau-Capitals dem Haus-Eigenthümer noch ein bedeutender Überſchuſs als Gewinn zuflieſst. Dagegen hält es Rec. für bedenklich, von Häuſern, deren Miethrente nicht einmal die Zinſen des darin ſteckenden Capitals ausgleicht, neben der Grundſteuer noch eine beſondere Abgabe in Anſehung des Gebäudes ſelbſt zu fodern; eine ſolche Abgabe nämlich muſs überall von Errichtung neuer Gebäude, die der Staat mehr begünſtigen als hindern ſollte, nothwendig abſchrecken. — Inzwiſchen kommt es auch hier wieder darauf an, ob der Haus-Eigenthümer nicht im Stande iſt, durch die Erhöhung der Miethpreiſe dieſe neue Steuer auf die Benutzer des Hauſes zu wälzen, und ſo dieſe Grundſteuer in eine Conſumtionsſteuer zu verwandeln: in einem ſolchen Falle würde die Einführung dieſer Abgabe nicht leicht von Errichtung neuer Gebäude abſchrecken.

Bey Entwicklung der zweyten in Vorſchlag gebrachten Steuer, nämlich der *Gewerbſteuer*, ſcheint der Vf. die in Frankreich und nunmehr auch im Königreiche Weſtphalen eingeführte Patent-Auflage beſonders vor Augen gehabt zu haben; er hält es aber für nothwendig, alle 10 Jahre eine Rectification derſelben vornehmen zu laſſen, während er für die Grundſteuer einen Zeitraum von 50 Jahren zu dieſem Zweck für hinreichend hält. Dieſer Auflage läſst ſich ebenfalls der Vorwurf machen, daſs ſie, ſelbſt wenn ſie alle 10 Jahre rectificirt wird, in den meiſten Fällen durchaus ungleich iſt, weil ſie die Productivkraft, nicht das Product beſteuert, der Grad der Productivkraft aber, alſo auch ihr Ertrag, nach dem Grade der Fähigkeiten, des Capitalſtoffbeſitzes und nach den Zeitumſtänden wechſelnd, daher unbeſtimmbar iſt.

Die dritte Art Steuern, welche der Vf. eingeführt wiſſen will, iſt die *Capitalſteuer*. Nach des Rec. Einſicht aber iſt bey dieſer Steuer der Nationalwohlſtand zu ſehr gefährdet, um als Hauptſteuer empfohlen werden zu können; höchſtens dürfte ſie als Nebenſteuer eine Anwendung finden. Auflagen auf die Capitalrente nämlich müſſen überall mehr oder weniger die Fonds aus dem Lande treiben: wo aber die Fonds ſich vermindern, da muſs auch die Productivkraft immer ſchwächer werden, folglich der Nationalwohlſtand abnehmen. Wollte nun der Staat, um dieſs zu verhüten, die im Auslande angelegten Capitale ſeiner Unterthanen ebenfalls beſteuern: ſo würde ihm nicht nur die Auffindung dieſer Capitale äuſserſt ſchwer, bisweilen unmöglich werden, ſondern er würde auch durch eine ſolche Maſsregel eine offenbare Ungerechtigkeit gegen ſeine Unterthanen begehen. Denn jeder Staatsbürger ſoll ja nur nach dem Vermögen, wofür er den Staatsſchutz genieſst, beſteuert werden, den im Auslande angelegten Capitalen aber kann der Staat dieſen Schutz nicht gewähren.

Was der Vf. beym Schluſſe ſeines Werks von den Nachtheilen der Auflagen, die das Capital ſelbſt angreifen, ſo wie der meiſten indirecten Auflagen, wie ſie gewöhnlich erhoben werden, ſagt, iſt vollkommen richtig und verdient allgemeine Beherzigung. Rec. zweifelt indeſſen ſehr, daſs die Vertauſchung der ſeit langer Zeit in einem Lande hergebrachten Abgaben gegen die vom Vf. empfohlenen drey Gattungen von Steuern den ausgebreiteten Vortheil gewähren, den der Vf. ſich davon verſpricht. Denn eines Theils verdienen, wie wir bereits bemerkt haben, die drey empfohlenen Steuern dieſe Auszeichnung nicht, da ſie zum Theil die Fehler an ſich tragen, um derentwillen der Vf. die übrigen abgeſchafft wiſſen will; andern Theils läſst ſich zu ſehr beſorgen, daſs hiedurch gewiſſermaſsen eben das Übel hervorgebracht werde, das man den Phyſiokraten mit Recht vorwirft, daſs es nämlich für die drey Claſſen von Staatsbürgern, welchen hienach ausſchlieſslich die Entrichtung der Steuern obliegt, zu drückend wird, den Vorſchuſs für den Staatsaufwand allein zu beſtreiten.

Überdieſs darf man nie vergeſſen, daſs in jedem Staate Veränderungen im Steuerweſen nur mit der äuſserſten Vorſicht unternommen werden dürfen, da ſie immer, mögen ſie auch für die Zukunft von den ſegensreichſten Folgen ſeyn, doch auf die Gegenwart nachtheilig wirken. Keine Auflage nämlich bleibt, wie *Canard* trefflich dargethan hat, auf dem Gegenſtande ruhen, auf den ſie von der Regierung geworfen worden, ſondern dem Streben nach Ausgleichung gemäſs vertheilt ſie ſich nach und nach auf alle Quellen des Einkommens, und trifft auf dieſe Weiſe mit der Zeit alle Bürger verhältniſsmäſsig; jede Änderung der Steuern ſtört daher das beſtehende Gleichgewicht, und ein groſser Theil der Staatsbürger leidet darunter, bis ſich alles wieder nach Verhältniſs vertheilt hat.

Wiewohl wir indeſs aus den angeführten Grün-

den in Rücksicht der praktischen Anwendbarkeit des hier entwickelten einfachen Steuersystems der Meinung des Vfs. nicht beypflichten können: so dürfen wir doch nicht unbemerkt lassen, dass mehrere einzelne Materien auf eine eben so gründliche als überzeugende Art in diesem Werke abgehandelt worden sind, und glauben daher mit Recht dasselbe allen denen empfehlen zu dürfen, die über die Natur der Steuern im Allgemeinen, so wie über einzelne Details derselben, genauer unterrichtet zu seyn wünschen. M — d.

Leipzig, b. Göschen: *Über das Princip, die Grenzen und den Umfang der Polizey.* Ein Versuch. 1808. VIII u. 173 S. kl. 8. (16 Gr.)

Vorzüglich in den neuesten Zeiten ist es bey uns herrschende Sitte geworden, theoretisch und praktisch der Policey eine immer grössere Ausdehnung zu geben, und ihr einen immer ausgebreiteteren Wirkungskreis anzuweisen; man hat angefangen, sie für das Erste und Höchste in jedem Staate zu halten, und die Menge der Policeyordnungen für den sichersten Masstab der Güte der Verwaltung zu achten. Dass diese sich drängenden und verdrängenden Policeyreglements den Zweck, welchen man bey ihrer Abfassung hatte, höchst selten oder gar nicht erreichten, dass in denjenigen Ländern, welche an ihnen vorzüglich reich waren, die Unterthanen nicht merklich glücklicher lebten, als in anderen, wo man der Policey weniger Spielraum liess, diess schien nicht weiter beachtet zu werden. War es doch so angenehm, vorzüglich für die Regierungen kleiner Länder, recht viel zu regieren! Konnte doch so mancher sich hiedurch einen Schein von Wichtigkeit geben, dessen stille, obgleich vielleicht ungleich nützlichere Thätigkeit sonst gänzlich unbemerkt würde geblieben seyn! Statt diesem Unwesen zu steuern, trugen vielmehr Schriftsteller aller Art, Praktiker und Theoretiker, redlich dazu bey, durch immer neue Vorschläge, Systeme und Compendien den praktischen Policeymännern Stoff zu neuen Reglements und Verordnungen zu liefern. Das Resultat von dem allen konnte kein anderes seyn, als entweder Nichtbeobachtung aller dieser Gesetze oder willkührliche, jeden frohen Lebensgenuss verscheuchende Beschränkung der Freyheit der Einzelnen. Um so erfreulicher war es für Rec., der sonst ein jedes neue Buch über Policey mit einer gewissen Ängstlichkeit in die Hand nimmt, hier auf eine Schrift zu stossen, die er nicht zu viel glaubt empfehlen zu können. Ausgebreitete gründliche Kenntniss des behandelten Gegenstandes, richtiges freyes Urtheil, ein höchst liberaler Geist, gleich weit entfernt von jeder blinden Anhänglichkeit an das Alte, als von unbesonnener System- und Neuerungs-Sucht, charakterisiren den Verfasser dieses Versuchs als einen in jeder Rücksicht ausgezeichneten Schriftsteller. Der Titel der Schrift, welche ihr Verfasser selbst bescheiden einen Versuch nennt, zeigt schon an, dass man hier kein weitläuftiges System der Policeywissenschaft zu erwarten habe. Nur ihre Haupttheile sind hier angedeutet. Was die Ordnung und die Zusammenstellung der Materien betrifft: so findet diese Rec. äusserst zweckmässig und lobenswerth. Die Policey beschäftiget sich, nach unserem Vf., nicht bloss mit Rechtlichkeit und Sicherheit, sondern sie sucht auch Glückseligkeit und Sittlichkeit zu erreichen, jedoch innerhalb der Schranken, die ihr dadurch angewiesen werden, dass sie ein Theil der Staatsgewalt ist. Daraus bestimmt er alsdann noch näher die Grenzen der Policey. Nur das, was unsittlich ist, in sofern diess Unsittliche die Sicherheit fährdet, und nur solche an sich gleichgültige, wenigstens unvorsetzliche Handlungen, welche, und in sofern sie die Sicherheit stören und fährden, darf sie durch Zwangsgesetze verbieten, oder die Übertreter bestrafen. Gebieten darf sie nur dasjenige, durch dessen Unterlassung die Sicherheit offenbar gefährdet würde. Sittlichkeit aber, noch sonst irgend etwas, was positiv zum Wohlstande und zur Glückseligkeit führt, darf sie nicht gebieten, sondern nur väterlich dazu rathen, Anleitung geben, und die darauf abzweckenden Anstalten treffen. In solche enge Grenzen muss aber auch nach unserer Überzeugung die Policey eingeschränkt werden, damit die Freyheit der Einzelnen nicht ungebührlich geschmälert werde. Das ganze Gebiet der Policey kann nach unserem Vf., auf eine doppelte Weise eingetheilt werden, entweder nach ihren verschiedenen Zwecken — Verbrechen zu verhüten, Unglücksfällen zuvorzukommen, und ihre Folgen zu mildern; den äusserlichen Wohlstand zu befördern, und endlich die äussere Sittlichkeit herzustellen, zu erhalten und zu erhöhen — oder nach den Materien — Moralität; Fürsorge für das physische Leben; für die Gesundheit der Bürger, und für die ersten unentbehrlichsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens; Vorkehrungen zur Abwendung bedeutender Unglücksfälle für das Eigenthum und zur Milderung ihrer Folgen; Wohlstand, sowohl im Allgemeinen, als auch insbesondere Wohlstand der Städte und Dörfer. Nach dieser letzten Eintheilung geht unser Vf. die verschiedenen Zweige der Policey einzeln durch. Es würde ungerecht seyn, die Übergehung einzelner weniger richtiger, specieller Materien dem Vf. zum Fehler anzurechnen; dagegen kann Rec. Allem, was sich hier findet, seinen vollesten Beyfall nicht versagen. Zum Schlusse erklärt sich noch der Vf. sehr befriedigend darüber, warum er mehrere Gegenstände, mit welchen sich sonst die Policey zu beschäftigen pflegt, als zu ihr nicht gehörend ansieht, z. B. Gesetze über Spiel, Wucher, Censur, u. s. w. Mit Vergnügen hat Rec. seine obigen Bemerkungen über den Nachtheil der zu sehr gehäuften Policeyreglements auch durch unseren Vf. bestätigt gefunden. Was derselbe endlich noch über Policeystrafen, ingleichen über die Organisation der Policeybehörden, und zur Beantwortung der Frage anführt, in welcher Staatsverfassung die Policey am besten gedeihe, ob in der republicanischen oder in der monarchischen, hat ebenfalls unseren ganzen Beyfall,

wie uns denn überhaupt weiter nichts zu wünschen übrig bleibt, als dass der treffliche Verfasser sich recht bald entschliessen möge, nach den in diesem Versuche niedergelegten Ansichten und Ideen ein vollständiges System der Policeywissenschaft auszuarbeiten. P. d. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Hamburg*, b. Kratzsch: *Die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, oder welche Vortheile entstanden dem Gesammthandel durch deren Unabhängigkeit?* Nebst einem Anhange das jetzige Handelsverhältniss des dänischen Staats und vorzüglich Altonas und Hamburg ('s) betreffend. Von einem Hanseaten. 1807. 72 S. kl. 8. (10 Gr.) Bey den gegenwärtigen Zeitumständen, wo dem allenthalben bedrängten Handel ein Zufluchtsort nach dem anderen verschlossen wird, welches Schicksal auch die Hansestädte, welche so lange die Zwischenhändler zwischen den kriegführenden Nationen machten, endlich erfahren haben, bey der noch ängstlicheren Aussicht, welche auch unserem Vf. unverkennbar vorschwebt, dass vielleicht am Ende die Hansestädte ihre Unabhängigkeit und damit zugleich den grössten Theil ihres bisherigen Flors, ihres allgemein wohlthätigen Verkehrs verlieren möchten, verlohnt es sich wohl der Mühe, auf die Wichtigkeit dieser Städte und auf die grossen Vortheile aufmerksam zu machen, welche durch sie den übrigen handeltreibenden Staaten zuwuchsen, zugleich aber auch die nothwendigen Bedingungen ihrer wohlthätigen Wirksamkeit wieder lebhaft ins Andenken zurückzurufen. Mit Recht führt hierunter unser Vf. vorzüglich die Unabhängigkeit der Hansestädte an, indem nur dadurch die ihrem Handel unumgänglich nothwendige Freyheit und die Sicherheit ihrer commerciellen Institute, z. B. der hamburger Bank, vollkommen erhalten wird, und zugleich ihre politische Unbedeutsamkeit sie in den Stand setzt, bey entstandenen Kriegen unter ihrer neutralen Flagge den Handel für die kriegführenden Nationen zu betreiben, wodurch sie nicht nur sich selbst bereichern, sondern auch den kriegführenden und anderen Ländern Producte und Bedürfnisse zuführen, deren sie sonst vielleicht gänzlich entbehren müssten. Dieser ihrer Thätigkeit in Kriegszeiten, welche erst in der letzten Zeit durch das geschärfte Blokadesystem gehemmt worden ist, verdankt es gewiss der grösste Theil des Continents ganz vorzüglich, dass die Drangsale des schrecklichsten Krieges nicht noch tiefer gefühlt wurden. Gleich wohlthätig und allgemein vortheilhaft war ihre Wirksamkeit in Friedenszeiten. Ihre Lage an den grossen schiffbaren Strömen von Deutschland und an zwey Meeren, die unbedeutenden niedrigen Zölle, welche sie von den ein- und ausgehenden Waaren erhoben, und der vollkommen freye Transito machte sie ganz vorzüglich geschickt, die Stapelplätze für den grösstenTheil des Continents abzugeben.— Alles Vortheile, welche höchst wahrscheinlich ganz oder doch grossentheils wegfallen würden, sobald diese Städte unter die Herrschaft eines Staates geriethen, welcher im Frieden grossen Gewinn von ihrem Handel zu ziehen hoffte, und an dessen Streitigkeiten und Kriegen sie mit Aufopferung ihrer bisherigen Neutralität Theil zu nehmen gezwungen würden. Überzeugt von dem mannichfaltigen Nutzen, welchen die Hansestädte in ihren bisherigen Verhältnissen für das ganze Europa und insbesondere für Deutschland gewährten, wünschen wir herzlich, dass die Hoffnungen des Vfs. in Erfüllung gehen und die Unabhängigkeit der Hansestädte auch fernerhin möge erhalten werden!

Der Anhang über die gegenwärtigen Handelsverhältnisse des dänischen Staats, vorzüglich Altona's und Hamburg's, bewährt den Vf. als einen warmen hamburgischen Patrioten, der sich jedoch hin und wieder nur zu sehr von der alten Eifersucht Hamburgs auf Altona leiten lässt. Er bemüht sich vorzüglich zu beweisen, dass Altona gar nicht der Ort sey, welcher Hamburgs Verlust ersetzen könne, und dass dessen Flor nothwendig nur momentan seyn werde. Der Krieg zwischen Dänemark und England und das von jenem gleichfalls angenommene strenge Blokadesystem wird darüber den Vf. hoffentlich gänzlich beruhiget haben, da Altona jetzt eine gleich drückende Stockung alles Handels erleidet als Hamburg.

Die Sprache ist im Ganzen correct, jedoch nicht ohne einige Flecken, wie z. B. sie schaden st. ihnen schaden u. s. w.

P. d. G.

Niedersachsen: *Gründliche Beantwortung der Frage: Warum ist es von so vielen Regenten mit den Bemühungen, die Völker zu beglücken, auch noch nicht Einem gelungen? und wie kann dieser Zweck ohnfehlbar erreicht werden?* Der einzig mögliche Standpunct, die Welt beglücken zu können. Mit Beweisen. 1808. 64 S. kl. 8. (6 Gr.) Möchten doch unberufene Schreiber nie vergessen, dass, um die Menschen zu belehren und zu beglücken, etwas mehr erfoderlich ist als guter Wille! Diesen wollen wir zwar dem ungenannten Rathgeber der Fürsten und Völker in dieser kleinen Schrift nicht absprechen, mit desto grösserem Rechte aber alle und jede Befugniss als Schriftsteller in der gelehrten Welt aufzutreten. Man höre, welches denn nach ihm die untrüglichen Mittel sind, die Völker auf immer glücklich zu machen. Abschaffung aller Zünfte und Innungen, die hier unbedingt getadelt werden. Abschaffung aller und jeder Vorrechte des Adels, auf den unser Vf. gleichfalls gar nicht gut zu sprechen ist; — vorzüglich aber Einführung vollkommener Vermögensgleichheit unter allen im Staate lebenden Menschen und dazu — Vernichtung aller ins Grosse gehenden Handels- und Fabrik-Unternehmen. Alle und jede, die sich damit befassen, heissen hier Engländer, ihr Gewerbe engländern. Es ekelt Rec., dergleichen Unsinn, das Buch enthält dessen noch mehr, weiter anzuführen und zu widerlegen. Er hofft, dass die edelmüthigen Fürsten, denen es mit dem Beglücken ihrer Völker wirklich ein Ernst ist, und welchen der Vf. sein Buch zum hochgeneigten Selbstdurchlesen empfiehlt, zum Durchlesen von dergleichen Machwerke weder Zeit noch Lust haben werden. P. d. G.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Braunes: *Beschreibung der Festung Gibraltar.* Nebst einem Plan. 1808. 16 S. 8. (12 Gr.) Von einem Producte des Augenblicks, für den Anblick berechnet, lässt sich nicht viel fodern. Nur muss es keine groben Irrthümer oder Albernheiten enthalten. Der Plan der Festung Gibraltar ist befriedigend. Er zeigt die überaus starke und haltbare Lage dieses durch die Kunst unterstützten Naturwerks anschaulich. Widrig ist das Gemisch dreyer Sprachen in den angegebenen Namen. Da sind *neutraler Grund*, *Devil's Tower*, *Innondation* (welches gar kein Wort ist) nachbarlich beysammen, und das Ganze ist *gravé a leau-forte par Cs. Mare a Berlin.* Die Beschreibung ist wahrscheinlich aus einer englischen, die während der letzten Belagerung v. J. 1779 bis 1783 Statt hatte, entlehnt. Es waren damals überhaupt 663 Artilleriestücke vorhanden. „Bey jetziger Periode, setzt der Vf. hinzu, werden wohl nicht weniger seyn." Den Druckfehler S. 8 *Male* ist in *Mole* zu verbessern. Eine französische Übersetzung dieses Bogens unter dem Titel:

Berlin, b. Braunes: *Description de la forteresse de Gibraltar.* Traduite de l'Allemand en Français par *S. G. D—r.* 1808. 15 S. 8. (12 Gr.) ist nicht genau, hat Zusätze, Auslassungen, und ist durch Druckfehler verunstaltet. Wenn das Original S. 15 die Worte hat: „die Spanier bauten an beiden Flügeln Forte (Forts, Schanzen), wovon das auf den (dem) rechten Flügel das Fort Philip (Philipp), und das auf dem linken das Fort Barbara genannt wird": so heisst es im Französ. bloss: „*Ils établirent aux deux flancs des forts, dont l'un à gauche fut appellé le fort Barbara;*" also wird das F. Philipp ausgelassen. Auf der Charte steht *Fort Barbaral.* Der Deutsche hat die letzten Perioden des Franzosen nicht. Sie lauten so: „*Il y aura des difficultes énormes à surmonter pour s'emparer d'une place aussi fortifiée par la nature et l'art. Mais que ne peut-on pas espérer d'un genie aussi sublime que celui de Napoleon? Ses talens militaires réalisent des prodiges qui nous paraitraient fabuleux, si nous n'en étions pas les temoins!*" Der Grundriss ist unverändert derselbe.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 MÄRZ, 1809.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Geschichte der churfächsischen Staaten*, von D. *Christ. Ernst Weisse*, Oberhofgerichtsassessor und ord. Prof. des Lehnrechts zu Leipzig. 5 Band. Auch unter dem Titel: *Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden bis auf unsere Zeiten.* I Band. 1808. XII. IV u. 438 S. 8. (2 Thlr.)

„Um den Ankauf dieses Werkes für diejenigen zu erleichtern, die ein grösseres Interesse an der neueren als älteren Geschichte nehmen, und die sich vorzüglich von der für das Land so wohlthätigen Regierung unseres allgemein geliebten und verehrten Königs zu unterrichten wünschen, mit welcher sich der zweyte Band beschäftigen wird, ist ein besonderer Titel desselben beygelegt, der auch deswegen schicklicher als der ältere seyn dürfte, weil sich der Titel einer jeden Landesgeschichte gewöhnlich auf den gegenwärtigen Rang des Staats zu beziehen pflegt. Und damit auch das Buch in der That ein für sich bestehendes Ganzes bilde, habe ich in der Einleitung solche Notizen aus der älteren Zeit vorausgeschickt, deren Kenntniss zur Erläuterung der neueren Begebenheiten nothwendig ist." (Vorr. V.) Diese Einleitung (1 — 25) ist freylich etwas kurz; dass mehrere unserer Ansichten aus den Recensionen der ersteren Theile nicht berücksichtigt sind, wollen wir blos anzeigen. Die Geschichte selbst enthält den Zeitraum vom prager Frieden bis zu dem ruhigen Besitz von Polen und zum Frieden mit Schweden 1729, bearbeitet, was die inneren Angelegenheiten betrifft, grösstentheils aus den ungedruckten Landtagsnachrichten und daher mit höchst interessanter belohnender Umständlichkeit, die ein wahrer Gewinn für die deutsche Geschichte und nur erst von wenigen Theilen des Vaterlandes uns so zur Hand ist. Rec. kennt in diesem Umfang solcher Materialien nur *Baczko's*, der eigenthümlichen Verhältnisse wegen, noch ausführlicheres Werk. Diess ist ein angenehmes Geschenk dem, der über den schimmernden Glanz der äusseren Verhältnisse eines Landes, die oft noch vielfach wichtigeren und gewiss eben so anziehenderen inneren nicht übersieht. Nach solchen Aufklärungen, wie sie hier über die Geschichte des Landes und die Verhandlungen darin gegeben werden, lernt man die erstere in manchen Provinzen aus einem ganz anderen Gesichtspunct betrachten. Klarer und heller erscheinen uns seine Verhältnisse, leichter wird die Vergleichung der Staaten unter einander, und wir sehen die Ursachen ein, warum ihre Geschichte gerade so laufen, ein Land über das andere *aus eigener Kraft* sich heben musste, warum die ganze Staatsverfassung so und nicht anders sich formte. Wir finden, wie Brandenburg, ein ärmeres, weniger von kunstvollen Handelsleuten bewohntes, zerstückeltes Gebiet, die imponirendere Rolle spielen konnte, während Sachsen zurückblieb. Eine durchgeführte Vergleichung beider Staaten, und, wenn wir erst von mehreren solche Notizen besitzen, verbunden mit anderen, würde ein ganz eigenes Gemälde werden. Das Detail allein giebt einer Erzählung ihre vorzügliche Brauchbarkeit, das Generalisiren ist nutzlos. — Die Schilderung der Verheerungen des 30jährigen Krieges ist erschütternd, — „die Einwohner von Leipzig waren so sehr verarmt, dass sie oft todte Hunde, die in der Stadt erschlagen und vor die Thore geworfen wurden, zu ihrer Nahrung aufsuchten" (S. 66). Interessant ist die in diesem Zeitraum erfolgende vollständige Ausbildung der *Landeshoheit*, die keine Regierung so früh, eifrig und thätig suchte, als gerade die sächsische. Von Hofjuristen eingeleitet, genährt oder vielleicht auch aufgefasst durch falsche historische Unterstellungen und durch natürliche Triebe, fortgeführt zum Ziel von Generation zu Generation, wie aufgelegt in einem politischen Testament, mit umfassendem Gewinn und schnellen Schritten. Hier reiht sich der Streit darüber in der Familie selbst, über die Landesantheile der durch das Testament des Kurfürsten Joh. Georg I entstandenen Nebenlinien, an die älteren Irrungen an. Möchten wir doch jetzt recht vielen Stoff zu einer künftigen Geschichte der Landeshoheitsstreitigkeiten erhalten! (*Billig* spricht der Vf. von *Unterhoheit*, untergeordneter *Regierung* anderer Fürsten und Stände (4. 104), *Oberhoheit* des Kurfürsten.) Wir finden aber auch in diesem Zeitraum reell die traurige, völlige Lösung des Reichsverbandes, eigenmächtige Aufhebung der Adpellationen aus den Stiftern an die Reichsgerichte (138. 105); Trennungen der Stände. 1682 trug der Adel darauf an, dass seine Söhne auf den Landschulen von denen der Bürger ganz abgesondert, und ihnen dazu ausschliessend die Landschule zu Meissen eingeräumt werden möchte; nicht bloss, weil sie andere Wissenschaften erlernen müssten, weil unter ihnen Zänkereyen vorfielen, „sondern auch die adlichen in ihren Sitten zurückgesetzt, und durch den

gleichen Zwang dergestalt schüchtern gemacht würden, dass ihnen nachher beständig etwas davon anhängen bliebe" (S. 313).

Wir heben, nach unserer Gewohnheit, mehrere Stellen aus, wo wir anstiessen. Auch für einige Behauptungen und Aussprüche des Zeitgeistes hat der Vf. Stoff gesammelt. Die Behauptung (S. 13): „die Reformation habe die Entwickelung mehrerer Theile der Staatsverwaltung in Sachsen, so wie in den meisten anderen deutschen Ländern, verspätigt und zurückgehalten," wollen wir nicht dahin rechnen; doch ist sie vielleicht denen willkommen, welche jetzt die Reformation herabzusetzen suchen. Bessere Einsichten, Aufmerksamkeit auf manche Mängel und Gebrechen sind indess so wenig nothwendige Folge aus einem vorhergehenden Zustand, dass man wohl nicht behaupten kann, ohne ein dazwischenliegendes Ereigniss würden sie schon früher Statt gefunden haben. Hier kann man behaupten, ohne die freye Prüfung und den so vielfach rege gewordenen Geist der Untersuchung, ohne die durch die Reformation entstandene Noth in mancher Hinsicht, dürfte wahrscheinlich Vieles noch gar nicht einmal so früh zur Sprache gebracht seyn. Aber ohne Frage können wir dahin die Aufstellung der Urtheile des kursächsischen Cabinets über die Folgen der Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück (S. 53) rechnen, und über die Schädlichkeit eines eigenen *Corpus evangelicorum* (S. 81). Dort wurde prophezeihet, die durch Vermittlung der fremden Mächte erfolgte Ausgleichung der inneren Streitigkeiten würde diesen einen Einfluss auf das deutsche Reich gewähren, wodurch dasselbe zu Grunde gehen müsse. Hier, dass durch dergleichen einseitige Berathschlagungen bey dem Gegentheil *jalousie* und *ombrage* gegeben, schädliche Differenzen verursacht u. die Reichsverhandlungen merklich verhindert werden möchten. Solche Sachen vorherzusagen, war eben keine grosse Klugheit, man wollte auch dadurch nur schrecken, was sich schrecken liesse, und auch hier den Geist des Widerspruchs zu erkennen geben, der in diesen Angelegenheiten damals in Dresden herrschte. Politische Berechnung lag nicht einmal zum Grunde. Wie hätte denn wohl eine Vergleichung der beiden Theile bloss unter sich Statt finden sollen, wenn nicht auf so schädliche Bedingungen, als die des prager Friedens? Aber damit nur *der* Liebling in allen Puncten bliebe, sollten lieber die wichtigsten Rechte der Protestanten aufgegeben werden! Ein eigenes Band für die Protestanten war durchaus nothwendig, ihr festes Zusammenhalten Pflicht — mögen die Folgen auch gewesen seyn, welche sie wollen — sobald einmal religiöse Verschiedenheit war, deren verschiedene Theilnehmer durchaus nicht im Niveau vernünftiger Ruhe blieben, wo überdiess die andere Partey bestimmt das Übergewicht physischer Kräfte hatte, und damit wirken wollte. Der geringste Grad von Menschenkenntniss und Klugheit durfte sich durch den blossen Buchstaben des Friedens nicht gesichert glauben. Was das Schwert geformt, kann das Schwert lösen. Was hielt man den Hussiten, als sie getrennt, schwach und leichtsinnig sich hingaben? Was man zu fürchten hatte, war deutlich ausgesprochen, durch das Restitutions-Edict, die Behandlung der Böhmen, der Österreicher! Haben nachher die vielen Bedrückungen, von denen ganze Bände gesammelt sind, das was zu Riswyk geschah, die Tyranney gegen die Ungarn, die Rechtmässigkeit solcher Massregeln nicht bewährt? Die allgemeine Vereinigung lag auch dem sächsischen Cabinet nicht so sehr am Herzen. Denn zu der Zeit, als es in Hinsicht des *Corpus evangelicorum* diese Sprache führte, wollte es die Reformirten von den Protestanten ausschliessen, und protestirte gegen die zu ihrem Gunsten erfolgten Bestimmungen des westphälischen Friedens!

Um so mehr bedauerte Rec., dergleichen Sachen hier auf die Art hervorgehoben zu sehen, Nahrung den trüglichen und falschen Stimmen des Zeitgeistes (der mehr als ein Kobold ist), die man ihnen lieber entziehen sollte. Der Vorwurf, dass durch die religiöse Trennung Deutschlands die politische herbeygeführt, beide die vornehmste, und fast ausschliessliche Ursache der Auflösung der Reichsverfassung bildeten, gilt ja auch dem Lande des Vfs. und seinen Glaubensgenossen. Durch die früheren Einsichten wird die spätere Einwilligung nicht ausgeglichen, die Verderblichkeit der Massregel bleibt dieselbe. Fasst man den, nicht ohne Absicht (Viele sind freylich, ohne dass sie es wissen, bloss Werkzeug, Manche gefallen sich in der neuen Idee) aufgestellten Vorwurf genauer: so führt er auf Albernheit. Jene Trennung war nothwendig; andere Zeiten damals, die nicht im Geiste der unsrigen allein beurtheilt werden können. Sollte lieber die theuer errungene religiöse Freyheit, und mit ihr die politische, schon damals verloren gegeben werden, weil diese Folgen in der Zukunft daraus entstehen konnten? Anders lautete die Geschichte freylich dann, die Klagen, wie nun, wären uns erspart. Konnten die Protestanten vorher sehen, was 1806 kommen würde? Wer hat denn die Schuld, dass es so seyn musste? Der Vorwurf fällt auf die zurück, welche ihn anstimmen. Nicht die Trennung in beide Religionstheile hat Deutschland geschwächt und seine Staatsform aufgelöst; mannichfache, zusammengetretene Ereignisse haben dazu gewirkt; nicht aus einer Ursache lässt sich das Resultat ableiten, zunächst ist die Trennung der einzelnen Staaten von der Regierung die vornehmste Quelle. Ist denn diese aber durch die Trennung der Protestanten und Katholiken entstanden, haben jene eine natürliche Tendenz gehabt, sich vom Oberhaupt zu trennen, und wenn das wäre, liegt bloss in ihnen, ihrem kirchlichen System der Grund, dass sie so handelten; haben diese später angefangen, länger sich gesträubt, die Hoheit an sich zu nehmen, und immer weiter auszudehnen? Warum muss man denn durchaus nur eine Partey belasten wollen, wird dadurch die Trennung gehoben? Wir alle haben gefehlt, innerhalb der Mauern und ausserhalb, dass wir nicht thätige

Maſsregeln ergriffen haben; ſo laſst uns denn zuſammen vergeſſen, was geſchah, und einmüthig, kräftig, deutſches Geiſtes, nur an die Zukunft denken. Das ziemt unglücklichen Völkern, nicht das herzzerreiſsende Bild eigener Zerfleiſchung aufzuſtellen, und Öl in das Feuer zu gieſsen, das ſie löſchen ſollten. Gleich ſind die Vorwürfe, die man in dieſer Hinſicht Friedrich II machte. Wie gern möchte Rec. auch hierüber ſprechen, wenn der Umfang ſeiner Anzeige, deren Grenzen er ſchon überſchritten hat, ihn nicht zurückhielt! Was Friedrich auch gethan haben mag, die einzige Idee des Fürſtenbundes, an welche Deutſchlands Rettung geknüpft werden konnte, die er uns leuchtend vorzeigte, wiegt alles Übrige auf. Warum folgte denn Deutſchland nicht auf dem Wege, warum ſind die Hoffnungen der Nation nicht erfüllt, warum *die Erwartungen vom Fürſtenbunde* verhallt? Rec. hält es für Pflicht, gegen alles zu eifern, was der Einigkeit ſchaden, was Deutſche gegen einander mit Bitterkeit erfüllen muſs. Die Zeit, die ſolche Äuſserungen gab, wird ſie auch wieder vernichten, aber unterdeſſen können ſie vielfach geſchadet haben. S. 324 iſt die Schutzgerechtigkeit zu Nordhauſen unter den von Sachſen an Brandenburg verkauften Stücken nicht genannt (vergl. II, 54); 325 kann aus *Dreyhaupt Beſchr. d. Saalkr.* 2, 867, die Kaufſumme für das Amt *Petersberg*, 40,000 Thaler zugeſetzt werden. *Adelung* mag doch Recht haben, daſs die ganze Grafſchaft Wettin an Magdeburg gekommen; aber der *Petersberg* hatte aufgehört, ein Theil derſelben zu ſeyn; das Kloſter war ja St. Peter übergeben, und die Schutzgerechtigkeit ſollte dem Älteſten der Familie, nicht dem Beſitzer der Grafſchaft Wettin zuſtehen. S. 329. Nicht die Rhein-, ſondern die Harz-Linie der Grafen zu Stolberg iſt ausgeſtorben; die Geſchichte von Heringen und Kelbra iſt nicht ganz vollſtändig. Letzteres war hienach ganz ſtolbergiſch, wie hat nun Schwarzburg ſeine *eigenthümliche* Hälfte erworben? Nicht, daſs wir verlangten, der Vf. ſolle uns das ſagen, ſondern nur, daſs hier eine Lücke ſey. S. 118. Auch die Erzählung der Irrungen über die querfurtiſche Präſentation zu einer Reichskammergerichts-Beyſitzerſtelle iſt nicht deutlich genug; S. 168. Thaler von *Talent* iſt wohl nicht die richtige Ableitung, ſteht wenigſtens der gewöhnlichen ſehr nach. Die Manier des Vfs. iſt der gleich in den vorigen Bänden; in der Sprache liegt bisweilen Undeutlichkeit und Härte.

H. St. F.

Göttingen, b. Dieterich: *Anekdoten, Charakterzüge und Kriegsfahrten (!) aus dem Leben des Prinzen Heinrichs von Preuſſen.* 1804. Zweyte Sammlung 216 S. Dritte Samml. 198 S. Vierte Samml. 132 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Herausgeber ſcheint ein alter Kriegsmann und Bewunderer des Prinzen H. zu ſeyn, der eigene Erfahrung und Mittheilungen anderer mit Materialien zu dieſen Sammlungen verſahen. Die zweyte enthält Anekdoten aus dem erſten ſchleſiſchen Kriege, von Schlachtfeldern, aus Dresden u. ſ. w. Die dritte eine Beſchreibung von Rheinsberg, dem Hofe, Garten, Theater; Züge aus des Prinzen Privatleben und Charakter, z. B. von ſeinen Arbeiten für ſein Theater, ſeinen Liebſchaften, der vorgeblichen Eiferſucht zwiſchen den beiden Brüdern, ſeinen Einkünften u. ſ. w., wobey bis S. 83 ein fremder Aufſatz zum Grunde liegt; ſodann Anekdoten von ſeiner Vermählung und einige aus dem ſiebenjährigen Kriege. Die vierte liefert auf einmal Nachrichten von ſeinem Tode, dann wieder aus dem 7jährigen und dem bayerſchen Erbfolge-Kriege, abermals von Rheinsberg, und kurze Lebensgeſchichten einiger preuſſiſcher Generale. — Oft findet man gute Nachrichten und Reflexionen, welche Kriegs- und Terrain-Kenntniſs verrathen, z. B. über die Affaire bey Keſſelsdorf 2te S. 189 ff., bey Pirna 3te S. 156 ff., zum Theil aus handſchriftlichen Relationen eines Augenzeugen; auch ſind die eingeſtreuten biographiſchen und chorographiſchen Notizen gröſstentheils richtig und verſtändig abgefaſst. Dagegen ermüdet der Vf. durch eine unglaubliche Weitſchweifigkeit, durch weit ausgeſponnene, fade Dialogen, durch Baggatellen von Fähndrichs, Marqueurs, Dienſtmädchen, Kindern, und durch eine Sprache, deren Incorrectheit oft ins Kauderwelſche ſtreift, und ſich in den erſten Jahren des 7jährigen Kriegs gebildet zu haben ſcheint. Nur 2 Beyſpiele. 2te Samml. S. 29: Als unter anderen der Prinz Wilhelm v. Heſſen, welcher bey der *Kaiſerkrönung* zugegen geweſen war, ſich gegen den Pr. H. beklagte, daſs *dieſe Fürſtin* die Reichsfürſten kaum als ihre Unterthanen eſtimiret" u. ſ. w. (er meint die Kaiſerin Maria Thereſia). S. 31 feyert die öſterreichiſche Armee die Erhebung des Groſsherzogs zum Kaiſer, „wobey alle möglich zu machende Luſtbarkeiten veranſtaltet waren, und wo der *Brodel* von ſüſser Koſt *die Lüfte räucherte* und der Wein wie Waſſer floſs." — Seinen Helden läſst er bald ein ungeſchicktes Compliment machen, bald etwas ſehr Geziertes ſagen; jenes z. B. 2te Samml. S. 150, wo der Prinz eine Frau lobt, welche, taub gegen die Lockungen eines Liebhabers, ihrem Manne treu geblieben war, ſoll er geſagt haben: Sie haben ſich ſo brav gehalten, daſs man Sie unter die neueren *Helenen* zählen kann" (vielleicht hatte er ſpecielle Nachrichten von ihr *ſeit ihrer Rückkehr von Troja*); dieſes 4te Samml. S. 116, wo der Prinz vor der Fronte in einer Action geſagt haben ſoll: „Wer dem Tod als Mann nicht in die Augen ſehen kann, hat auch als Säugling ſeine Mutter nicht anlächeln können." — In einer Anm. 2te Samml. S. 24 ſteht: „Es iſt bekannt und die Geſchichte ſagt es, daſs ſich die preuſſiſche *Königskrone* aus dem Hauſe *Zollern* herſchreibt." — Übrigens findet man hier wohl *Anekdoten* und einige *Charakterzüge* von dem Prinzen, über ſeine *Kriegsfahrten* aber muſs man ſich aus *von Bülow's* kritiſcher Geſchichte ſeiner Feldzüge (2 B. Berlin 1805) unterrichten.

cff.

Ohne Druckort: *Das Jahr 1806 und Deutschlands Souveräne zu Anfang des Jahres 1807. Übersicht der denkwürdigsten Vorfälle seit dem pressburger Friedenstractat.* Mit den Bildnissen der 5 Stifter des preussischen Kriegsheeres und einer Anzeige aller Länder der preussischen Monarchie in chronologischer Folge. Gedruckt i. J. 1807. 136 S. gr. 8. (10 Gr.)

Der Vf. giebt zuerst eine Übersicht der denkwürdigsten Vorfälle seit dem Abschlusse des pressburger Friedens bis zum 31 Dec. 1806, in gedrängter Kürze, aber vollständig; so dass wir auch nicht Ein merkwürdiges Factum vermissen, wohl aber Verschiedenes finden, das eigentlich wohl nicht hieher gehört. Bey einigen Gelegenheiten macht der Vf. kurze Bemerkungen, z. B. bey dem preussischen Manifeste, die keinen Freund des preussischen Namen verrathen; oder er theilt Gedanken Anderer mit, wie bey Wittenberg's Leiden, wo ein interessanter Brief aus dem Morgenblatte abgedruckt ist. Auf diese Darstellung folgt die Beschreibung der Belagerung Breslau's vom Hn. Prof. *Manso*, treu und wahr, wie wir es nun aus mehreren Blättern wissen. Hierauf kurze Erzählung, wie nach und nach Hohenzollern zu solchem Umfang von Ländern kam. Nur selten dabey eine Bemerkung; aber bey Friedrich II, dem gebührendes Lob gesagt wird, heisst es auch: nach dem siebenjährigen Kriege habe er die Regie eingeführt, und ein Heer französischer Financiers kommen lassen. Seine Unterthanen lernten, was Contrebande sey, zum gröfsten Nachtheil rechtlicher Denkart, wozu noch Abnahme der Religiosität kam, die der König durch Beyspiel und Schriften beföderte. Die Anstellung gelehrter und einsichtsvoller Männer in allen Fächern habe der französirenden, frivolen und irreligiösen Denkart die Wage gehalten, und von Berlin aus habe sich eine heilsame Reform der protestantischen Dogmatik verbreitet.

S. 72. Über das Unglück der preussischen Monarchie. Eine aus *Vogt's* europäischen Staatsrelationen abgedruckte bekannte Abhandlung, von der jedoch Mehreres ausgelassen worden. S. 78. Umsturz der Republik Polen; kurze Geschichte bis 1794. Man findet nichts Neues. S. 88. Frankreichs jetziger Zustand von einem Engländer. Aus der Schrift: Zustand der brittischen Nation in Hinsicht ihrer auswärtigen Verhältnisse zu Anfang der jetzigen (Foxischen) Administration, wo Frankreich als ein Lager voll der schönsten und geübtesten Soldaten dargestellt wird. S. 93. Deutschlands Souveräne zu Anfang 1807. Von sämmtlichen Fürsten werden die regierenden Herren, ihre Gemahlinnen und Kron- oder Erb-Prinzen, die vorzüglichsten Länder, Haupt- und einige andere Städte genannt. Dabey manche Unrichtigkeit, z. B. bey Bayern wird Bayreuth, bey Würtemberg Ulm angeführt, bey dem Primatial-Staate fehlt Frankfurt. Als Coadjutor wird Cardinal Fesch genannt, geboren als Freyherr von Fesch zu Ajaccio. Der Fürst von Nassau Weilburg wird als Mitregent sämmtlicher nassauischer Lande, als Herzog, als Präsident im Collegium der Fürsten genannt, da diess doch bloss vom Herzog von Nassau-Usingen gilt. Bey Anhalt wird gesagt, eine gemeinschaftliche Obergerichtsbarkeit sey, wie für alle nassauischen Lande, wünschenswerth. Es ist zweydeutig, ob der Vf. das O. A. Gericht zu Hadamar kennt. Eben so wünscht er den Herzogen zu Sachsen ein gleiches Gericht, da sie ja schon eine, weit weniger nöthige (!!) gemeinschaftliche hohe Schule (*Jena*) hätten!! Unter den deutschen Regenten, die im J. 1806 ihre Lande verloren haben, wird auch der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der stets die Regierung behielt, genannt. Bey Oranien Fulda heisst es: Nassau-Dillenburg und Diez seyen unter die Souveränetät von Usingen und Weilburg gekommen, von Siegen und Hadamar wird nichts gesagt. Der Vf. scheint Art. 25 die Confoderations-Acte nicht gelesen zu haben. S. 105 die zwey ersten Monate von 1807. Fortsetzung der zuerst angeführten Übersicht. Von dem Lieutenant Schill wird gesagt, er sey ein zweyter Luckner, aber unter Umständen, die seine Streifereyen verderblich statt nützlich fürs Vaterland machen. S. 112. Auszüge aus v. Müllers bekanter Rede vom Ruhme Friedrichs II. Den Schluss macht S. 133. Schreiben der 14jährigen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz (jetzt Königin von England) an Friedrich II, während des 7 jährigen Kriegs. Es macht ihrem Herzen Ehre. Man kann die Absicht, warum es hier wieder abgedruckt wurde, leicht errathen. Als Stifter der preussischen Armee sind genannt und abgebildet: Friedrich Wilhelm der grosse Kurfürst, und die darauf folgenden vier Könige. S. i.

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Hamburg*, b. Perthes: *Gramatica sucinta del Idioma Aleman, al uso de la tropa Española en Alemania* por *Conrado Lüdger.* 1808. 139 S. kl. 8. Der Aufenthalt des spanischen Armeecorps im nördlichen Deutschland hat dieser kleinen Sprachlehre ihr Daseyn gegeben. Der Vf. hat durch dieselbe den Spaniern bloss ein Noth- und Hülfs-Büchlein zur Erleichterung des Erlernens unserer Sprache in die Hand geben, keineswegs aber ein vollständiges grammatisches Lehrgebäude errichten wollen. Seine kurze Sprachlehre sollte den Kriegern in ihren Erholungsstunden die Mittel verschaffen, das, was ihnen an Worten und Redensarten der tägliche Umgang und das tägliche Bedürfniss zuführte, an Regeln knüpfen, und den empfangenen Stoff für den Gebrauch ordnen zu können. Diesem lobenswerthen Zwecke entspricht die geschickte Ausführung. Rec. hat die kurze Sprachlehre sorgfältig durchgelesen, und überall sowohl unwidersprechliche Beweise der Geschicklichkeit des Vfs. gefunden, sich einfach, klar und bestimmt im Spanischen auszudrücken, als auch die für den Anfänger nothwendigen Sprachregeln methodisch zu ordnen und darzustellen. Gewiss hat das Büchlein in mehr als einem Spanier den Wunsch erregt, von dem Vf. durch eine vollständige Grammatik weiter geführt zu werden, — so wie wir es wünschen, dass der Vf. durch eine ähnliche spanische Sprachlehre für Deutsche sich um die Dankbarkeit der deutschen Krieger, welche die Zeitbegebenheiten nach Spanien geführt haben, bewerben wollen möchte. F*** S*** A***.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 MÄRZ, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Romantische Wälder*, vom Verfasser des Lacrimas. 1808. 230 S. 12. (1 Rthlr.)

Der Vf. des *Lacrimas*, nachdem er sich neuerdings in zwey Tragödien nach antikem Zuschnitt: *Niobe* — und *der Graf von Gleichen* — versucht hat, zeigt sich hier wiederum in seiner ersten Gestalt, die Formen, den Ton und das Colorit der gegenwärtig so beliebten spanischen Poesie nachbildend. Es scheint als ob es ihm, in so weit diese Poesie seinem besonderen Charakter als Dichter mehr angemessen ist, hiemit besser gelänge als mit der Nachahmung des griechischen Styls, wenn gleich unter der nicht geringen Anzahl von grösseren und kleineren Gedichten, welche den Inhalt des zierlichen Buches ausmachen, auch nur Weniges sich befindet, das vollkommene Befriedigung gewährt. Einzelne Schönheiten trifft man fast in jedem Stücke, und man kann in ihnen den zarten feinen Sinn des Dichters nicht verkennen, womit er die mannichfaltigen Erscheinungen der Liebe bald sinnlich schwärmerisch, bald sinnreich deutend, bald mystisch ahndend aufzufassen weiss. Aber indem man solcher reizenden Einzelnheiten sich erfreut, vermisst man oft das Ganze, in welchem sie als wesentliche Theile leben sollten. Bey dem vorwiegenden Hange, sich lyrisch zu ergiessen, gebricht es in den meisten Fällen an Kraft, den Gegenstand vollständig auszubilden, und ihn mit vollem Leben auszufüllen und hinzustellen, so dass er in Allgemeinheit zerfliesst, oder doch in einer nicht hinlänglich bestimmten Gestalt hin und her schwankt. Die Formen der südlichen Poesie schmeicheln überdiess einem solchen Hange zu bloss musikalischen Ergiessungen, und verführen leicht zu einer Unbestimmtheit und einem Übermass an Wortfülle, die durch die Wohlklänge und das eigenthümliche Tonspiel der neulateinischen Sprachen doch einigermassen wieder gut gemacht werden, in dem deutschen Idiome aber, das jene Musik grösstentheils entbehret, ein viel zu geringes Gegengewicht finden.

In den drey Gedichten: *Der Fels der Liebenden — die Eroberung von Antiochia* — und *des Kamaldulensers Pfingstfeyer*, ist der Ton episch-lyrisch, der Stoff aus Legenden entlehnt, und die Behandlung mystisch. Letzteres ist vornehmlich der Fall bey der ersteren Geschichte, in welcher eben so viel von der Mutter Maria und dem Heiland, als von der Liebe des christlichen Helden zu einer heidnischen Prinzessin poetisirt wird, und zwar auf eine ziemlich abenteuerliche Weise, und im Kleinen so, wie am Schlusse der Tragödie des Grafen von Gleichen. So sagt z. B. der Ritter, in einem Selbstgespräche die Geliebte anredend, mit der er noch kein Wort gewechselt:

Delphische Sibyll'! es wohnet
Hohe Kunde vom Heilande
Inn'ge Kund' in deiner Seele,
Kunde deinem Selbst entwachsen.
Bist du's, die ich längst mir suchte
Bey den andern Gläub'gen allen?
Du bekennst ihn nicht durch Lehren,
Denn in dir ist er entstanden;
Auch entstanden nicht, nein immer
War er in dir vom Anfange,
Denn er lebt ja mit sein Leben
In dir, wenn sich regt dein Athem u. s. w.

Über diese dialektischen Spitzfindigkeiten, wo mancher sinnreicher Gedanke mit unterläuft, vergisst man den eigentlichen Gegenstand fast ganz, und ist verwundert, wie man nach diesen Reden auf einmal die beiden Liebenden auf dem tragischen Felsen erblickt, von wo die Verfolgten, innig umarmt, sich in das Meer stürzen. — Der Erzählung: *die Eroberung von Antiochia*, mangelt eines Theils die gehörige Anschaulichkeit und anderen Theils das schauderliche Colorit, welches dem Thema angemessen ist, und nur an einigen Stellen sichtbar wird. — *Des Kamaldulensers Pfingstfeyer* ist klar und anschaulich dargestellt, und man fühlt sich immer angezogen bis auf den Schluss, welcher der erregten Erwartung nicht entspricht, und die Phantasie im Leeren lässt. — Es folgen hierauf neun kleine Gedichte, mit der Überschrift: *Romanzen;* sie sind nach unserer Meinung das Beste in der ganzen Sammlung, und hier scheint der Dichter ganz in seiner Sphäre zu seyn. Meist enthalten sie Liebesphantasieen, deren Lieblichkeit eben so reizend als eigenthümlicher Art ist. Dann kommen *Eklogen*. Ohne eigentlichen Zusammenhang singen ein halb Dutzend Schäfer und ein paar Schäferinnen ihre verschiedenen Liebesstimmungen, die meistens von der klagenden Art sind, bald in Sonetten bald in Canzonen, auch die Form der Sestine und der Glosse fehlt nicht. Hier begegnet man gleichfalls mancher lieblichen Phantasie, manchem sinnreichen Gedanken, und auch hier befindet sich der Dichter ganz in seinem Elemente; nur ist in den meisten Stücken das Ringen mit der Form noch zu sichtbar, und nicht selten sucht er sich mit einem halbpassenden Ausdruck abzufinden. So-

wohl durch Neuheit als Zartheit zeichnen sich die Gesänge der Leonella besonders aus S. 164 und 186, so wie der Gesang des Darinel S. 197. — Den Beschluss macht *Aser und Zalinde*, eine morgenländische Erzählung in Prosa. Mit üppigen glühenden Farben schildert sie nach morgenländischer Weise das verzehrende Feuer orientalischer Liebe; nur manche Bilder wünschten wir als ungehörig weg. Wenn es S. 204 für: um die er nur noch lebte, heisst: um die seine Brust nur sich der zwischen Himmel und Erde schwebenden Luft bemächtigte — so ist diess leerer Bombast, und keine phantasiereiche Sprache.

Ha. Ha.

Carlsruhe, b. Macklot: *Ambrosio, oder der Mann des Berufs und der Pflicht.* Eine spanische Novelle. 1808. I Theil. 346 S. II Theil. 168 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. oder Bearbeiter dieses aus den verschiedenartigsten Theilen zusammengestümperten Romanes hat auf eine originelle Art für die Hauptbedürfnisse der gemeinen Lesewelt ihn einzurichten gesucht. In dem *ersten* Theile erzählt er seine Geschichte mit einer so redseligen Breite und einer so allgemein verständlich erklärenden Umständlichkeit, und er weiss das Verlangen nach Mitleid erregenden Scenen auf eine so populäre Weise zu befriedigen, dass die gutmüthigen und die aufgeklärten Leser, denen nichts über handgreifliche Verständlichkeit und herzliche Rührung geht, mit ihm recht zufrieden seyn müssen. Und — was wirklich ein Kunststück ist, wie es dem Rec. wenigstens noch nicht vorgekommen — nicht weniger zufrieden werden die Leser mit dem Buche seyn, die, mit unersättlicher Neugier dem Abenteuerlichen nachjagend, auf jeder Seite einer neuen unerhörten Begebenheit zu begegnen hoffen. Dann im *zweyten* Theile geht plötzlich alles bunt durch einander, und eilt in den tollsten Sprüngen über Stock und Stein dem Ende zu, dass auch die ungeduldigste Neugier es sich nicht herrlicher wünschen kann, und allenfalls nur bedauern wird; dass dieser zweyte Theil nur halb so viele Seiten zählt als der erste. Vorzüglich den Effect im Auge habend, nimmt es der Vf. mit der Sprache weiter nicht genau; er sucht sich mit ihr, so gut es gehen will, abzufinden, sollte auch zuweilen der Ausdruck so undeutsch ausfallen, dass man den Sinn nur errathen kann. Aber an manchen Stellen hat er mit sichtbarem Fleisse gearbeitet, und hier bewiesen, was er zu leisten im Stande wäre, wenn er nur ernstlich wollte. Zur Probe mag folgende dienen: „Das Betragen seiner Tochter war nach solchen Grundsätzen abgemessen, dass keiner von den unzähligen Schmetterlingen, welche so häufig die reizvollen Blüthen in Frankreichs Gefilden umflattern und die Luft verunreinigen, sich Hoffnung machen konnte, Aufnahme bey ihr zu finden." — In neuen Schilderungen der weiblichen Schönheit ist er oft sehr glücklich. So heisst es z. B. S. 109. I Theil: „die gebogene griechische Nase, die etwas aufgeschürzten korallenen Lippen, der alabasterne Hals, durchfurcht von dem schönsten Blau der sich schlängelnden Adern." — Übrigens ist schwer auszumachen, ob das Buch reicher an Provincialismen oder an Sprach- und Druck-Fehlern ist; *denenselben, selbe, Ungestümm, aus Furcht gegen, dulten, verbotten, abgestandene Greisse, so lang mir's denkt,* für: so lange ich denken kann — dergleichen trifft man auf jeder Seite, und man liest auch, ohne sich weiter zu verwundern: *er begleitete die Stelle eines Gesandten* — und *er bekleidete sie ins Haus.* Wer wollte sich auch an solche Kleinigkeiten stossen!

Ha. Ha.

Berlin, b. Weiss: *Farcen der Zeit* von *Julius v. Voss.* 1808. VIII u. 430 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die gegenwärtige Zeit, die durch den schnellen Wechsel der Begebenheiten so manche sonderbare Auftritte und komische Situationen herbeyführt, einem Lustspieldichter Gelegenheit und Stoff genug zu neuen Erzeugnissen für die Bühne darbieten könne, wenn dieser es nur versteht, das Rechte und Passende von der gehörigen Seite aufzufassen, und durch die Fortbildung seiner Phantasie in das Reich der Dichtung zu versetzen. Hr. *Voss* sucht diesen Weg, wie wir schon in der Griechheit und anderen Producten gesehen haben; aber er kann ihn nicht finden, oder er überlässt sich dabey zu sehr einem leichten Spaziergange. Hier kündiget er nun geradezu *Farcen der Zeit* an, und lässt also ganz bestimmt Vorfälle des Tages erwarten, die zu lustigen Spielen benutzt seyn sollen; aber wir überzeugen uns bald, dass er sich hier noch weniger als in seinen früheren Lustspielen der Würde eines Künstlers gemäss benommen hat, und dass es ihm überhaupt damit kein rechter Ernst gewesen ist. Es sind nur rohe Materialien, flüchtig hingeworfen und zu keinem Gebäude zusammengefügt, blosse Einzelnheiten, ein paar muntere Scenen, Bemerkungen, Einfälle, oder Copieen der nackten Wirklichkeit, die wohl historisch, aber nicht rein-bildlich interessiren können. Ja, es ist nicht viel mehr, als eine blosse Anekdotensammlung, worin die Vorfälle nur dramatisch eingekleidet, und die Foderungen eines freyen Spiels wenig berücksichtiget sind. Gleich das erste: *Der Process in Südpreussen,* Posse in einem Act, kann man bloss als eine Skizze, als einen flüchtigen Abriss einer Schilderung der rohen Sitten und Aufführung ehemaliger südpreussischer Gutsbesitzer auf einen Augenblick sich gefallen lassen. Ein ungerechter Anspruch auf ein Stück Land, der durch erkaufte Zeugen ins Werk gesetzt, und nachher durch eine eben so ungerechte Gegenfoderung wegen eines vor vielen Jahren umgerittenen Füllens wieder vernichtet wird — macht den Inhalt dieses Stücks aus. Es ist eine Handlung der grössten Lasterhaftigkeit und Rohheit, die wohl episodisch in ein Trauerspiel passen würde, aber keinesweges als eine Posse, wie sie hier erscheint, belacht werden kann. Von der potenzirten Naivetät, wie sie einer Posse eigen ist, finden

sich zwar hie und da Spuren, aber dem Ganzen fehlt der heitere Hintergrund, so, dass statt der Ergötzung Abscheu und Unwille erfolgen muss, es sey denn, dass manche Zuschauer auch ihre Freude daran haben könnten, so schlechte Menschen vor sich zu sehen. — Das zweyte Stück: *Die Musen im Kriege*, das ein *traurig Lustspiel* in zwey Acten genannt wird, wie das vorige noch mit mehrerem Rechte heissen könnte, stellt Stümper von Schriftstellern dar, deren Hoffnung auf grossen Geldgewinn bey der Herausgabe eines Journals durch das Hereinbrechen eines plötzlichen Krieges scheitert. Hier steht Mittel und Zweck in gar keinem Verhältnisse, und man sucht vergebens darin nach einer gültigen ästhetischen Wahrheit. Denn, dass schlechten Schriftstellern ihr Unternehmen mislingt, müsste auch wohl so geschehen können, ohne dass erst ein schrecklicher Krieg dazu nöthig wäre, und auf der anderen Seite gehören grade nicht erst *schlechte* Schriftsteller dazu; im Kriege, bey dem allgemeinen Unglücke, kann dasselbe auch die guten treffen. Man muss also wieder die historische Rücksicht dabey zu Hülfe nehmen, und denken, weil es wohl dermalen schlechten Autoren so gegangen seyn möchte, dass ihre Verlegenheit uns jetzt belustigen soll. Und wirklich entstehen gegen das Ende ein paar Auftritte, die allerdings etwas Komisches haben. Denn wen reizt es nicht zum Lachen, wenn ein stolzer Maler Proviantwagen anstreichen, und ein Journalist zuletzt als Tambour den Zapfenstreich schlagen muss, wobey sein Lehrer meint, dass er gewiss schon einmal Regimentstambour müsse gewesen seyn? Zu loben ist noch die Raschheit, in der alles vor sich geht. Das dritte Stück: *Triumph der Schreibewuth*, ein lustig Trauerspiel, ist eine Fortsetzung des vorigen, und spielt unter den nämlichen Personen, die sich jetzt, ein Jahr nach jenem Unfalle, berathschlagen, was sie anfangen, und was sie schreiben wollen. Der eine will Bemerkungen über die Begebenheiten liefern, und der Andere will alles loben und vertheidigen. Diess wird so nachlässig und so flach hingesagt, dass nur ein eitles Geschwätz daraus entsteht, dem ausser der Beziehung auf Dinge, die etwa in unseren Tagen wirklich geschehen seyn mögen, aller Reiz fehlt. Und wenn endlich beide Schriftsteller beschliessen, sich in Journalen einander anzugreifen, zu lästern, und sogar zu schimpfen, um dadurch Aufsehen zu erregen und sich Leser zu verschaffen, so — ist das schon da gewesen. Der Schluss von dieser — Unterredung ist, dass beide sich einer Bekannten, die als Marketenderin sich jetzt viel Geld erworben hat, zu Männern antragen, so dass also die eigentliche Handlung des Stücks nur in einer einzigen Scene besteht. — Es folgt: *Er muss heirathen*. Opera-Buffa in einem Act, nach Moliere, das in dieser Gesellschaft überrascht. Hier ist Geist und Witz und poetische Tiefe, nur leider hie und da durch viele Worte und durch eine unnütze Hinhaltung der Entwickelung verwässert. Ein alter Freyer, der von einer eingeleiteten Verbindung zurücktreten will, weil er seine Hahnreyschaft schon bestimmt vor Augen sieht, wird von dem Bruder der Braut durch Duell und körperliche Züchtigung zur Heirath gezwungen. Diess giebt dem Stücke den Namen. Das Komische dieser Scene beruht aber darauf, dass der wackere Bruder seine harte Behandlung mit der ruhigsten Miene und mit der Versicherung verbindet, dass er dabey die beste Absicht von der Welt habe, und dem Freyer die Wahl (zwischen Frau und Prügel) völlig frey stehe. Dieser vereinte Widerspruch hat desshalb so viel komische Kraft, weil er dunkel an viele ähnliche Auftritte im menschlichen Leben erinnert, wo zur Peinigung sich immer die Wohlmeinung gesellt, als geschehe es nur zum Besten (zur Heilung) des Anderen. Und immer entsteht eine Fülle des Komischen (die man auch Tiefe nennen könnte), wenn etwas Specielles zugleich Symbol von anderen ähnlichen Auftritten und Verhältnissen wird, die in der Erinnerung aus der Ferne hervortreten, und der Phantasie eine Perspective eröffnen, wobey der Reiz zum Lachen öfters wiederkehrt, ohne dass der Zuschauer sich den Grund davon angeben kann. — In dieser Bearbeitung müssen einige Nachlässigkeiten des Übersetzers gerügt werden: z. B. Eine Anekdote, die *daher ziemt*, wie die Faust aufs Auge. Hier ist das Prädicat nicht dem Bilde gemäss. Das *passt*, wie die Faust aufs Auge, sagt man. Bey dir pflegt, *weil der Tanzchor wacht*, sich Schlummer einzustellen — geziert für: *wenn man noch tanzt*. Es gleiche dem Kerker das fröhliche Band. *Kerker* und *Band* entspricht sich nicht einander, sondern *Band* und *Fessel*. *Vor mir* war ein solcher Beweis unnöthig — statt: *für mich* — u. dgl. Die gesungenen Verse sind reine Prosa, wie von solchen Personen, als hier vorkommen, in dem prosaischen Zusammenhange auch nicht anders zu erwarten ist. — Das fünfte Stück heisst: *Der Kriegsrath von Cölln*, Posse in einem Act. Der Vater einer hübschen Tochter ist für die Schriften des Kriegsrath von Cölln sehr eingenommen; drey Freyer erscheinen, die von entgegengesetzter Meinung sind, und desshalb ihren Endzweck verfehlen. Aber der wahre Liebhaber des Mädchens benutzt diesen Umstand, und giebt sich für den Vf. der vertrauten Briefe u. s. w. aus, wesshalb der Vater ihm das Mädchen zusagt. Da nun jene, Cöll'ns Todfeinde, diess hören, fallen sie wüthend über ihn her, und zerren ihn so lange, bis er sein Vorgeben, der Kriegsrath zu seyn, wieder leugnen muss. Somit kommt sein wahrer Charakter an den Tag; indess ist der Vater doch gezwungen, sein Wort zu halten, weil jener beweist, dass er wirklich vertraute Briefe — nämlich an seine Tochter geschrieben, Feuerbrände, wenigstens Feuerfunken in sein Haus geworfen, und in seiner Jugendverirrung Wien und Berlin mit einander verglichen habe, auch sey er von Cölln, nämlich an der Spree, und dabey auch Kriegsrath, indem er oft zum Kriege gerathen habe, wogegen der Vater denn nicht viel einzuwenden hat. Man sieht, dass das ganze Stück nur ein Schwank ist, und als ein solcher mag es passiren. — Den Schluss macht: *Das Fest der Winzer*, komische

Oper in drey Aufzügen. Der Vf. versichert, um der Musik willen dieses bekannte Stück für die Bühne verbessert zu haben; doch spüren wir dieses nicht sehr, weil es noch immer von Albernheiten wimmelt. Der Bearbeiter versteht sich wenig auf die Naivetät, und giebt dafür häufig Dummheiten, die nur für den völlig unkundigen Grofsstädter Wahrscheinlichkeit haben können; z. B. wenn ein Winzer nicht wissen soll, dass die Tochter seines gnädigen Herrn Fräulein titulirt wird, und seine Braut ihn erst erinnern muss: sie ist ja keine Jungfer, ich hab' es dir ja schon gesagt. Oder wenn der Küster einen Knaben mit einem Drachen verfolgt, und dieser darauf den gnädigen Herrn, der hinzutritt, um die Sache zu untersuchen, und den Drachen nur besieht, immer wie unsinnig anschreit: mein Drache, Herr Excellenz, mein Drache! — Wenn dergleichen der Natur und Erfahrung nach möglich wäre: so möchte es auch komisch seyn; aber komisch ist nur das, was zugleich wahr ist, alles Übrige, so blendend es auch seyn mag, kann in der Kunst für das natürliche Gefühl nur für eine Albernheit gelten. — Wir wünschen dem Talent des Vfs. mehr Fleifs und Gründlichkeit, damit er nicht in Gefahr gerathe, die erregte Aufmerksamkeit des Publicums in Zukunft durch solchen Missbrauch bald zu ermüden. T. Z.

Hannover, b. Hahn: *Heinrich Wilhelm von Stamford's nachgelassene Gedichte.* Mit einer Vorrede von *H. M. Marcard*, Leibmedicus u. s. w. 1808. XII u. 192 S. 8. (16 Gr.)

Nicht nur, wenn das Herz, glücklich durch den Besitz eines Guts, in einer Empfindung schwelgt, sondern auch, wenn es das Gewünschte entbehren muss, und eine angeborene Neigung nicht befriedigen kann, wird der beredte Mund darüber häufig zu einer singenden Muse. Vielleicht wäre *Kleist* in der Schilderung ländlicher Gegenstände und in dem Ausdruck herzlicher Empfindungen nicht so glücklich gewesen, wenn er nicht unter dem Geräusch der Waffen Ruhe und Häuslichkeit so lange hätte entbehren müssen. So wie das entschiedene Talent oft durch die Entfernung ersehnter Güter noch mehr beflügelt und erhoben wird: so erhält auch die geringere Anlage dadurch mehr Kraft und Drang, und im Ausdruck mehr poetische Stärke, so dass da öfters ein Dichter hervorgeht, wo sonst nur ein bescheidener Redner oder ein angenehmer Briefsteller würde gewesen seyn. Auch der Vf. dieser Gedichte gehört, wenn wir nicht irren, in diese Gattung. Poetisches Talent, obwohl nur in einem geringen Masse, war ihm allerdings angeboren; aber bis zum wirklichen Dichter hätte es ihn schwerlich getrieben, wenn nicht die militärischen Beschäftigungen, die ihn fortwährend von solchen ruhigen und geistigen Genüssen abzogen, sein Gefühl und seine Sehnsucht danach verstärkt hätten. Diess sehen wir auch an der Wahl seiner Gegenstände: nicht Krieg, nicht Schlachten, nicht Heldenthaten sind der Inhalt seiner Lieder, sondern Lieb' und Unschuld und ländliche Friedfertigkeit.

Wenn die Nacht mit süsser Ruh
Längst die Müden lohnet,
Geh' ich auf das Hüttchen zu,
Wo mein Mädchen wohnet.

Wer sollte glauben, dass dieses beliebte, allgemein gesungene Volkslied von einem ernsten Krieger herrührte? Mit solcher Unschuld und Herzlichkeit trifft *Stamford* öfters das Herz; idyllische Gutmüthigkeit und ruhige Klarheit spricht fast aus allen seinen Liedern, und nicht selten ist er so glücklich, den Versen die Melodie seines Gefühls abzugewinnen, und mit ihnen in Gang und Ton der reineren Lyrik, der Musik, sich zu nähern, wie in dem Hirtenliede:

Frey von Sorgen
Treib' ich jeden Morgen
Meine Heerd' ins Feld.

Aber wie sein Gemüth zu dem entbehrten Gute gleich einer fernen Geliebten sich wendet: so blickt es auch nicht selten rückwärts auf diejenigen, die ihn an dem Genusse des erträumten Glücks hindern, und hier mischt sich in seine Miene oft ein Zug von Satyre oder die Strenge eines ernsten Moralisten. Doch ist sein Herz nicht bitter, und seine Phantasie nicht kraftvoll genug, um das Missfällige in wirklichen Satyren aufzustellen; nur wahrredende, leichte Fabeln, Erzählungen und Betrachtungen entstehen daraus. Indess fehlt es ihm auch hiebey nicht an Gewandtheit und Anmuth der Rede, um die Aufmerksamkeit des Verstandes ganz angenehm zu beschäftigen. Es ist darin eine Hinneigung zum Epigramm, wiewohl, um witzig zu seyn, es ihm an Stachel gebricht. Bey dem allen offenbart sich in seinen Poesieen keine eigentliche schöpferische Phantasie, die die Gegenstände aufs neue vor unseren Sinnen entstehen liess, und dem Geschehenen die Gegenwart des Lebens gäbe. Es ist bey ihm immer mehr ein Beschreiben, ein Mittheilen und ein Sprechen worüber, als ein Darstellen der Sache selbst. Nur ein paarmal steigt seine Empfindung bis zu dieser Kraft, da nämlich, wo er die Wirkung eines Fiebers auf seine Phantasie beschreibt, und an einigen Stellen in der Romanze: *Vergiss mein nicht*, die überhaupt durch die Herzlichkeit, die darin herrscht, so wie durch die Erfindung des Gegenstandes selbst viel Anziehendes hat; nur ist sie zur eigentlichen Romanze zu lang und im Vortrage zu gedehnt; das Gesangartige, das auch hier im Versgange liegt, verliert sich zuletzt in die ruhige Besonnenheit eines blossen Erzählers, der bey den vielen Worten an der Sache nicht Antheil genug zu nehmen scheint. — Die schwächste Seite des Vfs. zeigt sich da, wo er gewöhnlichen Vorfällen oder Verhältnissen der prosaischen Welt, der er ohnehin zu nahe verwandt ist, seine Aufmerksamkeit schenkt, wie z. B. in dem Gedichte: *An Adelheids Lieblingskatze*, das ganz alltägliche Gedanken enthält, und bey der verfehlten Naivetät weder im Einzelnen noch im Ganzen eine poetische Idee giebt. Dieser Mangel an kräftiger Naivetät tritt nicht deutlicher hervor, als in einer Epistel an *Göcking*, dessen launige Antwort sehr gegen den wortreichen Ernst des Vfs. absticht. — Es wäre zu wünschen, dass Sammler von Gedichten darauf bedacht seyn möchten, das Gute von solchen Dichtern, wie *Stamford* war, dem nur Einzelnes in gemüthlichen Stimmungen gelang, sorgfältig herauszuheben, damit wenigstens das davon, was den Empfindungen anderer in Liedern zur Zeit angenehm entsprach, u. also nicht spurlos verhallte, dem Andenken voriger Tage dankbar erhalten würde. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MÄRZ, 1809.

MATHEMATIK.

1) Paris, b. Didot: *Eléments de Géométrie*, avec des notes; par *A. M. Legendre*, membre de l'Institut et de la Legion d'Honneur, de la Société Royale de Londres etc. 6me Edition. 1806. 421 S. 8. und 14 Kupfer.

2) Nürnberg, b. Felssecker: *Lehrbuch der reinen niederen Geometrie in Verbindung mit der Anleitung zur Feldmeſskunſt* von *Joh. Schön*, der Philoſ. D., öff. ord. Prof. der Phyſik und Mathematik am groſsherzogl. Gymnaſ. und Privatlehrer der Mathematik an d. Julius-Univerſ. zu Würzburg. 1808. 205 S. 8 und 19 Kupfer. (2 Rthlr.)

3) Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Syſtem der Geometrie mit einer Einleitung in die Gröſsenlehre, als Handbuch zu Vorleſungen* entworfen von *F. Schweins*, der Philoſ. D. und Privatlehrer zu Göttingen. 1808. CLII und 451 S. 8. und XI Kupfer. (2 Rthlr. 16 gr.)

Das Lehrbuch No. 1 gehört zu den vorzüglichſten, die wir beſitzen; und da daſſelbe in Deutſchland noch nicht ſehr bekannt zu ſeyn ſcheint: ſo wird es erlaubt ſeyn, etwas länger bey dem Inhalte deſſelben zu verweilen, obgleich es ſchon mehrere Auflagen erlebt hat. Das Buch iſt für zwey verſchiedene Claſſen von Leſern eingerichtet. Diejenigen, welche nur die nothwendigſten und brauchbarſten Sätze der Geometrie und Trigonometrie ſich bekannt machen wollen, finden dieſe ſehr vollſtändig in den mit gröſserer Schrift gedruckten Paragraphen; aber auſserdem ſind eine Menge anderer Sätze, die mehr für den tiefer forſchenden Kenner der Wiſſenſchaft beſtimmt ſind, theils an ihrer Stelle zwiſchen den übrigen eingefügt, theils als Noten in einem Anhange hinzugekommen. Das Buch hat daher eine Vollſtändigkeit, die uns an keinem deutſchen Lehrbuche der Geometrie bekannt iſt. Das Ganze beſteht aus drey Theilen, den Elementen der Geometrie, den Noten dazu, und einer Abhandlung über die Trigonometrie.

In den Elementen der Geometrie fängt jedes Buch (deren ſie achte enthalten,) mit Definitionen an; alle Definitionen nämlich, deren man in dem Buche bedarf, finden ſich hier zuſammen geſtellt. Dieſes hat die Unbequemlichkeit, daſs erſtlich der Leſer, dem die Namen und Begriffe neu ſind, mit zu Vielem auf einmal überhäuft wird, und zweytens, daſs Manches hier beſchrieben wird, deſſen Möglichkeit erſt erwieſen werden muſs. Denn der Schüler der Geometrie iſt z. B. berechtigt zu fragen, ob eine ſolche Figur, wie das Quadrat, deren vier Seiten alle gleich, und deren Winkel alle rechte Winkel ſind, auch möglich ſey. Beiden Vorwürfen weicht man aus, wenn man die Erklärungen erſt da mittheilt, wo der Fortgang der Unterſuchung ſie nöthig macht. Dieſe Bemerkung macht Hr. *L.* in der Note 1 ſelbſt, ſcheint ſie aber doch nicht wichtig genug gefunden zu haben, um deſshalb von dem Gebräuchlichen (denn als ſolches erwähnt er dieſer Sitte,) abzuweichen. Nach den Definitionen folgen im erſten Buche Axiome, ſonſt aber Theoreme und Probleme in der gewöhnlichen Form; doch ſind die meiſten Probleme den einzelnen Büchern am Schluſſe beygefügt, welches denn wieder das Unangenehme hat, daſs die Sätze ſich nicht aufs natürlichſte an einander reihen, und man oft etwas als ſchon bekannt anführen muſs, was erſt ſpäter ganz beſtimmt gelehrt wird. So z. B. fängt der Beweis der 12ten Propoſition im erſten Buche damit an, daſs man aus der Spitze des gleichſchenklichten Dreyeckes eine gerade Linie nach der Mitte ſeiner Baſis ziehen ſoll, da doch erſt 36 Seiten ſpäter gelehrt wird, wie man die Mitte einer gegebenen geraden Linie findet. Nun ſieht man freylich ein, daſs eine ſolche Linie möglich ſey; aber man ſollte doch nicht ſagen: *tirez la ligne*, ſondern allenfalls: *soit tirée* —, es wird allemal eine ſolche Linie möglich ſeyn, und es ſtelle alſo AD dieſelbe vor.

Setzen wir dieſe kleinen Mängel bey Seite: ſo wüſsten wir faſt nichts, was wir dieſem Lehrbuch zum erheblichen Vorwurfe machen könnten. Die Sätze ſind ſehr paſſend, manchmal beſſer, als es ſonſt gewöhnlich iſt, geordnet. Der Satz z. B., daſs im gleichſchenklichten Dreyecke die beiden Winkel gleich ſind, die den gleichen Seiten gegenüber ſtehen, wird hier viel leichter, als im Euklides, bewieſen, und dieſes iſt bey Sätzen, die ſo früh im Anfange vorkommen, von nicht geringer Wichtigkeit, da es dem Anfänger immer Schwierigkeit macht, ſich aus einer ſo verwickelten Figur, wie Euklides ſie dort gebraucht, herauszufinden. Und dieſer leichtere Beweis iſt bloſs durch eine andere Anordnung der Sätze gewonnen. — Gegen die Gründlichkeit der Beweiſe iſt, (einige unbedeutende Kleinigkeiten, wie die erwähnten, abgerechnet,) ſchwerlich etwas einzuwenden, und auch die Deut-

lichkeit und Leichtigkeit der Darftellung läfst kaum etwas zu wünfchen übrig; doch fcheint es, dafs Hr. *L.* fich unter feinen Lefern fchon Perfonen von gebildetem Verftande dachte, denn fonft würde er vermuthlich einige Sätze, die bey aller Klarheit des Vortrages doch dem Anfänger etwas fchwer vorkommen müffen, nicht unter die Sätze des erften Curfus aufgenommen haben. Solche Sätze find fogleich im erften Buche diejenigen, welche die Theorie der Parallellinien enthalten, und überhaupt alle die, wobey man an die Begriffe vom Unendlichen erinnert wird.

Das erfte Buch, unter dem Titel *les principes*, enthält die Sätze von Winkeln, Dreyecken, Parallelen und Parallelogrammen. Da die *Legendre'*fche Darftellung der Theorie der Parallellinien aus *Hoffmann's* Prüfung der verfchiedenen Theorieen bekannt ift: fo würde es unnöthig feyn, hier etwas davon zu erwähnen. Auch das zweyte Buch, *le cercle et la mesure des angles*, können wir mit Stillfchweigen übergehen. Am Schluffe deffelben befinden fich die zu den beiden erften Büchern gehörigen Probleme, und dadurch ift allerdings in Rückficht der fyftematifchen Ordnung von einer Seite etwas gewonnen, indem man nun des Kreifes gar nicht eher zu erwähnen brauchte, als bis man vollftändig davon reden konnte, ftatt dafs fonft, wenn die Conftruction der Dreyecke, die Zeichnung einer Perpendicularlinie auf eine gegebene Linie und durch einen beftimmten Punct und ähnliche Sätze da hätte vorkommen follen, wo die verwandten Lehrfätze ftanden, etwas vom Kreife hätte vorausgefchickt werden müffen. Dafs Rec. gleichwohl hier eine andere Anordnung gewünfcht hätte, ift fchon erwähnt.

Das dritte Buch, *les proportions des figures*, enthält die Lehren von Vergleichung der Dreyecke und Parallelogramme in Rückficht ihres Flächen-Inhalts, von ähnlichen Figuren u. f. w. Etwas zu kurz für den Anfänger fcheint uns die Anmerkung S. 61, wo die Multiplication einer Linie durch eine Linie erläutert wird, und fo ift auch der Beweis des vierten Lehrfatzes zu fehr blofs arithmetifch. Aufser den gewöhnlichen Sätzen kommen hier zum erften Male auch einige, dem geübteren Lefer vorbehaltene, vor, z. B. dafs bey jedem in den Kreis gezeichneten Vierecke das Rechteck aus den Diagonalen gleich ift der Summe der Rechtecke aus den einander gegenüberftehenden Seiten; aber auch unter den für den erften Curfus beftimmten Sätzen befinden fich mehrere, die man in anderen Lehrbüchern nicht findet, z. B. zu beftimmen, ob die Diagonale und die Seite des Quadrates ein gemeinfchaftliches Mafs haben.

Das vierte Buch: von den regulären Polygonen und der Ausmeffung des Kreifes. — Der Beweis für den Satz, dafs der Kreis gleich fey einem Dreyecke, deffen Grundlinie dem Umfange und deffen Höhe dem Halbmeffer des Kreifes gleich ift, — wird auf eine dem Vf. eigene Art geführt. Er beweifet nämlich zuerft, dafs, wenn 2 concentrifche Kreife gezogen find, es allemal möglich fey, um den kleineren ein reguläres Polygon zu zeichnen, welches den gröfseren Kreis nicht berührt, und in den gröfseren Kreis ein reguläres Polygon, welches den kleineren nicht berührt. Der Beweis für jenen Satz wird dann fo geführt. Wollte man annehmen, des Kreifes vom Halbmeffer $=$ A und Umfang $=$ B Inhalt fey nicht $= \frac{1}{2}$ A. B: fo würde es einen Kreis von anderem Halbmeffer $=$ C geben, deffen Inhalt $= \frac{1}{2}$ A. B. wäre, und C könnte gröfser oder kleiner als A feyn. Es fey C $>$ A und man zeichne um einerley Mittelpunct die Kreife vom Halbmeffer $=$ C und $=$ A: fo läfst fich um den kleineren ein reguläres Polygon zeichnen, welches ganz innerhalb des gröfseren liegt, alfo kleiner an Fläche ift als diefer; aber diefes Polygons Umfang ift $>$ B und (nach fchon erwiefenen Lehrfätzen) der Inhalt deffelben gleich dem Producte aus dem Umfange in dem halben Halbmeffer des Eineingezeichneten Kreifes, und diefer Halbmeffer ift $=$ A, alfo das Polygon $> \frac{1}{2}$ A. B, und da der Kreis vom Halbmeffer $=$ C noch gröfser ift: fo kann diefer nicht $= \frac{1}{2}$ A. B feyn, und fo läfst fich diefs von jedem Kreife zeigen, deffen Halbmeffer gröfser als A, und auf ganz ähnliche Weife auch umgekehrt für Kreife von kleinerem Halbmeffer als A. Ein Anhang zum vierten Buche enthält — für den zweyten Curfus — Unterfuchungen über die Fälle, wo Figuren, von deren Seiten einige oder alle gegeben find, an Inhalt am gröfsten werden. Das fünfte Buch, *Les plans et les angles solides*, giebt unter anderen eine Anleitung, aus den drey gegebenen Seitenflächen eines körperlichen Dreyeckes durch Zeichnung die Neigung diefer Flächen gegen einander zu finden. — 6 Buch. Von den Polyedern. Die Definition ähnlicher Körper hat Rec. nicht recht gefallen: 2 3feitige Pyramiden, heifst es, find einander ähnlich, wenn zwey Seitenflächen der einen zwey en Seitenflächen der anderen ähnlich find, und diefe zugleich ähnliche Lage und gleiche Neigung gegen einander haben. Diefes fcheint uns keine Definition, fondern ein Theorem zu feyn, denn eine Definition foll uns eine Vorftellung von dem geben, was erklärt wird, und die möchte man fchwerlich durch jene Definition erlangen. Rec. würde daher lieber fagen: zwey dreyfeitige Pyramiden find einander ähnlich, wenn ihre ähnlich liegenden körperlichen Ecken gleich find, und die Seitenlinien des einen eben das Verhältnifs zu einander haben, wie die ähnlich liegenden Seitenlinien des anderen. Diefe Definition, in welcher die Worte *ähnlich liegend* leicht zu erklären find, ift dem gemäfs, was man auch im gemeinen Leben (wofern man fich die Begriffe deutlich vorftellt) ähnlich nennt; und Niemand wird zweifeln, dafs, *wofern es folche Körper giebt*, diefe einander ähnlich find; ob es aber Pyramiden giebt, die wirklich jene Eigenfchaft haben, das mufs erft bewiefen werden, und da ergiebt fich dann, dafs Pyramiden wirklich ganz ähnlich find, wenn fie die Eigenfchaften haben, welche die Definition unferes Vfs. angiebt. Faft diefelben Bemerkungen finden gegen die Definition

der ähnlichen Körper im Allgemeinen Statt. Gegen die von uns vorgeschlagene Definition, welche mit der von *Robert Simson* fast einerley ist, macht der Vf. die Erinnerung, dass sie überflüssige Bedingungen enthalte; — aber dieses scheint uns kein bedeutender Vorwurf, da man von einer Definition nicht fodern kann, dass sie die möglichst kleinste Anzahl der Bedingungen angebe, worauf die Ähnlichkeit beruht. 7 Buch. Von der Kugel, — von den Kreisen auf der Kugel, den sphärischen Dreyecken u. s. w., auch für den zweyten Cursus über die Fälle, da der Inhalt sphärischer Dreyecke bey der Gleichheit gewisser Stücke ein Grösstes wird, und von der Construction der regulären Körper. — 8 Buch. Von den drey runden Körpern, dem Cylinder, dem Kegel und der Kugel. Bey der Berechnung des Inhalts und der Oberfläche von Cylinder und Kegel wird hier dieselbe Form des Beweises gebraucht, wie im 4 Buch bey dem Inhalte des Kreises. Zur Berechnung des Inhalts und der Oberfläche der Kugel bereitet der Vf. dadurch vor, dass er den Körper betrachtet, welcher durch Umdrehung eines regulären Polygons entsteht.

Der *notes sur les éléments de géométrie* sind 12. Note 1, *sur quelques noms et définitions*, giebt Vorschläge zu einigen passenderen Benennungen. Note 2 enthält analytische Beweise für einige Fundamentalsätze der Geometrie; wir heben einen davon aus, nämlich den Beweis des Satzes, dass im eben gradlinigten Dreyecke durch zwey gegebene Winkel auch der dritte bestimmt ist. Es lässt sich völlig strenge, durch Aufeinanderpassen der Dreyecke zeigen, dass zwey Dreyecke genau gleich sind, wenn eine Seite mit den beiden anliegenden Winkeln in einem so ist, wie im anderen; nennt man also diese Seite $=c$, die Winkel $=A$ und $=B$: so ist der dritte Winkel $=C$ eine Function jener drey Grössen, $C=\varphi:(A, B, c)$. Aber wenn man den rechten Winkel $=1$ setzt: so ist jeder Winkel durch eine Zahl ausgedrückt und in der Gleichung $C=\varphi:(A, B, c)$ kommt daher die einzige Linie c vor. Hinge nun der Winkel C nicht blos von A und B, sondern auch von der Seite c ab: so hätte man eine Gleichung zwischen A, B, C und c, wo man also c durch jene drey Grössen, also eine linearische Grösse durch lauter Zahlen ausdrücken könnte, welches unmöglich ist; in der Function φ kann also c nicht vorkommen, und es ist $C=\varphi:(A, B)$. — Der Vf. beweiset mehrere Sätze auf ähnliche Weise, und man folgt ihm in diesen Untersuchungen gern; indess ist zu wünschen, dass nur Meister in der Kunst sich dieser Beweisart bedienen mögen; denn in der Hand des Ungeübten möchten diese Methoden ein Mittel seyn, um Trugschlüsse zu verdecken. Unser Vf. führt selbst in der Anmerkung S. 252 einen Fall an, wo man sich bey etwas geringerer Überlegung, mit dieser Beweisart täuschen konnte.

Die 3te, 7te, 8te, 11te Note betreffen einzelne Sätze. Auch von den übrigen mag es genug seyn, den Inhalt anzuführen: Note 4. Beweis, dass das Verhältniss des Kreisdurchmessers zum Umfange durch eine irrationale Zahl ausgedrückt werde, und auch das Quadrat derselben irrational sey. Note 5. Analytische Auflösung einiger Aufgaben vom Dreyecke, dem im Kreise beschriebenen Vierecke, dem Parallelepipedo und der Pyramide. Note 6. Über den kleinsten Abstand zweyer gerader Linien von einander, wenn sie nicht in einer Ebne liegen. Note 9. Von den Polyedern. Note 10. Bestimmung der Fläche eines sphärischen Dreyeckes aus den Seiten desselben und ähnliche Aufgaben, wobey, wie bey den vorigen Untersuchungen, die Trigonometrie als bekannt vorausgesetzt wird. No. 12. Über die Gleichheit und Ähnlichkeit der Polyedern.

Die Trigonometrie ist sehr vollständig vorgetragen; man findet, ausser den zu Auflösung der ebnen und sphärischen Dreyecke nöthigen Lehren, auch Anleitung zur Berechnung der trigonometrischen Linien und Reihen für dieselben; auch die trigonometrischen Lehrsätze an Beyspielen erläutert.

Der Vf. von No. 2 hatte nicht die Absicht, ein so vollständiges Lehrbuch zu schreiben, wie No. 1 ist; er wollte nur die Sätze aufnehmen, die nothdürftig nöthig waren, um ein systematisches Ganzes zu bilden, und deren man bedarf, um in der Geodäsie, Trigonometrie und Physik nichts aus der reinen niederen Geometrie nachholen zu dürfen. Dagegen aber findet man hier Mehreres aus der Geodäsie an den Stellen eingeschaltet, wo die Lehrsätze der reinen Geometrie Veranlassung dazu geben. Der Vortrag ist in Erklärungen, Lehrsätze, Aufgaben u. s. w. geordnet; aber die vollkommene Gründlichkeit, nach der *Euklides*, *Karsten*, *Legendre* u. a. strebten, ist hier nicht erreicht. Dazu trägt denn freylich bey, dass der Vf. in anderen Schriften, die er unter den Titeln: Ziffernrechnung und Buchstabenrechnung herausgegeben hat, einiges erwähnt hat, das mit hieher gehörte. Gegen die Deutlichkeit ist nur selten, zuweilen aber auch recht auffallend gefehlt; die Kürze gereicht dem Buche nicht zum Vorwurfe, denn da der Vf. es für seine eigenen Vorlesungen zum Handbuche bestimmte: so behielt er sich natürlich vor, im mündlichen Vortrage das Fehlende zu ersetzen; bey einigen Sätzen ist durch Fragezeichen angedeutet, wo eine Vervollständigung nöthig, und dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen ist. Wir werden nun über das Einzelne einige Bemerkungen machen.

Einleitung. §. 1. „Ausgedehnte Grösse ist eine solche, deren Theile ausserhalb einander sind." — Der Leser wird hier fragen, ob es denn auch eine Art von Grössen giebt, deren Theile innerhalb einander sind, und Rec. selbst würde nicht wissen, ob der Vf. sich zum Gegensatz die intensive Grösse dachte oder die Zeit, deren Theile nach einander sind, im Gegensatz gegen räumliche Grösse, wenn es nicht gleich nachher hiesse: „das Gegentheil dieser ist die discrete Grösse." — Von dieser wird nichts weiter gesagt. §. 2. „Die Zahl der verschiedenen Arten von Grenzen, welche in einer ausgedehnten Grösse Statt

finden, nennt man die Abmessungen der Grösse." Dieses ist sehr unverständlich. Planimetrie. 1 Abschn. Von den geraden Linien, der Kreislinie und den Winkeln. — — Wegen der Eintheilung des Kreises wird auf des Vfs. Ziffernrechnung verwiesen. — Höchst unverständlich ist folgender Lehrsatz §. 19: „Der unendlich vielste Theil einer endlichen Linie ist kein Theil von ihr, sondern ein Punct." Auffallend ist, dass §. 25 Zus. ein Satz noch umständlicher bewiesen wird, welcher schon §. 11 Zus. 2 vorgekommen ist. §. 28 beruhet auf dem Satze, dass in gleichen Kreisen zu gleichen Sehnen gleiche Bogen gehören; dieser Satz aber kommt gar nicht vor. — 2 Abschn. Von den Dreyecken. Dass §. 33 die verschiedenen Arten von Dreyecken angegeben werden, ehe untersucht ist, ob nicht ein Dreyeck zugleich einen rechten und einen stumpfen Winkel haben kann, dagegen finden eben die Erinnerungen Statt, welche wir oben bey No. 1 gemacht haben. 3 Absch. Von Parallellinien und Vierecken. Hr. *S.* behält die euklidische Definition der Parallellinien bey, ordnet aber die Lehrsätze anders, und glaubt dadurch der Nothwendigkeit, einen nicht ganz evidenten Grundsatz anzunehmen, zu entgehen. §. 52 ist der Lehrsatz, dass zwey gerade Linien sich nicht schneiden können, wenn die Summe der inneren entgegengesetzten Winkel = 2 R ist. §. 53. Aufgabe: eine Linie einer anderen parallel zu ziehen. §. 54. Lehrsatz. Gerade Linien A, B, welche beide einer dritten C parallel sind, sind auch unter einander parallel, d. i. schneiden einander nicht. Dieser Satz ist hier ein Hauptsatz. Der Vf. unterscheidet zwey Fälle: 1) Wenn C zwischen A und B liegt: dann erhellt, dass, wofern A und B einander schneiden sollten, nothwendig eine derselben auch C schneiden müsste, gegen die Voraussetzung. 2) Wenn die Linie C nicht zwischen A und B liegt: so ist der Beweis schwieriger. Hr. *S.* sagt zur Vorbereitung: „Entweder müssen *alle* geraden Linien, wie sie der Satz ausspricht, einander parallel seyn, oder *alle* stossen verlängert zusammen; ein Drittes kann nicht Platz haben, dass nämlich einige einander parallel sind, einige hingegen verlängert zusammen stossen; denn auf dieselbe einfache Art, wie zwey gerade Linien gegen die Vergleichungsparallele bestimmt sind, sind zugleich *alle* bestimmt, der Erfolg dieser Bestimmung muss daher für jede zwey ganz derselbe seyn." — Dieses Räsonnement, auf welchem der Beweis für den zweyten Fall A beruht, ist nicht streng richtig; wollte man es als richtig annehmen, so könnte man auch das Entgegengesetzte von §. 52 ohne alle Umstände beweisen, dass bey *allen* Parallellinien die Summe der inneren Winkel = 2 R sey; denn alle Parallellinien sind — sagt ja der Vf. — auf einerley Art bestimmt, und der Erfolg muss derselbe seyn; ist also bey einigen Parallellinien die Summe der inneren Winkel = 2 R, so muss sie es bey allen seyn. — Um die Strenge der Beweise zu erreichen, welche diejenigen fodern, die Euklids 11ten Grundsatz tadeln, darf man nicht annehmen, dass alle geraden Linien, die sich nicht schneiden, auf dieselbe Art gegen einander bestimmt sind, sondern man muss es eben erst erweisen, dass es keine zweyerley Arten solcher Linien giebt, wo bey einigen die Summe der inneren entgegengesetzten Winkel = 2 R, bey anderen < 2 R seyn könnte, und des Vfs. Beweis hiefür §. 56 beruht auf einer *petitio principii*. Auffallend ist auch noch die Anmerkung S. 41. — Der euklidische Beweis passt ja auf beide vom Vf. unterschiedene, (oben aus §. 54 erwähnte) Fälle. 4 Abschn. Vom Kreise und den Polygonen, wo ausser den gewöhnlichen Sätzen auch Renaldini's Methode vorkommt, mechanisch alle regulären Polygone zu zeichnen. — 5 Abschn. Von ähnlichen Figuren. — — Man findet hier auch das Problem, zwischen zwey geraden Linien zwey mittlere Proportionallinien zu finden. 6 Abschn. Von Ausmessung gradliniger Figuren und des Kreises. Wir bemerken bey diesen Abschnitten nichts, als dass sie uns im Ganzen recht gut gefallen haben. Auch von der körperlichen Geometrie mag folgendes Wenige genügen. 1 Abschn. Von der Lage gerader Linien gegen ebene Flächen u. s. w. — Die Lehre vom Neigungswinkel, dass nämlich der nach den gewöhnlichen Regeln bestimmte ebne Winkel die Neigung der Ebnen abmisst, ist hier nicht recht gut vorgetragen; vorzüglich schön findet man dagegen diese Lehre in No. 1 behandelt. 2 Abschn. Von der Gleichheit und den Verhältnissen geometrischer Körper. — Diese Lehren sind, wie fast in den meisten Lehrbüchern, zu kurz vorgetragen, und daher nicht so gründlich, als zu wünschen wäre, behandelt. 3 Abschnitt. Von Ausmessung der Körper. 4 Abschnitt. Von der Cubatur der Körper. — — Die zur Feldmesskunst gehörigen Sätze nehmen fast ein Fünftel des Buches ein, und werden gewiss manchen Lesern desselben recht angenehm seyn. Man findet diese Sätze an der Stelle eingeschaltet, wo verwandte theoretische Lehren vorkommen, und so dienen sie also, die Aufmerksamkeit des Schülers, der bey den theoretischen Lehrsätzen müde werden möchte, zu wecken, auch die Nützlichkeit jener Lehren zu zeigen. Man findet hier Anleitung, gerade Linien auf dem Felde abzustecken und auszumessen; gerade Linien auf dem Papiere einzutheilen; senkrechte u. parallele Linien auf dem Felde zu ziehen. Methode, um Entfernung und Höhe zu messen, die Höhe der Berge im Monde zu bestimmen; die Mittagslinie und die Declination der Magnetnadel zu bestimmen. Ferner wird der Gebrauch der Winkelinstrumente, des Verniers, des Messtisches gelehrt. Einfache Methode, den Durchmesser der Erde zu bestimmen. Anleitung zu Verfertigung von Charten und Verjüngung gegebener Figuren. Von der Theilung der Figuren in Stücke von gegebener Grösse kommen recht artige Beyspiele vor. — — —

Der Druck dieses Buches verdient Empfehlung, und die Kupfer zeichnen sich durch vorzügliche Eleganz aus.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MÄRZ, 1809.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *System der Geometrie mit einer Einleitung in die Gröſsenlehre, als Handbuch zu Vorleſungen* entworfen von *F. Schweins* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Dieſes Werk hat eine von den gewöhnlichen Lehrbüchern ganz verſchiedene Form. Man findet hier die geometriſchen Lehren nicht in Erklärungen, Lehrſätzen, Aufgaben u. ſ. w. geordnet, und nicht jeden Satz förmlich und ſtreng erwieſen, ſondern einen fortlaufenden Vortrag, wo die Sätze ſyſtematiſch an einander gereihet, aber eigentlich mehr bloſs *begreiflich gemacht*, als ſtrenge *demonſtrirt* ſind. Dieſe Art des Vortrages ſcheint ſich für ein Lehrbuch und für die Elemente der Geometrie nicht recht zu ſchicken. Für ein Lehrbuch deſswegen nicht, weil man will, daſs der Schüler hier Gelegenheit finde, ſein eigenes Nachdenken zu üben, und die Beweiſe zu den Lehrſätzen ſelbſt aufzuſuchen, welches er nicht ſo gut kann, wenn die Unterſuchung von Satz zu Satz fortſchreitet, und keine Hauptſätze ausgezeichnet ſind, deren Beweiſe man ſucht. Eine ſolche Darſtellung paſst eher da, wo die Unterſuchung analytiſch geführt, eine Formel aus der anderen abgeleitet wird. Daher gefällt uns auch das Lehrbuch des Hn. *Schw.* da beſſer, wo er über die erſten Anfangsgründe hinaus iſt, als im Anfange der Geometrie. Die erſten Elemente der Geometrie ſollte man faſt ſchlechterdings in förmliche, ſtreng erwieſene Lehrſätze einkleiden, weil die Abſicht des Unterrichtes in der Geometrie nicht bloſs die iſt, daſs der Schüler gewiſſe Sätze kennen lerne, ſondern auch daſs er die ſtrenge Gründlichkeit lerne, die bey allen mathematiſchen Unterſuchungen ſo nöthig iſt. Aus dieſem Grunde möchten wir dieſes Buch nicht gern Anfängern empfehlen, denn man gleitet hier gar zu leicht über die wichtigſten Sätze hin, und wird nicht genug erinnert, zu fragen, woher man es denn wiſſe, daſs dieſe Sätze unwiderleglich wahr ſind. Paſſender iſt das Buch für diejenigen, welche ſchon die erſten Elemente der Geometrie inne haben, denn dieſe finden hier in einer zur Wiederholung recht ſchicklichen Ordnung die ihnen ſchon bekannten Sätze wieder, und manche Unterſuchungen auſserdem, welche man in anderen Lehrbüchern nicht antrifft.

Dem *Syſtem der Geometrie* geht voran die *Einleitung in die Gröſsenlehre,* — eigentlich eine Anleitung zur Arithmetik und Buchſtabenrechnung, bey welcher uns der Titel: „Gröſsenlehre" darum nicht recht paſſend ſcheint, weil zur Gröſsenlehre auch die Geometrie gehört. Dieſe Gröſsenlehre fängt mit einem, für Anfänger gewiſs nicht deutlichen Satze an: „*Gröſse* iſt das Reale, was innerhalb vollendeter Grenzen begriffen iſt." Im Folgenden kann man dem Vf. den Ruhm groſser Deutlichkeit nicht ſtreitig machen; aber doch ſcheint es, daſs der Vortrag nicht gleichförmig genug iſt, oder daſs der Vf. ſich die Claſſe von Leſern, für welche er eigentlich ſchrieb, nicht beſtimmt genug dachte. Sonſt würde er wohl entweder die erſtaunend weitläuftige Erörterung über unſer Zahlenſyſtem abgekürzt, oder auch den kaum 150 Seiten ſpäter folgenden Unterricht von den Logarithmen, welcher für Leſer, die dort bey einer leichten Lehre ſolcher umſtändlicher Erläuterungen bedurften, viel zu kurz iſt, ausführlicher mitgetheilt haben.

Von einzelnen Bemerkungen wollen wir nur *einige* anführen. Die Diviſion der Brüche durch Brüche würde am deutlichſten werden, wenn man Dividendus und Diviſor auf einerley Nenner brächte. §. 53 iſt die Multiplication mit negativen Zahlen zwar an ſich richtig erklärt, aber man ſollte bey dieſer Lehre nie vergeſſen, ganz beſtimmt anzugeben, wie es möglich iſt, benannte Zahlen mit benannten zu multipliciren; denn daſs jede Zahl benannt iſt, ſobald man ſie als poſitiv oder negativ betrachtet, braucht wohl nicht erſt erwieſen zu werden. §. 58 könnte man verleitet werden zu glauben, Exponent und Potenz wären gleichbedeutende Worte: — aber ſo geht es leicht dem, welcher ſich von der ſtrengen mathematiſchen Methode entfernt, die Begriffe nicht vollſtändig erklärt, ſondern nur gelegentlich kleine Erläuterungen anbringt! Gefallen hat uns, was §. 60 im Anfange von der Gleichung geſagt wird; dagegen iſt §. 121 die Lehre von den quadratiſchen Gleichungen nicht gut eingeleitet; denn der Schüler, dem die Begriffe von unbeſtimmten Gröſsen fremd ſind, wird fragen, wie es möglich ſey, daſs einerley Buchſtab zweyerley bedeute. — Von der Ausziehung der Wurzeln kommt hier faſt nichts vor, obgleich man dieſs nach dem übrigen Umfange dieſes Buches erwarten ſollte.

Das Syſtem der Geometrie enthält weit mehrere Unterſuchungen, als man ſonſt in einem Lehrbuche der Elementargeometrie erwartet, und überhaupt einen Reichthum von Sätzen, welcher ſich ſchwerlich in halbjährigen Vorleſungen genug erläutern

läfst. Wer also wünscht, über mancherley speciellere Gegenstände, die man ihrer wenigern Anwendbarkeit halber nur selten und nicht so vollständig untersucht hat, belehrt zu werden, der findet hier Befriedigung, und der Vf. giebt ihm überdiess noch viele Gegenstände zu eigener Untersuchung an, die freylich in Hn. *S.* gröfserem Werke bearbeitet sind. Wegen der grofsen Mannichfaltigkeit der Materien ist es uns unmöglich, den Inhalt des Werkes speciell durchzugehen, und bey den einzelnen Vorzügen und Mängeln zu verweilen; wir werden daher nur einzelne Abschnitte etwas genauer beurtheilen, von den übrigen aber blofs den Inhalt kurz angeben.

Die Geometrie fängt systematisch mit Betrachtung einer graden Linie, zweyer und dann dreyer Linien, oder des Dreyeckes an. Man findet hier gleich Anfangs Sätze, die man so früh gar nicht zu finden gewohnt ist, z. B. dafs durch einen Punct, der aufser einer bestimmten geraden Linie, nur *eine* gegen diese Linie senkrechte möglich ist. — Dafs durch einen Punct, welcher in jener Linie selbst liegt, nur *eine* senkrechte möglich sey, erhellet aus dem Begriffe des rechten Winkels; aber dafs zwey auf einerley geraden Linien senkrechte Linien einander nicht schneiden können, läfst sich nicht wohl so ohne Umstände annehmen. Aber unser Vf. wird auch mit der Theorie der Parallellinien schnell fertig, ehe er irgend etwas von den Dreyecken gesagt hat; von den Schwierigkeiten, welche eine strenge mathematische Lehrart hier findet, erwähnt er gar nichts.

In der Lehre vom Dreyecke ist, wie leicht zu erachten, der Satz einer der ersten, dafs aus der Gröfse eines Winkels und der Länge beider Schenkel, auch die Entfernung der Endpuncte beider Schenkel von einander bestimmt sey. Hr. *Schw.* hat an einem anderen Orte spottende Bemerkungen über diejenigen Geometer gemacht, welche Dreyecke auf einander passen; aber wie, wenn wir nun *ihn* fragten, wie er denn jenen Satz beweise? — Dafs man so etwas von selbst einsehen könne, wird er hoffentlich nicht antworten, obgleich dieser Satz und viele andere hier fast als Axiome hingestellt sind; und wenn er deutlich mit sich eins werden kann, woher er den Satz habe, so möchte er schwerlich auf etwas anderes, als auf die dunkel vorgestellte Überzeugung, dafs die Figuren auf einander passen müssen, kommen; der Vortrag des Hn. *Schw.* unterscheidet sich also nur dadurch vom euklidischen, dafs er sich mit dunkeln Vorstellungen begnügt, und wegläfst, was zum deutlichen Beweise nöthig ist.

Wir wollen nun den folgenden Gang der Untersuchung beym Dreyecke etwas umständlicher durchgehen, um uns über das Folgende, wo die Manier der Untersuchung dieselbe bleibt, kurz fassen zu können. — Der Vf. nimmt zuerst eine aus der Spitze nach der Grundlinie gezogene gerade Linie, und vergleicht die Gröfse der beiden oben entstehenden Winkel und die Stücke der Grundlinie gegenseitig unter einander; dann zieht er eine Parallele zu der einen Seite, und leitet daraus die Lehre von der Ähnlichkeit der Dreyecke her. Zieht man hingegen eine Linie innerhalb des Dreyecks so, dafs sie mit dem rechts liegenden Schenkel eben den Winkel macht, wie die Grundlinie mit dem links liegenden Schenkel: so erhält man, was der Vf. eine *Antiparallele* nennt; eine solche Antiparallelle ist im rechtwinklichten Dreyecke die aus dem rechten Winkel auf die Hypotenuse senkrecht gesetzte Linie. Der Vf. setzt so die Untersuchungen zum Theil in analytischer Form fort, und man wird diese Untersuchungen recht interessant und lehrreich finden, da der Mangel an Gründlichkeit hier nicht so nachtheilig ist, als bey den ersten Grundsätzen.

Auf ähnliche Weise stellt der Vf., mit Zuziehung einiger zu Hülfe genommener Linien, Untersuchungen über das Viereck und die Vielecke an, und geht dann zum Kreise über. Hier wird mit der Betrachtung eines Kreises, und zwar einer Sehne, zweyer Sehnen, mehrerer Sehnen, angefangen, und dann von Tangenten und Secanten gehandelt, wo aber zuweilen nur die Fälle, welche vorkommen können, tabellarisch angezeigt, und nicht weiter genau erörtert werden. Von dem, was über mehrere in Verbindung gesetzte Kreise vorkommt, mag hier Einiges umständlicher stehen. Bey zwey Kreisen sind die Hauptfälle, dafs sie einander berühren oder schneiden, oder gar keinen Punct ihres Umfangs gemeinschaftlich haben. Bey dreyen Kreisen finden mehrere Fälle Statt, die der Vf. meistens nur erwähnt; diejenigen, welche er genauer betrachtet, sind folgende: Alle Kreise liegen in einander, und berühren sich in einem Puncte; drey Kreise sind durch vier Durchschnittspuncte mit einander verbunden, der dritte geht durch den einen Durchschnittspunct der beiden ersteren, und schliefst den zweyten Durchschnittspunct ein; die drey Kreise sind durch einen Berührungspunct und vier Durchschnittspuncte verbunden, die berührenden Kreise liegen nicht in einander, und der durchschneidende Kreis schliefst den Berührungspunct ein. — Aber jeder dieser Fälle umfasst noch mehrere Fälle.

Kreisfunctionen, — unter diesem Titel betrachtet der Vf. die sogenannten trigonometrischen Linien; merkwürdig ist die neue Benennung *tangens versus* für den Unterschied der Tangente und des Radius. S. 151 ist der Übergang der Tangente aus dem Positiven durchs Unendliche in das Negative nicht erklärt; S. 152 die Formel für Sin. $(a+b)$ auf einem zu weitläuftigen Wege gesucht. Man findet hier und in der folgenden Trigonometrie und Tetragonometrie eine Menge Formeln zusammengedrängt, unter anderen auch ziemlich umständlich Formeln, die man zu wirklicher Berechnung der Kreisfunctionen anwenden könnte. Es ist uns unmöglich, hier mit der Anzeige oder Beurtheilung in's Detail zu gehen, da wir sonst die Grenzen einer Recension zu sehr überschreiten würden. Unter dem Titel unordentlich gekrümmte Linien (welcher eben nicht der passendste ist, da die gleich zu erwähnen-

den Linien eben so regelmäfsig, wie der Kreis, nur nicht gleichförmig gekrümmt sind) werden die Kegelschnitte, die Cissoide, Conchoide, Cardioide, Cycloide betrachtet. Dann geht der Vf. zu den Flächen über. — — Eine Linie in Verbindung mit einer Fläche, — der Vf. giebt hier trigonometrische Formeln für die Winkel, welche eine schief gegen eine Ebne gezogene Linie mit geraden Linien in dieser Ebne macht. Zwey Linien in Verbindung mit einer Ebne, und zwar beide senkrecht, — oder schief mit gewissen Bestimmungen u. s. w. — Hier werden viele einzelne Fälle betrachtet und durch Anwendung der Trigonometrie erläutert. Lehrsätze von zwey Ebnen, von drey Ebnen (die grofsentheils zur körperlichen Trigonometrie gehören), von vier Ebnen und dem durch vier Ebnen eingeschlossenen Körper. — Körper von fünf Ebnen eingeschlossen, von sechs Ebnen eingeschlossen. Krummflächige Körper, Kegel und Kegelschnitte, Cylinder, Kugel, wo bey der letzteren auch der Inhalt sphärischer Dreyecke mit der ganzen Kugelfläche verglichen wird.

Diese Anzeige mag genügen von einem Buche, von dem sich, ohne umständlich in das Detail der Formeln einzugehen, keine specielle Beurtheilung geben läfst. Das Buch ist Zeuge von dem Fleifse seines Vfs.; ob gerade alle Untersuchungen, die es enthält, besonders nützlich sind, darüber denken vielleicht verschiedene Leser ungleich, manchem aber werden sie wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewähren. B.

NATURGESCHICHTE.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Naturgeschichte für gebildete Frauenzimmer und Liebhaber der Natur*, von *Georg Gottfried Zinke*, der Arzneywissensch. Doctor u. s. w. I Th. Säugthiere. Mit 24 Kupfertafeln. 1806. VI u. 219 S. 8. (m. ill. K. 2 Thlr. 12 Gr. m. schw. K. 1 Thlr. 16 Gr.)

Der Gedanke ist nicht übel, für die Gebildeteren unter dem schönen Geschlechte das Wissenswerthe aus dem grofsen Gebiete der Naturgeschichte zu einem schönen Ganzen zu ordnen. Man erwartet in einem solchen Werke nicht neue Untersuchungen, Entdeckungen und gelehrte Erörterungen, aber desto mehr, dafs das Wahre und Wissenswerthe auf eine geschmackvolle Art zusammengestellt, in der Werkstätte des eigenen Geistes verarbeitet, und mit dem Schmucke einer schönen Sprache bekleidet werde. Der Vf. hat zwar aus den besten naturhistorischen Schriftstellern geschöpft; allein sehr wäre zu wünschen, dafs er im Vergleichen noch sorgfältiger, im eigenen Verarbeiten der gesammelten Materialien freyer und in der Auswahl des Wissenswerthen feinsinniger gewesen wäre. Er folgt *Schreber'n*, einem sonst classischen und bewährten Schriftsteller, zu ängstlich, selbst in Hinsicht der Worte. Statt mehrerer Beyspiele, die sich ohne vieles Suchen darbieten, nur folgendes:

Schreber III, S. 411.	*Zinke* S. 73.
Der Luchs hat ein vorzüglich scharfes Gesicht, einen viel feineren Geruch als andere Katzen, und Schlauigkeit genug, die Örter, wo das Wild seine Gänge und Wechsel hat, auszuspüren. Sobald er ein Wild entdeckt, weiss er sich ihm unter dem Winde zu nähern, oder es auf einem Baume zu belauren; hat er es erreicht: so wirft er sich auf selbiges und greift mit den Krallen so tief ein, dass er nicht herunter zu bringen ist u. s. w.	Der Luchs übertrifft in Absicht des scharfen Gesichts und Geruchs alle Katzenarten, und durch seine List weiss er den Ort bald auszuspüren, wo das Wild seinen Wechsel hat. Seinen Raub belauert er unbemerkt unter dem Winde oder auf einem Baume; er schwingt sich auf diesen und schlägt seine Klauen in dessen Körper ein, so dass er auf keine Art wieder herunter zu bringen ist u. s. w.

Sonst hat der Vf. zwar *gröfstentheils* das Wissenswerthe zusammengetragen; aber manche Thiere, denen er nicht hold zu seyn scheint, sind zu kurz abgefertiget. Es ist überhaupt wohl nicht die richtige Ansicht, wenn diejenigen Thiere, die nach des Vfs. Meinung von geringem Nutzen sind, so gar unvollständig beschrieben werden. So heifst es z. B. von dem zottigen Ameisenfresser: Er hat die Gröfse eines Jagdhundes, eine Mähne auf dem Rücken und einen Wedelschwanz, mit welchem er sich im Schlaf gegen den Regen schützt und im Zorne bewegt er ihn. — Das ist alles! Bey der Beutelratze ist weder die Farbe noch die Gröfse des Thieres angegeben. Bey dem Cayopollin ist die ganze Beschreibung: „Er bringt seine Jungen auf den Bäumen zur Welt." Von dem Stinkthier ist eben so wenig gesagt. Es würde nicht schwer seyn, noch mehrere Beyspiele dieser Art anzuführen.

Unter den Unrichtigkeiten hat sich Rec. besonders folgende angemerkt. Das frühere oder spätere Wechseln der Haare hängt bey den Säugthieren keinesweges allein von der Witterung, sondern vielleicht noch weit mehr von der Nahrung ab; Hirsche und Rehe, die in fetten Weiden gehen, werfen z. B. früher die alten Winterhaare ab als andere, die in dürftigen Verzäunungen und kleinen Thiergärten weiden. — Die jungen Füchse sind nicht weifslich gelb, sondern dunkelbraun, und haben mit der Farbe der erwachsenen Füchse gar keine Ähnlichkeit. — Die Wasserratte ist nicht, wie hier geschieht, mit der Wanderratte zu verwechseln; diese ist von jener wesentlich unterschieden.

Endlich läfst sich auch in der Sprache des Vfs. gar Manches tadeln. Besonders scheint er mit dem *für* und *vor* noch nicht auf dem Reinen zu seyn. Er schreibt Vorr. S. 7: „sichert bey tausend Gefahren *für* ihren gänzlichen Untergang." S. 25 heifst es: „Freylich sind die Menschen *nach* den Weltgegenden, *des* Climas, der Lebensart, *der* Sitten u. s. w. verschieden." Hier regiert die Präposition *nach*, das eine Mal den Accusativ, das andere Mal den Genitiv! — Von dem Iltis heifst es S. 85: „Sein *Ausdruck* ist schlechter, wie bey dem Marder;" was soll das heifsen? — Ebendas.: „Das Fell des Iltis wird nicht sonderlich geachtet, weil es sehr *widerwärtig* riecht;" müfste doch heifsen: „*widrig* riecht." Der

Vf. schreibt öfter *gejagd* für *gejagt.* — S. 182 beschreibt er die Farbe der Rennthiere, dann folgt: „ausser *jetzt* gefärbten Rennthieren giebt es auch ganz weisse, schwarze und weissgefleckte," sollte heissen: ausser jenen Farben findet man auch an den Rennthieren noch die schwarze u. s. w. In ihren Heerden, heisst es a. a. O., „in ihren Heerden bestehet ihr grösster Reichthum und Glückseeligkeit," sollte heissen: und *ihre* Glückseeligkeit.

Die Kupfer stehen weit unter der gemeinen Mittelmässigkeit, ja die illuminirten Kupfer sind schülerhaft bearbeitet; für gebildete Frauenzimmer hätte man recht vorzügliche Darstellungen erwarten sollen.

— ddF. —

Bern, auf Kosten des Herausg. u. in Commiss. b. Burgdörfer u. b. Füssly u. C.: *Das Museum der Naturgeschichte Helvetiens in Bern,* oder *Beschreibungen und Abbildungen der merkwürdigsten Gegenstände, die in den naturhistorischen Sammlungen auf der Bibliotheks-Gallerie in Bern enthalten sind.* Herausgegeben von *Friedrich Meisner,* Prof. der Naturgeschichte und Geographie in Bern. No. 1 u. 2. 1807. (21 Gr.)

Nicht leicht kündiget sich ein Unternehmen so nützlich an, als das gegenwärtige. Es verdient daher auch eine ausführlichere Anzeige als so manche ephemerische Producte der naturhistorischen Literatur unserer Tage. Man findet in den Herausgebern Männer, die die schönen Zwecke naturhistorischer Sammlungen mit Wahrheit zu würdigen und verständig auszusprechen wissen.

Voraus geht eine Geschichte der Entstehung des Museums der Naturgeschichte Helvetiens in Bern. Die Grundlage zu diesem Cabinet wurde erst im J. 1802 durch die Sammlung schweizerischer Vögel gelegt, die der verdiente Prediger *Sprüngli* hinterlassen hatte. Die wohldenkende Stadtregierung sorgte nicht nur für eine schickliche und geschmackvolle Aufstellung dieser Sammlung, sondern sie bewilligte auch grossmüthig eine jährliche Geldunterstützung zur Erweiterung. Bald zeigte sich ein grösseres Interesse für die Sammlung durch freywillige Beyträge und durch das Hinzukommen ganzer Sammlungen. Das Museum steht zu gewissen Stunden Jedermann offen, und die Vorsteher machen es sich zur Pflicht, mit wahrer Humanität die Fragen der Neugierigen zu beantworten, und jede Gelegenheit zu ergreifen, um Aberglauben und Vorurtheile auszurotten, und den Samen nützlicher Erkenntnisse auszustreuen. Rec. hält dieses Beyspiel für desto preiswürdiger, je mehrere Naturaliencabinette er kennt, die seltene Schätze enthalten, die aber weder zur öffentlichen Belehrung dienen, noch mit neueren Beyträgen vermehrt, noch endlich auch in ihrer Ordnung nur erhalten werden. Nachahmungswerth ist bey diesem Museum besonders der Umstand, dass es hauptsächlich die vaterländischen Producte aufnimmt, und auf diese einen besonderen Werth legt. Die vaterländische Naturgeschichte sollte immer, besonders bey Anlegung neuer Sammlungen, den Vorzug haben.

Den Anfang in No. 1 macht die Beschreibung und Abbildung zweyer junger Steinböcke (*Capra ibex*); beide wurden in den Gebirgen zwischen Piemont und Savoyen erlegt. Man sieht es sogleich der Beschreibung an, dass sie nicht aus Büchern zusammengetragen, sondern aus der Natur selbst genommen ist. Von der grossen Sorgfalt dieser Beschreibung zeugen die genauen Dimensionen der Theile beider Thiere, die lehrreichen Vergleichungen der Hörner des Schädels u. s. w. mit anderen verwandten Thierarten; ein Umstand, den man in so manchen anderen Naturbeschreibungen sehr zum Nachtheil der Wissenschaft vermisst. In den schweizerischen Alpen findet man dieses merkwürdige Thier fast gar nicht mehr; bloss in den savoyischen und piemontesischen Alpen ist es noch anzutreffen. Die Abbildungen des Männchens und Weibchens sind untadelhaft. In No. 2 werden die Steinkrähe und die Steindohle, beides auch Alpenbewohner, beschrieben. Die Beschreibung ist eben so sorgfältig als die vorige, es herrschet darin derselbe wissenschaftliche Geist und dieselbe weise Auswahl des Wichtigeren; nur vermisst Rec. hier die so nützlichen Vergleichungen mit anderen Vögeln dieses Geschlechts; die rothen Füsse und der rothe Schnabel unterscheiden diese beiden Vögel von den meisten übrigen Krähenarten. Ein bedeutender Zuwachs für die Wissenschaft und eine dankenswerthe Berichtigung des Systems ist die sehr gründliche Untersuchung und der Beweis, dass die Steinkrähe mit dem *Corvus sylvaticus Gessner's* oder dem *Corvus eremita Linné's* ein und derselbe Vogel ist. Die Bergdohle unterscheidet sich von der Steinkrähe hauptsächlich durch die gelben Füsse und den gelben Schnabel, und lebt in grösseren Schaaren auf den Gebirgen. Noch etwas mehr hätte wohl von dem Nutzen oder Schaden, den diese Thiere anrichten, beygebracht werden können. Druck und Papier sind schön, wie es ein so vorzügliches Werk verdient, dem jeder Naturfreund eine lange Existenz wünschen wird.

rz.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Carlsruhe,* b. Macklot: *Gemeinnütziges Kunstbuch. Erste Abtheilung, enthaltend eine Anweisung zu Verfertigung von allerley Tinten, Farben, von Spielkarten, Klosterbildern, Siegellack u. s. w. Auch wie man Tinten-, Fett-, Öl- und andere Flecken aus leinenen, seidenen und wollenen Zeugen und Papier bringen, endlich wie man allerhand Metallwaaren putzen kann. Zweyte Abtheilung, enthaltend eine Anweisung zu chemischen, mechanischen, optischen, mathematischen, vermischten, so wie auch zu Karten-, Schreib- und Rechen-Künsten von der leichtesten und fasslichsten Art.* 1807. zusammen 332 S. 8. (1 Thlr.) Es sind seit mehreren Jahren eine Menge solcher Kunstbücher und Magieen zum Vorschein gekommen, so dass es kaum noch der Mühe lohnt, darauf zu achten, zumal wenn die Gegenstände so ganz planlos zusammengerafft sind, wie es hier geschehen ist. Von dem Inhalt ist gar nichts zu erwähnen, weil die Titel ihn hinlänglich angeben.

zdg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MÄRZ, 1809.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildetern Ständen*, herausgegeben von Dr. *Joh. Georg Aug. Hacker*, königl. sächs. Hofprediger. Viertes Bändchen. 1808. 254 S. Fünftes Bändchen. 252 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir haben die drey ersten Bändchen dieser Sammlung (1808. No. 65.) empfehlend angezeigt. Auch diese Bändchen enthalten manche treffliche Formulare zur Taufhandlung, Confirmationshandlung, ehelichen Einsegnung und Abendmahlshandlung. Vorzüglicher Erwähnung verdienen wieder die unter letztere Rubrik gehörigen drey Formulare von Hn. OHPr. *Reinhard*. In ihnen, so wie in seinen Predigten, findet man weisen Hinblick auf die Zeitumstände, und Benutzung der gerade jetzt gemachten Erfahrungen. So ist in dem zweyten Formulare zur Abendmahlshandlung die Feyer derselben trefflich dargestellt als Stärkungsmittel zu einer standhaften Ertragung der Übel der Zeit, zur Ausföhnung mit denselben, und zur Erhebung des Geistes über sie. Mögen solche Muster zugleich die Grenzen bezeichnen, innerhalb welcher die Hinweisung auf Zeitereignisse sich halten muss, um den andächtigen Sinn nicht zu zerstreuen! Als ein fehlerhafter Versuch dieser Art ist das vierte Formular von M. *Seltenreich* zu betrachten. Es führt sogleich zur speciellsten Erinnerung an die letzten kriegerischen Leiden, und will diese Erinnerung an die vorjährigen Zeitereignisse in einige Verbindung mit der Abendmahlsfeyer setzen. Natürlich kann diess nur auf eine sehr künstelnde, den andächtigen Sinn störende, vielleicht sogar leidenschaftliche Regungen in der friedlichen Brust erweckende Art geschehen. „Wie ganz anders dachte man vor Eröffnung des Feldzugs! mit welcher kühnen Sprache bezeichnete man die Tapferkeit, von der man Beweise geben wollte u. s. w." Welche Stellen in einer Abendmahlsrede! Welche Aufregung widriger Gefühle! So, wie der Vf. zu Werke geht, lässt sich freylich auch die heterogenste Betrachtung mit der Abendmahlsfeyer verbinden! — Neue Rubriken und neue Vff. finden wir in folgenden Beyträgen. *Warnungsrede vor dem Meineyde*, vom M. *Pöge*. Der Vf. hat die Schwierigkeiten, welche ihm der Stand, die Confession und das angeschuldigte Verbrechen des Schwörenden entgegenstellten, sehr glücklich gelöst. *Vorstellungsrede bey einer Probepredigt*, vom Super. *Poyda*. Zunächst gehört wohl diese vor einem *gemischten* Auditorium gehaltene Rede nicht in diese Sammlung; sie empfiehlt sich auch nicht als Musterarbeit. Der Vf. spricht in den ersten fünf Seiten sehr selbstgefällig von seinen Gefühlen. Was er ferner in Beziehung auf den verstorbenen Prediger spricht, der sich *aus Schwermuth* selbst entleibte, ist sehr manirirt, und für sein gemischtes Auditorium viel zu dunkel. Wozu bedurfte es auch so vieler Windungen und Entschuldigungen? Geradezu musste von dem ganz bekannten Falle gesprochen, und gesagt werden, dass der Leidende, der auf dieser Höhe innerlicher Quaal steht, nicht mehr frey handelt, und das höchste Mitleid verdient. Was der Vf. von dem Unglauben des Zeitalters vor dieser Gemeine sagt, ist nicht klug gesagt. Man soll irrige Vorstellungen von Christo und Christenthum, welche Tausende noch nie gehört haben, ihnen nicht erst bekannt machen. Warum schliesst der Vf. seine Rede ganz im mosaischen Tone? — Begräbnissrede von demselben Vf. Sie erhebt sich nicht über das Gemeine, und verdiente also keine Stelle in dieser Sammlung. Was der Vf. auf den zwey letzten Seiten, besonders mit einem höchst undelicaten Hinblick auf die Geschwister der Verstorbenen sagt, die sich doch nicht um eines reichern Erbes willen, des Todes einer würdigen Schwester gefreut haben werden, ist höchst fehlerhaft. Rec. begreift nicht, wie so etwas ohne Erröthen gesprochen werden kann. — *Formulare zur Abkündigung für Verstorbene*, von M. *Frisch*. Für Gegenden, wo solche Abkündigungen üblich sind, können sie als Muster dienen.

Das fünfte Bändchen enthält ebenfalls 1) Formulare und Materialien zu Reden bey der Taufhandlung, von Hn. OHPr. *Reinhard*, vom Herausgeber, von Hn. Past. *Seltenreich*, und vom Hn. Diac. *Trautscholdt* in Friedrichsstadt bey Dresden. 2) Formulare und Reden bey der kirchlichen Einsegnung der Wöchnerinnen von Hn. P. M. *Seltenreich*. 3) Formulare und Materialien zu Reden bey der Confirmationshandlung von Hrn. Superint. *Poyda* und Hn. Diac. *Trautscholdt*. 4) Formulare und Materialien zu Reden bey der ehelichen Einsegnung, von Hn. P. *Bauer* in Frohburg, von Hn. M. *Frisch* in Freyberg, von Hn. P. M. *Seltenreich*. 5) Materialien und Abendmahlsreden vom Herausgeber und Hn. P. M. *Seltenreich*. 6) Reden bey der Amtsjubelfeyer eines Schullehrers, von Hn. P. *Thienemann* in Kohren — Worte an *Schröckh's* Grabe gesprochen, von Hn. General-

superintend. D. *Nitzsche.* 7) Formulare bey der Abkündigung Verstorbener, von Hn. Mittagsprediger M. *Frisch.*

V. Pf.

Glückstadt, b. Schneider: *Glück und Unglück.* Von D. *Johann Otto Thiess*, königl. dänischem Prof. auf Bordesholm. 1808. 172 S. kl. 8. (20 Gr.)

Auch diese Schrift des geistvollen Vfs. theilt manche geistreiche Bemerkungen mit; aber auch sie hat jene Eigenheiten seiner übrigen Schriften dieses Fachs, welche ihnen nicht zur Empfehlung dienen. Vom Glück und Unglück soll diese Schrift handeln, von welcher der Titel keinen zweyten Theil verspricht; aber bald erfahren wir, dass sie nur die Einleitung zur Untersuchung über das Glück und eine vorläufige Prüfung der beliebtesten Arten menschlicher Glückseligkeit enthalten soll, dann aber, wenn in einem zweyten Buche das Unglück, wie es im gemeinen Leben am häufigsten erscheint, näher betrachtet werden, erst in einem dritten Buche die weitere Untersuchung über das Glück und die Resultate der in den beiden ersten Bändchen angestellten Untersuchungen folgen werden. Die Lesung dieser Schrift wird übrigens, wie die der übrigen moralischen Schriften des Vfs., durch den ihm eigenen, zuweilen in schneidenden Gegensätzen sich gefallenden Ton, noch mehr aber durch die sonderbare Eigenheit gestört, beynahe jede, auch die unbedeutendste Aussetzung mit Stellen aus der heiligen Schrift und aus griechischen, römischen und deutschen Schriftstellern zu belegen. So gehört diese Schrift nur zur Hälfte dem Vf., denn diese 11 Bogen enthalten nicht weniger als 306 theils sehr lange, theils kürzere, meist wörtlich abgedruckte Citate. Wozu stehen sie hier? Hat die Wahrheit, in sofern der Vf. solche wirklich ausspricht, in seinem Munde nicht Kraft genug, um erst ein überzeugendes Ansehen aus dem Munde Anderer zu borgen? Oder sollen diese Citate die Belesenheit des Vfs beurkunden? Würde diese Belesenheit in den classischen Schriften des Alterthums nicht immer seltener, man müsste sehr vor dieser Ersäufung des Textes in den Noten warnen. — Ob die Untersuchungen des Vfs. zu befriedigenden Resultaten über die behandelte Materie führen, lässt sich erst nach Erscheinung der beiden versprochenen Bändchen beurtheilen. In dem vorliegenden werden in 7 Capiteln folgende Gegenstände mit ungemeiner Freymüthigkeit behandelt, und mit vielen feinen und treffenden Bemerkungen begleitet: Glück und Glückseligkeit überhaupt, Fortuna, Fatum, Bestimmung, Zufall, Glück machen, Freyheit, Vorsehung, Verdienst, Schuld, Glücks-, Unglücks-Fall, Wohlseyn, Wohlbefinden, Wohlverhalten, Wohlstand, glückliche Staatsverfassung, Privatgüter, angeborene Gesundheit, Adel, ererbtes Vermögen, Ältern, Kinder, Bürgerfreyheit, Tyrannenglückseligkeit, Brod, Reichthum, Glücksspiel, Handel, göttlicher Segen, kaufmännischer Werth, Ehre, Nachruhm, guter Name, grenzenloser Ruhm, Schönheit, Wollust, Wohlleben, Wohlstand, Selbstgenuss, Zufriedenheit, häusliches Glück, Liebe, Freundschaft, Einsamkeit, Gesellschaft, contemplatives Leben, Glück der Wissenschaften und Künste, der Religion, der Weisheit und Klugheit, der Unschuld und Tugend, Friede. — Die Vergleichung dieser Rubriken mit der geringen Bogenzahl, deren halber Raum nur den Betrachtungen des Vfs. gewidmet ist, zeigt, dass mancher der angegebenen Gegenstände sehr kurz abgefertigt werden musste.

V. Pf.

1) Offenbach, b. Brede: *Unterricht und Gebete für katholische Christen.* Von Prof. *Brand.* Mit Genehmigung der geistlichen Oberen. 1807. 211 S. 8. (8 Gr.)

2) Grätz, b. Ferstl.: *Neuestes Gebetbuch für Katholiken, welche Gott nach der Lehre Jesu anbeten.* 1805. 283 S. 8. (16 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Die heilige Charwoche*, oder *Anleitung, diese Zeit dem Geiste des Christenthums gemäss zuzubringen.* Aus dem Messbuche, dem Breviere und anderen liturgischen Werken zusammengetragen von *Johann Baptist von Winkler*, Pfarrer zu St. Johann im Sagathale. 1808. 496 S. 12. (1 Thlr. 2 Gr.)

Dass die Zahl der katholischen Erbauungs- und Gebet-Bücher besonders seit einigen Jahren beträchtlich vermehrt worden, ist eine literarische Thatsache. Auch muss Rec. offenherzig bekennen, dass er den meisten darunter den Vorzug vor vielen protestantischen Schriften dieser Gattung einräumen muss, weil sich darin der Geist des ächten Gebets besser ausspricht, und dem religiösen Gemüthe ein reicherer Genuss dargeboten wird. In Rücksicht des Formellen, besonders des Styls, stehen indess die im südlichen Deutschland erscheinenden ascetischen Schriften denen des nördlichen offenbar nach, und die bloss formelle Kritik hat daher hier einen reichlicheren Stoff des Tadels.

Indess zeichnet sich No. 1 auch von dieser Seite vortheilhaft aus. Der den Gebeten vorausgeschickte Unterricht besteht in kurzen Begriffsentwicklungen aus der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre, in Erinnerungen über den besonderen Gemüthszustand des Betenden u. s. w. Alles kurz und bündig. Die Gebete selbst zeichnen sich durch Kürze, so wie durch Stärke und Würde der religiösen Empfindung aus.

Der grösste Theil der in No. 2 enthaltenen Gebete bezieht sich auf die kirchlichen und gottesdienstlichen Verhältnisse des katholischen Christen; doch sind auch die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, so wie die allgemeinen des menschlichen Lebens berücksichtiget. Zuweilen sind der Abwechselung wegen Gesänge eingemischt. Auch dieses Buch hat seine Vorzüge, wenn gleich die Monotonie zu sehr hervorsticht, und zuweilen nicht die passendsten Ausdrücke gewählt sind. Die Anrede: „werthester Jesu!" S. 80 u. a. St. müssen wir auch dahin rechnen.

Dass das Verdienst des Vfs. von No. 3 nicht gar

zu hoch anzuschlagen sey, sagt schon der Titel, welcher Hn. *v. W.* nur als Sammler ankündigt. Das von ihm Gewählte würde noch zweckmäfsiger seyn, wenn Vieles, was blofs den Priester angeht, weggeblieben wäre. — ft —

1) Hoinkhausen, b. d. Vf.: *Der heilige Gesang, oder vollständiges katholisches Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht.* Herausgegeben von *M. L. Herold*, Pfarrer zu Hoinkhausen im Herzogthum Westphalen. Mit Gutheifsen der geistlichen Behörde. Zweyte, verb. Aufl. 1807. XX u. 548 S. 8. (8 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Choralmelodieen zum heiligen Gesange, oder vollständigen Gesangbuche für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht.* Herausgegeben für Schullehrer und Chorsänger von *M. L. Herold* u. s. w. 1808. 154 S. 8. oder 20 halbe Bogen. (1 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Versuch einer Sammlung vierstimmiger Choralmelodieen zu dem katholischen Gesangbuche bey dem öffentlichen Gottesdienste und der häuslichen Andacht.* 1807. 144 S. 4. (2 Thlr. 8 Gr.)

Hr. *H.* würde allein schon um der edlen Absicht willen, womit er den Ertrag dieser drey Schriften zur Stiftung eines Armenfonds für arme Schulkinder und Hausarme seines Kirchspiels bestimmt, das gröfste Lob verdienen; wie vielmehr also nicht, da zu der löblichen Absicht die lobenswerthe Ausführung des Plans kommt! Der Vf. hat die Gesänge aus den besten katholischen Gesangbüchern zusammengetragen, und, in Verbindung mit einigen sachverständigen Männern, überall, wo es nöthig schien, Verbesserungen angebracht. Auch sind mehrere neue Lieder hinzugekommen, welche neben den vorzüglicheren älteren zu stehen würdig sind. Hr. *H.* hat nicht Unrecht, wenn er No. 1 Vorr. S. VIII sagt: „Im eigentlichen Verstande ist diese Sammlung als ein vollständiger Lieder-Katechismus zu betrachten, in welchem dem erwachsenen Christen der genossene mangelhafte jugendliche Unterricht in den Glaubens- und den so wichtigen Tugend-Lehren nicht blofs besser und verständlicher ins Gedächtnifs zurückgerufen, sondern vielmehr auf eine rührende und beseligende Art ans Herz gelegt werden soll." Zuweilen hätte doch in alten Liedern weniger verändert werden sollen, wie z. B. S. 511:

Komm, heiliger Geist, *o dritte Person!*
Von einer Natur mit Vater und Sohn u. s. w.

Auch die beiden zu diesem Gesangbuche gehörigen *Choral-Bücher* No. 2 und 3 sind in ihrer Art sehr zweckmäfsig. In No. 2 sind zu den alten bekannten Melodieen auch mehrere neuere, im einfachen Discant mit untergesetztem Texte, geliefert worden. Die Noten sind noch die alten, rhomboidenförmigen Zeichen, womit der moderne Violinschlüssel contrastirt. In No. 3 sind 165 vierstimmige Melodieen für den Orgelgebrauch, worunter einige von dem ungenannten Herausgeber, der sich einen musikalischen Dilettanten nennt, und in der lesenswerthen Vorrede viel Gutes über den Kirchengesang gesagt hat, herrühren. Rec. hat mehrere darunter dem ächten Kirchenstyle angemessen gefunden. Doch scheinen ihm die meisten etwas zu niedrig zu stehen. Das Ganze ist auf gutes Papier mit typographischer Eleganz gedruckt. — ft —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Reformations-Feste 1807 über d. Evangel. a. 23 S. n. Tr.* gehalten von *D. F. V. Reinhard.* 1807. 38 S. gr. 8. (4 Gr.)

2) Ebendas.: *Einige Bemerkungen über d. Geist d. Protestantismus.* Aus d. Franz. d. Hn. D. *Blessig* in Strasburg. Ein Anhang zu obiger Pred. 1808. 30 S. gr. 8. (3 Gr.)

3) Ebendas.: *Predigt am Reform.-Feste 1808 über d. Evangel. am 20 S. n. T.*, d. 30 Oct. gehalten von D. *F. V. Reinhard.* 1808. 39 S. gr. 8. (4 Gr.)

4) *Jena*, in d. akad. Buchh.: *Dafs die Wiedervereinigung der protest. und röm. Kirche nicht nur keinen Gewinn verspricht, sondern wesentlichen Nachtheil droht.* Eine Predigt am Reform.-Feste 1808 über Röm. 14, 19 gehalten von D. *Joh. Gottl. Marezoll*, Consistorialr. u. Sup. z. Jena. 1808. 38 S. gr. 8. (4 Gr.)

Zu bekannt ist die vortreffliche Predigt No. 1, als dafs wir glauben dürften, durch diese verspätete Anzeige etwas zu ihrer Verbreitung beyzutragen. Aber fehlen darf dieses gewichtige Wort, geredet zu rechter Zeit, in unseren Annalen nicht. Tief ist unser deutsches Vaterland durch den Sturm der Zeit niedergebeugt, aber Gottlob! die Edeln der Nation, sie, die man, im edelsten Sinne des Worts, *Männer des Volks* nennen kann, haben Besonnenheit, Muth und Eifer sich erhalten; und fahren fort, mit Weisheit und Kraft zu wirken, dafs es besser werde. Und wer gäbe nicht Hn. *R.* gern und freudig einen ehrenvollen Platz unter diesen Männern? Vorzüglich interessant sind seine Vorträge an dem grofsen Feste der Protestanten. Einst gesammelt werden unsere späten Enkel sie noch mit dankbarer Freude und mit Bewunderung des Mannes lesen, der Luthers Werk von so vielen und zum Theil weniger beachteten Seiten, immer aber als ein segenvolles Werk, so vortrefflich dargestellt hat. *Die Kirchenverbesserung hat die Ehre des bürgerlichen Lebens gerettet; hat die Ordnung desselben wieder hergestellt; hat das Glück desselben erhöht.* Diefs ist das Thema, das vielleicht noch nie auf einer protest. Kanzel benutzte, überhaupt wohl noch nie *ex professo* abgehandelte, gewifs aber noch nie *so* ausgeführte Thema dieser Predigt. Was der ehrwürdige Mann dieses Vortrags wegen gelitten hat, gehört nicht hieher. Aber wie diese Predigt auf Männer, die mit ihm in Einer Linie zu stehen verdienen, gewirkt hat, davon giebt No. 2 einen herzerfreuenden Beleg. Hr. D. *Löfler*, um sie in Frankreich auch unter Mitglieder der röm. Kirche zu verbreiten, liefs sie ins Franz. übersetzen, und sandte die Übersetzung an D. *Blessig* nach Strafsburg. Dieser gab ihr in den „*Bemerkungen*" (*Reflexions sur l'esprit du Protestantisme*) die Zugabe, die, wie Hr. *L.* mit Recht sagt, eine so schöne Zierde der Übersetzung ist; eine Zugabe, bey der es zweifelhaft bleibt, ob sie dem Herzen, oder den Kenntnissen, oder dem Vortrage ihres Vfs. mehr Ruhm bringe. Der deutsche Verleger der *Reinhard*'schen Pred., der wackere, für alles Gute so lebhaft sich interessirende *Hartknoch* erbat sich von D. *Löfler* die Erlaubnifs und erhielt sie gern, diese *Bemerkungen* des D. *Blessig*'s in einer deutschen Übersetzung der Predigt als Anhang zuzugesellen, liefs aber, mit Recht, alle die Notizen weg, die D. *Blessig* von *Reinhard* als Mensch und Schriftsteller fürs Ausland nöthig hielt, weil, wie *Hartknoch* sehr wahr sagt, *Reinhard unter uns* keines Zeugnisses bedarf, und weil auch ein Unbekannter unter uns neuerlich alles, was in Beziehung auf diese Predigt und gewisse dadurch veranlafste Äufserungen gesagt werden konnte, aus *R's.* eigenen Schriften verständig und genügend beygebracht

hat. Diese *Bemerkungen* sprechen mit tiefer Einsicht und mit edler Offenheit für den Protestantism, leugnen einzelnen Gliedern der röm. Kirche ihre grossen Fortschritte im Streben nach Wahrheit nicht ab, behaupten aber mit Recht, dass, wenn von der *Gesammtheit* die Rede sey, die protest. Kirche als diejenige genannt zu werden verdiene, bey der dieses Forschen und Streben nach Wahrheit das charakteristische Kennzeichen ist. Sie verhehlen es nicht, was so bitter uns vorgeworfen wird, dass Luther oft sich selbst widerspreche, machen aber aufmerksam darauf, wie eben diess von dem hohen edeln Geiste dieses Reformators zeige, dem seine Meinung wenig, aber die Wahrheit alles galt, der also, wenn er später sich von der Irrigkeit früherer Behauptungen überzeugte, jene als irrig willig fahren liess, und seine, nach seiner Überzeugung, richtigeren Ansichten der Welt darlegte. Sie zeigen aus der Geschichte, dass Widersprüche auch in der röm. Kirche sehr häufig, auch *in ipsissima sancta curia* sich finden, und behaupten mit Recht, „dass in einer Wissenschaft, wo sich keine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, man auch keine Fortschritte bemerken würde." Sie verhehlen es endlich nicht, dass es Unwürdige unter den protestant. Theologen giebt, die die „Tafeln des Evangeliums zerbrechen, das Wort aus Gott zum Range eines Buches herabsetzen, das nur so viel gilt, als man es gelten lassen will; dass es eine Menge Deutsche giebt, deren unersättliche Sucht nach neuen Meinungen trefflich durch eine Philosophie unterstützt wird, die alle Verhältnisse des Sichtbaren zum Unsichtbaren aufhebt, die durch eine unverständliche mystische Sprache alles verdunkelt, die das Christenthum zu einem blossen Volksglauben herabsetzt u. s. w." „Aber, heisst's in diesen *Bemerkungen*, man muss unter diesen Schriftstellern den unterrichteten, festen und bescheidenen Mann nicht mit jenen oberflächlichen, unruhigen und unheiligen Menschen verwechseln, die über alles absprechen, ohne irgend etwas gründlich untersucht zu haben, die alles leichtsinnig behandeln, weil ihr Kopf von Kenntnissen eben so leer als ihr Herz von religiösen Gefühlen ist. Auch werden diese tadelnswerthen Ausschweifungen keinesweges von der Majorität der Protestanten gebilliget, sondern vielmehr von allen helldenkenden Gelehrten und ehrlichen Theologen ihrer Confession bestritten und verworfen." Der Vf. d. *Bemerk.* kommt nun auf *R.* zurück, und giebt ihm das Zeugniss: „dass er sich, ohne darnach zu fragen, was die Journale dazu sagen würden, für die unmittelbar-göttliche Autorität des Christenthums nicht in zweydeutigen Ausdrücken, sondern nachdrücklich, gerade und offen erklärt habe." „Möchten doch, setzt Hr. *B.* hinzu, alle evangel. Lehrer sich an den Spruch erinnern, den Luther als Symbol des Grundes seiner Lehre unaufhörlich wiederholt hat: *Verbum Domini manet in aeternum*; möchten sie nie den Völkern die Bibel, die er ihnen öffnete, wieder verschliessen, und auf der Kanzel, wie einst die Scholastiker, irgend eine Philosophie des Tages vortragen! In diesem und nur in diesem Sinne müssten wir fürchten, die *Tempel der Vernunft* wiederhergestellt zu sehen." Das unwandelbare Princip der Protest. über diesen Gegenstand drücken die Bemerkungen kurz so aus: „Du hörst auf Protestant zu seyn, sobald du dich weigerst, die heil. Schrift zur götdichen Norm und höchsten Leiterin deines Glaubens zu nehmen, so wie du nicht mehr Protestant bist, sobald du einem Anderen dein Recht und deine Verpflichtung, selbst zu sehen und zu denken, überträgst und irgend einer menschlichen Autorität dich zu leiten überlässest." Man kann nun schon selbst sich sagen, was Hr. *B.* von einer *Vereinigung* der protest. u. röm. Kirche hält. „Die Protest., sagt er, zeigten immer ein wenig Widerwillen gegen alle solche Friedensvorschläge, wäre es auch nur wegen eines grammatischen Zweifels. Man braucht nämlich immer das Wort *Vereinigung*, hat aber eine *Wiedervereinigung* im Sinne." Endlich schliessen die Bemerkungen mit herzlichen Wünschen, „dass Protest. und Katholiken keine Antipathie gegen einander hegen, beide ihre Einsichten und ihre vorzüglichen liter. und religiösen Producte benutzen, und statt Projecte zur Aussöhnung vorzulegen, lieber durch immer genauere Unterscheidung des Wesentlichen in der Religion von Nebendingen zu dieser Aussöhnung den Weg bahnen möchten."

Vielleicht gaben diese *Bemerkungen* dem Hn. D. *Reinhard* Veranlassung, in No. 3 *eine höchst nöthige Erinnerung an den ächten Geist der evangelischen Kirche* zu geben. Er stellt ihn dar als einen Geist der strengsten Untersuchung, der in Glaubenssachen alles menschliche Ansehen verschmäht; der tiefsten Ehrfurcht gegen das Ansehen und die Belehrungen Gottes in der Schrift; des reinsten Eifers für wahre Tugend und Frömmigkeit; gemeinnütziger Thätigkeit für jeden würdigen Zweck; menschenfreundlicher Duldung gegen anders denkende christliche Brüder. — Hierauf zeigt er, dass die lebhafte Erinnerung an diesen Geist nicht bloss nützlich, sondern höchst nöthig sey. Und zwar zur Prüfung unserer selbst, ob wir auch sind, wofür wir gelten wollen; zur Beurtheilung des Zustandes, in welchem die evangelische Kirche sich gegenwärtig befindet; zur Ermunterung ihn immer herrschender unter uns werden zu lassen. — Lichtvoll und kräftig und in einer edlen schönen Sprache, wie wir es von einem *R.* gewohnt sind, ist auch dieses interessante, unseren Zeiten sehr angemessene Thema ausgeführt.

Das bekannte Reunionsproject aller christlichen Gemeinden, vom Jurisconsulten *Beaufort* dem franz. Kaiser übergeben, und ähnliche in neueren und neuesten Zeiten auch unter uns zur Sprache gekommene, diesen Gegenstand betreffende Meinungen, Vorschläge und Vermuthungen hatte der Vf. von No. 4 wohl bey der Ausarbeitung derselben im Auge. Was D. *Blessig* in seinen „Bemerkungen" nur mit wenigen Worten, aber ungemein treffend und kräftig berührt, das wird in dieser Predigt ausführlich unumwunden, mit aller möglichen Klarheit und mit siegenden Gründen dargestellt. Die Wiedervereinigung beider Confessionen verspricht darum keinen Gewinn, weil *die bisherige Trennung kein Übel* ist, denn *der Zweck des Christenthums lässt sich in beiden Kirchen erreichen*, die Beruhigung der Gemüther und die Besserung der Herzen kann unter den Bekennern beider Religionsparteyen Statt finden; das Wesentliche und die Hauptsache der Lehre Jesu ist hier und dort dasselbe. Noch mehr, *die Wiedervereinigung ist dem Zwecke des Christenthums nicht einmal günstig, und die bisherige Absonderung beider Kirchen ist gerade dazu geeignet, denselben zu befördern.* Denn die Verschiedenheit der Menschen verlangt Verschiedenheit der Mittel, und die Christen sind einander in vieler Hinsicht so ungleich, dass sie auch in Ansehung der Religion einer ungleichen Behandlung bedürfen. Die römische Kirche wirkt vorzüglich durch Hülfe der Sinne und der Phantasie aufs Herz, und giebt denen, die nicht selbst zu prüfen vermögen, eine geschlossene Reihe von Glaubenssätzen, und kommt auf diesem gebahnten und betretenen Wege zu ihrem Ziel. Die protest. Kirche wendet sich zuerst an den Verstand, befördert durch das Licht, welches sie diesem anzündet, die nöthige Wärme fürs Gute, verstattet ihren Bekennern das Recht, sich einzig an Vernunft und Schrift zu halten, und erreicht auf diesem Wege ihre Absicht. Jetzt weiss also jede Kirche was sie will, jede ist einer gewissen Classe von Christen vorzüglich angemessen. Bey der Vereinigung geht ein grosser Theil dieser Vortheile verloren, die neue allgemein seyn sollende Kirche hat weder die Kraft der einen noch die Wirksamkeit der anderen, ihre Lehren und Gebräuche enthalten nichts Ganzes, nichts Zusammenhängendes und Vollendetes. — Auch die *äussere Ordnung und Ruhe wird durch die gegenwärtige Einrichtung nicht im geringsten gefährdet.* Beide Kirchen bestehen schon lange gesetzmässig neben einander; beide haben ihr eigenthümliches, abgesondertes, ihnen zugemessenes Gebiet; beide geniessen gleichen Schutz, gleiches Ansehen und gleiche Rechte. Die alte Zwietracht, nicht eine unvermeidliche Folge der Trennung, sondern das Werk der Leidenschaften, die Frucht des Neides, des Stolzes, der Habsucht u. s. w. ist abgethan, und niemand wird sie jetzt erneuern wollen. Auch selbst die gelehrten Streitigkeiten unter den Wortführern beider Kirchen, die doch auch nicht, um das Reich der Wahrheit zu erweitern und zu befestigen, ganz unnütz waren, haben längst aufgehört. Die Vereinigung bringt also keinen Nutzen, *droht aber auch wesentlichen Nachtheil, und lässt für die gute Sache alles fürchten.* Nachtheil für den katholischen Christen, der dabey bedeutend verlieren würde; für den Protestanten, der viel, unendlich viel dabey aufopfern müsste, besonders Freyheit im Denken, im Sprechen, im Lesen, in der Wahl der Mittel, seinen Verstand zu bilden u. s. w. — Der Raum erlaubt uns nicht, einen grösseren Auszug dieser vortrefflichen Arbeit zu geben. Wenn auch der Zweifel noch übrig bleibt, ob ein solches Thema mit Schicklichkeit vor ein gemischtes Publicum *auf die Kanzel* gebracht werde: so verdient doch diese Schrift, als solche, allgemein verbreitet und sehr beherzigt zu werden.

J. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MÄRZ, 1809.

ALTE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius: *Johannis Zonarae et Photii Lexica ex Codicibus manuscriptis nunc primum edita, observationibus illustrata et indicibus instructa.* III Tomi. 4to. (32 Rthlr.)

Auch unter den besonderen Titeln: *Joh. Zonarae Lexicon* ex tribus Codicibus MSS. nunc primum edidit *Jo. Aug. Henr. Tittmann.* II Tomi. *Photii Lexicon* e duobus apographis edidit *Godofr. Hermannus.* Accedit *Jo. Alberti* index suppletus et auctus.

Durch die Bekanntmachung dieser Glossarien haben sich beide Herausgeber gewiss ein Verdienst um die Erweiterung der griechischen Sprachkunde erworben. Der vielfache Nutzen solcher Werke ist anerkannt, und es würde überflüssig seyn, hier weitläuftig dabey zu verweilen. Wir gehen also gleich zur Anzeige der Art über, wie die Herausgeber diese Glossarien behandelt haben.

Hr. D. *Tittmann* hat dem von ihm besorgten Lexico des Zonaras sehr ausführliche Prolegomena vorangeschickt. Er zeigt darin erst die Handschriften an, aus denen diese Ausgabe genommen ist. Es sind ihrer zwey, ein augsburger S. 80. n. 2 in Reisers Katalog, und ein dresdner, den Matthäi aus Moskau mitgebracht hatte. Hiezu kam noch ein Apographum, das sich in der kulenkampischen Bibliothek zu Göttingen befand; von welchem Codex diese Abschrift genommen sey, suchte der Herausg. vergeblich auszumitteln. Einen pariser Codex, von dem Rochefort eine sehr mangelhafte Notiz gegeben hatte (*Notices et Extraits des Manuscrits de la bibliotheque du Roi T. I, p. 131 ff.*), konnte er nicht erhalten; sein Schreiben an Langlès deshalb blieb selbst unbeantwortet. — Die augsburger Handschrift ist aus dem 14ten Jahrhundert, die dresdner um ein Jahrhundert älter: aber diese ist, so wie die kulenkampische Abschrift, viel vollständiger; sie hat nicht nur sehr viele Glossen, die in der augsburger fehlen, sondern auch die, welche beide haben, sind in der dresdner ausführlicher, mit den Namen und Stellen der berücksichtigten Schriftsteller, mit reichhaltigern grammatischen und etymologischen Bemerkungen, so, dass sich die augsburger zu der dresdner verhält, fast wie ein Auszug zu dem vollständigern Werke (S. XXI); die Zusätze beider sind im Texte selbst durch Klammern unterschieden, oder in den Noten angezeigt. Alle drey Handschriften werden von S. X bis XIX genau und ausführlich beschrieben. Beyläufig kommen noch andere Bemerkungen vor, z. B. S. XII, wie unsicher es sey, aus den Schriftzügen, die in einer Handschrift vorkommen, auf ein bestimmtes Alter derselben zu schliessen; so sey die Handschrift, aus welcher Villoison des Apollonius *Lexicon Homericum* herausgegeben, nicht aus dem 10ten, sondern dem 13ten oder 14ten Jahrhundert. Nach der Nachricht von den zum Grunde gelegten Codd. folgen S. XXIII Notizen von anderen Codd. desselben Lexici. Diese sind: ein anderer dresdner Codex pl. D, n. 142; ein pariser, den Rochefort beschrieben hat, n. 2408; ein münchner n. 263; fünf wiener n. 32, 120, 154, 178, 332; ein berner Codex, ein moskauer n. 21; vier venetianische in der St. Marcus Biblioth.; vier Coisliniani bey Montfaucon (von zwey Codd. in der ehemaligen königl. Bibl., n. 1708 den du Cange bey dem *Glossario graeco* gebraucht, und einem anderen, den *Alberti* beym Hesychius benutzte, wahrscheinlich n. 2062, die beide mit dem jetzt erschienenen übereinstimmen, war es ungewiss, ob sie nicht selbst zu den Coisl. gehören. Übersehen hat der Herausg. das *Lexicon MS. in Bibl. regia*, welches Ruhnkenius *Epist. crit. II, p.* 213 anführt, vergl. mit Zonarae *Lex.* T. II, p. 1357 unter μήλη); ein Codex Bartholini zu Kopenhagen, und zwey mediceische. Die Proben, welche anderwärts von diesen Handschriften gegeben sind, oder, wie von den wiener Codd., hier zuerst gegeben werden, stimmen ganz mit dem hier gelieferten Abdrucke überein, und es wäre zu wünschen, dass Gelehrte, welche Zugang zu jenen grösseren Bibliotheken haben, die in denselben befindlichen Handschriften unseres Lexici mit dem gedruckten Text sorgfältig vergleichen, und die Abweichungen und Zusätze bekannt machen möchten.

Nachdem der Herausg. S. XLIV von dem Titel des Werkes gehandelt hat, συναγωγὴ λέξεων συλλεγεῖσα ἐκ διαφόρων βιβλίων παλαιᾶς τέ φημι γραφῆς καὶ τῆς νέας καὶ αὐτῆς δήπου τῆς θύραθεν, welchen er übersetzt: *Collectio vocabulorum, facta ex variis libris, tum veteris nimirum et novae scripturae, tum ipsius utique profanae*: geht er S. XLVII in der inneren Einrichtung desselben, und zur Vergleichung mit anderen Glossariis, dem des Hesychius, des Suidas, des Phavorinus und dem Etymol. M. über. Das gegenwärtige Lexikon unterscheidet sich von allen anderen bekannten darin, dass es die Glossen nicht in durchgängiger alphabetischer Ordnung aufführt, sondern die Wörter, welche die Anfangsbuch-

staben unter sich gemein haben, in fünf Classen ordnet, ἀρσενικόν, θηλυκόν, οὐδέτερον, ῥῆμα, ἐπίῤῥημα, z. B. τὸ Α μετὰ τοῦ Σ. Ἀρσενικόν· Ἀσαφής — Ἀσαλής. Θηλυκόν· Ἀσάμινθος — Ἀστάρτη. Οὐδέτερον· τ' ἄσσα — Ἀσσώριον. Ῥῆμα· ἆσαι — ἀσχημονήσωμεν. Ἐπίῤῥημα· ἀσμένως — ἀσφαδάστως; woraus eine Unbequemlichkeit beym Nachschlagen entsteht, welcher der Herausgeber durch einen sehr genauen *Index Glossarum S.* 1901 — 2120 abzuhelfen gesucht hat. Übrigens hat der Vf. des vorliegenden Lexici, so wie die übrigen Glossatoren, seine Bemerkungen aus älteren Grammatikern, aber mit Besonnenheit und Urtheil, zusammengetragen. Er scheint dieselben Quellen benutzt zu haben, aus denen der Vf. des Etymol. M., Suidas und Hesychius schöpften, welches aus der grossen Ähnlichkeit unseres mit den genannten Lexikographen in den Glossen und der Erklärung derselben (so gebrauchen Zon. und das Etym. M. oft bey einerley Artikeln ganz dieselben Formeln, ἐγὼ δὲ νομίζω, βέλτιον δὲ etc.) erhellt. Diese Vergleichung wird von S. L an genauer angestellt. Mit dem Hesychius stimmt dieses Lexikon mehr, als mit allen anderen zusammen; aber an vielen Stellen weicht es von ihm ab, ist ausführlicher in der Erklärung, hat oft die Stellen der Autoren, die im Hesych. fehlen, erhalten, und leistet in dieser Rücksicht vortreffliche Dienste, um diesen zu verbessern oder zu unterstützen. (Eine genauere Vergleichung verdiente das Lex. Zon. noch mit den Glossen des Hesychius, die vollständiger in einem handschriftlichen *Lexicon rhetoricum* ehemals in der Bibl. zu St. Germain, erhalten sind, und die Ruhnkenius vorzüglich in dem *Auctario emendationum ad Hes.* angeführt hat. So viel wir bis jetzt haben bemerken können, stimmt Zon. mit diesem ächten, vollständigern Hesychius nicht überein, und man möchte dadurch zu dem Schlusse veranlasst werden, Zon. habe nicht mehr den ächten Hesychius (vor dem 10ten Jahrh., s. Ruhnk. *Praef.*), sondern nur einen, wiewohl vollständigern, Auszug vor sich gehabt). Die auffallende Übereinstimmung mit Suidas, woraus Valckenaer *ad Theocr. Adoniaz. p.* 297 schloss, S. habe zum Theil den Zon. compilirt, will Hr. T. lieber dadurch erklären, dass er annimmt, Suid. und Zon. hätten einerley Quellen benutzt, aber das Lexikon S. sey späterhin aus dem Zon. interpolirt worden, wiewohl er zugleich annimmt, das Lexikon Zon. sey älter als das des Suidas. Vorzüglich erhellt aus den homerischen Glossen, dass Vieles im Suidas aus dem Zon. genommen sey, da sie oft bey diesem richtig und vollständig, bey jenem verworren und verstümmelt seyen. Dass der Vf. des Etymol. M. dieses Lexikon benutzt habe, zeigt der Herausg. S. LIX vorzüglich dadurch, weil im Lexikon mehrere Bemerkungen zerstreut vorkommen, die im Etymol. zusammengestellt sind; und im Lexik. oft die Namen der Grammatiker, die eine angeführte Bemerkung gemacht haben, angeführt werden, die aber bey denselben Bemerkungen im Etym. fehlen. Er vermuthet selbst, dass das λέξικον ἄλλο oder δεύτερον, welches im Etymol. oft angeführt wird, kein anderes, als das unsrige, sey. Endlich hat auch Phavorinus sein Lexikon mit vielen Glossen und Erklärungen des Zon. bereichert, wobey zugleich Beyspiele gegeben werden, wie der Suidas schon durch Vergleichung mit dem Ph. hätte verbessert werden können. Sein Urtheil fasst der Herausgeber zuletzt noch in folgenden Worten zusammen S. LXIII: *Lexicon nostrum post Hesychium omnium, quae supersunt, copiosissimum, doctissimum, accuratissimum, ad Suidam, Etymologum, reliquosque et ipsum Hesychium innumerabilibus locis emendandos, castigandos aut confirmandos, denique ad auctorum loca vel edita, vel in eo uno servata, illustranda praestantissimum esse censeo.*

Zuletzt handelt der Herausgeber von dem Verf. des Lexici S. LXIII. Dieser lebte wahrscheinlich nach Psellus, vor dem Vf. des Etym. M. und Eustathius auch vor oder zugleich mit Suidas. Denn Psellus wird öfters angeführt, Eust. aber nie. Dass der Vf. des Lexici der Geschichtschreiber Zonaras unter Alexius und Johann Comnenus am Ende des 11ten und zu Anfang des 12ten Jahrhund. sey, macht der Herausg. aus verschiedenen Umständen wahrscheinlich. Dass ein *Lexicon Zonarae* sich in der Bibliothek des H. Stephanus befand, nach dessen Tode Jos. Scaliger den Casaubonus darum bat, der es aber nicht finden konnte, und dass Stephanus selbst in seinem Thesauro Manches aus einem *Lexicon vetus*, wie er es citirt, anführte, was sich in dem jetzt gedruckten findet, giebt schon Anlass zu dieser Vermuthung. Wahrscheinlicher wird sie noch dadurch, dass die *Glossae Xenophontiae*, welche Valckenaer zum Herodot und Ammonius, und Ruhnken zum Timaeus unter dem Namen des Zonaras anführen, und die von Leunclavius aus einem wiener Codex excerpirt, auf der leidner Bibliothek sind, mit den in diesem Lexico enthaltenen ganz übereinstimmen. Zwar ist in dem wiener Codex n. 32 die Bemerkung: μέχρι τῶνδε ὁ Ζωναρᾶς; und überhaupt rührt in keinem der wiener Handschriften der Name des Vfs. von der Hand her, die den Codex selbst geschrieben hat. Aber zu einem der venetianischen Codd. ist von alter Hand hinzugeschrieben: Ἰωάννου τοῦ μοναχοῦ, ὡς ἐγὼ νομίζω. Dass dieser Johannes monachus Zonaras sey, hatte schon Morell vermuthet, und wird hier genauer dargethan S. LXX. Eine Stelle findet sich aber in dem Lexico selbst, die diesem Räsonnement entgegen zu stehen scheint. Unter dem Worte ἤλεκτρον S. 986 χάλκωμα ἢ ἀλλότυπον χρυσίον, μεμιγμένον ὑέλῳ καὶ λιθείᾳ, οἵας ἦν κατασκευῆς ἡ τῆς ἁγίας Σοφίας τράπεζα, ὁ πανεξαίρετος ὁ θεοῦ ναός. Nun wurde aber die Sophienkirche im J. 1204 von den Franken geplündert, und jene Tafel wurde zerschlagen und unter die Soldaten vertheilt. Wer also davon in der vergangenen Zeit redet, οἵας ἦν κατ., der muss erst nach dem J. 1204 gelebt oder wenigstens geschrieben haben; ein Umstand, der dem Zeitalter des Zonaras widerspricht. Allein der Herausg. setzt das ἦν auf die Rechnung von Abschreibern, die nicht lange nach jener Eroberung Constan-

tinopels lebten, und will ἐστὶ lesen, wie es auch wirklich bey Suidas heisst. Man sieht, es ist noch keinesweges bewiesen, dass Zon. der Vf. dieses Lexici sey; man könnte die Zweifel dagegen selbst noch durch den Umstand vermehren, dass weder der Etymol. M. noch Suidas, die, nach des Herausg. Vermuthung, beide nach Zonaras lebten, niemals den Zon. als Vf. eines Lexici erwähnen, sondern ersterer eben dieses Lexikon bloss unter dem Titel Ἐτυμολογικὸν ἄλλο oder δεύτερον anführt (s. S. LX). Allein wahrscheinlich wird es doch dadurch, dass man aus den Randanmerkungen in den Mss. sieht, dass zu der Zeit, da diese Anmerkungen hinzugeschrieben wurden, Zonaras für den Vf. gehalten wurde (S. LXXI), und noch mehr dadurch, dass aus dem ganzen Zeitraume, in welchen dieses Lexikon gehört, kein Lexikograph ausser Zonaras bekannt ist.

Nach den Prolegomenis folgen *Anecdota e variis Codicibus collecta: I. Specimen Lexici inediti e Cod. Augustano S. LXXVII — XCI.* II. *Macarii Hieromonachi Ecloga e Lexico Suidae* aus einem dresdner Codex S. XCI — XCVI. III. *Ex Cyrilli Alexandrini Glossario* aus einem moskauer Codex, wovon sich eine von Matthäi verfertigte Abschrift auf der dresdner Bibliothek befindet — CXIV. IV. *Mich. Pselli versus politici περὶ ὀνομάτων ex Cod. Dresdensi.* V. *Scholia in librum medicum e Cod. August. S. CXVIII.* VI. *Specimen variarum lectionum Etymologici Ms. in Cod. Aug. S. CXXII.*

Den Text des Zonaras selbst hat der Herausgeber mit vielem Fleiss auszustatten gesucht. Die Noten enthalten nicht nur Vorschläge zur Verbesserung corrupter Stellen und Vergleichung mit anderen Lexikographen, sondern auch, so viel dieses sich thun liess, Angabe der Stellen, welche der Lexikograph vor Augen hatte, auch anderer, wo das erklärte Wort vorkommt, so wie Nachweisung dessen, was über dasselbe Wort sich in Werken älterer und neuerer Philologen findet, so dass dieses Lexikon nicht nur durch sich selbst, sondern auch durch die Anmerkungen des Herausg. eines der unentbehrlichsten Hauptwerke für den Philologen geworden ist. Am Ende folgt noch 1) der oben erwähnte *Index glossarum.* 2) *Index auctorum; quorum vel nomina vel loca in Zonara laudantur.* 3) *Index locorum scripturae sacrae.*

Photii Lexicon ist von älteren und neueren Gelehrten, z. B. den Erklärern des Hesychius, von Valckenaer, Ruhnkenius, Porson u. a., so unzähligemal als eines der wichtigsten Glossarien aus Handschriften angeführt worden, dass gewiss jeder Philolog die Bekanntmachung dieses Lexici mehr als die irgend eines anderen wünschen musste. Dieses Verdienst um die alte Literatur hat sich Hr. *Hermann* erworben, unterstützt von Hn. Hofr. *Beck* und Hn. D. *Tittmann.* Der erstere lieferte aus seiner, letzterer aus der dresdner Bibliothek Abschriften des Lexici. Beide beschreibt der Herausg. in der Zueignungsschrift an Hn. *Beck* also: *Alterum horum apographorum, quod e Regia bibliotheca, quae Dresdae est, Tittmanno commodatum fuerat, a diversis manibus scriptum, quum aliis in rebus fere consentit cum exemplo Wolfiano, tum eamdem, quam illud, lacunam habet, omissis omnibus, quae post vocabulum* ὑμενῶδες *p. 454 usque ad* χοροῦ ἵστασθαι *p. 475 leguntur. Hoc apographum litera D. indicavi. Alterum, quod Tu, Becki, e praestantissima Tua bibliotheca mihi utendum concessisti, litera B significatum, fere ubique sequutus sum. Hoc exemplum, etsi a duabus manibus scriptum, quarum una, paulo minus fida, scripsit ea, quae sunt ab initio ad p. 87. ante* ἰσηγορεῖ, *et historiam de Polydamante Scotussaeo in fronte libri, quae inserta est post v.* κοινάν, *altera omnia ab* ἰσηγορεῖ *p. 87 usque ad finem, tamen, ut nitidissime scriptum est, ita etiam accuratissime scriptum videtur, quippe non modo multis in locis altero apographo plenius, sed etiam nunc compendiis, quae sunt in codice ipso, ubi ambigua videbantur, servatis, nunc notato in margine, ubi in codice aut vacuum spatium, aut aliud quidpiam esset, quod memoratu dignum judicari posset.* In den Noten hat der Herausgeber sich bloss auf die Angabe der Abweichungen in den Handschriften eingelassen, ohne die zahlreichen Verbesserungen Anderer oder seine eigenen anzuführen, oder Vergleichungen mit anderen Lexikographen anzustellen, oder die Stellen nachzuweisen, auf welche sich die Glossen beziehen u. s. w. Dadurch wäre dieses Werk zu sehr erweitert worden, das doch nur *appendicis loco* seyn sollte, und auch die Kürze der Zeit erlaubte dieses Verfahren nicht. Mit Recht sagt der Herausg.: *Ita existimabam, qui Photio uterentur, malle debere singula, quemadmodum apud eum scripta essent, quam emendata cognoscere.* Ausserdem findet sich das Meiste von dem, was *Ph.* hat, auch beym Hesychius, Suidas, Harpocration, Timäus und anderen Lexikographen, so dass sich erwarten lässt, dass Jeder, der den *Ph.* gebraucht, auch die übrigen Werke der Art benutzen wird. — τϑ —

Lemgo, b. Meyer: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV.* Des *Ovidius XV Bücher der Verwandlungen* mit Anmerkungen und einem Wörterbuche zum Nutzen der Jugend herausgegeben von *A. L. Meinecke,* Director der Schule zu Osterode. I Th. 1807. VI u. 504 S. II Th. 1808. 430 u. 208 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Mit Recht sagt der Herausgeber im Anfange seiner Vorrede, dass uns bis jetzt noch eine eigentliche Schulausgabe der Verwandlungen des Ovidius fehle. Um diesem Mangel abzuhelfen, entschloss er sich, die Metamorphosen zu bearbeiten, und er würde sich ein bleibendes Verdienst erworben haben, wenn er planmässig und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet das Werk unternommen hätte. So aber, wie jetzt die ersten 7 Bücher erschienen sind, muss Rec. es für ein verunglücktes Unternehmen erklären, und jeden Lehrer warnen, es seinen Schülern in die Hände zu geben, da es, nach Art der Ausgaben *ad modum Minellii* eingerichtet, für diejenigen, die einige Fortschritte gemacht haben, zu wenig enthält, und diess zu schwankend, für diejenigen aber, die noch zurückgeblieben sind, viele Schwierigkeiten

unerörtert läſst, ihnen viel Falsches und Unbestimmtes giebt, und, statt zu nützen, nur schaden kann.

Bey jedem Abschnitte befindet sich eine kurze Angabe des Inhalts; Stellen, die durch poetische Versetzung der Wörter und Sätze etwas schwierig sind, werden durch Bezeichnung der Construction aufgehellt, durch lateinische Wörter oder durch eine deutsche Übersetzung werden die schwierigeren Wörter erklärt. Bey manchen Anspielungen, oder wo Fabeln nur kurz berührt werden, sind diese ausführlicher erzählt, doch nicht immer, und nicht mit der gehörigen Vorsicht, da nie auf die Verschiedenheit der fabelhaften Sagen in dieser oder jener Gegend, in früheren oder späteren Zeiten Rücksicht genommen wird. Eben so wenig findet der Schüler etwas über das Abweichende der Sprache Ovids von den Schriftstellern der früheren Periode. Die ästhetischen Bemerkungen, zu denen Ovid so häufig Gelegenheit giebt, bestehen meistentheils in Exclamationen oder abgedroschenen Redensarten, wie: „das ist schön, das ist, nach meinem Gefühl, trefflich u. s. w."

In der Erklärung hat Hr. *Meinecke* gewöhnlich Gierig, Lenz und Voſs zu Vorgängern, meistentheils wird auch die Übersetzung des letzteren angeführt, und manchmal dabey noch eine prosaische. Nur an einigen Stellen trifft man auf eine eigene Erklärung des Herausgebers. Wahres und Falsches findet sich in den Anmerkungen durch einander; oft hat sogar Flüchtigkeit im Arbeiten Miſsverstand jener Führer verursacht.

Zum Beweise will Rec. nur einige Stellen anführen, so wie sie ihm gerade in die Hand fallen. Was lernen Schüler aus Bemerkungen, wie folgende: über das wiederholte *dat* bey VI, 73 etc., welches einen so starken Effect hervorbringen soll? Was soll es nützen, wenn bey *defenditur aegide pectus* hinzugesetzt wird: es sey stärker als *est circa pectus aegis*, oder *habet aegida circa etc.* Eben so wenig sagend ist die Bemerkung zu VI, 128: der spondeische Hexameter thut, nach meinem Gefühl, hier treffliche Wirkung. Welche Ideen der Schüler von Synonymik erhalte, wenn VI, 246 gesagt wird, daſs *fremit*, *rumor it*, *sermonibus occupat etc.* ganz gleichbedeutend seyen, fällt leicht in die Augen. Als praktischer Schulmann hätte Hr. *Meinecke* wissen sollen, daſs Erklärungen wie VI, 172, *sine thure*, ohne Anbetung, ohne Verehrung, nur irre leiten, so vergl. man 3, 16. 27. Falsch ist die Bemerkung S. 393 zu VI, 239 u. s. w: „Es ist mir aber unbegreiflich, wie die anderen Kinder eine andere Übung anfangen konnten, da ihre Brüder in ihrem Blute schwammen." Es sind nicht nach einander folgende Übungen, sondern gleichzeitige, man vergl. V. 220 und 241 *transierunt*. Oft wird der Schüler auf Bemerkungen bey anderen Stellen verwiesen, meistentheils aber findet sich dort nichts, so VI, 341. 3, 19. 343. Wir würden dieſs nicht besonders gerügt haben, wenn nicht 3, 24 weitläuftig bemerkt wäre, daſs in Gierigs Ausgabe ein Vers aus der Odyssee falsch citirt sey. Zu unbestimmt sind die Bemerkungen über den Pallast des Sol. 2, 19, 30, zu 7, 810; so wie gewöhnlich das, was der Erklärung bedurfte, übergangen wird, z. B. 3, 31. 52. Daſs Hr. *Meinecke* sich nicht deutlich gedacht habe, für welche Schüler seine Ausgabe bestimmt seyn solle, erhellet aus dem bisher Gesagten, und aus Anmerkungen, wie zu 2, 33, *quaeque ait etc.*, für *et ait, quae*, man sehe 1, 6. 2, 39. 3, 355. 6, 18. Bey 2, 47, sagt Hr. *Meinecke* zu *vix bene*, was unser *kaum nur* gut ausdrückt, das *bene*, das Ovid so liebt, vergleiche ich *mit den Franzosen; eh bien*, nun gut! Was werden sich Schüler daraus nehmen können? Wozu dienen Anmerkungen wie 3, 418: Ovid ist hier ziemlich tautologisch?

Doch, wir würden nicht enden, wenn wir alles, was falsch, nur halb richtig, oder nicht hinlänglich erklärt ist, anführen wollten. Der Text ist meistentheils nach Heinsius abgedruckt; oft folgt der Herausgeber Hn. Gierig, oder Hn. Lenz, bisweilen stellt er seine eigene Meinung auf, so 7, 399, wo aber die von Lenz und Gierig angenommene Lesart sich schon bey Anderen findet. Eigenthümliche Meinungen traf Rec. noch bey 6, 2. 3. 132. 829. Mit seinen Vorgängern tadelt Hr. *Meinecke* Ovids, freylich häufig zu spielenden, Witz; nur läſst er sich gar zu oft durch seine Führer verleiten, auch das zu tadeln, was keinen Tadel verdiente.

F. L.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Frankfurt* a. M., b. Wilmans: *Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans*, par Mr. *J. H. Campe*. Traduction revue et corrigée d'après la derniere édition originale, enrichie de notes Allemandes et d'un vocabulaire complet par *J. B. Engelmann*. Troisième édition entièrement retouchée, 1809. 598 S. 8. (1 Thlr.) Ohne uns auf die Verbesserungen in dieser dritten Ausgabe, wozu eine genaue Vergleichung mit den vorhergehenden erfoderlich wäre, einlassen zu können, bedarf es bey einem Buche, wie dieses, bloss unserer dürren Anzeige, welcher wir die Versicherung beyfügen, daſs es sich, als Übersetzung, in Betreff der Sprache recht gut lesen läſst. Papier und Druck sind sauber, die Druckfehler am Ende angezeigt, die deutschen Anmerkungen zur Verständigung der Wortbegriffe im Anfange häufiger als weiterhin, das beygefügte Vocabular reichhaltig. Daſs der Preis so billig gestellt werden konnte, ist ein Beweis mehr, wie stark der Verbrauch dieses Lesebuchs für Kinder seyn müsse, deren Väter zum Theil schon aus demselben Unterricht und Vergnügen geschöpft haben; eine Glorie, die unter den heutigen Schriftstellern dieses Fachs äuſserst wenigen zu Theil wird.

Dvl.

Oldenburg, b. Schulze: *The polite Preceptor, or a Collection of entertaining and instructive Essays, selected from the best English writers, and arranged in the most natural order; with a view to inspire into the minds of youth the love of virtue, and the principles of true taste and just reasoning.* Vol. II. 1808. 311 S. 8. (20 Gr) Was wir von dem ersten Theil dieser blindlings nach der englischen Ausgabe abgedruckten Sammlung halten, haben wir im vorigen Jahrgange dieser A. Lit. Zeit. (Num. 252. S. 179) deutlich geäuſsert. Der zweyte Theil ist auch in Hinsicht der Fehler die Fortsetzung des ersten. Wir haben also die Leser bloss dahin zu verweisen.

Ob.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MÄRZ, 1809.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Landshut, bey Krüll: דקדוק הלשון העברית d. i. *hebräische Sprachlehre* von *Sebastian Mall*, Dr. der Philosophie und Theologie, Professor der orientalischen Sprachen, biblischen Einleitung Hermeneutik und Exegese auf der königl. baierischen Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut. 1808. 252 S. gr. 8. Nebst 5 Tabellen in Folio. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir sind mit dem Vf. vollkommen überzeugt, dass die Theologie nie eine solide Wissenschaft werden wird, wenn nicht gründliche Kenntniss der Bibelsprache ihr zum Grunde liegt; wir kennen die Abneigung des Zeitalters vor dem Studium der alten, besonders der orientalischen Sprachen: aber das Bedürfniss einer neuen Grammatik, oder die Möglichkeit, dass dadurch das Studium der Sprache gehoben werde, leuchtet uns nicht ein. Bedürfniss entsteht aus Mangel. In wiefern Hr. *M.* Mangel an einer guten hebräischen Grammatik fand, sagt er nirgends, ungeachtet er gleich zu Anfange der Vorrede die Menge hebräischer Sprachlehren anerkennt. Eben so ist (S. IV) die Voraussetzung, dass sich in einer Grammatik nicht viel Neues sagen lasse, weil doch einmal in der todten Sprache nichts mehr geändert werden könne, durch die Sprachlehren von *Danz*, *Meiner*, *Vater* u. a. hinlänglich widerlegt; und in dem Satze: „Läst sich also das, *Was* gelehrt wird, nicht mehr abändern: so läst sich doch das *Wie* abändern" — liegt eine Zweydeutigkeit, die den Vf. zu manchen Missgriffen verleitet. Des Vfs. Zweck war, „eine gründliche und fassliche Sprachlehre zu liefern, ohne dabey die mögliche Kürze, die für eine Sprachlehre so sehr empfehlend ist, zu vergessen." Er überging daher die Geschichte der hebräischen Sprache und der hebräischen Sprachlehren (als ob die mögliche Kürze bloss in der Weglassung ganzer Theile bestünde!), und vermied alles unnöthige (?) Philosophiren über Sprachen; endlich wollte er auch, was wir sehr billigen, nicht polemisiren, noch auf orientalische Dialekte hinweisen, von denen keine Kenntniss vorausgesetzt werden kann. Letzteres hätte denn doch hie und da mit Nutzen geschehen können, ohne dass der Vf. den Anfängern, für welche er schrieb, unverständlich geworden wäre. — Überhaupt lassen wir dem genauen Sprachstudium und dem Fleisse des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren; wir sprechen seiner Grammatik Eigenthümlichkeit in der Bearbeitung nicht ab: können ihr aber dennoch nur ein bedingtes Lob beylegen. Durch gute Anordnung der Materien, durch Vollständigkeit und deutlichen Vortrag empfiehlt sie sich vor vielen anderen: dagegen aber fehlt es nicht selten an richtiger Auffassung und Bestimmtheit der Regeln, an Präcision des Ausdrucks und an jener Kürze, wodurch sich die *Danz*ische Grammatik so sehr auszeichnet. Der Ausnahmen scheinen nicht viel: aber der Vf. stellt gewöhnlich Regel und Ausnahmen neben einander, so dass der Anfänger in stetem Schwanken gelassen wird, und bisweilen statt der Regel gar keine Regel findet. Auch sind die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu wenig durch Paradigmata verdeutlicht. Eine Hauptaufgabe war dem Vf., System in seine Grammatik zu bringen: aber doch opfert er hie und da das Systematische dem Bedürfnisse des Anfängers auf. Das Bestreben nach Deutlichkeit und nach System artet oft in Weitschweifigkeit aus, die sich besonders in den Eingängen zu den einzelnen Abschnitten zeigt; wir halten dafür, dass sich das Systematische in der Behandlung dem Leser unvermerkt aufdringen müsse, ohne dass ihm bey jedem Gliede ausdrücklich wiederholt werde, wie es mit dem Ganzen zusammenhange.

Hr. *M.* theilt seine Sprachlehre in zwey Theile: I. *Grammatik im engeren Sinne.* II. *Syntaxe.* Der *erste* Theil zerfällt in 7 Abtheilungen: 1. *Vom Lesen der hebr. Sprache.* Nächst der deutschen Benennung der Buchstaben giebt der Vf. auch die hebräische an; so wie er durchgängig die *hebräische* Terminologie mit aufführt. Die kurze Erläuterung des Alphabets macht selbst bey solchen Consonanten keine Bemerkung, deren Aussprache in der Tabelle entweder ungewiss gelassen wird, als: ו *v* oder *w*, ז *ſ* oder *z*, oder durch deutsche Buchstaben, wie ח durch *ch*, nicht deutlich ausgedrückt werden konnte. Die Endbuchstaben wurden nach S. 10 zuerst als Zahlbuchstaben erfunden, um die im Alphabet fehlenden Hunderte zu ergänzen. Rec. hält den Gebrauch dieser Buchstaben statt der Zahlen nur für einen späteren Nothbehelf, und glaubt, dass man zuerst sich derselben am Ende der Wörter in kalligraphischer Rücksicht bediente. Die Einwendung, dass diese Buchstaben schon da gebraucht worden seyen, als noch Wort an Wort geschrieben wurde, entkräftet diese Annahme nicht. Wie die Tausende durch Buchstaben bezeichnet werden, ist nirgends angeführt. Die Eintheilung in lange und kurze Vocale wird mit Recht beybehalten. Über das *Schwa* giebt der Vf. S. 19 die

allgemeine Regel: „das Schwa iſt mobil, wenn der Conſonant nicht leer geſprochen werden kann.“ Wenn iſt dieſs? Dürfen wir bey der Ausſprache des Hebräiſchen unſerem Organe folgen? Warum nicht beſtimmter: Das Schwa iſt mobil zu Anfang einer Sylbe? Nach S. 20 ſoll ſich das verſtohlene Patach auch in der Mitte des Worts finden, und überhaupt ſoll da, wo zwey kurze Vocalzeichen unmittelbar auf einander folgen, das zweyte ein verſtohlenes ſeyn und für Schwa ſtehen. Die Benennung *verſtohlenes Vocalzeichen* iſt nicht gut gewählt: das Patach furtivum bey Gutturalbuchſtaben hat denn doch eine ganz andere Function als die nicht bloſs den Gutturalen eigenen Halbvocale. — Die Hauptbemerkung S. 23 gehört nicht in den 4, ſondern in den 2 §.; auch iſt in שֹׁמֵר und יַחְבֹשׁ der Punct des ש nicht Stellvertreter des Cholem. In der Sylbentheilung ſteht der Vf. mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, wenn er S. 26 das Schwa nach einem langen Vocale zur vorhergehenden Sylbe zieht. In פְּסְלָה ſoll die erſte Sylbe פְּס heiſsen, „weil auch zuſammengeſetzte Endſylben lange Vocale haben.“ Aber gilt nicht das letzte bloſs von *betonten* Endſylben? Und wie läſst ſich damit S. 33 die Regel über Kametz chatuph z. B. in קָדְשׁוֹ, vereinigen? — „יַעֲבֹר hat zur erſten יַעֲ; in יַעַבְרוֹ bildet יַעַב nur Eine Sylbe, oder es hat eine ordentliche und eine verſtohlene Sylbe.“ Warum ſoll denn bloſs עַב eine verſtohlene Sylbe heiſsen, da ja das erſte Patach unter י ebenfalls aus Schwa entſteht? Oder wenn יַעַב nur Eine Sylbe bildet, wie kann denn das erſte Patach Hauptvocal einer ordentlichen Sylbe werden? Unter der *Tonſylbe*, S. 27, verſteht der Vf. diejenige, die mehr *gedehnt* wird. Das *Dehnen* aber iſt nicht alleiniger Charakter der Tonſylbe, da ſie faſt eben ſo oft geſchärft ausgeſprochen werden muſs. Daſs die Hebräer, wie die Griechen, Ton und Quantität der Sylbe unterſchieden, beweiſen die vielen Fälle, wo die Tonſylbe entweder einen kurzen Vocal hat, wie in קָטַל, oder einen kurzen ſtatt des langen annimmt, wie in קְטַלְתִּי (von קָטַל). Bemerkenswerth und nur aus dieſer Anſicht zu erklären iſt das Sägol, das bey groſsen Accenten an die Stelle des Schwa tritt, und welches der Vf. S. 43 für eine Anomalie erklärt, die man wohl bemerken, aber nicht mehr ändern könne. Dieſelbe Bemerkung kehrt S. 49 wieder, wo er den Widerſpruch, in welchem das Punctationsſyſtem in Rückſicht des Sägol ſtehe, nur dadurch zu löſen vermag, daſs er annimmt, Sägol ſey zweyfach (*anceps*). Daſs der Ton nie auf der vorvorletzten Sylbe ſteht, hätte erinnert werden ſollen. Wenn er S. 28 ſagt, daſs die vorvorletzte Sylbe nicht den *Hauptton* habe: ſo ſcheint dieſs noch einen Nebenton vorauszuſetzen, von welchem wir weder etwas wiſſen, noch hier etwas leſen. Daſs die neuerdings zu ſehr vernachläſſigten Accente nach ihrer Hauptbeſtimmung, der Trennung oder Verbindung, aufgeführt werden, iſt zu loben; wenn Hr. *M.* aber die Abtheilung derſelben in proſaiſche und metriſche übergeht, „weil ſie auch in *Kimchi's* Grammatik nicht vorkomme“: ſo hätte er wenigſtens einen beſſeren Grund anführen ſollen. S. 29: „Hat ein Wort zwey Accentzeichen: ſo hat das letztere *mehr* den Ton;“ richtiger: iſt es ein und derſelbe Accent: ſo hat die Sylbe den Ton, bey welcher der erſte ſteht; ſind ſie aber verſchiedener Art: ſo hat ihn die Sylbe, bey welcher der letzte ſteht. Erſteres iſt der Fall bey Paſchta, z. B. יָדַיִם. Ganz unſyſtematiſch wird zwiſchen den Paragraphen von den Accenten und den kritiſchen Zeichen die Lehre vom Kametz chatuph eingeſchaltet.

2. *Von der Technik der hebr. Sprache.* Hierunter verſteht Hr. *M.* „die Fertigkeit (?), die Wörter nach allen Redetheilen zu bilden und abzuändern;“ alſo im Ganzen genommen das, was man ſonſt die Lehre von der *Veränderung der Vocale* nannte. „Ich will in meiner Grammatik, ſagt er, zu keinem blinden Nachbilden, ſondern zu einer Sprachkenntniſs führen, die von allem, was vorgeht, das *Wie* und *Warum* angeben und ſelbſt alles bilden kann.“ Abgerechnet, daſs gegen das Letztere gar viele Stellen ſtreiten, wo ſich der Vf. auf die Willkühr bey der Bildung der Sprache beruft: ſo erinnert dieſs und einige andere Stellen, wo die Ausdrücke ſo gewählt ſind, als ob man die Sprache erſt machen müſste, z. B. *Es iſt zu ſetzen, es muſs verwandelt werden*, zu ſehr an die *Danz*iſche Manier, von welcher Hr. *M.* ſonſt entfernt iſt. Die Technik ſelbſt iſt in XII allgemeine Regeln zuſammengefaſst, denen nicht ſelten die nöthige Beſtimmtheit und Allgemeinheit fehlt. So iſt Reg. II, wenn ein Wort einen Zuwachs, der den Ton hat, erhält, bloſs von Abkürzung der vorausgehenden Sylben die Rede; der Verlängerung in mehreren Fällen iſt nicht gedacht. „Die Abkürzung iſt von zweyerley Art: a) Vocale werden ganz weggeworfen und Schwa dafür geſetzt, b) lange Vocale werden in kurze verwandelt. *Erſteres* geſchieht bey *einfachen*, letzteres bey *zuſammengeſetzten* Sylben.“ Bey dem Erſteren dachte der Vf. nicht an die Formen der Zeitwörter, wo der Vocal der zuſammengeſetzten Sylbe oft wegfällt; und das Letztere gilt nur dann, wenn die zuſammengeſetzte Sylbe eine zuſammengeſetzte bleibt; im entgegengeſetzten Falle bleibt oder wird ſie ausgedehnt, z. B. דְּבָרוֹ von דָּבָר, פְּסָלוֹ von פֶּסֶל. Die Unvollſtändigkeit dieſer Regel zeigt ſich S. 73 u. 165 f., wo der Vf. neue Veränderungen anzunehmen genöthiget iſt. „Die Abkürzung kann überdieſs *einfach* oder *allmöglich* ſeyn, z. B. in דָּבָר hat die einfache Abkürzung דְּבָרוֹ, die allmögliche דִּבְרֵיכֶם.“ Was iſt aber דִּבְרֵיכֶם? Gibt es noch einen höheren Grad der Abkürzung über der allmöglichen? oder iſt es nur eine verſchiedene Art derſelben? Einfacher und beſtimmter ſagt *Vater*: wenn der Ton um Eine Sylbe fortrückt: ſo erfolgt die einfache; rückt er um mehrere Sylben fort: ſo erfolgt die allmögliche? Aber freylich paſste dann das Beyſpiel דִּבְרֵיכֶם nicht. Eben ſo unrichtig iſt die folgende Regel: „a) Gewöhnlich trifft die (einfache) Abkürzung die erſte Sylbe; iſt dieſe keiner Abkürzung empfänglich: ſo trifft b) die Abkürzung die zweyte Sylbe.“ Die erſte Bemerkung paſst weder auf die

Verba, noch auf die *nomina saegolata*; und nach der zweyten müſste עוֹלָם nicht עוֹלָמִים, ſondern עֲלָמִים, מִשְׁקוֹל nicht מִשְׁקוֹלִים, ſondern מִשְׁקָלִים haben. S. 41. „In der Mitte eines Wortes können zwar zwey vocalloſe Buchſtaben auf einander folgen; doch wird auch hier *öfter* (wie unbeſtimmt!) das erſte Schwa (auch das einfache?) in einen kurzen Vocal aufgelöſt, *vorzüglich* (uns dünkt, das zuſammengeſetzte, von welchem hier die Rede ſeyn muſs, *immer*) wenn ein Kehlbuchſtab vorhanden iſt." Am wenigſten hat uns der Anfang der VI Regel befriediget. „Die Vocale werden *oft* mit einander verwechſelt, d. h. in Formen, die nach der Analogie ganz *gleichgültig* (*ſic!*) ſeyn ſollten, wird bald der eine, bald der andere *willkührlich* geſetzt, z. B. מַלְכִּי von מֶלֶךְ, צִדְקוֹ von צֶדֶק." Dieſes *willkührlich* konnte leicht auf den Gedanken führen, es werde ſtatt מַלְכּוֹ auch מַלְכִּי, und ſtatt צִדְקוֹ auch צַדְקִי geſagt. Aber ſo iſt es nicht. *Willkührlich* ſagt er, „weil dieſe Veränderungen auf keinem feſten Grund beruhen." Welchen feſteren Grund verlangt denn Hr. *M.*, als den Sprachgebrauch? Nehmen wir von מֶלֶךְ die Grundform מַלְךְ, von צֶדֶק die Grundform צִדְק an: ſo liegt ja der Grund, warum beide in der Abänderung von einander abweichen, klar am Tage. Daſs es aber drey milleliſche Formen gebe, קֶטֶל, קִטֶל, קֹטֶל, behauptet Hr. *M.* S. 133 ſelbſt; nur ſtellt er mit anderen Grammatikern die zweyte Form als ungewöhnlich dar, und wirft die dahin gehörigen Wörter irrig in die erſte Claſſe. Die Form קִטֶל iſt, eben ſo wie קֹטֶל, zwar ſelten in ihrer Urform, aber deſto häufiger in ihrer Abänderung noch da, und ſollte durchaus in der Grammatik als beſonderes Paradigma aufgeſtellt werden. Die *willkührlichen* Verwechſelungen der Vocale ſcheinen uns überhaupt gar zu willkührlich angenommen zu werden. Wir können uns, bey der durchgängigen übergroſsen Regelmäſsigkeit in der Vocalſetzung, durchaus nicht überreden, daſs hier bloſser Zufall oder Willkühr (in dem Sinne, wie ſie der Vf. nimmt) obgewaltet haben ſollte. — In לָמָּה, שָׁמָּה iſt der lange Vocal vor dem Dageſch eben ſo ſonderbar nicht, da es ja Tonſylbe bleibt. S. 55. „Die Kehlbuchſtaben haben ein verſtohlnes Patach am Ende, wenn der vorhergehende Conſonant nicht Patach oder Kametz hat." Beſſer: nach einem langen Vocal, auſser Kametz. „Patach iſt überhaupt der Lieblingsvocal der Kehlbuchſtaben; z. B. זֶרַע u. ſ. w." Warum nehmen denn aber א und ה (in מָצָא, גָּלָה) Kametz ſtatt Patach an? Die Endſylbe ה ָ ſoll kürzer ſeyn, als ה ֶ, (S. 57) und die Verwandlung des ה ֶ in ה ֵ im Imperativo der לה ſey daher zu erklären, „weil der Imperativ die mögliche Kürze liebe (S. 109); ferner ſoll ה allein dieſes Sonderbare haben, daſs bey der Abkürzung ה ֶ in ה ֵ verwandelt werde; aber auch aus חַי wird חֵי, aus חַיִל wird חֵיל.

3. *Von den Zeitwörtern.* Der Vf. beginnt, gegen *Vater*, die Formenlehre nach der älteren Methode mit den Zeitwörtern. Die dafür angeführten Gründe genügen jedoch dem Rec. nicht. Die Beantwortung der Frage, welche Gattung von Wörtern die urſprüngliche geweſen ſey, hat auf die Anordnung der abzuhandelnden Theile keinen Einfluſs, und die Auctorität der Wörterbücher, welche das Verbum als Stammwort oben an ſtellen, kann der Grammatik nicht zur Norm dienen. Daſs die Bildung der Zeitwörter *alle* Regeln der Nennwörter umfaſſe, iſt eine ungegründete Vorausſetzung; und was die *Beurtheilung* der Bildungsart der Wörter betrifft, ſo iſt dieſe von Anfängern, für die Hr. *M.* ſchrieb, überhaupt nicht zu erwarten. Rec. ſcheint die Methode, die Ableitung der Wörter der Formenlehre voran gehen zu laſſen, und den hebräiſchen Sprachunterricht mit Regeln über Vocalveränderungen, Etymologie u. ſ. w. anzufangen, gerade ein Grund zu ſeyn, warum ſo vielen Jünglingen das Studium dieſer Sprache verleidet werde. Soll denn der Schüler ſich jedes Wort erſt ſchaffen, ehe er es beugen und abändern lernt? Wozu ein Räſonnement über Formenbildung, das ohne vorläufige Bekanntſchaft mit den Hauptformen und ohne einen gewiſſen Wörtervorrath gar nicht verſtändlich iſt, noch weniger Intereſſe haben kann. Kann denn der Anfänger nicht מֶלֶךְ, מְלָכִים, מַלְכֵי lernen, ohne ſich vorher durch die vielen Regeln über die Sägolata und ihre Abſtammung durchzuarbeiten? Geſetzt aber auch, der Anfang wird mit dem Verbo gemacht: ſo muſs gar mancherley anticipirt oder einſtweilen übergangen werden, was weit beſſer vorausgeſchickt würde, z. B. die Lehre vom Genus, von der Formation des Nennworts (bey den Participien), beſonders von den Fürwörtern. So wird hier die Ableitung der „Af- und Präformanten" des Zeitworts erſt bey dem Pronomen (S. 160) nachgeholt. — Die Eintheilung in *reguläre* und *irreguläre* Verba verwirft der Vf. und zieht die Benennung: *vollkommene* und *unvollkommene* Zeitwörter vor. Was man ſonſt *Conjugationen* nannte, nennt er richtiger *Gattungen*, und zählt deren ſieben, die er nach der alten Weiſe von פָּעַל benennt. Zum Paradigma wählt er קָטַל, weil es mit פעל zwey Radicalbuchſtaben gemein hat. Paſſend wird S. 64 mit der pieliſchen Form unſer deutſches *fallen*, *fällen* verglichen: aber weniger richtig die vorgeſetzte Sylbe *be* mit der Form Hiphil; denn *be* modificirt nicht bloſs die Bedeutung, ſondern verändert ſie oft ganz, z. B. *fehlen*, *befehlen*. S. 68 nimmt Hr. *M.* nach *Elias*, (ſeinem gewöhnlichen Führer) das Präteritum und den Imperativ als Grundlage der Abänderung an. Allein die Gründe, warum er den Imperativ ſtatt des Infinitivs wählte, ſind nicht genügend. Abgerechnet, daſs er ſich in Püal und Hophal einen Imperativ erſt ſchaffen muſs, ohne S. 70 „das Richtige," d. h. befriedigend zu antworten: ſo erfodert die Art der hebräiſchen Formenbildung, deren Entſtehung ſich pſychologiſch nachweiſen läſst, den Infinitiv nothwendig als Grundlage. Im Präterito nämlich wird die Perſon *angehängt*: קָטַלְתָּ *getödtet — du*; im Futuro ſteht ſie *voraus*: תִּקְטֹל *du — tödten*, gleichſam um anzuzeigen, daſs der Hebräer im erſten Falle ſich die (vergangene) Handlung früher dachte als die Perſon, im zweyten die Perſon früher, als die (noch zukünftige) Handlung. Beym Befehlen war der Perſonalzuſatz unnöthig, man durfte die

Handlung nur in der Grundform aussprechen, da die Person gegenwärtig seyn mußste, an die der Befehl erging. Besteht nun die Formation bloss in der Zusammensetzung der Person mit den beiden Hauptformen: so ist es widersprechend, dass die eine Grundform, als Imperativ schon eine Person in sich schliessend, mit noch neuen Personen zusammengesetzt worden seyn sollte (*er-tödte du* u. s. w.). Dass aber der Infinitiv, als personenlose Form, die frühere sey, und Anfangs zugleich auch die Stelle des Imperativs vertreten habe, ist nicht nur dem Kindesalter der Welt angemessen, sondern auch durch die Analogie anderer Sprachen, in deren früheren Documenten, z. B. im *Homer*, oft der Infinitiv statt des Imperativs gebraucht wird, hinlänglich begründet. — In den 5 Tabellen, welche die Formen der Zeitwörter enthalten, verursacht es Verwirrung für den Lernenden, dass im Fut. die 1 Person voransteht, da man im Prät. mit der 3 Person anzufangen genöthigt ist. — Bey den unvollkommenen Zeitwörtern stellt der Vf. diejenigen zusammen, die sich in der Abänderung mehr gleich kommen, nämlich 1) פא, 2) פי und פנ, 3) עו und עע, 4) לה und לא. Ob wir ihm gleich in dieser Anordnung nicht beypflichten können: so rechnen wir doch diesen Abschnitt zu den gelungensten. Der Vf. statuirt weder Verba פו noch Verba עי, weil in den Wörterbüchern nur Verba פי und עו aufgeführt werden. Allein das Lexikon kann nur als Auctorität früherer Grammatiker gelten, keineswegs die Wahrheit der Sache beurkunden. Wenigstens hätte es die Übersicht erleichtert, wenn die beiderley Formen dieser Verba, die unstreitig vorkommen, von einander getrennt und neben einander aufgeführt worden wären. Die Formen סוֹבֵב, סְבַבְב etc. will Hr. *M.* nicht für eigene Gattungen gelten lassen, und findet es überhaupt unnütz, die Zahl der Gattungen, wie von einigen Grammatikern geschieht, zu sehr zu vermehren. Rec. ist in so fern seiner Meinung, dass diese Formen nicht neben den gewöhnlichen Gattungen, sondern nur als Ausnahmen oder seltnere Formen aufzuführen sind. Wenn er aber das Verfahren, diese Formen aus dem Arabischen abzuleiten, (S. 102) dadurch abweisen will, dass der Anfänger im Hebräischen noch nichts vom Arabischen verstehe: so wäre das eben so viel, als wenn man die griechischen Declinationen aus der lat. Grammatik verdrängen wollte, weil der angehende Lateiner noch kein Griechisch versteht. Auch התְשַׁחֲוָה ist ihm nur eine Seltenheit der hithpaelischen Form, wo das ו für Dagesch forte steht. Aber alsdann müsste wohl das ו dem ה vorangehen.

4. *Von den Nennwörtern.* Ebenfalls mit sichtbarem Fleisse bearbeitet. Wörter mit Dagesch forte, wie גַּנָּב, קַלָּשׁ u. s. w. will der Vf. nicht für pielisch anerkennen, denn die (willkührliche?) Verwechslung der langen und kurzen Sylben mit Dag. forte sey ja im Hebräischen sehr häufig; auch lasse sich nicht zeigen, dass die Bedeutung pielisch sey, u. s. w. Er will sie daher lieber *schwere* nennen, weil sie, wie Piel, mit Dag. f. erschwert sind. Eine *verstärkte* Bedeutung darin finden zu wollen, erklärt er mehr für eingebildet als wirklich. Gleichwohl scheinen ihm Wörter, deren *dritter* Radical Dag. f. hat, zur *Verstärkung* des Ausdrucks oder zur vorzüglichen Schönheit so geändert zu seyn; er vergleicht damit die verkleinernden Nennwörter im Deutschen, z. B. Söhnchen (als ob die Sylbe *chen* im Deutschen verstärkte oder verschönerte!). Noch inconsequenter erscheint der Vf. in der Verwerfung der pielischen Nennwörter, wenn er in der Folge die heemantischen Buchstaben aus den übrigen Gattungen der Zeitwörter ableitet. — Die Lehre vom Geschlecht der Nennwörter ist zu kurz; besser gefiel uns die Lehre vom *Verbande* (*status constructus*) derselben. Zweckmäsig trennt der Vf. vollkommene und unvollkommene Nennwörter von einander; aber es hätten von jeder Form eigene Paradigmen gegeben werden sollen. Die Beywörter erwähnt der Vf. bloss in einer Anmerkung.

5. *Von den Fürwörtern*, nach ihrer gewöhnlichen Eintheilung. Bey der Ableitung der Afformanten und Präformanten findet Hr. *M.* die meiste Schwierigkeit in dem י der 3 Person Fut. „Es müsste von הוא herkommen, und also eigentlich ו seyn." Rec. scheint es natürlicher, dieses י aus dem ה, als dem charakteristischen Buchstaben der dritten Person, abzuleiten. Um die Form nicht mit Hiphil zu verwechseln, trat der nächstverwandte Buchstabe י an die Stelle des ה; das ו dafür zu wählen, war das verbindende ו hinderlich. — Von den *Anhängefürwörtern* giebt Hr. *M.*, mehrerer Deutlichkeit wegen, eine besondere Tabelle für Zeitwörter, und eine andere für Nennwörter. Bey den ersteren unterscheidet er die vergangene und zukünftige Zeit, bey den letzteren die ein- und vielfache Zahl. Die Bemerkungen über die Suffixa bey Zeitwörtern sind unvollständig, und bey den Suffixis der Nennwörter sind die Paradigmen דָּבָר und תָּבָה nicht hinreichend. — Den Artikel leitet der Vf. aus הֵן ab, ohne diese Annahme weiter zu begründen. „Folgt ein Kehlbuchstabe oder ר, so hat das ה art. ָ oder der kurze Vocal kann *auch* stehen bleiben." Solche schwankende *oder auch* verwirren.

6. *Von den Partikeln*, (*Präpositionen*, *Adverbien* und *Conjunctionen*). Ziemlich weitläuftig, aber doch nicht immer vollständig genug. Zu den *Präpositionen*, welche die Anhängefürwörter der vielfachen Zahl zu sich nehmen, ist סְבִיב hinzuzusetzen. Nicht alle Präpositionen werden wie Nennwörter behandelt; מִן z. B. nimmt in der 1 Person nicht י, sondern נִי (מִמֶּנִּי) zu sich. Von den *Nebenwörtern* wird meistens die Ableitung angegeben, aber der Anfänger oft in Zweifel gelassen, welche er zu wählen habe.

7. *Von den Zahlwörtern.* Diese betrachtet der Vf. als ursprüngliche Benennungen. Eben deshalb widmet er ihnen eine besondere Abtheilung; warum er diese aber erst nach den Partikeln folgen lässt, davon sehen wir den Grund nicht ein. — S. 199 ff. folgt eine gute Übersicht der Servilbuchstaben in alphabetischer Ordnung, worin die Fälle zusammengestellt werden, wie und wo jeder servirt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MÄRZ, 1809.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Landshut, b. Krüll: דִקְדּוּק הַלָּשׁוֹן הָעִבְרִי d. i. *hebräische Sprachlehre*, von *Sebastian Mall* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II. Theil. *Syntaxe.* Die Anordnung der Materien so wie die Ausführung des Ganzen hat des Rec. vollen Beyfall: allein im Einzelnen trifft man auf manche unrichtige und schwankende Behauptung. In jedem Satze finden sich drey Stücke: *Subject*, *Prädicat* und *Copula;* alles Übrige ist nur als Erweiterung (?) des einen oder des anderen anzusehen. Die Syntaxe zerfällt daher in 4 Abtheilungen: 1) *Von dem Subject.* S. 205. „Das Nennwort kann in der vielfachen Zahl stehen, wenn etwas Unbestimmtes ausgedrückt wird: auf den Bergen Ararat d. i. auf einem Berge.“ Diese Regel ist so ausgedrückt falsch. Der Plural zeigt hier offenbar das Collective an, welches wir im Deutschen durch die Sylbe *ge* ausdrücken (das *Gebirge*). Eben diess lässt sich auf mehrere Fälle anwenden, die vom Vf. ohne weitere Begründung hingestellt werden, z. B. auf den sogenannten *Pluralis majestatis*, der alsdann nicht mehr so auffallend erscheint, und die Vergleichung des deutschen *Wir* der Grossen und der Anrede durch *Sie* nicht nöthig macht; ferner auf den Fall, wo durch den Plural der Superlativ bezeichnet wird u. s. w. Dass das Pronomen bey zwey verbundenen Nennwörtern an das Eigenschaftswort angehängt wird, dass das Pronomen der dritten Person sowohl *suus* als *ejus* bedeutet, so wie die Umschreibung des Fürworts *selbst* durch נֶפֶשׁ und עֶצֶם, ist unerwähnt geblieben. — Sind auch die syntaktischen Regeln der hebräischen Sprache nicht so scharf zu bestimmen, wie in anderen cultivirten Sprachen: so sollte doch wenigstens da, wo sie bestimmt sind, das Allgemeine und Gewöhnliche herausgehoben und nicht durch die unbestimmten Ausdrücke *bald bald*, oder *häufig*, *oft* u. s. w. die Ausnahme neben die Regel gestellt werden, wie hier S. 212: „die bestimmenden Fürwörter richten sich im (in) Geschlechte und Zahl *bald* nach dem Nennworte, auf das sie sich beziehen, *bald nicht*.“ Offenbar erscheint hier das Regelmässige auch im Hebräischen als Regel, und die für letzteres angeführten Beyspiele deuten bestimmt auf die Fälle hin, wo das scheinbar Irreguläre Statt findet. Wer wird aus Beyspielen, wie: *diess* sind Engländer, *diess* ist ein Tisch u. s. w., die Regel ziehen, dass die bestimmenden Fürwörter im Deutschen bald sich nach dem Nennworte richten, bald nicht? Dass der Ausdruck: אִישׁ אֶל־אָחִיו auch von leblosen Dingen gebraucht werde, ist unrichtig. In der angeführten Beweisstelle: פְּנֵיהֶם אִישׁ אֶל־אָחִיו bezieht sich אִישׁ und אֶת nicht auf פָּנִים, sondern auf das Pronomen, und die Construction ist: *in Rücksicht ihres Gesichts* (*quod attinet ad faciem eorum*) *ist einer gegen den anderen.* — 2) *Vom Prädicate*, welches Adjectiv oder Substantiv seyn kann. S. 215: „Das Adjectiv steht bald als Prädicat bald als Epitheton,“ hätte zugleich bemerkt werden sollen, dass im letzteren Falle das Adjectiv gewöhnlich den Artikel bey sich hat, im ersteren aber nie. — 3) *Von der Copula* (oder vom *Zeitworte*). Wie die Fürwörter, so soll auch jedes Subject das Hülfswort *seyn* vertreten. Wir fragen, warum gerade das Subject? Warum nicht das Prädicat? Doch *seyn* liegt weder in dem einen noch in dem anderen, sondern in beiden zugleich. Überhaupt kann man nicht sagen, dass die hebr. Sprache von dem Worte *seyn* nur sehr selten Gebrauch mache, da sie dieses Verbindungswort gar nicht hat. יֵשׁ steht nicht für *seyn*, אַיִן nicht für *nicht ist* — jenes heisst *vorhanden*, dieses *nicht vorhanden*, und beide sind Prädicate; die Stelle der Copula vertreten sie nicht, vielmehr erfodern sie selbst diese hebräische Ellipse. Daher kömmt es auch, dass sie das Zeitverhältniss nicht ausdrücken. Eben so liesse sich wohl auch הָיָה von dem ausgelassenen *seyn* unterscheiden. — Nichts sagend ist die Regel vom Infinitiv (S. 226). Regieren denn die Zeitwörter den Infinitiv alle auf gleiche Weise? Und verdiente nicht die Construction der einzelnen Partikeln mit demselben eine nähere Erörterung? — Vom Gebrauch der *Zeiten* sagt der Vf.: „Mir scheint es, dass man nur bedacht war, die Copula oder Handlung auszudrücken. Unbekümmert um den Zeitbegriff, setzte man bald die eine, bald die andere.“ Geben wir auch zu, dass die Hebräer bey der Wahl des Ausdrucks eben nicht immer kritisch verfuhren: so dünkt uns doch, dass sich für den Gebrauch der beiden Zeiten allgemeine Regeln festsetzen lassen. Besonders verdient hiebey, was bisher nur wenig geschah, auf die Folge der Zeiten geachtet zu werden. Steht nicht gewöhnlich das Präteritum für die beschreibende, das Fut. mit ו *convers.* für die erzählende Form? Macht nicht das Präteritum den Vordersatz, das Futurum mit ו *convers.* den Nachsatz? Zeigt die Verbindung des Prät. mit dem Präterito oder Futuro, des Futuri mit dem Präterito oder Futuro, des Imperativs mit dem Präterito oder Futuro u. s. w. nicht lauter einzelne Nüançen ihres Gebrauchs? Und ist es nicht widersinnig zu sa-

gen, daſs der Hebräer eine eigene Form für das historiſche Perfectum habe, und zu gleicher Zeit anzunehmen, er bekümmere ſich nicht um das Zeitverhältniſs? Findet endlich das ſogenannte ו *converſ. praeteriti* oder der Gebrauch des Präteriti ſtatt des Imperativs, nicht ſeine Erklärung nur in obiger Verbindung der Zeiten? Genauer iſt die Lehre von der Conſtruction des Zeitworts mit Nennwörtern; nur hätte der Vf. durch einzelne Beyſpiele auf die Verſchiedenheit der Bedeutung hinweiſen ſollen, welche mehrere Zeitwörter durch verſchiedene Conſtruction erhalten; er hätte manche elliptiſche Redensarten erklären können, die im Hebräiſchen ſo häufig ſind. Die Regel, daſs die Präpoſition ל auch das Object, das Subject und das Genitivverhältniſs bezeichne, ſollte nicht ſo kahl hingeſtellt ſeyn. — 4) *Von den Partikeln.* Dieſer Abſchnitt, der in jeder Sprache die meiſten Schwierigkeiten hat, iſt verhältniſsmäſsig viel zu kurz. Bey den *Präpoſitionen* „kann von der Regierung eines Caſus keine Rede ſeyn, weil die hebräiſchen Nennwörter keinen haben; alſo kann בָּעִיר *in die Stadt* und *in der Stadt* bedeuten." Hier iſt nicht der Mangel an Caſus, ſondern die Unbeſtimmtheit der Präpoſition der Grund des doppelten Gebrauchs. בְּעֵבֶר הַיַּרְדֵּן heiſst nach ſeiner eigentlichen Bedeutung nicht: *jenſeits des Jordans*, ſondern: *beym Übergange des J.*; daher die doppelte Bedeutung: *dieſſeits* und *jenſeits* des J. — Von den *Conjunctionen* werden bloſs אִם, אֲשֶׁר, צַר, גַּם, ו, כִּי, erwähnt. Über die übrigen Partikeln, meint der Vf., könne die Syntaxe nichts bemerken, als daſs ihr Gebrauch gleichfalls verſchieden ſey und durch Übung erlernt werden müſſe. Im letzten §. wird vom *Artikel* gehandelt. Gut, nur hätte dieſer §. bey den Fürwörtern mitgenommen werden ſollen. — Als ein Nachtrag folgt noch das *ſamaritaniſche* Alphabet.

Xρμ.

SCHÖNE KÜNSTE.

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Heidelbergiſches Taſchenbuch auf das Jahr* 1809, herausgegeben von *A. Schreiber.* 300 S. Taſchenform. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter den Taſchenbüchern fürs Jahr 1809 behauptet das *Schreiber*'ſche einen ſehr ehrenvollen Rang. Die Beſchaffenheit der Beyträge ſowohl, als die zum Theil ſchon rühmlich bekannten Namen ihrer Verfaſſer, ſichern demſelben die theilnehmende Aufmerkſamkeit der kunſtliebenden Leſer, zumal aus der gebildeten für feinere Genüſſe empfänglichen Claſſe.

Der Apoll von Belvedere von *Overbek* (deſſen freundliche Muſe, die ſo lange ſtumm war, unſere jetzige poetiſche Armuth doppelt erquickt), iſt ſehr paſſend an die Spitze des Ganzen geſtellt, um beſtimmt den Geiſt, der dieſes beſeelt, anzukündigen: der Dichter klagt den Muſengott an, daſs er „mit unthätigem Köcher" zuſehe, wie „die zahllos wimmelnde Brut der Afterpoeten der eiſernen Zeit den Sieg zu gewinnen drohe." Dieſer entſchiedene Charakter der Abneigung von dem neueren poetiſchen Unfuge behauptet ſich durchaus, indem alle Beyträge eine beſtimmt-markirte Geſtalt haben, und nirgend flatternde Geſpenſter-Erſcheinungen uns in den Weg treten. (Sogar *Iſidorus*, der doch ſonſt den Nebelgebilden nicht abhold iſt, hat *in Hans Sachſens Feyerabend und Tod* einmal geredet, wie andere Menſchenkinder, und wir wünſchen, da ihm Innigkeit und Wärme nicht abgeſprochen werden kann, daſs er ſich öfter herablaſſen möge, ſeine Anſchauungen zu Fleiſch und Bein zu geſtalten). *Das Haidekräutchen* und *das häusliche Feſt* (ebenfalls von *Overbek*) verdienen eine auszeichnende Erwähnung; letzteres inſonderheit intereſſirt durch Beziehung auf bekannte perſönliche Umſtände des Dichters, und die elegiſche Schwermuth, welche ſich, gepaart mit ſanfter Gemüthlichkeit, darin ausſpricht, ſo wie des Dichters patriotiſche Liebe für ſeine altberühmte Vaterſtadt, geben dieſem Liede einen ganz eigenthümlichen Reiz. — Auch dem geiſtreichen und berühmten *Verfaſſer des goldenen Kalbes* verdankt das *Schreiber*'ſche Taſchenbuch einen ſehr achtungswerthen Beytrag, der aus einer handſchriftlichen Novelle, den Proſelyten, entlehnt iſt, und mit ſpielendem Witze Wahrheiten andeutet, die, bey dem herrſchenden Gange zur Schwärmerey, einer ernſthaften Beherzigung werth ſind. — Einige Überſetzungs-Fragmente aus Äſchylos vom jüngeren *Voſs* ſind, als für ſich verſtändliche Theile eines Ganzen, ihrer Stelle in hohem Grade würdig. Die edle Einfachheit des Tones und die gediegene Fülle des Rhythmus, welche dieſe Überſetzungen charakteriſiren, gewähren einen Eindruck von Kraft und Erhabenheit, der uns in die Zeiten altgriechiſcher Gröſse verſetzt. Einige, dem Rec. nicht zuſprechende Ausdrücke, z. B. *Wilderung* für Wildniſs, und manche ihm unzuläſſig ſcheinende Spracheigenheit, z. B.:

Wo weder Laut du noch Geſtalt der Sterblichen *anſchauſt*,

wurden ihm durch andere glücklich gewagte Wortbildungen vergütet. Allgemein gefallen wird z. B. das neue Zeitwort *miſachten*:

Miſachten was der Vater ausſprach, bringt Gefahr.

Ein eigenes Gedicht des Hn. *Voſs* auf *die Vermählung der Erbprinzeſſin von Weimar* verdient den Platz, der ihm neben einigen ſinnvollen Worten des genialen *Knebel*, die gleichfalls an dieſe verehrte Fürſtin gerichtet ſind, vergönnt ward. — Von zwey artigen ruſſiſchen Volksliedern (mitgetheilt von *Doppelmayer*) möge dem kürzeren hier ein Raum vergönnt ſeyn: Es iſt ein gewöhnliches Lied, welches die unverheiratheten Jünglinge und Mädchen der neuvermählten Frau am Tage nach der Hochzeit vorzuſingen pflegen, eines der älteſten ruſſiſchen Volkslieder:

Tanz nur, ſchön Häschen, *) tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Doch blick' auch in deinen Freuden
Nach des Ehſtands rauhen Seiten.
Tanz nur, grau Häschen, tanz,
Spring', Braut, im Ringeltanz!
Siehſt du keine Leiden grinzen,
Nicht den Argwohn nach dir blinzen?

*) Der Haſe, als ſchüchternes Thier, Bild der Schüchternheit ruſſiſcher Landmädchen. —

Tanz nur, schön Häschen, tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Wie in deutschen Festungsmauern,
Wirst du als Gefangne trauern.
Tanz nur, schön Häschen, tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Sklavin bist du, eine Kette
Bindet dich ans Ehebette.

Des Herausgebers eigene Beyträge zeichnen sich durch eine ihm ganz eigenthümliche Zartheit aus, und durch einen leisen Anstrich von elegischer Wehmuth. Auch in den weniger bedeutenden unter seinen *prosaischen* Aufsätzen erkennt man eine warme Phantasie und eine rege Empfänglichkeit, welche von allen Gegenständen die interessante Seite auffasst, und sogar dem Unbelebten aus der Fülle der eigenen Empfindung Lebensodem und Seele einzuhauchen weiss. Für die Mittheilung einiger, zum Theil aus alten Chroniken geschöpfter Erzählungen, welche eine weit würdigere Unterhaltung gewähren, als die sonst in Taschenbüchern so gewöhnlichen moralischen Gemälde *à la Fontaine*, so wie für die aufgenommenen, zum Theil sehr seltenen, älteren Gedichte, verdient der Herausgeber unseren besondern Dank. Auch die in einer so gefälligen, naiven Manier erzählten *Mährchen* von *Schuppius* werden allgemein interessiren. — Einen Hn. *Blomberg* lernen wir als Satyriker kennen; sein Talent des Witzes und seine unbefangene Ansicht über den Zustand unserer Literatur lassen von einer reiferen Entwickelung des Dichters Vieles hoffen. Sein Gedicht: *der Bloxberg*, in welchem Rec. einen gewissen Mangel an Klarheit ungern bemerkt, wäre wegen der ihm zum Grunde liegenden Idee einer lichtvolleren Ausführung würdig. Ein Satyriker, wie Hr. *Bl.*, der als Gegner der poetischen Modeformen, und als Verfechter des wesentlich Schönen gegen vergänglichen Zeitgeschmack aufzutreten strebt, muss vor allen Dingen einer classisch-gediegenen Form mächtig zu werden suchen, und je vorzüglicher das Talent, desto dringender diese Verpflichtung. — *Das Begräbniss* von *Wernsburg*, *Amors Irrthum* nach *Priors Cupid mistaken* von *Buri*, und einige kleinere Gedichte von *Gerning* sind, jedes in seiner Art, nicht ohne Verdienst. Die das Büchlein zierenden Kupfer hat der Herausg. selbst so passend als schön charakterisirt, und Rec. hat nichts hinzuzufügen, als den Wunsch, dass Hr. *Schreiber* an der versprochenen Fortsetzung seines Taschenbuches nicht behindert werden möge. O. J. D. M.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Minerva.* Taschenbuch für das Jahr 1809. Mit 8 Kupfern. 208 S. Taschenform. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es möchten wohl Viele, die diess Taschenbuch in die Hand nehmen, bey dem Namen *Minerva* an Krieg und Kriegsgeschichten denken, und etwas dergleichen hier erwarten. Dieser falschen Vorstellung wegen hat der Herausgeber nicht wohl gethan, diesem Taschenbuche, das nur, wie alle anderen, durch Erzählungen, Aufsätze und Gedichte unterhalten soll, einen so leicht missverständlichen Titel zu geben, so sehr ihn auch der Erklärer des ersten Titelkupfers, auf welchem Amoretten und kleine Grazien mit den Waffen der ernsten Göttin spielen, zu vertheidigen sucht. Freylich konnte der Inhalt um einen passenden Titel wohl leicht verlegen machen, weil er so gemischt und so verschiedener Art ist, dass er überhaupt die Grenzen eines Taschenbuchs, von dem man eher angenehme Unterhaltung als Belehrung und ernste Beschäftigung erwartet, hie und da zu sehr verletzt und überschreitet, so dass wir selbst nicht wissen, welcher Gattung von Lesern wir diess Büchlein eigentlich empfehlen sollen. Nach einigen guten Kupfern über Scenen aus *Schiller's* Gedichten, deren bestimmtere Auffassung man vielleicht besser der Kraft und Willkühr einer jeden Phantasie überliesse, wozu hier noch jedesmal eine erbauliche Betrachtung und Anwendung in Versen kommt, spricht zunächst eine schöne Erzählung: *Stille Liebe* von *C. Pichler* das gefühlvollere Herz an, und schildert den Zustand einer edlen Seele, die sich lange Zeit den Besitz des Geliebten versagt, weil sie ohne gleichen körperlichen Reiz ihn nicht zu verdienen glaubt. Man sieht hier, wie Menschen von hochherzigen Gesinnungen sich weit schwerer finden und vereinigen, als andere von oberflächlichem Charakter. Den Schluss wünschten wir kürzer und nicht so treu der Wirklichkeit und Convenienz nachgebildet, von der bey einer Geschichte des Herzens doch immer nur die poetischen Momente zu brauchen sind. Wenn einmal, wie hier, die Liebe zu sichtbaren Flammen auflodert, dann ist alle weitere Zögerung quälend und unnatürlich. — Das Gedicht: *Vergangenheit und Gegenwart* nennt der Vf. *Karl Streckfuss* mit Recht ein Fragment, denn es ist ohne Anfang und Ende, und könnte eben so gut noch lange fortgesetzt als unbeschadet in neue Fragmente zerschnitten werden: Malereyen sind es, die nicht wissen, um welchen Gedanken sie ihre Farben verbreiten sollen, bunte Kleider, zu denen noch der Mann fehlt. — Die *glückliche Insel* von *E. A. W. von Zimmermann* enthält eine schöne Schilderung von dem Entstehen und Aufblühen der Insel Helena, die der Phantasie ein angenehmes Bild giebt. Desto schrecklicher nimmt sich dagegen wieder ein Gedicht von *Hagemeister an einen Neugebornen* aus, das die Erde zur Hölle macht. Die *Isis-Vesper* von *Böttiger* ist unterrichtend, aber für ein Taschenbuch zu gelehrt. — Die *Blumenlese* aus einem Stammbuche giebt manches Artige, und interessirt durch berühmte Namen. — Die *Römerin Octavia* von *S.* stellt einen recht würdigen weiblichen Charakter zur Nachahmung auf. Dieser folgt wieder ein Gedicht: *die Freundschaft und die Kunst*, das sich wegen der guten Verse und einzelnen schönen Gedanken besser lesen, als im Ganzen verstehen und zur Einheit eines passenden Bildes auffassen lässt. — Bemerkungen über das männliche und weibliche Geschlecht von *Kant* machen den Beschluss. — Hier ist also mancherley für Viele, aber vielleicht wenig für Einzelne. T. Z.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Der ewige Musenalmanach junger Germanen.* (Ohne Jahrzahl.) 552 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Rec. kann von solchen Sammlungen, wenn sie

sich nicht besonders durch den Herausgeber oder durch einen eigenen Zweck empfehlen, nicht viel halten, und muss sie bey der sich immer mehr und mehr anhäufenden Anzahl derselben für eine blosse Buchmacherey ansehen, die, wenn sie auch zur weiteren Verbreitung des Guten und Schönen dient, doch keines lauteren Verdienstes sich rühmen kann, sie mag für die Zeit oder für die Ewigkeit bestimmt seyn. Diese Sammlung nun nimmt geradezu das Prädicat der Ewigkeit an, was wohl nicht vielmehr sagen will, als: *gedruckt in diesem Jahre.* Sollte es ernstlich damit gemeint seyn: so müsste man fragen: wer ist denn der Mann, der hier diesen bedeutenden Stempel aufdrückt? In der That würde ein Jeder neugierig zugreifen, wenn ein grosser, allempfänglicher Geist sich einmal der Mühe unterzöge, dasjenige von deutschen Gedichten auszuzeichnen, was er für das Beste hielte. Aber Sammlungen, wie diese, macht wohl häufig auch für sich ein Liebhaber der Kunst, woraus er für seine besuchenden Freunde gelegentlich eine geistreiche Unterhaltung schöpft, und zugleich seinen Geschmack offenbart, ohne diesen gerade als Richtschnur dem grösseren Publicum zu empfehlen. Ferner, was soll der Beysatz: *junger Germanen* sagen? Am besten wohl *für* junge Germanen, die nach dieser Sammlung ihren Geschmack bilden sollen; denn auf die Autoren kann es nicht gehen, da diese sich von dem Anfange des 17 Jahrhunderts an bis auf unsere Tage, von Tscherning, geb. 1611, bis auf Christian Schreiber, geb. 1781, erstrecken, und in Absicht des inneren Werths häufig, sowohl von der Jugend wie vom Alter, etwas an sich tragen. Wie in den meisten Sammlungen steht auch hier Gutes, Mittelmässiges und Schlechtes unter einander; das Gute nimmt freylich den meisten Platz ein, aber diess ist auch so bekannt, dass nicht leicht ein Käufer damit etwas überkommen wird, das er nicht schon besässe: so finden sich hier von *Schiller* allein 45 Gedichte, die gewiss schon grösstentheils auf jeder Schule declamirt sind. Dieses Buch wäre also nur für solche, die, durch die Geschäfte zerstreut, mit den eigenen Sammlungen der Dichter sich nicht eben beschweren, und hieran schon genug haben wollen, und da gebe denn der Himmel, dass sich nicht viele in diesem Falle befinden mögen. Wer indess Lust hat dieses Buch zu kaufen, der kann darin immer einen angenehmen Spaziergang anstellen: ihm begegnet darin Erzählung und Lied, Lehr- und Gelegenheits-Gedicht, alles bunt durch einander; was nicht schön ist, muss ihm wenigstens merkwürdig seyn. Bald erklingen ihm Oden und Lieder aus dem 7 jährigen Kriege, bald Volkslieder, bald Clavierarien, die er sonst wohl oft hat singen hören, bald lebenslustige Studentenlieder, von allem etwas, wie es die meisten gern haben. Dabey lernt er neben den berühmtesten Dichtern noch manchen anderen kennen, von dem er vielleicht in seinem Leben nichts gehört hat; und hinten findet er das Verzeichniss derselben mit Vornamen und Geburt. Doch muss wohl darauf gerechnet seyn, dass er von hinten nach vorne zu liest, denn umgekehrt bleibt ihm im Buche immer ungewiss, von wem dieses oder jenes Lied sey, weil kein Name darunter steht, und er das Lied im Register unter den Verfassern erst aufsuchen muss. — Als eine Sammlung von Gedichten überhaupt kann diess Buch immer noch mit seinen Brüdern wetteifern.

T. Z.

Berlin, b. Dunker u. Humbold: *Vergissmeinnicht.* Sammlung auserlesener Stellen von griechischen, römischen, italiänischen, portugiesischen, spanischen, englischen, französischen und deutschen Schriftstellern in der Originalsprache mit deutscher Übersetzung. *Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher.* Herausgegeben von *Karl Müchler.* 1809. XVIII u. 252 S. Taschenf. (20 Gr.)

Diese Sammlung, obgleich sie ebenfalls nichts als Sammlung ist, kündigt wenigstens einen Zweck an, und versucht durch den berühmten Namen ihres Herausgebers Eingang zu finden. Wir wollen ihr in diesem Versuche nicht hinderlich seyn, und der Dame, die etwa ein Motto für das Stammbuch ihres Verehrers sucht, die Freude gönnen, ihn mittelst dieses Wegweisers durch einen Spruch des Euripides, Anakreon oder Ovidius zu überraschen, sowie dem unbelletristischen Geschäftsmann, aus dieser Quelle eine Sentenz von la Bruyere, Corneille, Racine oder Klopstock und Goethe zu schöpfen, deren Werke er seither vielleicht nur dem Namen nach kannte.

Z.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Gedichte von Karl Thorbecke.* Erstes Bändchen. 1807. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

An diesen Producten ist keine poetische Schöpfungskraft, die sich immer in frischen Zügen einer gewissen Originalität offenbart, sondern nur Wohlgefallen am Schönen, Lust und Trieb zur Nachahmung, und ein musikalisches Talent, dem es glückt, einen bestimmten Ton zu treffen, nebst etwas Gemüthlichkeit sichtbar. Am meisten gefällt uns daran, dass kein übermässiger Schimmer und Glanz, wie sonst bey Afterpoesieen, mit Stolz und Anmassung den Leser zu blenden und zu täuschen sucht, welches entweder daher kommt, weil der Vf. die Wortmalerey nicht ganz in seiner Gewalt hatte, oder, weil er in der Kunst wirklich die Natürlichkeit liebt. Wir stimmen für das Letztere, weil er sich vorzüglich als einen Nachahmer *Goethe's* zeigt. Übrigens versucht er eben so gut *Goethe*'sche Lieder, als *Schiller*'sche Gesänge, Horazische Oden als Anakreontische Scherzgedichte, Sonnette und Stanzen, wie Hymnen und lehrende Epigramme; er ist zur Zeit eben so fromm und gottesfürchtig, schmachtend und traurig, als heiter und lustig, wenn es darauf ankommt, mit seinem Mädchen ins hohe Korn zu springen. Manche seiner Gedichte fangen recht wohllautend an, und haben etwas Anmuthiges und Wahres im Ton: aber wenn man den Gedanken verfolgt, so erhält man keine Befriedigung.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 MÄRZ, 1809.

JURISPRUDENZ.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Drey und dreyssig Aufsätze über Testamente, Erbschafts- und andere Theilungen, besonders Theilungs-Berechnungen, Gant- und verwandte Rechts-Geschäfte, für Rechtsgelehrte und Schreiber*, von *H. E. F. Bolley*, Amtsschreiber zu Waiblingen. 1808. VIII u. 432 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der Vf., der sich schon in mehreren Schriften mit glücklichem Erfolge bemühte, das wirtembergische Privatrecht, besonders in solchen Puncten, aufzuklären, wo es in die Manipulationen der Schreiberey eingreift, verdient auch für das vorliegende, auf dieselben Gegenstände beschränkte Werk unseren Dank. Er würdigt sein Buch selbst (Vorr. S. 1) mit folgenden Worten: „Diese 33 Abhandlungen haben, nach meiner ungeheuchelten Überzeugung, einen sehr unbedeutenden literarischen Werth; aber dieser kann höchst unbedeutend und ihre Bekanntmachung denn doch sehr nützlich seyn." Dieses Urtheil des Vfs. ist richtig, ohne dass ihm selbst der erste Satz desselben nachtheilig seyn könnte. Alle rein praktischen Bücher, welche Anleitung geben, die Gesetze auf vorkommende Fälle anzuwenden, die bürgerlichen Handlungen mit Klugheit einzuleiten, und die entstandenen Händel mit Geschicklichkeit zu bearbeiten, trifft das Schicksal, dass sie längst bekannte Rechtssätze vortragen, und also das Reich der Theorie nicht mit neuen Wahrheiten bereichern. Aber es gehören grosse theoretische Kenntnisse, eine scharfe Beurtheilungskraft und eine gewisse Gegenwart des Geistes dazu, über die Vorfälle zu urtheilen, und sie, nach der Vorschrift der Gesetze, zu entscheiden.

Da der Vf. das Feld der Jurisprudenz und der Schreiberey durchwandert hat: so muss man ihm besonders Dank dafür wissen, dass er hauptsächlich solche Gegenstände bearbeitete, die weder der blosse Jurist, noch der blosse Schreiber vollkommen gut bearbeiten kann; und es wäre zu wünschen, dass sich der Vf. noch weiter mit dergleichen Gegenständen beschäftigte, deren es in dem Lande, wo er lebt, noch eine Menge giebt, die noch nicht gehörig bearbeitet sind, eben desswegen, weil sie sich bisher nur in den Händen entweder der blossen Juristen oder der blossen Schreiber befanden.

Einige der vorliegenden Abhandlungen erscheinen hier nicht zum erstenmale. No. XIII, XV und XXIX stehen, mit wenigen Veränderungen, schon in des Vfs. *Betrachtungen über verschiedene Rechtsmaterien*; No. XXIV im *Magazin für wirtembergische Schreiber*, 3 Heft, und No. XXVIII im *juridischen Archiv*, 5 Bd. 2 Heft. Soviel im Allgemeinen. Wir wollen nun die einzelnen Abhandlungen kurz durchgehen.

No I. *Über schriftliche und mündliche mystische Privattestamente.* Hier wird der von *Griesinger* aufgestellten sechsten Testamentsform noch eine siebente, nämlich die eines *mündlichen mystischen Privattestaments*, beygefügt. Rec. glaubt, dass Hr. B. sein Hauptthema, sammt den zwey Nebenfragen, befriedigend ausgeführt hat. Zwey Fehler, die hier S. 9 und 14 stehen, hat der Vf. weiter unten S. 415 selbst wieder verbessert. Der wirt. Gerichtsbrauch ist auch ganz für des Vfs. Meinung. No. II. *Über die Socinische Cautel, oder die Vorsicht, welche man zu beobachten hat, wenn einem Notherben mehr als der Pflichttheil, aber unter einer Bedingung verschafft wird.* No. III. *Von der Enterbung in guter Absicht.* Zwey ganz unbedeutende — nicht Aufsätze, sondern Paragraphen; der erste aus *Thibaut* genommen, der zweyte in jedem Compendium stehend. No. IV. *Über die wesentlichen Verschiedenheiten zwischen den Theilungsberechnungen nach der Praxis der Schreibstuben und nach dem G. R. vom 20 July 1683.* Ein mit Fleiss verfasster Auffatz. Mit Recht giebt der Vf. der in dem G. R. vorgeschriebenen Methode den Vorzug, richtig entwickelt er den Sinn des Gesetzes, giebt ein Beyspiel der beiden Methoden, und macht eine treffende Bemerkung über die Behandlung der Leichenkosten in den Erbtheilungen. No. V. *Von der Revision, wenn Vater und seine Kinder, bey der mütterlichen Theilung, um ihre verschiedenartigen Ansprüche, in demselben Theilzettel abgefertiget werden.* Diese Abfertigung in demselben Theilzettel ist eine fehlerhafte Praxis der wirtembergischen Schreibstuben. Eine solche Praxis ist aber hartnäckig. Der Vf., welcher diese fehlerhafte Praxis mit der Wurzel ausrotten zu können verzweifelt, bemüht sich, durch einige vorgeschlagene gute Mittel, sie wenigstens in so weit unschädlich zu machen, dass sie nicht in Unbilligkeit und Bösartigkeit ausarte. — No. VI. Hier hebt der Vf. drey Fälle aus, in welchen eine gesetzliche Entscheidung, ob im Zweifelsfalle während der Ehe erworbene Güter zur Errungenschaft gehören, zu wünschen wäre. Der zweyte Fall ist zu deutlich, als dass er eine gesetzliche Bestimmung erfoderte. Der dritte ist durch eine allgemeine und anerkannte Praxis ebenfalls zu bestimmt, als dass er durch den von *Weishaar* in neueren Zeiten dage-

gen erhobenen Zweifel, der in *Weishaars* eigenen Behauptungen seine beste Widerlegung findet, erschüttert werden könnte. Der erste Fall ist allerdings durch die so verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten sehr schwierig geworden, und eignet sich ganz zu einer gesetzlichen Entscheidung. So lange aber diese fehlt, möchte Rec. der Meinung des Vfs. keineswegs unbedingt beypflichten. No. VII. *Über die Revision der Fahrniss.* Diese Abhandlung enthält mehrere gute Bemerkungen. Was S. 50 über die Gefahr der fungiblen Dotalstücke behauptet wird, hat vor dem Vf. schon *G. A. Renz D. Jura rei uxoriae ad norm. societ. bon. conjug. exacta* §. 10. §. 13 der nicht angeführt ist, behauptet. Aber nicht alles, was bey deutschen Instituten der Natur des Instituts gemäss wäre, ist auch heutzutage immer Rechtens. Die Einwirkungen des römischen Rechts haben heterogene Theile vereiniget, und aus dieser Vermischung entstand ein dritter ganz neuer Körper, den man nicht mehr bloss nach seinen Elementartheilen, sondern nach der ganzen Mixtur, beurtheilen muss. Ob in diesem oder jenem Falle ein römischer oder deutscher Grundsatz einen Fall entscheiden soll, wird nun *quaestio facti*, und hier sind der ganze Gang der deutschen Gesetzgebung, das Zeitalter, in dem ein deutsches Gesetzbuch verfasst wurde, die Tendenz desselben, die Meinungen der Rechtsgelehrten, welche an dem Gesetzbuche arbeiteten, und die Vergleichung mehrerer analoger Stellen desselben, die auf gewisse Sätze hindeuten, oft weit zuverlässigere Führer, als blosse Argumentationen aus der Natur eines Instituts, die sehr häufig mit dem Willen des Gesetzgebers im Widerspruche steht; wie die meisten deutsch-römischen Institute klar beweisen. Aus diesem Grunde kann Rec. auch die Behauptung des Vfs. im §. 4 nicht billigen; denn diese beruht auf einer willkührlichen Prämisse, deren Unrichtigkeit durch die Worte des Landrechts: „bevorab wenn solche Stücke u. s. w." ausser Zweifel gesetzt wird. Denn aus diesen Worten blickt der romanisirende Jurist hervor, dem die *aestimatio venditionis causa* vor den Augen schwebt, und der sich, nach dem Geiste seines Zeitalters, wenig darum bekümmert, ob seine römische Ansicht der Natur des Geschäftes gemäss ist, oder nicht. Eben so wenig kann Rec. die Meinung des Vfs. von den abgenutzten Kleidern billigen, die er im §. 5. No. 1 vorträgt. Seine Prämisse ist abermals willkührlich, und widerspricht dem klaren Sinne des §: „Also und hinwiederum u. s. w." des L. R., der durch das zweyte Landrecht von 1567 sein Licht erhält, worin deutlich verordnet wird, *dass dem Weibe für die Kleider, obschon etwas, während der Ehe, vernossen, keine Ästimation gegeben werden solle.* No. VIII, IX, X enthalten einige kurze und richtige, aber minder schwierige Bemerkungen über das wirtembergische Privatrecht. In No. XI rügt der Vf. mit Recht einige Inconsequenzen der Schreiberpraxis, und macht gute Vorschläge dagegen, die Rec., mit wenigen Ausnahmen, alle billigt. No. XII enthält gute Bemerkungen und Vorschläge über die Frage: Was muss eingeworfen werden, wenn von einem Descendenten eine der Collation unterworfene Sache veräussert worden ist? Die Abhandlung No. XIII steht schon in des Vfs. Betrachtungen über verschiedene Rechtsmaterien S. 316 ff., und ist hier bloss mit einigen neuen Anmerkungen und einem neuen Anhange, worin es der Vf. hauptsächlich mit *Pfizer* zu thun hat, bereichert. Der Vf. beklagt sich über *Pfizer*, dass er ihn mehrmal missverstanden habe. Dieses ist ganz richtig, und Hr. *B.* disputirt gut gegen seinen Antagonisten, den der Drang, durch abweichende Meinungen und durch Widerlegungen anderer geschätzter Schriftsteller sich bemerklich zu machen, nur zu oft verwirrte, und auf Abwege führte. No. XIV enthält einen richtig entschiedenen Theilungsfall zwischen den Kindern erster und zweyter Ehe. In No. XV zieht der Vf. gegen *C. G. Gmelin* und einen Spruch der Juristenfacultät in Tübingen vom J. 1785 zu Felde. Allein es ist wohl nur ein eingebildeter Sieg, den Hr. *B.* über diese seine Gegner davon zu tragen glaubt. Hn. *Gmelin's* und der Juristenfacultät Behauptung bleibt, trotz aller Angriffe des Vfs., fest stehen, und das ganze Räsonnement des Letzteren wird durch die einzige Bemerkung entkräftet, dass allerdings auch schon nach römischem Rechte ein ähnliches uneigentliches Eigenthum, wie das der wirt. Communordnung, existirt habe, dass nämlich nach L. 30 *C. de jur. dot.* eine Frau, deren Ehemann insolvent und concursmässig wurde, selbst *res dotales venditionis causa aestimatas* mit der Eigenthumsklage habe zurückfodern können, ungeachtet diese Stücke in das wahre Eigenthum des Mannes übergegangen waren. Diese L. 30 *C. de jur. dot.* ist die beste Apologie für das uneigentliche Eigenthum der wirt. Communordnung; denn warum sollte nicht der Herzog Karl von Wirtemberg, eben so gut als Justinian, gewissen Personen, *per modum privilegii*, die Eigenthumsklage, ohne Eigenthumsrecht, haben verleihen können, gleichsam als wenn sie das letztere gehabt hätten? No. XVI ist nur gleichsam ein Anhang der vorhergehenden Abhandlung und bedarf keiner weiteren Beantwortung. Aber dieser Aufsatz beweist, dass der Vf. seinen Gegenstand von allen Seiten kennt, und die Vorschläge desselben findet Rec. wirklich gut. In No. XVII stellt der Vf. eine Meinung auf, die Rec. nicht billigen kann, da sie nicht nur die dem Vf. bekannten Gründe, sondern auch das wirt. Landrecht 4 Th. 9 Tit. §. 2 und 12 Tit. §. 1 u. 2 ein hofgerichtliches Urthel bey *Häberlin* S. 351, zwey Gutachten der Juristenfacultät in Tübingen und den ganzen Geist des Landrechts (s. *Griesinger* VIII Band. §. 288), so wie *Harpprecht* und *Hochstetter Annot. ad Jus Wirt.* §. 27. p. 4 gegen sich hat. — In No. XVIII A) entscheidet der Vf. zwey Rechtsfragen über die statutarische Nutzniessung. Die erste Frage: ob die statutarische Nutzniessung der Ehegatten auch bey der testamentarischen Erbfolge Statt finde, wird unrichtig negativ entschieden, da es bekannt ist, dass *im Zweifel* die statutarische Nutzniessung auch bey der testamentarischen Erbfolge Statt finde, und dass man von dem Testirer *im Zweifel* annimmt, dass er sich den allge-

meinen Gesetzen in seiner Verordnung gefügt habe. Dieser Grundsatz wird nicht nur durch das wirt. Landrecht 4 Th. 9 Tit. „Wo auch u. s.", sondern auch durch die allgemeine Praxis, sowohl in als ausser Wirtemberg (s. *Harpprecht* Vol. II. Disp. 76 §. 26), ausser allen Zweifel gesetzt. Die zweyte Frage: ob die statutarische Nutzniessung durch Testamente dem Gatten von dem Gatten entzogen werden könne, entscheidet der Vf. ganz richtig gegen *Weishaar*. Aber seine Gründe sind weder entscheidend noch erschöpfend. Namentlich beweist sein erster Grund *zu viel*, weil in den vom Vf. angezeigten Titeln des Landrechts S. 441, 451 u. 452 auch die Errungenschaftshälfte, den blossen Worten nach, nur auf die Intestaterbfolge gestellt ist, obwohl es nicht dem mindesten Zweifel ausgesetzt seyn kann, dass sie auch auf die testamentarische Erbfolge gehe. Es lassen sich für die Lehre des Vfs. ganz andere, weit wichtigere und weit entscheidendere Gründe anführen, nur hier nicht. Dass *Weishaar* die Stelle in den Cons. Tub. Vol. 8. Cons. 89. n. 87 et 88, auf die er seine Meinung stützt, missverstanden habe, beweist die No. 83 u. 85 desselben Gutachtens deutlich; denn hier billiget der Consilienstellег *Schöpff* ausdrücklich die Meinung *Harpprecht's*, welche *Weishaar* mit *Schöpff* widerlegen will. Die dritte Frage, welche der Vf. in dieser No. Lit B) entscheidet, ist, nach Rec. vollkommener Überzeugung, wieder unrichtig entschieden. Der aus *Thibaut* entlehnte Satz kann, trotz seiner Richtigkeit, dem Vf. zu seinen Absichten nichts helfen. Die Nutzniessung von dem Vermögen der Kinder, welche das römische Recht nur dem Vater bewilligte, hat das wirt. Statut auch der Mutter bewilliget, und nach dem Geiste der wirt. Gesetzgebung, der überall im Landrechte herrschend ist, soll die Mutter, in Absicht auf die Nutzniessung, ganz gleiche Rechte mit dem Vater geniessen. Wenn nun, wie nicht zu leugnen ist, der Vater im Wirtembergischen, noch heut zu Tage, unter Berufung auf die No. 117. Cap. 1, die Nutzniessung des seinem Kinde von einem Ascendenten zu hinterlassenden Pflichttheils, als ein ihm nicht zu entziehendes Recht, verlangen kann; so muss auch der wirt. Mutter, wegen dieser Gleichstellung der väterlichen und mütterlichen Nutzniessung, eben dieses Recht zustehen, um so mehr, als die statutarische Nutzniessung der Mutter mehrere und wichtigere Rechte in sich begreift, als selbst die römische Nutzniessung des Vaters, und als wir berechtiget sind, zu behaupten, dass selbst die No. 117 Cap. 1. auch der Mutter Erwähnung gethan haben würde, wenn dieser nach römischem Rechte, wie dem Vater, überhaupt eine Nutzniessung auf dem Vermögen ihrer Kinder bewilliget gewesen wäre. Auch steht des Vfs. Meinung noch überdiess die wirt. Praxis bestimmt entgegen. S. Cons. Tub. Vol. 2. Cons. 136. n. 8. In No. XIX entscheidet der Vf. zwey sehr wichtige Fragen des W. R. wieder ganz unrichtig. Der Kürze wegen bezieht sich Rec. diessfalls auf *Griesinger's* neuerlich erschienenen IX Bd. des Commentars über das wirt. Landrecht §. 322 u. 323. Was der Vf. S. 191 Note (a) bey *Weishaar* nicht verstehen kann, ist sehr leicht zu verstehen, und sehr richtig von *Weishaar* gesprochen. In No. XX sind die Zweifel, welche der Vf. gegen *Röslin's* und Anderer richtige Behauptung vorbringen will, von gar keiner Erheblichkeit. Der Vf. vergisst alle Pflichten eines Interpreten, verliert sich in ein vages Räsonnement, und streitet mit ganz unbedeutenden und nichtigen Conjecturen gegen die deutlichen Worte der wirt. Gesetze und die stärksten Gründe seiner Gegner. Auch gegen das, was der Vf. in dieser No. Lit. B über den Abzug der Legate vorträgt, gilt dieselbe Bemerkung. Auch hier will er, aus *ungewissen* Conjecturen des Willens der Erblasser, gegen die anerkanntesten und klarsten gesetzlichen Grundsätze streiten, ohne zu bedenken, dass dieses dem Interpreten nie erlaubt ist, und dass die Erblasser es sich selbst beyzumessen haben, wenn sie gegen das, was die Gesetze einmal *im Zweifel* annehmen, und was der Disposition der Erblasser überlassen bleibt, keine besondere Anordnung machen. In No. XXI hat sich der Vf. wieder selbst ausgeschrieben. Die Sache war nichts weniger als schwierig. Der Rechtsfall No. XXII, der wirklich manche Schwierigkeiten hatte, ist von dem Vf. sehr richtig entschieden worden. In No. XXIII hat der Vf. nichts Neues vorgetragen, sondern nur wiederholt, was Andere vor ihm gesagt haben. Die Abhandl. No. XXIV ist wieder nur ein neuer Abdruck aus einem schon längst erschienenen Buche, obgleich diese Abhandl. 47 Seiten einnimmt. Die Abhandl. No. XXV enthält nichts Neues; aber Rec. billigt die Grundsätze des Vfs. in der Hauptsache. In No. XXVI rügt der Vf. richtig einen auffallenden Widerspruch des D. *Pfizer*. In No. XXVII sind die Bemerkungen des Vfs. im Allgemeinen meistens richtig; aber *Klüber*, *Gmelin*, *Danz*, *Bunz* und Andere hatten diese Ideen schon längst angegeben, und der Vf. suchte dieselben nur weiter auszuspinnen und mit mehreren Worten aufzuputzen; was er überhaupt nicht selten zu thun pflegt. Ganz überflüssig ist S. 280 Not. (a) die Excursion gegen *Bunz*, der ja ganz bestimmt nur von einem von *beiden Eheleuten* unterschriebenen Schuldscheine spricht. In No. XXVIII und XXIX hat der Vf. abermal zwey frühere Aufsätze wieder abdrucken lassen, und mit diesem Abdrucke 75 Seiten ?? angefüllt. In No. XXX wärmt der Vf. seine früheren unrichtigen Begriffe über den Vorbehalt des Eigenthums auf der verkauften Sache wieder auf. Uneingedenk der *L.* 6. §. 1. *D. de contrah. emt.* und der *L.* 34. *D. de Reg. jur.* setzt er stets den einzigen und letzten Zweck und den auf diesen gegründeten wechselseitigen Willen der Contrahenten ausser Augen; verliert sich in unnöthige Spitzfindigkeiten, und sucht mit diesen die deutlich ausgesprochene Absicht der Contrahenten zu vereiteln. Er will *Thibaut* und *Bunz* widerlegen; erörtert ihnen bekannte Sätze, und will ihnen über Dinge Belehnung geben, die diese weit besser, als er selbst, verstanden haben. Er hat besonders von dem Letzteren einzelne Nebensätze angegriffen, und auch

wirklich einige Nachläſſigkeiten in der Darſtellung aufgedeckt: aber trotz dieſer Fehler hat *Bunz* in der Hauptſache weit richtiger geſehen, als der Vf., dem dasjenige, was *Ant. Faber*, *Berger*, *Gottfr. Maſcov*, und Andere hierüber gründlicher und beſſer geſchrieben haben, gänzlich unbekannt geblieben iſt. Was der Vf. in No. XXXI und XXXII vorträgt, iſt richtig und befriedigend; gehört aber, da es nur die praktiſche Manipulation und den Calcul betrifft, mehr in das Fach des Schreibers, als des Rechtsgelehrten. Der Aufſatz No. XXXIII konnte dem Vf. nur ſehr wenig Mühe koſten. Nach demjenigen, was ihm von den Erklärern des W. L. vorgearbeitet war, konnte er die zerſtreuten Theile mit leichter Mühe ſammeln und näher zuſammenſtellen.

Ma.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Über das Geſchäft des Friedensrichters in correctionellen und peinlichen Unterſuchungsſachen.* Nebſt einem Anhang über die Behandlung der Injurienſachen, vom Tribunalsrichter *Darguth.* 1809. 22 S. 8. Der Vf., welcher während des Trimeſters, wo ihm die Führung der peinlichen Unterſuchungen oblag, häufige Bemerkungen darüber gemacht hat, „daſs einige Friedensrichter in dem durch das 15 Bülletin ihnen zugetheilte(n) Geſchäft(e) der Conſtatirung des *corporis delicti* zu viel, andere aber zu wenig, auch wohl beides zugleich in derſelben Sache thaten," hat ſich hiedurch bewogen gefunden, die gegenwärtigen Blätter zu ihrer Belehrung abdrucken zu laſſen. — Da über die Gegenſtände, welche der Vf. abhandelt, nunmehr (bereits unter dem 29 Dec. v. J.) eine die Sache erſchöpfende Inſtruction des Hn. Juſtizminiſters erſchienen iſt, die ſich eben ſo ſehr durch die klaren Anſichten, welche ſie darbietet, auszeichnet, als die gegenwärtige Schrift durch Dunkelheit, die aus unnützen Diſtinctionen entſteht, und durch einen barbariſchen und im höchſten Grade fehlerhaften Vortrag miſsfällt: ſo iſt dadurch dieſe Schrift bey ihrer Geburt ſchon überflüſſig geworden. Wenn der Vf., bey aller von ihm geſchehenen Beſchränkung der Functionen des Friedensrichters in peinlichen und correctionellen Angelegenheiten, jene dennoch weiter ausdehnt, als es die Meinung des Geſetzes war: ſo will dieſerhalb Rec. mit ihm nicht rechten, da, vor der Erſcheinung der miniſteriellen Inſtruction, jener Irrthum wohl nicht anders als durch ein genaueres Studium der Quellen des königl. Decrets vom 27 Jan. v. J. vermieden werden konnte, und von dieſen ſcheint der Vf. nichts zu ahnden. Er vermeint, daſs der Friedensrichter in der Unterſuchung ſo weit fortſchreiten müſſe, daſs ſich aus ſeinen Verhandlungen die Frage beurtheilen laſſe: ob eine förmliche, es ſey correctionelle oder criminelle, Unterſuchung einzuleiten ſey, und überträgt alſo dem Friedensrichter ein ganzes Stadium der Unterſuchung, nämlich die vollſtändigen ſogenannten Scrutinien-Verhandlungen. Der Juſtizminiſter ſagt dagegen ausdrücklich in ſeiner angeführten Inſtruction: „der Friedensrichter hat weiter nichts zu thun, *als was jeder anderer Hülfsbeamter der Policey bey Criminalſachen zu thun hat;*" ferner: „den Friedensrichtern (welche, *wenn von Vergehen und Verbrechen die Rede iſt*, nur als Hülfsbeamte der Policey zu betrachten ſind) iſt eine weitere Unterſuchung der Vergehen und Verbrechen, *ſo wenig als den übrigen Hülfsbeamten der Policey*, geſtattet. Ihre Befugniſs zur Mitwirkung in peinlichen Sachen beſchränkt ſich auf den Drang der Umſtände und die Nothwendigkeit. *Es iſt ein Irrthum, wenn man in einigen Diſtricten den Friedensrichter zur erſten Einleitung des peinlichen Verfahrens berechtigt glaubt.*" Dieſe wenigen Worte gewähren eine unendlich deutlichere Vorſtellung von dem friedensrichterlichen Geſchäfte, als des Vfs. pedantiſche Abtheilungen und Unterabtheilungen, die nichts helfen, als einen Leſer, der auch nur ahndet, wie ein guter Vortrag beſchaffen ſeyn müſſe, von der Lectüre des Buches zurückzuſcheuchen. Iſt es nun aber auch dem Vf. zu verzeihen, wenn er den Geſichtspunct *nicht ganz* richtig faſste, dem er allerdings ſehr nahe trat, da es ihm an allen Hülfsmitteln gänzlich gefehlt zu haben ſcheint (obgleich niemand ohne ſolche etwas zu ſchreiben unternehmen ſollte): ſo verdient es doch keine Entſchuldigung, daſs er dem Publicum ſo wenig Achtung beweiſt, eine mit den gröbſten Sprachſchnitzern angefüllte Schrift, ohne ſie einem kritiſchen Freunde zur Correctur anvertraut zu haben, ſofort abdrucken zu laſſen; nicht anders, als wäre eine Druckſchrift eine Relation, die, nachdem ſie von den Herren Collegen geleſen wurde, auf ewige Zeiten reponirt wird. Stellen wie: „ſo frägt es ſich zuvor über die Definition des *corporis delicti.*" — Es *ſpricht* gegen Jemanden *indicia*, . . . entweder a) aufgenommener Beweis . . . oder b) *indicia*, die . . . finden ſich nicht ſelten. Wann wird endlich die Zeit kommen, wo man ſich überzeugt, daſs ein dem öffentlichen Druck beſtimmter Aufſatz andere Eigenſchaften haben müſſe, als Blätter, die man entweder zu ſeiner Belehrung, oder für ſeine nächſten Umgebungen aufſetzte? Wie mancher tüchtiger Geſchäftsmann verſcherzte den, als ſolcher, erworbenen Ruf durch die unzeitige Begierde, *zum Beſten der Menſchheit* ſein *opuſculum* gedruckt bewundern, und einem hohen Gönner zuſenden zu können!

F . . . . k.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Solbrig: *Was iſt Politik?* 1808. 40 S. 8. (8 Gr.) Eine kleine ſeltſame Schrift, deren Vf. wahrſcheinlich ein junger Mann iſt, der es herzlich gut meint, ſich bieder und natürlich zeigt, mit deſſen Werkchen es aber übrigens nicht viel zu bedeuten hat. Politik ſey an der Tagesordnung; wie das Liedchen Marlbrough den Reiſenden, ſo verfolge ſie jeden ehrlichen Mann, er möge ſich ſtellen, wie er wolle. Und dennoch hätten die Wenigſten wohl einen richtigen Begriff von der Politik; eine Unterſuchung der Bedeutungen dieſes Wortes könne daher weder überflüſſig noch unnütz ſeyn, (welches wohl ſo ziemlich einerley iſt). Etymologiſch heiſse Politik die Wiſſenſchaft von der zweckmäſsigen Einrichtung einer Stadt, dann eines Staats, alſo Staatswiſſenſchaft. Was Ariſtoteles eigentlich Politik nenne, ſey dunkel und unbrauchbar für uns; es ſeyen eine Menge Sätze aus dem Staatsrecht und der Staatsverwaltung. — Ferner nehme man den Ausdruck Politik für Klugheit, Schlauheit, Pfiffigkeit: ſo *Chriſtian von Wolf*, ſo der gemeine Mann. Daher dann weiter die Meinung, als ſey Politik die Kunſt zu verläumden, zu betrügen, Cabalen und Intriguen zu machen — „eine teufeliſche Kunſt," die aber viel geübt werde, z. B. auf Univerſitäten, „wo dieſes ſcheuſsliche Ungeheuer im Dunkeln umherſchleiche, und raubgierig die Ehre und das Verdienſt manches würdigen Gelehrten zu zerfleiſchen ſuche." Ja, der Vf. verſichert, das ſey der Fall ſelbſt auf den berühmteſten Univerſitäten unſeres Vaterlandes. Aber „er wendet ſeinen Blick bald hinweg von dieſen Gräuelſcenen," um zu bemerken, daſs die Geſchichte aller Zeiten predige, wie dieſe Politik auch in der Staatsverbindung abſcheuliches Unheil anſtifte, z. B. unter Friedrich Wilhelm II, der einer Menge Ausländer die einträglichſten Bedienungen u. ſ. w. gegeben habe. Der gröſste Staatsmann aber müſſe auch der redlichſte Menſch und beſte Chriſt ſeyn; vor allen ſey dieſes dem Fürſten nothwendig: der König von Sachſen, welcher die Politik des ehrlichen Mannes ſtets bewahrt, und die Königswürde, die Souveränetät und das Herzogthum Warſchau (wie zur Belohnung) erhalten habe, könne beweiſen, wie viel das austrage. — Weiter heiſse Politik die Kunſt nachzugeben, wo man zu ſchwach iſt, ſein Recht zu behaupten. In dieſer Bedeutung hätten die Deutſchen die Politik immer ausgeübt ſeit dem raſtadter Congreſſe. Wenn man aber von „einem *ſyſtematiſchen* (!) Begriffe" ſprechen wolle: ſo könne von dieſen Bedeutungen nicht die Rede ſeyn. Alsdann müſſe man mit *Schlözer* unter Politik die Lehre vom Staate, die Staatsgelahrtheit verſtehen, welche der Inbegriff alles deſſen ſey, was ſich auf Staat und Regierung beziehe. Dann wird noch auf ein paar Seiten aufgezählt, was der Vf. nach *Schlözer* zu dieſer Staatsgelahrtheit rechnet, und das Ganze mit einer gehörigen Anzahl Anmerkungen, in welchen der Vf. ein Specimen ſeiner Gelehrſamkeit und Beleſenheit giebt, beſchloſſen.

λ—φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MÄRZ, 1809.

ÖKONOMIE.

Halle, in Commiss. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Landwirthschaftliche Zeitung für das Jahr* 1807 u. 1808, oder *Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Land- und Haus-Wirthschaft für praktische Landwirthe, Kaufleute und Fabricanten.* Unter der Leitung einer Gesellschaft praktischer Landwirthe herausgegeben von *G. H. Schnee*, Prediger zu Gross-Oerner etc. der Jahrgang besteht aus 12 Monatsheften, jeder von etwa 6 Bog. in kl. 4. (Preis des Jahrgangs 2 Rthlr. 16 gr.)

Obgleich diese Zeitschrift das nicht ist, was ihr Titel verspricht, nämlich ein Blatt, das die Neuigkeiten des Tages enthält, und den Leser mit den Umständen des Augenblicks bekannt macht, um sie nach seiner individuellen Lage zu seinem Besten zu nutzen; sondern nur eine Sammlung von neuen Aufsätzen über landwirthschaftliche, und — zuweilen auch — technische und kaufmännische Gegenstände: so hat sie doch in dem Betrachte, dass sie so mancherley nützliche Kenntnisse sehr allgemein und schnell verbreitet, Wissbegierigen reichlich Belehrung ertheilt, und unter ihr Publicum einen gewissen Eifer bringt, Verbesserungen seines Geschäftsganges auszusinnen, zu versuchen, und sich die Resultate gegenseitig mitzutheilen — kurz, als Beförderungsmittel der allgemeinen Bildung ein grosses Verdienst. Mit Vergnügen sehen wir, dass dieses auch erkannt und geschätzt wird, und dass diese Zeitung jetzt mit zu den gelesensten Blättern in Deutschland gehört. Sichtbar erhält sich ihr innerer Werth im Steigen; die Aufsätze nehmen von Tage zu Tage an Interesse zu, und selbst der Vortrag wird immer sprachrichtiger, gefälliger und eleganter; und es ist für den Beobachter gewiss ein erhebender Anblick, so viele Menschen, die nichts weniger als eine gelehrte Bildung gehabt haben, gleichwohl so gut schreiben zu sehen.

Die stehenden Artikel dieser Zeitung sind noch immer die Erndte- oder vielmehr Wirthschafts-Berichte, die Nachrichten von der Witterung, und die Verzeichnisse der Fruchtpreise. So, wie diese aber jetzt gegeben werden, scheinen sie uns doch nicht ganz zweckmässig. Die Erndteberichte haben erstlich den grossen Fehler, dass sie selten sehr richtig sind. Sie enthalten die Beobachtungen des Berichterstatters gewiss nur von seinem Orte, aber gemeiniglich als ein von dem Erfolge in der ganzen Gegend abgezogenes Resultat. Was für auffallende Verschiedenheiten treten aber nicht schon innerhalb weniger Meilen ein! Wir müssen daher wünschen, wenn ja dergleichen Berichte ferner noch ertheilt werden sollen (ob wir gleich nicht sehen, was sie eben für Nutzen bringen können), dass die Orte, wo die Beobachtungen gemacht sind, namentlich angegeben werden mögen. Zweytens haben wir aber auch das daran auszusetzen, dass dabey kein allgemeiner Plan, der allein auf das wirklich Nützliche und Interessante gerichtet wäre, befolgt wird.

Die Witterungsbeobachtungen verdienen als historisches Datum für die Zukunft freylich aufbehalten zu werden: wozu sollen sie aber in einem solchen ökonomischen Blatte dienen? Was nur irgend für einen Gebrauch könnte der Landwirth, der einige Meilen von dem Orte der Beobachtung wohnt, davon machen; und wenn sich kein Gebrauch davon machen läfst, müssten sie nicht lieber wegbleiben? Die Verzeichnisse der Fruchtpreise können den Lesern einen zweyfachen Nutzen gewähren, erstlich den, die Handelsspeculation zu bestimmen; und zweytens den, zu Anschlägen, Berechnungen und Vergleichungen zu dienen. Jenen ersten Nutzen haben sie aber so, wie sie in dieser Zeitung ertheilt werden, nicht, indem sie in der Regel immer um 6 Wochen zu spät kommen, also erst in einer Zeit, in der sich die Conjuncturen schon längst wieder geändert haben. Um zu Anschlägen und Übersichten zu dienen, würden sie aber den Geschäftsmännern gewiss am angenehmsten am Schlusse jedes Jahres unter Eins, u. unter einen einzigen Gesichtspunct gebracht, erscheinen.

Von allen übrigen Aufsätzen den Inhalt hier anzuführen, würde der Raum, den wir in Anspruch nehmen dürfen, nicht verstatten: aber Einiges zu erwähnen, und dabey unsere Gedanken zu sagen, können wir nicht unterlassen. Im Jahrgang 1808, S. 16 tadelt Hr. *Rosenthal* den Hn. *Müller*, dass er in seiner Bierbrauerkunst geäussert habe: „nach seinen Grundsätzen erhalte man statt zehngradiges jetzt zwanziggradiges Bier, also ein Product, *das noch einmal so stark* sey." Dieses „noch einmal so stark", meint Hr. R., könne nicht anders verstanden werden, als „*vom doppelten Gewichte*", oder wovon das Mass, das vorhin nur 2 Pfund 8 Loth gewogen habe, nur $4\frac{1}{2}$ Pfund wiege. Aber wie unrecht versteht hier den so bekannten Kunstausdruck der Mann, der über Technologie doch selbst so viel Alphabete geschrieben hat? Heisst denn „zehnlöthige Soole auf zwanzіglöthige gradiren" nicht, dass das Gefäss voll Soo-

le, welches vorhin zehn Loth Salz aufgelöst enthielt, nun zwanzig enthält; wiegt denn darum diese Soole nunmehr zwey Pfund, anstatt dass sie vorhin 1 Pf. wog; und kann es nicht eben so mit dem Biere seyn? S. 25 — 28 wird die sehr wichtige Beobachtung mitgetheilt, dass bey dem Verbacken des mit Tollkorne vermischten Getreides ein ganz geringer Zusatz von Mays die Wirkung des Tollkorns vernichtet. Wenn das Tollkorn wirklich so gefährlich ist, woran wir aber doch noch zweifeln: so verdient die Sache gewiss weiter untersucht, und ganz in das Reine gebracht zu werden. S. 28 und an mehrern anderen Stellen, sind Erfahrungen mitgetheilt, nach welchen der sibirische Lein keinen brauchbaren Bast hat, folglich seines Nutzens wegen gebauet zu werden nicht verdient. Auch von unseren Untersuchungen ist dieses bis jetzt das Resultat gewesen. Vielleicht aber haben wir Untersucher alle in der Behandlung gefehlt? Da dieser Lein, wenn der Bast davon sonst gebraucht werden kann, vor dem gemeinen so grosse Vorzüge hat: so wünschten wir, dass die Fortsetzung der Versuche noch nicht ganz aufgegeben werden möchte. S. 30. Bemerkungen über die Drehkrankheit der Schafe verrathen Unbekanntschaft mit der sonst sehr bekannten Sache. S. 31. Ein Aufsatz von *Petri* über die Schafzucht in Russland erschöpft zwar diesen Gegenstand nicht, enthält aber sehr schätzbare Beyträge dazu. S. 46 und an mehreren anderen Stellen ist in einem Aufsatze über das flache und tiefe Pflügen vieles, aber doch noch nicht alles für und wider vorgebracht; auch diese Lehre ist noch einer weiteren Erörterung werth. S. 47 wird zu Vertreibung der Wickelraupe das Räuchern mit Hornspähnen vorgeschlagen, welches aber im Grossen nicht ausführbar ist. S. 54. Ein sehr schätzbarer Aufsatz von Hn. *Corthum* zu Zerbst über den Weinbau und dessen Verbesserung in Deutschland. Hr. *C.* lässt uns alles von der Wahl der Sorten erwarten, von Klima und Boden nur wenig fürchten. S. 69 verwirft Hr. *Rosenthal* die Himmelsgerste zum Verbacken gänzlich, weil der Teig davon fliesse, wie von ausgewachsenem Getreide. Dieses zu schnell gewagte Urtheil wird aber weiterhin von einem Anderen durch bessere Erfahrung mit Recht widerlegt. S. 81 erwähnt Hr. *Rosenthal* einiger Pressblöcke von Weidenholz, und wie am Ende der Mangel an dergleichen Holze zur Anschaffung von eisernen in der Gegend von Nordhausen Veranlassung gegeben habe. Da so wenig weidene als eiserne Pressblöcke in Deutschland sehr bekannt seyn möchten: so würde eine umständlichere Nachricht davon dem Publico gewiss willkommen seyn. S. 85 wird ein ungemein empfehlungswerther Contract eines Schäfereyherrn mit seinem Schafmeister mitgetheilt. S. 102 u. a. m. St. Erzählungen von Versuchen mit ausländischen Getreidearten. Nützlich und gut; aber leider! ist es bisher mit allen nur bey der Spielerey im Kleinen geblieben, für das Publicum also kein Nutzen daraus erwachsen. Der Fehler liegt gemeiniglich darin, dass der eine Landwirth die Versuche immer mit zu vielerley Arten anfängt, aber der Arbeit damit nicht vorkommen kann, und die Sache dann, ohne Resultat gefunden zu haben, wieder liegen lässt. Viel weiter würden wir seyn, wenn einer nur Eine Art zu versuchen unternommen, davon aber auch nicht eher wieder abgestanden hätte, bis er zu einem endlichen Resultate gekommen wäre. S. 109 ff. Hn. *Albanis Beaumont* Geschichte seiner Merinoschäferey — sehr einladend; aber wie lange kann es dauern, dass ein Lamm zu 6 Pistolen verkauft wird? S. 143. Mittel gegen das Buglahmwerden der Pferde. Dergleichen Quacksalbereyen müssten in dieser, sonst auch wissenschaftlich guten Zeitung nicht vorgeschlagen werden! S. 177. Das Recept zu der vom Hn. P. *Lampadius* erfundenen Wagenschmiere. Sonderbar, dass von dieser in dieser Zeit so oft empfohlenen Composition Niemand bemerkt hat, dass sie nur im Trocknen gebraucht werden kann, im Nassen aber weggewaschen wird. S. 178 schlägt Hr. *Schmalz* vor, gegen Schnecken den Acker mit zerschnittenen Kürbissen zu bestreuen, die sie lieber fressen als das grasartige Wintergetreide. Indem sie das Kürbisfleisch geniessen, werde ihnen das Getreideblatt entwachsen. Wohl nur im Kleinen ausführbar, zumal da es lange dauert, ehe den Schnecken die Saat entwächst. S. 181. Sollen die Sperlinge vertilgt werden? Ein sehr zweckmässiges, der Aufmerksamkeit werthes Gutachten nicht über das „ob", sondern über das „wie." S. 211. Erfahrung, dass das Abbrechen der Blüthen der Kartoffeln den Knollen an ihrer Vervollkommnung, wo nicht hinderlich, doch dazu auch nicht förderlich sey. Wir stimmen dem Vf. völlig bey, und halten das Abbrechen der Blüthen, insofern es das frühere Absterben des Krautes verursacht, wirklich für nachtheilig. S. 213. Irdenes Kochgeschirr feuerfester zu machen, soll man es zuerst mit einer dünnen Leimmasse einigemale überziehen und trocknen, darauf aber mit Leinöl bestreichen! S. 225. Um die Bereitungen aus Flachs und Hanf gegen das Verstocken zu sichern, sollen sie vor der Verarbeitung in eine Lohbrühe geweicht werden. S. 250 u. a. m. St. werden Erfahrungen angeführt, woraus sich ergeben soll, ob das Hornvieh mit rohen Kartoffeln ohne Gefahr gefüttert werden kann. Noch widersprechen sich dieselben aber so sehr, dass die Frage unentschieden geblieben ist. S. 364 u. a. m. St. finden sich Aufsätze über die wirthschaftliche Taxe der Inventarienstücke bey Pachtübergaben. Man hat aber darin den Punct, worauf es doch allein ankömmt, übersehn, dass eine solche Taxe als nicht vorhanden betrachtet werden muss, wenn weder in dem Pachtcontracte etwas darüber bestimmt, noch auch bey den vorigen Übergaben dessfallsige Grundsätze festgesetzt sind. S. 364 wird gerathen, da, wo der weisse Kopfkohl nicht gerathen wolle, Wirsing und Savoyekohl dafür zu bauen, indem diese Kohlarten sicherer gerathen und nicht weniger ertragen. S. 393 sehr gute Erfahrungen von der Ergiebigkeit der Kühe an Milch und von dem Gehalte der Milch an Butter nach der Verschiedenheit der Nah-

rungsmittel. S. 401. Wetterprophezeihungen für das Jahr vom 1 Oct. 1808 bis dahin 1809, die bis jetzt (den 27 Januar 1809) ziemlich eingetroffen sind. S. 403 ein sehr glaubwürdiges Zeugniss des Hn. Amtm. *Gülke* zu Remda bey Rudolstadt von der Güte der Brennerey-Einrichtung des Hn. *Schmalz* in hölzernen Gefäßsen. S. 420. Dass Verwalter nicht nach Procenten zu lohnen seyen; weil sie dann nur für die gegenwärtige Erhöhung des Ertrags der Güter gleichgültig gegen die Verschlechterung desselben für die Zukunft sorgen werden. S. 421. Erfahrung von einem schlechten Erfolge der Einimpfung der Schafpocken. Nach unserer Beobachtung ist der gerühmte gute Erfolg oft nur Täuschung, indem die Pocken von selbst aufgehört haben, und das Vieh, das durch die Impfung gerettet seyn soll, sie gar nicht gehabt hat. S. 430 erzählt Hr. *Schw.*, wie ihm das Säen der Linsen vor dem Winter gelungen ist. Sollte diess aber nicht Folge der Gelindigkeit des Winters oder anderer günstiger Umstände gewesen seyn? S. 466 wird gerathen, statt des sogenannten holländischen Klees den gemeinen Wiesenklee künstlich anzubauen. Ein sehr guter Rath, da dieser Klee allerdings eine Abart ist, die sich für unser Klima und unseren Boden besser schickt! *α.*

BOTANIK.

BERLIN, b. Schüppel: D. *Carol. Ludov. Willdenow*, Bot. et Hist. nat. Prof. publ. ordin., *Hortus Berolinensis*, sive *Icones et Descriptiones plantarum rariorum vel minus cognitarum, quae in horto regio botanico Berolinensi excoluntur.* Fascic. III—VI. 1804—7. Fol. (16 Thlr. 16 Gr.)

Hr. Prof. *Willdenow* fährt unverdrossen fort, in diesem immer wichtiger werdenden Werke, uns mit manchem seltenem Gewächse bekannter zu machen, wenn gleich sehr zu wünschen wäre, dass für eines und das andere, schon bekannte, ein anderes seltenes, woran es ihm bey seinem ansehnlichen Vorrathe noch ganz unbekannter Pflanzenarten nicht fehlen kann, gewählt worden wäre, da zumal dieses Werk, bey seinem allmählichen Fortschreiten auch an Kostbarkeit zunehmen muss. *Fascic. III.* Tab. XXV. *Prenanthes corduta;* neu, aus Pensylvanien. Diese Art wurde ehebin, so wie *Prenanth. rubicunda*, und wahrscheinlich auch *Prenanthes foliis trilobis. Amoen. acad. II. p.* 560. *tab.* 4. *fig.* 23 für eine Spielart der *Pren. alba* gehalten, von der sie nun auch Hr. *W.* mit Recht entfernt gehalten. Tab. XXVI. *Centaurea straminea* ist die *Cent. prolifera Vent.*, die schon im *horto Cels.* Tab. 16 abgebildet worden. In ihrem Vaterlande ist sie *acaulis*, deshalb wird *Cent. glomerata Vahl. symb. II. p.* 94, nun auch von Hn. *W.* (*Spec. Pl. T. III. P. III. p.* 2312) mit Recht hieher gezogen. Tab. XXVII. *Solanum Humboldtii*, aus Südamerika am Rio negro. Unstreitig viel ähnliches mit dem gem. *S. lycopersic. L.* Es unterscheidet sich doch durch viel kürzere Kelchblättchen und kleinere Früchte. Vielleicht die nämliche Art, welche schon *C. Bauhin* unter der Benennung: *Solanum racemosum cerasorum forma*, *Pin. p.* 167, kannte, und welche *Ruiz* und *Pavon* an der Seeküste von Peru so häufig angetroffen haben? Tab. XXVIII. *Kochia dentata.* Ist auch sonst unter dem Namen: *Kochia atriplicifolia*, *Sprengel* erst. Nachtr. zu der Beschr. des botan. Gartens zu Halle p. 35. No. 46 bekannt. Vergl. *Roth* N. Beytr. zur Botan. I. n. 3. p. 377. Der Charakter *generis* verdient mit dem von Hn. *Roth* (*Schrader* Journ. f. d. Bot. 1800. p. 307) angegebenen verglichen, und besonders im Bezuge dessen, was Hr. *W.* hier über den *Kelch* angiebt, verbessert zu werden. Tab. XXIX. *Salvia chamaedrys.* Hieher gehört auch *Salvia chamaedryoides. Vahl. Enum. I. n.* 68. *p.* 251, woselbst auch das Hn. *W.* unbekannt gewesene Vaterland dieser Salbey-Art, nämlich Peru, angegeben wird. Tab. XXX. *Lobelia goodenoides.* Hieher gehört als Synonym: *Lobelia pallida. Sprengel Roth* N. Beytr. u. f. w. I. n. 71. p. 165, unter welchem Namen dieses schöne Gewächs daselbst ausführlich beschrieben worden ist. Tab. XXXI. *Ilex Cassine.* Ist die ehemals von dem Vf. unter *Ilex Cassine L.* gebrachte und für eine Spielart derselben geachtete *Ilex angustifolia Aiton*, die jedoch schon von *Walter* und *Michaux* als eine eigene Art unter *Ilex Dahoon* gewürdiget worden. Die *Var. α*, die schon *Miller* unter *Ilex caroliniana* kannte, sey die *Linnésche* Art dieses Namens nicht, obwohl eine eigene Art. Tab. XXXII. *Eupatorium teucrifolium.* Aus Nordamerika. Nun auch von dem Vf. seitdem in seinen *Spec. Pl. T. III. P. III. n.* 13. *p.* 1753 bekannt gemacht. Das *E. pilosum Walt. carol.* 199, welches der Vf. hiebey, doch nur zweifelhaft, anführt, kann kaum mit *E. teucrifol.* vereiniget werden. Die Blätter an jenem sind ungleich schmäler, deutlich gestielt, der Blüthenstand zusammengedrungener, eher als Afterdolde, als für Doldentraube anzuerkennen. Tab. XXXIII. *Chrysanthemum arcticum.* Tab. XXXIV. *Pelargonium inodorum.* Neu. Vom Vorgeb. d. g. H. wahrscheinlich. Ein Sommergewächs. Tab. XXXV. *Trillium pendulum*; aus Pensylvanien. Das ist eine der Spielarten des *Trill. rhomboid. Michaux fl. bor. americ. I. p.* 215, unter welche derselbe auch, wie Hr. *W.* richtig bemerkt hat, das *Trill. erectum L.* sehr inconsequent gebracht hat. Tab. XXXVI. *Ficus venosa.* Aus Ostindien? Vom Vf. nun auch in seinen *Spec. Pl. T. IV. P. II. n.* 16. *p.* 1136 bekannt gemacht, nur mit der Bemerkung; dass das *Aitonsche* Synonym hinwegfallen müsse. *Fascicul. IV.* Tab. XXXVII. *Pelargonium penicellatum.* Vom Vorgeb. d. g. H. Viel ähnliches mit *P. specioso*, doch durch eirunde, eingeschnitten-sägzähnigte Blätter, so wie durch ein auch zwey Blüthen tragende Blumenstiele verschieden. Tab. XXXVIII. *Nymphaea advena.* Aus Nordamerika. Schon durch des Vfs. *Spec. Pl. II. n.* 2. *p.* 1152 bekannt. Sie sey doch von der *Aitonschen* Pflanze gleiches Namens verschieden. Tab. XXXIX. *Nymphaea odorata.* Ebendaselbst einheimisch. Tab. XL. *Hemionitis dealbata.* Aus Amerika, am Rio negro. Hr. *W.* zieht hier das *Acrostichum ebenum L.*, jedoch zweifelhaft, an. Indessen

sagt *Swarz* (*Schrader* Journ. f. d. Bot. 1800. p. 13), unter *A. Calomelanos*, *hujus junior planta*. Tab. XLI. *Acrostichum Calomelanos Linn*. Folglich gehöre dieses *Acrost. ebenum L.* hieher, unter gedachter Bedingung. Tab. XLII. *Centaurea pubescens*. Neu. Das Vaterland unbekannt. Tab. XLIII. *Saxifraga vernalis*. Ist die *Saxifrag. virginiensis. Michaux fl. am. bor. I. p.* 269 (nicht 261). Tab. XLIV. *Anemone thalictroides L.* Tab. XLV. *Convallaria pubescens* Aus Pensylvanien. Neu! Hr. *W.* sagt: *medium quasi tenet inter Convall. Polygonat. et multifloram*. Tab. XLVI. *Hypochoeris hispida*. Das Vaterland dieser zweifelsohne neuen Art ist noch unbekannt. Hr. *W.* hat die Saamen derselben unter dem Namen *Leontod. tuberosum* erhalten. Tab. XLVII. *Leontodon obovatus*. Vom Vf. schon in seinen *Spec. Pl. III. p.* 1546 bekannt gemacht. Tab. XLVIII. *Borbonia alata*. Neu. Von dem Vorgeb. d. g. H. *Fascic. V.* Tab. XLIX. *Ricinus viridis*. Aus Ostindien. Nun auch vom Vf. in seinen *Spec. Pl. IV. P. I. n.* 2. *p.* 565 angezeigt, mit der Angabe des *Ricin. ruber. Rumph. amb. IV. tab.* 41 und *Rheed. mal. II. p.* 60. Tab. L. *Clutia alaternoides Linn.* LI. *Clutia polygonoides Linn.*, doch mit Ausschluss der in den *Spec. Pl. II. p.* 1475 angeführten *Burman.* und *Plukent. synonym.* LII. *Clutia daphnoides*, ist auch zugleich *Cluyt. polygonoid. Thunb. prodr.* 13. LIII und LIV. *Heracleum gummiferum*. Neu! Aus Afrika: zweyjährig. Der Vf. traf die Saamen dieser Pflanze immer unter dem *Gummi ammoniaco* an, die er oft ausgesäet, ohne dass einer aufgegangen, bis es ihm endlich glückte, wieder einige wahrzunehmen, die ihm reif zu seyn schienen, und welche er vorher zwey Tage über an einem temperirten Orte unter Wasser hielt. Diese gingen nun alle nach zwey Jahren auf, und erwuchsen zu der beschriebenen, und hier auf 2 Kupfertafeln vortrefflich abgebildeten Pflanze. Doch konnte Hr. *W.* weder aus der Wurzel noch aus dem Stamm derselben ein *Gummi ammoniacum* gewinnen, gleichwohl ist er geneigt zu glauben, dass dennoch dieses Gummi von der genannten Pflanze erhalten werde. LV. *Scrophularia lyrata*. Aus Portugall. Nach schon gefertigter Kupfertafel erhielt Hr. *W.* diese nämliche Pflanze vom Hn. Prof. *Link* auch unter dem Namen *Scroph. ebulifolia*. Wenn Hr. *W.* hier äussert, *valde affinis S. Sambucifoliae:* so steht Rec. an, der diese Pflanze auch zu kennen glaubt, ihm dieses zuzugestehen; gerade diese Art würde er hier nicht mit derselben verwandt achten. LVI. *Scrophularia tanacetifolia*. Neu! Vielleicht aus Nordamerika. LVII. *Scrophularia lucida Linn.* LVIII. *Scrophularia multifida*. Neu. Das Vaterland derselben ist noch unbekannt. LIX. *Scrophularia chrysanthemifolia*. Diese ist die von Hn. *W.*, *nicht aber von Linné*, wie irrig behauptet wird, unter *Scrophularia canina L.* angeführte *var.* β. Mit dieser darf nicht verwechselt werden eine andere Art, die auch sonst bald für *var.* β. der *Scroph. canin. L.*, bald für eine eigene Art ausgegeben wird. LX. *Stachys mollissima*. Neu. Aus Corfu. Verwandt mit der *St. circinnata.*, von welcher auch die Blüthen, um den Vergleich zwischen beiden herzustellen, nebenan gezeichnet sind. *Fascic. VI.* Dieser *Fascic.* schliesst zugleich, nach dem bekannten Plane des Vfs., den *ersten* Theil dieses Werkes; er enthält überdiess das ganz in Kupfer gestochene schöne Titelblatt, die Vorrede, welche die Geschichte des königl. Gartens erzählt, und den Grundriss desselben, auf dem wir den Buchstaben P, welcher, zufolge der beygefügten ichnographischen Explication, den *introitum in hortum* anzeigen soll, vermissen. LXI. *Ribes triflorum*. Neu! Gehört unter die zweyte Abtheil. d. Gatt. *Grossularia*. Aus Nordamerika. LXII. *Anthemis rigescens*. Neu! Dem Vf. ist das Vaterland derselben noch unbekannt. LXIII. *Statice spathulata. Desfont.* LXIV. *Aspalathus hispida. Thunb.* Schon von dem Vf. in *s. Spec. Pl. III. P. II. n.* 16. *p.* 956 bemerkt. LXV. *Plectranthus parviflorus.* Wahrscheinlich aus dem südlichen Amerika, obgleich dem Vf. das Vaterland dieses schönen Gewächses damals noch unbekannt war. Rec. hat dasselbe mehrere Jahre gezogen, musste es aber wegen dessen Empfindlichkeit stets im Glashause halten, und hat bemerkt, dass selbiges in der Folge, an dem Ende des Stammes, woselbst derselbe in die Wurzel übergeht, so wie an seinen unteren Gelenken fleischigtsaftige Knollen ansetze, von gleicher Substanz desselben, und daher bald, wenn dieses geschieht, aus Vollsaftigkeit absterbe. LXVI. *Galium triflorum. Michaux.* LXVII. *Aster humilis Willd. Spec. Pl. III. P. III. p.* 2038. LXVIII. *Stellaria Arenaria Linn.* LXIX. *Geum intermedium*. Das Vaterland ist unbekannt. Viel ähnliches mit *G. rivale L.* Der Vf. erinnert, dass selbiges von dem *G. intermedio Ehrh.* verschieden zu seyn scheine. LXX. *Helianthus macrophyllus*. Neu. Aus Nordamerika. LXXI. *Caldasia heterophylla*. Ist die *Bonplandia geminiflora Cavan.*, und gehört in die *Pentandria Monogyn.* Da jedoch der Vf. bereits eine andere Gattung zur Ehre des Hn. *Bonplands* errichtet hat: so erhielt solche, auf *Humbolds* Anrathen, den Namen des D. *Joseph Caldas*, eines noch in Amerika lebenden Botanikers. LXXII. *Viola Sororia*. Neu. Aus Nordamerika.

† †

NEUE AUFLAGEN.

Osnabrück, b. Crone: *Die gelehrte Hauswirthin*. Ein Handbuch für Frauenzimmer, welches die ganze Kochkunst, sowohl Tafel- Fasten- als Civil-Speisen, alle Arten Backwerk, Eingemachten, Geräucherten, Liqueurs, Sommer- und Winter-Getränke, Geleen u. s. w. in 872 Rubriken umfasst. Mit einem Anhang vom Kochen, Fleiss, Sparsamkeit, Ordnung, Transchiren und Vorlegen. Von einer Freundin der Kochkunst. 2te verm. und verb. Aufl. 1808. 355 S. 8. (20 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MÄRZ, 1809.

CHEMIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Die Chemie in ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke* vorgestellt von *J. A. Chaptal*, Mitglied und Schatzmeister des Senats, Gross-Officier der Ehrenlegion u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen begleitet von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, kön. preuss. geh. Rathe u. s. w. Erster Band, welcher die beiden ersten Theile des Originals enthält. Mit 11 Kupfern. Zweyter Band mit einem Kupfer, welcher den dritten und vierten Theil des Originals enthält. 1808. Zusammen 921 u. XXVII S. Vorbericht. 8. (5 Thlr.)

Dass die chemischen Kenntnisse ein vorzügliches Licht über Künste, Fabriken und mehrere Handwerke verbreiten, und dass daraus für solche viel Nutzen und Vortheil zu ziehen sey, ist durch Erfahrung hinlänglich auch unter den Deutschen bestätigt. Desshalb verdient der Gedanke, eine Chemie bloss für Künstler und Handwerker für jetzige Zeit zu entwerfen (*Hoffmann* hatte ihn schon viel früher), alle Aufmerksamkeit, um so mehr, da ihn ein *Chaptal* ausführte, der sich schon bey mehreren Gelegenheiten in der technischen Chemie vortheilhaft ausgezeichnet, und der, wie er in der Vorrede sagt, seit 30 Jahren viele Etablissements eingerichtet, und noch eine viel grössere Zahl besucht hatte. Was der Vf. in der Vorrede über Fabrikenanstalt, deren Einrichtung, Verbesserung und Fortgang sagt, verdient in jeder Hinsicht Beherzigung, und Rec. hat diess mit vielem Vergnügen gelesen. Diess machte ihn auf das Buch selbst lüstern, indem er darin einen grossen Schatz von neuen unbekannten Anwendungen der Chemie auf Künste, Fabriken und Handwerke zu finden glaubte, und veranlasste ihn, durch einen genauen Auszug auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Erster Theil. Erster Titel. Von den chemischen Wirkungen. Es werden hier vorzüglich die chemischen Affinitäten erörtert, und dabey auf *Berthollets* Massverhältniss mit Rücksicht genommen. 1 *Cap. Von den natürlichen Ursachen, welche die chemischen Wirkungen modificiren.* 1 *Abschnitt. Von den Modificationen der chemischen Wirkungen. welche durch Cohäsion und die Unauflöslichkeit der Körper veranlasst werden.* Cohäsionsveränderungen, wobey die Affinitäten noch berücksichtigt werden. 2 *Abschn. Von der Modification in den chemischen Wirkungen, welche durch die Elasticität veranlasst werden.* 3 *Abschn. Von der Modification der chemischen Wirkungen, welche von Wärmestoff abhängig sind.* Der Wärmestoff wird vom Vf. als eine eigene Flüssigkeit betrachtet. Er sey der Moderateur der Affinität und Cohäsion; zugleich wird auf die Fälle hingedeutet, wo der Wärmestoff als frey und gebunden betrachtet werden könne. Unzuverlässigkeit der Meinungen über die gleichförmige Ausdehnung der Gasarten bey gleichen Temperaturen. 4 *Abschn. Von den durch die Wirkung des Lichtstoffes veranlassten Modificationen.* Der Lichtstoff wird vom Vf. ebenfalls als ein eigenthümliches Fluidum betrachtet. Es heisst hievon S. 21: „Betrachtet man den Einfluss des Lichts auf die chemischen Wirkungen: so erkennt man, dass viele Verbindungen von ihm abhängig sind, dass solches Zerlegungen veranlasst, und dass dasselbe in sehr vielen Fällen bald entfernt, bald eingesaugt wird, je nachdem seine Affinitäten dieses zulassen.“ Beym Reiben vieler Körper werde erst Wärme, und dann Licht hervorgebracht; man könne daher den Grundsatz festsetzen, dass in allen denjenigen Operationen, welche Wärme produciren, durch eine Beschleunigung derselben auch Licht hervorgebracht werde; ja in allen Fällen, wo eine Entwickelung der Wärme Statt finde, müsse auch eine Production des Lichts geschehen, welches wir aber bey einer langsamen Entwickelung nicht bemerken. Es scheine, dass alle Körper, wenn man sie mit Lichtstoff sättige, roth oder leuchtend werden. Übrigens sey die Existenz des Lichtstoffes von der Wärme unzertrennlich; denn die Wirkung der Wärme producire allezeit Licht. Der Wärme- und Licht-Stoff concurriren beständig mit einander, verwirren sich auch wohl in vielen Fällen mit einander, und scheinen dann identisch zu seyn; doch scheine der Wärmestoff leichter als der Lichtstoff absorbirt zu werden. 5 *Abschn. Von den Modificationen, welche von der chemischen Wirkung abhängig sind, die durch den Druck der Atmosphäre veranlasst werden.* Auser den bekannten Wirkungen des Drucks der Luft werden noch die kleinsten Theilchen der Körper dadurch einander genähert und ihre Affinität vermehrt. *Biot's* Erfahrung, dass eine verhältnissmässige Menge Sauerstoff- und Wasserstoffgas, stark zusammengepresst, Wasser gebe. 6 *Abschn. Von den Modificationen der chemischen Wirkungen, welche durch die Lebenskraft veranlasst werden.* (Nichts unbekanntes, und hätte hier ganz wegbleiben können). 2 *Cap. Von den Mitteln, deren sich der Chemiker bedient, um die kleinen Wassertheilchen der Körper zur chemischen Wirkung vorzubereiten.* Es gehören hieher

und Metallen. Mit Urin abgeriebener Zinnober soll eine vorzüglich schöne Farbe erhalten. Auch habe *Paysse* wahrgenommen, dass, wenn man den holländischen Zinnober unter Wasser vor den Lichtstrahlen schütze, und von Zeit zu Zeit mit einer Glasröhre umrühre, man eine Farbe von grosser Schönheit erhalte. *Woulf's* Verfahren, Musivgold darzustellen; auch habe *Boullion* ohne Quecksilber ein gutes Musivgold erhalten. Acht Unzen salzsaures Zinn werden durch kohlenstoffsaures Natrum gefällt, und mit 4 Unzen Schwefel behandelt; es gab ein schönes Musivgold, welches aber die Elektrisirmaschine nicht belebte. 8 *Cap. Von den Verbindungen des Wasserstoffs.* Seine Verbindung mit dem Stickstoff (*Ammonium*). Seine Verbindung mit dem Schwefel, dem Phosphor und der Kohle.

IV Theil. 9 *Cap. Von der Verbindung der Schwefelsäure.* In 8 *Abschnitten* von der Verbindung der Schwefelsäure mit dem Kali, Natron, Kalkerde, Talkerde, Alaunerde oder Thonerde, Eisen, Kupfer und Zink. Die natürliche Entstehung der schwefelsauren Kalkerde oder des Gypses wird, wie es auch sehr wahrscheinlich ist, von der Verwitterung der Schwefelkiese abgeleitet. (Nicht immer geben Schwefelkiese zur Entstehung der schwefelsauren Talkerde Gelegenheit; sie wittert hie und da an Gebirgen aus, wo man keine Spur von Schwefelkies findet.) 100 Theile Thon, 50 Th. salpetersaures Kali und 50 Th. Schwefelsäure zu 40 Graden, werden aus einer Retorte destillirt. Man erhalte Salpetersäure, und der Rückstand gebe Alaun von der ersten Qualität. Ausser dem rothen und grünen Eisenoxyd habe *Thenard* noch ein weisses gefunden. In den französischen Fabriken tauche man das Kupfer, welches man vitriolisiren will, in Wasser, und überziehe die nasse Oberfläche mit einer Lage gepülvertes Schwefels. Man bringe dann die Kupferplatten in einen bis zum Rothglühen geheizten Ofen, und nehme sie noch warm wieder heraus, um sie in einen mit Wasser gefüllten Kessel zu tauchen. Dieselbe Operation werde so lange wiederholt, bis das Kupfer völlig in Vitriol umgewandelt ist. 10 *Cap. Von der Verbindung der Salpetersäure* mit dem Kali; Entstehung des Salpeters und Bereitung des Schiesspulvers. Alles schon aus der eigenen Abhandlung des Vfs. über diesen Gegenstand bekannt. 11 *Cap. Von der Verbindung der Salzsäure.* Darstellung des Kochsalzes, Salmiaks, salzsauren Zinns, und ätzenden und versüssten Sublimats. Bey der Bereitung des Salmiaks, soll vorzüglich durch das kohlenstoffsaure Ammonium Gyps zersetzt, und das dadurch entstehende schwefelsaure Ammonium wieder durch Kochsalz zersetzt werden. *Hermbst.* ist die Zersetzung des Gypses durch Ammonium nicht nach Wunsch gelungen. 12 *Cap. Von den Verbindungen der oxygenirten Salzsäure mit Kali.* 13 *Cap. Von den Verbindungen der Weinsteinsäure.* Säuerlich weinsaures Kali. (Bey der Reinigung desselben fehlt die Anwendung der Kohle.) 14 *Cap. Von den Verbindungen der Essigsäure.* Verbindung des Essigs mit dem Bley - und Kupfer - Oxyd. Bleyzucker- und Grünspan - Bereitung. 15 *Cap. Von den Verbindungen der Sauerkleesäure.* Sauerkleesalz. 16 *Cap. Von den Verbindungen der Boraxsäure.* Borax. Holländischer und chinesischer Borax sey nur in Ansehung der Reinheit verschieden, und komme aus einer Fabrik. 17 *Cap. Von den Verbindungen der Blausäure.* Berlinerblau. 18 *Cap. Von den Verbindungen der Gallussäure.* Dinte. Tabellarische Übersicht über die beste Zusammensetzung der Dinte. 19 *Cap. Von den Verbindungen der Kohlensäure mit dem Bley.* (Schieferweiss, Bleyweiss). Ausser dem gewöhnlichen Verfahren, das Bleyweiss durch Essigdämpfe zu bereiten, giebt der Vf. noch ein anderes aus Glätte an. 100 Theile salzsaures Natrum werden in 4 Th. Wasser aufgelöst, damit 400 Theile gemahlene Glätte zu einem Teige angerieben. Nachdem es weiss geworden, wird das Natron durch Auslaugen davon geschieden, und dasselbe dann mit verdünnter Schwefelsäure behandelt. Von dem entstandenen schwefelsauren Bley soll damit die Schwefelsäure durch Kali oder Natron geschieden werden. 20 *Cap. Von der Verbindung des Gerbestoffs.* Vorzüglich seine Verbindung mit der Gallerte und Anwendung davon auf die Gerberey. Behandlung der Häute von dem Waschen bis zum Einlegen in die Lohe. 21 *Cap. Von den Verbindungen der Alkalien. In sechs Artikeln* von den Materialien zur Seife, ihre Bereitung und Gebrauch. (Alles bekannt.) — 22 *Cap. Von den Verbindungen des Alkohols.* Weingeistfirnisse. 23 *Cap. Von der Verbindung der fetten austrocknenden Öle;* vorzüglich mit den Harzen (fetter Firniss). 24 *Cap. Von den Farbestoffen* (Färbekunst). *In* 10 *Abschnitten.* Von den Farbestoffen, Beizen, von der Natur der Zeuge, von der Vorbereitung der Zeuge. *Von der Vorbereitung des Farbestoffs,* durch Wasser, Alkalien, Säuren, Öle. Von Bereitung der erdigen und metallischen Beizen. Vom Färben der Zeuge. Von zusammengesetzten Farben. Kunst, die Farben zu schönen, zu bleichen und lebhaft zu machen. 25 *Cap. Von der Gährung.* Sehr mager.

Rec. hält nun zwar dieses Buch für ein gutes Handbuch der Chemie, welches auch den Gewerbe treibenden Landsleuten des Vfs. sehr willkommen seyn kann, kann aber nicht bergen, dass es ihn in Beziehung auf Künste, Fabriken und Handwerke für Deutschland nicht befriedigt hat. Es fehlt uns nicht an eigenen Handbüchern, und selbst Hr. *Hermbstädt* ist bisher schon ernstlich bemühet gewesen, uns für mehrere Zweige der Technik mit eigenen Lehrbüchern zu beschenken, deren wir gewiss noch mehrere von ihm zu erwarten haben. Aus dem hier gelieferten Auszuge wird es sich daher leicht beurtheilen lassen, ob bloss wahres Bedürfniss für den deutschen Künstler, Fabricanten und Handwerker, oder andere Rücksichten diese Übersetzung veranlasst haben.

M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, in der Steiner'schen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von *Carl Ludwig von Haller*, (Prof. der Staatskunde und Geschichte an der Akademie zu Bern.) 1808. XXIV und 305 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wir haben dieses Buch mit Vergnügen gelesen, und nicht ohne mannichfaltige Belehrung. Es zeugt von Gelehrsamkeit in der Historie und von Beobachtungsgeist. Aber in den Grundideen scheint uns ein grosser Irrthum zu liegen. Die ganze Ansicht ist — der Verfasser mag so stark dagegen protestiren wie er will — aus der Geschichte hervorgegangen, und läfst sich darum hin und wieder, scheinbar genug, aus der Geschichte beweisen und durch sie belegen. So lange man daher blofs die Vergangenheit im Auge behält, wie sie war, und die Gegenwart, wie sie ist, mit ihr vergleicht, findet man viel Vortreffliches. Aber anders wird die Sache, wenn man auch die Zukunft bedenkt, und den eigentlichen Geist in den rechtlichen Verbindungen vergangener und gegenwärtiger Zeit zu erfassen sucht. Denn von einer lebendigen Natur, die in sich selbst arbeitet, und von einem allgemeinen Menschengeist hat der Vf. keine Idee; ja, nicht einmal vom Recht scheint er uns einen klaren Begriff zu haben. Uns kommt vor, als seyen Kenntnifs schöner Zeiten in der Vergangenheit und Ermüdung über die traurige Gegenwart die beiden Factoren dieses Werkes, wobey aber der Geist fehlt, der beide, Vergangenheit und Gegenwart, zu durchdringen vermocht hätte. Daher ist es denn möglich, dafs Hr. *v. H.* das Unglück dieser letzten Zeit den Philosophen zuschreiben kann, ohne zu begreifen, dafs diese ja aus der Zeit hervorgingen, und zu der Zeit gehörten! Doch wir sind es der Gelehrsamkeit des Verfassers, wir sind es seinem Ernst, seiner Polemik, wir sind es der Wichtigkeit des Gegenstandes, wir sind es dem Zeitalter, welchem Untersuchungen dieser Art in mehr als einer Rücksicht von dem gröfsten Interesse seyn müssen — wir sind es diesem allen schuldig, weitläuftiger Rechenschaft zu geben von diesem Buche, und es genauer zu prüfen. Wie Hr. *v. H.* „nicht gegen die irrenden Menschen, sondern nur gegen ihre falschen Lehren," streitet: so wollen auch wir nicht gegen ihn, sondern gegen seine Meinung sprechen, und wir hoffen diefs strenger zu erfüllen, als er gethan hat. Wir werden nicht mit Erbitterung reden, und uns solcher Worte, wie *absurd*, *faseln*, und vieler anderer, diesen ähnlich, die wir bey ihm finden, gänzlich enthalten. Wir haben ja nicht die Absicht, fremde Irrthümer zu vertheidigen, noch fühlen wir uns durch seine Polemik angegriffen!

In der *Einleitung* wird zuerst bemerkt, dafs, so weit Geschichte und Erdkunde reichen, überall gesellschaftliche Verhältnisse von Herrschenden und Untergebenen angetroffen würden. „Wie sind diese Verhältnisse von Herrschaft auf der einen Seite, und von Abhängigkeit oder Dienstbarkeit auf der anderen entstanden? Wie können sie *rechtmäfsig* entstehen, da doch jeder Mensch, *als solcher*, dem anderen gleich ist, und wenn man von allen übrigen Verschiedenheiten, Bedürfnissen und Verträgen absehen will, noch heut zu Tage Keiner das Recht hat, den freyen Willen des Anderen zu nöthigen?" Die Beantwortung dieser Frage macht die Wissenschaft, welche Hr. *v. H. allgemeine Staatenkunde* nennt, und aus welcher er das *allgemeine Staatsrecht*, oder die Lehre von den Rechten und Verbindlichkeiten zwischen Herrschenden und Untergebenen, und die *höhere Staatsklugheit*, die er in seinem Sinn sehr passend die *Makrobiotik der Staaten* nennt, herleitet. Die drey Wissenschaften können übrigens nicht getrennt werden, jede setze die andere voraus. Die Allgemeinheit der Staaten hätte beweisen sollen, dafs sie ihren Grund *in allgemeinen und nothwendigen Gesetzen der Natur* haben müfsten; aber die Speculation habe sie dennoch immer *nur* aus der Vernunft *oder* der Willkühr der Menschen, und zwar aus dem freyen Gesammtwillen aller Untergebenen herzuleiten gesucht. — Wer wird hier nicht schon an dem philosophischen Geist des Vfs. irre, und wer wird folglich dessen Widerwillen gegen die Philosophie nicht begreiflich finden? Die allgemeinen und nothwendigen Gesetze der Natur werden der Vernunft entgegengesetzt, und diese jenen nachgestellt! Die Vernunft wird der Willkühr, und diese dem freyen Gesammtwillen gleichgesetzt! Und war nicht vorher gesagt, dafs Keiner das Recht habe, den freyen Willen des Anderen (der sonach doch anerkannt wird) zu nöthigen? Nun sollen die Staaten durch nothwendige Gesetze, ohne den freyen Willen der Menschen, entstanden seyn: folgt daraus nicht, dafs sie *unrechtmäfsig* sind? Im Übrigen ist es wohl nicht wahr, dafs man das Staatsverhältnifs nur aus dem Gesammt-

willen *aller Untergebenen* hergeleitet habe. Diess scheint uns ein eingeschwärzter Zusatz. Denn *Untergebene* giebt es nur in Beziehung auf die Herrschenden; also nur erst *innerhalb* des Staats; folglich kann wohl kein Philosoph den Staat selbst durch die Untergebenen gebildet haben. „Den Beweis der inneren Falschheit und Unmöglichkeit der ganzen philosophischen Staats-Theorie" (dieser aufgestellten Staats-Theorie), auf welchen Hr. *v. H.* gewaltig viel hält, führt er auf folgende Art. Die Meinung, dass die Menschen durch einen Vereinigungs- und Unterwerfungs-Vertrag (*pactum unionis et subjectionis*) Staaten errichtet hätten, um das Recht oder den Frieden zwischen Allen zu handhaben, widerspreche nicht nur der Geschichte aller Zeiten und Völker, sondern sie beruhe auf willkührlichen falschen Hypothesen. Denn einmal sey es falsch und unmöglich, dass die Menschen je zerstreuet und ausser aller Gesellschaft gelebt hätten: eheliche Verbindungen, Verbindungen zwischen Ältern und Kindern, zwischen Menschen von ungleichen Kräften, müssten immer Statt gefunden haben. Zweytens sey es falsch, dass in diesen natürlichen Gesellschaften keine Sicherheit existirt habe. Denn die Menschen seyen von Natur gutmüthig und haben moral. Gefühl; wenn man sich nur klug betrage, Widerstand leiste, Andere um Hülfe anrufe: so habe es mit der Unsicherheit nichts zu bedeuten; am Ende sey ja der Erdboden gross genug, und man könne auswandern oder entfliehen. Gewiss eine herrliche, wünschenswerthe Sicherheit! Und doch wird etwas später noch hinzugefügt, dass eine durch einen bürgerlichen Vertrag gestiftete Rechtsgenossenschaft und die von ihr geschaffene Staatsgewalt keine grössere Sicherheit zu bewirken vermöge, als in den natürlichen Gesellschaften Statt finde: denn die übertragene Gewalt könne gemissbraucht werden. Drittens wäre *die Stiftung* des bürgerlichen Vertrags mit unüberwindlichen Schwierigkeiten und gewaltsamen *Rechtsverletzungen* begleitet gewesen. (Nach Hn. *v. H.* existirten also schon Rechte *vor* dem bürgerlichen Vertrag; daher ist es nicht zu verwundern, dass er schon vorher Freye und Unfreye annimmt.) Und diess ist nun der ganze Beweis, mit welchem der Vf. die philosophische Staatstheorie vernichtet zu haben glaubt, und nach welchem er sich zu dem kecken Ausspruch berechtiget fühlt, „dass *demnach* das philosophische Staatssystem in allen seinen Voraussetzungen falsch und selbst als Idee betrachtet (als ob ein philosophisches System auch noch etwas anderes wäre!) *absurd* und vernunftwidrig sey." Aus dieser Argumentation ist klar, dass Hr. *v. H.* im Grunde nur leugnet, die Staaten, die bis jetzo in der Welt existirt haben oder noch existiren, seyen durch einen förmlichen und auf einmal abgeschlossenen bürgerlichen Vergleich entstanden. Aber wird denn das behauptet? Die Frage ist ja nicht, wie gegebene Staaten factisch entstanden seyn mögen (das geht den Philosophen nichts an; das hat die Geschichte zu berichten, wenn sie es vermag), sondern die Rede ist davon: wie der Staat angesehen werden muss als *Rechts*gesellschaft, oder wie und wodurch Rechte und Pflichten im Staate entstehen können? Schon der Umstand, dass diejenigen, welche einen bürgerlichen Vertrag zur Begründung alles Rechts im Staate annehmen, nicht einig darüber sind, wer diesen Vertrag schliessen soll, hätte Hn. *v. H.* doch auf andere Gedanken bringen sollen. Denn wenn von einem Factum die Rede gewesen wäre: so hätten die Abweichenden ja mit historischen Gründen für sich kämpfen müssen. Oder ist es möglich, dass Hr. *v. H.* solchen Männern, wie er nahmhaft macht, die Absurdität zutrauen kann, sie wüssten nicht, ein Factum müsse durch Zeugen und nicht durch Räsonnement bewiesen werden?

Nach diesem Beweise tritt nun der Vf. mit seiner eigenen Theorie näher. Zuerst zeigt er, dass alle geselligen Verhältnisse einen natürlichen Ursprung hätten — eine Behauptung, die in unserem wunderlosen Zeitalter schwerlich Widerspruch finden wird. Aber der Stand der Natur, der, wie vortrefflich bemerkt wird, niemals aufgehört habe, fasse gesellschaftliche Verhältnisse von Herrschaft auf der einen, und von Dienstbarkeit auf der anderen Seite in sich: so herrsche der Vater, der Hausherr, der Anführer, der Lehrer, der Grundbesitzer. Keiner von diesen Herrschenden habe seine Gewalt *durch* die Untergebenen erhalten, keiner von diesen seine Freyheit oder irgend ein früheres Recht aufgeopfert. Diese Behauptung ist eben so falsch, als es falsch ist, „dass der Obere immer *vor* dem Unteren existire." Dagegen wollen wir gern die Behauptung zugeben, „dass sich die Unteren dem Oberen durch *einzelne* förmliche oder *stillschweigende* Dienstverträge anschliessen." Wenn aber dieses die Meinung des Vfs. ist: so ist offenbar, dass er mit seiner Theorie bey weitem nicht so sehr von der f. g. und tief verdammten philosophischen abweicht, als er selbst glaubt. Denn er wäre nicht gegen den Vertrag, sondern nur gegen die Einheit der Zeit beym Vertrage; im Übrigen leitete er ja das ganze Verhältniss von Oberen und Unteren, oder von Herrschenden und Dienstbaren — wiewohl nicht ohne einigen Widerspruch mit sich selbst — ab vom Vertrage, und es wäre purer Wortstreit, wenn er in seinen einzelnen Dienstverträgen etwas anderes sähe, als die Philosophen in ihrem Vertrage. Fasse er nur alle die einzelnen Verträge auf in ihrer Mitte, und gleichsam in ihrem Durchschnittspuncte: so wird er zu einem Vertrage Aller mit Allen gelangen, durch welche sie sich vereinigen und unterwerfen. — Nun giebt er ferner zu, „dass durch veränderte Umstände, wenn die Macht des Einen oder das Bedürfniss des anderen aufhört, der Freye dienstbar und der Dienstbare frey werden könne." Er, der die Behauptung der Philosophen so gefährlich findet, dass die höchste Macht im Staate beym Volke sey! Aber was heisst sein Satz anders als: die Dienstbaren entziehen sich der Gewalt der Herrschenden, sobald sie wollen und können? Also ist nicht wohl einzusehen, wie nach seiner Ansicht die Macht der Herrschenden fester gegründet seyn soll, als nach der be-

ſtrittenen. Und in der That: welchen feſteren Grund könnte ſie haben, als *den Willen der Untergebenen!* — Was das Geſetz der Natur anlangt, welches dieſem Verhältniſſe zum Grunde liegen ſoll, „daſs nämlich jede Herrſchaft auf einer natürlichen Überlegenheit beruhe, jede Abhängigkeit oder Dienſtbarkeit aber auf einem Bedürfniſſe:“ ſo kennen wir ein ſolches Geſetz nicht. Die Herrſchaft mag alle Zeit irgend eine Macht vorausſetzen, aber nicht die Abhängigkeit ein Bedürfniſs. Wir könnten dieſs durch Beyſpiele im Groſsen wie im Kleinen widerlegen. Aber mit Worten muſs man nicht ſpielen wollen, und etwa den Zuſtand von der einen Seite ein Bedürfniſs nennen, welcher durch die Macht von der anderen hervorgebracht iſt! Und wozu braucht es dieſes Geſetzes bey den vorigen Dienſtverträgen? Aber dieſe Verträge vergiſst Hr. *v. H.*, oder denkt ſie ſich wenigſtens ſo, daſs ſie nur von der einen Seite, von der der Unteren, verbindlich, mithin keine Verträge ſind, ſondern nur eine Ergebung auf Discretion. Denn wer erwartet nicht, daſs, wenn gezeigt werden ſoll „der Unterſchied zwiſchen rechtmäſsiger Macht und dem Miſsbrauche der Gewalt,“ die Grenze durch den Vertrag beſtimmt ſeyn, und daſs alſo nach dieſem entſchieden werden wird? Das geſchieht aber nicht, ſondern es wird nur geſagt, „eine *nützliche* Macht herrſche rechtmäſsig, und nicht eine ſchädliche Gewalt.“ Aber wer ſoll über das Nützliche entſcheiden? Die Vorſchrift: „Was du nicht willſt u. ſ. w.“ iſt recht gut, aber wenn ſie ausreichte: ſo bedürften wir weiter keiner Geſetze. Freylich wird geſagt: „Unterdrückung, Miſsbrauch ſey es, fremde Rechte zu beleidigen, Bedürfniſſe zu ſchaffen, ſtatt ſie zu befriedigen;“ aber mit dem Rechte wird immer geſpielt. — Die Mittel gegen den Miſsbrauch ſind ungefähr dieſelben, die ſchon einmal gerühmt ſind; ja, es heiſst hier: „Den möglichen Miſsbrauch der höchſten Gewalt, d. h. derjenigen, die keine höhere über ſich hat, durch menſchliche Einrichtungen hindern zu wollen, iſt ein Problem, welches ſich ſelbſt widerſpricht. Denn dazu müſste jener Gewalt eine noch höhere entgegengeſetzt werden: dann aber wäre dieſe die höchſte und von ihr wieder ein Miſsbrauch möglich. Die höchſte Gewalt kann alſo nur durch Moralität und Religioſität gezügelt werden.“ Richtig! wenn die höchſte Gewalt nur allein Geiſt und Leben hätte, wir übrigen aber Maſchinen wären ohne Vernunft und Gemüth, ohne Gefühl für des Lebens Luſt und Leiden! Was iſt Deſpotismus, wenn nicht Herrſchaft nach ungehinderter Willkühr? Es iſt unrichtig, daſs die Gewalt gemiſsbraucht werden muſs, um deſpotiſch zu werden; es hat Deſpoten gegeben, die beſſer waren als das Geſetz anderer Länder, aber darum hörten ſie nicht auf, Deſpoten zu ſeyn. Gewiſs, Hr. *v. H.* will keine Ungerechtigkeit, keinen Deſpotismus; er will das Gerechte und Gute, aber ſeine Grundſätze, conſequent verfolgt, führen nothwendig zum Deſpotismus; und Fürſten, die Hang dazu haben, werden Gründe in ihm finden, ihr Beſtreben, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen. Dieſs wird ſich noch weiter zeigen.

Der Staat wird von unſerem Vf. auf folgende Art definirt: „er ſey nichts weiter, als ein natürliches geſelliges Verhältniſs zwiſchen Freyen und Dienſtbaren, was (welches) ſich von anderen ähnlichen Verhältniſſen“ — (des Haushalts, der Schule u. ſ. w.) — „nur durch die Unabhängigkeit ſeines Oberhaupts unterſcheide; — mit Einem Worte ſey er ein ſelbſtſtändiges, d. h. für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt beſtehendes geſelliges Verband.“ Von einem Zwecke des Staats will der Vf. nichts wiſſen; und wenn die Staaten ſich ſo ganz natürlich und von ſelbſt gemacht haben, ſo iſt es allerdings richtig, daſs die Menſchen, die zuerſt im Staate lebten, keinen weiteren Zweck dabey hatten. Aber hat der Staat, als Idee, deſswegen keine Bedeutung? Ins Leben kommen wir auch alle ſo ziemlich natürlich: hat das Leben deſswegen keinen Sinn? und iſt es lächerlich nach der Beſtimmung des Menſchen zu fragen? Aber in einer Note giebt Hr. *v. H.* ſo weit nach, daſs, wiewohl kein gemeinſamer Zweck in einem ſolchen geſellſchaftlichen Verbande beſtehe, doch eine Menge von Privatzwecken Statt fänden, die ſich alle auf das Leben und angenehmleben reduciren lieſsen. Wenn nun alle dieſe Privatzwecke wieder aufgefaſst würden in ihrem gemeinſamen Weſen: würden wir alsdann nicht auch einen gemeinſamen Staatszweck haben? Überhaupt kann die Definition des Staatsrecht klar beweiſen, wie leblos man ſich die Sache denkt. Das eigentliche Weſen des Staats und deſſelben charakteriſtiſchen Unterſchied von anderen menſchlichen Verbindungen ſetzt der Vf. lediglich in etwas Negatives, nämlich in die Unabhängigkeit, und zwar in die Unabhängigkeit des Oberhauptes, welches er, ſo wie Dienſtbare, durchaus für nothwendig hält. Dieſe Unabhängigkeit aber, die man allgemein für nothwendig zu halten pflegt, wenn auch in einem anderen Sinn, ſcheint uns indeſs nicht weſentlich zum Staate zu gehören. Wäre ſie nothwendig: wie viele Staaten zählte denn wohl Europa in dieſem Augenblicke? Wie viele hätte es zuvor gezählt? Unſer Vf. nennt „denjenigen einen Unabhängigen oder Fürſten, der weiter keinem dient.“ Aber ſoll das heiſsen: derjenige ſey unabhängig, welcher bloſs ſeinem eigenen Willen folgt, und nie einem fremden: ſo iſt ſelbſt der ärgſte Deſpot kein Fürſt, kein Freyer, auch Er dient; alsdann iſt kein Staat zu finden. Der Pabſt, die Kirche gaben auch Königen Befehl, denen dieſe zu widerſtehen nicht wagten. Ja, wie vielen Befehlen mögen ſie gehorchen, die in der Form von Bitten und Schmeicheleyen an ſie kommen! Oder ſoll nur geſagt werden: derjenige ſey unabhängig, der durch keinen äuſseren Zwang zu irgend einem Thun veranlaſst wird? Aber alsdann fragen wir wieder: iſt nicht die Abweſenheit dieſes Zwangs mehr im Begriff als in der Wirklichkeit? Die gröſsere Macht iſt unleugbar bey den Untergebenen (denn der Fürſt iſt Ein Menſch!), und es läſst ſich hiſtoriſch beweiſen, daſs Fürſten durch ihre Unterthanen gezwungen ſind, wenn ſie nicht verſtanden, früher dieſem Zwang, der ihrer harrte, auszuweichen. Verſtehe-

aber dieses der Untergebene eben so gut: so existirt auch für ihn kein Zwang, und er ist folglich eben so unabhängig wie der Fürst. Und wenn wir uns daran erinnern, dass dieser Staat — Staat unter Staaten ist, und dass zwischen ihm und diesen Berührungen und Verhältnisse Statt finden: so sehen wir wieder neue Bande der Abhängigkeit. Kein Staat ist unabhängig unter Staaten; so lange Staaten neben einander existiren, so lange sind sie von einander abhängig. Wer Unabhängigkeit für nothwendig zum Wesen des Staats hält, der muss an der Idee festhalten, und sich nicht darauf einlassen, dass es mehrere Staaten neben einander geben mag, und dann ist es überflüssig, die Unabhängigkeit anzuführen. Das Streben nach Unabhängigkeit liegt in der Natur der wirklichen Staaten, aber die Erreichung würde nur durch Besiegung und Unterwerfung aller Staaten möglich seyn. Überhaupt, wo ein Verhältniss Statt findet, da sind die Glieder desselben abhängig; daher sind weder die Staaten unabhängig noch ihre Fürsten. Aus diesem Allen erhellt unstreitig, dass die Definition der Staaten von Hn. *v. H.* gewiss nicht besser ist, als andere, ja sie scheint uns eine der schlechtesten. Wie viel richtiger schon *Grotius: Coetus perfectus liberorum hominum juris fruendi et communis utilitatis causa.*

Seiner Definition vom Staate indess gemäss, erklärt der Vf. einen Fürsten dahin, „dass er nichts anderes sey, als ein unabhängiger durchaus freyer Mensch, der keinen Oberen über sich hat: oder umgekehrt — jeder Mensch, den Glück und Umstände vollkommen frey machen, wird *eo ipso* ein Fürst." — Kann es nach dieser Definition einen vollkommneren Fürsten geben, als Robinson Crusoe? oder, wenn wir auch das vorige gesellige Verband mit hineinziehen, als eine Familie in der Wüste, auf einsamer Insel? „Wenn hinwiederum eine Gesellschaft oder eine Corporation von Menschen, welchen Zweck sie auch haben mag, sich bis zu dieser gänzlichen Freyheit emporzuschwingen vermag: so wird sie eine Republik genannt, und diese sind daher nichts anderes, als unabhängige Communitäten." Alle Staaten sind daher entweder Fürstenthümer (Einzelherrschaften) oder Republiken (Vielherrschaften). Die Eintheilung von *Montesquieu* in Republiken, Monarchieen und Despotieen, die Hr. *v. H.* durchaus fehlerhaft nennt, ist wenigstens wohl nicht schlechter als die seinige. Die bestimmtere von *Heeren* in Despotieen, Autokratieen und Republiken hat er nicht einmal des Nennens werth gefunden. Oligarchie und Ochlokratie sind, nach ihm, mögliche Corruptionsarten jeder Republik; Tyranney ist eine Verderbniss der Monarchie, und Despotie, als Missbrauch der Gewalt, kann allen Staaten gemein seyn. Es versteht sich von selbst, dass wir dem Vf. so wenig bey dieser Eintheilung unseren Beyfall geben können, als wir seine Definition vom Staat u. s. w. gelten lassen. Mit dieser fällt auch jene. Sie ist nur von der äusseren Form hergenommen, nicht aber aus dem Wesen herausgegriffen. Zwischen England und Athen, zwischen Frankreich und Rom ist gewiss eine grössere Ähnlichkeit in Ansehung der Verfassung, als zwischen den ersten Reichen und Persien oder der Türkey. Oder sollen diese keine Staaten seyn? Aber alsdann taugt die Definition vom Staate nicht. Nach unserer Überzeugung ist das Wesen des Staats Eins und unveränderlich; aber dieses Eine Wesen kann sich in der Zeit offenbaren auf eine sehr verschiedene Weise. Daher wird es schwer seyn, für die wirklichen Staaten einen Eintheilungsgrund zu finden, der wirklich ein Grund wäre. Vielleicht thäte man am besten, sich an das Wesen zu halten, und die Formen aus der Geschichte zu lernen. — Über die bekannte Frage: „welche Verfassung die bessere sey, die monarchische oder republikanische?" sagt der Vf.: „sie falle zu einer elenden Spitzfindigkeit herab." Es ist gewiss, diese Frage ist völlig ungereimt, wenn man sie aufwirft auf ein gegebenes Land mit einem Volk, in einem gegebenen Zustande. Denn die Geschichte aller Zeit beweiset, was in dem Gedanken eines lebendigen Volksgeistes nothwendig liegt, dass nur dasjenige Kraft erhalten und Wurzel schlagen kann, was aus diesem Geist hervorgeht; dass man einem Volke wohl eine Verfassung aufzwingen mag, die seiner Natur widerspricht, dass aber diese Verfassung nie Leben und Gedeihen erhalten wird. Aber wenn man die Frage auffasst bloss in Beziehung auf die Idee des Staats, abgesehen von den Eigenthümlichkeiten der Wirklichkeit, in welcher sie sich darstellt: so ist sie weder spitzfindig noch unbeantwortlich, und es ist uns ziemlich unbegreiflich, wie jemand, ohne von jenem Gedanken auszugehen, sie so schnell auf die Seite schieben kann. Am allerwenigsten können wir es loben, wenn man sie, wie Hr. *v. H.*, nur in Beziehung auf die Herrschenden oder in Beziehung auf die Untergebenen betrachtet, aber nicht in Beziehung auf beide zugleich. Denn es ist zu erwarten, dass die Herrschenden bleiben wollen, was sie sind; es ist möglich, dass bestimmte Untergebene bey jeder Veränderung verlören, „weil jede Verfassungsart ihre eigenen Vortheile und Nachtheile hat;" aber damit ist über die Frage nichts ausgemacht. Consequent hingegen ist es, den Unterthanen die Entscheidung über die Natur der Herrschaft abzusprechen. Der Vf. erkennt ja keine Delegation der Herrschaft an, sondern sie beruht nach ihm auf eigenen Rechten. Das glaubt er damit bewiesen zu haben, dass keiner geben könne, was er nicht hat, die Unterthanen also keine Unabhängigkeit geben können, weil sie selbst keine haben! Wenn daher nur die Herrschaft an sich rechtmässig sey, d. h. wenn die Gewalt nicht gemissbraucht wird: — so können die Unterthanen wohl klagen und seufzen, auch dürfen sie davon gehen, wenn ihnen das Bleiben nicht gefällt; aber sie sind nicht befugt die Herrschaft zu verändern. Also muss es beym Alten bleiben, und etwas Neues geschieht nicht ohne Ungerechtigkeit. Das lehren Philosophie und Geschichte! —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, i. d. Steinerischen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von *Carl Ludw. von Haller* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Resultat dieser Untersuchungen fasst der Vf. also: 1) Die Fürsten herrschen aus eigenen, nicht aus anvertrauten Rechten; 2) sie sind nicht Administratoren eines gemeinen Wesens, nicht Diener des Staats, nicht oberste Beamte des Volks, auch nicht Oberhäupter der Staaten, sondern sie sind unabhängige, selbstständige Wesen, die nur ihre eigene Sache verwalten; 3) das Regieren ist ein Recht und keine Pflicht; 4) sie sind nicht für das Volk, sondern für sich (welches jedoch, inconsequenter Weise, durch die Flickwörter: „nicht allein, sondern auch vor allem aus und wesentlich" — gemildert wird); 5) ein Fürstenthum ist kein gemeines Wesen, sondern eine Privatexistenz, *magna familia;* 6) wird noch versichert, dass dieses System (?), so fest es auch die Autonomie der Fürsten gründe, doch keineswegs dem Despotismus vortheilhaft sey; es gebe nur nach der natürlichen Gerechtigkeit jedem das Seinige, und sey für Fürsten und Unterthanen gleich befriedigend. Wahrscheinlich schlug Hn. v. H. das Herz ein wenig, und er hielt für nöthig, die zu fürchtende Indignation durch diese Versicherung etwas zu besänftigen.

Diess sind die Grundgedanken, auf welche dieses neue System des Staatsrechts und der Politik gebauet wird. Wir dürfen uns nicht länger aufhalten, hoffen aber genug gesagt zu haben, um sie im gehörigen Lichte zu zeigen. Wir haben uns bey der 50 S. langen Einleitung etwas weitläuftiger ausgelassen, um bey dem Werke selbst schneller verfahren zu können.

Der *erste Theil* handelt *von den Fürstenthümern oder Monarchieen*. Sie seyen die ersten, natürlichsten, dauerhaftesten Staaten, und entständen von oben herab durch successive Aggregation. Es gebe drey Principien der Oberherrschaft: *Überlegenheit an Eigenthum, an Muth oder Geschicklichkeit, an Geist oder Wissenschaft.* Aus ihnen, und dem ihnen entsprechenden Bedürfnis des Lebensunterhalts, des Schutzes, der Belehrung, entstünden die drey Arten von Monarchieen, die in der Geschichte vorkämen: 1) *Patrimonialstaaten*, oder die Erb- und Grund-Herren; 2) *militärische Staaten* oder das Generalat; 3) die *geistlichen Staaten* oder Theokratieen. — Sollten wohl alle Staaten der Geschichte (sie geht bis auf diesen Tag!), an deren Spitze ein Fürst stand, oder deren Oberhaupt ein Fürst war, auf die hier angegebene Weise entstanden seyn, oder sich zu einer dieser Classen zählen lassen? Wir zweifeln gar sehr; und sollte kein Staat, mit einem Monarchen an der Spitze, auf eine andere Weise entstehen können? Wir zweifeln noch mehr.

Das *erste Hauptstück* handelt nun von *den Grundherren oder den Patrimonial-Fürsten*, deren Ursprung ganz natürlich sey. „Die ersten unabhängigen Menschen finden sich *unter* den freyen Landeigenthümern. Diese bilden die eigentlichen Erb- und Grund-Herren." Aber warum sind denn nicht *alle* freyen Landeigenthümer unabhängige Menschen? Warum sind diese nur *unter* jenen? Wenn das Eigenthum sie unabhängig macht: so sind sie es alle, und der Ausdruck ist falsch, oder das Eigenthum thut nicht so grosse Dinge, wie doch behauptet wird. Und woher das Grundeigenthum? Hr. *v. H.* leitet es lediglich aus der Occupation her: die Erwerbung durch Vertrag sey erst dann möglich, wenn der Boden schon einen früheren Besitzer gehabt habe. Es ist unbegreiflich, wie dieser Satz: die Besitznehmung gebe ein Recht, noch immerfort behauptet werden kann, und zwar von Männern, welche die natürliche Gleichheit der Menschen als solcher gleichfalls behaupten. Die Occupation, welche Niemand hindert, und die Niemand bemerkt, ist in rechtlicher Rücksicht eine durchaus gleichgültige Handlung; sie kann einen ruhigen Besitz geben, aber nie einen rechtlichen; oder wie sollte die frühere Zeit, der unvermeidliche Zufall, dass ich später kam als Du, Dir ein Recht geben können, mich von dieser Sache auszuschliessen, und folglich mir die Pflicht auflegen, mich ihrer zu enthalten? Soll ich auf Gottes Erde keinen Anspruch haben, weil Ihr sie schon getheilt habt, ehe ich war? Nein, die Occupation giebt kein Eigenthum. Die Gesetze aber sind so wenig *nach* dem Eigenthum entstanden, wie Hr. *v. H.* behauptet, als *vorher*, sondern sie sind entstanden *mit* dem Eigenthum. Die gegenseitige Anerkennung des beiderseitigen Besitzes macht diesen Besitz zum Eigenthum, und eben diese Anerkennung ist der Anfang der Gesetze. Der Staat geht weder aus dem Eigenthum hervor, noch das Eigenthum aus dem Staate, sondern mit dem Eigenthum ist die Nothwendigkeit des Staats gegeben, und es giebt kein gewisses Eigenthum, als im Staate. Beide, Staat und Eigenthum, haben einen tieferen Grund in der allgemeinen Menschenvernunft, die sich in Zeit und Individuen offenbaren muss. Hr. *v.*

H. wolle unsere Stimme nicht zu „den rauhen" zählen, die ihm, wie er hofft, „nicht mehr entgegentönen werden." „Er sieht nicht ein, warum er vor diesem *Kant* auf die Knie fallen soll;" Rec. noch weniger, warum er vor diesem *Haller!* — Consequenter Weise läfst der Vf. alle landesherrl. Rechte auf der doppelten Basis der *Unabhängigkeit* und des *Grundeigenthums* beruhen. Es sind vorzüglich folgende: 1) Nur Gott allein ist über dem Fürsten, und darin besteht die eigentliche Souveränität; sein (des Fürsten) Wille ist Gesetz für alle seine Untergebenen. (Zum Trost wird uns gesagt, dafs die moralischen Gesetze viele Pflichten auflegen.) 2) Führung des Krieges, Friedensschlüsse und andere Verträge sind des Fürsten Sache. Im Kriege müssen die Unterthanen helfen aus moralischer Pflicht, aus Interesse, nach Verträgen; freywillig auf des Fürsten Kosten: die Conscription wird verworfen. 3) Anstellung, Beförderung, Verabschiedung, gleichfalls. Hr. *v. H.* schreibt dem Fürsten das Recht willkührlicher Verabschiedung zu. 4) Oberste Gerichtsbarkeit, die aber weniger ein Recht seyn soll, als eine Wohlthat, welche er seinen Unterthanen erweiset. Er selbst ist keinem Gericht unterworfen. Wenn er indess offenbare Verbrechen beginge, und sich als ein erklärter Feind seines Volks (?) betragen sollte: so wird den Unterthanen „am Ende" das Recht (?) der Nothwehr oder der Flucht erlaubt. 5) Staatsfinanzen sind des Fürsten Finanzen, über welche er seinen Unterthanen keine Rechenschaft zu geben braucht. Domänen sind seine eigenthümlichen, und nicht National-Güter; Regalien kann er ausschliesend machen; Manufacturen, Fabriken u. f. darf er anlegen: wer ihm dazu die Befugnifs abspräche, der machte ihn zum — Sklaven. — Es hat uns gewundert, bey dieser Gelegenheit etwas „von dem gemeinen Besten" zu hören. Woher kommt hier das gemeine Beste, da Alles nur Sache des Fürsten ist? Aber wir begreifen Vieles nicht. 6) Taxen, Sporteln, Emolumente, ist der Fürst von seinen Unterthanen zu fodern berechtigt für Dienste (?), die er ihnen in Privatangelegenheiten geleistet. Wer sie nicht zahlen will, der braucht ja nur den Dienst nicht zu verlangen! Man darf sich ja nur ruhig mit Füfsen treten lassen, um der Obrigkeit nichts zu zahlen, damit sie dieses wehre. Ja, Taxen und Sporteln „sind billig, spornen den Fleifs, sind vortheilhaft für die Parteyen, auch für den Fürsten (dem sie die Nothwendigkeit ewiger Gehaltserhöhungen ersparen), und nicht im mindesten unwürdig." Dagegen aber habe 7) der Patrimonialfürst kein Recht, von seinen Unterthanen directe Steuern und Auflagen zu erheben. Aus seiner Unabhängigkeit oder aus seinem Länderbesitz fliesse nicht das Recht auf das erworbene Eigenthum seiner Unterthanen. Hat er die Beyhülfe derselben nöthig: so mufs diese nachgesucht und bewilligt werden. Diefs führt auf *Landstände*, die nur sich selbst, nicht ihre Untergebenen repräsentiren, und die Steuern nur wie aus ihrem Eigenen bewilligen, aber die Beyhülfe der Untergebenen wieder ansprechen können. Was einmal gesteuert ist, das werde Eigenthum des Fürsten; und die Nachkommen erben die Steuerpflicht der Väter mit dem Vermögen derselben. Späterhinzugekommene einzelne Unterthanen seyen schuldig, sich den eingeführten Steuern zu unterwerfen. Directe Steuern, Kopfsteuer, Vermögensteuer u. a. seyen in Monarchieen gehäffig. (Aber die Frage war vom Recht; das Gehäffige gehört in die Politik). — Hr. *v. H.* weifs sich, den Philosophen gegenüber, gar viel mit diesem Punct. „Durch die seltsame Idee, dafs der Staat ein gemeines Wesen und die fürstliche Würde ein Amt sey, haben die Staatslehrer dem willkührlichsten und unbeschranktesten Beschatzungssystem Thor und Thür geöffnet. Nach diesen Grundsätzen ist kein Mensch auf dem Erdboden mehr, der noch einen Groschen als den seinigen betrachten könnte. Conscriptionen und Auflagen, lauter Soldaten und Steuereinnehmer, das hat Europa seiner gerühmten Philosophie zu danken." Es giebt Menschen, die Unsinn predigen; aber wir dächten, die Philosophie wäre sehr unschuldig. Die Sache ist klar: Der Staat bedarf zu seiner Fortdauer Geld; den Aufwand mufs derjenige bestreiten, welcher im Besitz des Vermögens ist. Gehört dem Fürsten dieses Vermögen: so kann er von den übrigen Menschen so wenig Steuern verlangen, als er ihrer bedarf; gehört es Allen: so müssen Alle beytragen, damit der Staat bestehe. Es kommt daher nur darauf an, was vernünftiger ist: Einen frey zu machen und die übrigen zu Sklaven und steuerfrey, oder Alle frey und steuerbar. 8) Darf der Fürst gemeinnützige und wohlthätige Anstalten errichten, z. B. Strafsen, Schulen, Zuchthäuser. Indefs sind das Wohlthaten des Fürsten, nicht Schuldigkeiten. Um die Tabelle zu schliessen, bemerkt Hr. *v. H.*, „dafs es unmöglich fey, alle Rechte oder Befugnisse eines Fürsten der Materie nach aufzuzählen," welches auch recht gut seyn möchte, wenn nur die Form bestimmt angegeben wäre. Er thut zwar den Ausspruch: „der Fürst sey zu Allem befugt, was in seinem Vermögen stehe, und keine fremden Rechte beleidige"; aber das Übele ist, dafs er uns diese fremden Rechte gar nicht kennen lehrt. Die landesherrliche Macht könne veräufsert werden, mit dem Grundeigenthum. Aus der Erblichkeit von diesem folge die Erblichkeit der Patrimonialreiche; die Erbfolge aber richte sich nach dem Willen des letzten Besitzers, oder nach Landesgewohnheit. — Hr. *v. H.* ereifert sich bey dieser Gelegenheit gewaltig gegen den blöden Sinn der Lehrer des Naturrechts, welche behauptet, dafs es von Natur weder Erbfolge noch Testamente gebe. Gewifs, der Name: Naturrecht, hat zu manchen Irrthümern Anlafs gegeben, weil Viele nicht wissen, was sie unter der Natur denken sollen. Zu diesen gehört auch unser Vf., er, der da meint, „das Recht der Natur könne durch einige Civilgesetze in die Schranken der Billigkeit gewiesen werden." Er hat keine Idee vom Naturrechte; und daher ist sein richterlicher Ausspruch: „man solle jene Doctoren, welche Erbfolge und Testamente für naturwidrig ausgeben, dadurch bestrafen, dafs man ihre Verlassenschaften der allgemeinen Occupation Preis gebe," nur ein wenig spafshaft. Über Untheilbarkeit, Recht der Erstgeburt u. f. w. wird mehr gefagt, wie es zu seyn pflegt, als

warum es also Recht sey. — Wir übergehen den Paragraphen über die Erweiterung der landesherrlichen Macht. Einen Punct jedoch können wir nicht unberührt lassen. Der Vf. rechnet zu den Mitteln, durch welche die landesherrliche Macht vergrössert werden kann, auch die *Usurpationen*, und macht dabey folgende Bemerkung: „Die Usurpation bezieht sich nur auf den vorigen Besitzer (den Fürsten), nicht aber auf seine Angehörigen oder Unterthanen. Diese letzteren sind daher (in sofern sie nicht in ihren eigenen Rechten gekränkt werden) zu einem *ewigen* Widerstand gegen den ursprünglichen Usurpator nicht verpflichtet, und ohne Auffoderung oder Mitwirkung ihres verdrängten Herrn auch *nicht immer* berechtigt." Welch ein elendes Verhältniss zwischen Fürsten und Unterthanen! Ist es nicht offenbar, dass die Unterthanen nichts sind, und dass die Existenz der Fürsten die unsicherste ist, die es geben kann? Eben so übergehen wir die Ursachen des Verlustes der Unabhängigkeit oder des Untergangs der Staaten; aber der Seltsamkeit wegen mag hier folgender Satz stehen: „Es ist durchaus unrichtig, dass der Staat (das selbstständige Wesen) auch *durch den Untergang des Volks*, z. B. durch die Ausrottung, Auswanderung oder Zerstreuung *sämmtlicher Unterthanen*, zu Grunde gehe." — Denn der Herr wird schon Diener und Untergebene wieder bekommen! — „Wenn hingegen auch alle Untergebenen unversehrt bleiben, und nur der Freye, d. h. der Fürst, wegfällt: so geht der bisherige Staat *eo ipso* zu Grunde!"

Wir haben schon oben bemerkt, dass der Vf. seine Politik sehr schicklich eine Makrobiotik nenne; denn sie geht nur darauf, den Leichnam eines gegebenen Staats so lange als möglich vor dem Untergange zu schützen. Ihn auf immer zu retten, und vor dem Tode zu bewahren, darauf thut sie sogleich von vorn herein Verzicht, wohlwissend, dass kein Staat ewig dauern könne; sie will nur verhüten, dass die ihm von Gott bestimmte Lebenszeit nicht durch eigene Schuld verkürzt, sondern durch eine gute Diät, wo möglich, über jenen Punct hinaus verschoben werde. Schon daraus wird einleuchten, dass Hn. *v. H's.* Staatsklugheit nichts mehr ist, als eine gemeine Politik, die nur darauf hinausgeht, das traurige Verhältniss zwischen Fürsten und Unterthanen, wie es bisher dargestellt wurde, zu erhalten und zu consolidiren. Es ist die Politik, welche jeder Fürst, der sich von seinen Unterthanen also getrennt glaubt, wie der Vf. ihn trennt, befolgen wird, wenn er klug ist u. Verstand hat. Eine höhere Politik, oder die allgemeine u. wissenschaftliche Politik, können wir nur diejenige nennen, welche, indem sie die Natur und das Wesen des Staats sowohl in Beziehung auf ihn selbst als in Beziehung auf andere Staaten begreift, von der einen Seite das Ideal des Staats im Auge behält, von der anderen aber den gegebenen Zustand der Wirklichkeit beachtet, und sich bestrebt, diesen Zustand, nach Zeit und Umständen, jenem Ideal gemäss zu gestalten. Die Grundsätze der Politik, welche Hr. *v. H.* giebt, sind nun für seinen Zweck sehr gut, nur zweifeln wir, ob sie vollständig seyen; wir glauben wenigstens, sie könnten noch sehr vermehrt werden. Besonders haben wir uns gewundert, dass er den Fürsten gar nichts sagt über die Freyheit der Presse. Wir erwarteten, er würde ihnen einen vollkommenen Presszwang vorschlagen, und überhaupt Unterdrückung aller Cultur, soviel als nur immer möglich. Denn wir halten dafür, dass in dem Verhältnisse, in welches er Fürsten und Unterthanen setzt, den Ersten nichts mehr zuwider seyn kann, als die Entwickelung der Vernunft in den Letzteren. So wie nämlich die Unterthanen sich zu höherer Cultur erheben: so müssen sie immer lebendiger durchdrungen werden vom Gefühl ihrer Menschlichkeit und von der Einsicht, dass die Fürsten auch Menschen sind, und dass das äussere Haben übereinstimmen sollte mit dem innerlichen Seyn; da die Welt Allen gemein ist und ein Jeder Ansprüche auf sie hat: kurz, es ist nothwendig, dass republicanische Ideen in den Unterthanen entstehen, die für die Fortdauer eines solchen Staats nothwendig verderblich werden müssen. Hr. *v. H.* legt ja das ganze Unglück der neuesten Zeit den Philosophen und ihrer schädlichen Einwirkung bey; hätten die Fürsten die Cultur zu unterdrücken und die Freyheit der Presse zu vernichten gewusst: so würden diese verderblichen Irrthümer der Philosophen nicht verbreitet seyn, und Alles wäre, wenn es anders Gottes Wille gewesen, beym Alten geblieben. — Ferner scheint er uns auch bey weitem nicht Rücksicht genug auf fremde Staaten genommen zu haben, da es doch gewiss ist, dass das Schicksal des einen Staats durch die andern bestimmt wird. Diesem Umstand muss die Politik abzuhelfen suchen. Dagegen möchte wohl Einiges, welches der Vf. angiebt, schwerlich in die Politik gehören, z. B. der Geist des Kriegs, oder kriegerische Tugenden, die der Fürst haben soll. Bekanntlich kommt der Geist von oben herab, wie alle gute Gabe.

Das *zweyte Hauptstück* spricht mit viel grösserer Kürze *von den unabhängigen Feldherren oder den militärischen Staaten*, (deren Oberhäupter Feldherren, Heerführer, Herzoge, *Imperatores*, aber lächerlich Kaiser genannt würden). Der Ursprung des Generalats sey natürlich und rechtmässig, „weil *der Vertrag* zwischen dem Anführer und *jedem einzelnen* Begleiter freywillig sey." Der Anführer werde Fürst und stifte ein Reich, wenn er unabhängig sey; dadurch entstände eine Vermischung des Generalats mit der Grundherrschaft, und hieraus entsprängen mancherley Modificationen in dem Verhältnisse der Untergebenen zu dem Fürsten. Denn dieses Verhältniss werde immer Spuren seines militärischen Ursprungs an sich tragen. Z. B. die Untergebenen werden zu Steuern und Dienstleistungen verpflichtet werden, mit welchen die Waffengefährten des Eroberers nicht belästiget werden dürfen; die ursprünglichen Getreuen werden durch Statthalterschaften, Länderverschenkungen u. s. belohnt: daraus entsteht ein neuer Adel. In wichtigen Reichsangelegenheiten werde der Fürst diese Grossen zu Rathe ziehen: daraus Reichsstände; die Privilegien des siegenden Volks machen die s. g. Nationalfreyheiten in Monarchieen aus; die begünstigten Grossen gerathen nach und nach mit dem Fürsten in einen Kampf, in welchem dieser meistens unterliegen muss u. s. w. Man sieht: Alles dieses sind gute Sätze zur Erklärung der Er-

scheinungen in der Geschichte, durch Nachweisung ihres äusseren Grundes. — Der Hauptunterschied zwischen Patrimonial- und militärischen Staaten sey der, dass in jenen der Fürst sein Grundeigenthum als die Hauptsache ansieht, die Herrschaft über die Menschen aber als Nebensache; dass aber in diesen die Sache sich umkehrt. — Es hat uns gefreuet, dass Hr. *v. H.* das *Lehnwesen* in Schutz nimmt. Das war von ihm zu erwarten und consequent. Aber es ist zu bedenken, dass, wie vortrefflich auch das Lehenwesen für die Zeit seiner Entstehung und seiner Blüthe gewesen seyn mag, dasselbe doch nur eben, wie alle menschlichen Einrichtungen, für eine bestimmte Zeit war. Alle diejenigen, die etwas tadeln, welches sich, nicht etwa durch Eines Menschen (Königs, Fürstens) kühnen Willen, sondern welches sich aus dem Wesen des Volks oder dem Geiste einer Zeit machte, und darum zu den übrigen Erscheinungen dieser Zeit in einem nothwendigen Verhältnisse stand und die Ergänzung derselben war — Alle diese stehen gewiss in einem grossen Irrthum. Aber in einem nicht kleineren Irrthum stehen auch diejenigen, welche dasselbe an sich loben und preisen, als wäre es nun geeignet für alle Zeit. Wenn von *dem Adel* gesagt wird: „er sey nicht eine menschliche Institution, sondern ein Spiel (kein guter Ausdruck!) der Natur": so ist das eben so wahr, als wenn es von irgend einer anderen Erscheinung in der Geschichte gesagt würde, aber auch nichts wahrer. Das Leben selbst ist keine menschliche Institution, folglich auch die Äusserungen desselben nicht. Wenn man aber das Eine, welches durch Menschen geschieht, den Menschen zuschreibt, warum nicht auch das Andere? Auch dieses hat uns gefreut, dass Hr. *v. H.* die Vertheidigung des Adels übernimmt; nur Unwissenheit und Unverstand kann auf den Adel schimpfen. Aber dass sich die adlichen Herren nur ja nicht einbilden, als würde ihnen, ihren Anmassungen, ihrem Unverdienst, ihrer Rohheit, ihren Briefen und Proben — das Wort geredet! Die Steuerfreyheit kann gewiss, wie Hr. *v. H.* behauptet, Recht seyn, und aus dem besonderen Verhältniss des Adels fliessen: aber daraus folgt nicht, dass sie nicht Unrecht werden könnte, wenn diese besonderen Verhältnisse sich etwa änderten. — Die Makrobiotik für Staaten dieser Art ist vortrefflich. Die gegebenen Regeln sind durch die Geschichte bewährt, aus ihr genommen, und darum geltend fürs Leben. Aber eine höhere Politik finden wir so wenig hier als vorher. Manches wäre wohl einzuwenden gegen die Bemerkungen, oder gegen die Schlussbetrachtungen: aber es ist uns hier nicht vergönnt.

Im *dritten Hauptstück* wird gehandelt *von den unabhängigen geistlichen Herren* oder *den Priesterstaaten* (Theokratieen). Zur Bewirkung der Herrschaft komme es zwar nicht auf den Werth der Lehre an, durch welche der Lehrer die Jünger an sich zieht; aber eine grosse und dauernde Herrschaft könne nur durch religiöse und nützliche Lehren bewirkt werden: nur diese hätten gebietende Kraft und seyen den Menschen Bedürfniss. Die geistliche Herrschaft gehe bloss auf die Gemüther, sie beruhe auf der Überlegenheit an Geist, der Gehorsam aber beruhe auf dem G...ben. Ein solches Verband zwischen einem Lehrer und seinen Jüngern sey das freyeste von allen. Missbrauch der geistlichen Herrschaft sey möglich, aber der liege nicht in ihr, sondern in der Art ihrer Anwendung. Der Zweck derselben bestehe lediglich in möglichster Erhaltung, Verbreitung und Befestigung der Lehre. Befestiget aber werde die Herrschaft nur durch die Vereinigung der Gläubigen in eine äussere Gesellschaft oder sichtbare Kirche; ihre Erhaltung erfodere eine besondere Verfassung. Als Lehrer seyen die geistlichen Herren immer unabhängig (geistliche Fürsten), aber ihre Herrschaft werde nicht eher unter die Staaten gezählt, bis sie auch in weltlicher Rücksicht von aller Abhängigkeit befreyet seyen. Diess sey nur möglich durch den Besitz eines Grundeigenthums. Die Erwerbung desselben könne auf mancherley Art rechtmässig seyn: durch das Schwerdt zur Vertheidigung der Lehre, durch Schenkungen der Gläubigen, durch Verträge. Aus dieser Entstehungsart der Theokratieen nun entspringen in staatsrechtlicher Rücksicht verschiedene Modificationen, z. B. dass die Kirchenverfassung immer die Hauptsache bleibe; dass die priesterliche Herrschaft durch Lehre und Glauben mit den grundherrlichen Rechten vereiniget werde; dass ein Kirchenadel entstehe, der alle Übrigen verdunkelt; dass die Behandlung der Untergebenen nothwendig milde und freundlich bleibe; dass die Domänen unveräusserlich, die Nachfolge nicht erblich sey u. s. w. — Mit Freude haben wir diesen Abschnitt über die geistlichen Staaten gelesen und ihre Vertheidigung. In reinrechtlicher Rücksicht möchte allerdings gesagt werden können, dass Hr. *v. H.* den Begriff des Staats nicht fest genug gehalten habe: aber ist denn im wirklichen Leben etwas isolirt? und greift nicht alles genau in einander? Zur Erklärung der Erscheinungen in der Geschichte, in so weit dieselben aus anderen Erscheinungen erklärt werden können, hat er viel Vortreffliches gesagt. — Den Untergang der geistlichen Staaten leitet der Vf. theils her (wodurch alle Staaten untergehen) aus dem Verlust der äusseren Unabhängigkeit, theils aus Vernachlässigung, Erschlaffung, Verderbniss der Lehre. — Die *Makrobiotik* der geistlichen Staaten (die wir keinesweges für überflüssig halten, wenn gleich kaum noch ein geistlicher Staat existirt), die natürlich in vielen Puncten von der Makrobiotik der übrigen Staaten abweicht, ist sehr lehrreich. Erst hier räth Hr. *v. H.* u. a. die Einschränkung der Presse an. „Uneingeschränkte Pressfreyheit heisst nichts anderes, als dass Jeder sich zum Lehrer und Arzt aufdringt, der gar nicht dazu befugt ist, und Irrthum statt Wahrheit, Gift für Arzney giebt; das Urtheil darüber muss *am Ende* doch Jemand überlassen werden." Wirklich? Das Urtheil über die Wahrheit? Dann freylich haben die Fürsten (besonders die geistlichen) den meisten Anspruch darauf. — Schade, dass Hr. *v. H.* sich nicht zu mässigen weiss! Wie vortrefflich ist die Anmerkung über den Verfall der Religion gedacht! Wie gut, was er vorschlägt zur Belebung und Erweckung religiöser Gesinnung! und doch, welche gehässige Seitenblicke sind hineingeworfen!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, in der Steinerischen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und* der *allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von *Carl Ludw. v. Haller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte Theil* ist *den Republiken oder freyen Communitäten* gewidmet. Mehrere Menschen, zu einem gemeinsamen Zweck in eine Communität vereiniget, bilden, wenn diese Communität frey ist, eine Republik. Eine Republik sey nichts anderes als eine unabhängige Gesellschaft oder Genossenschaft. Zu ihrer Entstehung geben gleiche Kräfte und gemeinsames Bedürfniss Veranlassung. Ihr Zweck sey irgend ein gemeinsamer Vortheil, welchen man durch Vereinigung der Kräfte zu erreichen suche, und daher sehr verschieden. Wir führen diess nur kurz an, weil wir uns nicht aufs Disputiren weiter einlassen dürfen. Sonst, wie viel liesse sich gegen die Entstehung sagen, selbst aus der Geschichte! Wie beschränkt ist es, den Zweck der Republiken mit der Absicht zu verwechseln, welche vielleicht die Menschen hatten, die in die erste Verbindung, aus welcher die Republik erwuchs, eintraten! Nachdem darauf gezeigt ist, wie die Republiken zur Unabhängigkeit kommen, werden die natürlichen Rechte im Inneren einer Republik deducirt, z. B. dass Niemand zum Eintritt in eine Genossenschaft gezwungen werden könne, dass aber auch die Gesellschaft nicht schuldig sey, Menschen aufzunehmen, wenn sie nicht wolle; dass die höchste Gewalt bey der Communität der Genossen, und dass nach der Majorität der Stimmen zu entscheiden sey u. s. w. (Für die Stimmenmehrheit wird hier ein guter Grund angegeben: „was die Mehrheit will, das kann sie auch durchsetzen." Das Dilemma aber: „dass entweder die Majorität entscheiden müsse oder die Minorität, oder keine von beiden," taugt nicht. Die Einstimmigkeit ist übersehen; oder sollte gar keine Einheit der Stimmen möglich seyn? Wir erinnern an die vereinigten Niederlande). Bey dem Satze: „dass eine Genossenschaft von ihren Mitgliedern Steuern fodern könne, so viel sie nöthig finde," wird bemerkt, „dass die Genossen nicht nach ihrem Vermögen beytragen müssten, sondern der eine so viel als der andere." Dann heisst es in der Note: „Wem würde es einfallen, bey einer Association zum geselligen Vergnügen, einem Cassino, einer Tanz- oder Lese-Gesellschaft die Mitglieder nach ihrem Vermögen bezahlen zu lassen?" Wir fragen von unserer Seite: wem wird es einfallen, Einigen nur den Dudelsack zu vergönnen, während Andere bey voller Musik tanzen? Oder diesen mit seinem Buche in die dunkele Ecke zu stellen, da jener zwey Lichter hat oder mehr? — Republiken bedürfen gewisser Statuten, welche die innere Ordnung bestimmen, und die Constitution heissen. Sie bestimmen die Bedingung der Aufnahme und Ausschliessung, die Formen der Versammlung und Berathschlagung, oder die Übertragung der Gewalt an einen stellvertretenden Ausschuss. Dieser bedarf alsdann wieder, gleichsam als engere Genossenschaft, einer Constitution über seine Composition, Organisation u. s. w. Eben so das Regierungscollegium. — Republiken können Rechte auf Personen und Sachen erwerben, zu welchen sie alsdann in einem herrschaftlichen Verhältnisse stehen. Sind sie völlig frey: so ist die Genossenschaft ein collectiver Fürst, der dieselben landesherrlichen Rechte hat, wie die Patrimonialfürsten, jedoch mit Modificationen, die nothwendig aus der Natur collectiver Herrschaften entstehen. Was als Ursache des Untergangs der Republiken angegeben wird, das lässt sich gewiss Alles mit Beyspielen aus der Geschichte belegen. — Die Makrobiotik der Republiken ist im Sinne des Vfs. höchst vortrefflich. Sie werden in der doppelten Rücksicht betrachtet: als Grundherren, und in dieser Rücksicht muss ihre Politik, mit einigen Modificationen, dieselbe seyn, welche den Patrimonialfürsten empfohlen wurde; und als Communitäten, in welcher Rücksicht sie eine eigenthümliche Politik zu befolgen haben. Der Zweck sey, die Gesellschaft selbst zu erhalten, und zwar in dem Zustand inneres Friedens. Die Hauptmittel wären zunächst weise Statuten oder Constitutionsgesetze, deren Regeln dargelegt werden. Dann aber zweytens ächt republikanische Tugenden. Ungern liest man die beständigen Angriffe auf *Montesquieu*. Wir sind völlig mit Hn. *v. H.* einverstanden, dass *Montesquieu* von vielen überschätzt wird, und dass man sich sehr in Acht nehmen muss beym Lesen desselben, um nicht durch blendende Sätze irre geführt zu werden. Das rhapsodische Hinschütten seiner Gedanken, sein Streben nach dem Auffallenden, nach Paradoxen, nach Witz, mag bey einem so ernsten Gegenstande Tadel verdienen. Dennoch bleibt es ausgemacht, dass er viele, höchst vortreffliche Ideen giebt, und dass man ihn nicht studiren kann,

ohne sehr viel zu lernen. Wenn man ihn beurtheilen will: so muss man ihn natürlich nach seinen Principien beurtheilen. Gehen wir von den unsrigen, die er nicht anerkennt, aus: so müssen ja wohl einzelne Sätze bey ihm als durchaus falsch erscheinen. Hier wird z. B. gesagt: „*Montesquieu's balance des pouvoirs*, die man unter desselben hochgepriesene Erfindungen rechne, scheine in der Hölle ausgebrütet, und Satan selbst hätte keinen ärgeren Rath zur Zerstörung jeder Republik geben können." Hr. *v. H.* predigt gegen diesen Grundsatz, der nur Krieg und Zwietracht im Inneren der Genossenschaft organisire, Liebe, Hochachtung und Zutrauen. Aber bedenkt er denn nicht, dass Liebe, Hochachtung und Zutrauen keine Dinge sind, die erzwungen werden können, oder auf welche man rechnen darf? Wäre jedes Menschen Brust voll von Liebe und Vertrauen für alle Anderen: so bedürften wir gar keiner Staaten und keines Zwangs. Und hat er vergessen, dass er einen §. früher selbst lehrt: „dass auch bey den besten Gesinnungen Zwietracht in Republiken nicht vermeidlich sey; dass Bürger übermächtig werden mögen; dass ein Jeder nebst dem gemeinsamen Interesse noch sein eigenes Privatinteresse habe, welches er bey Collisionen vorzuziehen pflege, und dass durch diese und ähnliche Dinge die Republiken untergehen können?" — Drittens werden lehrreich die politischen Anordnungen und Hülfsmittel angegeben, diese nothwendigen republikanischen Tugenden zu erwecken und zu beleben.

Hr. *v. H.* verspricht „eine vollständige, mit allen historischen Beweisen und mit einer viel reicheren Literatur versehene Entwickelung dieser Wissenschaft, die in etwa vier Bänden herauskommen soll." So wenig wir auch mit ihm in den Grundideen zusammenstimmen: so freuen wir uns dieses Versprechens, und bitten ihn, dasselbe nicht unerfüllt zu lassen. Ein solches Werk kann nicht anders als heilsam wirken zur Erkenntniss der Wahrheit.

Schliesslich bemerken wir noch, dass dieses Handbuch in einem gediegenen Styl, einfach und deutlich geschrieben ist, und dass die Sprache selten an den Schweizer erinnert. Nicht oft kommen Ausdrücke vor, wie *des Kants seine Hypothese, giltet* u. s. w. Auch der Verleger hat für gutes Papier gesorgt.

Nmtg.

ÖKONOMIE.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Populäres Lehrbuch der Ökonomie mit Rücksicht auf die Bedürfnisse Österreichs und Ungarns und auf den Zustand der Landwirthschaft im österreichischen Kaiserthum*, verfasst von *Karl Georg Rumi*, Rector u. Prof. zu Iglo in Ungarn. 1808. Erster Band. XII u. 547 S. Zweyter Band. 541 S. 8. (4 Thlr.)

Die Einrichtung dieses Buches trifft mit den bekannten *Beckmann*'schen Grundsätzen der deutsch. Landw. bis auf einige, fast immer unbedeutende Abänderungen überein. Anmerkungen sind gemeiniglich zu Paragraphen, und diese zu eigenen Abschnitten erhoben worden. Die hauptsächlichste Abweichung aber besteht darin, dass der Weinbau, dessen *Beckmann* nur beyläufig Erwähnung thut, in einem eigenen Abschnitte und auch ziemlich gut abgehandelt worden, wobey uns der Vf. einigermassen mit dem Verfahren der ungarischen Weine bekannt macht. Sofern der Vf. dieses Lehrbuch zunächst für Schulen und Landwirthe in Ungarn und überhaupt in österreichischen Staaten schrieb, verdient seine gute Absicht unseren Beyfall; aber tadelnswerth bleibt es immer, dass er ein so bekanntes Buch, wie das *Beckmann*'sche ist, mehr oder weniger wörtlich ausschrieb. Wollte Hr. *R.* einen Commentar zu jenem Buche liefern: so wird er doch selbst einsehen, dass Commentiren und Ausschreiben verschiedene Dinge sind. Auch hätte man von einem Zuhörer der *Beckmann*'schen Vorlesungen etwas Vorzüglicheres erwarten sollen. Was dem Vf. eigen ist, besteht bloss darin, dass er mehrere der neuesten Schriften angezogen, welche bey *Beckmann* noch nicht stehen, dabey auch hie und da die Urtheile der jenaischen und hallischen Literaturzeitungen kurz angedeutet hat, was unseres Erachtens in landwirthschaftlichen Büchern mehr nachgeahmt werden sollte, weil der Landwirth in wissenschaftlicher Rücksicht vor allen anderen in einer üblen Lage ist. — Da übrigens der Vf. gewöhnlich unterlassen hat, das Seinige vom Fremden zu trennen: so weiss man auch nicht, auf wessen Rechnung das wirkliche Gute oder Unhaltbare falle. Auf jeden Fall würde bey weniger Eilfertigkeit der Vortrag im Allgemeinen gewonnen haben. So heisst es S. 351: „Das Weibchen eines Hamsters geht einen Monat trächtig, und wirft ein Paar mal *über das Jahr* 3 bis 9 Junge. S. 376. Beym Futterbau ist weniger Arbeit nöthig, als bey Äckern: Im 2 B. S. 22. Man schneidet den Zweig *ober* dem Topfe ab. S. 416. Die *Hennen* brüten u. s. w. Gar oft zeigt der Vf., dass er mit dem praktischen Gewerbe der Landwirthschaft nicht gehörig bekannt ist: denn er nimmt so Manches für baare Münze an, was es nicht ist; erklärt manche Meinung für erwiesene Wahrheit, welcher noch der nöthige Beleg abgeht. Es wäre für das landwirthschaftl. Gewerbe ein Glück, wenn alles so leichte ging, wie der Vf. meint. Z. B. S. 418. „Das Moos (auf Wiesen) kann man leicht auf aufgestreuten Gyps und durch Austrocknen nasser Stellen der Anger (wie der Vf. öfter die Wiesen nennt) ausrotten." Oft sind die Begriffe bekannter Dinge verwechselt; so werden S. 237 die Beetfurchen Wasserfurchen genannt, welche etwas ganz anderes sind. *Riem's* Schriften würden ihm die Sache deutlicher gemacht haben. Bey den Erdarten sind mit Recht die leider! noch so üblichen Eintheilungen und Benennungen getadelt. Von *Sutter* in seiner trefflichen Darstellung der höheren Landwirthschaftswissenschaft ist unstreitig das Bessere über diese Lehre gesagt worden. — Das Wollkraut (*Anthylis vuln. Linn.*) soll Thon anzeigen; Rec. fand es stets nur auf sandigen Hügeln. Dass in Norwegen S. 93 die Äcker durch Ablesen der Steine so unfruchtbar geworden sind, dass solche wieder darauf gebracht werden mussten, ist wohl ein Missverständniss. S. 102 — 118. Über die Urbarmachung der Moräste, Moorfelder und

Brüche ist der Vf. desto weitläuftiger, weil in Ungarn, seiner Versicherung zufolge, der 10te Theil Sumpf ist. Um den Flugsand zu binden, werden der Sandhafer (*Elymus aren.*), Sandschilf (*Arundo aren.*), Sandriedgras (*Carex aren.*) und die Quecke (*Trit. repens. Lin.*) empfohlen, und ihnen wider die gemeine Erfahrung so viele Wirksamkeit zugeschrieben, dass man im folgenden Jahre schwedische Luzerne (Sichelklee, *Medicago falcata*), Luzerne (*Medic. sativa*), selbst Esparcette (*Hedys. onobr.*) als gutwachsend darauf erbauen könnte. Diese wachsen sicher nicht eher, bis der Boden durch eine lange Cultur die dazu nöthige Fruchtbarkeit erlangt hat. — Die Mischung der Erdarten kann keinesweges so allgemein und unbedingt, wie hier S. 137 empfohlen werden. Abgerechnet, dass wirklich mehr Kenntnisse dazu gehören, als die wenigsten Landwirthe besitzen, wenn das Übel nicht noch grösser gemacht werden soll, wie Rec. besonders bey der Mischung des Sandes in Thon mit angesehen hat: so ist es in den wenigsten Fällen wegen der grossen Kosten nicht zulässig. S. 148 soll der Gyps auf Wiesen, die mit Klee besäet sind, so zuträglich seyn, dass man sie 8—10 mal mähen könnte — doch nicht etwa in einem und demselben Jahre? Die Erfahrung hat sicher noch kein Beyspiel über die Hälfte dieser Angabe aufgestellt. — Allgemein verrotteten Dünger auf Äcker zu verlangen, ist zwar eine gewöhnliche Lehre, aber sie ist es in vielen Fällen mit Unrecht. Gleich nachtheilig ist das unbedingte Verlangen, den Dünger beynahe Jahre lang früher in die Äcker zu bringen, als sie besamt werden. S. 287 wird dem Teichschlamme, dem verfaulten Rasen, der Asche, den alten Lehmwänden, gegen die bewährteste Erfahrung, viel zu wenig Wirkung auf die Fruchtbarkeit der Äcker zugestanden. So ist auch die grüne Düngung im Allgemeinen eben so wenig zu verwerfen, als das Obenaufdüngen, welche Letztere auf den Wiesen die einzig mögliche ist. Dass der Pflug S. 202 mit einem Sturze den Vorzug vor dem mit zweyen haben soll, kann Rec., der mit beiden umzugehen weiss, durchaus nicht zugestehen. Was über die Grösse der Räder gesagt wird, deutet auf Missverständnisse. Was soll das heissen: „insonderheit ist eine solche Grösse der Räder zu empfehlen, dass der Pflug in derselben horizontalen Richtung mit dem vorgespannten Viehe sey?" — Ferner: derjenige Pflug, dessen Grindel (Gründel) mit dem Zugviehe dieselbe Grösse hat, ist mit der Fläche des Bodens parallel. Seine Grösse hängt von der Grösse seiner Räder ab." Hätte der Vf. den Haken in Schlesien und eine andere Art in Erzgebirge kennen gelernt, er würde nimmermehr gesagt haben, dass mit demselben nicht viel auszurichten sey. Indess lässt er ihm doch wieder in anderen Stellen, z. B. S. 232, 455 Gerechtigkeit widerfahren. S. 233 wird beyläufig erwähnt, dass man in Deutschland 14 Tage vor der Saat (dem Säen) als üblich pflüge. So gut sich diese Methode immer zeigen mag: so ist sie gewiss noch viel seltner, als sie bey lockerem Boden angewandt werden sollte. Bey solchem findet sie Rec. desshalb für nöthig, weil, wenn es nicht geschiehet, sich der Boden erst alsdann setzt, wenn die jungen Pflänzen in ihrem ersten Wachsthume begriffen sind, die Wurzeln zerreissen, Höhlungen, Rinde u. s. w. entstehen — dann ganze Saatfelder verkümmern, ohne dass man die Ursachen ahndet. Warum der Vf. dagegen beym Sommergetreide das Säen unverzüglich hinter dem Pfluge anräth, ist nicht angegeben, und auch nicht abzunehmen. S. 242. Vom Pferche kann der Vf. schwerlich einen deutlichen Begriff haben; er sagt unter anderen: „In Pferch stellt man im Frühjahre Anfangs die Hämmel, dann im Herbste, wenn die Witterung kälter wird, die Schafmütter und Lämmer. — S. 262. Wo ein Scheffel Roggen ausgesäet wird, sollen $1\frac{1}{2}$ Scheffel Weizen erfoderlich seyn. Man kehre den Satz um, so wird man der Wahrheit näher kommen. S. 266. Wenn die Saatfurche nicht tiefer als 4 Zoll, und nicht breiter als 7 Zoll genommen, der Same hinter dem Pfluge in die Furche so eingesäet wird, dass auf 1 Fuss Länge ohngefähr 20 Roggenkörner kommen, und von der folgenden Furche bedeckt wird: so soll man, nach *Szabo*, das 4te Korn erbauen, wenn im Vergleich mit dem gewöhnlichen Säen man mit dem 10ten zufrieden ist —. Da wäre ja auf einmal das schwere Problem gelöst.

Was den botanischen Theil betrifft: so hat der Vf. gar wenig Wünsche befriediget. Es scheint, als habe er mehr thun wollen, als *Beckmann* gethan hat; aber das ist ihm nicht gelungen, und doch hätte er gerade hier seinen Vorgänger am leichtesten übertreffen können. Er hat noch öfter als dieser unterlassen, die Linnéischen Benennungen anzuführen, und, wo er es that, dieses zu bemerken vergessen. Oftmals sind mehrere Synonyme angezogen, und hinterdrein noch der Charakter der Species lateinisch angegeben, wozu man den Autor selbst aufsuchen muss. Bald sind wiederum die Benennungen von Varietäten statt der einer Species angenommen. Das Anziehen des botanischen Namens soll Deutlichkeit bewirken: aber wie es hier geschehen, muss die Verwirrung nur noch grösser werden. Am besten dürfte es seyn, wenn nur der Linnéische Name in Parenthese eingeschaltet wird. Dank verdient es aber, dass der ungarische und slav. Name bey vielen Pflanzen beygefügt ist. Es wäre zu wünschen, dass es bey allen geschehen wäre. Man wird aus diesem Wenigen schon abnehmen, dass der Vf. es nicht vermochte, die noch vielen geltenden, und noch immer aus einem Buche ins andere kommenden, Unrichtigkeiten bey den landwirthschaftlichen Pflanzen, zu beseitigen, wozu es doch wohl endlich einmal Zeit wäre. S. 292. Die 6zeilige Wintergerste wird, gegen den Bericht des Vfs., in Sachsen nirgends gebauet. S. 310. In der torontaler Gespannschaft wird der Sumpfreiss (*Oryza palustris*) angebauet, so dass die Türken von hier welchen holen, wenn er bey ihnen missrathen. Der Bergreiss (*Oryza mont.*) soll dagegen nicht gut arten. Ein Lächeln erregt es, wenn man liest, dass man das Getreide, wenn es sich lagert, abhauen und die Felder von Neuem bestellen soll; desgleichen wenn Wind und Platzregen vom Lagermachen freygesprochen werden, da sie es doch öfter bewirken, als das so sehr beschuldigte Dicksteben. Überhaupt zeigen sich in dem Abschnitte über den Getreidebau manche Unrichtigkeiten, die ein Schriftstel-

ler in unseren Tagen vermeiden sollte. Ein Gleiches gilt in der Lehre von Futterkräutern. Der wichtige Gegenstand über das gehörige Verhältniss zwischen Getreidefeldern und Wiesen ist viel zu seicht abgehandelt. — Es sind nur leere Worte, wenn der Vf. sagt: „Man baue Futterkräuter, und dann wird man Futter genug haben." S. 385 wird das sibirische Hanegras fälschlich für ein zartes Futter ausgegeben. Das Wassergras (*Poa aquatica*) ist ebenfalls kein vortreffliches Futter, welches Empfehlung verdient. Rec. fand bey gnügenden Versuchen, dass es weder Pferd noch Rind gern fras, ja beide es im Gemenge liegen liessen. Der Igelskolben (*Sparganium erectum*) ist wohl aus Versehen in das Verzeichniss der guten Futterpflanzen gekommen. Unter den Hecken oder Befriedigungs-Pflanzen wird dem Hagedorn der Vorzug zugestanden. Des Kreuzdornes, welcher ihm zum wenigsten an der Seite zu stehen verdient und jetzt sehr empfohlen wird, ist gar nicht gedacht worden.

Der 2te Band fängt in der *Beckmann*'schen Ordnung mit dem 5 Abschnitte: von der Cultur der Obstbäume, an. Ein Pflaumenbaum soll, S. 40, wenn ihm bey Kränklichkeiten die schadhaften Äste genommen werden, noch 30-40 Jahre dauern und Früchte tragen. Die Obstsorten sind nicht verzeichnet, sondern die Leser werden auf *Beckmnnn* verwiesen. Der sechste Abschnitt ist S. 72 — 122 neu hinzugekommen, und handelt vom Weinbau, den *Beckmann* nur beyläufig anführte. Diese Lehre ist dem Vf. gut gelungen. — S. 213 soll der Leinsame von voriger Ärndte nichts mehr taugen, was der Erfahrung widerspricht. S. 214 sollen die Deutschen den Flachs zu zeitig ausraufen, und es wird behauptet, dass diess die Ursache sey, warum sie immer neuen Samen aus Mietau und Riga ziehen müssten. Dass dem Winterrübsen die Erdflöhe nicht schaden sollen, streitet gegen die gemeine Erfahrung. Rec. hat es erlebt, dass sie ganze Felder verwüsteten, und solche neu bestellt werden mussten. Bey dem Saflor, S. 242, ist die Behauptung falsch, dass solche Pflanze Mannshoch wachse; auch werden von ihr nicht die Staubfäden, sondern die Kronenblätter gesammelt. In der Lehre von der Bienenzucht bleiben nicht nur manche Wünsche übrig, sondern es hat sich auch manches Irrige eingeschlichen. So sollen S. 464 Magazinkörbe kostbar zu transportiren seyn, das Wachs in denselben braun und ganz schwarz werden, weil man es bis zum dritten Jahre darin lassen müsste, ehe man es ausschneiden könnte. So können die besten Dinge in üblen Ruf gebracht werden. Die Jagd und Gewinnung der Mineralien sind mit Recht ausgeschlossen, weil sie eigene Gewerbe begründen.

Der zweyte oder allgemeine Theil ist ebenfalls, wie bey *Beckmann*, kurz abgefertiget, da die hieher gehörigen Lehren doch von der äussersten Wichtigkeit für den praktischen Landwirth sind.

Der Gebrauch dieses Lehrbuches ist durch den Mangel eines Registers, ja selbst einer Inhaltsanzeige, sehr erschwert; beides befindet sich doch bey *Beckmann*, dessen Beyspiel den Vf. vor dem Übersehen eines so wesentlichen Stückes hätte sichern können.

J. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Göttingen*, b. Dieterich: *Über das Amt der Hypothekenaufseher im Königreiche Westphalen.* Von *G. P. Becker.* 1809. 28 S. u. 7 Tabellen. gr. 8. Das königliche Decret vom 22 Sept. 1808 gab dem Königreiche Westphalen eine neue Einrichtung des Hypothekenwesens, oder setzte vielmehr nur den Beamten und seine Verhältnisse fest, welcher jenen bereits mit dem *Code Napoléon* eingeführten Administrationszweig verwalten sollte. Es ist dieser Beamte ein Secretär des Districtstribunals, welcher einzig für das Hypothekenwesen von dem Könige ernannt wird. Sein officieller Name ist: *Greffier-conservateur des hypotheques:* In denjenigen Städten, deren Bevölkerung mehr als 10000 Seelen beträgt, hat er einen Secretär-Gehülfen (*commis-greffier*), der besonders mit dem Hypothekenwesen *der Stadt* beauftragt ist. Dieser Gehülfe wird von dem Hypothekensecretär vorgeschlagen und von dem Tribunale ernannt. Es führen beide ihre Geschäfte unter der Aufsicht des Tribunals. Der Gehalt des ersten Secretärs ist eben so hoch als der eines Tribunalrichters erster Classe, also 2000 bis 4000 Franken. Ausser dieser Besoldung erhält er 3000 Fr. Bureaukosten, dahingegen berechnet er die Gebühren, welche provisorisch auf 1 pro Cent des inscribirten Capitals festgesetzt sind, jedoch mit Ausnahmen für begünstigte Foderungen. Diese Einrichtung hat unstreitig grosse Vorzüge vor derjenigen, welche in Frankreich eingeführt ist, denn indem sie den Hypothekensecretär ganz der Aufsicht des Tribunals unterordnet, können sehr viel Missbräuche und Unordnungen vermieden werden, die möglicher Weise ein sich allein überlassener Hypothekenbewahrer sich zu Schulden kommen lassen könnte. „Das Hypothekensystem, sagt mit Recht der Vf., ist grösstentheils neu für uns und in seiner Grundansicht (?) durchaus abweichend von dem sonst bey uns eingeführten. Leben und Bewegung geht darin von dem Conservateur aus: einem verlorenen Manne, sobald er die Zügel fahren lässt. Denn eine Verantwortlichkeit, wie sie nirgends weiter in dem Grade vorkommt, ruhet auf seinem bedeutenden Amte, das volle Obacht und pünctliche Genauigkeit zur unerlässlichen Bedingung macht." — Der Vf., selbst Hypothekensecretär, hat sich also kein geringes Verdienst um seine Collegen erworben, indem er ihnen auf eine äusserst zweckmässige und plane Weise den ganzen Gang des ihnen anvertrauten Geschäfts vorgezeichnet und Schemata zu den Registern mitgetheilt hat, die sie theils nach dem Gesetze zu führen verbunden sind, theils zu ihrer eigenen Erleichterung und Übersicht des Ganzen führen müssen. Der Vf. hat mit Recht vorzüglich den *nouveau traité des privilèges et hypotheques* von *Comaille* benutzt, und auch aus diesem einige Tabellen wörtlich abdrucken lassen. Rec. enthält sich, etwas Weiteres aus dem angezeigten Werkchen zu bemerken, da er das, was *allgemein* von dem westphälischen Hypothekenwesen interessiren kann, angeführt hat, niemand aber, dem das Hypothekengeschäft besonders angeht, dieses wohlgerathene Büchlein ungelesen lassen darf. Den Hypothekensecretären selbst ist aber sehr anzurathen, es gänzlich zu ihrem Führer zu wählen. Folgende Bemerkung, so unwesentlich sie zu seyn scheinen wird, kann jedoch Rec. nicht unterdrücken. Die Hypothekenbewahrer sind und heissen in Westphalen *Secretäre* des Tribunals (*Greffier-conservateur*). Warum erwähnt der Vf. nirgends dieses *gesetzlichen und einzigen* Titels dieser Beamten, selbst nicht in den officiellen Unterschriften unter den Formularen? Schämt er sich des ehrenvollen Titels eines *Greffier?* Es hat in Frankreich ein solcher gleichen Rang mit den Richtern. Doch, es scheint den Deutschen die Sucht, sich höhere, oder nach Jemandes Meinung *sonorere* Titel anzumassen, angeboren zu seyn. Schon hörte man hin und wieder in Westphalen von *Ober*-Präfecten sprechen; den Herren *Unter*-Präfecten hat das *Unter* erst besonders von dem Minister anempfohlen werden müssen; von Departements-, Districts-, Municipal-Räthen und vorzüglich Räthinnen hört man auch bereits reden, und gewiss wird es nicht lange dauern: so werden wir sogar den Titel „*Herr Familien-Rath*" vernehmen.

F . . . . k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MÄRZ, 1809.

THEOLOGIE.

Münster u. Leipzig, b. Waldeck: *Biblische Anthropologie.* Von Dr. *Franz Oberthür*, ordentl. öffentl. Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg. Ersten Bandes 1 und 2 Hälfte. 1807. 528 S. Zweyter Band. 1808. 522 S. Dritten Bandes I Abtheil. 1808. 294 S. II Abtheil. 1809. 426 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Der materielle Theil dieses Werkes ist im Ganzen so vortrefflich, dafs es Rec. als eins der vorzüglichern Producte der neuern Theologie empfehlen würde, wenn nicht der formelle Theil desselben so reichlichen Stoff zum Tadel darböte. Hätte Hr. O. seine biblische Anthropologie in Einen Band zu concentriren, und alle unnützen Wiederholungen zu vermeiden gewufst: so würde sie sich nicht nur besser lesen, sondern die Haupt-Ideen der Schrift würden sich auch leichter übersehen lassen, und auch wahrscheinlich mehr Eingang finden. Wir geben, indem wir das Werk näher charakterisiren, zugleich die Beweise unseres Lobes und Tadels. Dafs die verschiedene Confession des Rec. hiebey keinen Einfluss habe, versteht sich von selbst. Ohnediefs könnte diefs nur bey einigen, gröfstentheils aufserwesentlichen Puncten der Fall seyn, wie jeder Sachverständige sogleich einsehen wird.

Unter einer *biblischen Anthropologie* verstehet Hr. D. *Oberthür* eine Darstellung der ganzen moralischen Natur des Menschen, wobey der Stoff aus der Bibel, als der eigentlichen Haupt-Quelle, genommen und nach der biblischen Tendenz verarbeitet wird (I Bd. S. 16). Die biblische Anthropologie ist eigentlich der zweyte Theil einer nach des Vfs. Plane entworfenen Dogmatik, oder eines vollständigen Systems aller religiösen Wahrheiten, aus welchen die Theorie des christlichen Glaubens bestehet, wohin auch die ersten Grundwahrheiten der praktischen Religion gehören, welche in der eigentlichen Moral mehr auseinander gesetzt und zur näheren Anwendung erklärt werden. Eine *biblische Theologie* ist der erste Theil dieser Dogmatik, und enthält die Lehre von Gott, Religion, Offenbarung, oder Gottes besondere Anstalten zur Leitung des Menschengeschlechts zu seiner Bestimmung.

Die biblische Anthropologie soll der *philosophischen* nicht entgegengesetzt seyn, sondern diese mit in sich aufnehmen, bestätigen und erweitern (S. 6, 7). Sie heisst auch nicht in dem Sinne eine biblische, in welchem einige Theologen eine *biblische Dogmatik* geschrieben haben, um sie nämlich von der scholastischen und symbolischen, wie das Wesentliche in der Religions-Theorie von menschlichen Zusätzen und allem Entbehrlichen — wie sie sagen — zu unterscheiden und zu sondern. „Diese Sonderung, fährt der Vf. S. 14 fort, war gemeiniglich das Werk einer gewissen Politik, wie ehemals einige Gelehrten sich mit der Distinction halfen, dafs etwas nach der Philosophie wahr seyn könne, was die Theologie nach der Offenbarung verwerfe und für falsch erkläre, wenn sie von der Inquisition eine scharfe und nachdrückliche Censur ihrer freyen Meinungen fürchteten: so scheinen auch diese eine soterische (esoterische) Dogmatik für den kleineren Haufen ausgewählter Schüler, aus der Bibel, und eine exoterische aus den symbolischen Büchern, und nach der Weise der Local- und Temporal-Orthodoxie für den grofsen Haufen, oder beide zum beliebigen Gebrauch nach Erfodernifs der Umstände geschrieben zu haben. Eine in dieser Art *rein biblische Dogmatik*, dafs alles Philosophiren über biblische Lehren davon ausgeschlossen wäre, würde dem Begriffe und der Absicht einer Dogmatik gar nicht entsprechen, die eigentlich eine Philosophie über die Bibel seyn, das heifst, die darin zerstreuten, und oft auf die verschiedenste Art, in mancherley Tropen und Wendungen vorgetragenen Wahrheiten sammeln, sie durch Räsonnement, nämlich durch Folgerungen und Vergleichungen entwickeln, erweitern, erklären, anwenden, in eine natürliche, einfache, dem Zeitalter und dem Volke verständliche Sprache, mit einem sich durchaus gleichen Vortrage einkleiden, dann in ein System und zu einer vollständigen Religions-Theorie verbinden, und also blofs reine Resultate einer genauen Kenntnifs der Bibel, eines freyen Studiums ihrer Interpreten, der ganzen Kirchengeschichte, der Menschen und der Zeiten, endlich eines geübten und geprüften, nur das Zweckmäfsige, nur das Brauchbare, aus dem so vielfachen, in diesen Quellen gehäuften Stoffe wählenden, und zum rechten Zweck für das Gewählte richtig und geschickt leitenden ästhetischen Sinnes liefern mufs."

Alles vollkommen wahr, und ein Wort zu seiner Zeit, das aber besonders den neueren protestantischen Schriftstellern gilt, geredet. Dennoch können wir die von dem Vf. vorgeschlagene, und in Ansehung des einen Theils wirklich zur Ausführung gebrachte, Trennung der biblischen Theologie und Anthropologie nicht billigen. Dafs man die wif-

senschaftliche Dogmatik und Moral von einander absonderte, war schon in manchem Betracht sehr nachtheilich (obgleich diese Trennung auch von unverkennbaren Vortheilen begleitet war); allein bey der Bibellehre fällt das Unstatthafte und Nachtheilige einer solchen Absonderung recht in die Augen. Lehre und Handlung, Glaube und Thun, Gott und Mensch, stehen in der heil. Schrift in unzertrennlicher Verbindung. Sie kennt nur den *religiösen Menschen*, d. h. den Menschen im Verhältniss zur Gottheit, als Schöpfer, Gesetzgeber, Vergelter. Auch hat der Vf. in seiner Darstellung selbst die öftere Berührung und Erörterung der *Theologie* nicht vermeiden können, so wie wir überzeugt sind, dass ihm die noch zu erwartende Darstellung der Theologie nur unter der Voraussetzung, dass er die Anthropologie wieder berücksichtige, gelingen könne. Der Vf. hat diess auch selbst gefühlt, und III B. 1 Abth. S. 7 eingestanden: „dass er die Lehre von Christus zwischen der biblischen Anthropologie und Theologie habe theilen müssen, ohne dass er selbst noch das Wie? anzugeben wisse!" Auch an anderen Orten muss er die Vermischung dessen, was er doch getrennt wissen will, anerkennen. Vgl. S. 175. 176. 192 u. a. St. Diese nothwendig gewordene, öftere Wiederholung konnte nur durch die von uns gewünschte Behandlung der Theologie und Anthropologie, als Identität, vermieden werden. Indessen lässt sich nun die einmal getroffene Einrichtung nicht mehr abändern, und wir wünschen daher nur, dass Hr. *O.* die biblische Theologie, deren Grundzüge er schon sehr richtig entworfen hat, bald möge nachfolgen lassen, damit alsdann doch ein weniger zerstückeltes Ganzes entstehe. Besser wäre es freylich gewesen, wenn Hr. *O.* seinen ursprünglichen Plan, die biblische Theologie *zuerst* herauszugeben, ausgeführt hätte. Er klagt aber (III B. 1 Abth. S. 8), dass er dem Drange der Umstände hiebey habe nachgeben müssen.

Die ganze Anthropologie wird unter folgenden IV Hauptstücken abgehandelt: I. Ideal des Menschen, wie es Natur und Offenbarung aufstellen, und die Glückseligkeit, wozu der nach diesem Ideal ringende Sterbliche bestimmt ist. Dieses reichhaltige Thema macht den Inhalt des ganzen I Bandes aus. II. Abweichung des Menschen von seiner Bestimmung durch Sünde. Der Sündenfall des ersten Menschenpaares. Moralisches Verderben des Menschengeschlechts, oder überwiegender Hang der Sinnlichkeit in jedem einzelnen Menschen, eine Folge der Sünde unserer ersten Eltern; trauriges Loos des Sünders. Dieser Gegenstand wird im II B. abgehandelt. III. Gottes Rathschluss, das gefallene Menschengeschlecht wieder herzustellen. Jesus von Nazareth, der Menschenerlöser. Dieser Stoff wird im III B. verarbeitet. Das IV Hauptstück wird von den letzten Dingen des Menschen, oder von den verschiedenen Schicksalen des Menschen nach seinem Tode, von den wechselseitigen Verhältnissen der Verstorbenen zu den Lebendigen, und vom Ende dieser Schöpfung handeln — „aber, sagt der Vf. I B. 1 Abth. S. 18, nicht sowohl dogmatisch als historisch, weil doch nichts von allem dem, was man gewöhnlich unter dieser Aufschrift vorzutragen pflegt, an sich eine eigentlich praktische Tendenz hat, und von Manchem der wahre Sinn nicht einmal noch so ganz sicher bestimmt werden kann." Dieser Gegenstand bleibt dem noch zu erwartenden IV. Bande, womit wahrscheinlich das ganze Werk geschlossen wird (eine ausdrückliche Erklärung hierüber haben wir nicht gefunden), vorbehalten.

Gegen diese Eintheilung und Anordnung, welche eigentlich die bey den Dogmatikern gewöhnliche ist, lässt sich nichts erinnern. Eben so wenig im Allgemeinen gegen die Darstellung der biblischen Lehren selbst. Es ist sehr löblich, dass sich Hr. O. dabey von der beliebten Accommodationstheorie, welche durch den sogenannten Rationalismus nur in einer anderen Wendung erscheint, frey zu erhalten gewusst, und dem Buchstaben der heil. Schrift keine Gewalt angethan hat. Gegen den Vorwurf, den ihm neuere protestant. Theologen wahrscheinlich machen dürften, dass er die Bibel nach den dogmatischen Grundsätzen seiner Kirche interpretirt habe, wird sich Hr. O. leicht verantworten können. Der an sich vollkommen richtige hermeneutische Kanon, *dass die Bibel nur aus sich selbst erklärt werden müsse*, darf nur nicht zu einer Licenz gemissbraucht werden, welche man bey keinem Profanschriftsteller zugestehen würde. Gerade gegen diese Ausleger, welche den biblischen Schriftstellern *ihren Rationalismus* so gern aufdringen möchten, und es durch zwangvolle, willkührliche Erklärungen wirklich thun, muss man jenen Kanon von neuem einschärfen. Die kirchliche Interpretation (bey den Katholiken sowohl als Protestanten, welche letztere allerdings auch eine kirchliche Interpretation haben) trägt in der That weit weniger in die heil. Schrift hinein, als die in den neueren Zeiten beliebt gewordene Interpretationsmanier aus derselben herausträgt. Die *Analogia fidei* ist doch wenigstens ein Princip, das, gegen die Principlosigkeit so mancher Schrifterklärung gehalten, grosse Achtung verdient.

Hr. *O.* erscheint in dem ganzen Werke als ein ächter Schrifttheolog. Er setzt überall die heil. Schrift als Offenbarungsurkunde voraus, und schiebt dem Offenbarungsbegriffe selbst keine fremdartigen Ideen willkührlich unter. Seinen Grundsatz hierüber finden wir III B. 2 Abth. S. 95—96 in folgenden Worten (in besonderer Beziehung auf die Satisfactionslehre) ausgesprochen: „Wenn die Bibel einmal entscheidend gesprochen, so gilt kein Räsonnement *a priori* mehr dagegen. Es kann dann von der Nothwendigkeit, Entbehrlichkeit, Nützlichkeit, Schädlichkeit einer Lehre ferner keine Rede mehr seyn. Nur höchst wohlthätig kann die Lehre der Bibel dem menschlichen Geschlechte seyn, verkündiget von Gott durch dieses untrügliche Organ, als ein von seiner Weisheit gewähltes Mittel, irgend einem *Bedürfnisse* der Menschheit abzuhelfen, oder es *seiner* Bestim-

mung näher zu bringen. Eine biblische Lehre für entbehrlich erklären, verräth Kurzsichtigkeit und Übereilung. Man kennt seine Bedürfnisse nicht, schliesst von sich auf Andere, und von seiner gegenwärtigen Stimmung und Lage auf alle zukünftigen und möglichen Momente des Lebens, wo verändertes Gefühl, veränderte Lage, erweiterte Einsicht, eine ganz andere Stimmung, nicht bloss die Wohlthätigkeit einer solchen Lehre erkennen, sondern auch fühlen machen kann, dass sie unumgänglich nothwendig sey. Wollte der Dogmatiker aus der Bibel nur solche Lehren in sein System aufnehmen, oder davon ausschliessen, die er seiner individuellen Einsicht und Empfindung nach für nothwendig oder entbehrlich hält: welche Verschiedenheit würde da in der Darstellung und im Umfange der einen für das allgemeine Beste der Menschheit getroffenen Anstalt Gottes, der Offenbarung und der Bibel herrschen?"

Bey dieser Ansicht von Offenbarungsglauben und Bibel ist leicht zu erwarten, dass sich der Vf. in keinem wesentlichen Puncte von der allgemeinen Kirchenlehre entfernt haben werde. Nur zuweilen würde ihn, wenn man streng verfahren wollte, ein Vorwurf hierüber treffen. Diess ist, um ein Beyspiel anzuführen, in der Lehre von der Erbsünde der Fall. Nach B. II. S. 343 ist in diesem Dogma das aufgehobene Gleichgewicht zwischen der Vernunft und Sinnlichkeit und der uns allen angeborene Hang zum Bösen die Hauptsache. „Dieser bleibt, wenn ich ihn auch nicht gerade *Erbsünde* nenne, nicht für imputabel halte, und keine Imputation im Augustinianischen Sinne annehme. Nur eigentlich darauf gründet sich auch die ganze Lehre von der Gnade; und wenn der Zusammenhang noch anderer verwandter Lehren, als der von Christus, dem Mittler zwischen Gott und den Menschen, dem Erlöser der Menschen u. s. w. mit der so einfach dargestellten Lehre von der Erbsünde etwa nicht so leicht übersehen werden könnte, und man glauben sollte, nur durch das Medium der inneren Moralität und Imputabilität jenes angeborenen Erbübels oder einer wirklichen, aus was immer für Ursachen geschehenen Imputation der Sünde Adams könne der Zusammenhang hergestellt und die Allgemeinheit der Erlösung Platz haben und begriffen werden: — so hat man wohl jene Grundwahrheit noch nicht aufmerksam genug, noch nicht von allen Seiten betrachtet. Bey einer neuen Revision dieses Gegenstandes, die wir unten anstellen wollen, finden wir doch vielleicht den bis jetzt meist übersehenen Bewährungspunct aller dieser verwandten Wahrheiten, und überzeugen uns von dem Zusammenhange derselben unter einander, ohne zur Imputation der Sünde Adams im Augustinianischen Sinne, als zu einem Verbindungsmittel, unsere Zuflucht nehmen zu müssen."

Rec. muss aber bekennen, dass in dieser ganzen Darstellung (auch nach der am Ende des zweyten Bandes gegebenen Recapitulation) das wahre Moment der kirchlichen Lehre nicht getroffen sey. Wie locker erscheint doch der von dem Vf. angegebene Zusammenhang gegen die feste Verkettung aller mit diesem Dogma verwandten Lehren in dem dogmatischen Systeme! Von der Bestimmung des Dogma's durch die tridentinische Kirchenversammlung heisst es S. 347: „Sie ist ganz die Augustinianische; nur nicht so entwickelt und bestimmt, wie man sie beym Augustinus selbst findet." Dagegen wurde vorher S. 345 gesagt: dass es nur so scheine, als ob die Kirchenversammlung mit jener Theorie völlig übereinstimme; und in den folgenden S. 348. 349 wird nach dem Protestanten *Chemnitius* und dem Katholiken *Andradius* angenommen: „dass diese Synode, nach dem Beyspiele anderer Synoden, hier weiter nichts bestimmt habe, als dass alle Menschen von Adam die Erbsünde empfangen, worin diese aber bestehe, mit Fleiss ganz mit Stillschweigen übergangen und uns die Freyheit gelassen habe, darüber zu denken, was jedem gut dünkt." Dazwischen stehen einige Bemerkungen über das Temporelle und Occasionelle in den Decreten der Kirchenversammlungen überhaupt und der tridentinischen insbesondere; desgleichen die Andeutung eines Zweifels: ob man auch wohl mit Recht diese Synode für eine *allgemeine* halten dürfe? Hier ist eine Art von Latitudinarismus, wovon Rec. kein Freund ist. Ähnliche halbirte Vorstellungen und Inconsequenzen sind uns noch zuweilen vorgekommen.

Die exegetischen Untersuchungen gehören nicht zu den vorzüglichsten Parthieen dieses Werkes. Sie sind zwar im Allgemeinen so beschaffen, dass man mit den Resultaten des Vfs. zufrieden seyn, und sich über keinen den biblischen Schriftstellern angethanen Zwang beklagen kann; aber der Gelehrte wird sich durch die allgemeinen, durch keine philologische Genauigkeit unterstützten, Räsonnements des Vfs. selten befriedigt fühlen. Wahrscheinlich glaubte Hr. O., die eigentlich exegetischen Bemerkungen, welche man in einer solchen Schrift allerdings zu erwarten berechtiget ist, um der nicht-theologischen Leser willen, weglassen zu müssen. Für diese hätte dann aber auch die gelehrte Terminologie und alle Scholastik vermieden werden sollen. Dass bey manchen Dogmen die scholastischen Eintheilungen zwar angeführt sind, dabey aber der biblische Grund hievon nicht gehörig erörtert wird, ist ebenfalls nicht zu loben. Gerade in einer solchen Schrift verlangt man eine detaillirte Belehrung hierüber. Wir führen bloss II Bd. S. 80 ff. zum Beweis an. Dagegen verdienen die *praktischen Bemerkungen* vorzüglich empfohlen zu werden. Der Vf. ist nicht nur mit den Bedürfnissen des Religionslehrers bekannt, sondern er weiss auch den Dogmen selbst ihre praktische Seite abzugewinnen, und durch seine Bemerkungen den fruchtbaren Gebrauch der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre zu befördern. Diess ist in einem so vorzüglichen Grade der Fall, dass wir den praktischen Werth dieses Werks überhaupt höher anschlagen müssen, als den theoretischen. Nach einer oben schon angeführten Äusserung des Vfs. haben die noch

abzuhandelnden Lehren von den letzten Dingen an und für sich keine praktische Tendenz, daher er sie auch mehr *historisch* als *dogmatisch* abzuhandeln verspricht. Wir wünschen nicht, dass der Vf. diess buchstäblich nehmen und erfüllen werde. Wir sind überzeugt, dass auch diese Lehren, so gut wie die anderen, kein bloss speculatives Interesse haben, und dass sich auch hiebey der schon von den Scholastikern vertheidigte Satz: *Theologia est habitus practicus* vollkommen bestätige. Es kommt nur darauf an, dass das praktische Moment gehörig hervorgehoben werde. Indem wir dem Vf. das hiezu erfoderliche Geschick vollkommen zutrauen, hoffen wir auch, dass er sich nicht selbst durch eine unrichtige Vorstellung den wahren Gesichtspunct verrücken werde.

Nicht so günstig, wie über den materiellen Theil dieses Werks, können wir über den formellen desselben urtheilen. Oft muss die Weitschweifigkeit die Stelle der Gründlichkeit ersetzen, und auch da, wo man dem Vf. vollkommen beypflichtet, findet man es unangenehm, dass er so weit ausholt, und erst nach langen Umschweifen zu dem weit näher liegenden Resultate gelangt. Demnächst vermisst man eine gute Methode und Ordnung des Vortrags. Hr. O. scheint über eine Materie niederzuschreiben, was und wie es ihm einfällt; findet er in der Folge noch etwas hinzuzufügen oder zu berichtigen, so geschieht diess, ohne dass das Vorhergesagte verändert wird. Daher rühren so viele Anakephaleosen und Retractationen, der vielen identischen Wiederholungen; welche einen sehr unangenehmen Eindruck machen, nicht zu gedenken. Das beständige Hinweisen auf frühere oder künftige Bemerkungen, oder wohl auch auf andere Schriften des Vfs., worin er denselben oder einen verwandten Gegenstand abgehandelt, besonders auf die *Idea biblica ecclesiae*, ist dem Leser ebenfalls sehr beschwerlich, und bewirkt eine nachtheilige Zerstückelung der Ideen. Schon beym mündlichen Vortrage sollte so etwas nur äusserst selten vorkommen; beym schriftlichen aber kann der Leser mit Recht eine grössere Aufmerksamkeit vom Autor verlangen. Er soll durchaus nicht niederschreiben, was und wie es ihm in die Feder kommt. Wir haben schon ein Bekenntniss angeführt, worin es heisst: „Die Lehre von Jesus — — muss ich zwischen der Anthropologie und Theologie theilen. *Wie?* das kann ich selbst noch nicht genau vorausbestimmen." Diess setzt doch offenbar voraus, dass der Vf., als er diess schrieb, mit seinem Gegenstande selbst noch gar nicht im Reinen war, sondern dass er erst während des Schreibens experimentirte. Eine solche *negligentia* ist wenigstens keine *grata!*

Wir müssen daher den Vf. recht sehr bitten, nicht nur bey Ausarbeitung des noch zu erwartenden letzten Theils, sondern auch bey der versprochenen *biblischen Theologie* die Form mehr zu beherzigen, und die von uns nur zum Theil angezeigten Fehler zu vermeiden. Er hätte es sich im entgegengesetzten Falle nur selbst zuzuschreiben, wenn der grösste Theil des Publicums sein an sich schätzbares Werk für unlesbar erklärte, was wir sowohl um des achtungswerthen Vfs. als auch um des theologischen Publicums willen, keineswegs wünschen.

mcr.

QUEDLINBURG u. BLANKENBURG, b. Ernst: *Abriss der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichsten Hülfskenntnisse.* Erste Abtheilung, welche die beym Religionsunterrichte nothwendigsten Naturkenntnisse enthält, von *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein*, herzogl. braunschw. lüneburgisch. Consistorialrathe und Superint. zu Blankenburg. 1806. 290 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. glaubt mit *Reimarus*, dass das Christenthum die Wahrheiten der natürlichen Religion voraussetze und zum Grunde lege, dass ferner die natürliche Religion durch eine Physikotheologie begründet, und der Glaube auf ein Wissen gebauet werden müsse; die Physikotheologie setze aber eine genaue Kenntniss der Natur voraus, und der gegenwärtige Abriss sey dazu bestimmt, zur Erlangung jener Naturkenntnisse eine Anleitung zu geben. Diess ist der Zusammenhang, in welchem die in diesem Buche vorgetragenen Naturkenntnisse mit dem Religionsunterrichte stehen. Unsere Leser können nun hieraus selbst urtheilen, in wie fern diess die *unentbehrlichsten* Hülfskenntnisse bey der Religion genannt werden können. Sind diese Kenntnisse, welche in diesem Buche vorgetragen werden, bey dem Religionsunterrichte wirklich unentbehrlich: so mag es bis jetzt noch sehr schlecht um die Religionskenntniss bestellt seyn, da gewiss dem grössten Theile derer, welche diese zu haben glauben, solche Kenntnisse abgehen, als hier vorgetragen werden. — Da übrigens der Vf. seine Materialien aus guten Quellen geschöpft hat; so kann sein Abriss als ein Leitfaden beym Unterricht in der Naturwissenschaft gute Dienste leisten, gesetzt auch, dass man diese Kenntnisse beym Religionsunterrichte nicht durchaus nothwendig und unentbehrlich finden sollte. Sie sind in folgenden 5 Abschnitten vorgetragen. 1) Der Körper des Menschen. 2) Die Seele des Menschen. 3) Das Weltgebäude. 4) Die Erde. 5) Die drey Naturreiche.

O. m. r.

FORTSETZUNGEN.

Glogau, b. Günter: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia.* 2te Abth. 1808. In fortlauf. Seitenzahl. 356 S. 8. (18 Gr.) S. Recens. der ersten Abth. 1807. No. 74.

Eisenach, b. Wittekind: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabr. Christ. Benj. Busch*, fürstl. schwarzburg. sondershäusischem Consistorial-Assessor, Superintendenten, Oberpfarrer und Ephorus der Schulen zu Arnstadt. 4ten Theils 2te Abth., den Buchstaben F enthaltend. 4te, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1808. 451 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Duisburg und *Essen*, b. Bädeker und Kürzel: *Quartalschrift für Religionslehrer.* Bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten, und herausgegeben von *B. C. L. Natorp*, Prediger zu Essen. 4ter Jahrg. 3tes Quartal. 1808. 195 S. 8. (16 Gr.) S. Recens. des ersten Jahrg. 1807. No. 125.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 MÄRZ, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Braunes: *Beyträge für die deutsche Schaubühne, in Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter*, von *Aug. Wilh. Iffland.* Zweyter Band. 1808. 290 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieser Band enthält zwey Stücke: *Duhautcours* oder *der Vergleichscontract*, Schauspiel in 5 Acten nach dem Französischen des *Picard*, und: *Heinrich des Fünften Jugendjahre*, Lustspiel in drey Acten, nach dem Französischen des *Alex. Duval*. Beide sind von sehr ungleichem Werth, and das letztere verdient vor dem ersteren bey weitem den Vorzug. Jenes hat seinen Gegenstand aus der bürgerlichen Welt gewählt, deren Sitten und Verhalten es unter den gegebenen Umständen treu nach der Wirklichkeit darstellt, womit es zugleich die Absicht einer moralischen Besserung verbindet. Es wird nämlich darin umständlich und ausführlich gezeigt, wie es bey falschen Banquerotten herzugehen pflege, und wie es betrügliche Kaufleute anfangen, bey allem Aufwand und Wohlleben durch Vorspiegelungen von Unglücksfällen und Anfertigung unächter Papiere sich in den Besitz eines grösseren Vermögens zu setzen, wobey der im Titel angegebene *Duhautcours* als ein erfahrner Betrüger, der ohne eigenes Vermögen es zu seinem Geschäfte macht, dergleichen in Verbindung mit anderen und *für* andere ins Werk zu richten, von Anfange bis zu Ende die Hauptrolle spielt. Das Stück beginnt mit der Zubereitung zu einem Feste, das die Gläubiger bis auf den letzten Augenblick in dem Glauben, einen reichen Mann vor sich zu sehen, erhalten muss. Gegen einen geringern Schuldner wird dabey noch Stolz und Härte ausgeübt, bis der Augenblick kommt, da man selbst auf die Geduld und das Mitleiden anderer Anspruch macht. Plötzliche Unglücksfälle werden vorgeschützt, und falsche Schuldbriefe bestochenen Gläubigern vorgelegt, die den vorgeschlagenen Vergleich zu 20 pC. eingehen müssen. Da aber ein strenger rechtlicher Kaufmann sich dieses nicht will gefallen lassen: so wird der Betrug entdeckt und das Unternehmen scheitert. Der Kaufmann bekehrt sich noch zu guter Zeit, bereut und bekennet, und alle Schuld fällt nun auf den genannten Betrüger, der das ganze Werk eingeleitet hat. Da nun auch der Neffe die Tochter jenes vorher hart behandelten Kaufmanns heirathet, und mit seinem Vermögen beyspringt: so hat zuletzt alle Noth ein Ende, und es bleibt weiter nichts übrig, als den Zuschauern wohlmeinend den Spiegel hinzuhalten. — Allerdings ist dieser Gegenstand sowohl in historischer Rücksicht, in Absicht dessen, was wirklich geschieht, als auch in moralischem Betracht sehr wichtig; ob er aber auch in ästhetischer Hinsicht die volle Genüge leiste, bezweifeln wir, weil die Kraft der Natur in den Charakteren der Menschen sich hier nicht genug entwickeln und zeigen kann. Der Bösewicht steht schon fertig da, der alles tragen soll; das Merkwürdige bleibt nur noch die Art und Weise in der äusseren Ausführung des Betruges; diese Masregeln aber — so historisch-interessant sie an sich sind — verwickeln die Aufmerksamkeit des Zuschauers so sehr in die Geschäfte und Rechnungen des Kaufmanns, dass er eher die Geduld darüber verlieren, als sich daran ergötzen wird. Ein ausführlicher Unterricht von dem Hergange solcher Dinge passt mehr in eine Erzählung, Schilderung oder Abhandlung, als in ein Schauspiel, worin man es nur mit dem Herzen des Menschen und seinen unmittelbaren Handlungen will zu thun haben. Was an Eigenthümlichkeit der Charaktere in diesem Stücke zum Vorschein kommt, ist gegen das Übrige zu wenig, und auch zu flach und zu flüchtig aufgefasst. Einzelne derbe Striche, die oft willkührlich hingeworfen sind, können den vollen Umriss nicht ersetzen. So ist es z. B., wenn die Frau des Kaufmanns als eine Modenärrin soll gezeichnet werden, und sie in der Unterredung mit ihrer Nachbarin spricht: „Vertrauen sie mir Ihren Kummer, liebes Kind! Ach, mein schöner Aufsatz, mein Gott, der schöne Aufsatz, ich bin ganz in ihn vernarrt." Das ist zu handgreiflich, und quillt nicht, wie von selbst, aus dem inneren Leben hervor. Poetisch und das Innerliche näher berührend scheint uns im ganzen Stücke nur die Stelle zu seyn, wo während der festlichen Musik, die aus dem Tanzsaale herüberschallt, der Kaufmann von Angst und Unruhe ergriffen wird. Doch ist mancher andere einzelne Zug hie und da auch interessant, und wirkt wenigstens als poetische Andeutung. Das Ganze möchte aber schwerlich auf dem Theater volle Unterhaltung gewähren. — An Nachlässigkeiten in der Übersetzung fehlt es auch nicht, z. B. *bey* aller Autorität, verbiete ich dir — statt *mit* aller; ich *habe* viel gereist statt ich *bin*; *Händel* schliessen statt Handelsverträge; Sie fürchten sich *für* Ihren Neffen statt *vor*; mein Oheim hat heute Briefe von Hn. Franval haben müssen — steif für: hat *gewiss* Briefe erhalten; seinem Rath gefolgt *hätte* für gefolgt *wäre*; und folgender Satz: „Ich wünsche

Ihnen Glück, mein Herr, wenn Sie so glückliche Operationen machen können, um, ohne dass Sie es noch empfinden, drey Viertheile von Ihren Vorschüssen verlieren zu können" — wie unbeholfen! Da übrigens in dem Stücke alles so kaufmännisch hergeht: so muss noch als eine grosse Unwahrscheinlichkeit gerügt werden, dass der Kaufmann nach dem Ball auf das Vorgeben eines plötzlichen Unglücks sogleich seine Bilanz will gezogen haben, die er seinen Gläubigern überreicht, ohne dass ihnen das Unmögliche davon einfällt. Bey der übrigen Geschäftsgenauigkeit sollte doch dieser Punct auch ein wenig motivirt seyn.

Besser ist das zweyte Stück: *Heinrich des Fünften Jugendjahre;* ja, es hat sogar etwas Ausgezeichnetes, in sofern die Hauptcharaktere Personen der höheren Stände sind, und gleichwohl das Lustspiel nicht blos in seinen Wendungen und Redensarten, sondern in wirklichen Handlungen, in einem Spiel des Naturells und in ächt komischen Situationen besteht, so dass der Schauspieler hier die seltenere Gelegenheit erhält, seine Bildung und äussere Würde mit unwillkührlicher Charakterlaune zu verbinden, und in ein reges Leben zusammen zu schmelzen. Das Gewöhnliche ist nämlich, dass sich das Komische der Würde nicht nähern darf, ohne dass diese zugleich lächerlich wird; hier soll aber beides mit einander verbunden werden, die Würde soll neben dem Komischen in einer Person bestehen, und beides soll in freyer Eintracht wirken. Besonders schwierig, wenn man es genau nehmen will, scheint die Stelle, wo der *Prinz*, der *lustige* Prinz, sich in grosser *Angst* befindet, weil hier drey Elemente sich vereinigen sollen; durch die Angst soll noch die Laune hindurchschimmern, und bey beiden sollen wir den Prinzen nicht vergessen, der gerade eine solche Situation erst recht wichtig macht. Da das Stück schon auf den meisten Bühnen gegeben ist: so kann man den Inhalt desselben als bekannt voraussetzen. Das Tadelnswerthe davon ist der erste Act, der zu sehr blosse Einleitung geblieben, und nicht genug selbst auch Handlung geworden ist. Im zweyten Acte gewährt es grosses Vergnügen, zu sehen, wie das verschiedene Interesse der Personen sich bald hier, bald dort berührt, und hin und her ein leichtes Spiel und Widerspiel treibt, bis zuletzt der Prinz in der grössten Verlegenheit sitzen bleibt. Der grundehrliche Schiffscapitän in der Mitte, der allein nichts von allem weiss, was um ihn vorgeht, steht wie ein Felsen da, der unbewusst das Ganze in leichte Wellen bricht, bis er am Ende selbst ein Spiel der Wellen — ein Gegenstand des Scherzes und des fröhlichen Lachens wird. So fällt der Strahl des Komischen hin und wieder und zurück. — In dem Titel sind die Jugend-*Jahre* dem Wortverstande nach anstösig, und andere haben sich auf mancherley Weise dagegen zu helfen gesucht; um Weitschweifigkeit zu vermeiden, könnte man vielleicht mit dem Titel: *die Jugend* Heinrich des Fünften, zufrieden seyn, in sofern man nämlich aus diesem einzigen Abenteuer schon das ganze Jugendleben Heinrichs erkennen kann. — Das Meiste in dieser Übersetzung ist fliessend und lebendig, doch kommen auch Stellen vor, wo andere einen bessern Ausdruck getroffen haben. Zu den Nachlässigkeiten gehört es wieder, wenn es heisst: zufrieden *vor* dem Abend, statt *mit* dem Abend, und wenn der Prinz sagt: Lass uns an unsre *Ausschweifungen* denken, statt: an unsere Streiche. — Schwer lässt sich entscheiden, ob der Herausgeber, oder Andere diess Stück früher übersetzt haben: aber man kann verlangen, dass darauf Rücksicht genommen werde, weil sonst das Publicum eine Sache zwey bis dreymal bezahlen muss, und auf diese Weise leicht ganze Bände anschwellen können, die, wie es nun mit dem vorliegenden der Fall ist, zu dem Überflüssigen und Entbehrlichen gehören.

T. Z.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Lustspiele* von *Theodor Hell.* Zweyter Band: *Der Haustyrann; Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs des V; die Verwechselung; Herr Habicht unter Siegel.* 1808. 351 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendas.: *Glückswechsel oder die Marionetten.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Französischen von *Th. Hell.* 1808. 164 S. 8. (16 Gr.)

3) Ebendas.: *Das Strüdelköpfchen.* Ein Lustspiel nach dem Französischen von *Th. Hell.* 1808. 77 S. 8. (8 Gr.)

4) Ebendas.: *Die beiden Väter, oder der Blumenkelch.* Ein Lustspiel in zwey Aufzügen nach *Dupaty* von *Th. Hell.* 1808. 148 S. (16 Gr.)

5) Ebendas.: *Er ist es selbst.* Ein Nachspiel von *Th. Hell.* 1808. 55 S. 8. (6 Gr.)

6) Leipzig, b. Hartknoch: *Bianca von Toredo.* Eine dramatische Dichtung in fünf Acten von *Karl Winkler.* 1808. 152 S. gr. 8. 8. (1 Rthlr.)

So wie sich von Zeit zu Zeit Schauspieler finden, die, ohne besonderen Beruf zur Dichtkunst, bey ihrem nachahmenden Geschäft auf dem Theater sich mancherley Vortheile zur Hervorbringung des Effects merken, und nachher durch eine Zusammenstellung von solchen Scenen und Auftritten, die eine auffallende Wirkung hervorzubringen pflegen, selbst einige theatralische Producte liefern, die, mit Geschicklichkeit gefügt und dem Geschmack des Publicums angepasst, nachher ebenfalls im Stande sind, bey der Aufführung eine angenehme Unterhaltung zu gewähren: so treten zuweilen auch unter den Zuschauern federgeübte Schriftsteller als Theaterdichter auf, die mit Liebhaberey für die Schauspielkunst aus dem Alten, was sie gesehn und gehört haben, etwas Neues zusammensetzen, und bey ihrer Mosaik oft so viel Klugheit und Application zeigen, dass sie mit ihren Producten den glänzenden Vorbildern sehr nahe kommen. Diess geschieht, je nachdem der Poltergeist des Stücks sich ihnen nicht widerspenstig beweist, und die Fabel, die sie gerade brauchen, ihnen Effectscenen herleiht, bald mit mehr, bald mit geringerem Glück. Derjenige aber, der mit solchen Nachahmungen aus dem Leben selbst zu schöpfen, und die Wirkung solcher Scenen im Voraus zu berech-

nen weifs, gilt ihnen für den Meifter und für ihr unnachahmliches Mufterbild. Ein folcher ift *Kotzebue*, deffen Talent in diefer abfchildernden Effectmethode noch von keinem feiner Nachahmer übertroffen ift. Der Vf. diefer vorliegenden Luft- und Schau-Spiele, Hr. *Theodor Hell*, oder, wie er eigentlich heifst, *Karl Winkler*, gehört ebenfalls zu feinen Schülern und Nachfolgern, ob er gleich, wie man fieht, in der Flüchtigkeit auch den Franzofen etwas abgelernt, und fich fo feine Arbeit noch mehr erleichtert hat. In dem erften Bande feiner Luftfpiele, der in diefen Blättern (1806. No. 179) fchon gewürdiget worden, lieferte er gröfstentheils eigene Producte, *hier* gröfstentheils nur Überfetzungen und Bearbeitungen franzöfifcher Stücke, wobey er allerdings einige Gefchicklichkeit und Theaterkenntnifs an den Tag legt.

Unter No. 1 rechnen wir den *Haustyrannen* in 5 Acten, der von feiner eigenen Feder herrührt, zu den fogenannten Familiengemälden, die gewöhnlich einen moralifchen Zweck haben, und mehr pfychologifches als poetifches Inhalts find. Damit ift es gerade bey diefem Stücke um fo fchlimmer, weil auch die Perfonen felbft fich nicht recht verlebendigen, und man in ihnen noch zu nackt und deutlich den allgemeinen Begriff fieht, wonach fie zufammengefetzt find. Befonders ift der Charakter des Haustyrannen nur nach der Oberfläche aufgefafst und dargeftellt, nicht aus der Natur ans Gefühl gebracht; fein Poltern erfchreckt uns nicht; fein Zorn flammt nicht aus dem Temperamente hervor; fein Zanken verräth die Willkühr des Vfs. Bekehrt wird er dadurch, dafs alle ihn verlaffen, welches Mittel freylich anfchlagen mufs, aber wir zweifeln an dem Beftand, ob er gleich zuletzt ganz ehrlich und offen fagt: „wenn ihr noch unruhig feyd, die Zeit möchte meine alte Gewohnheiten wieder herbeybringen: fo droht mir nur alle drey, mich auf der Stelle zu verlaffen, und mein Herz wird feinen Fehler wieder gut machen. Ich fehe endlich ein, dafs man nur gegen fich felbft ftrenge, gegen feine Mitmenfchen fanft, gefällig, nachfichtig feyn mufs, und dafs, wenn Tugenden uns Achtung verfchaffen, nur Sanftmuth es ift, was uns Liebe erwirbt." — Das folgende Luftfpiel: „*Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs des 5*, fonft die Jugendjahre u. f. w. betitelt, ift zu bekannt, als dafs es noch einer weiteren Erörterung bedürfte. Diefe Überfetzung braucht fich der anderen, die fchon davon vorhanden find, gerade nicht zu fchämen. Es kommt hiebey nicht auf buchftäbliche Treue, fondern auf das Treffen der gangbaren Sprache des Lebens und der Gefellfchaft an. In diefer Hinficht wäre ihr freylich mehr Kürze und Naivetät zu wünfchen, was indefs nicht damit erzwungen wird, dafs der Capitain z. B. fagt: es wird mir gleich fo *quabblicht* ums Herz, welcher Ausdruck nicht einmal ganz richtig ift, fondern mehr durch Vermeidung allgemeiner Begriffswörter, z. B. wenn Georg fpricht: da haben wir den *unfchuldigen Bewegungsgrund*, wo es ftatt deffen bey einem anderen Überfetzer beffer heifst: ja, es ift richtig, *fie kommen in aller Unfchuld*. — Die *Verwechfelung* oder *Kleider machen Leute*, ein Nachfpiel vom Herausgeber, befteht darin, dafs zwey Liebhaber in der Kleidung und im Betragen ihre Rollen taufchen müffen, damit der Liebhaber der Nichte nicht der Tante gefalle, und feiner Braut entzogen werde. Weil aber die Tante durchaus ihre Einwilligung der Nichte verfagt, bevor fie nicht felbft verheirathet ift: fo wird noch eine zweyte Intrigue erfodert, um die fchriftliche Erlaubnifs der Tante zu entlocken. Diefs gefchieht auf eine recht glückliche, überrafchende Weife, obgleich die Mittel felbft aus älteren Stücken entlehnt, und hier nur neu verknüpft find. — *Herr Habicht* oder *der Hauswirth unter Siegel* ift ein Schwank, worin einige Laune und mehr Charakterbeftimmtheit, als in den anderen Stücken, aber mit zu ftarken Zügen herrfcht. Der um den Hauszins mahnende Wirth verkriecht fich aus Furcht vor feinem Miether, der ihn einmal durchgeprügelt, in einen leeren Bücherfchrank, wo er, von dem Gerichtsdiener, den er felbft vorher rufen liefs, eingefiegelt, capituliren und Nachficht geloben mufs. Die dem Vf. eigene Manier des Wortwitzes ift immer noch diefelbe, und zeigt fich hier z. B. wenn Habicht fagt: ich bin fehr müde, und man ihn darauf zum Sitzen nöthiget, er aber fortfährt: nein, nein, müde, fehr müde Ihres ewigen Auffchubs.

No. 2. *Glückswechfel* oder *die Marionetten*, nach dem Franzöfifchen, hat dem Rec. von allen am beften gefallen. Es ift reich an Charakterfcenen, wie fie nur ein guter Sittenmaler auffaffen und wiedergeben kann, und auch die Idee wird durch das Ganze gerechtfertigt. Diefe befteht in der Behauptung eines Puppenfpielers gegen feinen Freund, dafs die Menfchen den Marionetten ähnlich wären, und von Umftänden, wie diefe von Fäden, geleitet würden. Und da fein Freund gleich darauf eine grofse Erbfchaft thut, während der Edelmann des Dorfs feinen Reichthum einbüfst: fo läfst er wirklich, indem er es wahrfcheinlich macht, dafs die Erbfchaft feines Freundes wieder an einen anderen fällt, die Menfchen wie Marionetten auftanzen.

No. 3. *Das Strudelköpfchen* hat die Bekehrung einer jähzornigen Frau zum Gegenftande, welche dadurch bewirkt wird, dafs der Mann, der diefe Eigenfchaft gleich nach der Hochzeit an feiner Frau entdeckt, ebenfalls fich fehr jähzornig gebehrdet, worüber fie in fich geht und ihren Sinn ändert. Dergleichen als Idee ift zwar recht hübfch, aber in einem Act wirklich ausgeführt und dargeftellt kann es nur wenig Glauben finden, befonders wenn der Frau zuletzt noch ausdrücklich gefagt wird, dafs alles Verftellung gewefen.

No. 4. *Die beiden Väter* oder *der Blumenkelch* ift in Alexandrinern abgefafst, in welchen der Vf. fich nicht frey zu bewegen weifs, und oft bey Verletzung des Abfchnittes mit leeren Redensarten blofs zur Ausfüllung fich behilft, ftatt mit neuen Wendungen und bedeutenden Reimwörtern zu überrafchen.

Sie hatten unten fchöne Sachen gnug zu fehn.
Wir müffen, uns zu rächen, beide uns verftehn.

Aussehe. Herr John es willig thut. Ist arm er oder reich? Konnte ich. Brauchen, taugen; leerte, Erde; husst' ich, lust'g. Hier hat man gleich alle möglichen Freyheiten und Nachlässigkeiten bey einander. Zwey Väter sind über die Liebe ihrer Kinder einverstanden und quälen sie nur noch zur Strafe, weil sie solche geheim gehalten. Das ist der ganze Inhalt des Stücks, welchem der Blumenkelch einer Rose, woraus ein geheimer Brief hervorgeht, den Namen giebt.

No. 5. *Er ist es selbst* — nämlich der Mann, der als Liebhaber vor dem Fenster seiner Frau Abends auf- und niedergeht, und auf ein Bild, welches seine Frau malt, eifersüchtig ist, das ihn gleichfalls selbst vorstellt. Ein magerer Gegenstand!

No. 6, eine *dramatische Dichtung* — soll weiter nichts sagen, als: ein Schauspiel in Jamben, in dem Ernste eines Trauerspiels gehalten. Es stellt den grossen Wetteifer zweyer Freundinnen dar, die keine Aufopferung scheuen, um sich einander zu retten. Kaiser Heinrich VI, König von Sicilien, läfst Tancrets Enkelin, Elisabeth, ergreifen, um sie als die letzte Thronerbin aus dem Wege zu schaffen. Bianca, ihre Freundin, giebt sich für die Princessin aus, und läfst sich statt ihrer ins Gefängnifs führen, woraus sie von dem Hauptmann, der sie liebt, wieder befreyt wird. Elisabeth aber, die diefs nicht weifs, stellt sich zur freywilligen Gefangenschaft, um ihre Freundin daraus zu erlösen, und wird endlich nur mit Mühe nach Heinrichs Besiegung von dieser wieder in Freyheit gesetzt. Da sehen wir sie denn zuletzt in Ketten auf der Mauer einer Festung, von dem Commandanten auf der Stelle mit der Hinrichtung bedroht, sobald die Veste fallen würde; aber es heisst endlich zum Trost, nachdem die Mauer durchbrochen, und die Soldaten schon öfters die Schwerdter aufgehoben: Bianca und Toredo dringen aus dem Thurm hervor, eilen auf Elisabeth zu, schlagen die Soldaten, die um sie stehen, hinweg, und Elisabeth sinkt, vom überraschenden Moment übermannt, in Bianca's Arme. Also Reiz genug, um vom Theater herab die Zuschauer in Spannung zu erhalten, moralischer und pathologischer Reiz, woraus aber noch kein Kunstinteresse hervorgeht, das allein auf einer schönen Darstellung der Wahrheit beruht. Die viele Verschwendung edler Gesinnungen mit grossen Worten überschüttet, so zu sagen, die handelnden Naturen, und läfst sie zu keiner eigenthümlichen Erscheinung kommen. Alle klügeln und vernünfteln wie Verstandesmaschinen, und sagen oft das am wenigsten, was sie einem natürlichen Gefühle nach sagen sollten. Alle sprechen, wie der Vf. Poetische Bilder gelten häufig für Poesie, da sie doch nur einen prosaischen Gedanken umschreiben. Mit den eingemischten Reimen und gereimten Abgangsversen ist der Vf. auch nicht immer glücklich. Am meisten zu loben sind noch einige lyrische Ergiessungen, und vor allem der Plan und die theatralische Anordnung des Stücks. T. Z.

JENA, b. Frommann: *Lodovico Ariosto's* (Ludwig Ariost's) *rasender Roland*, übersetzt von *J. D. Gries*. I Th. 385 S. II Th. 414 S. III Th. 434 S. IV Th. 419 S. 1808. gr. 8. (9 Thlr.)

Es wäre ein höchst beschwerliches und völlig undankbares Geschäft, wenn wir, um von der Beschaffenheit dieser Übersetzung Rechenschaft zu geben, von allen den 46 Gesängen einen umständlichen Bericht erstatten müfsten. Glücklicherweise finden wir dieser Mühseligkeit uns überhoben, indem ein paar Stanzen schon hinreichend sind, um von der Art und Weise, wie der Übersetzer die sämmtlichen 4842 Stanzen verdeutscht hat, einen anschaulichen Begriff zu geben. So mag sich denn, ohne dafs wir ein Wort weiter hinzufügen, der Werth oder Unwerth der Nachbildung durch sich selbst aussprechen. Wir setzen den aus dem eilften Gesange genommenen beiden Probestanzen ausser dem Originale noch die Verdeutschung zur Seite, welche *A. W. Schlegel* im zweyten Bande des *Athenäums* als einen Versuch gegeben hat; durch diese doppelte Gegeneinanderstellung wird die Manier des Übersetzers sich desto deutlicher erkennen lassen.

65 Stanze.

Era il bel viso suo quale esser suole
Di primavera alcuna volta il cielo
Quando la pioggia cade, e a un tempo il Sole
Si sgombra intorno il nubiloso velo;
E come il rosignuol dolci carole
Mena nei rami allor del verde stelo,
Così alle belle lagrime le piume
Si bagna Amore, e gode al chiaro lume.

68 Stanze.

Vinceano di candor le nevi intatte,
Ed eran più che avorio a toccar molli:
Le poppe ritondette parean latte,
Che fuor de' giunchi allora tolli
Spazio fra lor tal discendea, qual fatte
Esser veggiam fra piccolini colli
L'ombrose valli, in sua stagione amene
Che'l verno abbia di neve allora piene.

Gries.	*A. W. Schlegel.*
Ihr holdes Antlitz war, wie sich zu zeigen	Ihr schönes Antlitz war so anzuschauen,
Im Frühling manchesmal der Himmel pflegt,	Wie sich im Frühling wohl der Himmel weist,
Wenn, während Tropfen sich zur Erde neigen,	Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings den Wolkenflor zerschlägt.	Die Sonne rings der Wolken Flor zerreifst;
Und wie die Nachtigall aus grünen Zweigen	Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Alsdann die süssen Melodieen regt:	Im Laube dann den Liederreihn ergeufst,
So badet Amor in den holden Zähren	So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel sich, sonnt sich im Glanz der Hehren.	Die Flügel Amor, sonnt sich an den Blicken.
An Weisse mufs der Schnee den Gliedern weichen,	Den frischen Schnee an Weisse überwindet,
Das Elfenbein fühlt nicht so sanft sich an.	Das Elfenbein an Glätte, die Gestalt;
Der Milch sind ihre Brüstchen zu vergleichen,	Es gleichen ihre Brüstchen, weich geründet,
Die man so eben ins Gefäfs gethan.	Der Milch, die schäumend im Gefäfs noch wallt,
Ein Raum senkt zwischen ihnen sich, dergleichen	Und zwischen ihnen ist ein Raum gegründet,
Wir oft, umringt von kleinen Hügeln, sehn,	Der sanft sich senkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wenn Winter das in Schatten eingehüllte	Wie zwischen kleinen Hügeln schatt'ge Thale,
Sonst so anmuth'ge Thal mit Schnee erfüllte.	Wo noch der Schnee nicht schmolz vom Frühlingsstrahle.

Druck und Papier verdienen alles Lob.

Hs. Hs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MÄRZ, 1809.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Frankfurt a. M. b. Vf. u. Leipzig in Comm. b. Fleiſcher (von der 21 Ausg. an vorgeblich Frankfurt und Leipzig:) *Praktiſche franzöſiſche Grammatik (,) wodurch man dieſe Sprache auf eine ganz neue und ſehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann*, von *Joh. Valent. Meidinger*, Lehrer der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache zu Frankfurt am Mayn. 20 durchaus verbeſſerte und vermehrte Original-Ausgabe. 1806. 680 S. 21 Auflage. 1805. 592 S. 22 Aufl. 1806. 592 S. 23 Aufl. 1807. 592 S. 24 Aufl. 1808. 503 S. 8. (18 Gr.)

2) Coburg u. Leipzig, in der Sinner'ſchen Buchhandlung: *Johann Valentin Meidingers praktiſche franzöſiſche Grammatik.* Neue durchaus umgearbeitete, und mit neuen Aufgaben verſehene Ausgabe, von *Johann Friedrich Sanguin.* 1805. 544 S. 8. (20 Gr.)

No. 1. Wozu eine Recenſion eines Buches, welches ſo oft aufgelegt, von ſo vielen öffentlichen und Privat-Lehrern gebraucht worden iſt, und noch gebraucht wird? — könnte wohl mancher fragen. Weil dieſe Lehrer das Buch entweder gar nicht, oder ſehr falſch beurtheilt haben müſſen, und höchſt wahrſcheinlich es ihnen nicht einmal in den Sinn gekommen iſt, zu unterſuchen, ob daſſelbe brauchbar ſey, oder nicht. Unſer Bericht ſoll das Publicum in Stand ſetzen, ein gründliches und gerechtes Urtheil darüber auszuſprechen.

Daſs ein zum Unterrichte beſtimmtes Buch nach einem überlegten Plane ausgearbeitet; daſs die Definitionen, welche die Grundlage dieſes Unterrichts ausmachen ſollen, verſtändlich, deutlich, richtig; daſs die auf dieſe Definitionen gegründeten Regeln beſtimmt, ſicher, vollſtändig; daſs die zur Verdeutlichung der Regeln angegebenen Beyſpiele paſſend ſeyn ſollen: dieſes ſind die erſten und unentbehrlichſten Erfoderniſſe, ohne welche kein Lehrbuch auf Brauchbarkeit Anſpruch machen kann. In wiefern Hr. *M.* dieſen, nichts weniger als übertriebenen und unbilligen, Foderungen der Kritik Genüge geleiſtet habe, werden wir treu berichten.

In jeder brauchbaren Grammatik findet man die zum etymologiſchen Theile gehörigen Definitionen von den Regeln des Syntax abgeſondert. Hr. *M.* hat dieſen gebahnten Weg verlaſſen, um ſeinen eigenen Weg zu gehen. Warum? darüber Auskunft zu geben, hat er nicht geruhet. Dem Regiſter nach ſollten keine, oder nur ſehr wenige Regeln in dieſer Grammatik zu finden ſeyn. Will man aber ſich die gewiſs nicht geringe Mühe nicht verdrieſsen laſſen, die ganze Grammatik des Hn. *M.* Bogen für Bogen zu unterſuchen: ſo findet man Definitionen und Regeln, alles ohne Ordnung, unter einander geworfen. Das allein, was man in jeder Grammatik über Ausſprache und Orthographie findet, iſt von dem grammatiſchen Theile abgeſondert; jedoch mit Ausnahmen: denn einige orthographiſche Regeln haben wir unter den Conjugationen bemerkt. Was zu jedem beſonderen Theile gehört, werden wir nach der Ordnung darſtellen.

1) *Ausſprache.* Daſs Hr. *M.* die Lehre von der Ausſprache der Buchſtaben aus keiner reinen Quelle geſchöpft habe, ſieht man gleich aus dem erſten Satze, wo er ſagt, daſs die franzöſiſchen Buchſtaben meiſtens wie die deutſchen ausgeſprochen werden. Das Wörterbuch der franzöſiſchen *Académie* iſt ihm eben ſo unbekannt, als die *Grammaire générale et raisonnée* von dem Jahre 1664; kein Wunder alſo, daſs er keine Kenntniſs hat von der wahren Ausſprache der Mitlauter (*appellation moderne des consonnes*). Die Anmerkung zu dieſem erſten Satze: „Der wahre Laut aller franzöſiſchen Buchſtaben kann nicht wohl mit Worten beſtimmt, noch die *Töne* gehörig *ausgedrückt* werden, weil deren mehrere mit den deutſchen keine genaue Ähnlichkeit haben u. ſ. w." iſt jetzt richtig abgeändert worden. „*Einige* brauchen auch das *w* in den fremden Namen", ſagt er aber noch immer in einer anderen Anmerkung. Die Regeln der Ausſprache hat Hr. *M.* in Hauptregeln und ausführlichere Regeln eingetheilt; man darf es aber nicht ſo genau mit dieſer Eintheilung nehmen: unter den letzteren würde man viele finden, die zu den erſteren gehören. Dieſe Regeln einzeln zu unterſuchen, würde uns zu weit führen; wir können aber verſichern, daſs mehrere ganz unrichtig ſind, andere nur halb wahr, d. h. nur in gewiſſen beſondern Fällen, und daſs die als Beyſpiele angeführten Wörter öfters gar nicht dazu paſſen. Hier einige Belege: „*Ai* hat einen *Mittelklang* zwiſchen *ä* und *e* (wie wird dieſes *e* ausgeſprochen?) 1) in *j'ai*, wie auch am Ende der erſten Perſon des *Futur* und des *Parfait défini* . . . 2) Wie auch in folgenden Wörtern: *confrairie*, *Mai*, *je sais*, *plaisir*, *raison*, *laisser*, *aisé etc.* — In dem erſten Falle wird *ai* wie das ſcharfe *e* (*é*) ausgeſprochen; in dem zweyten wie *ä* (*è*) bey allen angeführ-

ten Wörtern. — „*Ail* und *aille* wird *fast* wie im Deutschen ausgesprochen." — Welche deutsche Wörter haben diese Endung? — „*e* wird wie ein kurzes *ä* in dem Verbindungswort *et*, und, ausgesprochen." — Nein, es wird scharf (*é*) ausgesprochen. — „*a* vor *y* wird wie ein scharfes *e* gelesen, und macht mit dem *y* eine Sylbe aus; z. B. *pays* oder *pais* lautet fast wie *pei*. — In dem Wörterbuch der *Académie*, 5te Auflage, liest man: „*I. tantôt caractère simple, tantôt caractère double... Caractère double, ce sont deux I accouplés, dont le premier finit une syllabe; et le second en commence une autre, comme dans Citoyen... pays etc., qui se prononcent comme s'il y avoit Citoi-ien... pai-is. C'est mal-à-propos que quelques Auteurs ou Imprimeurs écrivent Citoïen, etc. avec un ï tréma.*" Dass das Werk von *Domergue* über die französische Aussprache Hn. *M.* nicht bekannt sey, das soll Niemanden wundern; wie auch dass er die Interpunctionszeichen *Unterscheidungszeichen* nennt.

2) *Etymologie.* Damit das Publicum und Hr. *M.* selbst recht einsehen, wie richtig seine Begriffe von den verschiedenen Redetheilen sind, werden wir seine Definitionen einzeln untersuchen. „Die Artikel sind einzelne Wörter, welche das Geschlecht, den Beugfall, die Zahl (wovon?) anzeigen". Hier sey uns erlaubt zu fragen: 1) wie der französische Artikel das Geschlecht anzeigt, wenn das französische Hauptwort mit einem Selbstlaut oder mit dem stummen (nicht ausgesprochenen) *h* anfängt, und wenn das Hauptwort im Plural stehet? 2) wie der Artikel den Beugfall des Hauptsworts anzeigt, da die Endung der Hauptwörter, in der französischen Sprache, keiner anderen Änderung unterworfen wird, als der, welche die Zahl bezeichnet? 3) Da diese Änderung der Endung der Hauptwörter die Zahl zu bezeichnen bestimmt ist, warum sollte man auch den Artikel zu dieser Bestimmung nehmen? — Seinen unbestimmten Artikel setzt Hr. *M.* auch mit den Zeitwörtern! Ob er die Beschaffenheit und die wahre Bestimmung des Artikels vermuthet habe, sieht man nach daraus, dass er die eigenen Namen (*nomina propria*) ohne Ausnahme mit dem *unbestimmten* Artikel declinirt haben will. Sein unbestimmter Artikel ist übrigens weiter nichts, als die Vorwörter *à* und *de*. Diese unbeugsamen oder unveränderlichen Wörter declinirt Hr. *M.*, wohlverstanden, ohne sie zu verändern. Hier könnte man wieder fragen, wie das Geschlecht, der Casus und die Zahl der eigenen Namen durch diesen unbestimmten Artikel bezeichnet werden? worin die Declination dieses Artikels bestehe? worin der Unterschied der vier Arten von Artikel? Man erlaube uns hier ein paar neue und merkwürdige Regeln zu erwähnen, die wir bey der Declination des unbestimmten Artikels finden. 1) Der bestimmte Artikel wird den Namen der Personen, wie im Deutschen, vorgesetzt, wenn diese Namen im *Pluriel* stehen, oder wenn man zwey oder mehrere, die einerley Namen führen, unterscheiden will, als: *Les Charles ont été la plupart braves. Ce n'est pas le Charles dont nous parlons.* (Wir möchten wohl wissen, aus welchem französischen Schriftsteller Hr. *M.* diese Beyspiele genommen hat.) 2) Wenn im Deutschen zwey Hauptwörter beysammen stehen, die eine *Sache* anzeigen: so wird der *Genitif de* dazwischen (zwischen die deutschen Hauptwörter?) gesetzt; z. B. *Un Maître de langue*, ein Sprachmeister (der wäre also eine *Sache!*); *une pipe de tabac*, eine Pfeife Toback; *la ville de Paris*, die Stadt Paris. Es ist übrigens leicht einzusehen, wie solche Regeln bey der Declination des unbestimmten Artikels passen; und auf diese folgen fünf oder sechs andere von der Art. Aus dem Vorwort *de* macht Hr. *M.* nicht nur einen unbestimmten Artikel und einen Genitiv, sondern auch einen Theilungsartikel; bey dieser Gelegenheit lernen wir: „die Wörter, so im *Singulier* diesen Artikel haben, haben meistens keinen *Pluriel*." Dessen ungeachtet hat er auf derselben Seite (48) und auf der vorhergehenden zwey Hauptwörter, bloss im Plural, mit diesem Artikel declinirt, gesetzt. — Die Definition des Fürworts ist die gewöhnliche; eine bessere von Hn. *M.* zu verlangen, das würde eine übertriebene Foderung seyn. Bey den persönlichen Fürwörtern ist zu merken, dass er *moi, toi, soi* als besondere Fürwörter ansieht, die er alleinstehende persönliche Fürwörter nennt, wahrscheinlich weil sie nach den Zeitwörtern und Vorwörtern gesetzt werden. Diese Fürwörter declinirt er mit seinem unbestimmten Artikel (*à* und *de*), wie fast alle anderen, obgleich diese Fürwörter nie eine unbestimmte Bedeutung haben können. Man könnte wohl glauben, er wisse nicht, was bestimmt oder unbestimmt ist; denn er setzt unter die unbestimmten Fürwörter mehrere Wörter, deren Bedeutung ganz bestimmt ist (und von welchen einige keine Fürwörter sind), als: *chaque, chacun, l'un et l'autre, nul, tout, tous etc.* — Ob Hr. *M.* richtigere Begriffe von den Zeitwörtern hat, sieht man aus folgender Erklärung: „Das Zeitwort zeigt ein Thun, Leiden oder Seyn und verschiedene Zeiten an... Die, welche ein Seyn anzeigen, zeigen weder ein Leiden, noch ein Thun an, oder nur ein solches, welches sich auf den activen Gegenstand allein bezieht, z. B. *dormir*, schlafen." — Rec. muss gestehen, dass er nicht scharfsinnig genug ist, um in dem Worte *schlafen* die Begriffe von einem *Thun* und von einem *activen Gegenstand* zu finden, und um zu begreifen, wie diese Zeitwörter der Mittelgattung (*verbes neutres*), welche weder ein Thun, noch ein Leiden anzeigen, bald *neutres actifs*, bald *neutres passifs* seyn können (S. 183). — „Das Mittelwort (*Participe*) zeigt verschiedene Zeiten an (als wenn die Beziehungen der Zeit durch das Participium allein bezeichnet werden könnten), und wird conjugirt und declinirt (!); z. B. *La dite femme m'a dit que le tableau parlant avoit parlé.*" — Die Wörter *dite, dit, parlant, parlé* sollten verschiedene Zeiten bezeichnen! Welche Zeiten? Hr. *M.* hat vergessen es zu sagen, wie auch die von ihm erfundene Art der Conjugation der Mittelwörter anzugeben. Nicht weniger merkwür-

dig ist, was er über die *Modi* der *Verba* lehrt: „Der *Indicatif* zeigt an, wie (die Art der Handlung?) etwas gethan, gelitten oder *erzählet* wird, wie auch die Zeit, wann etwas gethan, gelitten oder erzählet *worden ist*“ (also nur die gegenwärtige und die vergangene Zeit!). Anstatt der Erklärung von dem *Subjonctif* findet man: „Der *Conjonctif* erfodert, dass der *Indicatif* oder ein *Bindwort* dabey stehet.“ — Dieser *Modus* wird also immer nach einem anderen Zeitwort im *Indicatif* oder nach jedem Verbindungswort gesetzt?! Folgende Sätze sollten also grammatikalisch unrichtig seyn: Mr. *M.*, ***eussiez-vous écrit dix grammaires, il n'en seroit pas moins vrai que vous n'avez pas les premières notions de cette science. Puissiez-vous sentir votre incapacité! Puisse le public ouvrir enfin les yeux!*** — Was er von dem *Infinitif* sagt, übertrifft doch alles: „Der Infinitif *stellet die Handlung des Zeitworts vor*, ohne die Person zu benennen.“ (Das Zeitwort handelt und der *Modus* stellt diese Handlung vor!!) — Dem *Indicatif* giebt er nicht mehr zwey kaum vergangene Zeiten, sondern ein *Imparfait* und *Parfait défini*, die er genauer als in den früheren Ausgaben unterscheidet; aber noch immer sind die Begriffe zu verworren und zum Theil zu widersprechend, als dass sie den Unterschied zwischen zwey Zeiten der Zeitwörter der französischen Sprache, die durch eine einzige Zeit oder Form im Deutschen ausgedrückt werden, begreiflich machen könnten!) Hr. *M.* giebt auch dem *Subjonctif* nicht mehr zwey *imparfaits* und zwey *plusqueparfaits;* sein erstes *imparfait* und sein erstes *plusqueparfait* sind richtig in *Conditionnel présent* und *Conditionnel passé* verwandelt worden, welche eben so wenig zum *Subjonctif* gehören, als das *Futurum*, welches er diesem *Modus* ehedem gab, jetzt aber *Futur composé* (besser *antérieur*) nennt. Die Definitionen der Vorwörter (*prépositions*) und der Nebenwörter (*adverbes*) dürfen wir nicht übergehen: „Die Nebenwörter bestimmen genauer die *Bedeutung* der Zeit- und Bey-Wörter, und zeigen an, *wie dieselben verrichtet werden* (S. 26 f.). Die Vorwörter werden den Nenn- und Für-Wörtern (nicht den Zeitwörtern?) vorgesetzt, verschiedene darauf folgende *Umstände* genauer zu bestimmen.“ (Die Zeitwörter und Beywörter werden *verrichtet;* die *Umstände* folgen den Nennwörtern und den Fürwörtern!!) — Ein ganzes Buch würde man schreiben, wenn man alle falschen Begriffe, Ungereimtheiten u. s. w., die in dieser Grammatik vorkommen, aufzählen wollte. Um die Grenzen einer Recension nicht zu weit zu überschreiten, müssen wir hier unsere Anmerkungen über den etymologischen Theil beschliessen.

3) *Syntax.* Ob Hr. *M.* weiss, was Syntax ist, ob er für überflüssig und unzweckmäsig hält, die Regeln von den blossen Definitionen abzusondern, wollen wir hier unentschieden lassen. Wir haben schon bemerkt, dass die Regeln des Syntax unter die Definitionen, Declinationen und Conjugationen zerstreut durch einander hingestellt sind; den Gehalt einiger dieser Regeln wollen wir ganz kurz prüfen. Die einzige Regel über die Construction, welche wir, dem Register nach, finden, ist dieselbe, welche man in der franz. Grammatik von *Hilmar Curas* nachschlagen kann, mit einigen unbedeutenden Veränderungen. Nach dieser Regel bestehet der Satz aus zwölf Theilen, deren jeder mit einer Zahl bezeichnet ist. Hier ist keine Rede weder von Subject, noch von Prädicat, noch von verschiedenen Arten von Sätzen. Diese Regel, welche nur auf einen Fall passen kann, muss als allgemein angenommen werden; übrigens halten wir es für unmöglich, dass man sich aus derselben einen richtigen und deutlichen Begriff von der französischen Construction machen kann. Wie könnte man auch richtige Regeln von einem Grammatiker erwarten, welcher lehrt (S. 254), dass „die Deutschen zuweilen Zeitwörter oder *ganze Phrases* auslassen, welches ihnen aber die Franzosen nicht *leicht nachmachen.*“ Wir lesen in dem Register: Von der *Regierung* der Zeitwörter;“ wir schlagen nach und finden: „Die meisten Zeitwörter regieren im Französischen den Beugfall (in der franz. Sprache haben die Namen Beugfälle?), den sie im Deutschen regieren .... Allein *viele* gehen vom Deutschen ab (wie bestimmt!) ... Im Französischen regieren *meistens* den *Genitif* die Zeitwörter, die im Deutschen eins von den Vorwörtern für, über, mit, in u. s. w. nach sich haben, z. B. *être content*, *être amoureux*, *être en peine*, *avoir pitié de etc.*“ — Konnte Hr. *M.* nicht sehen, dass hier die *préposition de*, die er den *Genitif* nennt, von einem Beyworte oder von einem Hauptworte regiert wird! *Gérondif* nennt er den *Infinitif* nach einem Vorworte. „Das *Gérondif* mit *de*, sagt er S. 122, wird gebraucht nach den Zeitwörtern und Redensarten, die im Französischen einen *Génitif* oder *Ablatif* regieren.“ Diese Regel, genau und bestimmt ausgedrückt, sagt: das Vorwort *de* wird vor dem Infinitif gesetzt nach den Zeitwörtern und Redensarten, nach welchen das Vorwort *de* gesetzt wird!! Auf der folgenden Seite stehet: „Das *Gérondif* mit *à* wird gebraucht nach den Beywörtern *facile*, *aisé*, *agréable*, *beau etc.*“ — Wer eine franz. Grammatik schreibt, sollte nicht wissen, dass die *préposition de* ebenso oft als *à* nach allen diesen Beywörtern gesetzt werden muss? Wer würde folgende Regel verstehen: „Das *Gérondif* mit *pour* wird gebraucht, um das deutsche um, weil etc. auszudrücken.“ Wird wohl jeder Schüler, ja selbst jeder Lehrer errathen, dass Hr. *M.* hätte sagen sollen: Das Vorwort *pour* vor einem *Infinitif* wird im Deutschen durch die *préposition* um (um zu), weil u. s. w. übersetzt. Von derselben Art ist das folgende: „Das erste *Participe* (in *ant*), so man nicht decliniren kann, wird *meistens* anstatt des deutschen *Indicatif* gebraucht ... zuweilen auch anstatt des *Nominatif* eines beziehenden Fürworts .... Wenn dieses Participe anstatt eines Beywortes stehet: so wird es verändert u. s. w.“ — Dieses *Participe*, von den franz. Sprachlehrern *gérondif* genannt, wird also an die Stelle 1) eines ganzen *Modus* (des deutschen Indicativs), 2) eines Nominativs, 3) eines Beyworts gesetzt; es-

wird nicht declinirt, und wird doch verändert!! Ein Buch, in welchem solches Zeug in Menge vorkommt, wird selbst in öffentlichen Schulen seit mehreren Jahren gebraucht; es konnte *vier und zwanzig Mal* aufgelegt werden, öfters nachgedruckt, als Muster von italiänischen und englischen Grammatiken genommen werden!!! Seitdem dieses Buch ein so unerhörtes, so beyspielloses Glück gemacht hat, ist Deutschland mit praktischen Grammatiken von aller Art, für alle Sprachen überschwemmt worden. Verstehet Hr. *M.*, verstehen seine zahllosen Nachahmer, was praktische Grammatik heisst? Wer würde sagen praktische Theorie einer Sprache? Unwissende Lehrer brauchten ein Buch, mit welchem sie jeder Art von Arbeit überhoben seyn konnten; ob dieses Buch mittelmäsig oder unter aller Kritik sey, darum haben sie sich nicht bekümmert: aus diesem einzigen Grunde konnte es möglich werden, dass diese Grammatik so lange und von so vielen gebraucht wurde. Zum Beschluss versichern wir noch, dass man mehrere allgemeine und besondere Regeln der franz Sprache in diesem Buche vergebens suchen würde; dass sehr viele von den französischen Beyspielen zu den Regeln unpassend, unfranzösisch sind; dass die Aufgaben leer, voll von Plattheiten, von niedrigen, pöbelhaften Redensarten, und für den Geschmack verderblich sind. Wenn sich Hr. *M.* über diese Recension beschweren wollte, würden wir ihm mit Lessing sagen: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt."

Schliesslich bemerken wir noch, dass mit keinem Buche die Nachdrucker einen solchen Unfug getrieben haben, als mit dieser Grammatik; ja die Unverschämtheit derselben geht so weit, dass sie, nicht zufrieden, den Vf. und rechtmäsigen Verleger seines Eigenthums zu berauben, auch noch das Publicum auf die schändlichste Weise betrügen, indem sie ihm statt der richtigen Münze eine falsche, verrufene in die Hände liefern, die ganz ausser Curs gekommen ist. Von der Art sind die oben sogenannten 21—24 Ausgaben oder Nachdrücke, deren geringere Seitenzahl schon anzeigt, dass sie nach den ältesten noch ganz unverbesserten Ausgaben abgedruckt und folglich in den Schulen neben den neueren rechtmäsigen Ausgaben gar nicht zu gebrauchen sind. Hier finden sich noch die zwey *Imparfaits* im *Ind.* und *Conj.*, das *Fut.* im *Conj.*; hier liest man von einem *Beziehungsartikel* und ähnlichen Unsinn in Menge; hier wimmelt es von Druckfehlern, die zum Theil die gröbste Unwissenheit des Betrügers verrathen. Diese Nachdrücke sind übrigens daran kenntlich, dass ihnen der Name des Verlegers fehlt, dass sie sich nach *Wailly umgearbeitete* nennen, und dass (welche Gewissenhaftigkeit!) die Privilegien des römischen Kaisers und der schweizer Eidgenossenschaft nicht vorgedruckt sind. — Wann wird doch endlich diesem Unwesen des Nachdrucks gesteuert, wann endlich auch der Schriftsteller in seinem Eigenthume geschützt werden! Aber was Wunder, da selbst sonst solide Buchhandlungen mit solchem unrechtmäsigen Gute Schacher treiben!

No. 2. Aus der eben recensirten Grammatik, oder aus jeder anderen schlechten oder mittelmäsigen eine gute zu machen, wäre allerdings ein verdienstliches Werk. Ob aber der Mann, der im Stande wäre, den ganzen Umfang dieser Unternehmung ins Auge zu fassen, und sie zu vollbringen, sich solcher Arbeit unterziehen würde, daran zweifeln wir sehr. Denn, unserer Überzeugung nach, könnte er mit weniger Anstrengung und Zeit eine eigene Sprachlehre schreiben. Aus Hn. *Sanguins* Erklärung über seine Umarbeitung läst sich schon schliessen, ob eine brauchbare Grammatik daraus entstehen konnte. „Ich bearbeitete ganz neu, sagt er in seiner Vorrede, die Lehre von der Aussprache; verwarf, mit wenigen Ausnahmen, sämmtliche deutsche Aufgaben ... zugleich setzte ich jeder Aufgabe unmittelbar die Regel vor, auf welche sie sich bezog ... In den Zeitwörtern machte ich die nöthige Abänderung, in Ansehung der Orthographie, und gab den verschiedenen Zeiten die Benennung, welche sie bey den neuern französischen Sprachlehrern führen ... Die Gespräche erweiterte und verbesserte ich; ich reinigte sie von den gemeinen, niedrigen, pöbelhaften Ausdrücken ... und auf gleiche Art änderte ich das Nöthige an den sogenannten Histörchen ... In Ansehung der Orthographie, der unüblichen, veralteten, unrichtigen und barbarischen Worte ... wird man durchaus die verbessernde Hand gewahr werden."— Aus diesen Äuserungen sieht man zur Genüge, dass der eigentliche grammatikalische Theil, eben so, als der Plan, unverändert geblieben ist, und wirklich haben wir gefunden, dass die Definitionen, die Regeln u. s. w., die wir in der obigen Recension gerügt haben, in dieser umgearbeiteten Ausgabe buchstäblich angenommen worden sind. — „*Meidingers* Grammatik hat doch wenigstens das Verdienst einer guten Methode", sagt Hr. *S.* — Wie könnte eine gute Methode in einem planlosen Buche sich finden, in welchem alles verworren durch einander hingestellt ist? Oder sollte die ganze Methode darin bestehen, dass auf jede sogenannte Regel viele deutsche Aufgaben folgen? Diese Einrichtung hat zwar ihr Gutes; aber die von Anfange bis zu Ende gleich grosse Anzahl der übersetzten untergelegten Wörter begünstiget und vermehrt die Trägheit der jungen Leute, die alles gedankenlos, flüchtig nachschreiben; am Ende findet man, dass nur sehr wenig in ihrem Gedächtniss sich eingeprägt hat. Diese Einrichtung ist auch daran Schuld, dass sie jede Vorbereitung zu dem Unterrichte des Lehrers für überflüssig halten; daher weniger Anstrengung, und, wie natürlich, langsamere Fortschritte.

Vx.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MÄRZ, 1809.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Sommer: *Allgemein fasslicher Unterricht in der Declination der deutschen Nenn- und Beywörter.* Nebst einer Beyspiel-Sammlung zur Übung dieser, so wie einiger anderer Redetheile, von *August Friedrich Petschke*, Lehrer der Taubstummen zu Leipzig. 1807. 104 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. entwarf diese Schrift (laut der Vorrede) zu dem Unterrichte der *ihm anvertrauten* Taubstummen, um in dem *ihm anvertrauten Amte* so viel Nutzen zu stiften, als möglich (S. 1). Er hat *Heinsius neue deutsche Sprachlehre* (Berlin. 1801. 8.) sehr getreu benutzt, wie man bey der flüchtigsten Vergleichung gewahr wird; aber auf seinen Zweck wenig Rücksicht genommen. Denn wie will er wohl die ihm anvertrauten Taubstummen dahin bringen, dass sie sich von folgenden Wörtern einen Begriff selbstthätig bilden? S. 7: das Bacchanal, Corroborans, die Monstranz, der Domicellar, Patriarch, Enthusiast, Scholiast, Apostat, die Fatalität, S. 9 das Emblem, Dilemma, der Dämon, der Idiotismus, S. 10 die Cäsur, Clausur, S. 11 das Reservoir, der Cocon, das Cemen, Tentamen, S. 18 der Abscess, Access, Accord, das Activ, der Affront, S. 19 das Amulet, Apostem, Äquivalent, der Atom, das Attentat, Attribut, Axiom, S. 21 der Cement, Choral, das Cölibat, der Commentar, das Compromiss, Concordat, Confortativ, der Context, S. 26 das Ideal, Idiom, S. 27 das Idol, Impediment, Incolat, Intervall, S. 30 das Notariat, der Official, das Parlament, der Part, das Pasquill, Patriciat, Patronat, S. 31 das Placat, Pontificat, Postulat, Prädicament, Präservativ, der Prätext, das Problem, Priorat, Project, S. 32 der Recess, das Recidiv, Recitativ, Regal, der Regress, das Rescript, S. 33 der Saturn, das Scapulier, S. 34 das Segment, der Sensal, *das* Servitut, (Hr. *P.* meint damit ohne Zweifel die Zwangspflicht, Dienstbarkeit, Dienstpflicht, wie es *Kinderling* verdeutscht; aber da heisst es *die* Servitut.) S. 35 das Stratagem, S. 36 der Success, das Supplement Symptom, System, Theorem und viele andere. Warum will Hr. *P.* die Köpfe der Taubstummen mit so vielen, für sie unverständlichen Wörtern beschweren? Es scheint, als habe er ganz vergessen, was er selbst in der *Georgia* (1806. No. 49. S. 385. No. 55. S. 429. 430. No. 66. S. 521. 522) schrieb: „Begriffe, die auf das Hören Bezug haben, fallen durchaus bey dem Unterrichte der Taubstummen weg, und ich darf wohl behaupten, dass es unmöglich sey, den Taubstummen *von allen* und *jeden Wörtern* und *Redensarten einer Sprache* deutliche Begriffe beybringen zu können. Wie kann ich einem Menschen, dem ein Sinn fehlet, einen Begriff von diesem ihm fehlenden Sinne beybringen, z. B. dem Blinden den Begriff vom Sehen, dem Taubstummen den Begriff vom Hören, und von den, durch den Gebrauch dieser Sinne entstehenden Empfindungen? Einen Begriff von einer Empfindung, die er in seinem Leben nicht gehabt hat, noch jemals haben wird? — Ich und viele tausend Menschen haben nie von einer Ananas oder von der Frucht des Brodbaums gegessen, und wir alle können uns durchaus von der Empfindung, die das Essen dieser Früchte hervorbringt, keine Vorstellung machen, oder es dadurch wissen, wenn es uns Jemand durch eine auch noch so deutliche Beschreibung beybringen wollte, weil wir diese Empfindung selbst gehabt haben müssen, wenn wir deutliche Begriffe davon haben sollen. Das Rindvieh — um mich, wenn es dessen bedarf, eines einleuchtenden Beyspieles zu bedienen — frisst mit Wohlbehagen auf der Weide Gras, wir können uns davon, wie ihm diess schmecken möge, keinen Begriff machen, weil wir nicht diese Empfindung gehabt haben. (Hr. *P.* thäte wohl, den Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Natur sich von irgend einem Gelehrten deutlich machen zu lassen.) Wie kann man nun noch behaupten, dass man diesen Leuten Begriffe von solchen Dingen durch Zeichen beybringen könne, wovon sie durchaus keine Empfindung haben? — Ganz natürlich ist hier die Frage: was soll der Taubstumme lernen? Da sein Ideenkreiss und seine Kenntnisse beschränkt bleiben, und er mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hat: so besteht diess nur in dem Nothwendigsten." Wenn Hr. *P.* hierin Recht hat; wenn bey dem Unterrichte der Taubstummen manches weggelassen werden muss, was sich durch das Ohr dem Verstande und Gemüthe klar genug darstellt, aber nicht bis zur Anschauung des Auges erhoben werden kann: warum bewahrte ihn diese Überzeugung nicht vor dem grossen Fehlgriffe, eine Menge Wörter hinzuschreiben, die sich nur dem Gedächtnisse des Taubstummen einprägen lassen, und deren Bedeutungen ihm ewig fremd bleiben müssen? Warum führt er ferner Wörter an, die im gemeinen Leben nie vorkommen? S. 26 *der Hatschnir*, ein Wort, das nur an dem kaiserlichen Hofe zu Wien üblich ist. *S. 27 der Knauf,*

maux dessus et dessous la terre; le mouchoir n'est ni dedans ni dessus la commode. Hier darf man nicht sagen: *il y a des animaux sur - sous la terre; ni dans ni sur la commode.*" — Wir werden uns begnügen, dem Hn. *Sch.* zu sagen, dass seine Redensart eben so fehlerhaft als die andere ist. Die Franzosen sagen: *sur la terre et dessous; ni dans la commode ni dessus.* Was soll man von einem Sprachlehrer denken, der in seinem so kleinen Lese- und Übersetzungs-Buche folgende Fehler ungebessert lassen kann: *Un filou entra dans une maison où demeura une veuve . . . Esope allant un jour dans une petite ville, il rencontra un voyageur . . . Fréderic ayant un jour travaillé jusqu'à minuit . . sonna pour appeller . . . comme il s'avançoit pour le reveiller, il appercevoit un papier écrit . . . Les hommes parlent par paroles etc.* Dass alle diese Aufgaben aus der *Meidinger*'schen Grammatik abgedruckt sind, haben wir schon bemerkt.

No. 3. Hr. *K.* hat diesen Auszug aus seiner grösseren, 1803 herausgegebenen Grammatik für die ersten Anfänger bestimmt, „die nur mit Auswendiglernen der Formenlehre beschäftiget werden müssen, weil sie eine philosophische Behandlung der Sprache noch nicht fassen können." Aus dieser Bestimmung folgt es, dass alles, was zu dem Elementarunterricht nicht nothwendig gehört, ausgeschlossen, und das Nöthige mit der möglichsten Deutlichkeit und Kürze behandelt werden musste. Nicht nur in dieser Rücksicht hat sich Hr. *K.* vor der Legion der Grammatikenschreiber ausgezeichnet, sondern auch durch sein Bestreben, in den, bis jetzt von so vielen verkannten, Geist der französischen Sprache einzudringen. Hier findet man nichts von der Declination der Wörter, die nicht declinirt werden, von viererley Artikel u. s. w. Aber die Erklärung, dass „die Franzosen die Präpositionen *de* und *à* brauchen, um den *Genitivus, Dativus* und *Ablativus* der Lateiner auszudrücken," befriediget den Rec. nicht ganz. Er vermisst hier die ganze Formenlehre, die er nicht über die Fassungskraft der Schüler in den unteren Classen hält, wenn sie mit der gehörigen Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen wird. Richtige und deutliche Definitionen der Redetheile müssen dieser Lehre zum Grunde dienen. Übrigens wenn die ersten Anfänger eine philosophische Behandlung der Sprache noch nicht fassen können: so wäre wohl das Beste, sie mit allem grammatikalischen Unterricht zu verschonen, bis ihre Fassungskraft entwickelt worden wäre. Man übe sie unterdessen im Lesen und Übersetzen des Französischen. Wenn sie eine beträchtliche Mende Redensarten durch diese Übung erlernt haben: lasse man sie das Übersetzte französisch vortragen. Warum sollte man immer die Schwierigkeiten vervielfältigen, anhäufen? Die Vff. der französischen Grammatiken für Deutsche haben bis jetzt auf das Allgemeine der Sprachlehre zu wenig Rücksicht genommen. Sollten nicht diese allgemeinen Erklärungen und Grundsätze zuerst auf die Muttersprache und dann auf die fremde angewendet werden?

In der Überzeugung, dass Hr. *K.* bey seinem ersten Versuche nicht stehen bleiben wird, will ihm Rec. einige Winke geben, die nicht ohne Nutzen seyn möchten. Wenn der Vf. den ersten Abschnitt von der Aussprache der Buchstaben und Sylben genau untersucht: so wird er finden, dass die Nasenlauter (*nasales*) zu den Mitlautern gehören, nicht unter die Selbstlauter; dass in der Lehre über die einfachen Selbstlauter vieles stehe, was der deutschen Sprache gemein ist, und folglich hier überflüssig; dass alles, was hier über die kurzen und langen Selbstlauter stehet, durch den folgenden Satz kurz und bestimmt ausgedrückt wird: die mit dem *accent circonflexe* (^) bezeichneten Selbstlauter werden gedehnt ausgesprochen. Von dem stummen *e* (*e muet*) wird gesagt, dass es wie ö kurz ausgesprochen wird, und das Wort *demeure*, welches Hr. *K.* *dömör* ausgesprochen haben will, wird als Beyspiel angegeben. Welcher Franzos würde das erste *e* von diesem Worte *demeure* wie den zusammengesetzten Laut *eu* aussprechen? Was in *Adelung*'s Wörterbuche über die Aussprache von diesem Buchstaben steht, könnte besser benutzt und auch hier angewendet werden. Diese Anmerkungen werden wohl hinreichend seyn, um Hn. *K.* von der Nothwendigkeit zu überzeugen, diesen ganzen Abschnitt genau zu revidiren. Viel richtiger als in den meisten Grammatiken ist hier die Erklärung von dem Gebrauch des Artikels. Die Meinung, dass es nur einen Artikel giebt, ist nicht unter den besten französischen Grammatikern selbst allgemein genug, dass man als Grundsatz lehren kann, die französische Sprache habe nur einen Artikel. Da die Artikel Wörter sind, welche die Bestimmtheit oder Unbestimmtheit der *Nomina appellativa* anzeigen: so folgt nothwendig daraus, dass es zweyerley Artikel geben muss, einen für die Bestimmtheit und einen anderen für die Unbestimmtheit. Das Wort *un* und die Präposition *de* mit dem Artikel *le* machen im Französischen den unbestimmten Artikel aus. Bloss und allein der Euphonie wegen sind die Wörter *du* und *au* für *de le* und *à le* in Gebrauch gesetzt worden. Wie sehr die Franzosen auf den Wohlklang bey der Bildung ihrer Sprache Rücksicht genommen haben, ist bis jetzt zu wenig geachtet worden. Rec. beschliesst diese Anzeige mit der Versicherung, dass diese kleine Sprachlehre mehr Wahres und Richtiges enthalte, als die vorher und in No. 74 recensirten bogenreichen Grammatiken, und dass sie mit Nutzen gebraucht werden könne.

Vx.

NEUE AUFLAGEN.

Grätz, b. Ferstl: *Französische und deutsche Gespräche* oder *Anleitung zur vollkommenen Kenntniss der der französ. Sprache eigenen Ausdrücke (Idiotismen).* Für alle Fälle des menschl. Lebens bearbeitet von der *Frau v. Genlis.* Als ein nothwendiger Anhang zur neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe der franz. Grammatik von *J. V. Meidinger.* 2te, viel verm. u. verbess. nach *Mozin's* französ. Gesprächen mit deutschen Übungsaufgaben versehene Auflage. 1809. 196 S. 8. (12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MÄRZ, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gent, b. Goesin-Verhaeghe: *République des champs Elysées ou Monde ancien*, ouvrage posthume de *M. Charles Joseph de Grave*, ancien conseiller du conseil en Flandres, membre du conseil des Anciens. 1806. Vol. I. XXXVIII u. 266 S. Vol. II. 251 S. Vol. III. 266 S. 8.

„Die Mythologie ist die allegorische Geschichte eines Volkes, das im Besitz gewesen von allem, was göttliche und menschliche Weisheit für das Glück der Menschen thun kann. Dieses Glück ruhte nun vornehmlich auf Gerechtigkeit und Religion. Die Religion hatte das Wochensystem geheiliget, das in seinem engen Kreise die fünf Grundpfeiler eines vollkommenen Staates begreift, indem es den Saterdag oder Sonnabend, den Sonntag und den Montag dem Ackerbau zutheilt, den Dingsdag oder Dienstag der Justiz, den Wonsdag oder Mittwoch dem Gewinne, d. h. dem Handel und den Gewerben, den Donnerstag dem Gottesdienste, vorzüglich der Verehrung des obersten oder *supersten* Gottes *Jupiter*, den Freytag, der lateinisch *dies veniae* oder *Junonis* heissen sollte, der Erholung und dem Freyen. Die Gerechtigkeit dagegen hatte in anderen Sternbildern andere Mahnungen und Warnungen, in dem Zodiakus aber, dem Diener und Ordner des Lebens (von ζωή und διάκονος), ein Zwölftafelgesetz an das Firmament geschrieben, das durch die Wage z. B. Gewähr leistet für das Eigenthum, durch den Schützen zur Jagd aufruft, durch den Wassermann zu brüderlichen Liebesmahlen, durch die Fische gleich daneben zur Mässigkeit, durch die Zwillinge zur Ehe, durch den Löwen zur Emsigkeit in der Ernte. Die Republik selbst war am Himmel mit dem Lichtgürtel bezeichnet, der, gemeinhin Milchstrase genannt, nur im Griechischen seinen wahren Namen behalten hat, sintemal *Galaxie* oder *Galathie* das Land Gallien bedeutet.

„Wie so das Werk der Civilisation in das grosse Goldbuch eingetragen und eben dadurch vollendet war, herrschte die goldene Zeit. Leider nicht lange. Die Mythen, ursprünglich Zeichen und Mahnungen, verkehrten sich nach und nach in Fabeln, die Mysterien oder Mahn-Sterne in Geheimnisse, der völkerschöpfende Demiurgos in den Weltschöpfer. Weil indess die gesellschaftlichen Einrichtungen geblieben sind, so wird auch die Mythologie, wie ärgerlich sie verunstaltet ist, noch immer geehrt, gleich einem incognito reisenden Fürsten.

„Mit dieser Ansicht der Mythologie gelangen wir denn auch dahin, wohin keiner von allen gelangt ist, die früher, meist von Asiomanie geleitet, danach aus gewesen sind, nach Elysium: ja wir haben die Freude [der Vf. ist aus dem Schelde-Departement], Elysium in Gallien zu entdecken.

„Gallien fanden schon die Römer weit von der goldenen Zeit, und sie stellten es noch geflissentlich in ungünstiges Licht. So verschrieen sie als Menschenopfer die Executionen der Criminaljustiz, und liessen verschallen jene Verse, woran die gallische Jugend oft zwanzig Jahre lernte, weil sie das Höchste enthielten, was göttliche und menschliche Weisheit aufgestellt hat, einen vollständigen Cursus aller Wissenschaften des ersten Ranges. Doch haben sie uns nicht verhehlen können, dass die Gallier vom Pluto abstammten. Pluto aber ist Sohn des Saturnus, Bruder des Jupiter: also die Gallier himmlischer Abkunft. Pluto herrscht in der Hölle, Saturnus in Elysium: also Hölle und Elysium in Gallien. In der Hölle werden die Todten gerichtet und begraben: also in der Hölle die Gräber der Ur-Gallier. Pluto ist Neffe des Atlas: also die Gallier verwandt den Atlanten.

„So einleuchtende Wahrheiten wurden verkannt, als mit der goldenen Zeit auch die Kunde der elysischen Republik verloren ging, so dass Elysium, der Garten jener Seelen-Wollust, die ein tugendhaftes Leben begleitet, gedacht wurde als ein Ort sinnlicher oder gar übernatürlicher Genüsse, und gesucht bald in einem besonders glücklichen Klima, bald in der anderen Welt. Homerus zuerst und allein beschreibt es wahrhaft und genau, Odyss. 4, schlechtweg als ein Land an den Enden der Erde, wo sich bequem leben läst, weil die schlimmen Jahreszeiten nicht lange dauern, und die Sommerhitze gekühlt wird durch frische Seewinde. Was aber die Enden der Erde seyen, sagt Homerus freylich nicht, aber Virgilius sagt es,

extremique hominum Morini Rhenusque bicornis,

und Solinus und St. Paullinus und eine Urkunde v. J. 1156. Also setzt Homerus die elysischen Felder an den Rhein; es sind *de helische Kampen* am Helium, einer ehemaligen Mündung jenes Stromes. Nicht anders Aristophanes: wie hätte er ein Stück *die Frösche* betiteln können, wenn er nicht einen Wink hätte geben wollen auf das Land, das Lord Bolingbroke das Froschland zu nennen pflegte? Und Tacitus, der die Elysier neben die Naharvalen setzt, d. i. neben die Nieder-Gallier. Da nun herrscht *Rhadamanthys*, ein *Rathmann*, roth (ξανθός), weil

die Elysier rothhaarig waren, wie Adam, wie die erythräische Sibylle (oder Spille, Spinnerin), wie die meisten Götter, wie die heutigen Niederländer. Da liegt an der Grenze oder *Kimme* die von nachtumhüllten *Kimmeriern* bewohnte Hölle, d. h. der Kirchhof der Elysier, geschickt zum Geisterbeschwören, und zugleich das Mutterland der Pontus-Kimmerier und der Asen Odins, von dessen Walhalla noch jetzt ein Arm des Rheins Waal oder Vahalis heifst. Dasselbe Höllenland oder Holland, unter einem anderen Namen Seeland oder Selig-Land, *insulae fortunatae*, ist der Garten der Hesperiden, der ja auch an den Enden der Erde, am Rande des Oceanus liegt; dasselbe der Götter Vaterland, nach Ilias 14, 300; dasselbe Atlantis. Denn *Atta* heifst in den Sprachen des Nordwestens von Europa noch jetzt Vater, *Atland* Vaterland; so nannte man billig die Wiege der Götter und Fabeln. *Atlanten* hiessen die väterlich waltenden Regenten des Landes. *Ate* heifst Atzung, Nahrung: daher das homerische Epithet πολύφορβος. *Uranus*, der erste König, ist der *Ur-Ahn* des Volkes; sein Sohn *Atlas*, der die Last des Himmels trug, d. h. nach einer an den Himmel geschriebenen Constitution regierte, ist als *Atel-as* der Stifter des Adels; *Saturnus* die Saat-Uhr (wie *Mercurius* die Markt-Uhr) vermählt mit *Rhea*, der Reihe und Regel und *raison*: von den Germanen *Teutson* genannt, d. i. *Zeit-Sohn*, von den Ägyptern *Thoth*.

„Homerus bezeugt ferner, dafs diese Atlanten die Erfinder aller Künste und Wissenschaften gewesen, und die ersten Philosophen auf Erden: denn er nennt den Atlas ὀλοόφρων, All-Wisser. Und das wundere keinen. Füglich kann, was am schwersten scheint, sogar die Astronomie in den Morästen des Rheins geboren seyn, wiewohl da die Nächte neblig sind und die Kälte alle Regsamkeit des Geistes lähmt. Hat doch unter derselben Breite Copernicus beobachtet und Cartesius und Tycho Brahe und Newton; giebt doch, nach einer gesunden Philosophie, gerade die Schwierigkeit dem Genie den Stofs; ist doch allein die Noth Mutter der Künste: an Noth aber fehlt es sicherlich nirgends weniger als in Holland. Nur dafs man nicht Denkmale von dem Wissen der Druiden in Holland fodere: wer fodert Denkmale vom Ursprung des Christenthums in Bethlehem? Zumal da die Germanen den Himmel zum Pantheon gewählt hatten, und da es keine Druiden mehr giebt. Genug dafs sie in ihren Jüngern fortgelebt haben.

„Jünger der Druiden sind alle Weisen des Alterthums: die *Magier*, die Forscher der *Macht* der Dinge, d. h. der Natur; die *Chaldäer* oder Kalden oder Kelten mit ihrem offenbar *belgischen* Gotte *Bel*; die *Brachmanen* oder Schulweisen (σχολὴ heifst Mufse, Mufse aber hat, wer *brach* liegt; noch heut zu Tage heifsen in Gent allein mehr als zwanzig Menschen Brackmann) zusammt dem indischen Bacchus oder Backer oder Bäcker, der erfunden hat, Speise und Trank durch Feuer zuzurichten, und also eher Gott des Bieres ist, des gesiedeten Zythus, als des Weines, wiewohl sein Thron, die Tonne zu beidem pafst; nicht minder die ägyptischen Priester. Denn in Ägypten sind eingestandenermafsen die Götter in Thiergestalt eingewandert, d. h. die Gesetzgeber der alten Kirche mit der himmlischen Miliz des Zodiakus, vor allen die Sachsen oder Saiten, die Wasserbaumeister der Atlanten, die den See Moeris oder Meer (wie das harlemmer Meer) gegraben, um dem Lande Fische zu schaffen, und, durch Erhöhung des Bodens vermittelst der ausgegrabenen Erde, Fruchtbarkeit, und die Pyramiden, Myten oder Haufen von πυρός, gebaut zu Kornmagazinen, nebenher zu Sternwarten und Leuchtthürmen, ferner das Labyrinth, das bestimmt war, wie der Name Psamm-Etichus besagt, zum Zusammen-Eten zu gemeinschaftlichen Mahlen der Gläubigen. Die Saiten hatten schon in ihrem Vaterlande grofse Dinge gethan, vorzüglich ihr Oberster Her-kules oder Kühl-herz, der, gezeugt in dreymal vier und zwanzig Stunden, d. h. in einem Klima, wo die Nacht des Winter-Solstitiums so lange dauert, nachdem er als Kind die Schlangen gewürgt, d. h. die Schiffahrt auf geschlängelten Flüssen erfunden, und nachdem er sich einweihen lassen, natürlich nicht in Eleusis: denn wer möchte nach Attika gehen, um sich vorzubereiten auf Arbeiten am Nieder-Rhein? sondern in Hel-Huys, Höll- oder Heilig-Haus, welchen Namen die Athener und Hellenen bey ihrer Auswanderung aus Atlantis und Holland in ihr neues Vaterland übertragen haben — in seiner eilften Arbeit den Kerberus gebändigt, d. h. stehende und verpestende Gewässer abgeleitet, in seiner zwölften aber die Äpfel der Hesperiden geraubt, d. h. die Sternkunde erlernt (denn Sterne sind die goldenen Äpfel, wie auch die Sonne vorzugsweise Apollon oder Appel heifst) und auf die Seefahrt angewandt. Daher er sich auch mit der Hebe vermählt hat, d. h. mit der Ebbe, die hier das ganze Meer vertritt, wie in dem Namen Oedipus (Menschenbeobachter, Lookman) der Fufs den ganzen Menschen. Seit dieser Vermählung heifst er der T'Hebanische; daher der Name mancher Städte, auch der böotischen, die durch das Räthsel der Sphinx erinnert wurde für Findel- und Waisen-Häuser und für Spitäler zu sorgen. Als Grenzpfähle der Schiffahrt setzte Herkules seine berühmten Säulen, das Gat oder Thor des Mittelmeers (Gades, Cadix); die Säulen des Thoth sind der Stein der Weisen.

„Wenn so die Erde von Holland aus bevölkert worden ist: so ist sie nicht weniger von Holland aus benamet worden. Atlas selbst hat den Chartensammlungen seinen Namen gegeben und dem Berge in Afrika, durch den er die erste Mittagslinie gezogen hatte. Atlanten sind die Adler, die den Mittelpunct der Erde gefunden, Delphi oder d'Helft: adlerhaft himmelan strebende Apostel der Civilisation, die, wie sie die Gottheit in der Sonne mitten am Himmel anbeteten, so den Apollo, die sittliche, wissenschaftliche und geistige Sonne, mitten auf Erden verehren gelehrt: von diesem *Lehren* ist der *Larnassus* oder Parnassus benannt, von der *Pütte*, dem begeisternden Brunnen, die Pythia; *Gelahrte* oder *Volkslehrer*

ſind auch urſprünglich die *Laren* der Römer. Atlanten ſind ferner die Phönicier, von *venten* verkaufen; ihr Phönix iſt ein Segelſchiff, das vom Nord-Kinn oder vielmehr, da zwey *n* zuſammengeſchrieben *ein m* geben, Nord-Kim nach Aethiopien fährt, und, wann die bunten Waaren abgeſetzt ſind, den Handel von vorn anfängt: Tyrus iſt eine Colonie von Dover (Deure, Thür), Sidon von St. Omer (lat. Sithium d. h. Sithuin oder Seezaun, wie Neptunus Nep- oder Kneipzaun, griechiſch Poſeidon von πέζειν (ſic)): dieſe Sidonier am Canal meint Homerus Odyſſ. 4, 84, und ihnen gehört das feſte Schloſs Skylla, wo ſie unrechtmäſsigen Zoll eintrieben, ſowohl von groſsen Schiffen ποτηρά oder ποτήρια *ſcyphi*) als von kleinen (πελειάδες von πλεῖειν *plier*; ſchiffen iſt ja nichts anderes als *faire plier les eaux*).

„As oder Az bedeutet im Atlantiſchen das Eine und das Erſte, und iſt darum, noch mehr aber, weil es das A und das Z, den Anfang und das Ende, enthält, der herrlichſte Name für die Gottheit; daher auch im Kartenſpiele das As mehr gilt als irgend eine andere Karte. Davon iſt Aſien benannt. Afrika hingegen iſt *afgerückt* von Spanien, mit dem es ſonſt zuſammenhing. Spanien, zu griechiſch Spania, iſt in derſelben Beziehung ein *geſpaantes* oder geſpäntes Kind, in Beziehung auf Gallien aber *Iberien*, das Land *über* Gallien. Aethiopien iſt der Gegenſatz von Europa: jenes das heiſse Land, von *eet*, woher *été*, und von Ops, wie die Erde heiſst, weil ſie alles *op* ſich trägt, während ſie, in Bezug auf das Meer, die Veſte oder Veſta heiſst, und, inſofern wir auf ihr gehen, *Ge;* dieſes das kalte Land, von *huiveren* ſchauern, woher *hyver*. In dieſem groſsen kalten Lande liegt wieder ein kleineres kaltes Land, *Kelt*ike, gegenüber dem Wohl-Lande Welſchland oder Gallien, wie in Afrika die *baare* und nackte *Barbarey* dem *lieben* und angebauten Lande *Lib*yen. Indien endlich iſt das Land der *indigenae*, derer die zuerſt von der Sonne beſchienen werden, Skythien das Schutzland für Auswanderungen aus dem Weſten, wie Schottland für ſolche aus England, dem Trinakrien des Homerus, weil *Angleterre* handgreiflich ſo viel iſt als *terre à angles*.

„Solchem Lichte erſchlieſst ſich nun auch der myſtiſche Sinn des Homerus, dieſes würdigen Mentors, der, die lauterſte Sittlichkeit, Tugend und Gottesfurcht predigend, dermaſsen verkannt worden iſt, daſs ihn Plato, der ſich freylich auf Myſtik nicht beſſer verſtand als auf Etymologie, verbannt hat, und daſs man der Frau Dacier ein Verbrechen gemacht hat aus ihrer Überſetzung.

„Daſs Homerus kein Grieche war, erhellet aus ſeiner Vermiſchung der Dialekte und eben aus jenem Namen *Mentor*, der nichts im Griechiſchen bedeutet, aber im Atlantiſchen einen Gelehrten, mithin einen Erzieher. Da nun Homerus, der ein Schulmeiſter war, ſo gut wie Orpheus, Pythagoras, Sokrates, Plato und Ariſtoteles, unter dieſem Namen ſich ſelbſt aufgeführt hat: ſo iſt er offenbar ein Atlante, geboren, wie Orpheus der Sithonier und Odin der Sachſe, zu St. Omer. In dortiger Gegend laſſen ſich auch die Irren des Ulyſſes auf das beſtimmteſte nachweiſen.

„Ulyſſes kommt nämlich in das Land bey Blankenburg, wo die Dörfer Vliſſegem (*Ulyſſis aedem*) und Liſſewege (Ulyſſes-Weg, wie Liſſabon Ulyſſes-Bahn) noch von ihm zeugen; unweit Aſſebroek, dem *Aſciburgium* des Tacitus, und Lombaerds-Yde, dem Stammſitze der Longobarden und ihrer athelingiſchen Könige, wie auch der idäiſchen Daktylen und ihrer Nachbarn, der Phrygier oder Frieſländer; dann über Fliſſingen oder Ulyſſingen auf der Inſel Walchern nach der Inſel der Kirke, genannt Aea, die Waſſerinſel, oder, von dem Carrouſſel (*carrus Solis*) und den anderen Schauſpielen, die da jährlich gefeyert wurden, Schouwen, die Schauinſel, lateiniſch *Scaldia*, das Vaterland der Skalden, wie Heliſch-Heim oder Hom der Helikon iſt, das Vaterland der Muſen. In der Hauptſtadt auf Schouwen, Zierickſee, hat ſchon Juſtus Lipſius Circäa erkannt [*ſed vani et laſcivi vereor luſus iſti ingeniorum ſunt*, ſagt der treffliche Mann zu Tac. German. 3]. Kirke ſelbſt, die merkwürdigſte Göttin des Alterthums, iſt weder Zauberin — dagegen ſträubt ſich der geſunde Menſchenverſtand — noch Buhlerin: ein Bordell hätte Homerus nicht ein heiliges Haus genannt; ſondern ſie iſt die alte Kirche, die hohe Mutter der Gläubigen, in üblen Ruf gekommen, wie die katholiſche Kirche zu der babyloniſchen Hure. Ihre Zauber ſind *Heil*mittel, von denen ſie πολυφάρμακος oder ſehr heilig heiſst, inſofern *heil*ig und *heil*end, *ſanctus* und *ſanans*. Eins iſt, wie auch ihr Vater Helios heiſst als der groſse *Heil*meiſter, oder Sonne von *Jonen*, Partic. *geſund*. Die zahmen Beſtien zeigen die Wirkung der Religion auf verwilderte Herzen. Was ſie an den Gefährten des Ulyſſes thut, ſind Prüfungen, Vorbereitungen zur Weihe; die Verſtockten behandelt ſie mit Recht als ſchweinartige Wilden. Nicht ſo den Ulyſſes. Von obenher erleuchtet und geſtärkt fügt der ſich willig, als ſie ihn ermahnt, ſich der alten Irrthümer abzuthun; ja wie fromme Polen den Säbel ziehn während der Meſſe, wie die Gemeinde aufſteht, wenn das Evangelium geleſen wird: ſo zieht er in Begeiſterung das Schwerd, ſich zum Kampfe erbietend für den neuen Glauben. Da ſinkt Kirke auf ihre Kniee, der Vorſehung zu danken für die Bekehrung eines ſolchen Mannes; und dann ladet ſie ihn ein, nicht zu Fleiſcheslust, wozu ſie ja ſchon zu alt war, ſondern zu geiſtiger Vermählung mit der Kirche. So trägt ihm nachher in dem Filial von Atlantis, Ogygien oder Irrland, Kalypſo die Ehe an, d. h. eine mit literariſcher Unſterblichkeit lohnende Stelle an der atlantiſchen Univerſität.

„Nach einjährigem Noviciat zu den Myſterien zuläſſig, die, als ver*hehlt*, in der Hölle begangen werden, fährt Ulyſſes mit buſsfertigen Thränen, über das göttliche, das Götterland beſpülende, Meer in das Helium, zum Reiche des *Pluto*, des Emblems der *blut*igen Opfer, und der Perſephone, der zerſtörenden Mörderin nach Schrevelius, die zu neuem Leben einweihend das alte ertödtet. Den Waſſerfall

Odyff. 11, 513 bezeichnet Helvoetsluys die Höllenflufsschleuse; die ftarken Pforten v. 276 erkennen wir in den Schlöffern Helvoet und Briel. Den Acheron (von ἄκρος) bildete die Waffermaffe, die fich fpäter in die Mündungen der Maafs und der Schelde vertheilt hat; den Pyriphlegeton das Rhyn-Vliet, das pure und reine Flevum; vom Kokytus dauert eine Spur in dem Namen Kauken oder Chauken, die in Afien den Kaukafus angebauet haben; der Styx war ein Wafferbau, das Palladium des Landes; Kerberus endlich heifst, diefsmal, das gefammte Waffer, das Holland umgiebt und hütet, das dreyfache, des Rheins, der Maafs und der Schelde, deren weftlicher Arm noch immer den Namen Hund führt; Hund nennt auch Homerus das dreyköpfige Unthier, wohl wiffend, dafs Kerberus eigentlich nur die Kirch-Bahre bedeuten kann, den bey ter-Vere auf Walchern ftehenden Nachen des Charon, des Fährmanns der Karonjen (*des charognes*), die fonft noch εἴδωλα καμόντων genannt werden, d. h. *Leichen*, matte aber noch *gleich*ende Ebenbilder von Menfchen: fchon in Verwefung übergegangene entzögen fich dem Gerichte des Minos oder Mannus, oder Menas, des Richters zu Manrik auf dem linken Ufer der Leck, unweit des Hafpelthales Afphodelos, zwifchen den Dörfern Afper und Delem.

„Wie denn alfo Ulyffes diefe heilige Stätte betreten hat, betet er zuvörderft inbrünftig zu unbefeelten Hirnfchädeln, ἀμένηνα κάρηνα, d. h. zu Reliquien, woraus hervorgeht, dafs die atlantifche Religion die Verehrung der Heiligen gebot. (Zwey andere Dogmen derfelben Religion, die zeitlichen Belohnungen und Strafen, und die Erläfslichkeit aller Sünden, enthüllt nachher Tirefias, der Zehrkönig, der Hüter und Vorfteher der verwefenden Leichname, deffen Amt Achilles verbittet, wenn er von fich weifet νεκύεσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν.) Dann träufelt er das Blut in die Grube, und befteht die Proben, denen fich alle unterwerfen mufsten, die Helden, d. h. Geweihte, von *hehlen*, werden wollten. Er wird von Schatten umdrängt, mit denen er nicht eher verkehrt, als fie durch Trinken des Opferblutes fich als Genoffen derfelben Communion legitimirt haben; er fpricht feine Mutter, die fich verwundert, wie er ὑπὸ ζόφον ἠερόεντα gekommen fey, d. h. in die holländifche Atmofphäre; er fieht den Höllenrichter und die Heroen und die Gequälten: alles phantasmagorifche Erfcheinungen, heilfame Gaukelfpiele, beftimmt und gefchickt das dürre Wort durch lebendige Anfchauung zu befruchten. Wohl erfonnen ift auch die Furcht vor der Gorgo, ein Behelf gegen vorwitzige Fragen.

„Wie diefe Höllenmyfterien das Vorbild aller übrigen gewefen find, derer z. B., fo die nach Samothrake zu*famm*enge*treck*ten und in Phrygien die Chorbanden oder Korybanten feyerten und allmählich entftellten: fo ift die föderative Regierung der Elyfier, die der Name *Borsfele*, d. h. Saal oder Comitium der Boreer bezeugt, im Amphiktyonen-Gerichte nachgebildet worden. Denn dafs auch die Boreer oder *Hyperboreer*, d. h. die Ober-Bärenländer, mit Recht nach Holland gefetzt werden, zufammt den Arimafpen, die eben, mit den *Arm*en ihre *Späh*er oder Gucker oder Fernröhre richtend, nicht nur die Bären am Himmel entdeckt haben, fondern auch den 19jährigen Cyclus oder *Meton* (von *meten* meffen) und überhaupt alles *met de Mate* zu findende, d. h. die Mathematik: das ergiebt fich ferner noch aus dem Namen des Ortes *Bornhem*, wo man eine Statue des Jupiter gefunden hat, vermuthlich des Jupiter Hammel oder *Ammon*, da in der Nähe ein Hafen *Amelberg* liegt. Der Lehrftand aber in Elyfium, die Hüter des Schatzes der Künfte und Wiffenfchaften, diefes wahren Goldes, nach dem auch die Argonauten oder Minyer, die Minner und Liebhaber, fchifften: das waren die *Greffiers* der Arimafpen, die *Greifen*."

Diefs wird genug feyn und übergenug, um einen Begriff zu geben von einem Buche, dem der Vf. und der Vorredner, *G. B. Liégeard*, ein Mitglied zweyer gelehrter Gefellfchaften in Frankreich, nachrühmen, dafs es den Schleyer zerreifse, der die alte Gefchichte verborgen, dafs es der Wahrheit fiegen helfe über dickes Gewölk der Vorurtheile, dafs es den Fabeln das Gift benehme, das die Unfchuld bisher daraus gefogen. Andere werden an diefer Apokolokyntofe der alten Welt kaum etwas zu loben finden, aufser etwa den Patriotismus und die Keckheit.

Δμ.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. Ohne Angabe des Druckorts: *Sirius oder die Hundspoft von Spandau nach Berlin.* Erftes Bändchen. 232 S. Zweytes Bdchen. 238 S. 1808. 12. (1 Thlr. 18 Gr.). Diefes nach der Vorrede bey den dermaligen Zeitumftänden zur Gemüthserheiterung beftimmte Buch hat, wie fchon der Titel vermuthen läfst, lauter berlinifche Localitäten zum Gegenftande, welche der Vf. mit fatyrifcher Laune der Reihe nach vorzuführen bemüht ift, die er aber fo höchft langweilig, mit fo ärmlichem Witze und in einer fo platten und geiftlofen Manier behandelt hat, dafs fich fchwerlich ein Lefer finden möchte, dem es möglich wäre, auch nur das erfte Bändchen ganz zu durchlaufen, es müfste ihn denn die eitele Neugier treiben, zu fehen, ob auch diefe oder jene Örtlichkeit berührt worden fey. Der unaufhörlich witzelnde Vf., der es fich befonders angelegen feyn läfst, recht viele gelehrte Notizen zum Beften zu geben, bringt es in feiner faden Spafsmacherey nicht weiter als bis zum Spielen mit Worten, und auch in diefer Art des Witzes fteht er noch auf der unterften Stufe. Doch wozu über ein folches werthlofes Product auch nur ein Wort noch verlieren?

Ha. Ha.

Jena, gedruckt bey Johann Chriftian Gottlob Etzdorf, 1808.

Monatsregister

vom

März 1809.

I. Verzeichniss der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1809.

SECHSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1809.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 APRIL, 1809.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Daniel aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt mit einer vollständigen Einleitung und einigen historischen und exegetischen Excursen*, von *Leonh. Bertholdt*, D. und ausserord. Prof. der Philos. und zweytem Universitätspred. zu Erlangen. I Hälfte. 1806. XXVIII u. 284 S. II Hälfte. 1808. VIII u. mit fortlauf. Seitenzahl bis 858. gr. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Das Buch, das wir noch unter Daniels Namen im Kanon haben, ist ausser Zweifel in mancher Rücksicht eins der schwierigsten. Diese neue Bearbeitung verdient daher um so viel mehr unsere Aufmerksamkeit, da sie zugleich von der Gelehrsamkeit und dem Prüfungsgeist des Vfs. auf eine rühmliche Weise zeugt. Wenn man ihm auch in seinen hier aufgestellten Ansichten und Resultaten nicht überall beystimmen kann, sondern vielmehr manches gewagt und übertrieben findet, indem auf andere Ansichten und ihre Gründe nicht genug geachtet ist, und mehreres auf Voraussetzungen oder Behauptungen beruhet, die nicht hinreichend begründet sind: so ist doch der Fleiss und der Scharfsinn des Vfs. nicht zu verkennen, und die Schrift selbst giebt reichlichen Stoff zu neuen Untersuchungen, die immer zur näheren Würdigung jenes alten und ehrwürdigen Denkmals etwas beytragen werden.

Nach der Vorrede steht eine ausführliche kritische Einleitung in das Buch Daniel, darauf folgt die Übersetzung nach den Abschnitten des Buchs mit vorgesetzten erklärenden Übersichten, und unter der Übersetzung stehen Anmerkungen, welche die Wort- und Sach-Erklärung und die Kritik betreffen. In der *Einleitung* wird zuerst von den Lebensumständen Daniels geredet. Sie liegen meistens im Dunkeln. Sodann untersucht der Vf., ob Daniel der Vf. des unter seinem Namen bekannten Buches sey. Er bemerkt vorläufig, nach der gelehrten Bildung, welche Daniel erhalten hatte, und nach seinen Verhältnissen, da er ohne Zweifel zur Befreyung aus dem Exil mitgewirkt habe, lasse sich von ihm eine seinen Landsleuten mitgegebene Anweisung zur neuen Organisation des Staats und der kirchlichen Verfassung, oder eine Geschichte seines Volks in den Ländern des Exils erwarten; aber diesen Erwartungen entspreche das ihm beygelegte Buch nicht. Dieses enthalte vielmehr die ungewöhnlichsten und sonderbarsten Dinge, und eine detaillirte Schilderung einiger Epochen der weit späteren Geschichte Asiens und der palästinensischen Juden, welches sehr befremdend sey. Allerdings ist es dieses, wenn man keine Gabe der Weissagung oder Vision annimmt: aber nach [der] Bildung und der Beschäftigung Daniels, wovon wir wenigstens einige historische Winke haben, lässt es sich doch zunächst erwarten, dass er gerade solche Stücke werde hinterlassen haben. Sie sind ganz seiner Erziehung und seinem Charakter angemessen, wenn sie uns auch in der weiten Entfernung von dem Geist und der Denkungsart der Zeiten noch so sonderbar vorkommen. Wer will es gerade erwarten, dass Daniel einen Organisationsplan oder eine Geschichte seiner Zeit hätte schreiben müssen, wenn man die Richtung erwägt, die sein Geist durch die Erziehung in Babylonien erhalten hatte? Der Vf. giebt es zu, dass die Sprache des Buchs für Daniel zu sprechen scheine, und dass das Charakteristische in der Darstellung von der Art sey, dass man darin eine Frucht erkenne, die nur dem Boden entsprossen sey, auf welchem Daniel lebte: aber er bemerkt zugleich, dass dieses alles nicht entscheidend sey, und keineswegs die Möglichkeit ausschliesse, dass es auch ein späterer Jude geschrieben habe. Die Mischung althebräischer und babylonischer Ideen treffe man seit der Erneuerung des jüdischen Staats überhaupt unter den Juden an. Auch aus der Sprache könne nichts für Daniel gefolgert werden, der Wechsel des Hebräischen und Aramäischen sey auch in dem kanonischen Esdras, und dieser Wechsel der Sprachen in beiden Büchern habe einen ganz anderen Grund, als den allgemeinen Mitgebrauch des hebräischen und aramäischen Idioms. Die dem Daniel eigenthümlichen Hebraismen sind auch in dem gegen das Ende der Regierung Artaxerxes Longimanus geschriebenen Esdras. Die Manier des Vortrags in dem letzten Theil des Buchs komme zwar den während des Exils und kurz nach demselben geschriebenen prophetischen Schriften gleich, aber sie nähere sich noch mehr einigen Büchern von einem späteren Ursprung, z. B. dem vierten Buch Esdras. Der Vf. gesteht es selbst, dass sich durch diese Gründe die Sache noch nicht zur überwiegenden Gewissheit bringen lasse, und dass man sich in Ansehung der Ächtheit darauf berufen könne, dass Daniel in dem grössten Theil des Buchs selbst in der ersten Person spreche, und auch in den übrigen Stücken als der Aufzeichner angegeben werde, dass das Buch von jeher den Namen Daniel gehabt habe, und dass das N. T., Josephus und der Talmud es ausdrücklich dem Daniel zuschreiben. Er antwortet aber dar-

auf, daſs doch nur in den 6 letzten Capiteln von Daniel in der erſten Perſon geredet werde, in den übrigen ſey von ihm in der dritten Perſon die Rede; daſs in mehreren altteſtamentlichen Büchern der angebliche Vf. rede, z. B. in dem Prediger und der Weisheit Salomo's, die doch in die Zeiten nach dem Exil gehörten; daſs ſich unter den ſpäteren Juden der Miſsbrauch eingeſchlichen habe, ein ſchriftſtelleriſches Product unter einem alten berühmten Namen zu Markte zu bringen, und daſs ſich daraus die Aufſchrift hinlänglich erklären laſſe. In der Folge ſetzte aber die allgemeine kirchliche Tradition die Autorſchaft Daniels als unbezweifelte Thatſache feſt, und dieſer folgte Jeſus, Joſephus und der Talmud. Ihre Anführungen ſeyen alſo unverwerfliche Data zur Geſchichte des Buchs, aber bey der Unterſuchung über die Entſtehung deſſelben ſeyen ſie auf der Wage der Kritik von keinem Gewicht. Allein auch dieſe Erinnerungen ſind noch nicht überwiegend, wenn man ſie unparteyiſch erwägt. Daſs in den erſten Capiteln von Daniel in der dritten Perſon geredet wird, iſt noch gar kein Grund, woraus man etwas gegen ihn als Vf. ſchlieſsen kann. Es iſt bekannt, daſs die Schriftſteller im erzählenden Ton gewöhnlich ſo von ſich ſprechen. Der Prediger und die Weisheit Salomo's ſind Bücher von ganz anderer Art, und können eigentlich mit der Schrift unter Daniels Namen nicht verglichen werden. Daſs ſich nach dem Exil auch der Miſsbrauch eingeſchlichen habe, prophetiſche Viſionen zu dichten, müſste näher erwieſen werden. Bedenkt man die Ehrfurcht der Juden gegen die Prophetengabe: ſo läſst ſich nicht wohl denken, wie ein ſpäterer Schriftſteller dieſen Miſsbrauch gewagt, und noch weniger, daſs man eine ſolche Dichtung in den Kanon aufgenommen habe. Auch daſs Jeſus und Joſephus bloſs einer kirchlichen Tradition folgen, müſste mehr hiſtoriſch begründet werden. Der Vf. ſucht nun näher zu zeigen, daſs der Urſprung des Buchs in weit ſpätere Zeiten falle. Er glaubt, daſs der ſonderbare und auffallende Inhalt ſchon zu dem Verdacht eines ſpäteren Urſprungs dieſer Schrift berechtige. „Die Propheten vor Daniel zeichneten nur die Zukunft in allgemeinen Gemälden, und haben keine ſo ſpeciellen Schilderungen, wie wir ſie hier antreffen, denen von der Beſtimmtheit einer hiſtoriſchen Relation faſt gar nichts fehlt." Allein wir haben doch auch einzelne Weiſſagungen anderer Propheten, die das Detail der Begebenheit umſtändlich und beſtimmt angeben, und in anderen würden wir es vielleicht ebenfalls erkennen, wenn wir eine detaillirte Nachricht in der Profangeſchichte hätten. Überdieſs iſt es auch wirklich nicht an dem, daſs alles in der prophetiſchen Schilderung ſo deutlich und beſtimmt vorgetragen ſey, daſs man, wie der Vf. ſagt, ein Compendium der Geſchichte dieſes Zeitalters zu leſen glaube. Wie hätte man ſonſt manches ſo verſchieden deuten können, wie die Geſchichte der Erklärung lehrt? Auch in die Behauptung kann Rec. nicht einſtimmen, „daſs ſich hier nichts von der höheren moraliſchen Tendenz, die in anderen Propheten angetroffen werde, finde, ſondern daſs alles auf die rohe jüdiſche Politik hinſtrebe, und daſs es unendlich ſchwer ſey, nur einen Funken von dem heiligen und reinen Feuer wahrzunehmen, von welchem ſonſt die göttlichen Seher entflammt ſind." Daniel erſcheint doch durchaus als ein frommer und religiöſer Mann. In ſeinem ernſten Gebet bittet er Gott mit Bekümmerniſs und Unterwerfung um Hülfe für ſein Volk und die Wiederherſtellung des Tempels. Darüber erhält er nun Aufſchlüſſe, die natürlicher Weiſe die Schickſale ſeines Volks betreffen, aber doch immer in Rückſicht auf die Erhaltung der Religion unter manchen politiſchen Drangſalen, und zur Stärkung im Glauben für diejenigen, die jene trübſeligen Zeiten erleben würden. Wie kann man dieſes ein bloſses Hinſtreben auf rohe jüdiſche Politik nennen? Wird nicht zuletzt C. 12, 4. 10 auf jene Abſicht des erhaltenen Aufſchluſſes hingewieſen? Der Vf. führt nun ferner an, was die Kritik im Beſonderen gegen die Ächtheit des Buchs einzuwenden habe: 1) daſs griechiſche Wörter in dem Buche vorkommen, die an keine frühere Abfaſſung denken laſſen, als höchſtens, aber doch noch unwahrſcheinlich, unter Darius Hyſtaspis; 2) daſs die Sprache in den 5 letzten Cap. noch unter den Hebraismus der allerjüngſten Bücher herabſinke; 3) daſs das Buch viele ſpätere oder doch in dem Zeitalter Daniels in Oberaſien noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte, z. B. den Ausdruck Götterſohn C. 3, 25, das Beten zu drey beſtimmten Zeiten mit dem Geſicht nach Jeruſalem, die Angelologie; 4) daſs ſich hier faſt durchaus die nämliche Anſicht der Dinge finde und dieſelben Ausdrücke, wie in den weit ſpäteren Büchern; 5) daſs das Buch Unrichtigkeiten enthalte, die Daniel unmöglich niedergeſchrieben haben könne, z. B. daſs Cap. 8, 1. 2 von der Burg Suſan geredet wird, die erſt in ſpäteren Zeiten die Winterreſidenz der perſiſchen Könige wurde, und daſs C. 5, 11 Belſchazar ein Sohn Nebucadnezars genannt wird; 6) daſs man auf Stellen fällt, die, wenn Daniel ſo von ſich ſelbſt geſchrieben habe, auf keine Weiſe mit ſeinem Charakter zu vereinigen ſind, und 7) daſs ſich die unangemeſſene Stellung des Buches im Kanon nicht erklären laſſe, wenn es wirklich von Daniel geſchrieben wäre. Alles dieſes hat der Vf. mit vielem Scharfſinn weiter ausgeführt, und anſchaulich zu machen geſucht. Aber doch läſst ſich auf manches gut antworten. Z. B. Was die vorgeblich griechiſchen Wörter betrifft: ſo iſt es noch gar nicht ausgemacht, daſs ſie aus dem Griechiſchen in das Orientaliſche übergegangen ſind. *Jahn* in ſ. Einleitung 2 Th. S. 623 hat ſchon eine nähere Quelle gezeigt, woraus dieſe Wörter herzuleiten ſind. פרתמים C. 1, 4 hat doch wirklich nur eine zufällige Ähnlichkeit mit dem griechiſchen προτιμοι; weit übereinſtimmender iſt *Phardomim* oder *Pardomim*, im Perſiſchen, welches Vornehme, Magnaten bezeichnet. Die Einwendung, welche der Vf. S. 182 dagegen macht, daſs jenes Wort ins Perſiſche aus der nämlichen Quelle wie in die hebräiſche Sprache gefloſſen ſey, hat keine Wahr-

scheinlichkeit. Wie sollte das griechische προτιμοι dahin gekommen seyn? Wenn diess auch möglich wäre: so ist es doch um so viel weniger wahrscheinlich, da wir andere Wörter im Daniel finden, die gar nicht Griechisch sind, aber aus dem Zendavesta sehr gut erläutert werden. Die meisten anderen Wörter, worauf man sich beruft, sind Namen von Instrumenten; aber diese haben die Griechen selbst aus dem Orient bekommen. Bey dem zweyten Grund ist auf die Erinnerung von *Stäudlin* nicht befriedigend geantwortet. Nach der Erziehung und der Lage, worin sich Daniel befand, ist gerade ein solcher Hebraismus nicht befremdend. Warum sollen wir denn gerade Chaldäismen oder Anschmiegungen an die Nationalsprache der Chaldäer und Medismen erwarten? Kennen wir denn die Nationalsprache der Chaldäer und die medische Sprache und ihren bestimmten Unterschied vom Ostaramäischen in den damaligen Zeiten so genau? Wurde nicht in Babylonien das Aramäische geredet? Wenn der Hebraismus sich von dem Hebraismus in Esdras, Nehemias und Esther unterscheidet: so ist dieser Unterschied doch wirklich so gross nicht; und wäre er auch noch auffallender als er wirklich ist: so muss man doch auch das Eigenthümliche jedes Einzelnen in Denkart und Sprache in Betracht ziehen. Auch zwischen Esdras, Nehemias und Esther ist wieder ein Unterschied. Die grössere Annäherung zum Rabbinischen hätte erwiesen werden müssen. Rec. findet sie nicht, sondern im Gegentheil unterscheidet sich die Sprache vom eigentlichen Rabbinischen. Persismen sind aber allerdings in Daniel. Dass das Buch wirklich spätere und zu Daniels Zeiten noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte, ist nicht eigentlich erwiesen. Dass Nebucadnezar von einer bemerkten Erscheinung den Ausdruck Göttersohn gebraucht, ist doch, wenn man auf orientalischen Sprachgebrauch achtet, so befremdend nicht. Dass man in Oberasien noch nichts von Göttersöhnen gewusst habe, bis die Griechen ihre theogonischen Ideen dort etablirten, würde wohl schwer zu erweisen seyn. Es ist wohl ausser Zweifel, dass man schon früher die Benennung Göttersohn im Orient von Königen gebrauchte, und dass auch Engel Göttersöhne genennt wurden, läst sich aus Hiob 38, 7 bestätigen. Dass das Beten dreymal am Tage mit dem Gesicht nach Jerusalem durchaus eine Sitte weit späterer Zeiten sey, möchte auch wohl schwer zu erweisen seyn. Ps. 55, 18 sagt doch schon David, dass er des Abends, Morgens und Mittags zu Gott bete. Aus anderen Stellen sieht man auch, dass er sich bey seinem Gebet zum Heiligthum hinwendete. Auch aus 1 Kön. 8, 38. 44. 48 und 2 Chron. 6, 34. 38 erhellet deutlich, dass es schon alte Sitte war, sich bey dem Gebet nach Jerusalem hinzuwenden. Wie kann es also auffallend seyn, dass Daniel nach C. 6, 11 diese Sitte beobachtete? Bey der Behauptung, dass die Angelologie in dem Buche unmöglich den Zeiten Daniels könne angepasst werden, vermisst man ebenfalls den ordentlichen Beweis. Der Vf. gesteht zwar selbst, dass Daniel an der Quelle sass, woraus die späteren Juden ihre näheren Bestimmungen dieser Lehre geleitet haben, sagt aber zugleich, das Dogma liegt hier schon so ausgebildet und in seiner ganzen Vollendung da, wie es erst in weit späteren Zeiten erscheint. Allein wie wird dieses erwiesen? Die späteren Juden berufen sich bey ihrer Engellehre auf Daniel. Dieser ist die Quelle, woraus sie vorzüglich schöpften. Sie würden die babylonisch-persischen Vorstellungen nicht aufgenommen haben, wenn ihnen Daniel nicht darin vorgegangen wäre. Dass man in Zacharias zwar schon Spuren der babylonischen Theorie, aber doch nicht alles, was Daniel davon enthält, findet, ist kein Beweis, dass damals jene Theorie noch in ihrem Werden gewesen sey. Wer will es erwarten, dass einer alles hat, was der andere hat? Die Erziehung und Bildung, welche Daniel in Babylonien erhalten hatte, läst schon einen stärkeren Einfluss der babylonischen Weisheit auf seine Denkungsart erwarten, als bey Zacharias. Dass zu den Zeiten Daniels noch nicht eine Anzahl Engel den Divan Gottes ausgemacht hätten, läst sich ebenfalls nicht behaupten. Schon in Hiob wird von einem Divan Gottes geredet, und es ist überhaupt eine sehr alte Vorstellung, dass sich Gott der Engel als Diener bediene und sie zur Ausrichtung seiner Befehle aussende. Dass die 7 Amschaspands der Parsen erst nach Darius Hystaspis ihre besonderen Benennungen erhalten hätten, und dass die Namen Gabriel und Michael bey Daniel gewiss eine spätere jüdische Erfindung seyen, hätte auch näher erwiesen werden müssen. Die Unrichtigkeiten, welche Daniel nicht niederschreiben konnte, würden wichtiger seyn, wenn sie nur evidenter und die Schwierigkeiten so unauflöslich wären, wie der Vf. glaubt. Wenn auch Susa in Elymais niemals dem babylonischen Hof angehörte: so konnte doch leicht ein Anlass seyn, dass Daniel einsmals zu Susa war. Susa war eine sehr alte Stadt nach Strabo und Herodot, die nachher Darius Hystaspis weiter ausbauete und verschönerte. Was Daniel zu Susa zu thun hatte, läst sich nicht bestimmen. Es folgt nicht einmal aus Cap. 8, 27, dass er königliche Amtsgeschäfte dort gehabt habe. Man kann die Stelle füglich so verstehen: Daniel wurde nach dem Gesicht, welches er zu Susa hatte, krank, aber er erholte sich wieder, und war nun wieder im Stande, die königlichen Geschäfte zu besorgen. Gesetzt, er hätte auch dort königliche Geschäfte gehabt: so braucht es noch keine Gesandtschaft an den persischen Hof daselbst gewesen zu seyn, und dann fällt der Einwurf weg, dass erst nach Cyrus Susa die Winterresidenz der persischen Könige gewesen sey. Auch der Einwurf, dass Belschazar, den der Vf. mit vielen Anderen für Nabonned hält, ein Sohn Nebucadnezars und Nebucadnezar sein Vater C. 5, 11. 13. 18. 22 genannt wird, ist nicht entscheidend. Die Geschichte ist hier gar zu mangelhaft und unsicher, als dass wir hier den Schriftsteller eines historischen Irrthums gerade zu beschuldigen, und daraus folgern könnten, die spätere Abfassung dieses Abschnitts sey unwider-

sprechlich gewiss. Es ist noch gar nicht historisch gewiss, dass Nabonned kein Sohn Nebucadnezars gewesen sey. Bloss aus dem Fragment des Megasthenes schliesst man, Nabonned könne kein Sohn von Nebucadnezar gewesen seyn: aber Megasthenes ist so zuverlässig nicht, wie schon Strabo erinnert, und die Stelle von ihm kann, wie Michaelis bereits bemerkt, auch anders verstanden werden. Eben so liesse sich auch zeigen, dass die Folgerung übereilt sey, der Concipient des Buchs habe den spätern Darius Hystaspis mit Cyaxares II verwechselt, und habe diesem daher den Namen Darius beygelegt. Rec. muss aber hier abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Der letzte Grund, dass sich die Stellung des Buchs im Kanon nicht erklären lasse, beruhet auf der Voraussetzung, dass das Buch ursprünglich diese Stellung gehabt habe. Der Vf. glaubt, dass man es desswegen unter die Hagiographa gesetzt habe, weil es späterhin erst zum Vorschein kam, und diese Sammlung erst im hasmonäischen Zeitalter geschlossen wurde. Es ist ihm dabey bemerkenswerth, dass Daniel die Stelle erst nach dem Buch Esther einnimmt; vielleicht beruhe diese Ordnung auf einer Schätzung des Alters beider Schriften. Allein nach den ältesten Zeugnissen ist es sehr zu bezweifeln, dass das Buch ursprünglich diese Stellung gehabt habe. Josephus zählte es wenigstens unter die 13 prophetischen Schriften, und Jesus nennt Daniel ebenfalls einen Propheten. Auch spätere Verzeichnisse geben dem Buch eine andere Stellung. Inzwischen glaubt der Vf., dass durch seine Bemerkungen die spätere Abfassung der Schrift unbezweifelt gewiss gemacht werde. Natürlicher Weise bekommt nun alles eine andere Ansicht. Der erste Theil Cap. 1—6 enthält nun später niedergeschriebene Relationen, aus dem Munde des Volks aufgenommen, in den Hauptthatsachen ganz verunstaltet, mit vielen Zusätzen der Unwissenheit, des Aberglaubens und des Hasses überladen, kurz, es sind jüdische Aggadoth oder Mährlein. Der zweyte Theil des Buchs enthält keine Vorhersagungen, sondern Schilderungen vergangener oder geschehener Dinge in ein prophetisches Gewand gekleidet. Die Einkleidung soll nichts weiter als ein verschönerter Geschichtsvortrag seyn. Der Vf. bemerkt zugleich, die Idee dieser Einkleidung scheine aus dem Geist des Zeitalters herausgegangen zu seyn. „Von der Zeit des Exils an war der Glaube an Vorhersagungen erst recht lebendig und mit der Zeit immer feiner ausgesponnen worden. Wenn es nun ein Glück genannt werden kann, eine allgemein herrschende Idee aufzufassen und zu benutzen, um einer Schrift unter einer gewissen Form um so eher Eingang und Leser zu verschaffen: so ist die Methode, geschichtliche Sachen in einem prophetischen Gewande vorzutragen, allerdings glücklich gewählt. Denn auf diesen allgemeinen Glauben an Vorhersagungen ist sie berechnet. Warum sollte keiner der spätern Hebräer so etwas zu thun im Stande gewesen seyn?" Die Frage könnte aber auch so gestellt werden: Würde es ein späterer Hebräer aus dem makkabäischen Zeitalter, da man eine solche Achtung und Ehrfurcht gegen die heiligen Bücher und ihre Verfasser bewies, gewagt haben, dem Namen eines alten Propheten so zu missbrauchen, dass er seine Geschichte den Daniel als Weissagung in den Mund legte? und würden die Nation und ihre religiösen Vorsteher, die so sorgfältig in Ansehung der heiligen Bücher sich bewiesen, ein solches Buch in die Sammlung ihrer h. Bücher aufgenommen haben? Rec. kann wenigstens dem Vf. nicht beystimmen, wenn er sagt: in der Sache selbst liege gar nichts, was dieser Ansicht der 6 letzten Capitel entgegenstehe. Der Vf. sucht nun ferner den Beweis zu führen, dass in dem Buche Daniel neue besondere Aufsätze von verschiedenen Verfassern gesammelt seyen. Die Abschnitte werden also bestimmt C. 1, C. 2, C. 3, 1—30, C. 3, 31—C. 4, 34, C. 5 u. 6, C. 7, C. 8, C. 9, C. 10—12. Dass sie von verschiedenen Verfassern herrühren, wird dadurch unterstützt, dass nicht allein einzelne Abschnitte mit einander in offenbarem Widerspruch stehen, sondern auch im Vortrag und Styl unterschieden sind. Schwerlich wird aber der Vf. Viele überzeugen. Im Ganzen herrscht doch wirklich einerley Manier in dem Buch, und die Widersprüche sind nicht von der Art, dass man sie für offenbare Widersprüche erklären müsste. In dem Verfolg sucht der Vf. die Gegend und die Zeit der Abfassung der einzelnen Abschnitte näher zu bestimmen. Der erste Abschnitt, Cap. 1, soll in Babylonien etwas nach den Zeiten des Artaxerxes Longimanus geschrieben seyn. In Ansehung der Zeit beruft sich Hr. *B.* auf das gebrauchte Wort פרתמים, der Grund des Beweises fällt aber nach der vorhin gemachten Bemerkung, weg. Der Concipient des zweyten Abschnitts scheint dem Vf. in Oberasien, wenigstens in Syrien gelebt zu haben, und der Aufsatz selbst nach Ptolemäus Philadelphus geschrieben zu seyn. Dass der Concipient verschieden sey von dem, der Cap. 1 geschrieben hat, wird aus dem V. 1 angegebenen Regierungsjahr des Nebucadnezar geschlossen, weil dieses mit Cap. 1, 1, streite. Aber wie verschieden werden die Regierungsjahre der Regenten bey den alten Schriftstellern überhaupt berechnet! Wenigstens ist es zu rasch geurtheilt, wenn man es gleich für einen offenbaren Widerspruch erklärt. Aus dem Wort נבזבה V. 6 wird geschlossen, dass der Aufsatz in die Zeiten nach Xerxes gehöre, aber es wird dabey vorausgesetzt, dass das Wort das griechische *νομισμα* sey, welches noch gar nicht erwiesen ist. Den dritten Abschnitt hält Hr. *B.* noch für jünger als den zweyten, und vermuthet, dass der Vf. ihn in Oberasien geschrieben habe, wenigstens müsse er einige Zeit sich dort aufgehalten haben, weil er die babylonischen Staatsbeamten und Sitten so gut kannte. Der Aufsatz scheint ihm Veränderungen erlitten zu haben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 APRIL, 1809.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Daniel aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt, mit einer vollständigen Einleitung und einigen historischen und exegetischen Excursen,* von L. Bertholdt etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Verf. des vierten Abschnitts soll ein palästinensischer Jude von einem sehr späten Alter seyn. Die Gründe, die dafür angeführt werden, sind nicht sehr bedeutend, z. B. der Concipient soll sein jüngeres Zeitalter dadurch verrathen, dass er dem Nebucadnezar das griechische פתגם in den Mund legt, aber es kann nicht erwiesen werden, dass es ein griechisches Wort sey, es ist ohne Zweifel persisch. Auch wird aus Cap. 4, 6, vrgl. mit Cap. 2, 48 geschlossen, der Vf. habe den Unterschied der Wörter חרטמין u. חכימין nicht gekannt, er habe beides für dasselbe gehalten, und nicht gewusst, dass das letztere der allgemeine Name der verschiedenen Classen, das erstere aber eine besondere Classe gewesen sey. Allein diese Erinnerung ist ungegründet. Der Vf. wusste wohl, dass חכימין der allgemeine Name war, und dass der andere eine gewisse Classe bezeichnete. Er gebraucht ihn selbst eben so V. 3, und nennt darauf die verschiedenen Classen V. 4, wie es auch Cap, 2, 2. 12 geschiehet. Wenn Daniel der Obervorsteher der Weisen war: so war er auch der Obervorsteher einer besonderen Classe davon, und konnte als ein solcher angesehen werden. Wie kann diess also als Grund angegeben werden, dass der Vf. dieses Abschnitts von jenem im 2 Cap. verschieden seyn müsse? Der fünfte Abschnitt soll in Ansehung der Zeit des Ursprungs mit dem vorhergehenden nahe zusammenstehen, aber doch einen anderen palästinensischen Verfasser haben. Der Grund, der unter anderen aus Cap. 5, 11 hergenommen ist, wird nach der vorhin gemachten Bemerkung Niemand als bedeutend vorkommen können. Auch der Grund, der für das jüngere Zeitalter aus dem Wort רברבנין abgeleitet ist, wird wohl Niemand einleuchten. Der Vf. sagt, das Wort bezeichne ganz eigenthümlich die höheren Staatsbeamten, aber es komme in den älteren aramäischen Schriften in der Bedeutung *magnates* fast gar nicht vor, erst in den jüngeren Targumim werde es häufig gebraucht. Aber wo sind denn die älteren aramäischen Schriften, wenn die einzelnen Abschnitte im Daniel so jung sind, wie sie der Vf. macht, und wie will der Vf. beweisen, dass das Wort erst später in Gebrauch gekommen sey? Den sechsten Abschnitt setzt Hr. B. allernächst den Bedrückungen, welche die Juden von Antiochus Epiphanes leiden mussten. Der zweyte Aufsatz wird nach seiner Ansicht darin parodirt, und Palästina soll ebenfalls das Vaterland dieses Abschnitts seyn. Weil der siebente Abschnitt auf den vorhergehenden zurückweiset: so muss er nach der Annahme, dass verschiedene Verfasser seyen, erst nach demselben geschrieben seyn. Hr. B. glaubt aus Cap. 8, 25 die Zeit bestimmt angeben zu können, nämlich unmittelbar nach Antiochus Epiphanes Tode. Er soll ebenfalls in Judäa geschrieben seyn. Der achte Abschnitt wird einem jüdischen Priester nach der Tempelentheiligung unter Antiochus beygelegt. Die besonderen Beweise, die für den späteren Ursprung aus dem Abschnitt selbst angeführt werden, haben bey unparteyischer Untersuchung wenig Beweiskraft, und sind zum Theil gesucht. Ohngefähr in die nämliche Zeit, aber doch etwas später, fällt der neunte und letzte Abschnitt, der auf den vorhergehenden zurückweiset und auch mit anderen Abschnitten bekannt ist. Er soll nach der hier gegebenen Ansicht tief in das hasmonäische Zeitalter fallen, und unter allen der jüngste im Buche seyn. Das Resultat von diesem ist also: Wir haben eigentlich nichts von Daniel, sondern nur *Danieliana* in unbestimmtem Sinne. Der Verf. des letzten Aufsatzes sammlete die übrigen, und fügte sie seinem eigenen Schriftchen bey. Er stellte sie Anfangs in getrennte Absätze zusammen, in späteren Zeiten wurden sie aber von den Abschreibern unmittelbar in einander eingefügt. Das Letztere wird dadurch bestätigt, dass noch Josephus von mehreren Büchern redet. Hr. B. nimmt an, dass eine solche Anstalt, die man die grosse Synagoge nennt, wirklich existirt habe, glaubt aber, dass der Geschäftskreis dieses Collegiums sich überhaupt über alle religiösen Angelegenheiten erstreckt habe, und dass nur eine besondere Congregration niedergesetzt war, um für die Sammlung heiliger Schriften zu sorgen. Dieser Congregation habe nun, da die Sammlung der prophetischen Schriften sey geschlossen gewesen, nur die Classe der כתובים, die erst gegen das Ende des makkabäischen Zeitalters für geschlossen erklärt wurde, offen gestanden, und diese Classe habe davon den Namen, weil כתב, von jener Congregation gebraucht, so viel heisse, als in die Sammlung der heil. Schriften aufnehmen oder einregistriren. Auf diese Weise sey also das von Daniel benannte Buch tief im makkabäischen Zeitalter in seiner heutigen Gestalt aufgenommen worden. Allein wenn die Juden von den Männern der grossen Synagoge reden, die den Ezechiel, die 12 kleinen Propheten, den Daniel und

das Buch Esther gesammelt hätten: so reden sie nicht von einer späteren unter den Makkabäern noch fortdauernden Congregation, sondern von einer frühern, die gleich nach der Rückkehr aus dem Exil zusammentrat. Die συναγωγη γραμματεων 1 Makk. 7, 12 kann dazu nicht gerechnet werden. Dafs eine solche Congregation noch unter den Makkabäern fortgedauert habe, hätte anderweitig erwiesen werden müssen. Nach dem, was wir wissen, war Simeon der Gerechte zu den Zeiten Alexanders des Grofsen nur noch von den Männern der grofsen Synagoge übrig. Sie war also nicht fortdauernd. Wenn daher jene Stelle der Talmudisten als historisch richtig angenommen wird: so kann sie von Hn. B. nicht für seine Behauptung angeführt werden. Sie ist ihr vielmehr geradezu entgegen, und behauptet eine frühere Aufnahme des Daniels in den Kanon, da die Sammlung der prophetischen Schriften noch nicht geschlossen war. Damit stimmen auch andere historische Zeugnisse und Winke überein, die die höhere Kritik, wenn sie richtig verfahren will, nicht aus den Augen verlieren darf. Die Nachricht, dafs schon dem Alexander ein Exemplar der Weissagungen Daniels vorgezeigt sey, wie Josephus erzählt, erklärt Hr. B. geradezu für eine grobe Lüge. Allein es läfst sich doch mehreres zur Vertheidigung der Hauptsache in dieser Erzählung sagen, wie *Jahn* richtig in seiner Archäologie bemerkt hat; und wenn man auch die Ächtheit dieser Nachricht bezweifeln will: so bleibt doch immer die bekannte Stelle gegen den Apion 1, 8 merkwürdig. Nach dieser gehöret kein prophetisches Buch in den jüdischen Kanon, das nach Artaxerxes ist abgefafst worden. War aber dieses, wie man aus Josephus siehet, eine angenommene Regel: so mufs das Buch Daniels frühe vorhanden gewesen seyn; denn dafs Josephus den Daniel unter die Propheten gerechnet habe, leidet keinen Zweifel. Dafs Josephus und Jesus blofs der allgemeinen kirchlichen Tradition gefolgt seyen, läfst sich leicht sagen: aber dafs die Tradition auf Irrthum oder Verwechselung beruhe, und dafs man damals keine sicheren Gründe mehr hatte, worauf man bauen konnte, ist so leicht nicht zu erweisen. Erwägt man dabey, wie genau und sorgfältig die Juden nach dem Exil in Ansehung ihrer heil. Bücher waren, und wie ihre Gewissenhaftigkeit eben durch die Verfolgungen unter Antiochus Epiphanes noch erhöhet wurde: so ist es nicht wohl zu denken, wie ein Buch, das erst nach diesen Zeiten zum Vorschein kam, noch unter die h. Bücher hätte können aufgenommen werden, und gar keinen Widerspruch hätte finden sollen. Wäre damals, etwa um das Jahr 164 oder 160 vor Christo, der Kanon noch nicht geschlossen gewesen: wie kam es denn, dafs Jesus Sirach, der doch ungefähr 20 Jahre früher schrieb, nicht auch in den Kanon kam? Der Vf. giebt in der Folge eine kritische Geschichte der einzelnen Abschnitte, die aber Rec. nur kurz berühren kann. Es wird gezeigt, dafs von dem Buche Daniels noch eine andere Recension müsse vorhanden gewesen seyn, aus welcher die alexandrinische Version geflossen sey. Die Abweichungen dieser Version können nicht blofs vom Übersetzer abgeleitet werden, sondern müssen in einer anderen Recension ihren Grund haben, die bald umgearbeitet und zusammengezogen, bald erweitert war. Man findet hier manche gute Bemerkungen, die zu neuen Untersuchungen Anlafs geben können. Zuletzt wird in der Einleitung von den Übersetzungen und Erklärungen des Buchs Daniels gehandelt. Es wird kein vollständiges Verzeichnifs von diesen Schriften gegeben, sondern nur diejenigen, die dem Vf. aus besonderen Rücksichten einer namentlichen Anführung werth zu seyn schienen, sind genannt und kurz beurtheilt. Neben *Geier* hätte doch auch *Propheta Daniel modo novo atque hactenus inaudito reseratus, auctore J. H. Jungmanno*. Francof. 1681 können angeführt werden. Er hat mehreres Eigene.

Der erste Theil enthält noch die Übersetzung der 3 ersten Abschnitte mit erläuternden Anmerkungen. Die übrigen Abschnitte sind in dem zweyten Theile übersetzt und erklärt. Als Excurse sind noch angehängt eine Zeittafel zum Buche Daniels, eine Abhandlung über die inneren Verfassungsformen des babylonisch-chaldäischen Reiches, und ein Aufsatz über das Mager-Institut in Babylonien. Die Übersetzung sucht das Original treu wiederzugeben. Diejenigen Abschnitte, die sich dem poetischen Vortrag nähern, sind rhythmisch übersetzt. Jedem Abschnitt ist eine ausführliche erklärende Übersicht vorgesetzt, worin nicht allein der Inhalt dargestellt, sondern auch die vorzüglichsten Meinungen älterer und neuerer Ausleger gesammelt und kritisch geprüft sind. Die unter dem Text der Übersetzung stehenden Anmerkungen sind exegetisch und kritisch, wobey die Übersetzungen fleissig genutzt sind. Rec. will nur einiges Wenige als Probe von der Erklärung des Vfs. ausheben. In der erklärenden Übersicht zum ersten Abschnitt wird die Schwierigkeit V. 1, wo vom 3ten Regierungsjahr Jojakims die Rede ist, aus einander gesetzt und gezeigt, dafs die hier erzählte Belagerung und Einnahme Jerusalems in das 7te Regierungsjahr Nebucadnezars und in das 11te Regierungsjahr Jojakims falle. Der Vf. meint, der Irrthum sey dem Referenten zu verzeihen, da er in späteren Zeiten geschrieben, und blofs aus der mündlichen Tradition geschöpft habe. Doch findet er noch einen anderen Ausweg, der allerdings annehmlicher ist. Jojakim wurde in dem 8ten Jahre seiner Regierung dem neubabylonischen Reiche zinsbar; zählte man nun in Babylonien von diesem Zeitpunct an die Regierung Jojakims: so ist das 3te Jahr eigentlich sein 11tes Regierungsjahr und das siebente Nebucadnezars, und nun ist alles mit einander in Harmonie. Übrigens ist, nach der Meinung des Vfs., der hier erzählten Begebenheit durch die Tradition ein wunderbares Ansehen gegeben; der eigentlichen Thatsache ist ein reicheres Gewand angelegt. Sollte es aber wohl nothwendig seyn, dieses anzunehmen, wenn man sich die Lage und Denkungsart jener Zeiten recht vergegenwärtiget? Das Wort חרטם V. 5 ist dem Vf. nicht Name gewisser besonderer Gerichte, sondern mit באזא V. 10 synonym. Er hält es für ein ursprünglich-chaldäisches oder auch assyrisches Wort, für einen technischen Ausdruck aus der Hofküche. Den

Ausdruck בצרולבב übersetzt er *Leute eines Gesichters*. Er glaubt, er sey aus der Sprache des gemeinen Lebens genommen. Die Bedeutung von גיל *orbis* und daher *aetas aequalis* ist aber doch mehr begründet. Sie wird auch durch die Übersetzungen bestätiget. In der erklärenden Übersicht des zweyten Abschnitts werden die verschiedenen historischen Ansichten der hier erzählten Vision angeführt und genauer geprüft. Der Vf. stimmt der fünften Erklärungsart bey, nach welcher das Haupt auf das babylonisch-chaldäische Reich, Brust und Arme auf das persische, Bauch und Lenden auf das macedonische unter Alexander, Schenkel und Füsse auf die aus demselben entstandenen Reiche und das syrische und ägyptische insonderheit, und der Stein endlich auf Jesus Christus gedeutet wird. Doch macht er dabey die Modification, dass der Stein oder das von demselben symbolisirte Reich sich gar nicht historisch deuten lasse, sondern bloss das idealische Messiasreich der Juden bezeichne. Er findet überhaupt in diesem Abschnitt etwas aus den Traditionen späterer Zeiten, den Traum selbst sieht er aber nicht einmal als Bestandtheil der Tradition, sondern als Fiction an. V. 43 ist, wie der Vf. sagt, eine Anspielung auf einen Vorfall, der sich in den Tagen des Aufstellers dieses Aufsatzes vor seinen Augen zugetragen hat, nämlich auf die erzwungene Verbindung der Seleuciden und Lagiden zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus und des Antiochus Theos. V. 5 wird übersetzt: *der Traum ist mir entfallen.* Allein אזד scheint doch am richtigsten von dem Syrer ausgedrückt zu seyn und mit dem arab. وصد *firmus fuit* zusammen zu stimmen. Auch Abenesra erklärt es durch קיימא ואמת. Das Wort נולי wird aus der Bauart der Babylonier, aus an der Sonne getrocknetem Leimen, der im Schutthaufen allmählich wieder aufgelöst wird, erläutert: *eure Häuser sollen zu einem Morast gemacht werden.* Bey V. 24 wird das doppelte על mit Recht in Schutz genommen, aber das folgende אזל als unächt verworfen. In den Handschriften, worin das eine על ausgelassen war, fehlte nur das Verbum, welches durch אזל ergänzt wurde. V. 29 ist Hr. B. geneigt, die Leseart, welche der Syrer ausgedrückt hat, על־לבבך der gewöhnlichen על־משכבך vorzuziehen. Bey V. 47: *er liess ein wohlriechendes Rauchwerk vor ihm anzünden*, wird ganz richtig bemerkt, dass in dieser Handlung Nebucadnezars keine religiöse Tendenz zu suchen sey. Es ist von der im Orient herrschenden Sitte die Rede, nach welcher man wohlriechende Sachen vor einer Person, die man recht auszeichnend ehren will, anzünden lässt. Der Vf. erinnert, dass נסך wie das Arab. نسك *bonum gratumque fecit odorem* zu nehmen sey; doch könne man ihm auch die gewöhnliche Bedeutung *fundere, effundere* lassen, und dann sey hier eine Oblation von wohlriechenden Wassern zu verstehen. In der erklärenden Übersicht zum 9ten Cap. wird von den 11 verschiedenen Standpuncten, von welchen man in der Berechnung der 70 Jahrwochen ausgegangen ist, und den älteren und neueren Erklärungsversuchen S. 541—626 ausführlich gehandelt. Nach der Darstellung des Vfs. sind die 70 Jahrwochen keine arithmetische, aus der Chronologie zu berechnende, sondern eine allgemeine prophetische Zeitangabe. Sie haben aber dessenungeachtet eine historische Beziehung, und der Concipient umfasst mit ihnen den Zeitraum von der Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar bis zum Tode des Antiochus Epiphanes. Er theilt sie in drey besondere Perioden: 1) die sieben ersten Hebdomaden erstrecken sich von der Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar bis zu dem König Cyrus, der den Exulanten die Erlaubniss zur Rückkehr gab. 2) Die folgenden 62 Hebdomaden laufen von der Rückkehr aus dem Exil herab bis auf den Anfang der Religionsbedrückungen des Antiochus Epiphanes, und 3) die letzte oder 70ste Hebdomade erstreckt sich von dem Anfang der Religionsbedrückung des Antiochus Epiphanes bis zu seinem Tode. Cap. 11, 44 werden die *Gerüchte von Osten und von Norden* von den kriegerischen Unternehmungen der Parther in Osten und der Armenier in Norden verstanden; allein davon kann hier nicht wohl die Rede seyn: denn in dem Vorhergehenden wird von dem Aufenthalt des Antiochus in Ägypten geredet, und damit wird das, was in diesem Vers bemerkt ist, unmittelbar verbunden. Freylich kann das Präfix ו, welches der Vf. durch *endlich* ausdrückt, verschiedentlich genommen werden; aber es ist doch gesucht, zu einer viel späteren Geschichte hier überzugehen, und von der Hauptsache, von der Bedrückung der Juden, nichts weiter zu sagen. Rec. versteht am liebsten diese Gerüchte von den Unruhen in Palästina, von denen die Geschichte zwar nicht besonders redet, woraus sich aber die Erbitterung des Antiochus gegen die Juden nach seiner Rückkehr aus Ägypten erklären lässt. Die Beschreibung der Bedrückung der Juden und die Befreyung davon ist hier die Hauptsache. Desswegen kann auch Rec. in die Erklärung nicht einstimmen, die von dem folgenden 45 V. gegeben wird, nach welcher der Raubzug des Antiochus in die Provinz Elymais beschrieben werden soll. Der Vf. übersetzt: *Er wird sein Grosszelt zwischen einem grossen See und einem Berge aufschlagen, einen Tempel angreifen, aber sein Ende erreichen.* Er will auf die Autorität des Syrers צבא anstatt צבי lesen; allein würde es alsdann nicht heissen müssen צבא על קדש, wie sonst das Wort construirt wird, und ist es nicht gesucht, קדש hier durch Tempel zu übersetzen? Bey להר erwartet man doch auch natürlich ein näher charakterisirendes Beywort. Achtet man auf jüdischen Sprachgebrauch: so versteht man unter הר צבי קדש am richtigsten den Tempelberg zu Jerusalem, und erklärt den Ausdruck בין ימים von dem mittelländischen und todten Meer. Es ist von der Belagerung Jerusalems die Rede, welche Antiochus nach der Rückkehr aus Ägypten unternahm. An den Tempel in Elymais, dessen Lage man nur aus dieser Stelle errathen will, aber nicht geographisch nachweisen kann, würde man auch schwerlich gedacht haben, wenn das folgende עבא עד קצו die Ausleger nicht verführt hätte. Aber es ist dieses nur ein allgemeiner Wink, dass das Unternehmen des Antiochus wieder scheitern würde. In dem folgenden 12 Cap. soll nun von den idealischen messianischen Zeiten die Rede seyn; die Zeit der

groſsen Noth wird von dem Tag Jehovahs, an welchem er Gericht über alle Völker hält, erklärt, und der Verfolg ſoll von der Auferſtehung und der Aufnahme des edleren Theils der Iſraeliten in das meſſianiſche Reich handeln. Rec. kann ſich dieſes unmöglich als die richtige Erklärung denken. Der Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden iſt zu genau beſtimmt, als daſs man davon abſpringen könnte. Wie kann ובעת ההיא mit dem Vf. durch *und endlich* überſetzt werden? Es bezieht ſich offenbar auf das nächſtvorhergehende, wo von der Verfolgung des Antiochus die Rede war, und iſt alſo von der harten Bedrückung bis an ſeinen Tod zu erklären. Auf dieſe Bedrückung wird auch nachher beſtimmt wieder zurückgewieſen. Es werden hier die Anſtalten zur Vereitelung des Unternehmens des Antiochus und die nun eintretende Hülfe beſchrieben. Zugleich wird aber auch dieſe Zeit als eine Zeit der grauſamſten Bedrückung, die nie ihres Gleichen gehabt habe, charakteriſirt, wie ſie auch die Geſchichte der Makkabäer darſtellt. Warum muſs denn והיתה überſetzt werden: *darauf* wird eintreten? Wie kann man bey ימלט עמך bey einem ſo genauen Zuſammenhang an die Aufnahme zu Bürgern des meſſianiſchen Reichs denken? V. 2. 3 iſt nach dieſer Verbindung nicht von der eigentlichen Auferſtehung, ſondern bildlich zu nehmen. Wer auf die orientaliſche Tropenſprache und ihren Gebrauch achtet, wird dieſes nicht befremdend finden. Genug, der Verfolg des Cap. weiſet deutlich genug auf die Zeiten der Bedrückung unter Antiochus zurück. T. D.

HANNOVER, b. Hahn: *Leitfaden zu Unterredungen und Wiederholungen mit und für Confirmanden, über die für ſie wichtigſten Gegenſtände der Religion und Sittlichkeit.* Von *J. C. A. Holſcher*, Conſiſtorialrath und Paſtor prim. (an) der neuſtädter Hof- und Stadt-Kirche. 1808. 189 S. 8. (12 Gr.)

Bey der Reichhaltigkeit des hannöveriſchen Landes-Katechismus, ſagt der Vf. in dem Vorberichte, muſs man, wenn man zweckmäſsig, d. i. den Bedürfniſſen der Jugend, mit der man es hier zu thun hat, gemäſs verfahren will, bald Manches weglaſſen, bald Manches hinzufügen, bald Einiges mehr hervorheben, oder anders ordnen. Das erſte iſt keine Empfehlung eines Buches, das aus nicht mehr als 146 Seiten beſteht; in welchem für die Confirmanden nicht zu viel geſagt ſeyn kann. Das *Wegzulaſſende* muſs alſo für die Jugend nicht ſeyn, und müſste alſo billig ganz geſtrichen werden. Und freylich, was ſollen ſich die Kinder dabey denken, wenn geſagt wird: Vater, Sohn und heiliger Geiſt ſind nur ein Einiger Gott? Und wozu ſollen ſie das wiſſen und glauben, wenn es auch wahr wäre? Macht denn dieſer Glaube einen Unterſchied in der religiöſen Erkenntniſs, Geſinnung und Handlung? Wenn er vielleicht Einfluſs auf die Erlöſung und Heiligung des Menſchen haben ſoll: ſo iſt dieſes nicht deutlich angezeigt, und die Theorie ſcheint müſſig da zu ſtehen. Und wenn nach der Dogmatik darüber commentirt, und das Geheimniſs der Satisfaction und der heiligenden Gnade aufgeſchloſſen werden ſollte: ſo würde doch die Jugend eben ſo wenig, als der erwachſene Haufe, in moraliſcher Hinſicht etwas gewinnen; vielmehr würde nach einer ſtrengen Conſequenz dieſe Theorie der Moralität ſelbſt nachtheilig ſeyn, nicht zu gedenken, daſs der bibliſche Grund jener Lehren noch gar nicht ausgemacht und entſchieden iſt. Wozu alſo dieſe und die mit denſelben zuſammenhängenden dogmatiſchen Lehren, die ſich in dem hannöveriſchen Katechismus noch häufig finden? Warum alſo ein Commentar über ein Buch, das ſo manche Lehren enthält, die der Jugend nicht nützen? — Die zweyte, in dem Vorberichte aufgeſtellte Bemerkung über den hannöveriſchen Katechismus empfiehlt ihn eben ſo wenig. Denn wenn darin das fehlt, was in dem Commentar noch hinzugeſetzt iſt: ſo fehlt nicht Manches, ſondern ſehr Vieles, und er iſt alſo höchſt unvollſtändig. Wenn endlich noch Einiges mehr hervorgehoben oder anders geordnet werden muſs: ſo iſt der Stab in Form Rechtens über dieſes Buch gebrochen, und es heiſst ſo viel: der hannöveriſche Katechismus iſt das nicht, was er ſeyn ſoll, und er ſollte alſo billig nach und nach vergeſſen, und nicht durch Commentare gleichſam von Neuem aufgelegt und empfohlen werden. Der moraliſche Theil hat Rec. von jeher gefallen, aber der theoretiſche durchaus nicht; und auch gegen jenen iſt manches Erhebliche zu erinnern, beſonders, daſs die Sittenlehre mehr das Reſultat der Selbſtliebe, als der Selbſtachtung iſt, und mehr einer feinen Klugheitslehre, als einer eigentlichen Sittenlehre, ähnlich ſieht. Vorliegendes Buch ſelbſt enthält zuerſt eine Einleitung über die Stimmung, die Pflichten und Fertigkeiten junger Chriſten, die zur feyerlichen Ablegung ihrer Gelübde näher vorbereitet werden. Die erſte Frage iſt hier: Wovon hängt die Reife zur Confirmation ab? Die Antwort: 1) Allgemeine Überzeugung und Gefühl von der höheren Beſtimmung des Menſchen und der Wichtigkeit der Religion überhaupt, insbeſondere das feyerliche Bekenntniſs der Lehren und Grundſätze, welche das ganze künftige Leben leiten, für uns, die Unſrigen und die menſchliche Geſellſchaft — hier ſcheint uns die Form der Antwort auf die Frage nicht zu paſſen. Die Frage müſste denn bloſs müſſig u. nur als Anzeige des Hauptinhaltes da ſtehen. Aber ſo müſste doch wenigſtens Verbindung in den Worten des Textes ſeyn, welche wir hier ganz vermiſſen, denn wir können kein Zeitwort finden, worauf ſich dieſer Vortrag bezieht. Auch vermiſſen wir bey mehreren Fragen die paſſende Form der Antwort, ſo wie wir auch mehrere unrichtige Vorſtellungen gefunden haben. Z.B. S. 9, 12. Übrigens herrſcht hier das ganze alte theologiſche Syſtem, obgleich in moderner Sprache und Form, die weniger Klarheit und Conſequenz der Gedanken und Lehren zeigt, als die ältere, beſtimmtere, und folgerechtere. Es ſind manche unrichtige oder unerweisbare Sätze aufgeſtellt. Die hinzugefügte väterliche Ermahnung über die beſte Anwendung der Jahre nach der Confirmation in Hinſicht auf die ſittlich religiöſe Ausbildung iſt herzlich, und gute Eindrücke zu machen fähig; wir empfehlen ſie den jungen Leſern recht angelegentlich. Auch ſind die damit verbundenen Gebetsübungen und religiöſen Gedanken nicht ohne Werth. Q.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 APRIL, 1809.

JURISPRUDENZ.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's Erben: *Kritische Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs*, von dem Regierungsrath *Schmid* zu Hildburghausen. I Theil, *bürgerliches Recht*. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1808. Zweyte Abtheilung. 1809. XII u. 479 S. 8. (2 Thlr.)

(Fortsetzung der in No. 29 abgebrochenen Collectivrecension.)

Als Vorbereitung zum Studium des Codex Napoleon nimmt das vorliegende Werk ebenfalls eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Es liefert zugleich den Anfang einer Bearbeitung des *Code Napoleon* selbst, welche nach Rec. Einsicht, so weit sie vorliegt, das Gelungenste ist, was bisher eine deutsche Feder über diesen Gegenstand geliefert hat. Der Vf. verbindet mit einer sehr anziehenden Darstellung philosophischen Scharfsinn. Er zeigt überall Belesenheit, gründliche Geschichtskenntnisse und Quellenstudium. Er will, wie er in der Vorrede sagt, den Leser in das Innere der französischen Gesetzgebung einführen.

Die erste Abtheilung verbreitet sich über folgende Gegenstände: *I. Über das Verhältniss des positiven Rechts zur Wissenschaft.* — Eine treffliche, tiefgedachte Abhandlung! Die hier angestellte Untersuchung ist für die Bedingungen der Anwendbarkeit der französischen Civilgesetzgebung auf deutschem Boden von entscheidender Wichtigkeit. Oberflächlichkeit bey der Darstellung dieser Bedingungen wäre unverzeihlicher Leichtsinn. Rec. will erst dem Ideengang des Vfs. folgen, dann seine eigene Ansicht entwickeln und hienächst auf die Nutzanwendung zurückkommen. — Blosse historische Untersuchungen, meint der Vf., über die Veranlassung der Gesetze und über die Absicht des Gesetzgebers können unmöglich die Wissenschaft des positiven Rechts zu ihrer Vollkommenheit erheben. Denn das von dieser Wissenschaft zu construirende Gesetz ist nicht aus der Willkühr des Gesetzgebers, sondern aus einer Vernunftnothwendigkeit hervorgegangen. Diese aber ist ewig und unabänderlich, wie die menschliche Natur selbst. Die Philosophie ist daher keineswegs, wie *Feuerbach* sagt, die unterthänige Dienerin, sondern, wie *Almendingen* gegen ihn behauptet hat, die Beherrscherin des Gesetzes. Das Gesetz kann nämlich nur in sofern gelten, als es das an sich Rechte mit dem, was Rechtens ist, in Einklang bringt. (Allen Spielraum will dadurch Hr. *S.* der Willkühr des Gesetzgebers nicht entziehen. Sie soll ein zweyfaches Feld behalten, einmal da, wo das Recht subjectiver Ansichten fähig ist, zweytens da, wo es die Sicherheit und Ruhe der Gesellschaft fodert, die äusseren Merkmale des Daseyns eines Rechts durch willkührliche Zeichen zu bedingen.) — Ist nun aber das Gesetz nur um des Rechts willen da, ist es nur in sofern anwendbar und gültig, als es dem Recht zusagt: so ist der Gesetzgeber, gleich dem Richter, nur ein Diener der rechtlichen Ordnung. Es gehört Vernunftmässigkeit, keineswegs eine unerreichbare Vollständigkeit zu den unerlässlichen Federungen an einen den Bedürfnissen der Menschheit entsprechenden Codex. Indem es der preussischen Gesetzgebung vorzüglich um Vollständigkeit zu thun war, haschte sie nach einer Chimäre. Indem sie die selbstständigen Aussprüche einer selbstständigen Vernunft überall in etwas Gegebenes und Positives verwandelte, und dem vernünftigen Ermessen des Richters, wo möglich, allen Spielraum zu entziehen suchte, wurde sie der Wissenschaft schädlich, ohne die Zahl der Processe zu vermindern. Die französische Gesetzgebung ist in dem C. N. einen umgekehrten Weg gegangen. Sie hat nur herrschende Vernunftwahrheiten und einfache Maximen ausgesprochen. Ihre Willkühr hat sie vorzüglich in der Bestimmung der Formen gezeigt, an welchen das Daseyn — nicht der Inhalt — eines Rechts erkannt wird. Eben dadurch hat sie der Wissenschaft ein unermessliches Feld, der selbstthätigen Vernunft eine feste Herrschaft, und der endlichen Versöhnung zwischen Theorie und Praxis eine Grundlage gesichert. Beide mussten bisher in Deutschland jede ihren eigenen Weg fortgehen. Die Theorie schöpfte oft aus einem von der Philosophie verlassenen Gesetz, die Praxis eben so oft aus einer dem Gesetze widersprechenden Autorität. Hätte der Theoretiker die Kritik des Gesetzes nach den Foderungen des Rechts angestellt: so würde der Praktiker nicht genöthigt worden seyn, der Billigkeit wegen, vom Buchstaben des Gesetzes abzuweichen; und hätte sich die Praxis nicht so oft von der blossen Autorität fesseln lassen: so würde die Theorie bey der Praxis selbst Licht und Aufklärung haben suchen müssen. — Consequenz und Scharfsinn kann man dieser Ansicht nicht absprechen. Allein das Verhältniss der Wissenschaft zum positiven Recht stellt sie nicht naturgemäss dar. Sie ist aus einer metaphysischen Abstraction, nicht aus der anthropologischen Wirklichkeit hervorgegangen. Darüber ist Rec. mit dem Vf. vollkommen einig, dass Willkühr und Laune mit dem Amt der Gesetzgebung wenig oder nichts zu thun haben, und dass selbst für den Praktiker die Philosophie sich

triumphirend und herrschend über den positiven Willen des Regenten erhebt. Die Wissenschaft des positiven Rechts erscheint allerdings auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn sie nur nach dem fragt, was der Gesetzgeber historisch gewollt hat, und nicht vielmehr nach dem, was er im Geist seines Volkes und der gesellschaftlichen Ordnung wollen muſste. Aber darum kann doch die Wissenschaft bey der Construction des positiven Gesetzes nicht aus dem nackenden Rechtsbegriff, oder aus demjenigen schöpfen, was für die Vernunft unbedingt und unter allen Voraussetzungen wahr ist. Die Gesellschaft entwickelt sich im Zusammenstoſs anthropologischer Umgebungen. Herkommen oder Vertrag bildet den Mechanismus der öffentlichen Macht. Die Sitten erhalten durch Erziehung, Lebensart, Klima, Religionsbegriffe, Stand der Wissenschaften und andere Ursachen eine eigene Haltung. Selbst das Verstandwesen, Staat genannt, steht, im Gegensatz der Gesellschaft, unter dem Einfluſs derselben. Aus ihrer vereinigten Wirkung entspringt der Zustand der Civilisation oder der Nationalcultur. Durch die aufzustellende Gesetzgebung soll diese Cultur in den Individuen geschützt werden. Es kömmt dabey auf nichts weniger, als auf die Erhaltung desjenigen an, was dem Volke seine Nationalität giebt, was es zum Mitgenossen eines gesitteten Zeitalters, zum selbstständigen Gliede in einer groſsen Kette macht, was es an die gebildete Vor- Mit- und Nach-Welt knüpft, und in der Geschichte der Menschheit gerade an die Stelle setzt, von welcher es nicht gewaltsam verdrängt werden kann, ohne daſs es in Barbarey und geistige Knechtschaft versinkt. Die aufzusuchende Gesetzgebung läſst sich daher unmöglich anders, als mit beständiger Rücksicht auf die Individualitäten des Nationalculturzustandes finden. Sie kann in ihrer höchsten Vollkommenheit nichts anderes seyn, als ein Reflex des zu veredelnden Zeit- und Volks-Geistes. Hier giebt es nun freylich keine Willkühr. Die menschliche Natur und ein bestimmter Zustand der Gesellschaft sind die Obersätze, aus welchen das positive Gesetz als Conclusion nothwendig folgt. Diese groſse, von unseren Gesetzgebungsmetaphysikern so oft vergessene Wahrheit ist nichts weniger als neu. Der *Esprit des lois* von *Montesquieu* lieferte dazu einen in unseren Tagen zu sehr verachteten Commentar. Jedes in der Geschichte selbstständig aufgetretene Volk hatte im Ganzen nie eine andere, als eine seinem Charakter zusagende Legislation. Die barbarischen Institute des sogenannten Mittelalters waren die nothwendigen und wohlthätigen Reactionen der Individualitäten eines rohen Zustandes. Der gerichtliche Zweykampf des 11 und 12 Jahrhunderts paſste, wie *Montesquieu* gezeigt hat, harmonisch in das Ganze, und wirkte für Wahrheit und Recht. Unter einem Volke, unter welchem der Tapfere die Lüge für eine Zuflucht des Feigen hielt, und beide an das eigene Bewuſstseyn nicht fester, als an eine sinnliche Hölle glaubten, unter diesem Volke muſste sich das Gewissen im Gottesurtheil kraftvoller und zuverlässiger aussprechen, wie in unseren gerichtlichen Schwüren. Je schwerer es war, affirmative Thatsachen durch schriftliche Urkunden zu verewigen, desto mehr sah man sich genöthigt, den Beweis verneinender Behauptungen durch den Eid zuzulassen. Gegen die Gefahr des Meineides aber wirkte der gerichtliche Zweykampf. So stehen die seltsamsten Gewohnheiten und Gesetze mit der Cultur in der genauesten Verbindung, und können nicht eher, bis diese den Weg gebahnt hat, abgeschafft werden. Jede Gesetzgebung ist unvollkommen, welche gegen die Individualitäten der Sitten und gegen die Begriffe der Gebildeten im Volke anstöſst. Daher so manche Widersprüche zwischen einer finsteren Theorie und einer humaneren Praxis. Im gewöhnlichen Zustand der Gesellschaft sind diese Widersprüche fast unvermeidlich. Die Cultur des Geistes geht ihren eigenen selbstständigen Gang. Dagegen bedarf es ungewöhnlicher Erschütterungen, es bedarf eines heftigen äuſseren Reizes, bis der träge positive Gesetzgeber in einem neuen Gesetzesbuchstaben dem Genius des Zeitalters huldigt. Bis dahin weiſs die Praxis mit Gesetzen nichts anzufangen, welche der nämliche Genius für Geburten der Barbarey und Finsterniſs erklärt hat. Um nicht ihm zum Spott zu werden, muſste die Rechtspflege die Verordnungen des justinianeischen und kanonischen Rechts gegen Juden und Ketzer unvollzogen lassen. Um einem Zustand von Empörung gegen diejenige Vernunft zuvorzukommen, welche sich mit triumphirender Herrschaft in den Schriften eines philosophischen und humanen *Sonnenfels* am Ende des 18ten Jahrhunderts offenbart hatte, muſste gegen den Anfang des 19ten, ungeachtet der deutlichen Vorschriften der Carolina, und *Carpzovs* und *Quistorps* Lehre, die Tortur aus den Gerichten verschwinden. Eine ächt reformirende, philosophische Gesetzgebung huldige daher der Denkart und den Sitten, dem Zeitalter und der Nation. Sie erzeuge Harmonie zwischen dem Geist der letzteren und dem positiven Willen des Beherrschers. Sie gehe verjüngt hervor aus den bestehenden Einrichtungen, und trage hinein, was, nach der Gesammtheit der Volkscultur, hinein getragen werden muſs. Dieser Gesichtspunct scheint Rec. für die Festsetzung des Verhältnisses der Rechtswissenschaft zum positiven Gesetz weit fruchtbarer, als der vom Vf. gewählte Standpunct. Auch geht daraus eine weit einfachere und befriedigendere Ansicht über die Bedingungen der Aufnahme des *C. N.* in Deutschland hervor. Der Rechtswissenschaft werden die positiven, in verschiedenen Zeitperioden, unter mancherley Umständen erlassenen Gesetze als ein geistloser und unbeholfener Stoff dargegeben. Sie haucht ihm nicht bloſs Zweckbestimmung und Einheit, sondern auch Humanität und Übereinstimmung mit Cultur und Sitten ein. So entsteht aus der Legislation eine Jurisprudenz für das Leben. Der Geist, aus dem sie hervorgegangen ist, beseelt auch ihre Schöpfung. Die deutsche Jurisprudenz muſste folglich — auch bey unverändertem Gesetze am Ende des 18 Jahrhunderts ganz anders aussehen, wie im Anfange des 17ten. — Die Wissenschaft des positiven Rechts ist daher allerdings ein fortwährendes Streben, im Willkührlichen das Nothwendige, im Gegebenen das ohnehin Geltende, im

rohen Gesetzesbuchstaben eine Vernunftgesetzgebung darzustellen. Diese Vernunftgesetzgebung ist aber nicht, wie der Vf. behauptet, absolut, sondern relativ; sie ist nicht geltend für alle Zeitalter und Völker, sondern für ein bestimmtes Zeitalter und Volk; sie ist, mit einem Wort, nicht metaphysisch, sondern anthropologisch; sie stellt nicht das unbedingt Wahre, sondern das bedingt Wahre, das Zusagende und Schickliche dar. — Es hat sich über das ganze gebildete Europa Ein Zeitgeist verbreitet. Er hat die Völker des Südens und Nordens zu einer verwandten Familie verbunden. Der nämliche Zeitgeist hat indessen die Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Zweiges der grossen Familie — die Nationalität — nicht verwischt und verwischen können. Er ist vielmehr selbst durch die Nationalität individualisirt worden. Daher spricht sich der Zeitgeist anders beym Franzosen und Deutschen, und wieder anders beym Britten aus. — Der *C. N.* ist aus dem europäischen Zeitgeist und aus der französischen Nationalität zugleich hervorgegangen. In der ersten Hinsicht ist er ein schönerer Spiegel der europäischen Cultur, als die bisher herrschenden, in Zeiten der Finsterniss und Halbcultur entstandenen Gesetze. In der zweyten Hinsicht dagegen findet er sich nur für Franzosen im Einklang mit Denkart und Sitten. Darf er in der ersten Hinsicht unverkennbare Ansprüche auf Universalität machen: so haben in der zweyten Hinsicht diejenigen Völker, für welche er Gesetz werden soll, eben so heilige Ansprüche auf eine ihrer Nationalität zusagende Modification, Ansprüche, welche der deutsche Rechtsmetaphysiker, keineswegs aber der Weltreformator zu misskennen scheint. — *II. Frankreichs Gesetze vor der Revolution.* — Eine sachreiche und gedrängte äussere französische Rechtsgeschichte. Sie ist — ungeachtet ihrer Wichtigkeit — keines Auszugs fähig. Frankreichs Edicte und Ordonnanzen sollten billig von unseren Juristen auf das genaueste studirt werden, eben so das ehemalige französische Lehnrecht und die daraus entsprungene Gerichtsverfassung. Die *coutumes franchises, fors* und *us*, waren folgenreich für den Inhalt des *C. N.* Es würde sich aus der Darstellung derselben mit Evidenz zeigen lassen, dass keineswegs metaphysische Abstractionen und unbedingt nothwendige Vernunftansichten, sondern die Blüthen des längst Bestandenen und historisch Entwickelten in den eigenthümlichsten Instituten des *C. N.* aufgenommen worden sind. *III. Die bürgerliche Gesetzgebung während der Revolution.* — Die auf die Civilgesetzgebung einflussvollen Operationen der constituirenden und gesetzgebenden Nationalversammlung, des Nationalconvents und der gesetzgebenden Behörden unter dem Vollziehungsdirectorium werden aufgezählt. Indem die *assemblée constituante* das Lehnrecht, die Patrimonialgerichtsbarkeit, alle Einschränkungen des Grundeigenthums, die Verkäuflichkeit der Richterstellen, die Geburtsdistinctionen und so vieles Andere Schlag auf Schlag vernichtete; indem sie die Grundsäulen des in Frankreich bestehenden öffentlichen Rechts stürzte: legte sie das Fundament zu der noch jetzt im *C. N.* vorhandenen Civilgesetzgebung.

Der Vf. giebt sich keine Mühe, diess zu zeigen. Der Zusammenhang des öffentlichen und Civil-Rechts drängt sich dem Leser unaufgefodert auf. Und dennoch leugnet man, dass in den Staaten der rheinischen Conföderation die Einführung des *C. N.* die Assimilation deutscher und französischer Administration, Justizpflege und selbst der Grundverfassung, zur Folge haben müsse! — Übrigens wird der deutsche Jurist in dieser Abhandlung vieles lernen, was er nicht gewusst hat, auch anderswo nicht leicht findet, z. B. S. 98, n. 29 eine kurze und lichtvolle, obgleich nicht erschöpfende Darstellung des Enregistrement. — *IV. Bürgerliche Gesetzgebung Napoleons.* — Erzählung bekannter Ereignisse. Der Vf. lässt sich fast zu tief in die Geschichte des öffentlichen Rechts ein, welche doch seit 1799 für das bürgerliche Recht ohne bedeutende Folgen blieb. Demjenigen, der mit stürmender Hand die Verpflanzung des *C. N.* auf deutschen Boden fodert, sollte man die Worte zurufen, mit welchen Frankreichs Regierung am 21 Dec. 1800 die dem gesetzgebenden Körper vorgelegte Schilderung der Lage der Republik schloss: „Nicht Regierung, Tyranney wäre es, zu verlangen, dass der Mensch heute verleugne, was er noch gestern bekennt hat. Die Zeit vollende ihr Werk; sie gebe den Einrichtungen Reife; nur durch Alter werden sie ehrwürdig für alle." — Das chronologische Verzeichniss der seit dem Anfange der Consularregierung erlassenen, auf das Civilrecht sich beziehenden Gesetze geht nur bis zum 20 Juli 1807.

Die zweyte Abtheilung beginnt mit einer Übersetzung der vom verstorbenen *Portalis* im Namen der Vff. des *Code civil* gehaltenen *Einleitungsrede.* Hr. S. nimmt von dieser Einleitungsrede die Veranlassung zur weiteren Darlegung seiner Ansichten über den Hauptcharakter des *C. N.* und über die Bedingungen der Universalisirung desselben. Das *compte rendu* des unsterblichen *Portalis* ist in Deutschland nicht sehr bekannt. Es ist nicht bloss in Ansehung der Darstellung ein Meisterstück. Man findet hier keine Metaphysik, aber desto mehr Lebensphilosophie, weise Benutzung der Erfahrung und Geschichte, tiefe Blicke in die menschliche Natur und in das Wesen der Gesetzgebung. Die Scheidelinien zwischen dem Gebiet der Legislation und der Doctrin, der Wissenschaft und der Praxis wird zart und fest gezeichnet. Bey folgenden Stellen scheint *Portalis* den jetzigen Moment ahnend ins Auge gefasst zu haben: „Die Menschen verändern ihre Beherrscher leichter als ihre Gesetze." — „Das Amt des Gesetzgebers ist nicht sowohl obrigkeitlich als priesterlich. Er darf nie vergessen, dass die Gesetze der Menschen wegen, nicht die Menschen der Gesetze wegen da sind; dass sie dem Charakter, den Gewohnheiten, der Lage eines Volks angepasst seyn müssen; dass man in der Gesetzgebung mit Neuerungen sparsam seyn muss, weil man wohl die Vortheile einer neuen Einrichtung durch die Theorie erkennen, aber nur durch die Praxis ihre Nachtheile finden kann; dass man das Gute stehen lassen muss, wenn man des Besseren nicht ganz gewiss ist; dass man bey Verbesserung eines Missbrauchs auch die Gefahren der Verbesserung zu

bedenken hat; dafs es thöricht seyn würde, in Dingen, welche nur einer relativen Vollkommenheit fähig sind, nach absoluter Vollkommenheit zu streben; dafs, anstatt die Gesetze zu ändern, man immer besser thut, sie den Bürgern durch neue Gründe achtungswürdiger zu machen." (S. 187) — „Es ist immer gut, das zu erhalten, dessen Vernichtung nicht nothwendig ist; die Gesetze müssen die Gebräuche schonen, so lange sie nicht fehlerhaft sind. Nur gar zu oft urtheilt man, als wenn das menschliche Geschlecht in jedem Augenblicke anfange und endige, ohne Verbindung zwischen der gehenden und kommenden Generation. Aber die Generationen sind in ewigem Wechsel durch einander geschlungen und gemischt. Ein Gesetzgeber würde seine Einrichtungen von allem entblöfsen, was sie auf der Erde einheimisch machen kann, wenn er nicht sorgsam die Bande beachten wollte, durch welche die Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart verknüpft, und die Nationalähnlichkeit eines Volks in den künftigen Geschlechtern so lange erhalten wird, bis es ganz ausgerottet wird, oder in einen Verfall, der schlimmer als Vernichtung ist, versinkt." — Treffliche Lehren der Weisheit und Mäfsigung im Munde eines französischen Legislators, eines Miturhebers des *C. N.* selbst! Möchten sie an den politischen und weltbürgerlichen deutschen Verehrern desselben nicht verloren seyn! — Was Hr. *S.* von S. 270 — 293 ausführt, ist vom höchsten Interesse. Es findet sich hier alles beysammen, was für die unmodificirte und unvorbereitete Einführung des *C. N.* gesagt werden kann. Die Ideen des Vfs. kurz und treu darzustellen ist schwer. Dennoch findet sich Rec. dringend aufgefodert, ihm zu folgen. Er findet sich hier an der gefährlichen Klippe, an welcher Deutschlands beste Köpfe gescheitert sind, und an welcher die Ruhe des Privatlebens nothwendig wird scheitern müssen, wenn ihre Ansichten in höheren Regionen Eingang finden. — Im Privatrecht — sagt der Vf. — folgt der Gesetzgeber entweder einem politischen oder einem rein-bürgerlichen Princip. Dort bestimmt er die Rechte des Einzelnen gegen Einzelne nach dem wandelbaren, an Ort und Zeit gebundenen Bedürfnissen der Verfassung, nach Rücksichten auf Handelspolitik, Staatswirthschaft u. s. w., hier nach den ewigen und unabänderlichen Foderungen des Rechts; dort herrschen Zwecke des Gesetzgebers, hier Zwecke der Vernunft vor. Eine Gesetzgebung, welche mit Entfernung jedes Nebenzwecks einzig und allein die unwandelbaren Gesetze der Vernunft aufstellt, enthält in sich selbst die Bedingungen ihrer Universalität; sie ist in jeder Verfassung und auf jeder Stufe der Cultur gültig. Die Menschheit erhält in ihr ein Palladium des bürgerlichen Rechts, auf welches legislatorische Willkühr keinen Einflufs haben darf. Entspricht der *C. N.* diesem Ideal: so mufs er allgemeines Recht des grofsen Völkerbundes werden. Modificationen nach Denkart und Sitten sind unter dieser nämlichen Voraussetzung weder nöthig noch möglich. Modification nach dem Individuellen läfst sich bey einer auf das Universelle berechneten Gesetzgebung nicht einmal denken. Höchstens müfste nur da abgeändert werden, wo der *C. N.*, gegen seinen eigenen Zweck, das rein-bürgerliche Princip verlassen hätte, und sich von politischen Zwecken hätte leiten lassen. In der nämlichen Ansicht findet sich die Beantwortung der weiteren Frage: ob der *C. N.* als Principalgesetzgebung, als subsidiarisches Recht, oder gar als ein Mittelglied aufzunehmen sey? Enthält er, seinem Grundcharakter nach, nothwendige Normen des bürgerlichen Rechts: so kann er unmöglich erst dann zur Anwendung kommen, wenn es an willkührlichen und zufälligen Bestimmungen fehlt. Es wäre ungereimt, das seiner Tendenz nach absolut Gültige dem bedingt Gültigen nachzusetzen. Aus dieser nämlichen Ansicht erklärt sich endlich die dem *C. N.* so oft zum Vorwurf gemachte Unvollständigkeit. Sollte er universell werden: so durfte er nicht das Ganze, sondern nur das rein-bürgerliche, oder dasjenige Privatrecht umfassen, auf welches Verfassung, Religion, Finanzwesen u. s. w. nur einen negativen Einflufs behaupten. Es folgt ferner, dafs mit der Annahme des *C. N.* keinesweges die Annahme anderer Gesetzbücher Frankreichs, z. B. der bürgerlichen Procefsordnung, des Handelsgesetzbuchs u. s. w. verknüpft sey. (Aus der Tendenz der in Frankreich gehaltenen Reden der Minister und Staatsräthe geht aber doch gerade das Gegentheil, oder die Absicht hervor, auch diesen beiden Gesetzbüchern eine Universalherrschaft zu verschaffen.) Dem rein-bürgerlichen und eben darum universellen Rechte bleiben jene auf Verfassung, Organisation und Handlungsinteresse berechneten Gesetzbücher fremd. — Einen gewissen Glanz kann man der Ansicht des Vfs. nicht absprechen. Sie ist mit Consequenz durchgeführt; sie erhebt eine der erhabensten politischen Ideen des Weltreformators in die höhere Region des Weltbürgerlichen; sie drückt ihr den schönen Charakter einer moralischen Nothwendigkeit auf. Je schmeichelnder indessen diese Vorstellungsart ist, desto dringender findet sich die Kritik zur kalten Prüfung derselben aufgefodert. Was hülfe der Traum einer von metaphysischen Idealen berauschten Phantasie beym Erwachen in einer traurigen Wirklichkeit? Nach der unmodificirten und unvorbereiteten Verpflanzung des *C. N.* auf deutschen Boden könnte dieses Erwachen nicht ausbleiben, und dann würde man sich zu spät erinnern, dafs Napoleon der Grofse — zu sehr genialischer Kenner der Menschen und der Völkergeschichte, um sich rechtsmetaphysischen Chimären hinzugeben — eine solche Aufnahme des *C. N.* nie verlangt hat. Es fragt sich daher vor allen Dingen: ist überall ein rein-bürgerlicher, an keinen Stand der Cultur, an keine Umgebungen von Raum und Zeit gebundener Vernunftcodex objectiv möglich? Wäre die Frage zu verneinen: so wäre es freylich ganz überflüssig zu untersuchen, ob der *C. N.* jenen objectiven Vernunftcodex darstelle? Nicht überflüssig dagegen wird die Untersuchung der weiteren Frage: ob es den Vff. des *C. N.* auch nur entfernt eingefallen ist, in diesem Sinn und aus diesen Gründen auf die allgemeine Verbreitung der französischen Civilgesetzgebung Anspruch zu machen? —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 APRIL, 1809.

JURISPRUDENZ.

Hildburghausen, b. Hanisch's Erben: *Kritische Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs*, von dem Regierungsr. *Schmid* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vernunftmässigkeit ist freylich die unerlässliche Bedingung der Anwendbarkeit jeder positiven Gesetzgebung, der Grundcharakter aller menschlichen Anstalten, als Schutz und Beförderungsmittel der Cultur. In diesem Sinne giebt es allerdings eine ewige, in sich selbst gültige, unbedingt nothwendige, über alle Willkühr erhabene Vernunftlegislation. Aber sie ist nur formell, keinesweges materiell; sie liegt aller positiven Gesetzgebung zum Grunde, bestimmt aber nicht ihren Inhalt; sie sagt aus, was mögliches Recht werden kann, nicht aber, was wirkliches Recht werden muss. Sie gleicht dem Elementarfeuer der organischen und anorganischen Natur. Wir wissen wohl, dass dieses Feuer, als Weltseele, alle Wesen durchströmt, dass es den belebten u. leblosen Körpern Haltung, Farbe, Schwere, Elasticität etc. giebt, ohne selbst irgend eine dieser Eigenschaften zu besitzen. Aber das reine elektrische Fluidum ist darum doch nirgends zu haben; von seinem Vehikel läst es sich niemals trennen. Gerade so läst sich keine von empirischen Bedingungen gereinigte Vernunftgesetzgebung denken; alles, was für ein Volk und für ein Zeitalter Gesetz werden soll, muss aus dem Volke und aus dem Zeitalter hervorgehen, es ist an die Farbe der Verfassung, des Handelsverkehrs, der Nationalität, der Religion, Sitten und Gebräuche und endlich der Willkühr, der Herrschermacht und der Politik gebunden. Wer, wie der Vf., eine von allen Umgebungen der Zeit und des Raums, von allem Vergänglichen und Örtlichen unabhängige und dennoch objective und materielle Gesetzgebung für möglich hält, darf mit gleicher Consequenz von der menschlichen Seele erwarten, dass sie sich ohne körperliche Hülle offenbare. Verlangt man dennoch einen objectiven weltbürgerlichen Codex: so kann er keine anderen als verneinende Sätze enthalten. Er kann nicht aussagen, was Recht sey, sondern was nie und unter keiner Bedingung Recht werden dürfe; er erklärt keinen einzigen Vertrag, weder seiner Form noch seinem Inhalte nach, für verbindlich; den Grundsatz dagegen, dass alle Verträge in allen Formen unverbindlich sind, erklärt er für legislatorischen Unsinn. Er bestimmt im Criminalprocess die Erforschungsmittel der Wahrheit nicht; aber er verbietet die Tortur als einen Frevel am Heiligthum der Sitten: er bestimmt nicht die Rechte der Juden und Ketzer; er läst aber die fanatischen Verordnungen des justinianeischen u. kanonischen Rechts, ohne dass es derogirender Gesetze bedarf, unter dem Fluche der zum Bewusstseyn ihrer Würde erwachenden Menschheit untergehen. Solche verneinende Gesetze sind allerdings eine unschätzbare Eroberung der Vernunft; in einem Codex vereinigt, würden sie indessen zum Schutz der gesellschaftlichen Ordnung bey weitem nicht hinreichen. Dass auch der *C. N.* etwas ganz anderes, als verneinende Vorschriften enthalte, kann dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen. Die Verfasser desselben dachten endlich nicht entfernt daran, für das französische Volk ein rein weltbürgerliches Civilgesetzbuch aufzustellen. Wäre diess ihre Absicht gewesen: so hätten sie entweder aus reinen Vernunftabstractionen, oder aus der ganzen Weltgeschichte, aus den Gesetzgebungen aller Zeiten und Völker schöpfen, die Orakel des Alterthums, Confucius, Moses, Solon, vor allen anderen aber den Schöpfer hoher legislatorischer Ideale, Plato, zu Rathe ziehen müssen. Von allem dem thaten sie nichts. Sie hatten Frankreich und immer nur Frankreich, und das dort geltende *droit écrit* und *droit coutumier* im Auge. Das Beste aus jenem und diesem zu einem Ganzen zu verschmelzen, und den Foderungen des Zeitalters, so wie den Bedürfnissen der Nation anzupassen, das war ihr höchstes Ziel. Blickten sie ja über Frankreichs Grenzen hinaus: so blieben sie beym gleichzeitigen Europa stehen. Forschten sie in den Schätzen des preussischen Landrechts nach, ohne sie zu benutzen: so geschah das nicht desswegen, weil sie dieses Landrecht nicht für weltbürgerlich genug hielten, sondern weil es den Geist der französischen Nation nicht ansprach. Im Rausche weltbürgerlicher Begeisterung hatte diese Nation vierzehn Jahre zuvor das englische Institut der Jury's und Friedens-Gerichte aufgenommen: aber dieser Rausch war längst vorüber; Nationalität hatte über Kosmopolitismus gesiegt, und von Englands Civilgesetzen nahm die Gesetzgebungscommission gar keine Notiz. Im *C. N.* findet sich auch fast kein einziges Institut, welches nicht entweder schon da gewesen, oder durch die besondere Tendenz der Revolution erzeugt worden wäre. Der mit Recht bewunderte Familienrath war in mehreren Provinzen längst eingeführt; die Gütergemeinschaft des *C. N.* fand sich in den *coutumes* der Stadt Paris; die Verordnungen über die *actes de l'état civil* in einer Menge von Ordonnanzen und Edicten. Dass die Aufnahme derselben der Kirche abgenommen wurde, ging nicht aus einem weltbürgerlichen, sondern aus einem

politischen Zwecke, aus dem von der Staatsverfassung ausgesprochenen Grundsatz hervor, daſs die Kirche in bürgerliche Verhältnisse nirgends eingreifen dürfe. Von allem, was aus dem römischen Recht im *C. N.* aufgenommen wurde, versteht es sich ohnehin von selbst, daſs man es nicht als weltbürgerlich, sondern als relativ passend aufnahm, daſs man es aufnahm, weil es einmal da, weil es in den gesellschaftlichen Zustand längst und innig verwebt war, und weil man nichts Weiseres und Besseres an seine Stelle zu setzen wuſste. Endlich läſst sich auch von keinem einzigen Institut, von keinem einzigen affirmativen Grundsatz des *C. N.* nachweisen, daſs er in einem objectiven Vernunftrecht absolut gegründet sey, oder, was eben so viel heiſst, daſs sich das Gegentheil ohne Unvernunft nicht würde denken lassen. Rec. will die Wahrheit dieser Behauptung durch zwey sehr einfache Beyspiele bewähren, und es dann dem geistvollen Verfasser selbst überlassen, ob er noch ferner dem *C. N.* einen Grundcharakter beylegen will, welchen keine Gesetzgebung unter dem Monde haben kann, um aus einem chimärischen Grundcharakter die Bedingungen für die Aufnahme desselben in Deutschland abzuleiten. Der *C. N.* hat bekanntlich aus dem römischen Recht das *jus in rem*, aus der Fundamentalverfassung dagegen den Grundsatz aufgenommen, daſs die Ehe ihrem Wesen und ihrer Natur nach ein rein bürgerliches, und kein religiöses Verhältniſs sey. Ein objectiver Vernunftcodex weiſs indessen nichts von einem *jus in rem*, und ein heiliges Bedürfniſs der menschlichen Natur findet in der rein bürgerlichen Ehe keine Befriedigung. Beides läſst sich streng beweisen. Das *jus in rem* ist keineswegs der wesentliche und nothwendige Ausfluſs des Eigenthums, sondern ein zufälliges von der Willkühr des Gesetzgebers dem Eigenthümer beygelegtes Privilegium gegen den dadurch hart gedrückten unschuldigen Dritten. Bey den Römern stand dieses Privilegium bekanntlich unter dem Namen *dominium civile* oder *dominium Quiritium* dem *dominium naturale* gegenüber, stand nur dem römischen Bürger zu, und fehlte dem freyen Nichtbürger, so vollständig auch sonst das Civilgesetz seine Persönlichkeit anerkannt hatte. Hätte Caracalla nicht das römische Bürgerrecht allen Unterthanen des Reichs geschenkt, und dadurch das bisherige privilegirte Eigenthum zum gemeinen Eigenthum erhoben: so würde wahrscheinlich im justinianeischen Recht der Unterschied zwischen *dominium naturale* und *civile* stehen geblieben seyn, und dann hätte man vielleicht in Frankreich und Deutschland über die Frage gestritten, ob das römische *dominium civile*, das gegenwärtige *jus in rem*, nicht mit den Eigenthümlichkeiten des römischen öffentlichen Rechts zusammenhänge, und daher bey uns nicht anwendbar sey. Den Grundsatz des deutschen Rechts: Hand muſs Hand wahren, wo man seinen Glauben gelassen hat, muſs man ihn suchen, wird wenigstens Niemand für vernunftrechtswidrig erklären. Er hat mit dem *jus in rem* gleiche Ansprüche auf Universalität, und weil beide neben einander nicht bestehen können, so müſste wenigstens das *jus in rem* aus dem *C. N.*, als weltbürgerlichem auf das unbedingt Gültige beschränktem Vernunftcodex, nach des Vf. eigenen Foderungen, wegbleiben. Dann würde aber das ganze Sachenrecht des *C. N.* eine andere Gestalt erhalten, die *action en revendication* und selbst die *action hypothécaire*, und mit beiden die Lehre von Evictionsleistung (Art. 1626 — 1640) wegfallen. — Die rein bürgerliche Ehe schmeichelt freylich der Theorie, welche eine von der positiven Religion unabhängige Civilgesetzgebung fodert. Wie aber, wenn die Ehe kein bürgerliches Verhältniſs wäre, kein möglicher Contract seyn könnte, wenn eine Civilehe, ein bürgerliches Gesetz, welches von der kirchlichen Weihe keine Notiz nimmt, gradezu dem Wesen der Ehe widerspräche? — Durch einen Contract werden Handlungen zugesagt. Der Contrahent unterwirft sich im Nichterfüllungsfall einem Zwang. Der Staat übernimmt die Garantie, und zwingt auf Anrufen und zum Vortheil des Berechtigten. Von den Triebfedern der Handlungen wird keine Notiz genommen. War das Versprechen nur ernstlich gemeint, nur freywillig abgelegt, so ist das Innere des Versprechers dem anderen Theil eben so gleichgültig, als dem Gesetz. Alles anders bey Eingehung der Ehe. Das neue Paar sichert sich Liebe und Treue zu bis in den Tod, identificirt seine Leiden und Freuden an der Schwelle einer geheimniſsvollen Zukunft, übergiebt dem anderen sein Lebensglück im Glauben an Tugenden, für deren Daseyn die ganze Auſsenwelt keine Bürgschaft zu leisten im Stande ist. Diese ganze Zusicherung ist kein Gegenstand eines Versprechens. Denn das Versprochene muſs von der Willkühr abhängen; Liebe und Haſs aber sind der Willkühr nicht subordinirt. Die eheliche Vereinigung kann daher nichts anderes seyn, als eine wechselseitige Erklärung über Gefühle und moralische Entschlieſsungen. Für ihre Wahrhaftigkeit kann nur das schuldlose Herz, für ihre Fortdauer nur die Achtung für innere übersinnliche Gesetze haften. Das Civilgesetz hat mit dem Allem nichts zu thun. Kein Theil kann sein Verhältniſs zum Staat und zu einer obrigkeitlichen zwingenden Macht zum Unterpfand der Erfüllung darbringen. Ein Verhältniſs aber, welches das Civilgesetz nicht zu garantiren vermag, soll und kann es auch nicht sanctioniren. Für das Wesen der Ehe kann wenigstens eine solche Sanction weder Bedeutung noch Folgen haben. Die feyerliche eheliche Erklärung kann eben darum nicht im Angesicht des Staats, sondern nur im Angesicht der Gesellschaft, als einer den Gesetzen der Moral huldigenden Vereinigung, abgelegt werden. Diese Gesellschaft, nicht der Staat, wird zum Zeugen verletzter Gelübde angerufen; für sie, nicht für den Staat wird die Ehe mit heiliger Weihe umgeben. Ist nun aber, nach anthropologischen Gesetzen, die positive Religion nichts anders, als das nothwendige Feyerkleid der Moral: so erhebt sich die eheliche Vereinigung, ihrem Wesen nach, zur Würde einer religiösen Handlung. Ihre Garantie und Sanction kömmt der Kirche, nicht dem Staate zu. Das Civilgesetz kann der Kirche vorschreiben, in welchen Fällen sie das Siegel der Gültigkeit der Ehe aufdrücken soll, oder nicht; allein dieses Siegel selbst kann es nicht, ohne naturwidrig zu verfügen, für bedeutungslos und irrelevant erklären. Die Ehe, als bloſser bürgerlicher Contract — eine Ansicht, welche

das Sittenverderben des Zeitalters und der Widerwille gegen hierarchische Anmaſsungen für eine Eroberung der Philosophie zu halten geneigt ist — ist im Grunde nichts anderes, als eine Herabwürdigung des ältesten und erhabensten sittlichen Instituts. Wenn sich der knechtische Sinn der meisten deutschen Bearbeiter des C. N. diese für die Menschheit wichtige Wahrheit niederzuschreiben sträubt: so mögen sie die feurige Rede des Tribuns *Carrion Nisat* über den religiösen Charakter der Ehe lesen. Sie wurde im Angesicht der Regierung und der Nation gehalten, und noch im vorigen Jahr von Firmin Didot stereotypisch gedruckt, ohne daſs sie, so viel man bis jetzt weiſs, weder dem Vf. noch dem Drucker und Setzer Gefahren gebracht hätte. Vom höheren Charakter der Ehe wurde *Napoleon* längst ergriffen. Er bemerkte im Staatsrath, daſs sich die Ehegesetze nach der Religion eines Volkes richten müſsten. Er schrieb, statt einer kalten Notariatsbeurkundung, die schöne Feyerlichkeit des 75 Art. des C. N. vor — eine Feyerlichkeit, welche nur der Gegenwart eines Priesters bedürfte, um sich zu religiöser Würde zu erheben. Er führte, durch die Erschwerung der vertragsmäſsigen Ehescheidung, die Ehe auf die erste Stufe ihrer moralischen Hoheit zurück — denn es ist Foderung der Sitten, daſs die öffentliche Lossagung von feyerlich übernommenen Pflichten, ohne die dringendsten Ursachen, nicht gestattet werde. — Seinem Genie endlich — wenn Rec. frohe Erwartungen nicht täuschen — ist es vorbehalten, den Nothstand selbst aufzuheben, aus welchem die Zwittergeburt der revolutionären Gesetzgebung — die rein bürgerliche Ehe — hervorgegangen ist. Hebt der Weltreformator den allerdings widernatürlichen Antagonismus zwischen Staat und Kirche auf, vereinigt er in sich selbst die höchste weltliche und priesterliche Gewalt, constituirt er sich, als Oberhaupt der religiösen Gesellschaft, zum Executor von Gesetzen, welche ihrem Inhalt und ihrer Quelle nach von dem Civilgesetz durchaus verschieden sind: so wird es des Nothbehelfs der rein bürgerlichen Ehe nicht mehr bedürfen; der mit der Kirche identificirte Staat selbst wird den rein religiösen Charakter der Ehe als auch für ihn ehrwürdig und geltend anerkennen. — Auf jeden Fall aber gebührt der rein bürgerlichen Ehe in einem objectiven Vernunftrechtscodex — wenn er auch je von einer sterblichen Hand könnte niedergeschrieben werden — keine Stelle.

Nachdem der Vf. S. 293 eine kurze Übersicht der französischen Gerichtsverfassung vorangeschickt hat, beginnt er S. 317 einen von Artikel zu Artikel fortgehenden historisch kritischen Commentar zum C. N. selbst. Er reicht nur bis zum 33 Art. Rec. trägt kein Bedenken, diesem Theil des Werks den Vorzug vor allem Übrigen einzuräumen. Jede Verfügung des C. N. wird aus ihrer Quelle erläutert, und mit unbefangener Freymüthigkeit zergliedert. Zwischendurch werden Frankreichs wichtigste Institute, z. B. das kaiserliche Familienstaatsrecht, das neue Adelsinstitut, die Judenordnung u. s. w. lichtvoll erläutert. Fehler gegen die französische Jurisprudenz — so weit sie Rec. kennt — denn Ansprüche auf vollständige Sachkenntniſs wäre unbescheidene Anmaſsung im Munde eines Deutschen — finden sich selten, desto häufiger dagegen kritische Blicke, welche man in französischen Juristen vergeblich sucht, zu welchen die besseren Deutschen dagegen sich bisher nicht haben erheben wollen. Zu jenen Fehlern möchte Rec. die S. 294 vorkommende Behauptung rechnen, daſs Friedensgerichte in der Instanzenhierarchie die erste Stufe bilden. Diese Bezeichnung kömmt nur den Tribunälen erster Instanz zu, welche der Vf. eben so irrig S. 299 für die zweyte Stufe erklärt. Es sind nämlich nur die Gerichte erster Instanz, gleich den Appellationshöfen, in der Regel, mit der ganzen Fülle derjenigen Attribute bekleidet, welche die französische Gesetzgebung dem Richteramt beylegt. Den Friedensgerichten sind, als Ausnahme, nur einzelne richterliche Functionen übertragen. Diese Ausnahmen sind einschränkend zu erklären und im zweifelhaften Fall ist gegen die Competenz der Friedensgerichte zu entscheiden. Von aller Erkenntniſs über die Aechtheit einer Urkunde, so wie über die Vollziehungsart ihrer eigenen Urtheile, sind die Friedensgerichte ausgeschlossen (*Lepage questions sur le code de la procédure civile p. 4*). Weil von dem Friedensgerichte an das Tribunal erster Instanz appellirt wird: so kann man jenes als delegirte Richterbehörde betrachten, die aber doch im Grunde mit der delegirenden Stelle die nämliche Staatsgewalt vorstellt. — Zu häufige Genuflexionen vor den Namen bekannter Schriftsteller wünschte Rec. hinweg. Wer philosophisch und selbstständig denkt und schreibt, wie der Vf., sollte sich auch durch den Ausdruck seines Selbstbewuſstseyns von gemeinen Nachbetern unterscheiden.

B. G. F.

HALLE, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Die Institutionen des römischen Rechts*, als Grundlage zu Vorlesungen darüber. Von D. *C. G. Konopak*, ord. Prof. d. R. zu Halle. 1807. 581 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Der Zweck dieses Lehrbuchs ist, wie schon zum Theil der Titel angiebt, theils ein bloſs empirischer, die angehenden juristischen Praktiker mit den Elementen des römischen Rechts, zum Behuf der modernen Praxis derselben, bekannt zu machen, theils ein bloſs subjectiver, um dem Vf. bey diesem Unterricht zum Leitfaden zu dienen. Nach dieser Bestimmung des Zweckes müssen sich denn auch die Anfoderungen der Kritik an diese Schrift richten. Die Kritik wird also sich schon damit begnügen müssen, wenn das vorliegende Lehrbuch, in Vergleichung mit der schon vorhandenen groſsen Menge ähnlicher Werke, hinter diesen nicht zurücksteht; was ihm von jedem unparteyischen Beurtheiler zugestanden werden muſs. Von Aufstellung einer speculativen Ansicht der sittlich rechtlichen Organisation überhaupt, und des römischen Rechts als der besonderen, (in der Geschichte) objectiv gewordenen Form dieser Idee insbesondere, kann hier überhaupt so wenig die Rede seyn, als von der durch die Wissenschaft und ihre Idee gefoderten Einheit und Totalität der Darstellung.

Das 1 Cap. der Einleitung §. 1—16 enthält die Be-

griffe von Handlung, Gesetz, Recht, Rechtswissenschaft u. s. w., welchen Rec., so wie sie hier stehen, seine Beystimmung nicht geben kann, weil sie, abgesehen davon, dass sie grossentheils in sehr dunkeln Phrasen abgefasst, und den Foderungen einer populären Darstellung (für den gesunden Menschenverstand, der hier allein in Anspruch genommen werden kann,) entgegen sind, auch überdiess den Leser stets über das wahre Wesen und die nothwendige Natur des Objects in Ungewissheit lässt. So ist z. B. das Gesetz nichts anderes als *die Einheit* für die einzelnen Handlungen *als Vielheit*, d. h. dasjenige, was unter der Form des *Allgemeinen* dasselbe Identische darstellt, was die einzelne Handlung unter der Form des Besonderen ausdrückt; oder dasjenige, unter welches die Handlungen subsumirt und wonach sie beurtheilt werden. Unser Vf. dagegen sagt, es sey: *der Erkenntnissgrund der Nothwendigkeit der Verbindung zwischen zwey Dingen;* was für Anfänger theils zu abstract ausgedrückt ist, theils auch als Abstraction nicht wahr ist; denn bey einem Gesetz ist überhaupt nie von einer Verbindung zwischen zwey Dingen anders als höchst zufällig (und indirect) die Rede. Person (heisst es in §. 96) ist jeder Mensch, welcher Subject bürgerlicher Rechtsverhältnisse *seyn kann*. Durch solche Definitionen erhält der Leser über das Wesen der Persönlichkeit keinen Begriff. Die Definition eines dinglichen Rechts (§. 195) hätte bestimmter und kürzer so gefasst werden können: ein dingliches Recht ist dasjenige, vermöge dessen eine Sache ganz oder auch nur zu bestimmten Zwecken und theilweise als Object der Freyheitssphäre eines Individuums constituirt wird. — Dadurch ist denn auch das dingliche Recht von dem Recht der Foderungen wesentlich unterschieden, indem sich letzteres unmittelbar auf die Handlung oder Handlungsweise *einer Person* bezieht, und nur zufällig oder mittelbar auf eine Sache. Es ist dann daraus von selbst klar, dass ein dingliches Recht sich nie auf eine Handlung einer Person unmittelbar (direct) beziehe, und dass es ein harter Widerspruch ist, zu fragen: ob ein dingliches Recht oder auch eine *servitus* insbesondere in *faciendo* bestehen, d. h. auf die Handlung oder Handlungsweise einer Person (directe) sich beziehen könne. — Eine solche Frage ist, selbst empirisch betrachtet, um so lächerlicher, da selbst das römische Recht das dingliche Recht beständig und überall von der *Obligatio* unterscheidet, und die Frage, ob ein dingliches Recht auch eine Foderung seyn könne, ganz bestimmt verneint. Ganz irrig und sich selbst widersprechend ist es, wenn in §. 199 gesagt wird: *Nicht wesentlich* beym Eigenthumsrechte, aber doch stets mit demselben verbunden, wenn nicht eine Absonderung aus besonderen rechtlichen Gründen erhellt, sind 1) das Benutzungsrecht an der Sache, *jus utendi fruendi re*, und 2) der Besitz, *possessio*.

In §. 219—231 giebt der Vf. eine Verbesserung der Theorie der Accession und ihrer bisherigen Eintheilung in *accessio naturalis*, *industrialis* und *mixta*. Die Theorie des Besitzes ist die Basis aller dinglichen Rechte, denn Besitz ist nichts anderes, als das Seyn einer Sache in der Freyheitssphäre eines bestimmten Individuums. Je nachdem nun dieses Seyn der Sache in der Freyheitssphäre eines Individuums entweder ein bloss körperliches und physisches, oder ein intellectuelles und rechtliches, oder endlich beides zugleich ist, ist die *Possessio naturalis*, *civilis* oder beides zugleich, deren wesentliche Differenzen der Vf. nicht genau, sondern nur nach der Wirkung und den Folgen bestimmt. Ganz unrichtig ist des Vfs. Definition von *Possessio*, wenn er in §. 232 sagt: Besitz ist dasjenige Verhältniss eines Menschen zu einer körperlichen Sache, vermöge dessen ihm eine unmittelbare Einwirkung auf sie in jedem Augenblicke möglich ist. — Abgesehen von vielen anderen Einseitigkeiten, wollen wir dagegen nur das Beyspiel anführen, dass man auf seines Nachbars Sachen (Haus, Grundstück etc.) jeden Augenblick unmittelbar einwirken kann, ohne dass es je jemanden eingefallen ist, zu behaupten, man besitze auch die Häuser, Grundstücke u. s. w. seiner Nachbarn; eben so hat man Besitzungen in fremden Welttheilen, wo eine unmittelbare körperliche Einwirkung auf sie unmöglich ist. Dem so eben gegebenen Begriff von Besitz als Besonderheit entspricht der des Besitzes als Totalität, nach welchem derselbe mit der gesammten Freyheitssphäre eines Individuums identisch ist, und wovon das Seyn einer Sache (als Einzelnheit) in derselben den besonderen Besitz oder den Besitz als Besonderheit und im gewöhnlichen Sinn constituirt. Aus diesem wird denn auch das §. 242 Gesagte berichtigt werden müssen, wo behauptet wird, auch die blosse physische Unmöglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf die Sache ziehe den Verlust des Besitzes nach sich. — Kürzer hätte der Begriff einer Dienstbarkeit im §. 267 wohl so gefasst werden können: ein an eine fremde Sache zustehendes, durch die Willkühr des Eigenthümers nicht zu veränderndes dingliches Recht.

Der Vf. hat, so viel möglich, in den Noten auf Vereinigung der sich widersprechenden Fragmente, Constitutionen u. s. w. des justinianeischen *Corpus juris* hingearbeitet. Dabey ist denn die bisher ganz übersehene Regel zu beherzigen, dass in unendlich vielen Fällen ein solcher allgemeiner Vereinigungsversuch theils zu gar nichts führt, theils ganz unmöglich ist, weil das Privatrecht überhaupt und das im *Corp. J. Just.* insbesondere enthaltene Privatrecht, als in der blossen Individualität und deren Sphäre constituirt, im Allgemeinen stets eine unauflösliche Differenz darstellt, die nur in der Besonderheit, sowohl überhaupt, als vorzüglich in der Besonderheit des jedesmaligen einzelnen Rechtsfalles, zur sittlich rechtlichen Totalität u. somit zum wahren Recht sich constituiren lässt, nicht aber in der Allgemeinheit der Abstraction des Gesetzes; was vorzüglich *Thibaut* in seinen Versuchen zum Theil so trefflich und belehrend für besondere Fälle gezeigt hat, woraus denn nothwendig hervorgeht, dass es nicht bloss auf ein Haschen nach Indifferenzirung, sondern sehr oft auf die Darstellung des Grundes und der Nothwendigkeit des Bestehens der Differenzen und Widersprüche ankomme, eben damit das Privatrecht wahrhaft Recht sey, das als solches seine wahre sittlich rechtliche Natur nur in der Vollkommenheit und Selbstständigkeit der Besonderheit und Individualität erhält.

Mm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 APRIL, 1809.

MEDICIN.

Leipzig, b. Köhler: *Handbuch der Anatomie nach Lebers Umriss der Zergliederungskunst zum Gebrauch der Vorlesungen ausgearbeitet* von D. *Joh. Christian Rosenmüller*, Anat. et Chirurg. Profess. Ordin. in Leipzig. 1808. VIII u. 456 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der rühmlichst bekannte Vf. war, der Vorrede zufolge, von dem Verleger zu einer neuen Ausgabe von *Leber's* schon längst vergriffenem und doch noch häufig gesuchtem Umrisse der Zergliederungskunst aufgefodert worden. Dazu aber konnte sich Hr. R. mit einer, seinem Herzen Ehre machenden Berücksichtigung des, damals immer noch mit der grössten Thätigkeit für die Wissenschaft lebenden, 81 (nicht 89) jährigen Greises, nur in sofern entschliessen, als er sich anheischig machte, ein Handbuch ohngefähr von dem Umfange und Plane des *Leber*'schen Umrisses zu liefern, ohne an diesem selbst ein Plagiat zu begehen. So entstand dieses, bey seiner geringen Bogenzahl dennoch sehr vollständige, und daher, auch neben den bereits vorhandenen, guten anatomischen Compendien, gewiss recht willkommene Handbuch.

Der Plan desselben ist folgender: Nach einer kurzen Einleitung in die Anatomie überhaupt, in welcher der Vf. zugleich von den festen und flüssigen Theilen des menschlichen Körpers auf die gewöhnliche Weise handelt, folgt die Osteologie, die Syndesmologie, die Myologie, die Angiologie, die Adenologie, die Splanchnologie, die Nevrologie, und den Beschluss des Werkes macht ein vollständiges Register aller im Handbuche vorkommenden, fremden sowohl als deutschen, Benennungen.

Was nun zuvörderst diesen Plan betrifft, so hätte Rec. gewünscht, dass Hr. R. — wie dieses bereits von allen Neueren geschehen ist — die Adenologie, (abgesehen von den Saugadern und Saugaderdrüsen, welche ja ohnehin einen Theil der Angiologie ausmachen,) mit in die Splanchnologie verwebt, und diese selbst wieder der Angiologie vorausgeschickt hätte: Ersteres schon aus dem Grunde, weil dadurch die Beschreibung mancher Organe, oder manches Systems von Organen, von welchen diese oder jene Drüse ein Theilganzes ausmacht, auf diese Weise zusammenhängender und in sich selbst organischer geworden wäre; Letzteres desshalb, weil es dem Anfänger äusserst schwer, ja hin und wieder unmöglich seyn dürfte, die Verzweigung mancher Gefässe richtig zu fassen, ohne sich vorher eine genaue Kenntniss aller Theile derjenigen Organe erworben zu haben, in welche sich jene verzweigen.

Was aber die Darstellung der einzelnen Abtheilungen selbst anlangt, deren jeder wieder eine zweckmässige Einleitung vorausgeschickt ist: so findet diese Rec. durchaus wohl gerathen, so, dass er glaubt, jeder Anfänger, welcher während der Demonstrationen die nöthige Aufmerksamkeit anwendet, könne sich, mit Hülfe dieses Handbuches, in der gesammten menschlichen Anatomie gehörig orientiren. Auch muss Rec. als etwas sehr Zweckmässiges an diesem Handbuche rühmen, dass der Vf. den deutschen Benennungen fast durchgehends die älteren beygefügt, ja, dass er hin und wieder sogar bloss diese angegeben hat, ohne es sich beykommen zu lassen, das grosse Heer der bereits vorhandenen deutschen Namen noch durch neue zu vermehren, die, genau genommen, doch mehr schaden als nutzen. Denn für den Mann von Sprachkenntnissen, und sollten sich diese auch nur so weit erstrecken, um ein Wort richtig analysiren zu können, sind dergleichen Verdeutschungen wohl ohnehin sehr überflüssig, und für den Laien in älteren Sprachen das Studium der Anatomie nur noch mehr erschwerend: indem ein solcher nebenher den ältern Kunstnamen doch noch mit zu lernen gezwungen ist, wenigstens so lange, bis man etwa allgemein dahin übereinkommt, alle jene Benennungen völlig zu verbannen — was wohl schwerlich so bald geschehen dürfte. Überdiess müssen sich diese Schwierigkeiten nicht nur für einen solchen, sondern selbst für den Sprachkenner häufen, wenn verschiedene Männer von Ansehen einen und denselben älteren Namen wieder verschieden verdeutschen, wie z. B. die *musculos splenios*, welche von *Schaarschmidt* und *Mayer* milzförmige!! von *Sömmerring* bauschähnliche, von *Hildebrandt* und unserem Vf. riemenförmige Muskeln übersetzt werden; zu geschweigen, dass durch eine so unnöthige Namenhäufung obendrein diejenigen, die zu träge oder zu unvermögend sind, sich durch Hülfe der Anatomie zu einer deutlichen Durchschauung ihrer gesammten Organisation, und zu alle dem, was nothwendig hieraus folgt, zu erheben, nur noch mehr in dem lächerlichen Wahne bestärkt werden, als sey auch die Anatomie nichts weiter, als ein blosser Gedächtnisskram.

Übrigens wird es jeder Leser dem Vf. Dank wissen, dass er auch den anatomischen Theil der Gall'schen Lehre gehöriges Ortes, und zwar sehr fass-

lich erörtert hat; nicht minder, dass von ihm auch der *descensus testiculi*, und, als ein Anhang zu den weiblichen Genitalien, das menschliche Ey als solches, und in seinen verschiedenen Entwickelungsperioden, mit aufgeführt ist. Dass *Okens* Beobachtungen hiebey ungenützt geblieben sind, rührt wohl daher, dass dieselben bey Erscheinung dieses Handbuches noch nicht durch *Kieser* auch an einem menschlichen Fötus bestätiget worden waren.

In so fern nun nach Obigem zu erwarten steht, dass dieses schätzbare Handbuch bald vergriffen seyn dürfte: so erlaubt es sich Rec., hier noch Einiges beyzufügen, was er in die zweyte Auflage desselben zu möglichster Vervollständigung aufgenommen, oder in selbiger abgeändert wünschen möchte.

Da in der zweckmässigen Einleitung zur *Osteologie* alles, die Knochen im Allgemeinen Betreffende, sehr vollständig angegeben ist: so dürfte hier doch auch eine kurze Osteogenie noch eine Stelle verdient haben, so wie die gewöhnliche Eintheilung der Näthe in wahre und falsche, samt ihren Unterabtheilungen; vielleicht auch S. 19 unter den übrigen Näthen die *sutura frontalis*, obgleich derselben, als einer weniger bleibenden Nath, beym Stirnknochen Erwähnung geschieht. — Die *fossam glandulae lacrymalis* würde Rec. gleich bey der unteren Fläche der *pars orbitalis ossis frontis* bemerkt haben. — Von dem *foram. condyloid. poster.* S. 27 hätte erinnert werden können, dass es unbeständig sey. — Am *osse parietali* ist der *lineae semicirc.*, so wie an den Seitenrändern der *pars basilar. oss. occip.* der Furche für den *sinus petrosus poster.* nicht gedacht. — Im *vestibulo* geschieht der *pyramis ossea*, so wie der *macula foraminulenta* im Boden der *cavitas hemisphaerica* sowohl als derjenigen vor der *cav. ellipt. canalis semicirc. poster.* keine Erwähnung. — Zur Vollständigkeit würde Rec. zu den Worten S. 37: „Eine grosse Menge von feinen Löcherchen befindet sich am Umfange des *modioli*," etwa noch hinzugesetzt haben: im Boden des *meat. auditor interni* (*tractus spiralis foraminulentus*), von welchen das Mittelste, etwas grösere, durch die Achse der Spindel führt (*canalis centralis modioli*). — In ihr (der *fossa pterygoidea*) S. 41 ist ein schmaler Eindruck, in welchem die *tuba Eustachii* liegt, scheint Rec. zu unbestimmt. — An der *maxilla superior* dürfte noch die *sutura intermaxillaris*, so wie am Unterkiefer der *sulcus mylo-hyoideus* Erwähnung verdient haben.

In der *Syndesmologie* hätte die *synchondrosis ossium pubis* und *sacro-iliaca* ausführlicher behandelt, die *cartilago interarticularis claviculae et acromii* mit aufgeführt, und von der *cartilag. intermed. triang. carpi* noch bemerkt werden können, dass sie mit ihrer *basi* am unteren Rande der *cavitas semilunar. radii* hafte. — Nach No. 7. S. 118 dürfte das starke *lig. inter os pisiforme et hamatum* noch eine Stelle verdient haben. — Im Hüftgelenke ist der *massa adiposo-glandulosa*, wenigstens mit ausdrücklichen Worten, nicht gedacht. Endlich würde Rec. für: *lig. ileo-lumbale super. et infer. etc. lig. fibulae calcanei* u. s. w. lieber die von *Weitbrecht*, *Sömmerring*, *Loder* u. a. angenommenen Namen: *lig. pelvis anticum super. et infer. etc. lig. fibulae medium perpendiculare etc.* gebraucht haben.

In der *Myologie* möchte der *m. orbicularis oris* wohl füglicher den *Zygomaticis*, dem *buccinator*, *depress. ang. or. quadrat. menti* und *nasalis labii super.* nachzusetzen gewesen seyn. — Der *sterno-thyreoideus* legt sich, genau genommen, an die *lin. obliquam cartilag. thyr.*, und eben so entspringt der *thyreo-hyoideus* wieder von dieser. — Der *genio-glossus* haftet mit seinen untersten Fasern auch am oberen Rande der *basis ossis hyoid.* — Der *palato-pharyngeus* und *glosso-palatinus* wirken beym Schlingen auch auf die Mandel. — Dass der *circumflexus palati* an der äusseren Seite des *pterygoidei interni* liege, ist ein Druckfehler. — Von den *cruribus diaphragmatis* hätte etwa noch angeführt werden können, dass dieselben auf der rechten Seite gewöhnlich um eine *vertebra* tiefer, als auf der linken entstehen. — Die Insertion des *supra spinati*, *infraspinati* und *teretis minoris* hätte durch Erwähnung der *impressionum tuberc. majoris humeri* noch genauer bestimmt werden können. — Die Muskeln des Vorderarmes, der Hand und Finger würde Rec. lieber nach ihrer Lage neben und hinter einander, und hier wieder erst die oberflächigeren und sodann die tieferen, als nach ihrer gemeinschaftlichen Wirkung aufgeführt haben, weil er überzeugt ist, dass dadurch das richtige Auffassen derselben ungemein erleichtert, und so der Zuhörer von selbst in den Stand gesetzt wird, sich auch das organische Zusammenwirken derselben richtig vorzustellen. — Den *abductor indicis* und *interosseus internus primus* möchte Rec. mit *Sömmerring* u. A. lieber für den ersten *inteross. extern.* als für zwey besondere Muskeln halten. Füglicher hätten wohl auch die Sehnenscheiden der oberen Extremität den von ihnen bedeckten Muskeln voran stehen können, wie diess bey der unteren Gliedmasse wirklich der Fall ist. Von der Anordnung der Muskeln der unteren Extremität gilt übrigens dasselbe, was Rec. schon bey den Armmuskeln bemerkt hat.

Angiologie. Hier hat Rec. noch zu bemerken: bey der *Art. thyreoidea super.* die *ramos musculares;* bey der *a. linguali* die *a. hyoideam;* bey der *maxillari externa* die *a. palatinam adscendentem*; so wie die genauere Bestimmung des Verlaufes ihres *rami submentalis* gegen die *a. sublingualem.* — Die *a. pharyngeam adscendentem* sah Rec. gewöhnlich früher als die *facialem* aus der *Carot. faciali* abgehen. — Bey der *a. maxillari interna* S. 211 vermisst Rec. die *a. pterygoideam*, *massetericam*, die *ramos temporales profundos* und die *a. buccinatoriam.* Wären diese auch an sich unbedeutend: so sind sie es doch weniger wegen der ähnlichen Verzweigung der kleineren Äste des *rami tertii u. quinti paris.* — Die *a. maxill. infer.* setzt sich, ausser ihrem *ramo mentali*, auch mit einem tiefern Zweige im Unterkiefer zu den vorderen Zähnen fort. — Auch die beiden *a. ciliares posticae longae* S. 219 verbreiten sich durch den *orbic. ciliaris* vorzüglich in die Iris. — Bey der *a. vertebrali* S. 214

hätten die 4 Krümmungen genauer bemerkt werden können, die der Stamm von seinem Austritte aus dem *processf. transverf. epistrophei* an, bis zu seinem Eintritte ins *foram. magnum off. occip.* beschreibt. — Die *arter. pudendam* möchte Rec. lieber für die Fortsetzung des Stammes der *hypogastrica* als für einen Ast der *ischiadica* angesehen wissen. — Bey der *a. epigastrica* dürfte noch ihre Lage gegen den *annulus inguin.* und *funic. spermat.* mit haben angegeben werden können.

Venen. Genauer genommen ergiessen sich, ausser der *v. coronar. magna*, noch mehrere kleinere Venen unmittelbar in das *atrium dextrum.* — Die *v. ophthalm. cerebralis* communicirt doch wohl mehr mit der *v. fac. intern.*, als dass sie sich vom *sinu cavernoso* her in sie ergösse.

Adenologie. Rec. bekennt, dass ihm die Existenz der *gländ. Haversianarum*, nachdem er die *Bichat*schen Versuche hierüber wiederholt hat, gleichfalls sehr zweifelhaft geworden ist.

Splanchnologie. Von der *Arachnoidea* wünschte Rec. noch angeführt, dass sie sich scheidenartig über die Gefäse und Nerven des Hirnes und Rückenmarkes auch gegen die *dura meninx* fortsetze, und von hier aus die innere Fläche derselben überziehe. — So wäre von den Ursprüngen der Rückenmarksnerven noch zu bestimmen gewesen, dass blos von den hinteren Wurzeln derselben ihre *Ganglia* gebildet werden. — Die *Taeniam* S. 294 würde Rec. lieber als die unmittelbare Fortsetzung der *crurum poster. fornicis* längs dem inneren und concaven Rande des *cornu Ammonis* charakterisiren. Was der Vf. von der *commissura cerebri anter. et poster.* in Bezug auf das *corpus callos.* angiebt, möchte Rec. denselben noch einmal genau mit der Natur zu vergleichen bitten. — Dass die *Choroidea* an ihrer inneren Fläche vom Blauen in das Grünliche spiele, S. 302, hat Rec. im Menschenauge noch nie beobachtet. — So läugnet auch in diesem *Kieser*, und zwar mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit, den *canalis Fontanae.* — Eben so dürfte auch, was *Troxler* bereits, gestützt auf die vortreffliche *Sömmerringsche* Zeichnung, behauptet hat, und was fast unwidersprechlich aus *Wrisbergs* Darstellung (*Commentat. Vol. I. Tab. 1. Fig. 2*) hervorgeht, die *membrana pupillaris*, als ein eigenes Blättchen, schwerlich anzuerkennen seyn — *Corona ciliaris* nennt Rec. nach den besten Auctoritäten lieber das *pigment. nigrum*, was nach Ablösung des *corp. ciliaris* strahlenförmig auf dem *humor vitrenus* und der *zona ciliaris*, dem Verbindungshäutchen zwischen dem *humor vitr.* und dem Rande der Linsenkapsel zurück bleibt. — So dürfte auch der Name: Krystalllinse, Krystallkörper, besser als: Krystallfeuchtigkeit seyn. — Bey der *membrana semilunari* ist der, in der Adenologie beschriebenen *carunc. lacrymal.* nicht wieder Erwähnung gethan. — Der knorpliche Theil der *tuba Eustachii* S. 312 geht u. s. w. *in die Höhe*, soll heissen: in die *Tiefe.* — Wie der *N. mollis* in den häutigen Labyrinth gelange, S. 313, hätte der Deutlichkeit halber noch kurz erörtert werden können. — Bey der Zunge S. 319. und ihren Muskeln S. 146 vermisst Rec. den *m. lingualis.* — Der Ausdruck S. 332: *Bronchia*, die die *Pleuram durchbohren*, könnte, wenigstens bey dem Anfänger, eine falsche Vorstellung erwecken. — Um S. 337 dem zweydeutigen: *Unter* dieser Stelle u. s. f., *Noch weiter nach unten* u. s. w. auszuweichen, würde Rec. vielleicht kurz gesagt haben: Zwischen dem *limbo fossae ovalis* und der, dem rechten Ventrikel näher gelegenen Mündung der grossen Kranzvene u. s. w. finden sich die Spuren u. s. w.

Nevrologie. Der menschliche Riechnerve ist wohl schwerlich, ausser, wie *Sömmerring* beobachtet hat, in der früheren Periode des Fötus, hohl. — Den *N. infraorbitalis* würde Rec. als Fortsetzung des Stammes des *r. secundi n. quinti* betrachten, und ihn daher erst nach den übrigen Zweigen desselben beschreiben. — Von dem *ramo maxillari infer. rami tert. nervi quinti paris* gilt dasselbe, was oben von der *art. maxill. infer.* bemerkt worden ist. — Die Nerven für den *m. tensor tympani* und *stapedius* kommen aus dem Stamme des *n. duri* selbst. — Zu den grösseren Zweigen des *n. lumbalis primi* oder auch des *secundi* möchte Rec. doch auch den *n. inguinalis* oder *inguinalis externus*, wenn der *spermat. externus*, als solcher, mit dem Namen *inguinalis internus* belegt wird, zu rechnen kein Bedenken tragen.

— + —

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Handbuch der neuesten Entdeckungen in der Heilmittellehre, nebst einer Abhandlung über die Principien dieser Disciplin*, von Dr. *Karl Friedrich Burdach.* 1806. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Schrift ist eigentlich der dritte Theil von *Segnitz Handbuch der praktischen A. M. Lehre*, und ist auch mit diesem abgesonderten Titel wirklich versehen. Es ist ein Nachtrag von denjenigen Arzneymitteln, welche seit der Erscheinung der beiden ersten Theile in mehrern Gebrauch gekommen sind. Nur sind freylich beide Vf. nicht von einerley Grundsätzen ausgegangen. Der Vf. der zwey ersten Bände hat den empirischen Gesichtspunct angenommen, die Arzneymittel naturhistorisch angeführt, die Beobachtungen praktischer Ärzte über ihre Heilkräfte nach der damals gangbaren Nosologie und Therapie beygefügt, und dadurch ein dem Praktiker wirklich recht nutzbares Werk geliefert. Der Vf. des gegenwärtigen Buches hat demselben durch eine fleissigere Bearbeitung des theoretischen Theiles einen höheren Werth zu geben gesucht. Jede, den menschlichen Organismus afficirende Potenz, sagt er, wirkt durch eine besondere, der chemischen Verwandtschaft analoge Affinität auf einzelne organische Gebilde. Diese Veränderung der Lebensthätigkeit einzelner Organe ist nur quantitativ; qualitativ verschieden ist die Wirkung eines Heilmittels nur in so fern, als es das eine oder andere Organ specifisch afficirt. Diese specifische Affection besteht also nur in einer Erhöhung oder Verminderung der Lebensthätigkeit. Die Erscheinungen jeder Krankheit haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Erscheinungen, welche das für diese be-

stimmte Krankheit passende Heilmittel durch Überreizung hervorbringt. Die Wirkungen der Heilmittel hängen also lediglich von den Gesetzen der Lebensthätigkeit ab, und werden auf der einen Seite durch die Stärke der Gabe, auf der anderen durch die Empfänglichkeit des Organismus (und der Organe) bestimmt. *Hahnemann's* Princip, welches, wie man sieht, diesen ähnlich ist, muss nach den Gesetzen der Erregung modificirt werden, wenn es als Regulativ der Therapie dienen sollte. Doch hat *Hahnemann* sich Verdienst durch den Satz erworben: Die Überreizung, welche ein Medicament macht, ist gleich der Krankheit, gegen welche dasselbe wirksam ist. (Alle diese Principia fodern immer noch einige Vorsicht und sind nur bedingungsweise zuzulassen. Die Wirkung des Brechweinsteins z. B. in voller Wirkung ist Erbrechen; aber welcher Arzt wird ihn in geringer Gabe gegen Erbrechen anwenden? So können ohne Mühe noch mehrere Arzneymittel aufgefunden werden, bey welchen jene Grundsätze durchaus nicht Statt finden. Wahr ist es jedoch, dass sie auch auf viele angewendet werden können.) Der Vf. giebt nun ferner die Wege an, auf welchen man zur Erkenntniss der Kräfte eines Arzneystoffs gelangen könne; sie sind aber die schon bekannten. Ganz richtig beruhiget er sich aber nicht bloss bey diesen empirischen Wegen, sondern sucht auch die Speculation mit denselben zu vereinigen. Vortrefflich ist die Gradation der Thätigkeiten, worin sich die Natur darstellt, §. 14 ausgeführt worden, nach welcher der m. Organismus für mechanische, chemische, vitale (organische) und psychische (intellectuelle) Einwirkungen empfänglich ist, wovon jedoch immer die obere Classe die untere in sich begreift. Jede Thätigkeit äussert sich durch Sollicitation von Seiten einer anderen entgegengesetzten. Einwirkende differente Thätigkeiten verstärken die Lebensthätigkeit, differente bringen starke (vermehrte) Erregung hervor. Je indifferenter, desto unbedeutender die Wirkungen im Organismus, desto mehr wirkt er als blosser Stoff, bloss mechanisch und nährend. (Der Vf. scheint also beides für eins zu halten, was doch schwerlich der Fall ist. Oder sollte wirklich die Ernährung nur in einer mechanischen Aggregation der Theile bestehen?) Alle Stoffe theilen sich in sauerstoffhaltige und für Sauerstoff empfängliche. Die Lebensthätigkeit des Organismus erscheint unter zwey Formen, Bewegung und Empfindung; so erscheinen auch in den organischen Theilen nur zwey Formen, die Muskel- und Nerven-Faser. (Auch gegen diese Dichotomie lassen sich gegründete Einwendungen machen, obschon der Vf. auf Einwendungen zum Theil Rücksicht genommen hat. Der *Turgor vitalis* der Haut, die Sensation der Haare, die Action der Iris u. s. w. lassen sich nicht füglich unter eine der beiden Faserfunctionen bringen.) Der Charakter des Muskels ist vornehmlich Stickstoff und Kohlenstoff, folglich muss Sauerstoff, als der differenteste Körper, specifisch auf dieses System einwirken. Der Charakter des Nervensystems ist Sauerstoff, folglich müssen brennbare Stoffe, vorzüglich Wasserstoff, als eigenthümliche Reize dasselbe afficiren. (Auch hier dürfte es nicht schwer werden, mancherley Exceptionen aufzufinden, welche diesem System widersprechen. Rec. giebt inzwischen zu, dass nach dem gegenwärtigen Stande unserer physiologischen und pathologischen Kenntnisse eine Eintheilung der Arzneymittel nach chemischen Principien immer noch die gewisseste und annehmlichste ist.) So haben wir also zwey Hauptclassen von Heilmitteln: 1) Körper, welche in ihrer Mischung hauptsächlich Sauerstoff, 2) Körper, welche hauptsächlich Wasserstoff enthalten. (Hiezu kommt noch die Classe der differenten Körper, wie der Vf. sie oben nennte, welche minder als Reize, mehr bloss als Stoffe, mechanisch und als Vehikel gewisser physischer Einflüsse wirken. Aber wir bekennen nochmals, dass wir diese Eintheilung nicht für ausreichend halten.) Die einzeln abgehandelten Heilmittel sind folgende: *Acidum nitri;* physische Beschaffenheit, chemische Verhältnisse, pharmaceutische Kenntniss, allgemeine Wirkungen auf den m. Organismus, Anwendung in einzelnen Krankheitsformen, Arzneyformeln. *Acidum phosphori.* (Der Vf. spricht unter anderen von dem Nutzen desselben bey entzündlichen Nervenfiebern!) *Acidum salis.* (Der Vf. bestreitet mit leichten Gründen, dass es kein allgemeines Fiebermittel geben könne, folglich auch die Salzsäure es nicht sey. Wir verweisen ihn an Hn. *Markus*, der ihn eines Besseren belehren mag. Dieser Artikel ist nicht genügend bearbeitet.) *Aether aceti.* (Sehr kurz von einem der herrlichsten Belebungsmittel!) *Ammonium sulfuratum*, *Hydrosulfur ammoniacale* (unter d. Deutschen wenig gebräuchlich). *Argentum nitricum, Lapis infernalis.* (Neuerer Zeit von den Engländern gegen Epilepsie empfohlen.) *Arsenicum.* (Sein Gebrauch wird mit Recht in Schutz genommen, mit Unrecht die *Cosmische* Mischung verworfen. Warum fürchten wir uns bloss vor diesem Gifte so sehr, und nicht eben so vor vielen anderen?) *Calcaria sulfurata*, *Calx antimonii sulfurata* (entbehrlich). *Chelidonium majus* (problematisch). *Chenopodium mexicanum* (auch nach des Rec. Meinung wirksam, obschon überflüssig). *Digitalis purpurea*, Aufmerksamkeit auf den Boden für den Apotheker empfohlen. Gut abgehandelt. *Galvanismus*, der weitläuftigste Artikel, von S. 113 bis 243, unverhältnissmäsig mit seinem Einfluss auf die Praxis. *Hordeum praeparatum.* *Kali*, *Sal tartari*, sehr gut abgehandelt; der Vf. scheint zu viel von ihm zu erwarten. *Phellandrium aquaticum.* *Phosphorus*, grösste Vorsicht empfohlen. *Rhus radicans* und *toxicodendron*, der Vf. empfiehlt ihn zu Versuchen gegen Wasserscheu. (Wir dürfen dagegen nicht versuchen, sondern müssen das Gewisse für das Ungewisse nehmen.) *Sabina*, als ein sthenisirendes Mittel gegen asthenische Zustände empfohlen. Im Anhange werden noch *Amygdalus persica*, *Carbo vegetabilis*, *Coccinella septempunctata*, *Cynips rosarum*, *Gelatina* (hat auch den Versuchen des Rec. nicht entsprochen), *Pyrethrum* (mit Unrecht vergessen), auf ähnliche Weise abgehandelt. Wir schliessen, diese Anzeige indem wir dem Vf. unseren Beyfall mit seiner Arbeit zu erkennen geben, und ihn zu ähnlichen aufmuntern. Etwas weniger Weitläuftigkeit im theoretischen Theile würde die Schrift für praktische Ärzte noch brauchbarer machen.

Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 APRIL, 1809.

PHILOSOPHIE.

Kiel, in der akad. Buchh.: *Die Anfangsgründe der Erkenntniss der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefriedigte Forscher nach dieser Erkenntniss*, von *C. L. Reinhold*, Prof. der Philos. zu Kiel. 1808. XVI u. 84 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. dieses Buchs war ehemals in der philosophischen Literatur so rühmlich bekannt, dass jede Schrift, welche mit seinem Namen im Publicum erschien, auf allgemeines Interesse zum Voraus Anspruch machen konnte. Während der neuen und neuesten Revolutionen im Gebiet der Philosophie schien er aber in den Augen des Publicums von jenem hohen Rang und Ansehen so viel verloren zu haben, dass (was dem philosophischen Publicum keineswegs zur Ehre gereicht) sein blosser Name, so wie derselbe einst zum Studium einer Schrift antrieb, jetzt die meisten davon zurück hielt. — Daher ist auch in unseren Tagen, ungeachtet der grossen und allgemein verbreiteten Schreibewuth, *Reinholds* philosophische Ansicht, unseres Wissens, von keinem mit erfoderlichem Ernste, Tief- und Scharfsinn geprüft, mit unparteyischer Wahrheitsliebe gewürdiget, und das Verhältniss derselben zu den übrigen Ansichten der Zeit, besonders in Rücksicht der wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit ausgesprochen worden. Nichtsdestoweniger fuhr *Reinhold* mit ungewöhnlicher Wahrheitsliebe fort, seine Überzeugung auch einem ihm abgeneigten und ungünstigen Publicum vorzutragen, und ist jetzt noch nicht müde geworden, trotz allen Unannehmlichkeiten, welche sein Verfahren ihm bis dahin zugezogen hatte, seine Philosophir-Methode, als die einzige und allein wahre der herrschenden Philosophir-Art der Zeit, obschon von Niemand unterstützt, entgegenzustellen. Auf gegenwärtige Schrift setzt er nun auch ein neues und ganz besonderes Vertrauen, und hat die nicht ungegründete Hoffnung, sie werde mit grösserem Interesse, als seine übrigen Schriften desselben Inhalts, gelesen werden, weil sie mit allen seinen früheren Versuchen nur das Bestreben gemein hat, die allgemein verkannte Eigenthümlichkeit des Denkens in seinem Unterschiede und Zusammenhange mit dem Anschauen zu enthüllen, und nicht ohne Rücksicht auf die öffentlichen Belehrungen, welche dem Vf. in den letzten Jahren, besonders von *Fichte* und *Schelling*, zu Theil wurden, verfasst, das endliche Resultat eines über drey Jahrzehend hindurch mit der Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft unablässlich beschäftigten Lebens ist, und daher mit Recht als das Vermächtniss des Vfs. an die Nachwelt angesehen werden kann.

Zu dieser Schrift bewog ihn besonders die nicht ungegründete Rücksicht, dass der Unterschied des Übersinnlichen und des Sinnlichen, des Rechts und der Gewalt, gegenwärtig theils nicht geachtet, theils durch That und Wort verleugnet werde, und dass die Lehre von der Unterordnung des Sinnlichen unter das Übersinnliche, der Gewalt unter das Recht, welche Unterordnung das Wesen der Wahrheit im Erkennen, und der Rechtschaffenheit im Handeln ausmacht, durch die herrschenden Philosophieen der Zeit so sehr überglänzt und überschrieen sey, dass selbst diejenigen, welche über jenes Wesen der Wahrheit und Rechtschaffenheit in ihrem geläuterten Gefühle mehr als jemals einverstanden sind, doch durch den Zeitgeist befangen, in ihren wissenschaftlichen Begriffen von einander getrennt und entfernt bleiben. — Daher kömmts, dass diese Männer entweder schweigen, oder sich unter einander entgegen arbeiten, während das populäre Indifferenziren des Übersinnlichen und des Sinnlichen durch das Nichtachten des Unterschiedes und das damit zusammenhängende Indifferenziren des Rechts und der Gewalt durch Übermacht und Ohnmacht — sich lauter und allgemeiner als in irgend einem Zeitpuncte der Geschichte ausspricht, und die herrschende Gesinnung und Denkart in dem endlich auch hinzugekommenen speculativen Indifferenziren des Denkens und des Anschauens, des Seyns und der Erscheinung, des Objectiven und Subjectiven die Theorie zu ihrer Praxis aufzusuchen scheint. — Bey dieser Ansicht der Dinge glaubt *Reinhold*, dass jeder, dem die Wahrheit am Herzen liegt, und der den gegenwärtigen Zustand der Philosophie, als der angeblichen Wissenschaft der Erkenntniss der Wahrheit, mit den übrigen Zeichen der Zeit vergleicht, und beides unbefangen und ungeblendet in ernstliche Erwägung zieht, bald gewahr werden müsse, dass gegenwärtig für die Erkenntniss der Wahrheit entweder nichts, oder etwas noch nie Geschehenes gethan werden könne und müsse, und dass das Wort, welches jetzt für die Wahrheit gesprochen wird, ein völlig neues seyn müsse, wenn es anders der Wahrheit zu Statten kommen, und ein Wort zu seiner Zeit seyn soll. — Dieses völlig neue Wort muss eine uralte und höchst einfache Frage, welche die eigentliche und einzige Aufgabe für die Philoso-

phie, als Wiſſenſchaft, ausmacht, die aber beſonders in den letzteren Zeiten durch die Verhandlungen der Philoſophen von Profeſſion, über die Unerforſchlichkeit und Anſchaulichkeit, die Subjectivität, Objectivität und die Abſolutheit, ſo wie auch durch die öffentlichen Anſtalten und Vorkehrungen für das gemeine Weſen, Aufrechthaltung des Rechts und Sicherheit des Lebens und Eigenthums, nach und nach völlig unverſtändlich geworden und in Vergeſſenheit gerathen iſt, wieder öffentlich zur Sprache bringen und ſich darüber verſtändigen.

Für dieſe neue Unterſuchung iſt aber auch die günſtigſte Zeit vorhanden, weil durch den herrſchenden Geſchmack des Zeitgeiſtes die alte und ſchwer zu beſiegende Gefahr, zur Erforſchung der Wahrheit durch etwas anderes als die Wahrheit ſelbſt aufgemuntert und eingeladen zu werden, beſeitiget iſt, und das alte Miſsverſtändniſs, welches unter mancherley Geſtaltungen und Wendungen die Forſcher in Parteyen entzweyt hielt, endlich den höchſten Grad ſeiner Entwickelung und Reife erreicht hat, ſo daſs ſeine eigentlichen bisher verborgenen Elemente auffallend ſichtbar hervortreten müſſen. —

Es liegt nämlich ausdrücklich am Tage, daſs in der Idee der Wahrheit die Einheit mit der Verſchiedenheit zuſammenhängen, und daſs dieſer Zuſammenhang zum Weſen der Wahrheit gehören müſſe. Auch iſt nicht weniger gewiſs, daſs die Frage und der Streit nur das *Wie?* von dieſem Zuſammenhange betreffen müſſe, und daſs das eigentlich Auszumachende nur die beſtimmte Weiſe ſeyn könne, wie die Einheit als ſolche nothwendig und ohne Widerſpruch mit der Verſchiedenheit in der Wahrheit vereiniget ſeyn könne.

Die neueſten Dogmatiker behaupten, die Erkenntniſs der Wahrheit ergründet zu haben, weil ſie den Zuſammenhang der Einheit mit der Verſchiedenheit durch das Wegſehen vom Unterſchiede entdeckt zu haben, und in der abſoluten Identität der Einheit und des Gegenſatzes die Wahrheit an ſich ſelbſt anzuſchauen glauben; während die neueſten Skeptiker die Wahrheit für unerforſchlich und die Anerkennung dieſer Unerforſchlichkeit für das Weſen der Philoſophie erklären, weil ſie die Unmöglichkeit jedes Verſuches, den Zuſammenhang der Einheit mit der Verſchiedenheit zu erklären, einzuſehen glauben. — Dieſes Miſsverſtändniſs hat ſeinen Grund in nichts weiter, als in der herkömmlichen Vermengung und Verwechſelung der Einheit (Identität) mit dem Zuſammenhang (Nexus) und der Verſchiedenheit (Diverſität) mit dem Unterſchiede (Differenz).

Dieſe ſehr gewöhnliche Vermengung und Verwechſelung muſs unvermeidlich eine verworrene Anſicht der Wahrheit zur Folge haben, welche ſich gemeiniglich dadurch ankündiget, daſs man ſich entweder um die Idee der Wahrheit gar nicht bekümmert, oder dieſelbe nach vergeblichen Verſuchen ihrer Entwickelung dahin geſtellt ſeyn läſst. Wer aber bey dieſer Vermengung und Verwechſelung dennoch philoſophiren will, gelangt am Ende nothwendig zur Anſicht der modernen Dogmatiker, welche die Abſolutheit als Einheit der Einheit und der Verſchiedenheit anſchauen, oder der modernen Skeptiker, welche nichts als Relativität denken zu können und zu müſſen glauben. — In dieſem Nichtkennen und Verkennen der erſten Anfangsgründe der Wahrheit begegnen ſich ausdrücklich der in unſeren Tagen vollendete Dogmatismus und Skepticismus. Der Streit zwiſchen beiden wird unter einem gemeinſchaftlichen Miſsverſtändniſs und für daſſelbe geführt, und kann durch Enthüllung und Aufhebung deſſelben für die Wahrheit entſchieden werden. — So ſehr auch die Verſchiedenheit der neuen und neueſten Philoſophie in mancher Hinſicht in die Augen fällt: ſo iſt doch auch ihre gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeit dem ſcharfſinnigen Prüfer nicht weniger einleuchtend. Dieſe gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeit beſteht nämlich darin, daſs das ehemals zu weit getriebene Vertrauen auf die Begriffe nun durch ein unbeſchränktes Vertrauen auf die Anſchauung niedergeſchlagen und erſetzt wird. Das tranſcendentale, empiriſche, intellectuelle und abſolute Anſchauen bemächtigte ſich des Philoſophirens, und trat als weſentlichſte Function deſſelben auf. Dem Denken, welches ſeine alten Anſprüche auf die Herrſchaft über das Nichtdenken durch ſeine Uneinigkeit mit ſich ſelber verwirkt hatte, wurde das Anſchauen zuerſt ausdrücklich als ſeines Gleichen beygeordnet, endlich eben ſo ausdrücklich als das Herrſchende vorangeſtellt, und der Rang des durch ſich ſelbſt Wahren und Gewiſſen, welches ſonſt dem Gedanken eigenthümlich war, ging von demſelben auf die Anſchauung hinüber.

Denjenigen, welche ihre Anſchauung für die eigentliche Idee der Wahrheit halten, und als wahre Erkenntniſs geltend machen, ſteht ein nicht unbedeutendes philoſophiſches Publicum entgegen, welches theils an dem kritiſchen Beyordnen des Denkens und Anſchauens feſthält, theils zwiſchen demſelben und dem älteren Unterordnen des Anſchauens unter das Denken hin und herſchwankt. — Dieſem Publicum iſt die Idee der Wahrheit nichts weiter als der leere Begriff einer Übereinſtimmung, bey welchem von dem Übereinſtimmenden weggeſehen iſt: ihm iſt die wahre, die ergründete und ergründende Erkenntniſs der Wahrheit entweder eine ſich ſelbſt ausſprechende Unmöglichkeit, oder aufs Höchſte die ſogenannte Annäherung zu dem ewig Unerreichbaren, welche nicht weniger Unmöglichkeit iſt. — Ungeachtet aller bisherigen Verſuche, die Wahrheit zu erkennen, bleibt gleichwohl noch eine Vermuthung übrig, welche unter den ſtreitenden Parteyen bis jetzt nicht ausdrücklich zur Sprache gekommen iſt, nämlich die Vermuthung, daſs die eigentliche oder wahre Idee der Wahrheit eben ſo wenig eine Anſchauung als ein Begriff iſt und ſeyn kann. — Und wäre die Idee der Wahrheit über alles, was Anſchauung und Begriff iſt, und heiſsen kann, wirklich erhaben: ſo müſste eben deſswegen jede vorgebliche Anſchauung der Wahrheit bloſs eingebildet, und jeder Begriff derſelben leer ſeyn; und

die wahre Erkenntniſs der Wahrheit könnte nur in der deutlichen Entwickelung der von Anſchauung und Begriff ſich weſentlich unterſcheidenden Idee der Wahrheit beſtehen.

So viel iſt gewiſs, daſs es ein Gefühl der Wahrheit giebt, welches der Erkenntniſs derſelben vorgeht, und ohne welches das Beſtreben nach ihrer Erkenntniſs, oder das eigentliche Philoſophiren ſich nie würde eingefunden haben. Dieſes Gefühl, welches nicht die Idee der Wahrheit iſt, kündiget ſeine Verwandtſchaft mit der Idee der Wahrheit dadurch unverkennbar an, daſs es ſich durch kein auch noch ſo glänzendes Lehrgebäude der vernünftelnden Phantaſie, weder in allen Zeitgenoſſen, noch in den Nachkommen auf die Länge befangen und überwältigen läſst. Durch dieſes unſterbliche Gefühl behauptet die Wahrheit ihr ewiges Leben an der Menſchheit gegen alles Nichtgeachtet- und Verkanntwerden durch die Menſchen.

Nicht weniger gewiſs iſt, daſs es einen Schein des Denkens geben könne, der ſich für wirkliches Denken ausgiebt, und daſs wegen und durch dieſen Schein des Denkens das wirkliche und wahre Denken einige Zeit verkennbar und räthſelhaft werden kann, ſelbſt auch für diejenigen Forſcher, welchen durch ihr reines und lebendiges Gefühl die Erkenntniſs der Wahrheit noch ſo ſehr ans Herz gelegt iſt.

Gleichwohl behauptet das wirkliche oder wahre Denken ſeine Erhabenheit über das Scheinbare durch einen, ſelbſt in ſeinem Verkanntwerden, oberherrlichen Einfluſs auf die Methode des Verkanntwerdens ſelber; denn das Verkanntwerden geſchieht durch Anſchauung und Begriffe, und ſelbſt an den Anſchauungen und Begriffen iſt etwas Unſtreitiges enthalten, welches der Idee der Wahrheit angehört, und woran ſich das wahre Denken über kurz oder lang orientiren wird und muſs, und wodurch es über jene Anſchauungen und Begriffe hinaus zu ſich ſelber und zur eigentlichen Idee der Wahrheit gelangen wird. — Dieſes Unſtreitige iſt, daſs die Wahrheit nur in dem Verhältniſs des Erkennens und des Seyns beſtehen könne, und daſs ſich nur erſt durch dieſes Verhältniſs auch das ſtreitige Verhältniſs des vernünftigen und des ſinnlichen Erkennens, und des unbedingten und bedingten Seyns ausmachen laſſe. — Worin nun aber dieſes Verhältniſs zwiſchen Erkennen und Seyn beſtehe, iſt das Auszumachende, und daſs es weder auf dem Wege der abſoluten Dogmatiker, noch auf dem Wege der Skeptiker, noch auf dem Wege derjenigen, welche zwiſchen beiden Parteyen das Mittel halten, ausgemacht werden könne, zeigt die Geſchichte unſerer Zeit unwiderſprechlich. Gleichwohl wird es durch Vergleichung der ſtreitenden Anſichten jedem Forſcher gewiſs, daſs der alte Streit über das Weſen der Erkenntniſs der Wahrheit endlich ohne Wiſſen und Willen der ſtreitenden Parteyen zu derjenigen Vereinfachung des Streitpuncts und Beſtimmtheit der Frage gekommen ſey, durch welche jedem Parteyloſen, dem ernſtlich um die Erkenntniſs der Wahrheit zu thun iſt, die entſcheidende Antwort ſich von ſelbſt aufdringen muſs. Die einfache und beſtimmte Frage iſt dieſe: Beſteht das Verhältniſs zwiſchen Erkennen und Seyn in der unbedingten Einheit, oder nur in der bloſsen Verſchiedenheit, oder aber in dem Verhältniſs der Einheit zur Verſchiedenheit, und kann dieſes Verhältniſs Gleichheit, Verwandtſchaft, Ähnlichkeit, Annäherung ſeyn und heiſsen? — Die Antwort auf dieſe Frage muſs, um von den neuen und alten Streitigkeiten frey zu bleiben, von dem ausgehen, was keinem Streite unterworfen, ſondern an und für ſich gewiſs iſt, und erſt von dieſem Unſtreitigen und an und für ſich Gewiſſen aus können die Streitigkeiten gehoben, und die Wiſſenſchaft begründet werden. Dieſes Unſtreitige, an und für ſich Gewiſſe, von dem die philoſophiſche Unterſuchung ausgehen muſs, beſteht in nichts weiter als in dem, daſs die *Einheit die Einheit*, und *die Verſchiedenheit die Verſchiedenheit* ſey.

Worin das Verhältniſs der Einheit zur Verſchiedenheit beſtehe, und umgekehrt das Verhältniſs der Verſchiedenheit zur Einheit, warum dieſe zwey Verhältniſſe nicht eines, und warum das erſtere voranſtehen müſſe, muſs ſich erſt aus der Entwickelung und durch die Entwickelung ergeben. Dieſes Verhältniſs der Einheit zur Verſchiedenheit, und umgekehrt, iſt das noch unaufgelöſte Räthſel, vor deſſen Auflöſung die Philoſophie nicht aufhören kann, mit der Mode zu wechſeln, bald aus der Mode, bald wieder in dieſelbe zu kommen, und im Gebiete ihrer Wiſſenſchaft durch doppelſinnige Kunſtworte über das Princip, das Unſtreitige, die Wahrheit zu ſtreiten, während die eigentliche, den ſtreitenden Parteyen unbekannte, Veranlaſſung des alten Miſsverſtändniſſes durch die Herkömmlichkeit und Gemeinüblichkeit gehaltloſer Formeln verborgen, und im Verborgenen aufbewahrt wird.

Aus der richtigen Entwickelung aber jenes Verhältniſſes ergiebt ſich dann auch das wahre Verhältniſs zwiſchen Erkennen und Seyn, Unbedingtem und Bedingtem, Überſinnlichem und Sinnlichem, Subjectivem und Objectivem, Seele und Leib, und allem, worüber die Philoſophie Aufſchluſs zu geben hat, und geben kann. — Eine ſolche Entwickelung, die mit der beſtimmteſten Präciſion die möglichſte Vollſtändigkeit verbindet, liefert die angezeigte Fibel. Möchte ſie einer ernſtern Aufmerkſamkeit und einer parteyloſern Prüfung gewürdiget werden, als einige von den letztern Schriften deſſelben Verfaſſers! Dieſs muſs der ſehnliche Wunſch Aller ſeyn, welchen die Wiſſenſchaft und die wichtigſten Wahrheiten für die Menſchheit nahe am Herzen liegen. Denn wer auch die Anſichten des Vfs. nicht als die Seinigen anerkennen kann, wird doch, falls er ſie kennt, und mit parteyloſer Wahrheitsliebe beurtheilt, geſtehen müſſen, daſs *Reinholds* Syſtem eine ganz eigene Stelle in der Geſchichte der Philoſophie verdiene, und ſchon deſshalb allen Liebhabern der Philoſophie empfohlen ſeyn müſſe. — Das *Reinhold*'ſche Syſtem iſt eben ſo weit vom Dualismus als vom Pantheismus

entfernt: von jenem, indem es ausdrücklich leugnet, dass es zwey von einander unabhängige Wesen geben könne; von diesem, indem es weiss, dass Gott als das denkende Urwesen, und als das schaffende Princip — über dem Wesen der Dinge, über der Natur im Allgemeinen, und auch über dem erzeugenden Princip stehe, und dass also nicht das Wesen der Dinge, nicht die Natur, nicht das erzeugende Princip Gott seyn könne. Durch seine Unwandelbarkeit und Bestimmtheit schliesst es auch allen Skepticismus und Indifferentismus aus, und giebt sehr wichtige und bedeutende Aufschlüsse über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit. Es wäre zu wünschen, dass diese letztere praktische Seite des Systems mehr als bisher herausgehoben, und dargestellt, und das Verhältniss derselben zu den übrigen Philosophieen der Zeit, besonders in Hinsicht auf das Einzelne, gezeigt würde; vielleicht könnte dieses mehr zur Empfehlung beytragen, als alle bloss theoretischen Darstellungen, welche bis dahin versucht wurden. Der Vf. scheint einigermassen derselben Meinung zu seyn, indem er seine Leser zuerst auf die Schlussanmerkung, in welcher die Resultate des Systems enthalten sind, verweiset; und wir können desshalb nicht umhin, einige Stellen aus dieser Schlussanmerkung zum Schlusse dieser Anzeige wörtlich beyzusetzen. Sie sind folgende:

„Das wahre Philosophiren geht von der Unterscheidung der Einheit als solcher in ihrem Verhältniss zur Verschiedenheit, folglich vom Denken in seiner Anwendung, als dem Mittelpuncte aller Einverständigung aus — und steigt durch die Analysis der besagten Einheit bis zum Leben, als der Offenbarung des denkenden Urwesens an der Natur im Allgemeinen hinauf, und von diesem, als von dem obersten Grenzpuncte der wahren Erkenntniss der Wahrheit herunter zum menschlichen Einzelwesen als solchem in seiner Gattung, welches die Offenbarung des denkenden Urwesens als solche im denkenden Einzelwesen und der unterste Grenzpunct der wahren Erkenntniss der Wahrheit ist. — Sonach gelangt das Denken, welches in der Analysis seiner Anwendung im individuellen Bewusstseyn des Philosophirenden von sich selbst ausging, durch die Vollendung dieser Analysis als der philosophischen Erkenntniss in ihren Elementen wieder zu sich selber als zum Denken im menschlichen Individuum als solchem in seiner Gattung zurück. In der menschlichen Individualität als solcher in ihrer Gattung, besitzt das philosophische Wissen nicht mehr und nicht weniger als die Charaktere der Wahrheit im Allgemeinen, oder die Elemente der wahren Erkenntniss im Menschen, und in diesem Sinne ist das philosophische Wissen die Erkenntniss der menschlichen Natur, und der Mensch findet die Wahrheit nur in seinem Bewusstseyn." —

„Durch unser Menschenwesen in seiner Gattung gehören wir mit allen vernünftigen Einzelwesen im Reiche des vernünftigen Urwesens in eine Classe, und sind, sobald unsere Individualität einmal zu seiner Erkenntniss gelangt ist, und das Leben an sich mit unserer Individualität sich vereiniget hat, schon diesseits des Grabes zum unsterblichen Leben erwacht. Aber durch unsere Specialität, die uns als Bewohnern dieses Erdballs in dem von unserer Sonne beherrschten Weltgebäude eigenthümlich ist, unterscheiden wir uns als irdische Menschen, und als sterbliche von unserer unsterblichen Gattung, durch die wir zu Bürgern des Reichs Gottes berufen sind. So viel weiss der Philosoph im Allgemeinen und durchs Allgemeine. Das Besondere aber und Individuelle der besagten Species — die sich voreilig für die Menschengattung ausgiebt — das Besondere dieses Erdballs, dieses Sonnensystems, vermag auch der Philosoph nur analogisch, empirisch, erfahrungsmässig, sinnlich kennen zu lernen: durch empirische Naturlehre, empirische Psychologie, empirische Physik, für welche Letztere allein die Mathematik vermittelst der Lehre vom Körperwesen, und Maass und Zahl, reine Verstandeserkenntnisse an die Hand zu geben vermag."

„Von dem Besonderen und Einzelnen auch nur eines einzigen Individuums ist für kein denkendes Einzelwesen, eine reine, die Individualität, wie sie an sich und der Wahrheit nach ist, erkennende Erkenntniss möglich. Die reine Erkenntniss des Individuellen ist allein dem denkenden Urwesen eigenthümlich, welches alle und jede Einzelwesen erkennt, weil alle und jede nur durch sein göttliches Denken sind, was sie sind, ist das Vorrecht unseres himmlischen Vaters, der unsere Haare auf unserem Haupte gezählt hat, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und dessen specielle und individuelle Vorsehung auf dem Gebiete der empirischen Erkenntniss Geheimniss und Gegenstand des Glaubens — für die reine Erkenntniss aber und im Allgemeinen eben der hauptsächlichste Gegenstand des philosophischen Wissens ist."

Nachdem der Vf. das Verhältniss des philosophischen Erkennens zur Empirie bestimmt, die Geschlossenheit und Unwandelbarkeit von jenem, so wie auch die Unendlichkeit und Wandelbarkeit von diesem dargestellt hat; nachdem er ferner den Unterschied zwischen dem reinen oder wahren und dem gewöhnlichen Denken angegeben hat: beschliesst er das Buch mit folgenden Worten: „Endlich, da die wahre Erkenntniss der Wahrheit ihrem Wesen nach in der Offenbarung Gottes an der Natur am menschlichen Einzelwesen besteht: so ist alle sogenannte Moralität, die nicht ihrem Wesen nach wirkliche und ausdrückliche Religiosität ist, Widerspruch an sich selber, täuschender Schein, Wahn unseres Eigendünkels. Das durch die Wahrheit, als solche, bestimmte Thun und Lassen des Menschen, die wahre moralische Güte, die innerliche Rechtschaffenheit, kann allein in der Furcht und Liebe Gottes bestehen, welche aus jener in das menschliche Bewusstseyn eingetretenen Offenbarung entspringt, und die Triebfeder und Richtschnur des menschlichen Handelns als eines der Natur gemässen Lebenswandels wird. Indem sich die individuellen Veranlassungen unseres Handelns, welche immer nur in empirischen Erkenntnissen bestehen können, an die einmal ins Bewusstseyn eingetretene reine Erkenntniss anschliessen: tritt die Wahrheit als solche an die Stelle der durch sie verdrängten Willkühr oder Selbstheit im Menschen, und beherrscht die Selbstliebe, welche sich selbst überlassen, oder der Verwirrung des Übersinnlichen und des Sinnlichen preiss gegeben, in Eigennutz und Wohllüstigkeit übergeht. Nur die wahre, aus dem Urwahren hervorgehende und zu demselben zurückführende Erkenntniss, nur das Vor-Augenhaben Gottes in der Wahrheit kann in dem gebrechlichen Menschen die übermenschliche Kraft ausmachen, die das Wesen der wahren Tugend ist, und die allein den Entschluss: *für die Pflicht es mit jedem Reize und mit jedem Schrecknisse der Sinnlichkeit aufzunehmen*, ohne Anmaassung zu begründen, und zu der Wirklichkeit auszuführen vermag. Diese Kraft, das Göttliche im Menschen, kann weder in der Erfahrung, noch in der Speculation gesucht und gefunden werden: sie wird vielmehr in beiden auf die mannichfaltigste Weise verkannt, gemissdeutet und verleugnet. Aber sie ist von jeher bey allen Gewissenhaften aus dem Gefühle der Wahrheit im Glauben des Gewissens hervorgegangen. Gleich wie endlich dieser Glaube von jeher in den Besseren unter den Erdenbewohnern gegen den vulgaren und gegen den speculirenden Aberglauben und Unglauben gekämpft und gezeugt hat, und nie aufhören wird zu kämpfen und zu zeugen: so wird er auch für das einmal errungene philosophische Wissen, und dieses wird für ihn kämpfen und zeugen; und Beide werden ungemischt und ungetrennt mit einander ihre gemeinschaftliche Angelegenheit geltend machen, auf dass *die Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden.*"

T. u. B — z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 APRIL, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Systematisches Handbuch der Staatswissenschaft, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Literatur derselben.* Von D. *Friederich Benedict Weber*, ord. Prof. der Ökonomie- und Cameral-Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder. Erster Band. Erste Abtheilung. 1804. XXVIII u. 676 S. Zweyte Abtheilung. 1805. XX u. 798 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Den Zweck dieses Werkes giebt der Vf. dahin an: in einer möglichst strengen systematischen Ordnung, mit der möglichsten Vollständigkeit, in einer zweckmäfsigen Kürze des Vortrags, den Umfang und die Gegenstände der Staatswirthschaft, d. h. der Policey- und Finanz-Wissenschaften zu untersuchen und aus einander zu setzen, u. s. w. In sofern also der Vf. unter *System* eine nach irgend einem Plane geordnete Darstellung der Gegenstände einer Wissenschaft versteht, wollen wir über den Zweck und Titel des Werks nicht mit ihm rechten; in sofern aber unter System die Zurückführung der Wissenschaft auf ihr Princip und die Entwickelung derselben aus diesem Princip und nach der Ordnung, welche dem Princip selbst entspricht, verstanden wird, in sofern können wir der Arbeit des Vfs. dieses Prädicat keineswegs zugestehen.

Die in neueren Zeiten häufigen Bearbeitungen der sogenannten Staats-Wirthschaft sind — des philosophischen Firnisses ohngeachtet, mit dem man sie zu überziehen suchte, und der insbesondere bey den brittischen und französischen Schriftstellern sichtbar ist — grossentheils in den Grenzen der Empirik stehen geblieben. Daher die Heterogenität, die Verworrenheit, die Vermischung dessen, was man gewöhnlich Praxis und Theorie nennt; — über welche der Vf. mit Recht klagt. Aus *diesem* Gesichtspuncte hat allerdings jede geordnete Anreihung der Gegenstände dieser Wissenschaft selbst dann ihr unverkennbares Verdienst, wenn sie auch auf keinem Princip ruht, indem sie doch ein gefügtes Ganzes bildet, das dem philosophischen Forscher die wahrhaft systematische Anordnung, durch die Klarheit der Übersicht des Umfangs, erleichtert. Hat eine solche Darstellung zugleich den Vorzug der Deutlichkeit und Vollständigkeit in Beziehung auf die empirische Masse: so ist sie in sofern allerdings für die Wissenschaft selbst Gewinn. Nur muss sie dann diese Vortheile nicht durch Theorieen verkümmern, welche, indem sie sich, bey philosophischer Sichtung, als geistlos aussprechen, die Verarbeitung der Materialien erschweren, und statt die Wahrheit zu befördern, ihrer Ergründung vielmehr neue Hindernisse in den Weg legen. So sehr wir in dieser Hinsicht zweifeln müssen, dass dieses Werk, wie der Vf. glaubt, dem angehenden *theoretischen* Staatswirthe nützlich seyn könne: so sehr hätten wir gewünscht, er möchte sich überhaupt gar nicht in das Gebiet der Theorie gewagt, sondern einzig darauf eingeschränkt haben, die Ansichten der Staatswirthschafts-Lehrer ohne eigenes Urtheil vorzutragen, oder, wenn auch dieses unvermeidlich war, sich dabey immer, ohne Rückblicke auf eine schwankende, nicht philosophisch begründete, also allenthalben als incohärent sich aussprechende Theorie, auf den einzelnen Gegenstand zu beschränken. Dann würde das unleugbare Verdienst dieser Bearbeitung, vorzüglich so viel die staatswirthschaftliche *Literatur* betrifft, reiner, und der Gewinn für die Wissenschaft bedeutender ausgefallen seyn.

Aus diesem Gesichtspuncte würde der gelehrte Vf. der Nachsicht der Kritik keineswegs bedürfen. Sie würde ihm vielmehr für den hohen Grad von Studium und Fleiss, der in diesem Werke unverkennbar ist, Dank wissen; ja sie muss ihn unter dieser Bedingung allerdings zu dessen Fortsetzung ermuntern. Desswegen können beynah alle Erinnerungen, welche die Kritik bey diesem Werke zu machen hat, nur den gänzlichen Mangel eines wirklichen Systems, und die unvermeidlichen Folgen dieses Mangels treffen, nämlich die Unrichtigkeit des bey weitem gröfsten Theils der theoretischen Sätze, welche der Vf. aufstellt. Um diess *vollständig* zu beurkunden, müfste man allerdings ein eigenes Buch schreiben. Wir können also, nach dem Raume dieser Blätter, dem Anspruche, den der Vf. und das Publicum auf Beurkundung hat, anders nicht Genüge leisten, als indem wir 1) einige der theoretischen Hauptsätze prüfen, auf welche der Vf. sein sogenanntes System baut; 2) bey einzelnen Gegenständen die Irrthümer bezeichnen, welche in dem theoretischen Theile seines Werkes, aus dem gänzlichen Mangel eines Princips, unvermeidlich entstehen mussten.

Vorher aber noch einige Worte über das, was der Vf. *systematische* Anordnung nennt. Er theilt nämlich die Staatswirtschaft in die Policey- und Finanz-Wirthschaft. Von dieser Eintheilung, über die wir uns sogleich weiter äussern werden, ausgehend, enthält der erste Band, ausser der *Einleitung* in die

Staatswirthschaft, die *erste* Hauptabtheilung, nämlich das System dessen, was er *Policey*-Wissenschaft nennt; und das in der zweyten Abtheilung des ersten Bandes fortgesetzt wird. Der *zweyte* Band soll die Finanzwissenschaft enthalten.

Von der Policeywissenschaft begreift, nach des Vfs. Angabe, die erste Abtheilung des 1sten Bandes, ausser der *Einleitung*, den ersten oder *theoretischen* Theil der Policeywissenschaft. — Die einzelnen Unterabtheilungen, in welche Hr. *Weber* sein System zerstückelt hat, hier sämmtlich anzugeben, würde uns zu weit führen, und wir können darüber um so ruhiger auf das Werk selbst verweisen, als diese Zerstückelung, so geordnet sie erscheinen mag, doch an sich blofs willkührlich ist.

Wir kommen also nun auf die Prüfung einiger der Hauptsätze, auf welche der Vf. das, was er sein System nennt, gestützt hat. In der *Einleitung* in die Staatswirthschaft treffen wir sogleich S. 3 auf den Begriff des *Staatsvermögens*. Unter diesem versteht Hr. *W.* „eine *Vereinigung* (?) alles der Masse der Staatsbürger zustehenden Vermögens;" und dieses Vermögen selbst soll nach ihm bestehen: „in dem materiellen, ausser dem Menschen befindlichen, sogenannten irdischen (!!) Gut, und in der Arbeit der Staatsbürger." Er versteht also unter Staatsvermögen einmal den Stoff und die Hervorbringungskraft, und darin hat er an sich ganz Recht; nicht aber, wenn er dieses Vermögen *Staats-Vermögen* nennt. Denn wie will er alsdann denjenigen Theil desselben nennen, den er eben allda dem Staate, oder vielmehr, wie er dann richtiger hinzusetzt, der obersten Staatsgewalt (Staatsverwaltung) als unmittelbares Staatseigenthum zutheilt? — Wir übergehen die gefährlichen Folgerungen, welche sich aus dieser Form der Darstellung ziehen liessen, und bemerken nur, dass Hr. *W.* unter dem, was er Staatsvermögen nennt, offenbar das Volks-, das National-Vermögen versteht. Aber in welchen Widerspruch mit sich selbst verfällt er nicht, wenn er, wahrscheinlich von *Smiths* einseitigen Ansichten verleitet, S. 4 die Arbeit den unmittelbaren Fonds alles Einkommens einer Nation nennt, da sie doch gröfstentheils ohne Stoff sich gar nicht zu äussern vermag! Von nun an reihen sich denn freylich Irrthümer an Irrthümer; denn so heisst es gleich darauf: Der Betrag des gesammten Nationaleinkommens mache den Nationalreichthum aus! — Reichthum ist ja nach dem klaren Begriffe des Worts nur die höchste Stufe der Vollkommenheit des Nationalvermögens. Indess giebt der Vf. doch am Ende dieses Paragraphs, obgleich abermals in schiefen Ausdrücken, die sichere Begründung (Erhaltung, Bewahrung) des Nationalvermögens und Erhöhung desselben zum Nationalreichthum, als den Zweck der Staatswirthschaft an. Ob man nun gleich diesen Satz aus der dunkeln Darstellung erst hervorgraben muss: so steht er denn doch wahr und richtig, wie er ist, da, und nun hofft man, den Vf. auf dem richtigen Wege zu finden. Mit welchem Erstaunen sieht man also in den folgenden §§., dass er aus jenem von ihm selbst richtig dargestellten Satze eine ihm durchaus fremde Definition der Staatswirthschaftswissenschaft abzieht. (Dass die Benennungen Cameralwissenschaft, Staatspoliceywissenschaft u. s. w. gänzlich falsch sind, hätte hier in der Note doch bemerkt werden sollen.) Hr. *W.* definirt nämlich die Staatswirthschaft als die Wissenschaft, welche die Grundsätze und Regeln lehre, nach welchen der Staat (soll heissen die Staatsverwaltung) sowohl selbst für das gesammte Staatsvermögen (Nationalvermögen) zu sorgen, (nämlich für dessen Erhaltung und Vereinnehmung) dasselbe (zu jenem Zweck) zu leiten und zu verwalten (mit nichten!), „als auch aus demselben, oder dessen Ertrag, einen gewissen Theil als öffentliche, oder Staats-Einkünfte zu erheben habe, um so (!) den möglichst gröfsten Nationalreichthum zu begründen" u. s. w. Wie kommt nun auf einmal die Verwaltung der Staatsverwaltungs-Einkünfte (die Finanzwirthschaft) in den Begriff von Staatswirthschaft, nachdem doch der Vf. selbst unmittelbar vorher deren Gegenstand richtig angegeben hatte? Dass die Wissenschaft der Verwaltung der Staatsverwaltungs-Einkünfte ein Zweig der Staatshaushaltung sey — wer wird das leugnen? Aber was hat sie mit dem Nationalvermögen zu schaffen? Allerdings müssen alle Zweige der Staatshaushaltung mit den Gesetzen der Staatswirthschaft zusammenhangen; eben desswegen ist diese ein Theil der Staatshaushaltung. Das Nationalvermögen kann schwer zum Reichthum schreiten, wenn die Staatsfinanzen schlecht verwaltet werden; das ist aber bey allen Zweigen der Staatshaushaltung der Fall; denn so kann z. B. bey einer fehlerhaften Civilgesetzgebung und Justizverwaltung das Nationalvermögen sich auch nicht vermehren. Desswegen sind diese jedoch kein Theil der Staatswirthschaft; alle aber, wie wir sogleich sehen werden, Theile der Staatshaushaltung, mithin im schwesterlichen Bunde. Der vom Vf. selbst richtig angegebene Gegenstand der Staatswirthschaft ist vielmehr: Bewahrung des Nationalvermögens, also des Nationalstoffs und der Producte; und Erhöhung beider. Das sind ihre Grenzen, als Wissenschaft. Aus jener durchaus irrigen Ansicht fällt nun der Vf. im 3 §. in die gänzlich geistlose Abtheilung der Staatswirthschaft in Policeywissenschaft und Finanzwissenschaft. Und diess ists, was denn dem ganzen Werke den Stempel des Mangels alles philosophischen Princips aufdrückt.

Was er unter der Finanzwissenschaft versteht, wissen wir bereits. Wir lassen die von ihm gegebene Definition auf sich beruhen; sie selbst beurkundet, dass sie der Staatswirthschaft ganz fremd ist, so wie das, was er S. 6 und 7 ferner über Finanz- und Cameral-Wissenschaft sagt, eine gänzliche Verwirrung aller richtigen Begriffe. — Nach Abzug der Finanzwirthschaft bleibt ihm für die eigentliche Staatswirthschaft dasjenige übrig, was er Policeywissenschaft nennt und also definirt: „Die Wissenschaft, welche die Grundsätze und Regeln lehrt, das Staats- (National-) Vermögen durch Abwendung

oder Verhütung aller dasselbe betreffenden gemeinschädlichen Übel zu erhalten, zu sichern, und *so* das Beste desselben zu befördern."

Das Unrichtige dieser Definition zeigt sich von selbst. Der Zweck der Staatswirthschaft wäre also nur die *Abwendung* des Übels? alle active Beförderung des Nationalreichthums wäre also von ihr ausgeschlossen? Wer mag ihre Grenzen dahin einengen? — Dass bey *betreffenden* Übeln keine *Verhütung* mehr möglich sey, versteht sich ohnehin. Und was heisst das: *gemeinschädliche* Übel? An sich ist jedes Übel *schädlich*, und die Staatswirthschaft soll, wenn auch ihr Spielraum einzig aufs *Verhüten* eingeengt ist, doch wohl nicht bloss solche Übel verhüten, die alle Staatsbürger treffen würden. Das National-Vermögen ist aus dem einzelnen Vermögen aller Staatsbürger zusammengesetzt. Und kein einzelnes Vermögen kann vermindert, beschädiget werden, ohne Nachtheil für das Ganze.

Indess sind wir vielleicht im Grunde mit Hn. *W.* einig, wenn er sich schon nichts weniger als bestimmt ausgedrückt hat; allein rechtfertigen lässt es sich durchaus nicht, wenn er das, was eigentlich einzig für die Staatswirthschaft übrig bleibt, Policeywissenschaft nennt, also, seinem eigenen Begriffe von Staatswirthschaft untreu, zwey ganz verschiedene und abgesonderte Wissenschaften zusammenwirft. Offenbar ist er dazu verleitet worden, weil er die Finanzwirthschaft als einen Bestandtheil der Staatswirthschaft betrachtete, der sie durchaus nicht ist. Wollen wir indess der furchtbaren Folgen nicht gedenken, welche die Ausdehnung des Worts *Policey* und der Missbrauch desselben nach sich gezogen, und die als die treue, nie fehlende Gehülfin des regellosesten Despotismus der Menschheit vielleicht tiefere Wunden als die verderblichsten Kriege geschlagen hat: so zeigt sich doch in des Hn. *W.* eigenem Werke auf die auffallendste Weise, wie viel seine Definition für das Definitum zu eng ist; so liesse sich doch wohl der ganze Abschnitt von der medicinischen Policey u. s. w. nur durch die gewaltsamsten Zerrungen und Renkungen, unter dem oben angegebenen von ihm angenommenen Begriffe von Staatswirthschaft, *sub voce Policey*, subsumiren.

Und überhaupt, was soll denn diese Tendenz, die Wissenschaften durch Terminologiekargheit zu generalisiren? — Ist es denn dem ruhigen und menschenfreundlichen Beobachter nicht klar, dass sie den gefährlichsten Leidenschaften der Macht, der Herrschsucht, dem Stolze, der Eitelkeit fröhnt, und dass es mit der Menschheit nicht besser wird, bis die Rechte und Pflichten der Staatsverwaltung gerade durch Specialisirung der Wissenschaften, und, was die unmittelbare Folge davon ist, durch klare und schneidende Bestimmung ihrer Grenzen, in allen Zweigen der Staatshaushaltung, ihre unverrückbaren Marksteine erhalten werden? — Man sieht nun aus Obigem, an welchem Hauptgebrechen das vorliegende Werk krankt. Die wahre Staatswirthschaftskunde ist in der Policey und — nach dem, was noch folgen soll — in der Finanzwissenschaft ertränkt.

Das, was wir davon vor uns liegen haben, und, nach jener richtig gestellten Ansicht, einzig als *Policey*-Wissenschaft in dem weitesten Sinne dieses Worts betrachten können, ist allerdings eine schätzbare Zusammenstellung. Aber auch ihr fehlt es freylich an einem Princip, und muss, nach allem bisher Gesagten, daran fehlen. Doch diese Lücke ist zu ergänzen, sobald ein festes Princip für die Staatspolicey aufgefunden ist. Daran haben aber leider! unsere Policeyschriftsteller bisher nicht gedacht, und doch thut es so sehr Noth, wenn nicht die Policey in ein uneingeschränktes, mit dem Grundprincip der Staatsvereine unvereinbares Recht ausarten soll, *alle* Handlungen der Staatsbürger despotisch nach einem willkührlichen Zweck zu leiten, die Staatsbürger in Maschinen zu verwandeln, und alle bürgerliche Freyheit gänzlich zu vernichten.

Wir gehen nun zwar zu den einzelnen Bemerkungen über; wir müssen aber dabey immer darauf zurückblicken, dass diese theils in dem oben bemerkten Hauptgebrechen ihren Grund haben, theils wieder auf dem Mangel eines Princips der Staatspolicey beruhen. Wir heben also nur solche aus, die zu Beurkundung unseres Urtheils über den Geist des Werks im Ganzen dienen, und auch bey diesem können wir uns nicht weiter ausdehnen, als es der Raum dieser Blätter gestattet.

So erklärt S. 7 der Vf., dass die Staatswirthschaft, obwohl sie allerdings als eine für sich bestehende Wissenschaft anzusehen sey, dennoch einen Theil einer grösseren Wissenschaft, nämlich der *gesammten* Cameralwissenschaft ausmache. Wir wollen dem offenbaren Widerspruch, der schon in diesem Satze liegt, nachsehen; aber unbegreiflich ist es allerdings, wie der Vf. die Staatswirthschaft, als deren Gegenstand er doch selbst die Bewahrung und Erhöhung des Nationalvermögens anerkennt, für einen Theil der Cameralwissenschaft angeben mag, mit welcher sie, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche dieses Worts, nicht die mindeste Verwandtschaft hat; denn sie geht von ganz anderen und höheren Zwecken aus. Allein die gleich nachfolgende Definition der Cameralwissenschaft überhaupt zeigt, dass der Vf. von der Staatswirthschaft gar keine klare Ansicht hat; er verwirrt diese Begriffe noch mehr, indem er eingesteht, dass die Cameralwissenschaften zu der noch ausgebreiteteren Wissenschaft der *Staatsregierungskunst* gehöre. Um uns in diesem Chaos von widersprechenden Sätzen für die klare Ansicht unseres Urtheils einen Leitfaden zu verschaffen, sehen wir uns also gezwungen, die richtige Abtheilung und Unterordnung dieser hier durch einander geworfenen Wissenschaften aufzustellen.

Staatshaushaltungskunde ist nämlich *die* Wissenschaft, welche die Grundsätze enthält: wie der Staatsverein *seinem Zwecke gemäss zu leiten sey.* — Theile dieser Staatshaushaltungskunde sind: *Staatswirth-*

schaftskunde, und deren Gegenstand die Bewahrung und Erhöhung des Nationalvermögens. *Staats-Finanz-Wirthschaftskunde*, die Lehre, das zu Erhaltung des Staatsvereins erfoderliche Staats-Verwaltungsvermögen, den Staatsschatz, *zweckmäſsig* zu sammlen und zu verwalten. — *Staats-Policeykunde.* Von dieser ist zwar noch immer eine schneidende Definition erst zu finden. Sie kann aber keinen anderen als den negativen Gegenstand haben, alles, was das physische und sittliche Wohl der Staatsbürger in strengem Bezug auf den gesellschaftlichen Verein gefährden könnte, abzuhalten; und endlich die *bürgerliche, peinliche Staats-Gesetzgebungskunde*, deren Gegenstand ist die Sicherung des Eigenthums der einzelnen Staatsbürger im weitesten Sinne dieses Worts, in dem er zugleich Freyheit, Persönlichkeit umfaſst.

In obige sonach wirklich *einzeln für sich bestehende* Wissenschaften löst sich die ganze Staatshaushaltung auf. Der Mangel einer klaren Ansicht hierüber ist aber Schuld, daſs die staatswirthschaftlichen Schriftsteller alle jene Wissenschaften durch einander geworfen, und insbesondere die sogenannte *Policey*-Wissenschaft zu einem ungeheueren Umfange ausgedehnt haben; wodurch sie in zahllose Widersprüche gefallen sind. Allerdings hat jede dieser Wissenschaften, in ihrer untergeordneten Eigenschaft als Theil der Staatshaushaltungskunde, ihr eigenes, geschlossenes Gebiet, ob es uns gleich unmöglich fällt, hier den umständlichen Beweis davon zu führen. Das oben angegebene Princip der Staatshaushaltungskunde bewacht die Grenzen dieser Gebiete; und wenn die Staatspolicey oft mit der Staatswirthschaft zusammen zu flieſsen scheint: so kommt es einzig daher, weil der Begriff der Staatspoliceykunde noch nicht schneidend genug bestimmt, obwohl allerdings bestimmbar ist.

Es würde uns zu weit führen, aus einander zu setzen, wie wenig dann das Princip, welches der Vf. S. 9 von der Staatswirthschaft angiebt, mit dem reinen Begriffe dieser Kunde sich vereinen lasse; indem er es theils dahin einengt, daſs die Arbeit der Nation nicht beschränkt werde, also die Vermehrung des Stoffs ausschlieſst, und ihr wieder einen bloſs negativen Spielraum zuweiset, theils abermal die Finanzwissenschaft in die Definition der Staatswirthschaftskunde aufnimmt. Unmöglich kann man ferner dem Vf. beypflichten, wenn er S. 12 das physiokratische und landwirthschaftliche System als gleichbedeutend annimmt; noch weniger, wenn er behauptet, das landwirthschaftliche System beschränke die Manufacturen und Fabriken, vermindere die Quantität der Waaren oder Kunstproducte, und ziehe einen hohen Preis derselben herbey. Gerade umgewendet: die Erhöhung der Masse der Urproducte schafft Fabriken und Manufacturen; denn woher nehmen denn diese den bey weitem gröſsten Theil ihres Materials? Gerade die *Vermehrung* der Urproducte *vermindert* deren Preis, und macht also dadurch dem Fabricanten möglich, wohlfeiler zu arbeiten. Der Vf. fährt dann fort, das System der vorzüglichen Begünstigung des Ackerbaues, der Urproduction — denn das ist es ja eigentlich und einzig, was man unter Landwirthschaftssystem verstehen kann — mit dem physiokratischen System zu vermischen, das, weil es den Ackerbau als die Urquelle alles National-Reichthums angab, von ihm ausschlieſsend alle Abgaben erheben wollte. Man ist nun längst aufgeklärt, daſs das Ganze ein leerer Wortstreit war, der gar keiner ernsten Prüfung mehr bedarf: so wie wir denn auch wirklich erstaunten, von Hn. *W.* den längst verworfenen Satz S. 18 wieder ernstlich behaupten zu hören: Manufacturisten gehörten zu der unproductiven Classe; und dabey zum Beweis die bekannten *Quesnoy*'schen Tabellen angeführt zu sehen, über deren Gehalt doch kein denkender Staatswirth mehr zweifelhaft seyn, oder sie für etwas weiter als eine witzige Spielerey ansehen wird. Die ganze Sache hätte in unseren Zeiten einzig historisch angeführt werden sollen. Leider hat Hr. *W.* einen anderen Weg betreten, ist aber bey der Prüfung dieses Systems eben deſswegen in nicht geringe Inconsequenzen verfallen. Denn so bekennt er S. 25, im Widerspruch mit S. 18, die sogenannte sterile Classe sey in der That nicht ganz (!) unfruchtbar. Er behauptet S. 27, das System der Physiokraten habe *vieles Gute*; es hebe aber vieles die *Möglichkeit seiner Anwendung* auf!! u. s. w. Man sieht die Verworrenheit der Begriffe auch aus dem historischen Grunde, den der Vf. gegen das Landwirthschaftssystem anführt, daſs nämlich der einzige Versuch zu dessen Einführung im Badischen miſslungen sey. Bekanntlich betraf dieser nur das physiokratische Auflagensystem; und daſs er dort miſslang, war wohl nicht zu verwundern, denn der Versuch wurde, wie Rec. aus dem Munde des ehrwürdigen Markgrafen, nachherigen Kurfürsten und Groſsherzogs, weiſs, auf ein *einzelnes* Dorf bey Pforzheim eingeschränkt!

Überhaupt ist diese ganze Sache nun, wo man über die Bestandtheile des Nationalvermögens, und die Quellen des Nationalwohls weit mehr im Reinen ist, gar keiner Würdigung mehr werth. Wenn daher der Vf. S. 35 §. 11 zu dem *wahren* System, nämlich dem der natürlichen Freyheit zurückkehrt: so ist um so mehr zu bedauern, daſs er, statt, wie hier der Ort war, und wie es die Pflicht des staatswirthschaftlichen Schriftstellers unerläſslich heischt, die offenbare Wahrheit, also Nothwendigkeit dieses Systems für alle Staaten, darzustellen, sich in der Behauptung umherdreht, die Anwendung desselben sey bey der ungleichen Cultur u. s. w. nicht möglich! Die Nichtbefolgung kann der Staatswirthschaftslehrer zwar geschichtlich anführen, aber nie muſs er sich irgend eine Äuſserung erlauben, die dem ohnehin nur allzuregen Geist des Egoismus der Regierungen schmeichelt. Vielmehr muſs er stets für das, was er als wahr, mithin als nothwendig, und also auch als möglich erkennt, seine weltbürgerliche Stimme erheben.

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 APRIL, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Systematisches Handbuch der Staatswissenschaft. mit vorzüglicher Rücksicht auf die Literatur derselben.* Von *Friedrich Benedict Weber* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nimmermehr können wir ferner in der folgenden Einleitung zum System der von Hn. *W.* sogenannten Policeywissenschaft (S. 64. §. 1) die Definition unterschreiben, „dass sie die Wissenschaft sey, welche die Grundsätze und Regeln lehre, das Staats-*Vermögen* durch Verhütung aller *gemeinschädlichen* Übel zu erhalten u. s. w." Der Vf. mag hier nun unter Staatsvermögen das National-, oder das Staats-Verwaltungsvermögen verstehen: so ist die Definition ganz unrichtig; denn jenes ist der Gegenstand der Staats-, dieses der Finanz-Wirthschaft. Auch hier werden also wieder alle Begriffe durch einander geworfen; und Hr. *W.* hat zu den 24 unlogischen Definitionen der Policeywissenschaft, die er in der Note anführt, leider! die 25ste hinzugefügt. — Eben so irrig ist es, wenn S. 65 behauptet wird, es sey dem *Staate* (soll heissen der Staatsverwaltung) durchaus unmöglich und es existire daher für ihn (sie) kein Recht noch Pflicht, das positive Glück der Bürger zu befördern und zu verbreiten. — Allerdings hat die Regierung diese Pflicht; und dass sie wirklich im Begriffe vom Staat liege, ist von philosophischen Staatswirthschafts-Lehrern gründlich dargethan worden. — Der vom Vf. angegebene Grund, weil Niemand sich zwingen lasse glücklich zu seyn, passt freylich nicht; denn aus dem Begriffe von Pflicht folgt an sich durchaus kein Zwangsrecht. Wer sich aber vollständig überzeugen will, dass Hr. *W.* auch von der Policeywissenschaft keine klare Idee habe, der lese nur, was er §. 7 S. 83 ff. über den Unterschied der Policeywissenschaft von der Staatsregierungskunst, der Politik, den Cameralwissenschaften und der Justiz sagt. Nicht genug, dass er mit allem dem, was er selbst vorher, z. B. S. 7, behauptete, durchaus in Widerspruch geräth: so ist es doch wohl ganz unlogisch, die Policeywissenschaft der Staatsregierungs-Kunst (Staatshaushaltung), von der sie doch nach seiner eigenen hier wiederholten Aussetung ein Theil ist, und so auch S. 84 den Cameral-Wissenschaften (wo übrigens die ganze Stelle N. 3 gar keinen Sinn bietet) entgegen zu distinguiren. Die hierauf folgende, übrigens richtige Absonderung von der Justiz hätte ihn auf jenen Missgriff aufmerksam machen sollen.

Nach dem bisher Gesagten können wir nun dem gegenwärtigen Werke weder den Titel eines *systematischen* Handbuchs überhaupt, noch weniger den eines Handbuchs der *Staatswirthschaft* zugestehen. Wir können es nur als ein Handbuch zwey einzelner Theile der Staats-*Haushaltung*, nämlich der Staatspolicey-Kunde und — der Ankündigung in der Vorrede gemäss — der Finanzwirthschafts-Kunde gelten lassen. Um so bedauerlicher ist, dass Hr. *W.* nicht eifriger um eine feste, sichere, erschöpfende, also logisch richtige Definition der Staatspolicey-Kunde bemüht gewesen ist. Er selbst erkennt S. 72 die Nothwendigkeit derselben; er selbst erkennt dort die für die Rechte der Staatsbürger aus dem Mangel eines solchen Begriffs erwachsende Gefahr: und doch ist alles, was er zu Feststellung dieses Begriffs anführt, nichts weiter als entweder Andeutung dessen, was die Policeywissenschaft nicht ist, oder eine äusserst schwankende Beschreibung der zur Policey gehörigen Gegenstände.

Ohne eine bestimmte Definition wird es aber in dieser Wissenschaft nie klar werden. Die traurigen Folgen dieses Mangels zeigen sich auch in gegenwärtigem Werke. Eine Menge der Staatspolicey offenbar fremder Gegenstände ist in sie aufgenommen, und ihr Gebiet, vorzüglich mittelst der so gefährlichen mannichfaltigen Eingriffe in das Gebiet der Justiz, auf eine wahrhaft niederschlagende Weise ausgedehnt. Man gehe das ganze Werk durch, und es wird kaum eine einzige menschliche Handlung sich denken lassen, für welche diese Staatspolicey nicht eine Regel, ein Zwangs- oder Einschränkungs-Gesetz in Bereitschaft hätte. So wird z. B. S. 164 der Staatspolicey sogar das Recht eingeräumt, den Gerichten und Advocaten zu befehlen, dass sie die Parteyen zum Vergleich bereden sollen. Wie? Auch da, wo das Recht des einen Theils, so wie die Habsucht oder Bosheit des anderen Theils klar ist? Werden nicht dadurch diese verderblichen Leidenschaften offenbar in Schutz genommen und aufgeregt? — Ob übrigens eine dergleichen geregelte Glückseligkeit den menschlichen Neigungen zusage? Ob nicht unter allen diesen Vorsichts-, Sicherheits- und Beschränkungs-Anstalten der bürgerliche Wohlstand zu Grabe gehe? Ob nicht diese grenzenlose Ausdehnung der Staatspolicey ins Gebiet der Justiz, welche dem unseligen Hang zum Vielregieren freundlich die Hand bietet, den angemessensten Druck begünstige, dem

Staatsbürger kaum einen Schatten von wahrer bürgerlicher Freyheit übrig lasse, und am Ende, wenn sie so fortschreitet, Europa entvölkern müsse — das möchte einer ernsten Prüfung nicht unwerth seyn. Vielleicht ist nie etwas Wahreres gesagt worden, als, dass das Geheimniss der Beförderung des öffentlichen Wohls das *Ey des Columbus*, d. h. weit einfacher sey, als man denkt. Wer den grossen Einfluss der Schriftsteller, vorzüglich der staatswirthschaftlichen, auf die öffentlichen Staatshandlungen kennt, kann nur trauern, wenn er sieht, dass diese, theils aus literarischer Eitelkeit, theils, wie gewiss hier der Fall ist, kraft der Liebe, mit der sie ihre Wissenschaft umfassen, unaufhörlich auf die *Erweiterung* ihres Gebiets arbeiten, ohne zu bedenken, wie verderblich diese Tendenz für die gedrückte und gefesselte Menschheit in einem Zeitalter der Hypercultur ist, wo der Geistes-Arbeiter immer mehr werden, und ihre Zahl sich einzig durch Vielherrschen auf Kosten der bürgerlichen Freyheit und des bürgerlichen Wohlstandes erhalten kann.

Es ergiebt sich von selbst, dass nach dem bisher Gesagten, dem Raume dieser Blätter und dem Zweck einer Anzeige gemäss, über die *zweyte* Abtheilung des ersten Bandes sich nicht viel mehr sagen lasse. Nach dem, was wir oben über die Unbestimmtheit des Begriffs der Staatspolicey bemerkt haben, wird man es natürlich finden, dass nicht allein diese ganze voluminöse zweyte Abtheilung ebenfalls sich einzig mit der sogenannten Staatspolicey beschäfftigt, sondern selbst die Gewerbpolicey, die örtliche Policey, und die Policey-Praxis, auf eine *dritte* Abtheilung aussetzt.

Diese *zweyte* Abtheilung enthält zwey Hauptstücke, nämlich: die *Bevölkerungs*-Policey, und die eigentliche *Cultur-Policey*, in strengem Sinne; unter der die Erziehungs-, Lehr- und Bildungs-Policey, die Sitten-Policey, dann die geistliche, Religions- oder Kirchen-Policey begriffen wird. Es ist auch hier durchgängig das nämliche Verdienst in Absicht des empirischen und historischen Theils, und der Literatur; durchgängig der nämliche Mangel an einem festen Princip der wahren Staatswirthschaft. Um diess einigermassen zu beurkunden, verweisen wir auf das, was gleich Anfangs über die Bevölkerungspolicey gesagt wird. So richtig die S. 6 im Eingang des §. 2. vorgetragenen Sätze sind, so unbestimmt und schwankend sind die daraus gezogenen Folgerungen. Es wird nämlich in jenem Eingang zugegeben, das wahre glückliche Verhältniss und Mass der Bevölkerung eines Staats sey dasjenige, welches die möglichst grösste Qualität der *dem Grund und Boden* des Staats abzugewinnenden, daraus zu erzeugenden Nahrung, und das möglichst höchste Verhältniss der die ganze Masse der Bürger hinlänglich befriedigenden Arbeit und Beschäftigung bestimmen und leiten. Nicht zu gedenken, dass nicht *der Grund und Boden* den einzigen Bevölkerungs-Massstab abgiebt, da die Lage eines Staats, z. B. am Meere, an schiffbaren Flüssen u. s. w. an einem fabrikarmen fremden Staate, bedeutenden Einfluss auf den Bevölkerungs-Massstab haben kann: so giebt es überhaupt keinen Massstab der Bevölkerung. So wie Wirkungskreis Nahrung, also Wohlstand Menschen, also Bevölkerung Menschen erzeugt: so hält auch deren Mangel die Bevölkerung in ihren natürlichen Grenzen. Alle Bemühungen, die Bevölkerung zu regeln, sind also eben so unweise, als unmenschlich. Der Mensch strebt nach Wohlstand; wenn er ihn da, wo er geboren wurde, nicht mehr findet, so wandert er aus, sucht ihn anderwärts, und bevölkert andere Gegenden. Übervölkerung ist also ein Unding, und alle Bestrebungen, der Bevölkerung einen bestimmten Markstein zu setzen, haben nur dazu gedient, und können nur dazu dienen, indem sie in die heiligste Menschenrechte eingreifen, die rein national-ökonomistische Bevölkerung zu hemmen. J—n.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Staatswirthschaft* von *Christian Jacob Kraus*, öff. Lehrer der praktischen Philos. und der Cameralwissenschaften auf der Königsberger Universität. Nach dessen Tode herausgegeben von *Hans von Auerswald*, geheimen Ober-Finanzrathe, ostpreussischem Kammerpräsidenten, Curator der königsbergschen Universität und Ritter des rothen Adlerordens. 1808. I Th. XXXXII u. 280 S. II Th. XXIV u. 264 S. III Th. XXXIV u. 326 S. IV Th. XL u. 351 S. 8. (5 Thlr. 20 Gr.)

Je seltener es ist, in unseren Tagen Männer anzutreffen, welche gleich *Kraus* bey tiefer Gelehrsamkeit und sonstigen trefflichen Geistesanlagen, dennoch die Producte ihres Forschens der Mit- und Nachwelt mitzutheilen Anstand nehmen, und den wenn gleich engeren Kreis einer unmittelbar praktischen Wirksamkeit dem oft eitlem Ruhme vorziehen, als Schriftsteller in der literarischen Welt, sey es auch nur ephemer, zu glänzen: um desto mehr verdienen solche Männer und ihre Werke von den Zeitgenossen bemerkt und gewürdigt zu werden. In mehr als einer Rücksicht ist die Geschichte des Vfs. sehr interessant, denn ihm ward das grosse Glück zu Theil, das den mehrsten theoretischen Gelehrten leider gänzlich versagt ist, nämlich des vertrauten Umgangs mit gebildeten, in hohen Posten stehenden Geschäftsmännern zu geniessen. Gewiss ein unschätzbares Glück, zumal für den staatswissenschaftlichen Gelehrten! Wie manches ist hier nicht, worüber allein die Erfahrung, die Praxis befriedigende Aufschlüsse geben kann! Wie unsicher und schwankend bleibt hier nicht immer auch das consequenteste System, welches keine Rücksicht auf Erfahrung nimmt! Häufigere Verbindungen der Art zwischen Gelehrten von Profession und Geschäftsmännern würden gewiss für beide gleich vortheilhaft werden. Die ersteren würden weniger pedantisch, weniger von der Systemsucht befallen werden, sobald sie die Unzulänglichkeit ihrer noch so schulgerecht aufgebauten Systeme in manchen Fällen eingesehen hätten, die letzteren dagegen würden aufhören mit vornehmthuender Geringschätzung auf die Theoretiker herabzusehen, und sie als Pedanten zu behandeln, von deren Geschwäze

man *in praxi* nun einmal keinen Gebrauch machen könne, indem hier die Routine eine ungleich sicherere Führerin abgebe. Sie würden inne werden, dafs Praxis ohne Theorie nur im Dunkeln tappt, dafs nur diese die allgemeinen Gesichtspuncte und Ideen angeben kann, welche den Praktiker bey seiner Thätigkeit leiten, welche er den Umständen und der jedesmaligen Lage der Dinge gemäfs modificirt zu realisiren suchen mufs. So würde endlich der Streit zwischen Theorie und Praxis aufhören, der von beiden Seiten von gleich viel Einseitigkeit und Beschränktheit zeugt.

Das vorliegende Werk, das einzige, welches aufser einigen kleineren Schriften aus der Feder des Vfs. flofs, der nach dem Zeugniffe seines Freundes des Hn. *v. Auerswald*, einen beynah unüberwindlichen Widerwillen gegen das Autorwesen besafs, rechtfertigt vollkommen das Urtheil, welches der Herausg. über ihn fällt. Es beurkundet ihn als einen selbstdenkenden Mann, der die Gegenstände, über welche er schrieb, sich vollkommen zu eigen machte, der damit aber auch zugleich ein an Ängstlichkeit grenzendes Bestreben verband, seine Ideen deutlich, jedoch mit Vermeidung alles unnöthigen Wortaufwandes, wiederzugeben, wodurch zuweilen sein Styl dunkel und schwerfällig wird. Die Ordnung, welche der Vf. in seinem Werke befolgt, ist gröfstentheils die von *Adam Smith*, deffen Ideen er auch beynah durchgängig ohne Abweichung folgt. Eben defshalb enthält sich auch Rec. einer weitläuftigeren Anzeige der einzelnen Abschnitte und Capitel, und begnügt sich das Buch denen zu empfehlen, für die es bestimmt ist.

P. d. G.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Gräff: מורע לבני בינה oder *Kinderfreund und Lehrer.* Ein Lehr- und Lese-Buch für die Jugend jüdischer Nation und für jeden Liebhaber der hebräischen Sprache. Von *Moses Philippsfohn*, Lehrer an der jüdischen Haupt- und Frey-Schule zu Deffau. 1 Th. 1808. 165 S. 8. (14 Gr.)

(Daffelbe Buch auch blofs mit hebräischen Lettern. 14 Gr.)

Eine nützliche Schrift, sowohl wenn wir auf den Gebrauch für die jüdische Jugend, als auf das Interesse sehen, welches der Freund der hebräischen Literatur daran finden wird. Wir betrachten das Buch zuerst in der letzten Beziehung. Der 3 Abschn. enthält *Gedichte*, *Gebete*, *Sittensprüche*, *Erzählungen* und *Fabeln*. Unter dieser Rubrik findet man mehrere hebräische Überfetzungen bekannter deutscher Lieder. Wir wiffen nicht, ob sie von Hn. *Ph.* herrühren, oder schon früher vorhanden waren. Diese neuen Überfetzungen der deutschen Gedichte sollen, nach der Vorrede, dazu dienen, „damit die erwachsenen Anfänger erfahren, dafs man die schwersten Gedanken in die an Wörtern so arme Sprache übertragen kann, und damit sie die Kürze, Naivität (Naivetät) und morgenländische Schönheit dieser Sprache kennen lernen, und dadurch Luft zur Erlernung derselben bekommen.“ Rec. glaubt und wünscht, dafs diese Absicht allerdings dadurch erreicht werden könne, und er mufs diese Überfetzung im Allgemeinen für vorzüglich erklären. Nur darf man hier keine buchstäblich treuen Überfetzungen, sondern nur Paraphrasen erwarten, wie diefs einige Proben, die wir, wie sie uns der Zufall in die Hände giebt, ausheben, sogleich beweisen werden. Das bekannte Schullied:

Segne, Vater! meinen Fleifs,
Und beglücke mein Bestreben,
Mir zum Heil und dir zum Preis
Weise und gerecht zu leben —

wird S. 34 so paraphrasirt:

בָּרְכֵנִי אָבִי בָּרֵךְ עֲמָלִי
הַצְלַח יְגִיעִי וְלֹא אֵלֵךְ לְבֶהָלָה
לָדַעַת אֵיךְ אַצְדִיק מַעֲלִי
לִהְיוֹת לִי לְטוֹב וּלְךָ לִתְהִלָּה

Jeder Sachkundige sieht von selbst ein, dafs hier der Sinn zwar im Allgemeinen getroffen, aber das eigenthümliche Colorit verwischt sey. Besonders erscheinen die Worte: וְלֹא אֵלֵךְ לְבֶהָלָה als ein dem Originale völlig fremder Zusatz. Eben so ist es in dem schönen Liede von *Hölty:*

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab. —

deffen Überfetzung sich S. 36 so anfängt:

בְּנִי שְׁמוֹר אֱמֶת וּרְעֵה אֱמוּנָה
עַד כִּי תוּבַל לִשְׁאוֹל
וּמִן כָּל דֶּרֶךְ נְכוֹנָה
בַּל תֵּט יָמִין וּשְׂמאוֹל

Eben so ist es S. 42, 47, 51 u. a. St. Die Erzählungen S. 69 ff. sind gröfstentheils aus dem *Midrasch* und *Talmud* genommen, und meist richtig und gut überfetzt. Doch möchten wir S. 87 die Worte: עִם עקש חחפחל nicht durch: „dem Tückevollen sey unversöhnlich“ geben.

Die Abschnitte I, II, IV und V sind dem Unterrichte der jüdischen Jugend gewidmet und im Ganzen beyfallswürdig. Die Vocale werden in *gedehnte* und *geschärfte* eingetheilt, wofür aber die hebräische Terminologie: קטנים und חנועת גדלים nicht einmal spricht. Die ganze Anweisung ist sehr kurz und erstreckt sich nur aufs Lesen. Dafs זוֹנָה S. 7 ohne Weiteres durch *Wirthin*, שִׁרָה S. 14 durch: *ein musikalisches Instrument*, und כבני S. 15 durch *mein Lied* überfetzt wird, können wir nicht billigen. Die Übungen in dem sogenannten Jüdisch-Deutsch S. 94 ff. sind sehr ausführlich und zweckmäfsig; die vorausgeschickten Erinnerungen aber möchten wohl zu unbefriedigend seyn. Der letzte Abschn. handelt *von der Religion* in folgenden Abtheilungen: Einleitung in die geoffenbarte Religion. Wer ist der Schöpfer der Natur? Was ist Gott? Von der Einheit Gottes. Wo ist Gott? Allweisheit und Güte Gottes. Heiligkeit Gottes. Unsterblichkeit der Seele. Hr. *Ph.* sagt hierüber in der Vorr.: „das *Neueste* hier ist die *alte* Methode, die ich vorgesucht habe.“ Sie bestehet darin, dafs die Beweisstellen des A. T. hebräisch und

deutsch angeführt und kurz erklärt und angewendet werden. Der Herausgeber verspricht in der Fortsetzung dieser Schrift, deren baldige Erscheinung von der guten Aufnahme dieses ersten Theils abhängen soll, sowohl die übrigen Eigenschaften Gottes, als die übrigen Glaubensartikel und Gesetze der Israeliten im weiteren Umfange zu erklären, auch zuletzt ein hebräisches Wortregister mit beygefügter Übersetzung zu liefern. Da Rec. die Zweckmäfsigkeit des Unternehmens schon anerkannt hat: so liegt hierin zugleich auch der Wunsch, dass es die verdiente Unterstützung finden möge. N.

DILINGEN, (DILLINGEN), gedruckt auf Kosten des Vfs. b. Brönner: *Pädagogische Reise durch Deutschland.* Von *Joseph Röckl*, Prof. der Pädagogik, Ästhetik und Geschichte in Dilingen. Veranlasst auf allerhöchsten Befehl der bayerischen Regierung. Im Jahre 1805. Mit *Salzmanns* Bildnifs. 1808. XII u. 406 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Seit langer Zeit ist uns auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur kein so klägliches Machwerk vorgekommen, als das vorliegende. Bey einer, auf jeder Seite sich offenbarenden Armseligkeit des Geistes, und bey einer völligen Unkunde alles dessen, was zum Wesen guter Schul- und Erziehungs-Anstalten gehört, äussert der Vf. eine bald ins Lächerliche, bald ins Abgeschmackte fallende Keckheit und Untrüglichkeit im Urtheilen, und ein unverzeihlich indiscretes Betragen gegen verdienstvolle Männer, die ihn mit zuvorkommender Artigkeit aufgenommen hatten. Von keiner der Lehr- und Erziehungs-Anstalten, die der Vf. in Salzburg, Wien, Prag, Dresden, Berlin, Dessau und Halle besuchte, erfährt man irgend etwas Instructives oder Lesenswerthes. Wo noch etwas Gutes vorkommt, da ist es aus anderen Schriften, gröfstentheils *wörtlich* abgeschrieben. — Der Styl ist den Sachen völlig analog, schwülstig, pretiös, voller Sprachfehler, und jeden Augenblick die Gesetze der guten Schreibart verletzend. Nicht einmal die Namen der bekanntesten Männer weifs der Vf. richtig zu schreiben, ja von zehn Namen, die er anführt, sind gewifs immer neun verstümmelt. So lernen wir z. B. hier einen *Niemayr*, *Häusinger*, *Dolze*, *Mäusel*, *Tyllich*, *Stephens*, *Meierotto* u. s. w. kennen. — Wir würden die Langmuth unserer Leser misbrauchen, und, ganz gegen den Zweck unseres Instituts, der Anzeige gehaltvoller Schriften den Raum beschränken, wenn wir uns bey der Beurtheilung dieses elenden Buches länger verweilen, und zu jeder unserer Behauptungen Belege aufstellen wollten. Diefs geschieht ja wohl in anderen Zeitschriften. Sollte aber der Vf. die Belege auch von uns wünschen: so stehen sie ihm dutzendweise zu Gebote. Übrigens wollen wir Hn. *R.* gern zugestehen, dafs er es überall herzlich gut meint; denn er versichert an verschiedenen Orten, ganz durchdrungen zu seyn von der Wichtigkeit seines Berufs, und bey manchen Declamationen über Lehr- und Erziehungs-Kunst geräth er gewaltig in Feuer. L. Th.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Erstes Buch für Kinder* oder *ABC- und Lese-Buch* nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen entworfen von *Ernst Hold.* Mit 90 schwarzen und colorirten Kupfern. 1808. 127 S. 8. (18 Gr.) Nicht nach *neuen*, sondern nach *den neuesten* pädagogischen Grundsätzen hat Hr. *H.*, wie der Titel aussagt, dieses Elementarbuch entworfen, und er hielt es daher für überflüssig, diese Grundsätze in einer Vorrede anzugeben. Allein da die neuen, neueren und neuesten Syllabir- und Lese-Methoden so schnell auf einander gefolgt sind, und gegenwärtig noch sämmtlich, nebst der alten und uralten, in der Praxis angetroffen werden: so möchte wohl Mancher in Zweifel gerathen, welche neuesten Grundsätze hier zu verstehen seyen. Durch diese Bemerkung wollen wir jedoch dem Büchlein seinen Werth nicht im mindesten schmälern; wir erkennen es vielmehr für ein zweckmäfsig eingerichtetes, mit Fleifs und Sachkenntnifs ausgearbeitetes Werkchen, das sich bey jeder Methode mit Nutzen gebrauchen läfst. Der Vf. schickt die Buchstaben nach der gewöhnlichen Folge voraus, und nennt dabey jeden Buchstaben bey seinem Namen. Es stehen deutsche und lateinische Buchstaben, letztere in Antiqua- und Cursiv-Schrift, erstere auch nach den geschriebenen Zügen, neben einander, so wie überhaupt in dem ganzen Buche deutsche und lateinische, gröfsere und kleinere, Antiqua und Cursiv-Schrift mit einander abwechselt, so dafs der kleine Schüler schon frühzeitig Übung findet, verschiedene Schriftarten zu lesen. Es folgen die Buchstaben nach ihrer Verwandtschaft, eben so die Sylben, die ein-, zwey- und mehr-sylbigen Wörter. Der unvermerkte Übergang von den leichteren Sylben zu schwereren, bey welchen letzteren immer wieder von den einfachen Lauten ausgegangen wird, z. B. *u, uf, uft, Duft, Gruft; ä, är, ärm, ärmt, härmt, wärmt, schwärmt* u. s. w., trägt viel zur Erleichterung des Lesenlernens bey. Die Aussprache von *ch, c, q, x, ph* wird erst in dem 16 Abschnitt und zwar durch *Regeln* angegeben: allein die Regel von *c* ist zu unbestimmt, und nicht *q*, sondern *qu* lautet wie *ku*; auch der Beyspiele zu diesen schwereren Buchstaben sind verhältnifsmäfsig zu wenig. Nach mehreren Wörtern und einzelnen Sätzen werden die Lesezeichen angeführt, die bis dahin in der Rede nicht vorkamen. Alsdann folgen die Erklärungen der Kupfer und Erzählungen. Die letzteren, mit denen einige Fabeln und ein paar Naturbeschreibungen abwechseln, sind nicht alle neu; aber sie empfehlen sich den kleinen Lesern durch ihren anziehenden Inhalt und durch eine kindliche Sprache. Die Kupfer sind, im Ganzen genommen, gut gerathen, nur wünschten wir, dafs hie und da, wenigstens auf jedem Blatte, das Verhältnifs der einzelnen Figuren zu einander genauer beobachtet worden wäre. Damit sich jedoch die Käufer nicht durch das lockende Aushängeschild von *neunzig* schwarzen und colorirten Kupfern irre leiten lassen: so bemerken wir, dafs diese 90 Kupfer sich auf 17 Octavblättern befinden, unter denen 12 illuminirte sind. Die gröfseren beziehen sich auf die Erzählungen, die kleineren (8 auf einer Octavseite) haben ihre besonderen Erklärungen, die bisweilen ziemlich unvollständig sind, z. B.: „16) Die *Säge* braucht der Mann, wenn er im Winter nicht auf dem Felde arbeiten kann; 35) die *Zange* braucht der Zimmermann u. a." (Das Kind fragt zunächst: *wozu?*) Oft fehlt die Erklärung ganz, und mitunter in Fällen, wo es dem Kinde schwer werden möchte, den Sinn zu errathen. Einige Ausdrücke, z. B. *Musten*, hätten erläutert, und No. 73 hätte der Name *Phönix* immerhin dazu gesetzt werden können. S. 43 liest man: *da Kind* st. das Kind; S. 46 steht: *der Storch frisst Fische*, zweymal: S. 44 steht *Hörner* st. Geweihe; S. 53 die *Hennen* st. Hühner.

Χεμ.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Tändeleyen und Scherze für unsere Kinder*, von *J. A. C. Löhr.* Zweytes und letztes Bändchen mit vier Kupfern. (Ohne Jahrzahl.) 158 S. 4. (2 Thlr.) In diesem zweyten Bändchen sind siebzehn Erzählungen von verschiedenem Werthe, und wir können unser günstiges Urtheil vom ersten Bande (1807, No. 194) nicht ganz auf diesen zweyten anwenden. In Rücksicht des feinen Papiers, des schönen Drucks und der gut gerathenen Kupfer steht er indessen dem ersten nicht nach. Die Kupfer sind aber nicht colorirt, wie diefs beym ersteren Bande der Fall war.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 APRIL, 1809.

ÖKONOMIE.

1) Leipzig, b. Martini: *Der neue sächsische Bienenmeister.* Eine Zeitschrift, herausgegeben von *Johann Gottfried Lukas*, Schulmeister in Nischwitz bey Wurzen u. s. w. Erstes Bändchen. 1 Stück. 1807. XVI u. 104 S. 2 St. IV u. 138 S. Zweytes Bändchen. 1 St. 1808. XII u. 162 S. 8. (1 Thlr. 10 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Entwurf eines wissenschaftlichen Systems der Bienenzucht.* Von *J. G. Lukas.* Erster Theil. 1808. VI u. 318 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

In No. 1 glaubte Rec. eine Zeitschrift zu finden, bestimmt die Neuigkeiten im Bienenfache von Zeit zu Zeit in zwanglosen Heften bekannt zu machen; allein diese Erwartung wurde für diessmal getäuscht. Der Vf. ist fast durchaus polemisch zu Werke gegangen, besonders gegen den verstorbenen Matuschka, und hat dabey die Grenzen so sehr überschritten, dass man statt der gewünschten Belehrung nur die Äusserungen des Unwillens und der bösen Laune erhält. Die erste Abhandlung des zweyten Heftes ist die einzige wahrhaft lesenswerthe. Desto mehr erwirbt sich das 1 Heft des zweyten Bändchens unseren Beyfall. Es enthält aber bey weitem das Mehreste von fremder Hand. Selbst *Staudtmeister* lieferte Beyträge dazu. I. *Von der Pflege der Bienen im Sommerhalbenjahre.* Vom *Herausgeber.* II. *Ein Gespräch: der junge Wurster und sein Pathe.* Enthält eine Neckerey gegen Wurstern, die ein würdiger Pendant zum ersten Band ist. III. *Schreiben an den Herausg. über den Flug der Bienen auf den rothen Klee.* Von *Homilius.* Lesenswerth. Dazu IV ein anderes *Schreiben* von *M. Mauke*, das sich den Beyfall jedes Forschers versprechen kann. V. *Über den Bienenflug auf den rothen Klee, in Bezug auf vorstehende beide Abhandlungen.* Von *Staudtmeister.* Es wird der seit einiger Zeit zur Sprache gebrachte Gegenstand nach der bekannten Manier des Vfs. beseitiget. VI. *Kurze Beschreibung der erzgebirgischen Bienenzucht.* Von *Homilius.* Der Herausg. hat einige unerhebliche Anmerkungen dazu gemacht. Die Beschreibung verdient ihr Lob. Eine solche Beschreibung muss jedesmal, sowohl für die Gegend, von welcher sie genommen wird, als auch fürs Ganze ihr Gutes haben. Möchte es daher doch recht viele geben, welche, wie *Homilius*, ein Gleiches thäten! VII. *Mein Verfahren mit einem unruhigen Schwarm, der den Wiederauszug drohte.* Von *Staudtmeister.* Ein Fall, der bey Nachschwärmen öfter als bey Vorschwärmen vorkommt. Hr. *St.* brachte einen Schwarm, der eine ganze Woche lang alle Tage kam, bald zurück ging, bald sich anlegte, am 7 Tage, nachdem er in ein von Schilf in Form eines Lagerstockes leicht gemachtes Behältniss eingefangen war, in den Keller, der ganz verfinstert wurde. Er begoss ihn nach und nach mit 3 Gläsern Wasser. Gegen Abend ward der Schwarm ruhig, u. konnte nach seinem Willen mit einem Lagerstocke leichtlich vereiniget werden. Die dabey gemachten Bemerkungen verdienen Beherzigung. So auch VIII. *Hülfe zweyer weiselloser Bienenstöcke,* von *Ebendemselben.* Desgl. IX. *Über mein Mittel gegen den Bienenstich,* von *Ebend.* Man soll das zarte Blatt einer weissen Kohlpflanze auf die verwundete Stelle legen. X. *Was ich aus Erfahrung bey dem Bienenstiche anrathen kann.* Vom *Herausg.* XI. *Mein letzter entscheidender Versuch mit faulbrutigen Bienen u. s. w.* Von *Demselben.* Ist nicht befriedigend. XII und XIII. *Theorie und Kunst, Ableger zu machen.* Von *Dems.* Der Vf. hat uns diese schon mehrmals gelehrt. XIV. *Von der Vereinigung der Schwärme in Lagerstöcken.* Von *Staudtmeister.* XV. *Nachricht von Riems Tode.* Von *Staudtmeister* und *Lukas.* Hr. *St.* erwägt hier die Verdienste *Riem's* um die Bienenzucht mit Wahrheit und Würde, bemerkt aber auch mit wissenschaftlicher Freymüthigkeit dessen Fehler, ohne der Freundschaft, in welcher beide standen, Abbruch zu thun. XVI. *Kurze Nachrichten.* — Rec. hat von dieser Schrift desshalb eine ausführliche Anzeige gemacht, um die Bienenväter selbst urtheilen zu lassen, worauf sie in der Folge zu rechnen haben. Er wünscht dem Unternehmen Unterstützung, dem Herausg. aber das Talent, seine Gegner auch im Widerspruche zu gewinnen.

In No. 2 wagt der Vf. mit kühnem Muthe ein wissenschaftliches System der Bienenkunde aufzustellen, oder, wie er in der Vorrede sagt, die Bahn dazu zu brechen, wobey er uns ans Herz legt, dass dazu noch mit keinem vernünftigen Gedanken vorgearbeitet sey. Nur die Beobachtung der Natur habe ihn geleitet. Dabey bekennt er aber bescheiden, dass in dieser grossen Werkstätte noch vieles zu beobachten sey, und er erwarte desshalb auch Nachfolger, die einst ihr Ziel weiter als das seinige hinaus stecken können. Da gegenwärtige Schrift eine neue interessante Ansicht der Bienenkunde giebt, die sie zu ihrer endlichen Vervollkommnung bedarf, weil nur durch Betrachtung von mehreren Seiten reine Kenntnisse zu erlangen sind: so halten wir uns für verpflichtet, dabey zu verweilen, und durch Angabe des

Inhalts einen Begriff von des Vfs. System zu geben. Indess ist es nicht unsere Meinung, diese ganze neue Theorie, viel weniger das Einzelne in Schutz zu nehmen oder zu bestreiten.

Das 1 Bändchen umfasst den theoretischen Theil. Nach einer vorausgeschickten Einleitung über die Meinungen und Grundsätze bey der Bienenkunde überhaupt, theilt der Vf. den Vortrag in drey Cursus, die er Stufen nennt, ab. Jede derselben ist in Abschnitte getheilt, diese wiederum in §§. *Erste Stufe. Elementarkenntnisse.* 1 Abschnitt. *Von den verschiedenen Gattungen der Bienen in einem Stocke — Mutterbiene, Arbeitsbienen und Drohnen.* Die letzteren sieht der Vf. als der Natur unwesentlich an, weil sie weder für die Zeugungsgeschäfte, noch für sonst etwas bestimmt wären. Er beruft sich dreist auf die Erfahrung, dass sie noch Niemand, weder im Stocke noch ausser demselben, geschäftig gesehen habe, ob er gleich zugiebt, dass sie so emsig, wie die viel kleineren Arbeitsbienen, fliegen. Nur den Bienenwirthen gäben sie nützliche Anzeigen. Denn, sagt er S. 30, ihr Daseyn deutet so viel an, dass ein Stock mit vielen Drohnen auch mit dem nothwendigsten Zeugungsgeschäfte der Arbeitsbienenbrut in gutem Stande sey, und von seinem Honigvorrathe keinen zu verzehren nöthig habe, so lange er die Drohnen dulde. So ist auch die Witterung fruchtbar, und für die Bienen Nahrung im Felde, so lange die Drohnen von den Arbeitsbienen nicht gebissen werden. Man kann auch durch die Drohnen beurtheilen, in welchem Verhältnisse die Stöcke zu einander stehen, z. B. wie weit einer in seinem Zeugungsgeschäfte vorgerückt oder zurück sey. Wenn sich bey einem Bienenstocke noch keine Drohnen sehen lassen: so zehrt er noch von seinem Vorrathe, obgleich ein anderer schon längst Honig einsammelt. Es giebt zwar viele Meinungen über den Zweck der Drohnen und ihre Bestimmung von der Natur; aber man kennt ihn noch nicht aus natürlichen Gründen. Sie scheinen das Product von der bis zum Übermase gestiegenen Zeugungskraft zu seyn, so wie der Honig und der Wachstafelnbau im Gegentheil das Übermass von Productionskraft ist. Wie nun beide Kräfte mit einander steigen und fallen: eben so steigen und fallen auch Drohnen und Honig, als ihre Erzeugnisse. Folglich müssen Drohnen auch wegen des Honigerzeugnisses hauptsächlich da seyn, wir mögen nun ihr Geschäft bestimmen können oder nicht. 2 Abschn. *Von den Sinnen der Bienen.* Enthält manches Treffende. 3 Abschnitt. *Von dem natürlichen Bedürfnisse der Bienen, in einer Wohnung zu leben.* Sowohl ihr weicher Körper, als ihr Product bedürfen Schutz gegen schädliche Einflüsse der äusseren Natur und gegen Nachstellungen ihrer Feinde. 4 Absch. *Von den Eigenschaften der Bienen, ihre Wohnungen zu bewachen, und sich zu vertheidigen.* 5 Abschn. *Von den Dingen, welche die Bienen lieben und leiden, und welche sie im Gegentheil verabscheuen und fliehen.* Der Vf. entwickelt hier den Begriff, wie man die Liebe der Bienen zu etwas und im Gegentheil die Abneigung zu verstehen habe, recht gut, und macht beide zu einem Naturtriebe, der dem Menschen nicht anzupassen sey, weil die freye Willkühr, die der Mensch in einem vorzüglich hohen Grade hat, den Bienen fehle. — Die Bienen gewöhnen sich sogar an Dinge, die sie sonst nicht gut leiden können, z. B. schwarze Farbe — schonen ihren Wärter bis auf einen gewissen Grad der Reizung. Mit Recht rügt der Vf. die Meinung derer, welche den Bienen eine Handlungsweise zuschreiben, wie sie der Mensch hat — denn dadurch wird man zu irrigen Vorstellungen verleitet. „Anstatt, dass wir von Liebe und Abscheu, von Leiden und Fliehen reden, so sollte man vielmehr von bestimmten Kräften und Gesetzen der Natur handeln. Nur durch die Sinnen wird auf die Bienen gewirkt, daher müssen sie manches angenehm und manches widerlich finden, nicht als ob in ihnen angenehme und widrige Vorstellungen erregt werden könnten, denn diese sind mit dem Bewusstseyn verknüpft, welches man den Thieren (im Allgemeinen wohl gegen die Erfahrung) abspricht." So sollen die Bienen S. 62 beym Berühren mancher Gegenstände, als Ameisen, Hornisse, Haare, Federn u. s. f. convulsivische Zufälle davon bekommen, und die Stellen von Mäusen angefressener Honigtafeln Jahrelang nicht wieder berühren, selbst die Wohnungen desshalb verlassen. Da man nach dem 6 Abschn., welcher *von der Neigung der Bienen und ihrer Ausartung* handelt, ihnen im eigentlichen Verstande keine Neigungen, Triebe und Begierden beylegen kann, weil sie keine moralischen Wesen sind: so bedient man sich solcher Ausdrücke nur als uneigentlicher Redensarten, um die verschiedenen Naturkräfte und Gesetze nach dem Unterschiede der verschiedenen Grade ihrer Wirksamkeit zu bezeichnen. So können die Naturkräfte nicht zu allen Zeiten alle in Bewegung seyn, sondern müssen erregt werden. So denken wir uns die Anregung der Bienen, Honig zu sammeln, als eine Neigung. Es müssen sich zu dieser Anregung äussere Verhältnisse vereinigen. Treten aber diese nicht alle ein, welche als Bedingungen diese Kraft erregen und bestimmen: so fliegen die Bienen dennoch nicht aus, um Honig aufzusuchen, wenn sie auch wirklich ausfliegen könnten. Der Hunger kann sie nicht, wie andere Thiere, zum Ausfluge nöthigen. Der 7 Abschnitt handelt *von dem Ausfluge der Bienen.* Es haben zwar die Bienenväter bey dem Ausfluge der B. einen Unterschied bemerkt; aber diess Wissen ist ohne deutliche Erkenntniss geblieben. Er zeigt sich von dreyerley Art, als *völlig unbestimmter Ausflug*, welcher Statt findet, wenn die Arbeitsbienen keine Mutterbiene noch Brut von derselben haben, wenn sie, wie im Frühlinge und im Herbste der Fall am meisten eintritt, kraftlos aus Mangel an Nahrung sind, entweder wenn es dem Stocke daran fehlt, oder auf der Weide keine zu finden ist. Der *unvollkommene Ausflug* zeigt sich, wenn die B. noch keine bestimmte Richtung haben, wie im Frühjahre die ersten Ausflüge bey allen Stöcken sind. Schlechte Stöcke be-

halten ihn lange; gute, bis Blumen genug da sind. Der *vollkommene Ausflug* ist dann, wenn alle Bienen beym Aus- und Ein-Fluge in gerader und schneller Bewegung ab- und zufliegen, keine langen und wiederholten Kreise in der Luft machen. 8 Abschnitt. Das Vorspiel ist ein besonderer Ausflug der Bienen und rührt von einer subjectiven Bestimmung her, welche die Organisation zum Zweck hat. Sie sind gemeiniglich die Anfänge zu Schwärmen. Die Meinung mancher Gelehrten, als bewirkten solche nur junge Bienen, um sich im Fluge zu üben, hat der Vf. widerlegt. 9 Abschn. *Von dem Geschäfte der Production und Reproduction.* Die Bienen finden auf der Weide nur Stoff, Pflanzensäfte und Blumenstaub. Für den Ersteren haben sie in ihrem Leibe eine Honigblase, und den Letzteren tragen sie an den Hinterfüssen heim. Honig und Wachs ist im eigentlichen Verstande nur ein Product der absoluten Natur der Bienen; denn weder einzelne, noch mutterlose Bienen können Honig und Wachs erzeugen. Der Vf. bestreitet hier die verschiedenen Meinungen der Gelehrten. 10 Abschn. *Von der Bauart und Stellung der Wachstafeln.* Unter Ersterer versteht man die Art und Weise, wie die Bienen ihre Wachstafeln und Zellen bauen; Letztere bedingt die Ordnung derselben. Hier hätte der Vf. mehr sagen sollen, weil dieser Punct sein System sehr nahe angeht. Seine Gegner werden diese Schwäche benutzen. — Es giebt Bruttafeln, Honigtafeln, Arbeitsbienenbrut und Drohnenbrut. 11. Abschn. *Von der Erzeugung der Brut.* Obgleich die Kraft zur Zeugung der Brut in der Natur der Bienen die stärkste ist: so vermindert oder verliert sie sich mit der Tracht gänzlich. Erst erscheinen die Arbeitsbienen, dann die Drohnen und endlich die Mutterbiene. Ein guter Bienenstock hat vom Frühjahre bis in den späten Herbst Brut zu Arbeitsbienen. Diese bewirken die Arbeitsbienen in Gemeinschaft mit der Mutterbiene, und so kann man diess die wahre Brut nennen. Ist aber die Mutterbiene weg oder unfruchtbar: alsdann sollen sich gemeine Mütter befruchten, dass sie Eyer in die Zellen legen, und diess kann als falsche Brut angesehen werden. Hier hat der Vf. wohl ohne zureichenden Grund bemerkt, dass auf diesen Fall nur Drohnen entstünden, welche denjenigen, die in gesunden Stöcken erzeugt sind, nur in der Gestalt ähnlich wären. Man nennt diese Brut auch Buckelbrut, weil die Deckel der Zellen erhaben erscheinen. 12 Abschn. *Von der Vermehrung und Verstärkung der Bienen durch die Brut.* Beide unterscheiden sich durch den Begriff zwischen Verstärkung und Zeugungskraft. Diese geht der Kraft zur Vermehrung und Verstärkung voraus. Sie bestimmt sich allemal aus dem Producte der Ersteren. Der Grund dieser Bestimmung aber ist Nahrung und Wärme, und also von den Einflüssen der äusseren Natur abhängig. Es giebt dabey sehr viele Verhältnisse, welche einem Bienenvater von besonderer Wichtigkeit sind. 13 Abschn. *Von der Fortpflanzung der Bienen durch das Schwärmen.* Da der Vf. den Bienenstock als Einheit nimmt: so ist nach ihm das Schwärmen eben das, was bey anderen Thieren die Geburt ist. 14 Abschn. *Von der Verminderung und Abnahme der Bienen.* Beides sind verschiedene Begriffe. Die Verminderung bewirkt die Natur der Bienen zu seiner Zeit eben so wohl, als sie die Vermehrung bewirkte. Die Abnahme aber ist zufällig, und kömmt von äusseren Ursachen her. Es wird bewiesen, dass jene aus eigenem Antriebe der Natur der Bienen geschehen muss, wo nach den Gesetzen der organisirte Körper bis auf seine wesentlichen und nothwendigen Glieder wieder eingeschränkt werden soll. Wenn aber äussere Ursachen gedacht werden müssen, wodurch die Bienen weniger werden: so ist das mehr als Verminderung, es ist Abnahme, die in der Natur nicht seyn soll. Die Kälte des Winters, das Thauwetter, plötzliche Veränderung der Luft, Localumstände, die mannichfaltigen Feinde der Bienen bewirken die, den Bienenvätern allemal Verlust bringende Abnahme. 15 Abschn. *Von der Stärke und Schwäche der Bienen.* 16 Abschn. *Von der Mutterlosigkeit und anderen Krankheiten.*

Die *zweyte Stufe* befasst sich mit den *gelehrten physikalischen Kenntnissen*, d. i. welche die Elementarkenntnisse erweitern, begründen und mit einander fester verbinden. 1 Abschn. *Von einigen körperlichen Theilen der Bienen als bestimmten Kennzeichen der verschiedenen Gattungen.* Sie sind zur genaueren Kenntniss der Bienen nöthig, und werden durch anatomische und chemische Zerlegung erlangt. 2 Abschn. *Von der Organisation.* Diese ist in der neuen Theorie wesentlich, und vom Vf. gut aus einander gesetzt. Ein Bienenschwarm, als Bienenschwarm genommen, ist nach ihm ein organisirter Körper, d. i. die sämmtlichen dazu gehörigen Bienen müssen als eine Einheit betrachtet werden. Jede einzelne Biene ist in der absoluten Totalität ein bestimmtes Organ von dem absoluten Bienenkörper, versehen mit Lebenskraft durch das absolute Leben des Bienenkörpers. Ihr Körper und Leben sind aber nicht absolut, weil sie im isolirten Zustande nicht organisiren, produciren, zeugen und überhaupt ihre individuelle Natur den schädlichen Einwirkungen der äusseren Natur nicht widerstehen können. Der individuelle Körper und sein Leben sind nur in so fern als absolut zu betrachten, als sie in Verbindung aller übrigen Organe in ihrer bestimmten Reihe stehen. So wie jede Biene ein Organ ist, so sind mehrere, zu gewissen einzelnen Geschäften bestimmt, ein Glied, alle in bestimmte Ordnung verbunden, ein Organismus. Das Ganze ist für unsere Betrachtung ein System. Der 3 Abschn., *vom Organismus der Bienen*, ist fast zu gelehrt gerathen. 4 Abschn. *Von den Spuren der absoluten Productivität.* 5 Abschn. *Von der verschiedenen Wirksamkeit der Productionskraft überhaupt und ihren Abwechselungen.* 6 Abschn. *Von den natürlichen Kunsttrieben der Bienen.* Der von den Naturforschern angenommene Kunsttrieb, welcher von uralten Zeiten her so viel Beyfall erhalten hat, wird vom Vf. für nichts anderes angesehen als einen unbehülfliche Krücke. Die regelmäsige Form der

Zellen ist ein Gebilde, wie es die Natur überall zeigt, z. B. in den Schneeflocken. Die Bienen kommen nicht anders zum Scheine der Vernunft als vermittelst der Sensibilität, die in Irritabilität und zuletzt in Bildungstrieb übergeht, wenn sich ihre organische Natur durch die anorganische bestimmt hat, und organisiren kann. 7 Abschn. *Von den sogenannten Kunstproducten und ihren Bestandtheilen.* 8 Abschn. *Von der Zeugungskraft.* 9 Abschn. *Von den Erkenntnissgründen zur Geschlechtslehre.* Bloss das Ansehen *Reaumurs* ist die Ursache, warum man in diesem Puncte so lange Irrthümer beybehielt, und in der Wissenschaft nicht fortschritt. *Bonnet* ist der einzige, welcher Reaumürn der Übereilung für fähig hielt. Die Zeugungskraft nimmt ihren Ursprung in der absoluten Productivität, und ist ein Zweig der Productionskraft überhaupt. Welcher Mensch, fragt der Vf. S. 215, kann bey gesunder Vernunft von den Bienen eine individuelle Paarung nach Art der Fliegen und anderer Insecten sich vorstellen, wenn er nicht das Vorurtheil hat, als lebten die Bienen nur auf eine gesellschaftliche Weise zusammen? welches ja aber schon durch den blossen Augenschein zu widerlegen ist. Nur durch die thierische Wärme werden sie alle fruchtbar gemacht. Die Meinung, dass sich zwey Bienen mit einander begatten können, läuft desshalb wider die gesunde Vernunft, weil sie, einzeln betrachtet, keine absolute Natur haben, als welche sie im isolirten Zustande leben, produciren und zeugen könnten. Den zur Zeugung erfoderlichen Befruchtungsact kann man sich nicht als eine individuelle Paarung einzelner Geschlechter vorstellen, weil ein solcher Begriff dem Begriffe der Organisation zuwider läuft. Die Bienen machen daher im Verhältniss zu anderen Insecten, welche sonst den Bienen sehr nahe stehen, eine Ausnahme, da die ganze Einrichtung ihrer Natur von allen eine solche Ausnahme ist, die ihres Gleichen auch weiter nicht hat. 10 Abschn. *Von den Eyer legenden Müttern.* Die Mutterbiene ist unter allen Bienen die fruchtbarste, macht mit dem Eyerlegen in dem Zeugungsgeschäft den Anfang und auch das Ende. Die Fruchtbarkeit der Drohnenmütter dagegen zusammen genommen, ist nur geringe, und entwickelt sich dann nur, wenn der Organismus innerlich durch das Zeugungsgeschäft, und äusserlich durch das Productionsgeschäft, zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit gelangt ist. Bis zu dieser ist der Bildungstrieb nur allein auf die Mutterbiene eingeschränkt, und keine weibliche Arbeitsbiene wird organisirt und fruchtbar gemacht, weil sich die Natur durch die Bildungskraft zu einer höheren Stufe der Ausbildung noch nicht erhoben und bestimmt hat. 11 Abschn. *Von den verschiedenen Perioden der Zeit zur Ausbildung der Brut.* Die ursprünglichen Actionen der Zeugungskraft können wir nicht beobachten, sondern nur bemerken, dass eine kurze Zeit dazu gehört, binnen welcher das Ey, als Product derselben, seine Vollkommenheit erreicht. Das Ey liegt drey Tage in der Zelle, und es gehet eine kleine Made aus demselben hervor, welche höchstens den 7ten Tag die Zelle füllt, wo die Bienen solche alsdann mit einem Deckel verschliessen, den die junge Biene ohngefähr den 11ten Tag durchbeisst und ausläuft. 12 Abschn. *Von den verschiedenen Sphären der Brut, worin sie ihre Ausbildung erhält.* 13 Abschn. *Von den Lehren über das Geschlecht der Eyer und Maden.* Diese Lehre, worüber in unseren Bienen-Büchern so viel geschrieben worden, ist ohne Grund und widernatürlich, weil weder das Ey, noch die Made auf derjenigen Bildungsstufe stehen, wo die Producte nach entgegen gerichteten Tendenzen erst ausgebildet werden, dass mit Grund das Geschlecht durch eine besondere Eigenschaft zu erkennen seyn sollte. 14 Abschn. *Von der Gestalt einer Made und der in der Metamorphose aus ihr hervorgehenden neuen Gestalt einer Nymphe.* 15 Abschn. *Von der Vergleichung der verschiedenen Revolutionen.*

Die *dritte Stufe*, von den *wissenschaftlichen Kenntnissen.* Hiebey darf man sich nicht denken, dass diese hier vorgetragene wissenschaftliche Kenntniss zunächst auf die Bienen gehe, sondern es ist mehr ein langweiliges Räsonnement über das Erlangen der Kenntnisse überhaupt.

Rec. glaubt durch die Angabe des Wesentlichen, das in diesem nützlichen Buche enthalten ist, theils eine Übersicht der hier aufgestellten Theorie gegeben, theils Sachkenner angeregt zu haben, dieselbe ihrer unparteyischen Beurtheilung zum Nutz und Frommen der Bienenkunde zu unterwerfen. Möchte es deren doch recht viele geben, welche ihre Erfahrungen und Prüfungen mit dieser neuen Theorie verglichen, damit es endlich gelänge, in die Bienenwissenschaft, für die dem Scheine nach schon so viel gearbeitet worden, Wahrheit zu bringen! Dem zweyten, als praktischen, Theile sehen wir erwartungsvoll entgegen.

J. P.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Leipzig*, b. Fleischer: *Bienenkatechismus für das Landvolk.* Von *J. L. Christ.* Mit 1 verb. Kpf. 3te stark verm. und verb. Auflage. 1807. VI u. 210 S. 8. (9 Gr.) Ein schon so bekanntes Bienenbuch, wie das vorliegende, bedarf keiner weitläuftigen Beurtheilung. Dass diese neue Aufl. beträchtliche Vorzüge vor den vorigen habe, versteht sich von selbst, da der Vf. seinen Schriften immer mehr Vollkommenheit zu geben bemühet ist. Ob er gleich der Magazin-Bienenzucht überall das Wort redet: so läſst er doch auch die Freunde der strohernen Halbkörbe und der einfachen Strohkörbe nicht ohne Belehrung und Rath. Auch verdient er über das gehört zu werden, was er über Weisellosigkeit, Reserveköniginnen, Bienenräuberey u. s. w. sagt. Das Ganze ist in 6 Cap. abgetheilt, und enthält 223 Fragen in der bekannten *Christischen Manier.* Ein vollständiges Register erleichtert den Gebrauch des Buches nicht wenig. — sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 APRIL, 1809.

MATHEMATIK.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Handbuch der Statik fester Körper, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgesetzt von *J. A. Eytelwein*, kön. preuss. geh. Oberbaurathe etc. 1808. Erster Band, mit 10 Kupf. 384 S. Zweyter Band, mit 7 Kupf. 424 S. Dritter Band, mit 5 Kupf. 198 S. gr. 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Die Statik der festen Körper ist jedem Baumeister unentbehrlich, der in seinem Fach mit Einsicht zu Werke gehen, und seine Anstalten nicht aufs Gerathewohl treffen will. Nichts desto weniger mangelte es bisher an einem zweckmässigen Handbuche, worin ihre Anwendung auf die bey der Baukunst vorkommenden Fälle gezeigt, und zu ihrer Berechnung hinreichende Anleitung gegeben wäre. Diesem Mangel hat der Vf. des vorliegenden Handbuchs abzuhelfen gesucht, und das Hauptsächlichste aus der Statik fester Körper mit gewohnter Gründlichkeit abgehandelt; auch wird von ihm die Anwendung derselben auf die am häufigsten vorkommenden Gegenstände der bürgerlichen Baukunst sehr treffend gezeigt, so dass sein Werk jedem Architekten gewiss eine sehr willkommene Erscheinung ist.

Um das Buch desto brauchbarer für Anfänger zu machen, hat der Vf. alle Lehren der Statik, wo diess nur möglich war, ohne höhere Analysis vorzutragen sich bestrebt, wo es aber unthunlich blieb, die Darstellung durch die möglichste Deutlichkeit erleichtert, und bey jeder Integralformel auf *Pasquichs Analysis* mit Bezeichnung der Stelle hingewiesen, wo man den Beweis der Elementarlehren zu suchen hat; übrigens die schwierigern Untersuchungen mit Sternchen bezeichnet, damit der Anfänger diese Stellen so lange überschlagen könne, bis er die Statik in dem ganzen hier vorkommenden Umfang zu erlernen sich geschickt gemacht hat. Die Kenntniss der Analysis endlicher Grössen, und der Lehre von den Kegelschnitten, ist jedoch vorausgesetzt, übrigens in dem Buch alles mit hinlänglicher Vollständigkeit ausgeführt, und allenthalben sehr schicklich die Mittelstrasse zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und zu grosser Kürze, wodurch der Vortrag undeutlich wird, beobachtet. — Diess im Allgemeinen. Rec. geht nun zur näheren Anzeige des Inhalts über.

In der *Einleitung zum ersten Bande* werden die Grundbegriffe von Kraft, Widerstand, Druck u. s. w. erklärt, und festgesetzt, was man unter *Statik* zu verstehen habe. Um die Statik fester Körper von der Statik der flüssigen zu unterscheiden, nennt sie der Vf. S. 3 *Geostatik*. Dieser Name will Rec. nicht gefallen, weil hier von keinem Gleichgewicht der Erde die Rede ist; er würde dafür lieber *Stereostatik* wählen, wenn man durchaus eine Benennung zum Unterschied von Hydrostatik haben, und nicht mehr, wie es bisher gewöhnlich war, unter dem blossen Wort *Statik* die Lehre vom Gleichgewicht *fester* Körper verstehen wollte. Der Vf. warnt übrigens in der Einleitung mit Recht vor der Verwechslung der wissenschaftlichen Begriffe: *Schwere* und *Gewicht*, ob sie gleich im gemeinen Leben als einerley geltend gebraucht werden. Doch hält Rec. nicht dafür, dass man statt *schwerer* besser *gewichtiger* sage, da diess Wort nicht gebräuchlich ist. Er glaubt überhaupt nicht, dass es hier der Einführung eines neuen Wortes bedürfe. Man braucht ja, um das Wort schwerer zu vermeiden, nur zu sagen: der Körper wiegt mehr, oder er hat mehr Gewicht.

Im *ersten* Capitel, welches *die Grundlehren der Statik* enthält, oder vom Gleichgewicht mehrerer Kräfte, die auf einen Punct wirken, handelt, wird der Lehrsatz vom Parallelogramm der Kräfte ohne Beyhülfe des Hebels auf eine neue und einfachere Art erwiesen. Rec. gefällt die Darstellung im Ganzen wohl; aber wenn es §. 9 heisst: „Mehrere Kräfte, welche nach verschiedenen Richtungen auf einen Punct wirken, halten den Punct in Ruhe, wenn sie im Gleichgewicht sind. Wäre kein Gleichgewicht vorhanden: so muss sich der Punct bewegen, und er kann sich nur nach einer Richtung bewegen;" hierauf aber sogleich §. 10 gesagt wird: „Zwey Kräfte, die nach verschiedenen Richtungen auf einen Punct wirken, können einander nicht im Gleichgewicht erhalten, weil keine Kraft den Druck der anderen völlig aufhebt, es muss daher von beiden Kräften ein Druck nach einer gewissen Richtung entstehen": so scheint hiebey die Folge, woraus die mittlere Richtung der Kräfte abgeleitet wird, wie auch der Satz, dass bey schiefer Richtung keine Kraft den Druck der anderen völlig aufhebt, aus §. 5 nicht begründet genug. Der Mangel liesse sich jedoch leicht ergänzen. Übrigens glaubt Rec., der Beweis vom Parallelogramm der Kräfte lasse sich noch einfacher führen, als hier geschehen ist. Folgendes mag zur Probe seine Darstellung für zwey Kräfte andeuten, die Ausführung gehört nicht hieher. Ein Punct werde von zwey Kräften, deren Richtungen zwar verschieden sind, jedoch in einer Ebene liegen, ge-

drückt. Man zeichne einen Winkel der Richtung der Kräfte gleich, und drücke die Gröſse derselben durch die Länge der ihn begrenzenden Linien aus; so ist klar, weil die Kräfte im Scheitel des Winkels auf einen einzigen Punct drücken, folglich der Druck von beiden sich hier vereinigen muss: so kann diese zusammengesetzte Kraft hier nicht anders, wie eine einzige, wirken. Man drücke daher auch sie durch eine Linie aus, die man von willkührlicher Richtung und Länge zeichnet. Soll nun dieser Kraft eine andere das Gleichgewicht halten: so muss sie von eben der Gröſse und ihr gerade entgegengesetzt seyn, oder auf sie stoſsen. Denn nur auf diese Art wird es verhindert, dass eine der anderen ausweichen kann. Kräfte aber, die einander ausweichen können, heben sich in diesem Falle nie ganz auf. Stellt man nun die der vorigen gerade entgegengesetzte und gleiche Kraft wiederum durch eine Linie dar: so muss sie die erstere vollkommen decken, und es ist einleuchtend, dass sich dieselbe nur dann, und auf keine andere Art, wiederum in zwey von eben der Gröſse und den beiden ersteren entgegengesetzter Lage zerlegen lassen wird, wenn sie beym Aufeinanderstoſsen auf diese ersteren mit ihnen ein Parallelogramm bilden, dessen Diagonale die in den Scheiteln der gegenüberstehenden Winkel vereinte Kraft darstellt. — Rec. weiss übrigens sehr wohl, dass der Beweis vom Parallelogramm der Kräfte ohne Beyhülfe des Hebels seine groſsen Schwierigkeiten hat. Auſser den im §. 17 angeführten *Bernoulli*, *Lambert*, *d'Alembert* und *de la Place*, die sich damit beschäftigt haben, hat kürzlich Hr. Major und Prof. *Manuel Pedro de Mello* zu Coimbra, auf Veranlassung der königl. dänisch. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, welche den Beweis des Parallelogramms der Kräfte, aus den ersten und einfachsten Grundsätzen der Bewegung abgeleitet, zur Preisfrage machte, unter 13 Concurrenten den Preis erhalten. (S. *Gilberts Annalen der Physik* 29sten Bnds. 3tes Stück. S. 350.) Das 2 Cap. handelt *vom Gleichgewichte mehrerer Kräfte, welche auf einen einzigen Punct wirken, oder vom Hebel und der Drehungsaxe*. Hier wird die Lehre vom Hebel aus dem Parallelogramm der Kräfte abgeleitet, und der *Cartesianische* Grundsatz nebst dem von der virtuellen Geschwindigkeit erwiesen. *Ide* in seinem *System der Mechanik* (Vorrede S. XII) glaubte nicht, dass man den letzteren unter den ersteren Sätzen der Statik gleich Anfangs mit Nutzen aufstellen könne. Hr. *E.* aber hat durch seine lichtvolle Darstellung gezeigt, dass man dieses allerdings könne; ja, er hat sogar in der Folge Anwendungen davon gemacht, ohne einmal des Infinitesimal-Calculs sich zu bedienen, worin die vollkommenste Klarheit herrscht. — Das 3 Cap. handelt *vom eigenthümlichen Gewicht der Körper*, und enthält eine sehr vollständige Tafel davon. Im 4 Cap. wird der *Schwerpunct* betrachtet, und ausführliche Anleitung gegeben, ihn sowohl für Linien, als Flächen, Körper und Oberflächen der Körper von regelmäſsiger und unregelmäſsiger Gestalt zu finden. Beym §. 126 erinnert Rec.: Die Abschnittsfläche der Parabel A'B'C'IA' Fig. 71 ist eigentlich nicht $= \frac{2}{3}$ A'K.B'I, sondern $= \frac{2}{3}$ A'K.C'K $- \frac{1}{2}$ A'K.C'K $= \frac{1}{6}$ A'K.C'K. Dieser Werth ist um etwas Weniges gröſser, als der von Hn. *E.* angegebene, welcher aber darum meistens den Vorzug verdient, weil die Krümmung A'B'C' für eine Parabel gemeiniglich etwas zu flach ist. Die erste Idee zu der im §. 126 gelehrten Methode, den Schwerpunct einer jeden von einer krummen Linie begrenzten Fläche zu bestimmen, wenn auch das Gesetz, nach welchem die Curve gestaltet ist, unbekannt wäre, gab nicht *Chapmann*, wie in der Anmerkung zu §. 127 gesagt wird, sondern *Thomas Simpson*, ein Engländer, der durch mehrere scharfsinnige mathematische Untersuchungen berühmt ist. *Chapmann* und *Don Juan* in ihren Werken *sur la construction des vaisseaux* haben nur Gebrauch von *Simpsons* Verfahren gemacht. Es kann übrigens auch bey auswärts gehenden Winkeln und Curven, die der Axe die erhabene Seite zukehren, angewendet werden, wo die Parabelflächen alsdann nur vom Inhalt des Trapezes abgezogen werden dürfen, wovon aber Hr. *E.* nichts erinnert hat. — Bey §. 152 hätte noch angemerkt werden können, dass, wenn sich der Körper in zwey ähnliche Hälften theilen lässt, man nur nöthig habe, den Schwerpunct derjenigen Fläche zu berechnen, wodurch der Körper in zwey ähnliche Hälften geschnitten wird. Im 5 Cap. wird die *Stabilität der Körper auf wagerechtem Boden* untersucht. Bey §. 161 ist die Figur so gezeichnet, als ob die Auflösung der Frage mit Hülfe des Kräftenparallelogramms geschehen sollte: das ist aber der Fall nicht; auch braucht man, um die Darstellung deutlicher zu machen, nur zu sagen: wenn die Kraft, welche den Körper umstürzen soll $= S$, das Gewicht desselben aber $= Q$ ist: so muss S multiplicirt mit der Schwerpunctshöhe das Moment der Kraft seyn, welche den Umsturz bewirkt, und Q multiplicirt mit der horizontalen Weite bis zum Loth aus dem Schwerpunct, das Moment, welches dieser Kraft widersteht. Bey §. 165 hätte bemerkt werden können, dass, weil sich $S' = \frac{3B(b+B)^2}{4(2b+B)} \cdot LG$ auf den Ausdruck $S' = \frac{3}{4}B\left(B + \frac{b^2}{B+2b}\right) LG$ bringen lässt, S' mit b zugleich wächst und abnimmt, woraus also der wichtige Satz folgt, dass von zwey senkrechten Trapezien von einerley Grundfläche das die gröſste Stabilität hat, welches oben breiter ist, und eine gleichdicke Mauer auf eben der Grundfläche fester steht als eine andere, die nach oben zu schmäler ist. Im 6 Cap. wird die Lehre *von der Rolle und dem materiellen Hebel* vorgetragen; im 7 *von der Wage*, im 8 *von der Reibung* gehandelt. Unbeschadet der Deutlichkeit hätte das 8 Capitel dem 6ten und 7ten vorangehen können; alsdann würde bey der Rolle, dem Schubkarren §. 176 und der Wage §. 178 der Einfluss der Friction mit haben betrachtet werden können, und hiedurch die Untersuchungen für die Ausübung

brauchbarer geworden seyn. Das 8 *Cap.* handelt *von der schiefen Ebene, dem Keil und der Schraube.* In §. 202 S. 253 scheint die Bemerkung, dass alle Kräfte, welche zwischen V und V' fallen, die Last in Ruhe erhalten, entbehrlich. Denn es versteht sich von selbst, dass die Kraft, welche eine Last zu erheben im Stande ist, auch gross genug seyn müsse, um eben diese Last in Ruhe zu erhalten. — Die §§. 203 bis 209 enthalten musterhafte Darstellungen, um die Übereinstimmung der Lehre vom Parallelogramm der Kräfte, vom Hebel und von der virtuellen Geschwindigkeit zu übersehen. Von letzterer allein ist noch weiter eine schöne Anwendung §. 214 gemacht. Im 9 *Cap.* wird *vom Rad an der Welle* gehandelt und §. 230 die Aufgabe: an einem Haspel die Kraft zu finden, welche mit der Last und Reibung an den Zapfen in den Pfannen das Gleichgewicht hält, nach aller Schärfe aufgelöst, auch jede Veränderung des Zuges von Kraft und Last, wie nicht weniger der nach der Richtung dieses Zuges sich abändernde Druck der Zapfen auf die Pfannen genau berechnet, und gezeigt, was jede Veränderung in der Richtung des Zuges, auch die Voraussetzung anderer Lehrbücher, der Druck der Zapfen wirke beständig vertical unterwärts, für einen Unterschied in den Resultaten giebt. — Das 10 *Cap. vom Räderwerk und der Gestalt der Zähne, Kämme und Daumen*, ist ausführlich, dabey vorzüglich schön ausgearbeitet, und giebt sehr deutliche und praktische Anleitung zur richtigen Verfertigung der Zähne und Kämme. Nur wird hier sogleich vorausgesetzt, dass die Epicykloide diejenige Linie sey, welche unter allen die beste Gestalt der Zähne, Triebstöcke und Kämme gebe, ohne dieses vorher zu erweisen. Zwar wird §. 246, bey Erwähnung der besten Gestalt derselben, auf den Anhang verwiesen; hier aber findet sich darüber weiter nichts, sondern die Eigenschaften der Curve als solcher, wie sie zu zeichnen, eine Gleichung für sie, ihre Länge, ihr Krümmungshalbmesser u. s. w. zu finden sey, werden nur im Allgemeinen aus einander gesetzt. In einem Handbuch, das zum Selbstunterricht und für Anfänger bestimmt ist, hätte wohl die nöthige Untersuchung über die obige Frage von der besten Gestalt zuvörderst vorausgehen und gelehrt werden sollen, dass man bey Maschinen, welche durch Zahn und Getrieb bewegt werden, hauptsächlich auf zweyerley zu sehen habe, 1) dass die Bewegung gleichförmig, oder die Kraft immer dieselbe und gleich gross bleibe; 2) dass die Reibung vermieden werde. Nun wäre zu zeigen gewesen, dass beide Bedingungen zusammen, und selbst die letztere allein vollkommen oder in aller Strenge zu erhalten, unmöglich bleibe, daher man sich mit der ersten Bedingung begnügen und zufrieden seyn müsse, die Gestalt der Zähne und Getriebe so anzuordnen, dass die Kraft immer gleich gross — mithin der Gang der Maschine gleichförmig bleiben könne, welche Eigenschaft durch die Natur der Epicykloide bestimmt werde. Auf diese Art würde der Vortrag an Deutlichkeit gewonnen haben. Auch hätte Rec. gewünscht, dass die vom Hn. Mechanikus *Uhlhorn* zu Oldenburg angegebene Methode, die Gestalt der Zähne oder Kämme und Triebstöcke mittelst eines von ihm dazu erfundenen sehr leicht zu verfertigenden Werkzeuges zu zeichnen, hier mit angegeben wäre. Sie steht in den *Beyträgen zur Verbesserung des Mühlenbaues, zwey von der hamburgischen Gesellschaft zu Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gekrönten Preisschriften.* Hamburg, b. Perthes. 1804. gr. 4. Durch diese Maschine zeichnet sich die Gestalt der Zähne oder Kämme, bey der vorgegebenen Gestalt der Triebstöcke, oder umgekehrt, auf das richtigste und genaueste; sie ist also dem §. 253 gelehrten Verfahren weit vorzuziehen.

Im *zweyten Bande* wird zuerst, oder im 11 *Cap.*, welches darin den Anfang macht, *von den gespannten Seilen* gehandelt. Es zerfällt in 4 Theile. Der 1 untersucht die Eigenschaften der von den Franzosen zuerst also benannten *Seilmaschine*, worunter die Verbindung mehrerer Seile oder Fäden unter einander, um Kräfte daran ins Gleichgewicht zu bringen, verstanden wird. Diese Untersuchungen führen den Vf. zu den 3 Fundamentalgleichungen für die *Kettenlinie.* Bey der im §. 301 angeführten Abhandlung von *Couplet sur le tirage des charettes et des traineaux* hätte auch *Krönke's* vortreffliche Schrift: *Versuch einer Theorie des Fuhrwerks mit Anwendung auf den Strassenbau.* Chemnitz, 1801. gr. 4. erwähnt zu werden verdient. Wenn auch der Vf. die Lehre von dem Zug der vor Schlitten, Karren und Wagen gespannten Thiere nicht vollständig abhandeln wollte, und diess ausser seinem Plan lag: so ist doch bey jedem Bauwesen sehr oft die Rede von Herbeyschaffung der Materialien, Abtragung von Hügeln u. s. w. Hiebey entsteht natürlich die Frage über die vortheilhafteste Fortbringung der Lasten; und es war daher gut, auf eines der besten Bücher zu verweisen, wo man sich desshalb näher Raths erholen kann. Auch wäre in §. 302 die Bemerkung an ihrem Orte gewesen, dass für mehrere Pferde es einigen Vortheil gewähre, das kleinste Pferd zunächst am Schlitten ziehen; dann das grösste Pferd darauf folgen zu lassen, damit das zunächst am Schlitten gehende den Druck V nicht allein leide, welches geschehen würde, wenn man das grösste Pferd zunächst an den Schlitten spannen wollte. Des 11 *Cap.* zweyter Theil betrachtet *die Reibung eines um einen Cylinder gespannten Seils.* Dass dieser vom Seile nicht bewegt werden, sondern fest stehen solle, setzt der Vf., ohne dieser Bedingung zu erwähnen, voraus. Nun handelt er im dritten Theile *von der Steifigkeit der Seile,* und bringt den von *Prony* gegebenen bekannten Ausdruck $F = \frac{\delta^{1,7}}{r}(2,45 + 0,053\,Q)$ auf die geschmeidigere Form $F = \frac{\delta^2 Q}{3500\,r}$; wo r und δ sich auf rheinländisch Fussmass beziehen. Hr. E. giebt keine besondere Formel für bereits stark gebrauchte Seile, vermuthlich weil der Lastzuwachs, der aus der Steifigkeit des Seils entsteht, fast immer gegen die übrige Last

gering iſt, ohnehin auch für die gewöhnlichen Fälle der Ausübung die Kraft ein wenig gröſser genommen zu werden pflegt, als ſie die Rechnung giebt. *Prony's* Formel für gebrauchte Seile, wo $F = \frac{\delta^{1,4}}{r} (2,45 + 0,053\ Q)$ iſt, hätte jedoch wenigſtens eine Anführung verdient. Da übrigens Hr. E. ſeiner Formel nicht darum, weil ſie beſſer mit den Verſuchen harmonirt, ſondern darum, damit ſie bey der Ausübung leichter zu behandeln ſeyn ſolle, die angeführte Form gegeben hat: ſo glaubt Rec. berechtiget zu ſeyn, den *Prony*'ſchen Formeln, als welche wenigſtens unmittelbar aus Verſuchen abſtrahirt und ſo genau damit harmoniſch gemacht worden ſind, als möglich war, den Vorzug zuzugeſtehen, zumal da die geſchmeidigere Form des *E.* Ausdrucks, wenn man mit Logarithmen rechnet, faſt in gar keine Betrachtung kommt, und man mit der Berechnung jener Formeln ſo bald fertig iſt, als mit der Berechnung von dieſer. Um ſich indeſſen gewiſs zu überzeugen, daſs die *Eytelw.* Formel mit der Erfahrung nicht beſſer übereinſtimmt, wie die *Prony*'ſche, hat Rec. die S. 32 angeführten erſten 5 Verſuche, wo die letztere Formel am meiſten von der Erfahrung abweicht, nach beiden Formeln berechnet und erhalten

	nach der *Eytelw.*	nach der *Prony*'ſch.	die Erfahrung gab
für No. 1	1, 341	5, 4268 (nicht 12,045, wie S. 37 behauptet wird)	2
2	6, 554	10, 047	11
3	11, 80	14, 668	17
4	22, 29	23, 892	31
5	32, 78	33, 150	43.

Der vierte Abſchn. des 11 *Cap.* handelt *von Rollen und Flaſchenzügen.* Im §. 321 und 322 hat der Vf. die Rechnung auf den Fall nicht ausgedehnt, wenn die Kraft oder Laſt nicht vertical wirkt. Beym Bauweſen kommt es aber doch ſehr oft vor, daſs die Richtung nicht vertical iſt. Eine allgemeine Auflöſung mit Rückſicht auf jede Richtung des Zugs, die übrigens faſt mit den nämlichen Worten hätte abgethan werden können, würde daher dem Anfänger vortheilhafter geweſen ſeyn. Das 12 Cap. hat *die Vertheilung des Drucks auf die Unterſtützungspuncte der Körper* zum Gegenſtand. Dieſe Lehre iſt gröſsen Schwierigkeiten unterworfen. Die älteren Mathematiker haben ſich bey derſelben bloſs mit den Bedingungen des Gleichgewichts begnügt, die aus der Verlegung der Umdrehungspuncte flieſsen. *D'Alembert (opuscules de mathem. Tome* 8. *p.* 36) bewies aber, daſs alsdann die Auflöſung unbeſtimmt bleibt. *Euler* war der erſte, welcher in der Abhandlung *de preſſione ponderis in planum cui incumbit* (m. ſ. den 18 Band der *Nov. comm. acad. Scient. Petrop.* 1773. S. 289 und f.,) ſowohl für den Fall, wenn die Stellen, wo die Laſt unterſtützt iſt, wie bloſse Puncte betrachtet werden, als auch für denjenigen, wenn ſie durch eine ganze Fläche getragen wird, eine beſtimmte Auflöſung gab. Sein Verfahren beruht auf dem Grundſatz: daſs unendlich kleine Änderungen allemal den Kräften proportional ſind, die ſie hervorbringen, wobey die Ebene als feſt und unbiegſam angenommen wird. Hr. *E.* hat zwar *Eulers* Methode für den Fall benutzt, wenn eine horizontale Ebene in etlichen Puncten unterſtützt und irgendwo mit einem Gewichte belaſtet iſt, auch zur gröſseren Deutlichkeit ein Beyſpiel in Zahlen berechnet; *Eulers* Methode genügt ihm aber nicht, wenn man für eine gerade in mehreren Puncten unterſtützte Linie den Druck ſucht, welchen jede Stütze von einer zwiſchen derſelben an der feſten Linie aufgehängten Laſt leidet. Die Auflöſung dieſes Falles läſst ſich aus derjenigen, die man für eine in mehreren Puncten unterſtützte und mit Gewichten beladene Fläche findet, nicht herleiten, denn die Winkel werden nun entweder $= 0°$ oder $= 180°$, folglich auch die Triangel, in welche ſich die Figur zerfällen läſst, $= 0$; und man erhält, wenn P das Gewicht, welches die Ebene belaſtet, Q; Q'; Q'' etc. aber die Preſſungen auf die einzelnen Unterſtützungspuncte bedeuten, $Q = \frac{0}{0} P$; $Q' = \frac{0}{0} P$; $Q'' = \frac{0}{0} P$ etc. Ausdrücke, die an ſich unbeſtimmt ſind. Nun, ſagt er, kann man zwar mit Hülfe der von *Euler* angenommenen Vorausſetzung, daſs die Unterlagen in dem Verhältniſs nachgeben, wie ſie gedrückt werden, und ſich daher durch die Unterſtützungspuncte eine von der unterſtützten Ebene verſchiedene — jene irgendwo durchſchneidende Ebene legen läſst, die Gröſse des Drucks auf die einzelnen Stützen beſtimmen; man ſieht aber bald ein, daſs dieſe Vorausſetzung auf Reſultate führen müſſe, welche deſshalb bey einer geraden Linie unſtatthaft ſeyen, weil alsdann die von der Laſt entferntere Stütze einen gröſseren Druck leiden müſſe, als die näher gelegene. Hr. *E.* hält ferner die Vorausſetzung einer vollkommen unbiegſamen Linie um ſo weniger für zuläſſig, weil, wie er ſagt, die langen Baukörper von der Beſchaffenheit ſeyen, daſs ſie ſich ſchon durch ihre eigene Laſt biegen, und ſelbſt lange Steine, beſonders aber Balken, nicht als unbiegſame Körper angeſehen werden — überdieſs länglichte, zwiſchen zwey Stützen belaſtete Körper nur in ſofern weiter entlegene und in einerley Horizontale liegende Stützen preſſen können, als jener eigenes Gewicht ſie auf die entfernteren Stützen herunterbiege, wobey aber eine zwiſchen den mittleren Stützen angebrachte Belaſtung noch dazu beytrage, daſs der Druck auf die entfernteren vermindert werde. Dieſs ſind die Gründe, welche Hn. *E.* bewogen, die *Euler*ſche Methode zu verlaſſen, und den Druck einer an mehreren Puncten unterſtützten Linie aus der Natur der elaſtiſchen Curve zu entwickeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Eiſenach, b. Wittekind: *Anfangsgründe der gemeinen Arithmetik und Algebra* von *Franz Chriſtoph Frenzel*, Director und Profeſſor des Gymnaſiums zu Eiſenach etc. Zweyte Auflage. 1809. VI und 96 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 APRIL, 1809.

MATHEMATIK.

Berlin, in der Realschulbuchh.: *Handbuch der Statik fester Körper, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgefasst von *J. A. Eytelwein* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. ist dem Vf. in seinen Darstellungen und Rechnungen Schritt vor Schritt gefolgt; er schätzt zwar dessen Verdienst, eine neue Ansicht eröffnet zu haben, ob aber hiemit diese Materie *für die Ausübung* nun völlig im Reinen sey, bezweifelt derselbe. Die nach der *Eulerschen* Methode sich ergebenden Resultate finden für Theorie und Praxis eben so gut wie die *Eytelweinschen* Statt; denn unabhängig von der Voraussetzung und Hypothese, dass die Unterlagen in dem Verhältniss nachgeben, in dem sie gedrückt werden, oder dass unendlich kleine Änderungen den Kräften proportional seyen, die sie hervorbringen, folgen die nämlichen Resultate ebenfalls aus der Lehre vom Grössten und Kleinsten, wenn man annimmt, der Druck werde sich so gleichförmig vertheilen, als es die Natur der Sache erlaubt, oder die Verschiedenheit zwischen dem Druck der Stützen werde so gering seyn, als es die Umstände verstatten, daher die Werthe $(Q-Q')^2 + (Q-Q'')^2 + (Q'-Q'')^2$ etc. als *minimum* betrachtet, und sie hienach entwickelt. Wenn also auch die *Eulersche* Rechnung in manchen Fällen ergiebt, dass die von der Last entferntere Stütze einen grösseren Druck leide, als die näher gelegene: so scheint Rec. diess noch keineswegs ein *widersprechendes*, mit der Natur der Sache unvereinbares *Resultat*, wie in der Vorrede zum *Eytelw.* Handbuch und §. 341 desselben behauptet wird. Man denke sich eine gerade Stange, die übrigens als elastisch oder als unelastisch angenommen werden kann, bey ihren beiden Enden an zwey Schalwagen horizontal angebunden und in jede der freyen Wagschalen Gewichte zugelegt, bis die Wagezungen einspielen. Nun beschwere man die Stange zwischen ihren beiden Enden irgendwo mit einem Gewicht. Die Entfernung des Gewichts $= P$ vom linken Ende der Stange sey $= a$, und die Länge der Stange überhaupt $= l$: so wird man in die Wagschale zur linken ein Gewicht $= \frac{(l-a)P}{l}$, in die zur Rechten aber ein Gewicht $= \frac{aP}{l}$ legen müssen, wenn die Zungen der Wagschalen unverrückt bleiben sollen. Ferner denke man sich hinter a eine dritte Wage auf die nämliche Art, wie die vorhergehenden angebracht: so wird sich der Faden unter ihr beym Einspielen der Zunge an die Stange anlegen, aber noch nicht ziehen, auch werden sich bis zum Gleichstehen mit der Reibung Gewichte in diese Wagschale legen lassen, ohne dass sich noch die horizontale Lage der Stange verändert. Legt man in die nämliche Wagschale mehr Gewichte zu: so wird sich die Stange an dem einen Ende herauf begeben und am anderen sinken; nimmt man aber von letzterem Ende so viel als nöthig en Gewicht weg, und legt es ersterem zu: so wird sich der horizontale Stand wieder völlig genau herstellen lassen. Nun ist einleuchtend, dass sich auf unendlich vielfältige Art die Gewichte aus einer Wagschale in die andere umlegen lassen, ohne dass das Gleichgewicht und der horizontale Stand der Stange im geringsten gestört werden, auch dass der nämliche Erfolg eben so gut mit so viel Wagen als man will, wie mit den hier beschriebenen dreyen, bewerkstelligt werden könne. Es bedarf übrigens keiner Erinnerung, dass die Wagschalen hier die Stellen der Stützen versehen. Man denke sich nun wieder einen auf verschiedenen Stützen ruhenden geraden Balken, der irgendwo zwischen ihnen belastet ist: so frage sich: auf welche Art wird denn jetzt eine jede von ihnen gedrückt werden, nachdem man aus dem beschriebenen Versuch gesehen hat, dass das, unbeschadet des Gleichgewichts, auf unendlich viel Arten geschehen kann, und leicht aus eben diesem Versuch zu abstrahiren ist, dass die geringste in der Ausübung kaum bemerkbare Kleinigkeit die Pressung auf die Stützen beträchtlich ändern kann? Wie läst sich also der für irgend einen vorgegebenen Fall wirklich existirende Druck ausmitteln? — Soll man nach der *Eulerschen* oder nach der *Eytelweinschen* Methode verfahren? Beide beruhen auf richtigen und einleuchtenden Theorieen, beide liefern Resultate, die in der Ausübung Statt finden können. Die *Eulerschen* Resultate folgen sogar, wie schon oben dargethan wurde, aus doppelten, von einander ganz unabhängigen Grundsätzen, und wenn *Eulern* zur Last gelegt werden will, dass es keine völlig harten und unbiegsamen Körper giebt: so kann man bey der *Eytelweinschen* Methode ebenfalls desideriren, dass die Rechnung vollkommene Elasticität voraussetzt, die man in der Ausübung nicht antrifft. Rec. zweifelt übrigens keineswegs an der Übereinstimmung der von Hn. *E.* angestellten, für die Denkschriften der kön. Akad. d. Wiss. bestimmten Versuche mit seiner Theo-

rie, (m. f. die Vorrede des Handbuchs); fie konnten aber eben fo gut für *Eulers* Calcul übereinftimmend gemacht werden. Diefs erinnert unwillkührlich an Haufens Heber, m. f. *Gehlers phyf. Wört.* 2 Th. S. 581. Man fieht alfo wohl, fo lange fich die Elafticität nicht für jeden einzelnen Fall genau beftimmen, fo lange fich keine vollkommen gerade und ebene Fläche finden läfst, und fo lange die geringfte Verfchiedenheit hierin durch ein einziges, dem Balken auf der einen Stütze unterliegendes Sandkorn die Preffung auf die übrigen *beträchtlich* zu ändern im Stande ift: fo lange wird wohl für die Ausübung keine der bekannten Methoden genügend befunden werden. Indeffen verdienen die *Eytelw.* Bemühungen neben den *Eulerfchen* das gröfste Lob, beide Theorieen machen dem Scharffinn ihrer Erfinder Ehre; und wenn es allgemein bewiefen werden kann, dafs bey der *Eulerfchen* der Druck auf die entferntere Stütze ftets gröffer herauskommt, wie der auf das näher gelegene — (Hr. *E.* behauptet, dafs das alfo bey ihr erfolgen *müffe*): fo verdient die *Eytelweinfche* den Vorzug, weil, wenn unter fo vielen in der Ausübung unbeftimmbaren Dingen oder blofsen Möglichkeiten nun einmal dennoch etwas Beftimmtes angenommen werden foll, dasjenige zu wählen ift, was der Natur der Sache nach eher und leichter erfolgen kann. Rec. hat den allgemeinen Beweis der obigen gegen die *Eulerfche* Theorie gemachten Behauptung nicht finden können, ob er gleich durch ein nach derfelben in Zahlen berechnetes Beyfpiel fand, dafs die Behauptung in diefem Fall zutraf. Zum Unglück konnte er *Eulers* Abhandlung felbft nicht nachlefen. — Im 13 Cap., welches *die Statik der gebräuchlichften Holzverbindungen* enthält, wird von dem *Sparrenfchub*, den *gebrochenen Dächern*, dem *Vortheil*, der daraus entfpringt, *wenn Bohlendächer nach einer Kettenlinie gekrümmt find*, der leichteften Art, wie man ein folches Dach bey einer gegebenen Tiefe und Höhe nach diefer Linie krümmen könne, am Ende von *Häng- und Spreng-Werken* kürzlich gehandelt, und im Ganzen alles fehr fchön aus einander gefetzt. Im §. 350 findet Hr. *E.* den Schub eines wider eine verticale Wand angelehnten Sparrens $= \frac{1}{2}$ P cotang. α, und den Druck längs des Sparrens auf den Boden, wo er eingezapft ift, $= \frac{P}{2 \sin. \alpha}$; wo P das Gewicht des Sparrens und α den Winkel bedeutet, den er mit dem Horizont macht. Rec. kann fich nicht überzeugen, dafs diefe Ausdrücke richtig find; fie würden es feyn, wenn die Kraft gefunden werden follte, welche im Stande wäre, die verticale Wand durch eine unter irgend einem Winkel dawider geftemmte Stange aus der Stelle zu drücken, wo aber alsdann P das Gewicht der Wand bedeuten müfste, allein hievon ift die Rede nicht. Man fragt blofs: wieviel drückt der Sparren auf feine Einzapfung oder Unterlage, nach der Stellung, die er hat, durch fein eigenes Gewicht hinauswärts. Das ift von der verticalen Wand weg, nicht nach ihr zu. Das Unftatthafte in der Anwendung des Kräftenparallelogramms für den hier befchriebenen Fall fällt fogleich in die Augen, wenn man $\alpha = 0°$ fetzt; alsdann nämlich giebt die Formel fowohl den Druck des Sparrens längs feiner Fläche, als auch feinen Schub $= \infty$; da doch derfelbe hier offenbar $= 0$ feyn follte. *Fontana* war, fo viel Rec. weifs, der erfte, welcher in den *memor. di matem. e fifica della Soc. Ital. tom. III* die Auflöfung des §. 350 vorgelegten Problems fo gab, wie es hier fteht. Die richtige Formel für den Druck des Sparrens nach feiner Länge fcheint Rec. vielmehr $= \frac{1}{2}$ P Sin. α und der Sparrenfchub $= \frac{1}{2}$ P Sin. α cos. α; auch kein Unterfchied hiebey zu feyn, der Sparren mag mit feinem oberen Ende auf der verticalen Wand aufliegen, oder nur angelehnt feyn; denn die Sparren und Wandbalken werden hier als blofse Linien in den Calcul eingeführt, und bey Linien fällt wohl zwifchen Anlehnen und Aufliegen der Unterfchied weg. Aus gleichen Urfachen hält Rec. auch die §. 351 und 357 für unrichtig berechnet. — Das 14 Cap. befchäftigt fich mit der *Statik der Gewölbe und Widerlagen.* Es wird hier zuerft von *Tonnengewölben* gehandelt, und bis zum §. 376 aus einander gefetzt, unter welchen Umftänden ein Gewölbe im Gleichgewicht wäre, deffen Steine ohne Reibung und Cohäfion vorausgefetzt würden; dann wird die Dicke und Länge für aus Kreisbogen, Ellipfen, Parabeln, Kettenlinien geformte, auch für das fcheidrechte Gewölbe gefucht und die Stärke der Widerlagen beftimmt; hierauf werden die Fälle, wenn die Steine des Tonnengewölbes ohne Reibung und Cohäfion nicht im Gleichgewicht bleiben, endlich das Beftreben der Gewölbfteine zum Ausweichen betrachtet. Von der *Brechungsfuge*, oder derjenigen Fuge, wo die meifte Gefahr zum Umftürzen des darunter befindlichen Gewölbftücks nebft Widerlage vorhanden ift, lehrt Hr. *E.* §. 415 folgendes: Bezeichnet W das Moment der Verticalpreffungen, mit welchen das Gewölbe nebft der Widerlage der Umdrehung um den Endpunct der letzteren auf den Boden widerfteht; W' aber gilt für das Moment der Horizontalpreffungen, welche die Gewölbemaffe um denfelben Punct nach horizontaler Richtung umzuwerfen ftrebt, und man fetzt W — W' = D: fo ift diejenige Fuge, wo D feinen kleinften pofitiven oder feinen gröfsten negativen Werth erhält, die Brechungsfuge. Nun fucht er für ein gleich dickes Gewölbe aus vollem Kreife W und W', und findet am Ende, dafs die Brechungsfuge zunächft bey dem Scheitel des Gewölbebogens angenommen werden müffe. Rec. glaubt nicht, dafs man fo rechnen könne. W — W' ift der Überfchufs der Verticalpreffungsmomente über die der Horizontalpreffungen; nun aber verhindern diefe das Herunterfallen und Ausbröckeln der Steine, fo wie jene es befördern, folglich müfste diefemnach die Brechungsfug eher dahin zu fetzen feyn, wo D feinen gröfsten pofitiven und kleinften negativen Werth erhält; das wäre alfo zunächft an der Widerlage. Es ift begreiflich, dafs das nicht Statt finden kann. Die Sache lafst fich aus folgendem Gefichtspunct betrachten.

Einmal kann man fo fchliefsen: Wenn es, bey gleicher Güte der Steine und gleichem

Einfluſs der Witterung auf das Gewölbe eine Stelle geben soll, wo es, falls bey dessen Errichtung nicht auf das vollkommenste Gleichgewicht unter den Steinen gesehen wurde, seiner Natur nach am leichtesten schadhaft werden kann: so muſs diese da zu finden seyn, wo das Moment der Horizontalpressungen ein Kleinstes, das der Verticalpressungen aber ein Gröſstes giebt. Nun ist das Moment der Horizontalpressungen

$W' = br^2 \varphi (\text{cos. e c} \varphi - \text{Sin.} \varphi) + krb \varphi \text{ cotang. } \varphi$; und das Moment der Verticalpressungen, oder

$W = B + br^2 + br (\frac{1}{2} b \varphi - r \cos. \varphi - r \varphi \text{ Sin.} \varphi)$.

Ein ähnliches Verfahren wie S. 204 ergiebt, daſs für W' der gröſste und für W der kleinste Werth an der Stelle wo $\varphi = o$ ist, oder beym Scheitel des Gewölbes erhalten wird. In so weit giebt also diese Schluſsfolge einerley Resultat mit dem, welches Hr. E. findet. Fürs zweyte aber kann man sich auch folgende Vorstellung von der Sache machen. Die Cohäsionskraft ist mit dem Normaldruck einerley, folglich muſs die Stelle, wo dieser ein Kleinstes wird, die gefährlichste für das Verwittern des Gewölbes seyn. Der Normaldruck ist aber $= \frac{b \varphi}{\text{Sin.} \varphi}$; und dieser wird am kleinsten für $\varphi = \text{tang.} \varphi$; das ist für $\varphi = o$. Also muſs wohl ein Gewölbe bey gleicher Güte der Steine und gleichem Einfluſs der Witterung immer zuerst oben am Scheitel zu verwittern anfangen. Es braucht aber gerade daselbst nicht sogleich merklich auszubröckeln, sondern die Steine können durch allerley zufällige Ursachen sich nach und nach verzehren oder schwinden, und weil die von der Verwitterung sich ergebende Leere durch das Nachrutschen oder sogenannte Sich-setzen der übrigen Steine des Gewölbebogens sogleich wieder ausgefüllt wird: so entsteht die Möglichkeit, daſs der Fehler am Scheitel entweder noch lange unentdeckt bleiben kann, oder doch unbeträchtlich scheint, während dessen er bereits an einer anderen Stelle sehr ins Auge zu fallen angefangen hat. Es fragt sich daher: welches wird die Stelle seyn, wo der Fehler am ersten sichtbar werden muſs? — Um diese Frage zu beantworten, darf man nur den Druck suchen, welcher Fig. 223 nach MC schiebt. Er ist $= \frac{b \varphi}{\text{Sec.} \varphi}$, und wird am gröſsten für $\varphi = \text{cotang.} \varphi$, das ist, für $\varphi = 49°17'36''$. An dieser Stelle also kann sich das Gewölbe zuerst von einander geben, und sein Aufreiſsen dem Auge sichtbar werden. *De la Hire* und *Belidor* berufen sich auf die Erfahrung, daſs cirkelförmige Gewölbe gegen den 45sten Grad am ersten schadhaft werden. Nun läſst sich nicht wohl denken, daſs diese Männer unrichtig oder falsch beobachtet haben; es bleibt also ziemlich wahrscheinlich, daſs es sich mit dem Auseinandergeben der Gewölbebogen auf die beschriebene Art verhalten müsse. — Von §. 420 an bis §. 426 werden die Eigenschaften der *Kuppelgewölbe* untersucht, und allgemeine Regeln aus den Gründen des Differential- und Integral-Calculs entwickelt, in wie weit die Steine vor dem Ausweichen gesichert sind, auch von der Dicke und der Pressung der Gewölbsteine gehandelt. Bey §. 426 hätte noch *Salimbeni degli archi e delle Volte, Verona* 1787, als ein in aller Rücksicht zu empfehlendes Werk angeführt zu werden verdient. — Das 15 Cap. untersucht *die Festigkeit der Materialien*. Die Darstellung und Auseinandersetzung der hier zur Sprache kommenden Gegenstände ist vortrefflich, auch alles sehr ausführlich und deutlich. Zuerst wird von der *absoluten Festigkeit* gehandelt, und die *Muſschenbrökschen* Versuche in verschiedenen Tabellen, hernach einige neuere Versuche vom Hn. Schiffbaudirector *Quantin* beygebracht. Weil sich aber bey den *Muſschenbrökschen* Versuchen eine so groſse Verschiedenheit über die absolute Festigkeit der Holzarten findet, auch noch keine Versuche deſshalb in Ansehung derjenigen Hölzer, welche bey dem Vf. einheimisch sind, angestellt waren: so hat dieſs denselben bewogen, selbst Versuche hierüber anzustellen, welche er im §. 433 umständlich beschreibt, und in eine Tabelle bringt. Die §§. 434 und 435 enthalten Versuche über die absolute Festigkeit der Seile, und §. 436 noch eine besondere Tafel über die Festigkeit mehrerer Materialien. Dann wird die *respective Festigkeit* 1) *der Balken*, sodann 2) *der prismatischen*, 3) *derjenigen Körper* überhaupt untersucht, *deren Querschnitte ungleich sind*. Hierauf beschreibt der Vf. 4) umständlich seine über die *Biegsamkeit* und *respective Festigkeit mehrerer Holzarten* angestellten sehr schätzbaren Versuche, und abstrahirt aus denselben treffliche Formeln für die Ausübung. Die Versuche wurden von dem verdienstvollen Vf. darum angestellt, weil es bey dem Einfluſs des verschiedenen Klima auf die Festigkeit selbst von einerley Holzarten wünschenswerth war, mehrere genaue Versuche darüber zu haben, bis jetzt aber noch wenige Bemühungen deſshalb bekannt sind, wohin nur die von *Parent*, *Muſschenbrök*, *Buffon*, *Belidor* und *Girard* gezählt werden können, welche aber mit Recht dem Vf. nicht genügten. Denn die *Parent*'schen Versuche sind bloſs mit Eichen und Fichten, im Kleinen, die *Muſschenbrök*'schen zwar mit beynahe allen Holzarten, aber auch nur im Kleinen, angestellt — überdieſs die Zeit nicht angegeben worden, wie lange das Gewicht vor dem Bruch gelegen hat, auch fehlt die Angabe, um wie viel sich der Körper bis zum Brechen gebogen hat. Eben das war bey den *Belidor*'schen zu desideriren, obgleich die Versuche mit gröſseren Stücken Holz angestellt wurden, die jedoch sich bloſs auf Eichen beschränkten. Die *Buffon*'schen Versuche sind zwar mit starken eichenen Balken angestellt; die Zeit, welche während der Belastung verfloſs, und die Biegung sind angegeben; aber die Belastungen folgten zu schnell hinter einander, und die Vermehrung derselben war auf einmal zu stark. Die *Girard*'schen Versuche über respective Festigkeit des Eichen- und Kiefern-Holzes betreffen lediglich das Biegen derselben, weil kein Holzstück zum Zerbrechen verwandt wurde. Den Beschluſs dieses Capitels macht die Untersuchung über die *rückwirkende Festigkeit*, worunter diejenige zu

verstehen ist, welche Statt findet, wenn ein senkrecht gestellter Körper an seinem obersten Ende belastet wird. — Im §. 440 wird der Regel des *Galilei* erwähnt, aber nicht gesagt, worin sie besteht, und was *Galilei* eigentlich lehrte, welches doch zum Verständniss des §. 458 nöthig gewesen wäre. Im §. 467 berechnet Hr. E. die *respective Festigkeit eines Kettenrings* für den Fall, wenn der Zug, welcher den Ring zerbrechen soll, in der Richtung der Ringsebene, und der Bruch senkrecht auf dieselbe in der Mitte zwischen dem Befestigungs - und Angriffs - Punct geschieht, und bringt das Resultat heraus, dass, unter übrigens gleichen Umständen, ein Ring, welcher weiter ist, mehr respective Festigkeit besitzen müsse. Rec. hat die hier gewählte Darstellung nicht befriedigt. Er sieht nicht ein, wie man die eine Bruchsebene des Rings als cylindrische Röhre, die andere aber als vollen Cylinder in Rechnung bringen könne; überdiess dürfte es wohl nicht verstattet seyn, das Resultat, welches die Rechnung für eine cylindrische Röhre in dem Falle liefert, wenn die Brechungsebene parallel mit dem Querschnitt der Röhre läuft, so gerade zu für den Fall zum Grunde zu legen, wenn der Bruch senkrecht auf die Ringsebene geschieht. Rec. glaubt, dass so zu rechnen sey: Wenn durchs Anspannen einer Kette mit runden Ringen, wie hier vorausgesetzt werden, einer aus denselben bricht, nicht zerreisst: so muss diess nothwendig in der Mitte zwischen den beiden Angriffspuncten des Rings, oder bey A und B Fig. 248 geschehen. Die Bruchsebenen sind Cirkel, und es ist eben so viel, als ob zwey Cylinder über der auf die Berechnungsebenen senkrechten Drehungsaxe nach den Querschnitten der Cylinder zerbrochen würden. Ist also der Halbmesser des Rings, mit Einschluss seiner Dicke, $= c$; die halbe Dicke $= \varrho$: so hat man aus §. 464: $P = \frac{5\pi\varkappa\varrho^4}{4ah}$. Weil nun hier a, oder der Abstand der Kraft P von der Drehungsaxe $= \sqrt{2(c-2\varrho)^2}$, und h oder Abstand der am meisten ausgedehnten Fiber $= 2\varrho$ ist, übrigens aber die Kräfte doppelt oder auf zwey Brechungsebenen wirken: so erhält man

$$P = \frac{5\pi\varkappa\varrho^3}{2\sqrt{2(c-2\varrho)^2}} = \frac{5\pi\varkappa\varrho^3}{2(c-2\varrho)\sqrt{2}} = \frac{5,55\,\varkappa\varrho^3}{c-2\varrho}.$$

Für die Zahlen des §. 468, wo $\varkappa = 78140$; $\varrho = \frac{3}{8}$ und $c = \frac{2}{3}$ Zoll ist, wird $P = 6027,2$ Pfund. Hn. *Quantins* Versuch gab aber 10160 Pfund, es ist jedoch dabey nicht angemerkt, ob die Kette wirklich zerbrach, und nicht vielmehr zerriss; überhaupt ist auch diess in dergleichen Fällen wohl schwer zu unterscheiden, und man kann sich dabey leicht trügen. Wegen der Zähigkeit des Eisens, glaubt übrigens Rec., müsste der Ring — welcher ohnehin von gutem schlesischem Eisen war — eher zerreissen als brechen. Wäre also derselbe durch die Gewalt des Zugs der Maschine wirklich nicht zerbrochen, sondern zerrissen, und man setzt, weil die Kettenringe bekanntlich an den Enden zugeschweisst werden müssen, für die absolute Festigkeit eines geschweissten Stückes Eisen die Hälfte der absoluten Festigkeit eines ungeschweissten oder völlig ganzen Stückes: so erhält man für die absolute Festigkeit des Kettenrings, mit welcher er dem Zerreissen widersteht, $K = \frac{2}{3}\pi\varkappa\varrho^2$; welches in den oben bemerkten Zahlen giebt $K = 10228,5$ Pfund, das von dem Werth, welchen die Erfahrung gab, nur um $68\frac{1}{2}$ Pfund verschieden ist.

Aus der obigen Gleichung für P folgt nun, (wie in *Ide's System der Mechanik* §. 300 S. 282) das Gegentheil des Resultats, welches Hr. E. findet, oder: unter übrigens gleichen Umständen muss ein Ring desto leichter brechen, je weiter er ist, und das scheint auch sehr natürlich; denn die Kraft, welche beym Anspannen der Kette den Ring zu zerbrechen strebt, lässt sich in zwey andere zerlegen, eine parallel mit dem Zug der Kraft, und die andere senkrecht auf denselben, erstere wird auf die Trennung der Cohäsion der Materie, letztere auf das Herunterbiegen verwandt, nun ist, bey einem runden Ring das Moment der ersten dem Moment der anderen gleich, und je grösser die Hebelsärme sind, desto geringer sind die Kräfte für das Gleichgewicht. Daher bleibt *Ides* Behauptung, dass es sehr zweckmässig sey, den Kettengliedern eine länglichte Form zu geben, nach Rec. Dafürhalten, um so richtiger, je wahrscheinlicher es ist, dass ein Kettenglied aus gutem zähem Eisen geschmiedet, eher zerreisst als bricht.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Elementarbegriffe oder Entwickelung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniss vielgebrauchter Wörter. Ein Handbuch beym öffentlichen und häuslichen Unterricht, und ein Nachtrag zu seinen Vorbereitungen* von *J. A. C. Löhr.* Erste Abtheilung, welche die leichteren Begriffe enthält. Zweyte mit Zusätzen vermehrte Auflage.

Auch unter dem besonderen Titel:

Denkübungen in Entwickelung vieler wichtiger Begriffe und Erklärung häufig gebrauchter Wörter u. s. w. 1809. XII und 242 S. 8. (21 Gr.)

Ebendas.: *Italiänische und deutsche Gespräche* oder *Anleitung zur vollkommenen Kenntniss der, der italiänischen Sprache eigenen Ausdrücke (Idiotismen).* Für alle Fälle des menschlichen Lebens bearbeitet von der *Frau von Genlis.* Als ein nothwendiger Anhang zu den neuesten Ausgaben der italiänischen Grammatiken von *J. V. Meidinger* und *D. A. Filippi.* 2te viel verm. u. verbess. mit deutschen Übungsaufgaben versehene Aufl. 1809. 196 S. (12 Gr.)

Ebendas.: *Nouvelle Grammaire italienne pratique* par *Jean Nicolas Meidinger.* Cinquième Edition revue, corrigeé et considérablement augmentée par l'Auteur. 1809. XII u. 404 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 APRIL, 1809.

MATHEMATIK.

Berlin, in der Realschulbuchh.: *Handbuch der Statik fester Körper, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgesetzt von *J. A. Eytelwein* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *dritte Band* führt auch den besonderen Titel: *Theorie derjenigen transcendenten krummen Linien, welche vorzüglich bey statischen Untersuchungen vorkommen.* Er enthält sehr schätzbare Untersuchungen über die Eigenschaften der *Cykloide, Epicykloide, Hypocykloide, Abwickelung des Kreises, der logarithmischen Linie, der Spiralen, der Kettenlinie* und der *elastischen Linie.* Von allen diesen Linien werden nicht nur die Unterabtheilungen, z. B. bey der Cykloide die gestreckte und verkürzte, bey der Epicykloide ausser diesen noch die sphärische, bey den Spiralen die archimedische, parabolische, hyperbolische und logarithmische u. s. w. ebenfalls durchgegangen und ihre Eigenschaften untersucht, sondern es wird auch ausführliche Anleitung zur Berechnung einer jeden Gattung gegeben, und da, wo der Calcul für die Ausübung auf Unbequemlichkeiten oder Weitläuftigkeiten führen will, diesen mit vielem Scharfsinn begegnet.

Zum §. 134 erinnert Rec.: Hr. *E.* findet hier für die elastische Curve zwar ganz richtig $dy = \frac{(A^2 - x^2)\,dx}{\sqrt{B^4 - (A^2 - x^2)^2}}$; er irrt sich aber §. 138, indem er $\frac{1}{\sqrt{1 - f^2 z^2}}$ in eine Reihe auflöst, und sie $= 1 + \frac{1}{2} fz + \frac{1.3}{2.4} fz^2 + \frac{1.3.5}{2.4.6} f^3 z^3 + \ldots$ setzt; die Reihe ist vielmehr $1 + \frac{1}{2} f^2 z^2 + \frac{1.3}{2.4} f^4 z^4 + \frac{1.3.5}{2.4.6} f^6 z^6 + \ldots$ Durch diesen Verstoss wird die ganze weitläuftige Rechnung bis zu Ende des §. 139 unrichtig und unbrauchbar. Der Werth für y, den man durch die Integration findet, ist und bleibt aber immer sehr complicirt, wenn man ihn auf die Art, wie Hr. *E.* gethan hat, sucht. Setzt man $A^2 - x^2 = u$: so ist $dy = -\frac{udu}{2\sqrt{A^2 - u}\sqrt{B^4 - u^2}}$.

Wird aus $\frac{1}{\sqrt{A^2 - u}}$ die Wurzel gezogen: so erhält man $\frac{1}{\sqrt{A^2 - u^2}} = \frac{1}{A}\left(1 + \frac{u}{2A^2} + \frac{3u^2}{8A^4} + \frac{5u^3}{16A^6} + \ldots\right)$

und $\frac{1}{\sqrt{B^4 - u^2}} = \frac{1}{B^2}\left(1 + \frac{u^2}{2B^4} + \frac{3u^4}{8B^8} + \frac{5u^6}{16B^{12}} + \ldots\right)$

Beide Reihen mit einander multiplicirt, giebt $\frac{1}{AB^2}$

$$\left[1 + \frac{u}{2A^2} + u^2\left(\frac{3}{8A^4} + \frac{1}{2B^4}\right) + u^3\left(\frac{1}{4A^2B^4} + \frac{5}{16A^6}\right) + \ldots\right]$$

Diese Reihe mit $\frac{1}{2}$ udu multiplicirt, integrirt, und dann in einen ihr beynahe gleichgeltenden Bruch verwandelt, giebt

$$y = \frac{(76B^4 - 144A^4)u^3 - 192u^2}{768AB^2 - (2304AB^6 - 3072A^5B^4)u} + \text{Const.}$$

Für $y = 0$ ist $u = A^2$, woraus die Constante bestimmt = übrigens der Bruch, wenn man ihn in einer genaueren Näherung haben will, leicht darauf eingerichtet werden kann.

Im *Nachtrag*, welcher sehr brauchbare *Näherungsformeln für verschiedene trigonometrische Linien* enthält, entwickelt Hr. *E.* die aus unendlichen Reihen abgezogenen Näherungsformeln jedesmal aus der Verwandlung der Reihe in einen Kettenbruch. Es bedarf aber gerade keines Kettenbruchs hiezu. Um sich die Arbeit zu erleichtern, braucht man nur die Reihe in einen ihr beynahe gleichgeltenden Bruch, zuerst in allgemeinen Grössen ausgedrückt, zu verwandeln, und dann die Werthe der allgemeinen Grössen aus der Natur der Reihenglieder zu suchen. Z. B. für die Tangente eines Winkels φ ist die Reihe $\text{tang.}\,\varphi = \varphi\left(1 + \frac{1}{3}\varphi^2 + \frac{2}{15}\varphi^4 + \frac{17}{315}\varphi^6 + \frac{64}{2835}\varphi^8 + \frac{1382}{155925}\varphi^{10} +\right)$. Man setze was in der Klammer steht $= \frac{1 - \alpha\varphi^2}{1 - \beta\varphi^2}$: so ist dieser Bruch $= 1 + (\beta - \alpha)\varphi^2 + \beta(\beta - \alpha)\varphi^4 + \ldots$; daher $\beta - \alpha = \frac{1}{3}$, und $\beta(\beta - \alpha) = \frac{2}{15}$.

Man erhält also $\text{tang.}\,\varphi = \frac{\varphi(15 - \varphi^2)}{15 - 6\varphi^2}$. Verrichtet man die Division wirklich: so ist

$\frac{15 - \varphi^2}{15 - 6\varphi^2} = 1 + \frac{1}{3}\varphi^2 + \frac{2}{15}\varphi^4 + \frac{4}{75}\varphi^6 + \frac{8}{375}\varphi^8 + \frac{16}{1875}\varphi^{10} + \ldots$ Wird nun diese Reihe von der obigen abgezogen: so erhält man $\frac{\varphi^6}{1575}\left(1 + \frac{88}{45}\varphi^2 + \frac{81018}{47125}\varphi^4 + \ldots\right)$. Die in Klammern eingeschlossene Reihe kann abermals auf die schon erwähnte Art in einen

Bruch verwandelt werden, wo man dann bekommt:

$$\text{tang.}\,\varphi = \varphi\frac{(15-\varphi^2)}{(15-6\varphi^2)} + \frac{\varphi^5}{1575}\frac{(3732300-4017491\,\varphi^2)}{(3732300-364581\,\varphi^2)}$$

welcher Ausdruck schon sehr genau ist.

Rec. schliesst mit der Versicherung, dass ihm die Durchgehung dieses trefflichen Werks sehr viel Vergnügen gemacht hat; er wünscht, dass es recht bald in den Händen aller derjenigen, welche sich mit Mechanik und Architektur beschäftigen, seyn möge, der Ankauf desselben wird gewiss Niemanden gereuen. Möchte zugleich diess nützliche Buch in Kurzem eine zweyte Auflage erleben, und es dem verdienten Vf. alsdann gefallen, den Inhalt desselben auch noch auf den Bau der Brücken, den Seitendruck des Erdreichs gegen Mauern, auf Rammaschinen, auf die Verbreitung des Schalles bey Anlegung von Kirchen, Theatern, Sprachgewölben u. dergl. Gegenstände mehr zu erweitern, oder dieselben in einem besonderen Theile abzuhandeln. —

Von Druckfehlern ist das Buch ziemlich rein; Rec. will jedoch die wenigen, die ihm aufgestossen sind, hier bemerken. Im 1 Theil. Auf Taf. IV fehlt in der 105 Figur, zwischen den Buchstaben C und O, da, wo der Halbmesser sich endiget, der Buchstabe D. Auf Taf. V fehlt in der 118 Figur, da, wo die Linien Oα und Vα zusammenstossen, der Buchstabe E. Im zweyten Theile: S. 84 Z. 6 ist zu lesen $\frac{ag}{2\,\text{Sin.}\,\alpha}$. S. 116 Z. 19 ist st. QBT zu lesen PBT. S. 237 Z. 11 u. 13 ist st. AD zu lesen AB. S. 276 Z. 12 ist statt NGV zu lesen NGQ. S. 317 Z. 3 ist statt $\frac{2x^3-xr^2}{8}+\frac{r^4}{8}\,\text{arc. Sin.}\frac{x}{r}$ z. les. $\frac{2x^3-xr^2}{8}\sqrt{(r^2-x^2)}+\frac{r^4}{8}\,\text{arc. Sin.}\frac{x}{r}$. S. 326 Z. 6 muss es heissen 4.0318621 = log. 10761, 23. S. 326 Z. 7 muss es heissen P = 10761 Pfund. Im dritten Theile: S. 166 Z. 4 v. u. muss es heissen $r = -\frac{dv^3}{dx\,d^2y}$.

bχ.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Geometrie nach einem neuen Plane bearbeitet, aus den Schriften der Alten und Neuen gesammelt und mit neuen Sätzen vermehrt,* von *Ferd. Schweins,* der Philos. Doctor und Privatlehrer zu Göttingen. — Zweyter Theil, enthaltend das 3te, 4te, 5te Buch von den Kreisfunctionen. Mit einer Kupfertafel. 1808. XXXVIII und 650 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Das ganze Buch besteht aus einer dicht aneinander gedrängten Reihe von algebraischen Formeln, die nur selten durch einige Zeilen deutsches Textes unterbrochen wird, und man findet hier vielleicht alle Formeln beysammen, die je zu Bestimmung der trigonometrischen Functionen sind ausgedacht worden, — unter denen dann freylich auch viele vorkommen, die nicht so brauchbar und nützlich sind, als andere. Ein Auszug lässt sich aus einem solchen Buche nicht wohl geben; wir begnügen uns daher, nur etwas von dem Inhalte umständlicher mitzutheilen.

Drittes Buch. Kreisfunctionen. Unter Kreisfunctionen versteht der Vf. die sogenannten trigonometrischen Linien. — Zuerst Erklärung ihrer Bedeutung. — Ausdrücke, welche eine der Kreisfunctionen durch die andere angeben. Ausdrücke für Summen und Differenzen verschiedener Kreisfunctionen für einerley Bogen z. B. Sec. a + tang. a. — Die trigonometrische Linie für bestimmte Bogen, $\frac{1}{3}\pi$, $\frac{1}{4}\pi$, $\frac{1}{5}\pi$, u. s. w. Kreisfunctionen für Bogen die grösser als 90 Grad sind. — Da die Bogen a, $\pi-a$, $\pi+a$ u. s. w. alle gleiche Sinus haben: so entsteht die Frage: was für Sinus die Bogen $\frac{a}{n}$, $\frac{\pi-a}{n}$ u. s. w. haben; hierüber handelt der Vf. sehr umständlich. Kreisfunctionen der Bogen a + b, oder a — b, oder 2a u. s. w. Dieser Abschnitt, welcher von S. 79 bis S. 174 geht, enthält allein 781 Formeln, unter denen indess eine sehr grosse Menge bloss als Beyspiele zu betrachten ist, indem man die allgemeinen Formeln für a + b auf Bogen wie $\frac{1}{3}\pi + a$ und ähnliche anwendet. Dann folgen Kreisfunctionen für die Summe dreyer Bogen. *Viertes Buch.* Entwickelung der Kreisfunctionen in Reihen. — Reihen, die sich aus Formeln von der Form, wie $\text{Sin.}\,a^n = (1-\text{Cos.}\,a^2)^{\frac{n}{2}}$ ergeben; ferner Reihen, die aus Formeln wie $\text{tang.}\,a^2 = \frac{1-\text{Cos.}\,2a}{1+\text{Cos.}\,2a}$ folgen. — Reihen für Sin. na; Cos. na; tang. na u. s. w.; für Sin. a^n u. s. w. Reihen, welche den Bogen durch die trigonometrischen Functionen ausdrücken, auf eine eigenthümliche Art abgeleitet. — Formeln von der Art, wie $2\,\text{Cos.}\,na = (\text{Cos.}\,a+\text{Sin.}\,a\sqrt{-1})^n + (\text{Cos.}\,a-\text{Sin.}\,a\sqrt{-1})^n$. Ausdrücke für solche Producte, wie Sin. a^n, Cos. am. auch Sin. a^n. Sin. ma. Endlich Formeln, wo die trigonometrischen Functionen durch unmögliche Potenzen der Grundzahl des natürlichen Logarithmen-Systems ausgedrückt werden. *Fünftes Buch.* Summirung der Kreisfunctionen. — Summen der Reihen Sin. a + Sin. 2a + Sin. 3a + und ähnlicher. Auch Sin. a. Sin. c. + Sin. (a + b). Sin. (c + d) + Sin. (a + 2b). Sin. (c + 2d) + +

Das ganze Buch zeugt von sehr ausdaurendem Fleisse und grosser Gewandtheit im algebraischen Rechnen; ob aber nicht der Formeln gar zu viele auf einander gehäuft sind, und ob es viele Leser geben werde, die Geduld genug haben, um sich durch diesen Wald von Formeln durchzuarbeiten, darüber müssen wir Jeden selbst urtheilen lassen. — Druckfehler sind uns ziemlich häufig vorgekommen.

B.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der Mathematik;* von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth,* fürstl. anhalt-dessauischem Schuldirector und Prof. der Mathematik. Zweyte, verbesserte Auflage. Erster Theil. Arithmetik und Geometrie. 1805. XVI und 342 S. — Zweyter Theil. Statik, Optik und Astronomie. 1808. X und 349 S. 8. (2 Rthlr.)

Da dieses Lehrbuch, welches auch den Titel –

Lehrbuch der reinen und angewandten Elementarmathematik führt, schon hinlänglich bekannt ist: so halten wir es für überflüssig, eine weitläuftige Anzeige des Inhalts hier mitzutheilen. Wir bemerken daher blofs, dafs die Auflage wirklich eine verbesserte ist, dafs nämlich manche Sätze umgearbeitet, anders geordnet, auch wohl einige ganz neu eingeschaltet sind. Der Vf. theilt in der Vorrede zum ersten Bande selbst ein Verzeichnifs der wichtigsten Veränderungen mit, die sich im ersten Bande befinden. Im zweyten Theile sind unter anderen in der Astronomie überall die neueren Entdeckungen eingetragen. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Breslau*, b. Korn d. ä.: *Zwey mathematische Abhandlungen. I. Vertheidigung der Theorie der Parallellinien nach dem Euklides. II. Beytrag zu den Untersuchungen der Eigenschaften der trigonometrischen Linien*, von M. *Joh. Ephr. Scheibel*, Prof. d. Math. Mit 1 Kupfer. 1807. 51 S. 8. (8 Gr.) Die erste Abhandlung enthält Bemerkungen zu *Euklides* Vortrag der Lehre von Parallellinien, unter anderen auch einige exegetische über den eigentlichen Sinn des griechischen Textes. Da diese nicht wohl einen Auszug erlauben: so heben wir nur eine aus, nämlich dafs nach dem Zeugnifs älterer Schriftsteller das berühmte 11te Axiom eigentlich kein Axiom, sondern in der ursprünglichen Form des *Euklidischen* Werkes ein Postulat oder vielmehr ein Lemma oder Lehrsatz gewesen sey. Solcher Lehrsätze, sagt Hr. *Sch.*, hat *Euklides* mehrere, ohne sie zu erwähnen, angenommen, z. B. dafs die Kreise in der 1 und 22 Proposition einander schneiden. Ob *Euklides* hieran recht wohl that, solche Lehrsäte (λαμβανομενα, wie Hr. *Sch.* sie nach Archimedes nennt,) vorauszusetzen, daran möchte man doch zweifeln. Denn sonst liefse sich auch manche andere, im Euklides streng erwiesene, Proposition eben so gut auf Conto annehmen. Übrigens ist es richtig, dafs Euklides Vortrag an Bündigkeit und Kürze einen grofsen Vorzug vor manchem seiner Verbesserer hat, besonders auch den, dafs er nichts erschleicht, sondern offen gesteht, dieser Satz müsse ohne Beweis angenommen werden.

Die zweyte Abhandlung hat den Zweck, den Grund der Verschiedenheit in den Zeichen der trigonometrischen Linien, je nachdem die Winkel weniger als 90 oder mehr als 90, 180, 270 Grad betragen, in einer Construction zu erläutern. Stellt man sich (um bey der Tangente und Secante stehen zu bleiben,) einen horizontalen Durchmesser des Kreises unbegrenzt verlängert vor, und rechnet die Bogen von dem linker Hand liegenden Endpuncte des Durchmessers an: so zieht der Vf. nun nicht die Tangente an diesem Endpuncte, sondern am anderen Endpuncte des Bogens. Wenn nun der Bogen $< 90°$ ist: so schneidet die Tangente den links liegenden Theil jenes verlängerten Durchmessers mit demjenigen Ende, der gegen den Anfangspunct des Bogens zuliegt, — dann sind Tangente und Secante positiv. Für Bogen, die $> 90°$ und $< 180°$ haben, schneidet die Tangente mit ihrem anderen Ende den entgegengesetzten Theil des verlängerten Durchmessers, daher Tangente und Secante negativ sind. Wenn der Bogen $< 270°$ und $> 180°$ ist: so schneidet wieder der Theil der Tangentenlinie, der gegen den Bogen, welchem die Tangente angehört, zu liegt, den verlängerten Halbmesser und zwar an seinem negativen Ende, die Secante bleibt also negativ, die Tangente wird aber positiv u. s. w. Der Vf. verdient für diese sehr sinnreiche Construction allen Dank; doch bemerkt Rec., dafs ihm eine einfachere, welche eben das leistet, was Hr. *Sch.* verlangt, schon vor einer Reihe von Jahren durch Hn. Prof. *Thibauts* akademischen Vortrag bekannt geworden ist, deren nähere Auseinandersetzung nicht hieher gehört.

B.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über Newtons, Eulers, Kästners und Consorten Pfuschereyen in der Mathematik*, von *Karl Christ. Langsdorf*, geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. Mit 1 Kupfer. 1807. 72 S. 8. (10 Gr.) Der Titel dieser Schrift ist etwas unpassend gewählt; denn nach demselben sollte man denken, dafs Hr. *L.* selbst es sey, welcher *Newton*, *Eulern* und *Kästnern* Pfuschereyen vorwerfe. So verhält sich die Sache aber nicht; sondern Hr. *L.* tritt hier als Vertheidiger der genannten Schriftsteller gegen einen Ungenannten auf, der sich in einem von uns in diesen Blättern 1807. No. 251 recensirten Buche grober Ungezogenheiten gegen dieselben schuldig gemacht hatte. Rec. hat dort Gelegenheit gehabt, einige Behauptungen des Vfs. in ihrer Blöfse darzustellen. Dasselbe ist denn auch der Zweck des Hn. *L.* in dieser Schrift. Er berichtigt zuerst einiges, was jener Schriftsteller über negative Gröfsen u. s. w. gesagt hat, und geht dann zu den Vorwürfen über, die er den Astronomen macht. Hier aber verfällt Hr. *L.* in einen Rechnungsfehler, der, wie es uns scheint, die Resultate ganz unbrauchbar macht. Hr. *L.* will nämlich untersuchen, ob zwey verschiedene Planeten unseres Sonnensystems in irgend einem Puncte ihrer Bahn gleiche Geschwindigkeiten haben können. Er nimmt zu diesem Zwecke die halbe Axe der Bahnen und die Abstände der Sonne vom Centro der Bahn, (beides in Halbmessern der Erdbahn ausgedrückt,) aus *Lalande* an, und sucht nun die kleinste und gröfste Entfernung der Planeten von der Sonne. Er begeht aber hiebey den Fehler, dafs er die Abstände der Sonne vom Centro der Bahn, in Halbmessern der Erdbahn ausgedrückt, so in die Rechnung bringt, wie dieser Abstand in Theilen der halben Axe derjenigen Planetenbahn, wozu er gehört, in Rechnung gebracht werden mufs. Dadurch kömmt er zu dem auffallenden Irrthume, Uranus kleinsten Abstand von der Sonne $= 1,75$ Halbmesser der Erdbahn, den gröfsten Abstand $= 36,41$ zu setzen, und bringt heraus, Uranus sey der einzige Planet, der irgendwo in seiner Bahn sich eben so schnell, wie die Erde bewege. Dieser Übereilung ungeachtet, sind wir doch mit Hn. *L.* überzeugt, dafs die Einwürfe jenes Ungenannten sich leicht heben lassen; auch zweifeln wir nicht, dafs Hr. *L.* Gelegenheit finden werde, eine Berichtigung dieser Rechnung bekannt zu machen, und alle Vorwürfe seines Gegners von sich abzulehnen.

B.

Osnabrück, b. Crone: *Wahrheiten aus beiden Trigonometrieen auf eine neue Art bewiesen*, von *P. Mauritz Eilmann*. S. O. M. 1 Kpf. 1808. 38 S. 8. (9 Gr.) Die Lectüre dieser Schrift wird dadurch sehr unangenehm gemacht, dafs der Vf. sich einer grofsen Menge ungewöhnlicher und die Übersicht der Rechnung für den, der an andere Zeichen gewöhnt ist, sehr erschwerender Zeichen bedient. So z. B. setzt er des Bogens A Sinus $= a$, Cosinus $= a$, Tangens $= \widehat{a}$, Cotangens $= \widehat{a}$, des Bogens $\frac{1}{2}$ A Sinus $= \dot{a}$, des Bogens $A + B = S$, Sinus $= s$ u. s. w. Man erhält so ein Heer von Bezeichnungen, die schwer zu behalten sind, und die uns gar keinen Nutzen zu haben scheinen, weil kein anderer Schriftsteller sich ihrer bedient, und man also doch die Formeln erst in die gewöhnlichen Zeichen übersetzen mufs, um sie mit anderen, sonst bekannten Formeln vergleichen zu können.

Aus dem Buche selbst läfst sich kein Auszug geben. Die Beweise sind allerdings auf eine andere als die gewöhnliche Art geführt, und da jede neue Ansicht ihr Gutes hat und beytragen kann, die Lehrsätze besser einzusehen oder sie sich fester einzuprägen: so glauben wir, dafs auch diese Schrift manchem belehrend seyn wird. Unrichtigkeiten sind uns nicht aufgefallen. Schade aber ist es, dafs viele Druckfehler sich eingeschlichen haben, und dafs das sehr blafs gestochene Kupfer sich nicht gut ausnimmt. Dem uns mitgetheilten Exemplare ist ein schriftliches Verzeichnifs von Druckfehlern beygelegt, welches hier mitzutheilen wir uns verpflichtet halten: S. 10. Z. 7 von oben statt — lies =; S. 31. Z. 17. v. u. st. Fig. 5. l. Fig. 3. S. 31. Z. 21. st. $w - v = < d$ lies $w'' - v' = < d$. S. 36. Z. 15. st. C l. C. S. 37. Z. 6. v. u. st. Cos. lies Cose. S. 37 allenthalben st. S l. D.

B.

von Caracas, fand sich die *Typha angustifolia L.* Auf einer Insel dieses Sees wird die merkwürdige Art *Solanum* gebauet, deren Früchte essbar sind, und die *Willdenow* unter dem Namen *S. Humboldti* beschrieben hat. — Das Maximum der Wärme ist nach dem Vf., wenn man eine Reihe von Jahren betrachtet, und die Beobachtungen im Schatten angestellt werden, in allen Erdstrichen an der Newa, am Senegal, am Ganges und am Orinoco gleich gross, nämlich zwischen 30 und 32 Grad Reaumur. Aber, möchte Rec. hinzusetzen, dieses Maximum nimmt doch nach den Polen zu ab, und wo ist dieser Punct gegen Norden und gegen Süden? — Die grosse Kühle an der peruanischen Küste unter dem Wendekreise ist Folge der in Nebel gehüllten Sonnenscheibe und eines Stroms kalten Meerwassers, der mit Ungestüm von der magellanischen Meerenge gegen Norden fortsetzt. — Im Orinoco, besonders in den Cataracten von Atures und Maypures nehmen Granitblöcke, selbst weisser Quarz, soweit sie das Wasser berührt, einen schwarzen Überzug an, der nicht um $\frac{1}{100}$ Linie ins Gestein dringt, und kohlenstoffhaltig zu seyn scheint. Die damit überzogenen Steine geben, befeuchtet, schädliche Ausdünstungen, und man hält ihre Nähe für eine fiebererregende Ursache. — Die Erde, welche die Otomaken am Orinoco verzehren, ist ein fetter, milder, mit etwas Eisenoxyd vermischter Letten von gelblich-grauer Farbe. Sie kneten ihn in Kugeln, und brennen diese an einem schwachen Feuer, bis die Rinde röthlich wird. Beym Essen wird die Kugel wieder befeuchtet. Ein Indianer verzehrt in Einem Tage $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{4}$ ℔ Erde; dabey leidet das Befinden nicht; auch sind diese Menschen überhaupt feist, aber nicht dickbäuchig. — In der zweyten Abhandlung: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, bemerkt der Vf. nach einigen Betrachtungen über die allgemeine Ausbreitung des Lebendigen in der Natur, wie die Verbreitung der Pflanzen an gewisse Gesetze gebunden sey. Sie überziehen den nackten Boden nach und nach, erst Kryptogamen, dann Gräser, dann Kräuter, dann Sträucher und Bäume. Eben so hängt sie vom Himmelsstriche ab. In der Hälfte des Jahres erstarrt, wenig mannichfaltig und schön ist die Vegetation nach den Polen zu; ewig jung, reich und prachtvoll zwischen den Wendekreisen. Bey diesem allgemeinen Charakter haben die Tropenländer, wie alle anderen, eine gewisse Physiognomie. Die Pflanzendecke ist es vornehmlich, was dieselbe bewirkt, und zergliedert man diesen physiognomischen Eindruck: so findet man 19 Pflanzenformen, welche ihn bestimmen. Diese sind folgende: Palmen, Scitamineen, Malven, Mimosen (wohin *Mimosa, Gleditsia, Tamarindus*), Heidekräuter, Orchideen, Casuarinen (Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen, wohin auch *Ephedra, Colletia* u. s. w.), Nadelhölzer, Pothosgewächse (wohin *Pothos, Dracontium, Arum*), Lianen (wohin *Paullinia, Bauhinia, Banisteria, Bignonia*), Aloegewächse, Gräser, Farrnkräuter, Lilien, Weiden (wohin auch *Banksia* und *Protea*), Myrthen, Melastomen und Lorbeergewächse. — Rec. erlaubt sich einige Bemerkungen über das Gemälde, wovon er so eben die Grundlinien gezeichnet. „Räderthiere, sagt der Vf., Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. In Scheintod versenkt schweben sie vielleicht jahrelang in den Lüften, bis der Thau sie zur Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschliesst, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht." Es hätte verdient angemerkt zu werden, dass dieses eine blosse Hypothese sey, um die schnelle Entstehung lebendiger Wesen in stehendem Gewässer zu erklären. — „Unentschieden ist, wo grössere Lebensfülle verbreitet sey, ob auf dem Continent oder im unergründeten Meere." Uns dünkt, der grössere Reichthum des Meeres sey nicht zu bezweifeln. — „Wie wenn man ein Land entdeckte, in welchem holzige Schwämme z. B. Clavarien und Moose hohe Bäume bildeten?" So sehr es zu wünschen wäre, so hegt doch Rec. solche Hoffnungen nicht. — Die oben aufgezählten 19 Pflanzenformen sollen, wenn wir den Vf. recht verstanden haben, die seyn, welche den Charakter einer Gegend zu bestimmen vermögen. Aber kommen denn alle anderen, besonders europäischen Pflanzenformen hiebey in gar keinen Betracht? Nicht die Doldengewächse, die Pflanzen mit Ballblüthen, mit Lippenblumen, mit zusammengesetzten Blumen? Haben sie nicht etwas sehr Ausgezeichnetes und sind sie nicht im Stande, den Charakter eines Erdstriches zu bestimmen? — Auch aus den Anmerkungen zu dieser zweyten Abhandlung wollen wir einiges ausheben. Die senkrechte Höhe des Chimborazo ist nach dem Vf. 3340 Toisen. In einer Höhe von 2850 Toisen umschwirrten ihn einige Insecten, die er aber nicht erhaschen konnte. Die Region zwischen 1600 und 3000 Toisen über der Meeresfläche ist der gewöhnliche Aufenthalt des Kondors. Aus der Kleinheit, in welcher der Vf. diesen Vogel über seinem Kopfe schweben sah, verglichen mit der gewöhnlichen Grösse desselben, berechnete er die Höhe seines Fluges zu 3639 Toisen, eine Höhe, in welcher das Barometer kaum noch auf 12 Zoll steht. Der nämliche Vogel senkt sich aus diesen Höhen bisweilen plötzlich bis zum Meeresufer, wo das Barometer 28 Zoll hat, herab; eine in der That merkwürdige physiologische Erscheinung. — Das Leuchten des Seewassers wird nach unserem Vf. bisweilen durch leuchtende Mollusken bewirkt, wie *Forster* schon angab; mehrentheils aber erkennt man im leuchtenden Wasser dergleichen selbst durch starke Vergrösserung nicht. Die wahrscheinlichste leuchtende Ursache sind faulende Fasern abgestorbener Mollusken, die sich im Wasser aufs feinste zertheilen, und dasselbe zu einer gallerthaltigen Flüssigkeit machen. Sonderbar ist dabey, dass eine Erschütterung und ein elektrisch geladener Luftkreis, wo z. B. ein Gewitter bevorsteht, dieses Leuchten erwecken und verstärken. Auf seiner Fahrt nach Südamerika legte der Vf. zuweilen eine Medu-

se auf einen zinnernen Teller; und schlug er dann mit einem anderen Metall gegen denselben: so waren die kleinsten Schwingungen hinlänglich, das Thier leuchten zu machen. — Das dritte Gemälde schildert: die Wasserfälle des Orinoco bey Atures und Maypures. Bis zu den Quellen des Orinoco ist noch Keiner vorgedrungen, und fabelhaft ist, was man vom Ursprunge desselben aus einem See vorgegeben. Er läuft zuerst von Osten nach Westen am südlichen Abfalle des Gebirges Parime hin; hier fallen mehrere Flüsse in ihn, die sich durch eine schwarze Farbe des Wassers auszeichnen. Dann wendet er sich nördlich und durchbricht die Gebirgskette, und hier liegen die berühmten Katarakten von Atures und Maypures, die vor dem Vf. von wenig Europäern besucht worden. Bald verläfst der Strom die Gebirgskette, sich wieder östlich wendend, und indem er bis zu seinem Ausflusse auf beinahe höliger Fläche hinläuft, scheidet er die undurchdringlichen Wälder der Guyana in Südosten von den unermesslichen Ebenen von Caracas im Nordwesten. Der Fall des Orinoco bey Maypures ist nicht wie der des Niagara ein einmaliges Herabstürzen einer mächtigen Wassermenge von einer grossen Höhe, sondern eine zahllose Menge kleiner Cascaden, die wie Staffeln auf einander folgen und eine Meilenlänge des Flusses einnehmen. Sie werden durch Felsenmassen verursacht, über und zwischen denen der Fluss durchgleitet, so dass oft kaum ein 20 Fuss breites Fahrwasser übrig bleibt. Auffallend war es dem Vf., das Getöse dreymal stärker bey Nacht als bey Tage zu hören; sollte dieses nicht einen mehr subjectiven als objectiven Grund haben? Überall zeigen sich Spuren eines vordem weit höheren Wasserstandes, dergleichen auch an den Gestaden europäischer Flüsse bemerkt wird. Mit Erstaunen bemerkte der Vf., dass das ganze Gefälle des Raudals (so nennen die Spanier einen Wasserfall dieser Art) vom Anfang bis zum Ende kaum 28 — 30 Fuss betrug, das wilde Aufschäumen des Flusses also fast nur eine Folge der Verengerung des Bettes durch zahllose Klippen war. Weniger umständlich ist der Raudal von Atures beschrieben. Er ist dem von Maypures ganz ähnlich. Aufgethürmte Granitkugeln bilden hier Felsdämme und Hölen; bald stürzen die Wasser über diese weg, bald dringen sie mit dumpfem Getöse ins Innere derselben. Der Vf. wagte es nebst dem Hn. *Bonpland*, die letzte untere Hälfte das Raudals mit dem beladenen Kanon zu passiren, wobey sie mehrmals auf den Klippen aussteigen mussten, und einmal $1\frac{1}{2}$ Stunde auf einer dieser Inseln bey Einbruch der Nacht unter einem fürchterlichen Gewitterregen und in der Besorgniss, von ihren Indianern mit dem Schiffe verlassen zu seyn, zubrachten. Endlich beschreibt der Vf. noch die am Raudal von Atures belegene weitberufene Höhle von Ataruipe; eine Art von Gewölbe, welche das Orinocowasser bey höherem Stande ausgewaschen, das Nationalbegräbniss des vertilgten Völkerstammes der Aturer. — In den Anmerkungen geschiehet noch einer Merkwürdigkeit Erwähnung, welche vorkömmt an der südlichen Küste der Insel Cuba, im Meerbusen von Xagua, 2 bis 3 Meilen vom festen Lande. Mitten im Meere nämlich brechen mit Ungestüm und hohem Wellenschlag Quellen süssen Wassers aus. Die Küstenschiffe versehen sich daselbst mit solchem, und je tiefer man schöpft, desto süsser ist es. Auch wird dort häufig die Flusskuh, *Trichechus manati*, erlegt, ein Thier, welches sich nicht in salzigem Wasser aufhält.

T.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *G. C. C. Storr Idea methodi fossilium.* Auch unter dem Titel: *Museum physiognosticum, methodo, cujus per partes singulas ratio redditur, digestum descriptumque.* Partis I. oreognosticae liber I methodologicus. 1807. XXVI u. 222 S. 4. (3 Thlr.)

Der Vf. hatte vor, seine naturhistorische Sammlung zu beschreiben, eine Museographie zu liefern, wie er sich ausdrückt. Da er aber nicht weiss, ob sein Lebensziel ihm noch zu einer langen Arbeit Musse genug gestatten werde: so beschloss er, das Ganze in einzelne Theile zu spalten, so dass jeder Theil ein Ganzes ausmache. Er liefert im vorliegenden Werke eine sonst sogenannte Philosophie der oryktognostischen Mineralogie, wo er aus logischer Nothwendigkeit abgeleitet, die Gesetze aufstellt, nach welchen die Eigenschaften der Körper aufgefasst werden müssen. Die Tendenz dieser Schrift geht dahin, die bisherige Form der Oryktognosie ganz umzuschaffen. Rec. zweifelt, dass des Vfs. Ansichten je irgend einen Grad von Allgemeinheit erlangen werden, und glaubt, dass auch in der That die Wissenschaft ebenfalls nichts verlieren dürfte, wenn diese neue Bearbeitung derselben nicht anerkannt wird. Das ewige Kleben an der Form stumpft den Geist ab; und was wird damit gewonnen, wenn nun die Verschiedenheiten der äusseren Gestalt bis in ihre kleinsten Zufälligkeiten verfolgt und geordnet sind? Es würde ein anhaltendes Bemühen fodern, sich nur mit allen den neuen Benennungen irgend vertraut zu machen, welche das ganze Buch durchwimmeln, und wir würden ein Buch schreiben müssen, um dieses vorliegende Buch genau zu würdigen. Wir können daher nur einen höchst dürftigen Begriff vom Ganzen geben, und müssen es den Kunstkennern überlassen, ob sie Lust haben, sich durch diess mühsame Gebäude selbst durchzuwinden. Der Vf. betrachtet die Körper erstlich nach den Verschiedenheiten der Materie, zweytens der Form. Diese letztere Abtheilung enthält wieder: 1) *Rationes constitutionis molecularum*, 2) *Junctionis rationes*, 3) *Schemata sicturae*. Wir führen aus der ersten Abtheilung die Eintheilung der geringeren Verschiedenheiten in der *Crasis* der Mineralkörper als Beyspiel auf, welche unter der Benennung *nomi* aufgestellt werden und zwar *Dianome*, *Hyponome*, *Catanome*, *Perinome*, *Epinome*. Wir heben *Catanomen* aus:

Catanomarum est conjugatae aquae rationes contendere: Graduum potiorum varietas ad quintuplex discrimen referenda.

1) Oreorum anhydrorum: aquae conjugatae immunium.

2) *O. submerorum: perhibum aq. cutis continentium.*
3) *O. synhyphydrorum: a. c. modica imbutorum.*
4) *O. syndyhydrorum: a. c. copiam notabilem foventium.*
5) *O. syncathydrorum: a. c. largissima fetorum.*

Von der zweyten Abtheilung heben wir als Probe die Eintheilung der *Cryftall. dijugatorum* aus:

A. *Cr. dij. diastrophae dichotomiam intestinam semissisque alterius dimotionem passae, quam efficere videtur parti crystallorum inter congressionem illata polorum subversio, diastrophen declarant tum harmoges lineamentis, tum et ad dijugationis cardines deprehendendis cicatricibus.*

AA. *Cicatricibus notantur, hinc in conthum prominentibus, illinc in crenam retractis:*

I. *C. d. antistrophae: semissibus e regione inversis*

a) *diastrophe diagonia;* b) *diastr. longitudinali*

α) *cicatricibus lateralibus*

β) *cicatr. terminalibus.*

II. *C. d. hypostrophae: semisse altero super alterum ad sextantem circuitus circumacto.*

a) *Diastrophe diagonia.* b) *D. transversa.*

BB. *Cicatricibus utrinque in crenam subhiascentem retractis distrepant:*

C. d. parantistrophae: semissibus diastrophe verticali subhallucinata inversis.

CC. *Cicatricum expertes sunt:*

C. d. cryptantistrophae: semissibus diastrophe ad amussim semissante verticali inversis.

B. *Cryst. dij. adiastrophae.*

Diese begreifen wieder nicht weniger als 16 Unterabtheilungen. Wem schwindelt nicht bey solchen ins Unendliche zertheilten Kleinkrämereyen! Muss da nicht der Geist entweichen, wo die Form so die Oberhand erhält!

BF.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Kürzel: *Abhandlung über das schleichende Nervenfieber, für angehende Ärzte* von *Pantel. Ludw. Müller*, A. in der Graffch. Limburg. 1808. 64 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er, nach seiner angegebenen Behandlungsart, so glücklich gewesen sey, selten einen an diesem Fieber Kranken zu verlieren; dagegen seyen viele gestorben, welche nach anderen Grundsätzen behandelt worden. Eine solche Versicherung spannt die Erwartung! — Was die Theorie des Vfs. anlangt: so glaubt derselbe, es gebe nur ein einziges Fieber in der Natur, dessen scheinbare Verschiedenheiten bloss als verschiedene Formen angesehen werden müssen, die bloss von der verschiedenen Beschaffenheit und Modification der Reize, der Lebenskraft und ihrer mannichfaltigen Reaction bestimmt werden. So sey der Unterschied zwischen hitzigen und schleichenden Nervenfiebern nicht wesentlich, und habe auf die Curmethode keinen wesentlichen Einfluss (?). Die wahre Schwäche des Nervensystems liege bey beiden zum Grunde; nur sey sie beym hitzigen mit übermäsiger, beym schleichenden mit zu wenig Reizfähigkeit verbunden. (Und dieses sollte keinen Unterschied in der Behandlung machen?) In den meisten Krankheiten finde man ein Bestreben der Natur, der Krankheitsursache entgegen zu wirken, allein in diesem Fieber nur selten. (Was die Ärzte Naturbemühungen nennen, findet wenigstens beym hitzigen NF. eben so gut, als bey anderen Fiebern Statt. Oder soll man die heftigen Erscheinungen, welche man beobachtet, hier nicht, wie bey anderen Fiebern, *Conamina naturae* benennen?) Die Verbindungen, welche das schleichende NF. eingeht, sind: 1) mit Friesel oder Petechien. Es ist diess blos die Verbindung des NF. mit inflammatorischer Diathesis oder mit dem Schein der Localentzündung (?) — 2) mit gallichten Zufällen, 3) mit Schleim. Diese macht manchmal nicht nur ausserordentliche Beschwerden, sondern tödtet auch bisweilen (der Schleim? Der Vf. hält die schleimausleerenden Mittel dennoch für unzulänglich zur Heilung der Krankheit?), 4) mit faulichten Zufällen. Die Ursachen sind schwächende Potenzen aller Art (der Vf. rechnet dahin auch Genuss der Melonen und allzuvieles Tabakrauchen, welche beide wohl selten, freylich aus entgegengesetzten Gründen, als Ursachen anzuklagen seyn dürften. Auch rechnet er verschiedene chronische Hautkrankheiten, Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, Gicht, Gift, der Himmel weiss, in wiefern, hieher). Die Diagnosis hält er für leicht. Die Cur zerfällt in 2 Theile: 1) Radicalcur. In der Geburt wird oft das NF. durch Brechmittel erstickt. Einige Stunden nach denselben rühmt der Vf. Herzstärkung, Wein, Naphtha, Opium, Zimmtinctur u. s. w. Dauert die Krankheit schon einige Zeit: so muss die Erhaltung der Lebenskräfte die erste und vorzüglichste Heilanzeige seyn. Hiezu dienen Opium, Bisam, Quecksilber, Bibergeil, Kampher, *Serpentaria*, *Valeriana*, *Angelica*, *Contrayerva* (!), *Jedvaria*, Chamillen, eine Menge bitterer Mittel, Wein, Branntwein u. s. w. Damit kommt man jedoch nicht immer allein aus, sondern es muss 2) die symptomatische Cur berücksichtiget werden, nämlich gastrische Unreinigkeiten, welche oft mehr Rücksicht verdienen, als man anderer Zeit zugeben will, Schleim, Erbrechen, Durchfall, Verstopfung, heftige Schweisse, Friesel, Speichelfluss. Was der Vf. hierüber und über die Diät sagt, ist im Allgemeinen recht gut; nur ist es nichts Neues, und wir erfahren durchaus nicht, wodurch sich die glücklichere Behandlung des Vfs. von anderen, unglücklicheren, unterscheidet. Sie ist die jetzt gewöhnliche, und angehende Ärzte, welche ihren *Vogel*, *Frank*, *Reil*, *Hufeland*, *Hecker* u. s. w. studiren, können dieser Abhandlung ganz entübrigt seyn. Sie hat unsere Erwartung getäuscht.

Ej.

Altona, b. Hammerich: *Über die Luftröhrenbräune der Kinder.* Eine kurze, zunächst für Nichtärzte bestimmte Anleitung, diese gefahrvolle Krankheit richtiger zu beurtheilen und sicherer zu verhüten. Von D. *W. Z. Wolf* zu Altona. 1808. 47 S. 8. (6 Gr.) An dieser kleinen Schrift ist die Kürze und der gute Wille des Vfs. das beste. Sie schildert die Gefahr, welche zwey verwandte, hier nicht genau getrennte Krankheiten, der *Croup* und das *Millarsche Asthma*, für unsere Jugend haben, ganz nach der Wahrheit, ohne tief in die Ursachen und Anzeigen, sie zu heilen, einzudringen. Mit Vorbedacht, sagt der Vf., habe er hier beide Krankheiten nicht getrennt; die Gleichheit der Ursachen und der Heilmethoden berechtige ihn dazu. Hätte er gesagt, die Ähnlichkeit der Gefahr bey gleich schnellem Verlauf, Ähnlichkeit in einzelnen Symptomen und im Ausgange könne ihn entschuldigen; so möchte er Recht haben. Aber die Ursache und Methode sind, jene nicht so sehr als diese, verschieden. Der Croup herrscht epidemisch, befällt fast immer Knaben, macht nur geringe Nachlässe, und ist offenbar eine Entzündungskrankheit. Die Krampfbräune ist ein Übel spastischer Art, welches sporadisch, öfter Mädchen, in periodenweisen Anfällen ergreift. Hier hilft Bisam, wenn er in Zeit und richtiger Gabe gegeben wird; dort muss eine kraftvolle antiphlogistische Methode angewendet werden. Der Vf. glaubt, seitdem man eine übertriebene Abhärtungsmethode eingeführt habe, besonders seitdem man den Kindern in der kalten Jahreszeit die Haare schneide, und sie mit entblösstem Halse gehen lasse, seitdem sey die Krankheit allgemeiner, eine Meinung, die auch der treffliche *Lentin* zu Hannover hatte. Er will, man solle den Kindern vom Herbste bis zum wärmeren Frühlinge die Haare nicht in die Dicke schneiden (nicht ausschneiden, auslüften. Unerwiesen ist, dass ein vollkommen ausgebrochener Schnupfen und feuchte Nase, diese Krankheit nie entstehen lasse). Seit 8 Jahren hat keins der Judenkinder zu A. diese Krankheit gehabt, welches der Vf. den wärmeren Kopfbedeckungen zuschreibt. Alle Erkältungszufälle soll man bey Kindern sehr aufmerksam behandeln. Mit Recht warnt aber der Vf. vor der unbedingten Anwendung von Brechmitteln bey solchen Kinderkrankheiten, und empfiehlt dagegen eine diaphoretische Methode. Zum Schlusse rühmt er *Autenrieths* Versuche für die prakt. Arz., über deren Werth der Rec., welcher sowohl die häutige Bräune, als das *Millarsche* Asthma seit einigen und zwanzig Jahren ziemlich häufig beobachtet hat, mit dem Vf. dennoch nicht einerley Meinung ist.

Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1809.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung: *Geschichte Griechenlands.* Eine freye Übersetzung des englischen Werkes von *William Mitford*, durch *Heinr. Karl Abr. Eichstädt*, H. S. Hofrath, ordentl. Professor und Oberbibliothekar bey der Universität zu Jena. Sechster Band. 1808. 658 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr. Schreibpap. 3 Rthlr.)

Mitfords grosses Werk über Griechenland nahet nun in der schönen deutschen Übersetzung, welche durch ihren natürlichen Gang der Erzählung und reinen Vortrag den Leser kaum auf den Gedanken kommen lässt, dass er eine Übersetzung vor sich habe, seiner Beendigung entgegen. Noch Ein Band reicht ohne Zweifel hin, um bis zum Antritte Alexanders des Grossen, das heisst, bis zur Vollendung des Ganzen zu führen. In dem gegenwärtigen Bande finden wir *M.* fast einzig mit seinem Lieblingsschriftsteller, dem Xenophon, beschäftigt, und erhalten dadurch den Vortheil einer äusserst sorgfältigen, in das kleinste Detail gehenden Behandlung. Man darf ihn im eigentlichsten Verstande als einen fortlaufenden kritischen Commentar zu den Hellenicis dieses Schriftstellers betrachten, in welchem zwar die Angaben anderer Quellen nicht vernachlässigt, aber nur dann als gültige Zeugen anerkannt werden, wenn sie dem Xenophon nicht widersprechen. In dieser Anordnung konnte der deutsche Bearbeiter nichts umändern, da er kein eigenes Werk, sondern die Übersetzung eines längst schon wegen seiner Vorzüge ausgezeichneten Buchs liefern wollte; der Leser verliert auch wenig durch die gezeigte Vorliebe, da *Mitford* mit vielem Scharfsinne sich oft mehr an die versteckt hingestellte Gesinnung Xenophons, als an seine buchstäblichen Äusserungen hält, und nicht immer in das Lob einstimmt, welches der Grieche so freygebig an Lacedämon, und vorzüglich an seinen Unterstützer Agesilaus verschwendet. Noch ein anderer beträchtlicher Vortheil erwächst aus *M's.* Bearbeitung für jeden Philologen, besonders aber für den zu höherer Kenntniss emporstrebenden Studirenden; weil Rec. kein anderes Werk kennt, welches mit gleicher Genauigkeit dem Xenophon Schritt vor Schritt folgte, und durch die Benutzung anderweitiger Angaben nicht bloss die genaueste Kenntniss des geschichtlichen Zusammenhangs beförderte, und die Chronologie berichtigte; sondern auch philologische Untersuchungen über die wahre Lesart in vielen Fällen anstellte. Diess ist auch wahrscheinlich die Ursache, warum der Übersetzer sich diessmal keine bedeutenden Abkürzungen des Originals erlaubte, welches für manche Leser beynahe zu ausführlich scheinen mag, da der ganze Band nur einen Zeitraum von 37 Jahren umfasst. Wahr ist es, Thucydides hat eben so ausführlich, im Grunde noch ausführlicher geschrieben; diesen aber liebt man in der umständlichen Ausmalung auch der geringen Gegenstände, weil er aus seiner tiefen Menschen- und Geschichts-Kenntniss immer etwas allgemein Interessantes einzuflechten versteht, und weil sein Ganzes in der That nichts anders als eine Darstellung des Kampfes zwischen Aristokratismus und Demokratismus ist, bey dessen vollständigem Überblicke auch die kleinen in die Kette sich schliessenden Glieder nicht fehlen durften. Xenophon hingegen gefällt mehr als angenehmer Erzähler, der in die Länge ermüdet, weil er weniger das innige Mitgefühl des Lesers durch die Fülle seines Denkens zu erregen weiss, und weil der von ihm bearbeitete Stoff bey weitem nicht mehr das Wichtige, das allgemein Anziehende der älteren Geschichte der Griechen hat. In früheren Zeiten erscheinen sie als hochgebildetes Volk mit der vollesten Äusserung von geistiger und physischer Kraft; jetzt in ausgearteter Verfeinerung, mit schwindender Kraft, mit vielfach getrenntem, nach dem kleinlichsten Eigennutze berechnetem Interesse. Eine grosse Handlung, hohe auf Nationalwohl hinstrebende Gedanken, verschwanden aus der Seele des Griechen, seitdem er von einem auswärtigen Gegner nichts weiter zu fürchten hatte. Die ganze Politik verlor sich nun in ein System, welches im Kleinen das Vorspiel von unserem schimärischen Gleichgewichte der europäischen Staaten war. Sparta wollte durchaus die einmal errungene und gemissbrauchte Praeponderanz über alles, was griechischen Namen führte; es wollte dem Monarchen Asiens sich fürchterlich zeigen, ohne die erfoderliche innere Kraft zu besitzen. Mit Nachdruck widersetzte sich endlich Theben der übertriebenen Anmassung, und durch die Umstände begünstigt gelang ihm sein nur dem Anscheine nach gefährliches Unternehmen. Das allmählich wieder emporstrebende Athen bemächtigte sich der Rolle des Ausgleichers. Mit heimlichem Vergnügen und indirecter Unterstützung begünstigte es Anfangs Thebens Ringen nach Selbstständigkeit, wendete sich aber ohne nähere Veranlassung plötzlich wieder auf Lacedämons Seite, als Theben übermächtig wurde. Die kleinen Staaten, denn diess waren im Grunde alle übri-

gen, schmiegten sich an eine der beiden hervorragenden Republiken, weniger nach ihrer Convenienz und Vorliebe, als nach dem Gebote der eisernen Nothwendigkeit. Sie bekriegen sich gegenseitig, jagen zur Gegenpartey gehörige Bürger aus ihren Mauern, Städte werden zerstört, und eine neue auch angelegt. Alle diese Streitigkeiten zielten aber nicht zu einem gemeinschaftlichen grofsen Zwecke hin; kleinliche Gezänke leiteten jeden Theil zu widrigen Handlungen. Wir finden Balgereyen, wie sie zur Zeit des Faustrechts in Deutschland so häufig zum Vorscheine kommen; sie schwinden dahin, und erregen zum Theil den Widerwillen, selten die Theilnahme der Nachwelt.

Aber auch bey diesen kleinen Störungen der Theilnahme, welche fast alle in der Natur des Gegenstandes liegen, geht gewiss kein aufmerksamer Leser ohne vielfache Belehrung und Erweiterung seiner bisherigen Ansichten von dem Studium dieses Theils. Er versetzt sich ganz in die sonderbare Verwickelung jenes Zeitalters, und abstrahirt, selbst aus Xenophons Erzählung, durch Beyziehung der von *Mitford* benutzten übrigen Quellen, dass die Spartaner die eigentliche Triebfeder des allgemeinen und dadurch ihres eigenen Verderbens waren. Dieser Staat, in seiner Verfassung nur einzig auf Unüberwindlichkeit in seinem Inneren berechnet, hatte schon seit dem persischen Einfalle, zwar nicht seinen gymnastischen Übungen, wohl aber seinen ursprünglichen Grundsätzen entsagt, sich in auswärtige Angelegenheiten gemengt, die ihm fremd bleiben mussten, wenn die Entbehrlichkeit des Geldes, die Einfachheit der Sitten, die Härte in der Lebensweise erhalten werden sollten. Der glückliche Erfolg lockte weiter; nach Athens Besiegung ist nicht weiter von der alten Hegemonie die Rede, welche die griechischen Staaten der spartanischen Tapferkeit und Kriegskenntniss willig zugestanden, sondern man dehnte sie zu einer Art von Oberherrschaft aus, welche allen Republiken, besonders aber den Colonieen, fühlbar wurde. In welcher Despotengestalt ein spartanischer Harmostes in Byzanz und allen umliegenden Gegenden erschien, wie Jedermann sich unter seine, wenn auch gewaltsamen Verfügungen schmiegte, lernen wir am vollständigsten aus dem nämlichen Xenophon; aber wir lernen es nicht aus seiner griechischen Geschichte, wo er als Lobredner Lacedämons erscheint, sondern aus seiner Anabasis, wo es ihm unmöglich wird, seine Empfindlichkeit über erduldete Ungerechtigkeit und Härte völlig zu unterdrücken. Die hervorragenden Männer im Staate fühlten zu innig das Glänzende ihrer Rollen, als dass sie nicht suchen sollten, ihnen langwierige Dauer zu verschaffen. Kriege erwuchsen daher in Kleinasien, nicht gegen den Monarchen der Perser selbst, sondern gegen einige seiner Satrapen, während man andere zu schonen suchte. Der Vorwand war die Freyheit der griechischen Städte Kleinasiens, welche auch die Kosten bezahlten, während dass die europäischen Bundesgenossen ihr Contingent an Mannschaft und Schiffen zu liefern hatten, ohne den geringsten Vortheil aus allen diesen Unternehmungen hoffen zu dürfen. Sparta selbst lieferte wenig, konnte sehr wenig liefern. Die Zahl des herrschenden Theils, oder der eigentlichen Spartaner, ehemals die vorzüglichste Stütze des Staats, war äusserst zusammengeschmolzen, diente meist nur als Officiere unter den Truppen: und doch nur diese wenigen wollten ausschliessend herrschen; die eigentlichen Kriegsdienste versah der mit seiner untergeordneten Lage äusserst unzufriedene Lacedämonier. Also Schwäche im Inneren und viel Glanz, aber wenig reelle Kraft von Aussen. Diese Lage konnte bey aller Sorgfalt Sparta's, den Griechen den Aufenthalt und die Kenntnisse ihrer Stadt zu erschweren, nicht lange verborgen bleiben. Die wichtigsten Städte benutzten die Verwicklung der Spartaner in den asiatischen Krieg zu einem Bündnisse, in welchem sie sich gegenseitige Hülfe wider jede Anmassung von Oberherrschaft zusicherten. Sparta war nicht namentlich als Veranlassung des Bundes angegeben; aber es fühlte, dass er einzig gegen seine Ansprüche gerichtet sey, nahm ihn als eine Kriegserklärung, hoffte das aufsteigende Ungewitter durch Entschlossenheit und Schnelligkeit zu beschwören, und ertheilte den Befehl an den in Asien gegen die Perser mit Überlegenheit kämpfenden Agesilaus, mit seinen Truppen nach Böotien überzusetzen. Dieser fand aber die Gegner schon in Fassung, und wagte keinen entscheidenden Schritt; die Athenienser, in Verbindung mit dem Satrapen Pharnabazus, schlugen die Flotte der Spartaner zweymal, und vernichteten dadurch für immer ihre, zu keiner Zeit auf eigene Kraft gegründete Marine. Athens lange Mauern wurden durch Konon wieder hergestellt; Argos vereinigte sich mit Korinth zu einer demokratischen, folglich feindlichen Republik; Gefahren häuften sich von allen Seiten, und Sparta, um seine bisherige Grösse vom gänzlichen Schiffbruche zu retten, nahm seine Zuflucht zur feinsten Politik. Durch seinen Abgeordneten, Antalcidas, knüpfte es Unterhandlungen mit Persien an, welche bald in das Reine gebracht wurden, da aller Vortheil auf Seite der letztern war. Unvermuthet erschien der Satrap Teribazus, und legte den versammelten Staaten Griechenlands ein offenes königliches Schreiben vor, in welchem allgemeiner Friede angekündigt, jedem Staate der Beytritt zugestanden, den Widerstrebenden aber gemeinschaftlicher Krieg von allen Verbündeten um so mehr gedrohet wurde, weil der Friede allgemeine Gleichheit und Freyheit predigte. Denn alle griechischen Städte, klein und gross, ohne Ausnahme, sollten frey seyn; nur die asiatischen nicht, da sie dem Könige gehörten, und die drey Inseln Imbros, Skyros und Lemnos bleiben den Atheniensern. In der Übersetzung, S. 222, ist diese Stelle nicht ganz rein ausgedrückt; man kommt auf den Gedanken, als habe der König auch die asiatischen Städte freygegeben. Athen trat bey, weil es vortheilhaft bedacht wurde, und weil es von der Vereinigung der Perser mit den Spartanern am meisten zu fürchten

hatte; alle kleinen Städte ohnehin, da sie unbeschränkte Freyheit zu finden glaubten, auch die grösseren, theils durch Hoffnungen, theils durch Furcht bewogen, konnten sich nicht entziehen. Das einzige Theben zauderte mit der Einwilligung; aber gerade auf diese Stadt war es vorzüglich angetragen: sehr ernsthafte Anstalten von spartanischer Seite erzwangen daher die Theilnahme derselben. Diess ist der berüchtigte Frieden des Antalcidas, an welchem die Griechen mit Recht so vieles zu tadeln hatten. Xenophon stellt ihn in das möglichst schöne Licht; aber selbst aus seinen Angaben leuchtet das Herabwürdigende und allgemein Schädliche desselben hervor. Persien kommt ohne Schwerdtstreich zu dem Besitze der vielen griechischen Städte in Asien, welche so leicht konnten geschützt werden, und bisher geschützt worden waren. Sparta nahm die Miene des Grossmüthigen an, indem es freywillig abtrat, was es nicht länger behaupten konnte, nämlich eine Art von Oberherrschaft über die übrigen Staaten. In der That gewann es durch den Frieden einen noch grösseren Einfluss, als er bisher gewesen war. Denn Korinth und Argos, welche in Vereinigung gefährlich werden konnten, mussten sich wieder trennen; die Menge der nun dem Namen nach frey gemachten kleinen Städte wurden durch die Natur der Sache die entschiedensten Anhänger der Spartaner, nicht bloss aus Dankbarkeit, sondern weil ihnen mächtiger Schutz gegen die Staaten, unter welchen sie bisher gestanden hatten, unentbehrlich war; und Theben, der Hauptgegner, welchen Sparta zu fürchten hatte, lag nun ohne Anstrengung und Krieg in Unthätigkeit. Denn bisher war er Besitzer aller böotischen Städte, und hatte über eine bedeutende Volksmasse zu disponiren; jetzt sind diese Städte frey, werfen sich in Spartas Arme, und Theben lebt in einer Art von immerwährendem Belagerungsstande. Asien war also verloren, das europäische Griechenland hingegen gehorchte den Winken der Spartaner, und sie bedurften zur Erhaltung der künstlich erworbenen Oberherrschaft keine bedeutende Anstrengung eigener Kräfte; sie blieb befestigt durch die Beyträge der Bundesgenossen an Volk und Geld. Befestigt auf einige Zeit, in die Länge konnte bey dem Mangel innerer Stärke, und bey dem vielfachen Missbrauche des Ansehens die Lage nicht dauern. Eine Recension ist nicht berechtigt, alle die einzelnen von Lacedämon begangenen und durch *Mitford* mit richtiger Würdigung erzählten Gewaltthätigkeiten auszuheben. Die verhassteste derselben, Thebens Wegnahme mitten im Frieden, mag die Stelle der übrigen vertreten. Sparta strafte den Urheber der bösen That, aber an dem Besitze von Theben war ihm zu viel gelegen, als dass es die Besatzung aus der Citadelle zurückgezogen hätte. Alles Zutrauen war durch diese Handlung dahin; eine Revolution befreyte Theben von seinen Unterdrückern, und mit schnellen Schritten eilten diese ihrem Verderben entgegen; die Bundesgenossen werden lau, und der Krieg eine Zeitlang mit Abwechslungen fortgeführt. Endlich verliert Sparta sogar das entscheidende Treffen bey Leuktra, die erste grosse Feldschlacht, welche es je verloren hatte. Man erstaunt auf der einen Seite über die Geringfügigkeit des wirklichen Verlustes, so wie auf der anderen Seite über die ausgebreiteten Folgen, welche er hervorbrachte. Geblieben waren im Treffen 400 Spartaner und 1000 Lacedämonier, und dahin ist für immer Spartas Einfluss auf Griechenland; es musste sich innerhalb seines eigenen Bezirks zu schützen suchen. Gleich Anfangs konnten zwar die zwey grossen Generale der Thebaner, Epaminondas und Pelopidas, welchen Xenophon nicht hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren lässt, das errungene Übergewicht wenig benutzen, weil sie von Seiten Thessaliens zu fürchten hatten, und weil Athens Politik fürchtete, die Thebaner möchten an Sparta's Stelle zu treten streben. Aber bald traten die meisten kleinen Staaten selbst im Peloponnesus, der bisherigen Bedrückungen müde, zu ihnen über; und ungeachtet die Massregeln derselben sich häufig änderten: so konnte doch Sparta nicht hindern, dass Megalopolis nahe an seiner Grenze erbauet wurde, dass die Messenier wieder in den Besitz ihres alten Vaterlandes kamen, wodurch die Hälfte des bisherigen Gebietes verloren ging, und dass Epaminondas zweymal Lakonika, welches nie einen Feind gesehen hatte, siegend durchzog: nur die Hauptstadt selbst vertheidigte man mit Entschlossenheit und Glück. Die Schlacht bey Mantinea sollte endlich über das Schicksal Griechenlands entscheiden, und es entschied für die allgemeine Schwäche aller Staaten. Epaminondas siegte, fiel aber im Treffen, und durch den Tod dieses ausgezeichneten Mannes sind alle Ansprüche Thebens auf die Hegemonie dahin. Sparta war viel zu schwach und in seinem Innern beschäftigt, um weitere Gedanken auf auswärtigen Einfluss nähren zu dürfen. Unter den übrigen Republiken fand sich keine hervorragend genug, um an die Spitze des Ganzen zu treten; Griechenland bleibt daher von nun an den nie aufhörenden Balgereyen der Einzelnen überlassen. Schon jetzt wäre vielleicht der Fall eingetreten, dass ein Fremder Gebieter des Ganzen hätte werden, und dadurch die alte Kraft herstellen können, wäre nicht der unternehmende und mächtige Thessalier, Jason, dessen hohen Geist und Kraft *Mitford* S. 370 fgg. trefflich schildert, unvermuthet durch Verräthers Hand gefallen. Die Besiegung und Vereinigung Griechenlands war in etwas späteren Zeiten dem Macedonier Philipp vorbehalten. — Aus wenigen unserer Geschichtsbücher werden sich diese Verwicklungen so leicht zur reinen Übersicht ausziehen lassen, als aus diesem Theile von *Mitfords* Werke. Der Anhang, welcher Xenophons Schicksale mit scharfsinniger Untersuchung schildert, ist eine schätzbare Zugabe dieses Theils.

Vd. Hg.

DRESDEN, b. Walther: *Chronologische Übersicht der Universalgeschichte des 18ten Jahrhunderts. Aus*

dem Französischen des Abbé Mann u. s. w. 1805. 4° B. 4. (1 Thlr. 20 Gr.)

Allerdings besitzen wir noch keine chronologische Geschichte, die sich über das ganze so wichtige 18te Jahrh. ausbreitet. Wie viel müsste jedoch ein solches Werk umfassen! Der Zweck, den sich der Vf. des vorliegenden Buches vorgesetzt hat, schliesst noch lange nicht alles das ein, was man von einer Chronik mit Recht fodern kann. Er richtete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Angabe der Thronfolge der regierenden Herren und auf die genaue Bestimmung ihres Antritts und Absterbens; er führt, neben den wichtigsten Kriegsvorfällen und Friedensschlüssen, auch die Stiftung der Ritterorden und der Universitäten an; er nennt am Ende eines jeden Jahres die vornehmsten in demselben verstorbenen Männer; er läfst ausserordentliche Naturerscheinungen und Unglücksfälle nicht unerwähnt. Aber es herrscht in der Aufzeichnung dieser Dinge eine Unvollständigkeit, die sich bey dem Publicum, das ein solches Werk zum Nachschlagen gebrauchen soll, durch den von dem Vf. eingestandenen Mangel an Büchern nicht gut entschuldigen läfst. Wir wollen, unser Urtheil zu rechtfertigen, nur 3 Jahre etwas genauer durchgehen. Im Jahr 1789 fehlt: die Revolution von Genf am 13 Febr.; die im Jan. erfolgte Zusammenberufung der französischen Generalstände; Josephs II Aufhebung des souveränen Raths von Brabant und der Gerechtsame der *Joyeuse Entrée* vom 23 Jul.; die Schlacht bey Martinjestie vom 22 Sept.; die Eroberung Belgrads vom 8 Oct. Bey dem Jahre 1790 vermissen wir: das am 29 März geschlossene Vertheidigungsbündnifs zwischen Preussen und Polen; das Seetreffen bey Reval vom 14 May; den Congress zu Reichenbach vom 14 Jun.; den Frieden zu Werelä vom 14 Aug.; Kaiser Leopolds II Wahl am 30 Sept. Bey dem Jahre 1791 fehlt: die Publicirung des neuen preussischen Gesetzbuches vom 20 März; Wilberforce's Antrag wegen der Abschaffung des Sklavenhandels vom 20 April; die polnische Revolution vom 3 May; der Tractat von Pavia vom 18 May; der Definitivfriede zu Szistow vom 4 Aug.; Potemkins Tod am 16 Oct. Man sucht also manches, selbst sehr wichtige Ereignifs in dieser Chronik vergebens auf. Seine Brauchbarkeit ist daher gar nicht aushelfend. Bey den Verstorbenen fehlt sehr oft ihr Todestag. Von dem, was angeführt wird, ist manches nicht recht bestimmt. So gab z. B. Rufsland, als es mit der Pforte den Frieden zu Yaffy schloss, derselben nicht alle Eroberungen zurück. In dem summarischen Verzeichnisse der seit 10 Jahren mit den europäischen Staaten vorgefallenen Veränderungen, und besonders des durch den Krieg von 1792 bis 1802 entstandenen Provinzenwechsels fehlen die statistischen Angaben von dem Flächeninhalte und der Volksmenge. Die Darstellung des vom (deutschen) Reiche durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, sowohl an Land als an Einwohnern, erlittenen Verlustes ist aus einer im Jahre 1798 erschienenen Übersicht entlehnt. Sowohl diese als die Darstellung sämmtlicher Veränderungen, welche, zufolge der auf dem Congresse zu Rastadt festgesetzten und im lüneviller Friedenstractate bestätigten Bedingungen, mit den deutschen Reichsländern vorgefallen sind, gehört noch zu den Angaben, welche die Ansprüche, die dieses Werk auf Brauchbarkeit macht, einigermafsen rechtfertigen.

Jg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Helmstädt: Pauli Jacobi Bruns Programma: Comparatur privilegium ab Imperatore Friderico II a. 1219 Goslariae datum cum legibus hujus civitatis antiquis.* 1805. 26 S. 4. Der Wunsch des Hn. *Gildemeister* in *Häberlins* Staatsarchiv (51. 326), dafs das Studium der in so vieler Hinsicht wichtigen älteren Stadt- und Land-Rechte mehr befördert werden möchte, bewog den für das alte deutsche Recht so verdienten Vf., das auf dem Titel bemerkte Thema für diese Gelegenheitsschrift zu wählen. Welch ein schätzbares Geschenk dadurch allen Freunden des älteren deutschen Rechts gemacht sey, braucht nicht erwähnt zu werden. Die goslarschen Rechte sind durch *Leibnitz* fehlerhaft herausgegeben und noch so unbearbeitet; das Privilegium Friedrichs II enthält das Stadtrecht, aber die Verzeichnisse solcher Urkunden haben dasselbe nicht aufgenommen. Der Vf. hat schon länger für eine neue Ausgabe dieses Rechts gesammelt, aber leider ist zu ihrer Erscheinung wenig Hoffnung, da kein Buchhändler den Verlag wagen will, und der Vf. durch die wenige Unterstützung seiner schätzbaren *Beyträge* nicht zu einer solchen Arbeit aufgemuntert ist. Schade wäre es um dieses Unternehmen, da der Vf. gerade so viel dafür thun kann, da ihm so manche Hülfsmittel zu Statten gekommen sind, welche viele andere schwerlich nur einmal erlangen würden. Er war so glücklich, 7 Codices vergleichen zu können, von denen der eine halberstädter, den Gebrauch des goslarschen Rechts in Halberstadt und Wernigerode beweiset. Das Alter des goslarschen Rechts setzt der Vf., vornehmlich jenes Privilegiums wegen, in den Anfang des 13 Jahrhunderts herauf. Daran liefse sich wohl zweifeln. Friedrichs Privilegium enthält nur die Grundzüge eines Stadtrechts, und zeigt, wie wenig ausgebildet damals die Verfassung und der Zustand der Stadt noch war. Das Vorhandenseyn der in einer Sammlung aufgenommenen Gesetze in früheren Zeiten erlaubt uns nicht, den Ursprung der Sammlung selbst so weit hinauf zu ziehen. Der Vf. liefert dann das Privilegium nach einzelnen Paragraphen, und fügt die entsprechenden deutschen Gesetze, nach seiner Recension, begleitet mit vielen schätzbaren Bemerkungen, bey. Wir berühren nur das Eine, dafs die S. XII bemerkte Meinung von *Leibnitz*, der im Privilegium genannte Ort Hildegesborch sey Ilsenburg, schwerlich richtig ist. Rec. erinnert sich nicht, diesen Ort je so geschrieben gefunden zu haben, der Ort muss eine Reichsgrenzfestung gewesen seyn, was Ilsenburg nie war, auch darf er wohl nicht so sehr in der Nähe Goslars gesucht werden. Nach dem *Annal.* und *Chronogr. Saxo* wurde Hildegesburg 1129 von Albert dem Bär erobert und verbrannt. Wir wissen aber nicht, dafs damals das Kloster Ilsenburg dieses Schicksal gehabt hätte, obgleich andere Vorfälle dieser Art aufgezeichnet sind, und die bey Ilsenburg gelegene Veste war schon vorher vom Abt gänzlich zerstört. Die Lage Hildegesburgs ist also gänzlich unbekannt, und wahrscheinlich existirte dasselbe 1219 nicht einmal mehr, und Goslar liefs ein altes Recht nur darum mit aufnehmen, um nachher überhaupt vom Reichsdienst frey zu seyn, oder die ursprünglichen Bezirke, in welchen sie allein zu dienen pflichtig waren, vorsorglich bekannt bleiben zu lassen.

H. St. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 APRIL, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

München, b. Senefelder, Gleifsner und Comp.: *Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen*, in lithographischer Manier gearbeitet von *N. Strixner*. Sieben Hefte, zusammen 46 Blätter nebst dem gedruckten Inhaltsverzeichnifs. Fol.

Als im abgewichenen Jahre in dieser A. L. Z. No. 67 unsere Anzeige eines Theils von dem Werk erschienen war, welches jetzo vollendet vor uns liegt: so behaupteten viele wackere Kunstfreunde, denen weder *Albrecht Dürers* Originalhandzeichnungen zu München, noch die lithographischen Nachahmungen derselben bekannt waren, unser Lob sey übertrieben und parteyisch. Nachdem aber späterhin einigen dieser Schwachgläubigen die zu jener Zeit bloss noch in einzelnen Exemplaren ausgegebenen Blätter zu Gesichte gekommen; so änderten sie ihre Meinung und erklärten im Gegentheil, wir hätten noch lange nicht genug Gutes davon gesagt. Mag dem nun seyn wie ihm will, der Zweck ist erreicht, wenn es uns gelang, die Aufmerksamkeit des Publicums auf den schätzbaren Nachlass einer schönen Zeit und eines grosen, herrlichen, der deutschen Nation Ehre bringenden Künstlers zu lenken, dessen Name mit Achtung genannt werden wird, so lange wahrer Geschmack und Cultur nicht gänzlich erloschen sind, und möge der Himmel verhüten, dass solches jemals geschehe!

In Betracht des in diesem Hauptwerke von *A. Dürer* im Allgemeinen herrschenden Geistes, der besonderen Eigenschaften der einzelnen Stücke, wo und in welcher Art alles ausgeführt ist u. s. w., haben wir in gedachter erster Anzeige bereits ausführliche Nachricht mitgetheilt, und verweisen also auf dieselbe, indem wir sonst befürchten müssten zu wiederholen, was den meisten unserer Leser schon bekannt ist. Wir beschränken uns demnach hier auf die Bemerkung, dass zu den ehemals angezeigten 20 lithographischen Tafeln nach *A. Dürers* Handzeichnungen nun noch 23 andere Stücke aus gleichem Werk hinzugekommen, so dass nun das Ganze 43 Blätter in ununterbrochener Nummernfolge, nebst Titel, Vorrede und *A. Dürers* Bildniss, also zusammen 46 Blätter enthält, denen noch ein gedrucktes Inhaltsverzeichnifs beygefügt ist.

Da in der mehrerwähnten ersten Anzeige der Inhalt der Blätter im Einzelnen nur berührt worden, so wie die verschiedenen hervorstechenden Eigenschaften derselben zur näheren Entwicklung des Kunstcharakters überhaupt es erheischet, nicht aber in gehöriger Vollständigkeit der Reihe nach, weil diese damals noch nicht ununterbrochen bestand, und mit den jetzt erschienenen Blättern erst die Zwischenräume ausgefüllt worden sind: so ist es, weil doch manches Stück in Beziehung zu dem folgenden steht, zweckmäsig, wenn wir gegenwärtig die Darstellung eines jeden Blatts, so wie sie auf einander folgen, nur kurz bemerken, ohne uns bey den schon vormals beurtheilten weiter aufzuhalten; hingegen aber bey Gelegenheit über die Vorzüge der neuhinzugekommenen das Nöthige beyfügen.

Das Titelblatt. Oben mit Kunstschreibezügen verziert, die in ein Fratzengesicht endigen, unten mit einem Einhorn und Kranich in einfach landschaftlicher Umgebung. — *Albrecht Dürers Bildnifs* nach einem Originalgemälde in der Schleissheimer Gallerie; Brustbild mit einer Hand. Es unterscheidet sich von den übrigen Blättern des Werks dadurch, dass es wie mit schwarzer Kreide gezeichnet scheint, und nicht vorzüglich gerathen ist, da hingegen in jenen überall Federzeichnung sehr gut nachgeahmt worden. — No. 1. Ein im Gezweige der Arabeske sitzender Mann auf der Schalmey blasend. — No. 2. Eine Heilige, welche wir für die heilige Clara gehalten, soll zufolge des Verzeichnisses die heil. Barbara seyn. — No. 3. St. Sebastian. — No. 4. St. Georg. — No. 5. Der urinbeschauende Arzt. — No. 6. Ein *Ecce Homo*. — No. 7. Ein Ritter, der gegen den Tod das Schwerdt zieht. — No. 8. Der Wohlthätige. — No. 9. Die Seelen im Fegefeuer. — No. 10. König *David* spielt knieend auf der Harfe: sein königl. Mantel wirft schöne Falten; der Kopf verdient auch bemerkt zu werden, er ist voll Wahrheit, Leben und Charakter. — No. 11. *Johannes der Evangelist*, dem die Maria mit dem Christkinde erscheint. — No. 12. *Ein Candelaber*, welchen zwey Genien schwebend halten, und wieder auf sein Fussgestelle einzusenken suchen. — No. 13. *Die heilige Dreyfaltigkeit*. — No. 14. *St. Georg* zu Pferde, ganz geharnischt. Er hält eine Fahne, und unter des Pferdes Füssen liegt der von ihm überwundene Drache. Der Künstler hat seine Figur meisterhaft in den schmalen Raum zu fügen gewusst, die Ansicht von vorne gewählt und das Pferd ganz in Verkürzung gezeichnet, welches dem Ganzen Fülle und Reichthum gegeben. Als ein schickliches Beywerk ist in dem unteren Raume des Blatts ein noch lebender Drache an-

gebracht, welcher ein Menschengerippe benagt. — No. 15. *Die heilige Apollonia*, schön drappirte und ungemein anmuthig gewandte Figur; unten sieht man einen grossen Vogel, der nach Mücken hascht, sehr geistreich gezeichnet. — No. 16. *Der heilige Matthias*. Würdig im Ganzen, vornehmlich ist der Kopf von edlem Charakter. Unten im Blatt sieht man die Versuchung eines Einsiedlers, vermuthlich des heil. Antonius; ein niedliches Weiblein tritt heran ihm eine Schale reichend, und vom Rücken her bläst der Teufel mit einem Blasebalg bösen Rath ihm ins Ohr. Grössere Naivetät, Einfalt und Wahrheit, ja in gewissem Sinne, reizendere Figuren giebt es nirgends als der Heilige und das Weiblein, welches kömmt ihn zu versuchen: jener sitzt verschlossen, in sich gekehrt, starr und steif mit einer fast grotesken Unempfindlichkeit; diese ist ohne frechen Ausdruck, sondern hat im Gegentheil den Schein von verschämtem Wesen und feiner Buhlerey, der ihr wohl steht, und sie in der That reizend macht. — No. 17. *St. Andreas*. Eine auf *Dürers* gewöhnliche Weise gut drappirte Figur; der Kopf ist natürlich, hat aber vielleicht nicht so viel Edles in den Zügen, als der Gegenstand erfodert. Unten im Blatt wird ein springender Dammhirsch bemerkt und zwey geflügelte Löwen, welche letzteren das Ornament des Fussgestelles ausmachen, worauf der Apostel steht. — No. 18. *Der heilige Maximilian*, unten ein Auerochse. — No. 19. *Christus*. Unter ihm ein Engel im Kampf mit dem Höllendrachen, und ganz unten ein König im Wagen sitzend, vor welchen ein Ziegenbock gespannt ist, dieser wird von einem auf dem Steckenpferde reitenden Kinde gelenkt. — No. 20 und No. 21. Ein *betender Engel* und ein anderer Engel, der ein Rauchfass hält. Unten sind auf diesen beiden Blättern treffliche Gruppen kämpfender Männer angebracht. — No. 22 und No. 23. *Die Verkündigung Mariä*. — No. 24 hat im unteren Raume die Gefangennehmung Christi. Christus ist dargestellt mit ruhiger Würde den Kriegsknechten entgegentretend, die, man begreift nicht aus welcher Ursache, nebst Judas erschrocken theils schon liegen, theils über einander stürzen. Auf der Seite des Heilandes zieht Petrus voll Eifer das Schwerdt, Johannes in tiefer Wehmuth scheint ihn zurückhalten zu wollen, und ein anderer Apostel sieht mit gespannter Aufmerksamkeit was vorgeht. Diese sämmtlichen Figuren dürfen zu den geistreichsten gerechnet werden, auch ist das Ganze in Hinsicht auf geschickte Anordnung zu loben. Höher im Blatt erscheint still traurend auf Wolken eine Mater dolorosa: die Falten ihres Gewandes sind breit und gross, aber mit scharfen, zum Theil etwas verworrenen Brüchen. — No. 25. *Ein bewaffneter Mann;* unten lockt ein Fuchs auf der Flöte blasend Hühner an sich: alles lebhaft, in hohem Grade geistreich mit naiver Laune gezeichnet, so dass dieses Blatt eins der anziehendsten ist. — No. 26. *Ein Ritter*, wird vom Tod verfolgt, der Teufel stürzt aus der Höhe herab ihm den Pass zu verrennen. Des Reiters Flucht, die Eile des nachsetzenden Todes, die Bereitschaft des bösen Geistes, jenen mit seinen Krallen zu packen, ist alles trefflich ausgedrückt. — No. 27. *Ein Eremit* am Krückenstock gehend, in der einen Hand hält er das Paternoster, vor ihm steht ein brüllender Löwe von einem Insect umschwirrt, hinter dem Einsiedler her gehen zwey Spielleute: alle diese Figuren sind in ausgezeichnetem Masse geistreich, lebendig, wahrhaft; und eben solche gute Eigenschaften können von den Vögeln, die in den Zweigen der Arabeske sitzen, gerühmt werden. — No. 28. *Herkules zielt nach den Harpyien*, eine kräftige, sehr lebhaft bewegte Figur, und vielleicht unter *Albrecht Dürers* heroischen Darstellungen aus dem Alterthum die beste. — No. 29. *Ein indianischer Krieger*. Man sieht wohl, wie zur Zeit, da diese Zeichnungen verfertigt worden sind, die Nachrichten aus beiden Indien noch als Neuigkeiten betrachtet wurden, und *Albr. Dürer* hat daher in diesem Werke Verschiedenes von dorther angebracht. Der erwähnte Krieger ist mit einer Federmütze, dergleichen Kragen und Schurz bekleidet; in der linken Hand hält er den Schild, in der rechten einen Stab, welcher oben in eine Art von Kolbe endigt. Das Basement, worauf diese gut gezeichnete Figur steht, ist ein Löffel, wie man deren viele von Buxbaumholz künstlich geschnitzt, noch in den Kunstkammern antrifft. — No. 30. *Ein Araber mit einem Kamele*. Mensch und Thier sind vortrefflich gelungen. — No. 31. *Ein schlafender Mann*. Die tiefe Ruhe ist in demselben ganz unverbesserlich ausgedrückt; unten im Blatt sitzt ein kleiner Genius, der einen Korb mit Trauben auf dem Haupt trägt, neben ihm springt ein zottiges Hündchen. — No. 32. Unten, *ein Dreyfuss*, dessen Schaale von Chimären oder eigentlich geflügelten Ziegen getragen wird; unter der Schaale desselben brennt Feuer. Die Arabeske zu beiden Seiten zeigt aufgehangene Vögel nebst einem Satyr in eben dem Zustande. — No. 33. *Herkules der den Löwen getödtet*. Unten ein zerlumpter Säufer, den eine Löffelganz anschreyt. — No. 34. *Ein Bewaffneter*. Unten eine auf ihrem Stuhl eingeschlafene Frau; der Rocken steht ihr zur einen Seite, auf der anderen der Krug, vor ihr ein Topf, worin die vollen Spindeln stecken. Naturgetreuere Darstellung wird selten zu finden seyn, als diese Figur es ist, und nicht minder gerathen in seiner Art, derb, tüchtig und mannhaft, ist auch der gedachte Bewaffnete. — No. 35. *Ein Chor Musikanten*. In Hinsicht auf Anordnung ganz vortrefflich; was den Ausdruck betrifft, so wie die Verschiedenheit des Charakters der Figuren, überaus kräftig, wahr und abwechselnd. Es ist dieses, was viel sagen will, eines der erfreulichsten und schätzbarsten Stücke der ganzen Sammlung. — No. 36. *Maria* betend, wird von einem Engel gekrönt. Ist gleich das Costüme aus *Dürers* Zeit, und wahrscheinlich gar eine nürnbergische Jungfrau nach dem Leben gezeichnet: so muss man doch gestehen, dass der Künstler in der Wahl des Modells glücklich gewesen, und dass ihm der Charakter jungfräulicher Unschuld und Zartheit vollkommen gelang. Unten im

Raume steht ein geflügeltes Kind oder kleiner Engel, welcher singt und auf der Zither spielt, den linken Fuss hat derselbe auf das Haus einer kriechenden Schnecke gesetzt. Vieles liesse sich über diesen anmuthigen Gedanken, über die tiefere Bedeutung desselben, und über das Naive in der Darstellung oder Ausführung dieser Figur sagen: doch sie eignet sich ohne Zweifel mehr für bildende Kunst und Gestaltung, als für das Wort, und so wollen wir nur überhaupt anmerken, dass der liebliche, ächt poetische Gehalt der Erfindung, unseres Bedünkens, dem der geschätztesten antiken Gemmen dieser Art nicht nachsteht. — No. 37. *Wirthschafterin vom Markte kommend.* In der einen Hand trägt sie einen Korb mit Eyern, in der anderen etwas, so einem Käse ähnlich sieht, auf dem Haupt sitzt ihr eine Gans, und unter den Füssen ist Steinpflaster angedeutet, so nämlich, dass es wieder als Körner eines grossen Saamenkopfs, etwa Zwiebel oder Mohn, oder Granatapfel, behandelt ist, welcher zum Fussgestelle dient. Nie haben wir in Producten neuerer Kunst gemeine Natur in grösserem Geschmack und Style, und mit so liebenswürdiger Einfalt dargestellt gesehen, als in dieser Figur, sie ruht so fest, so tüchtig auf ihren Füssen, hat so bestimmte, strenge Umrisse, so angemessene, kaum merkliche Wendung und Bewegung des Körpers, dass man zu gleicher Zeit an das Leben selbst, und an ein Bild von Erz erinnert wird. Ob wir vielleicht ein zu günstiges Vorurtheil für dieses Stück gefasst haben, bleibt Sachverständigen zu beurtheilen überlassen: unserer individuellen Meinung nach aber ist sie *Albrecht Dürers* Meisterstück und unübertrefflich. — No. 38. Hoch auf Wolken *ein betender Engel*, unten Bacchus oder Silenus nackend auf einem Fass sitzend, beschäftigt den Becher zu leeren, ihm gegen über ein Satyr, welcher auf der Rohrpfeife bläst. Unser Künstler hat, wie es scheint, hier wieder, wie schon mehrere Male in diesem Werk geschehen, dem Weltlichen das Himmlische, sinnlich irdischen Genüssen die überirdische Ruhe und Seligkeit entgegengesetzt darstellen wollen. Die Figur des betenden Engels ist rein, sanft, zugleich würdig und lieblich. — No. 39 besteht bloss aus *Arabesken*; das Hauptbild ist ein Hahn, der auf einer Säule sitzt und kräht. — No. 40. *St. Augustinus* oder *St. Ambrosius* im bischöflichen Ornate, eine treffliche, edle Figur, im unteren Raume des Blatts sieht man das Christkind auf einem Esel reiten, mit der Rechten ertheilt es den Segen, und hält in der Linken den Reichsapfel, ein kleiner Engel steht vor ihm, und breitet sein Gewand auf die Erde aus, wunderbar, lieblich, und eine Anspielung auf den Einzug Christi in Jerusalem, oder wenn man will, Darstellung desselben unter Figuren von Kindern, in der Art, wie auf einigen antiken Basreliefen der Tod des Hektors und die Trauer der Andromacha u. s. w. gesehen wird. — No. 41. *Ein Engel* auf Wolken knieend, betet inbrünstig, sein Gewand schlägt sehr schöne Falten; unten im Blatt vertheidigt sich ein Mann zu Fuss, mit einer Hellebarde bewaffnet, gegen einen geharnischten Ritter. Unmöglich könnten diese beiden noch lebhafter und ausdrucksvoller gezeichnet seyn, besonders ist der Mann zu Fuss ein vollendetes Bild von sicherem Muth, von Kraft und Festigkeit. — No. 42. Unten halten zwey kleine trauernde Engel aus Wolken *das Schweisstuch* mit dem dornengekrönten Haupt des Erlösers, dessen Charakter würdig, der Ausdruck schmerzhaft ist. Im Raum zur Seite steht auf einem Gefäss, woraus drey Wasserstrahlen sich ergiessen, ein sehr malerisch gekleideter kleiner Engel, mit beiden Händen einen Lorbeerkranz in die Höhe haltend, in welchem ein Schild und auf demselben *Dürers* Name gezeichnet ist. — No. 43 stellt *vier tanzende Figuren* dar, im Gezweige der Arabeske sitzt der Spielmann.

W. K. F.

München, b. Senefelder, Gleissner u. Comp.: *Musterbuch der lithographischen Druckerey* von *A. Senefelder*, *F. Gleissner* und Comp. in München. 1stes Heft. 10 Blätter Fol. enthaltend, nebst dem Verzeichniss und Nachricht an das Publicum. (Preis dieses ersten Hefts 2 Lbthlr.)

Schon vor einigen Jahren kamen aus verschiedenen Gegenden von Deutschland rohe Versuche in der Lithographie zum Vorschein; allein es mag nun Unbekanntschaft mit dem wahren Verfahren, oder die geringe Geschicklichkeit derer gewesen seyn, die solche Versuche machten, genug die Sache war unerfreulich, und es schien nicht, als ob viel Erspriessliches von der neuen Erfindung zu hoffen wäre. Nun aber tritt diese Kunst aus München in solcher verbesserter Gestalt hervor, und legt Proben ihres bereits erworbenen Vermögens ab, welche allerdings zu sehr günstigen Erwartungen berechtigen. Was indessen möglicher Weise noch auf diesem Wege bewirkt werden kann, lässt sich nicht im Voraus bestimmen, eben so wenig als zur Zeit, da die ersten Versuche im Kupferstechen geschehen sind, Jemand Blätter wird geahndet haben, wie *Wille*, *Strange*, *Woolet* und andere sie geliefert. Wenn aber die Lithographie auch keine weiteren Fortschritte mehr machen sollte, sondern auf dem Puncte beharren müsste, worauf sie, vermöge der vor uns liegenden Probeblätter aus München, wirklich steht: so scheint sie doch so mannichfaltiger Anwendung fähig und so beträchtliche Ersparungen von Zeit und Kosten anzubieten, dass wahrscheinlicherweise ihr manches, was bisher von der Typographie gethan worden, wie auch alle die geringeren Arbeiten der Kupferstecherkunst zufallen werden.

Es sollen überhaupt 4 Hefte solcher Probeblätter verschiedener Anwendung der Lithographie durch Hn. *Senefelder* in München erscheinen, wovon wir hiemit das erste Heft aus 10 Blättern bestehend, anzuzeigen haben. Zwar gestehen wir, dass uns das Verfahren bey den verschiedenen Manieren nicht so genau bekannt ist, als etwa nöthig seyn dürfte, um über die grösseren und geringeren Schwierigkeiten einer jeden Manier, wie auch von den Vortheilen, welche sie gewähren, entscheidend zu urtheilen; wir müs-

fen in diefer Hinficht uns beynahe ganz auf die Angaben des Herausgebers verlaffen; hingegen foll treu berichtet werden, wie ein jedes von den im vorliegenden erften Heft enthaltenen Probeblättern ausgefallen ift.

I. Das Titelblatt. In vertiefter gefchnittener Manier, welche mit der Kupferftecherkunft wetteifern, fie aber in Menge und gefchwinder Lieferung der Abdrücke weit übertreffen foll. Die Schrift auf diefem Blatt ift nicht weniger fchön und zart, als ob fie in Kupfer geftochen wäre, und die ganze Arbeit, wie berichtet wird, in 10 Stunden vollendet worden, welches freylich einen fehr bedeutenden Vortheil verfpricht, denn der fleifsigfte Kupferftecher würde eben diefe Schrift kaum in fo vielen Tagen in Kupfer gegraben haben liefern können.

II. Die Dedication. Erhobene Manier. In Hinficht auf Reinlichkeit und Deutlichkeit der Buchftaben wäre diefes Blatt etwa mit dem gewöhnlichen fchönen typographifchen Druck zu vergleichen.

III. Nachahmung englifcher Holzfchnitte aus dem Werke *The Chafe* in erhobener Manier auf Stein gezeichnet. Völlig täufchend. Der Zeitaufwand foll auf diefe Weife zehnmal geringer feyn, als wenn die Arbeit in Holz gefchehen follte.

IV. Nachahmung einer im königl. bayerifchen Zeichnungscabinette befindlichen Handzeichnung von Rafael mit dem Pinfel auf Stein gezeichnet. Erhobene Manier. Die flüchtigen Striche einer leichten Federzeichnung find in diefem Blatt fehr gut nachgeahmt, und überdiefs verdient die Bekanntmachung eines vortrefflichen Entwurfs von Rafael den Dank der Kunftfreunde. Man fieht den Leichnam eines frommen Bifchofs auf der Bahre liegen und Kranke herbeykommen, um von der Wunderkraft, die von diefen heiligen Reften ausgeht, zu genefen. Das Ganze ift vortrefflich angeordnet und höchft geiftreich mit wenig Strichen ausgeführt.

V. Nachahmung eines radirten Kupferftichs von Dietrich mit der Feder auf Stein gezeichnet. Sehr gut, und in Betracht einer gewiffen Weichheit der Striche hat diefe Nachahmung fogar noch Vorzüge vor dem radirten Original.

VI. Nachahmung einer die Madonne mit dem Kinde darftellenden Handzeichnung des *Fra Bartolomeo di San Marco*, mit der Feder gezeichnet. Auch diefes Stück kann für befriedigend gelten und hat das Anfehen einer leichten Radirung; der gelbliche Ton veralteten Papiers ift ihm mit einer zweyten Steinplatte aufgedruckt, und in der Nachricht wird gefagt, dafs man vermittelft mehrerer Platten Abdrücke mit verfchiedenen Farben, wie auch mit vieler Präcifion illuminirte Landcharten liefern könne, wovon künftig im zweyten Heft eine Probe foll gegeben werden.

VII. Zwey Mufikproben. *a*) Handfchrift vom Hn. Abt *Vogler*; der Nachricht zufolge vom Originalpapier durch Überdruck auf den Stein abgelöft, und auf denfelben fixirt. *b*) Probe von Mufikfchrift, auf die Steinplatte felbft gefchrieben. Erftere ift rein und leferlich, letztere fchön und zart in dem Mafse, wie geftochene Mufik.

VIII. Ein Kopf nach Rafael. Mit Kreide auf Stein gezeichnet; fo reinlich, dafs er den auf Kreidemanier in Kupfer geftochenen nicht nachfteht, er hat vielleicht etwas mehr Weichliches, und jene hingegen mehr Kraft.

IX. Probe einer Vorfchrift in vertiefter gefchnittener Manier. Was hierüber anzumerken feyn möchte, ift bereits oben beym Titelblatt gefchehen.

X. Ein Idealplan als Vorfchrift zu geodätifchen Zeichnungen in der nämlichen Manier. Er leiftet in Hinficht auf Reinlichkeit und zarte Abftufung der Schraffirungen alles, was in dieser Art wünfchenswerth feyn kann.

W. K. F.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, b. Hänel: *Sammlung auserlefener Lieder für Freymaurer.* 1808. 208 S. 8. (18 Gr.) Wohl denen Gefellfchaften, wo Scherz und Gefpräch das Gemüth zu einer fo frohen Stimmung erhebt, dafs Gefang Bedürfnifs wird! In fo glücklicher Eintracht müffen Liederfammlungen, wie diefe, jedem Kreife willkommen feyn. Sie ift zwar zunächft für Freymaurer beftimmt, aber auch andere werden daran Theil nehmen können. Die meiften Lieder find der Liebe und Freude gewidmet, und aus anderen guten Sammlungen mit glücklicher Auswahl zufammengetragen. Auch viele auf befondere wiederkehrende Fälle, wie z. B. beym Jahreswechfel, zum Geburtstage des Königs, bey der Trennung von Freunden, werden bey gleichen Gelegenheiten gern von anderen Gefellfchaften aufgenommen und gefungen werden. Die fchlechteften find gerade die fpeciellften, und können fich im Gefange nicht gut ausnehmen. Es geht hier mit dem Text, wie fonft mit Compofitionen, wenn fie fich auf den Ausdruck des Einzelnen einlaffen: die allgemeine, herrfchende Stimmung, die durch das Ganze hindurchtönen mufs, wird dadurch häufig unterbrochen und geftört, oder; die profaifchen Einzelnheiten wollen nicht zu einem gemüthlichen Einklange und zur harmonifchen Singbarkeit zufammenfchmelzen. Auch ift man in Gefahr, dafs man damit gerade am erften vorbeytrifft, wenn Perfonen und Umftände zufällig anders ausfchlagen, als in dem Liede berechnet und vorausgefetzt ift. Manches bekannte Lied ift auch dadurch zum befonderen Gebrauch gewaltfam umgeftempelt, dafs das Wort *Maurer* hineingefetzt ift, aber oft mit Unrecht und auf eine unfchickliche Weife. Warum mufste: *des Pilgers Pfad, ihr Brüder etc.* hier in des *Maurers* Pfad fich verwandeln, da doch der Maurer ebenfalls Pilger bleibt?

T. Z.

Augsburg u. *Leipzig*, b. Stage: *Aus Neigung wird Liebe oder der Namenstag.* Ein Luftfpiel in drey Aufzügen von *S. B. J.* 1808. 32 S. 8. (4 Gr.) „Sophie. Wenn mir je etwas ein Räthfel war, fo ift mir eines diefer Brief — Er nennt mich nicht mehr Schwefter — Er lebt, da man ihn fchon längft als todt erklärte — er verlangt mein Herz — Warum aber fühlte ich auch fchon längften mehr als Schwefterliebe zu ihm?" Aus diefen Worten kann man fowohl den Styl als den Inhalt des Stücks erfehen. Auch der verwunderten Sophie löft nachher der angekommene General das Räthfel, indem er fagt: „Hr. Major und Sophie, ihr feyd keine *Gefchwiftrige.*" Diefes Tempelchen auf den Namenstag der gnädigen Frau ift auch mit vielen Landesproducten behangen, nämlich mit öfterreichifchen Redensarten, die das Werk recht patriotifch zieren. Noch merkwürdiger ift aber, dafs drey Acte auf zwey Bogen vorübergehen. Wenn man denkt, das Effen foll kommen, dann wird fchon wieder abgedeckt; die Lefer werden alfo gebeten, fich für diefsmal den Appetit vergehen zu laffen.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 APRIL, 1809.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Landshut, b. Thomann: *Das Ganze der christlichen Sitten- und Glaubens-Lehre* anbequemt dem christlichen Kirchenjahre, *in drey vollständigen Jahrgängen von Sonntags- und Fest-Predigten* bearbeitet und vorgetragen von *P. F. A. Furthner*, Stadt-Pfarr-Prediger an der St. Martins-Kirche in Landshut. *Erster Jahrgang*. 1808. 608 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die sogenannten *Jahrgänge* der Predigten, worin ein Hauptstück der christlichen Glaubens- oder Sitten-Lehre ein ganzes Jahr hindurch in zusammenhängenden Vorträgen entwickelt wird, waren vor längerer Zeit sehr beliebt. Man meinte, dadurch mehr Ordnung und Plan in den von der Kanzel zu ertheilenden Religionsunterricht zu bringen, und überdiess mit grösserer Vollständigkeit eine religiöse Hauptmaterie erschöpfen zu können. In der Folge ist man von dieser Sitte zurückgekommen, indem man mit Recht fürchtete, dass der etwanige Vortheil solcher Jahrgänge schwerlich den Nachtheil, nämlich das *Ermüdende* für den Zuhörer, und den *Zwang* für den Prediger, die ordnungsmäsig folgende Abhandlung dem jedesmaligen gegebenen Text anzupassen, aufwiegen möchte. Ordnung und Zusammenhang wird der verständige Prediger in seine auf einander folgenden Vorträge zu bringen wissen, ohne die Fessel schwerfälliger Jahrgänge.

So wie indess in vorliegender Sammlung die Idee eines solchen Jahrgangs benutzt ist, haben wir wenig dagegen. Der Vf. hat nicht ein besonderes Hauptstück gewählt. Die sämmtlichen religiös-sittlichen Grundwahrheiten will er in drey Jahrgängen von Predigten zusammenfassen. Der Plan ist mit Einsicht angelegt. In diesem *ersten* Bande sind zusammen 77 Vorträge enthalten, deren jeder etwa einen halben Bogen einnimmt. Den Anfang macht die Lehre von Gott und den göttlichen Eigenschaften — Advents- und Weihnachts-Zeit; — dann von dem Unterschied des Sittlich-Guten und Bösen — Fasten- und Passions-Zeit; — Religiosität in ihrem Wesen und Äusserungen — Sonntage bis und nach Pfingsten. Man sieht leicht, dass der Vf. hier weniger ängstlich gebunden war, auch den kirchlichen Zweck der besonders angeordneten Festzeiten wohl vereinigen konnte. Er giebt, was Rec. sehr billigt, zumal den hohen *Festen*, was ihnen gebührt. Die Heiligerhaltung ihres Gegenstandes bleibt die Hauptsache, und dieser wird der nach Folge des Jahrgangs näher auszuführende Gedanke untergeordnet.

Überhaupt haben wir an dem Vf. einen wackern Prediger kennen gelernt, der es weiss, was er will, der nicht ohne Philosophie zu Werke geht, der es mit Begründung und Belebung des bessern religiösen Geistes unter seinen Zuhörern ernstlich meint. Er sucht die speciellen Grundsätze seines Kirchenglaubens durchgängig mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen; er verweist auf die Bibel, und stellt besonders die biblischen Exempel nachdrücklich und eingreifend auf; er lässt auf die helleren und wichtigern Ansichten des reinen Christenthums ein genügendes Licht fallen, ohne doch bey dem Schwachgläubigen anzustossen. Seine Methode können wir nicht besser als mit den eigenen Worten des Vfs. angeben. Er sagt in einer seiner Predigten: — „Ich mag keine Gefühle erregen, welchen nicht einige verständige Begriffe zum Grunde liegen; ich möchte aber auch diese, die Erkenntniss des denkenden Geistes, in Sachen der Religion nicht bloss aus uns selber, sondern um der Bewährung willen, diese aus den geschichtlichen Urkunden herholen. Wir glauben, was die allgemeine (katholische) Kirche von jeher geglaubt hat, aus dem Grunde nur um so bereitwilliger, wenn wir versichert sind, dass diess nämliche, was unserem Geiste nach kurzem Nachdenken einleuchtet, was unser Herz bey einiger Annäherung wohlthätig erwärmt — von Alters her der Gegenstand des Glaubens für alle die besseren und verständigeren Menschen gewesen sey." — Der Vortrag ist grösstentheils verständlich, oft stark und lebendig und — was dem Rec. am meisten wohlgethan hat — väterlich wohlmeinend und herzlich.

Je unverhaltener wir indess die vorzüglichen Eigenschaften dieser Predigten loben: desto mehr werden unsere tadelnden Anmerkungen den Vf. nur den Wunsch erkennen lassen, dass die künftigen Jahrgänge uns in höherem Grade befriedigen. Zuvörderst scheint es uns, als wäre der Plan der *einzelnen* Vorträge nicht lichtvoll genug aus ihnen selbst hervorgehend. Bey einer wohlgeordneten Rede müssen die Hauptgedanken, wie die Säulen, wovon das Ganze getragen wird, immer hell und die Betrachtung zusammenhaltend, vor dem Hörer dastehen. Diess wird nach der Manier des Vfs., trotz des gebrauchten a. b. c. und wohl gar (was ganz gewöhnlich vorkommt) des α. β. γ. der Unterabtheilungen, nur bey dem sehr geübten Hörer möglich seyn. Für den Leser wird es durch die ausführlicheren Überschriften der Predig-

übrigen Anwesenden. Auch in dieser letzteren Rücksicht leistet Hr. E. mehr als gewöhnlich. Durch Wärme und Lebendigkeit des Vortrags weiss er auch den gewöhnlichen Trostgründen und den sich öfter wiederholenden Ansichten des Todes den Schein des Matten und Stumpfen zu benehmen. — In manchen Wendungen und Übergängen der Rede ist jedoch eine gewisse Einförmigkeit, die wohl zu vermeiden war. Besonders ist der Dank, welcher in jeder Rede für die Leichenbegleitung abgestattet wird (woher, beyläufig sey diess gesagt, der wunderliche Name *Abdankungsreden* seinen Ursprung haben soll) allzusehr in demselben Ton. Auch wird das Gebet, dass Gott den Todten „einen sanften Schlummer in des Grabes Stille" oder „Ruhe auf dem Acker ihres Gottes" schenken möge, viel zu oft wiederholt, und doch ist es nur Phrase. Dieser Schlummer kommt, um mit dem Katechismus zu reden, auch wohl ohne unser Gebet. — In dem Vortrag wünschten wir noch mehr Gleichmässigkeit. Denn zuweilen störte uns ein kostbarer oder zu gesuchter Ausdruck. Eine Rede hat davon mehr als die andere. In No. XVII ist viel Schwulst. No. V ist lahm, besonders in den Trostgründen. Auch dass die Rede oft einen iambischen Tonfall bekommt und darin eine Zeitlang bleibt, ist nicht zu loben. An anderen Stellen werden die Perioden oft unbeschreiblich lang und schleppend, und dadurch unverständlich, als S. 41 u. 42. — Betheurungen, wie die „*bey Gott*," darf am allerwenigsten der Prediger dadurch entweihen, dass er sie, wie hier S. 48, ganz ohne Noth anbringt. Auf der folgenden Seite stossen wir auf einen erstaunlich matten Vers u. s. w. Jedoch dieser Tadel soll dem Vf. nur beweisen, dass er wohl thun werde, für die Zukunft seine zum Druck bestimmten Arbeiten einer strengeren und genaueren Revision zu unterwerfen. — Die angehängte, zum Gedächtniss eines braven Schulmeisters *Höhne* gehaltene Predigt, hat dem Rec. vorzüglich gefallen. Sie macht dem Herzen, wie dem Geschmack des Vfs. Ehre. NA.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Christliche Erweckungen auf alle Tage in der Woche, in Freuden und Leiden, in Gesundheit und Krankheit; auch Fest-Abendmahls- und Erndte-Betrachtungen*, von *Johann Ludwig Ewald*, d. h. Schr. D. und kurbadenschem Kirchenrath in Karlsruhe. 1808. 220 S. 8. (8 Gr.)

Ebendaselbst: *Erbauungsbuch für die Jugend beiderley Geschlechts, mit Betrachtungen auf jeden Morgen und Abend eines jeden Wochentags, Fest-Confirmations-Abendmahls-Andachten und für das Krankenbett.* Allen gutgesinnten Kindern gewidmet von *Johann Ludwig Ewald.* Mit einem Titelkupfer. 1808. 162 S. 8. (8 Gr.)

Die asketischen Bücher des Hn. E. gehören zu den besseren und empfehlenswerthen, weil sie mit dem Fasslichen und Herzlichen ihres Tons die Wahl praktischer Materien und eine fleissige Anwendung biblischer Beyspiele und Motive verbinden. Wir würden sie unbedingt loben, wenn der gute Ton in denselben sich gleich bliebe, und nicht zuweilen in das Kindische und Spielende verfiele, wenn in der Wahl der Materien mehr Mannichfaltigkeit und ein mehr erschöpfendes Eindringen sichtbar wäre, wenn die biblischen Beyspiele nicht an manchen Stellen zu sehr gehäuft, sondern gleichmässiger vertheilt wären.

Sonderbar ist es, dass der Vf. in der Vorrede zu No. 1 seine Leser als Menschen eines besonderen Standes anredet, unter dem er länger als 30 Jahr gelebt habe, ohne doch diesen Stand kenntlich zu machen. Vermuthlich ist der Mittelstand gemeint, denn eine speciellere Beziehung finden wir in dem Buche nicht. Gewöhnlich sind für jeden Tag, am Morgen zwey und am Abend zwey Betrachtungen. Oft sind wir auf interessante Gegenstände der Betrachtung gestossen, als am *Sonntag:* „über erlaubtes Vergnügen und Beschäftigung am Sonntag" — man kann durch Besuchen des Gottesdienstes nichts verdienen, auch keine Erfüllung einer Pflicht dadurch ersetzen. Am *Montag:* „Trost, wenn man die Früchte seiner Arbeit nicht ruhig geniessen oder nicht genug verdienen kann. Am *Donnerstag:* „über Heftigkeit, mürrisches Wesen." Eine Seltsamkeit ist es, dass hier, wie in No. 2, von dem Namen der Wochentage, also am Dienstag vom Dienen, am Donnerstag vom Donner u. s. w. Stoff zu moralisch-religiösen Betrachtungen hergenommen wird. Der Vf. nimmt es sich dabey nicht übel, am Donnerstag die üble Laune mit der Gewitterschwüle zu vergleichen, die vor dem Donner vorhergeht. Doch wir lassen ihm diese Liebhaberey, wenn die Betrachtungen nur gedankenreicher wären. Oft sind sie weitschweifig und voll Wiederholung. — Die Abendmahlsandachten gefallen vornehmlich durch das Rührende ihres Tons. Auch kommen nur wenig spielende Vergleichungen vor, wie zwischen dem Sünder und dem, für welchen ein Anderer die Schulden bezahlt, ihm sein ordentliches Auskommen verschafft, und ihn ermahnt, ordentlich hauszuhalten. Dass der Ausdruck hie und da vernachlässigt sey, davon führen wir zum Beweis die Stelle an: „Jesus wollte *machen*, dass er selbst nicht vergessen werde." Die unangenehme Schreibart *bäten, Gebät, fülen, Gefül* — die hier durchgängig befolgt ist, wissen wir mit nichts zu entschuldigen.

Für No. 2 werden dem Vf. diejenigen Ältern Dank wissen, die mit ihren Kindern Erbauungsbücher dieser Art lesen. Rec. versichert, dass sie gute Materialien zu sittlichen Erweckungen, und zu religiösen Ansprachen für die Jugend darin finden werden. Ausser dem gewöhnlichen Stoff zu Selbstprüfungen, trifft man hier auf die Fragen: „Was hat ein Kind zu arbeiten? — Über den Freyheitsdurst der Jugend — wodurch wird man frey? wovon soll man sich frey machen? und wie? — Wie soll man die Bibel lesen? — Was hierüber beygebracht wird, ist, wenn nicht immer genügend, doch eingreifend und das Nachdenken weckend. Das Kindliche des Tons, das der Vf. in seiner Gewalt hat, kommt ihm dabey zu Statten. Auch die Lieder sind hier besser. In No. 1 sind sie oft nicht viel mehr, als ein Cento seltsamer Reime, wie der Käfer (??) *flattert*, und der Vögel Schaar *schnattert*.

NA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1809.

GESCHICHTE.

Leipzig und Gera, b. Heinsius: *Apologie der Gräfin Lichtenau, gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie.* Erste Abtheilung. 298 S. Zweyte Abtheilung. XII und 303 S. 1808. kl. 8. (2 Rthlr.)

Diese Apologie, welche fast zu einer Biographie geworden, scheint dem Grundtone nach von der Gräfin selbst verfasst zu seyn; ihre eigenthümliche Ansicht und ein weibliches Talent sprechen aus derselben: eine nachhelfende grammatische Hand, welche die Eigenthümlichkeit des Weibes zu schonen wusste, findet man häufig.

Ob nicht einige unrichtige Angaben in dieser Schrift enthalten, ob nicht ausser den Auslassungen, welche durch Verhältnisse nothwendig wurden, viele Thatsachen verschwiegen sind, durch welche die Erzählung eine andere Farbe gewonnen hätte: diese Untersuchung wäre ein noch zu frühes Geschäft, bey welchem viele noch lebende Menschen auf eine indiscrete Weise zur Schau gestellt, viele noch lebende Zeugen abgehört werden müssten. *Verschönerungen* der Thatsachen mögen hier nicht selten seyn; aber die *wesentliche Wahrheit* im Leben der Gräfin, wodurch es seine Individualität erhielt, hat hier nicht verleugnet werden können, und giebt eine Norm, nach welcher Alles, was hier verschleyert und verschönert ist, fast ohne weitere Beyhülfe, auf seine eigentliche Gestalt und Blösse zurückgebracht werden könnte. Jene wesentliche Wahrheit dünkt uns diese: in der Natur der Gräfin ist ein inniges, weibliches Gefühl, welches seine Bedürfnisse nur durch die Phantasie befriedigen kann. Sie hatte eine Anlage zum *romantischen* Leben, welche überschattet durch das Schicksal von frivolen Eindrücken, so wie durch keine sorgfältige Erziehung früh aus der Rohheit hervorgearbeitet, zu Zeiten in ein irres und *romanhaftes* Streben sich verwunden hat. Von diesem Punct aus begreift man leicht die anfänglich auffallende Erscheinung, dass alle Männer, die selbst eine Anlage zum Romantischen hatten, und wenn sie dieser Frau noch so sehr an Cultur überlegen waren, dennoch von ihr und ihrer Art mächtig gefasst wurden, sobald sie in ihre Nähe kamen; dass selbst solche Männer, die von keinem romantischen Geist besessen sind, doch durch den Zauber, welcher von ihr ausgeht, befangen genug werden, um sich zu romantischen Stimmungen zu stacheln, wie sauer es ihnen werden mag. Die meisten Männer hatten wenigstens einen Instinct, dass sie jener Frau nur durch einen gewissen poetischen Schein interessant werden konnten, welche Gründe der Politik, des Eigennutzes, oder welche Eindrücke von einer Frau, die auf einen mächtigen König so viel Einfluss zu haben schien, ihnen den Wunsch, ihr interessant zu werden, eingeben mochten.

Der Kronprinz, welcher sie im ersten Aufblühen ihrer Schönheit zur Geliebten erkohr, hatte selbst einen romantischen Strich in seiner Denkart, und sein Bedürfniss eines Lebens voll Gefühl und Phantasie war stets in ihm mächtig geblieben, wiewohl er bey seiner überströmenden sinnlichen Fülle, und unter seinen Umgebungen, diese Anlage nicht einem vorherrschenden geistigen Hauche zur Entwickelung überlassen konnte. Aber das Leben dieser beiden Geliebten war bey weitem nicht so durch physischen Genuss verschlungen, wie die gewöhnliche Vorstellung es will. Der Kronprinz selbst unterrichtete unausgesetzt drey Jahre hindurch die Geliebte in Geschichte und Geographie, nicht bloss, weil er derselben, um sie dem scharfen Blicke seines grossen Oheims zu entziehen, keinen Lehrer geben durfte, sondern weil es ihm Freude war, seine eigene Bildung auf die Gefährtin seines Herzens überzutragen: „er lehrte sie treulich, und nach derselben Methode wieder, wie er selbst in der Jugend unterrichtet worden war." Beym Lesen historisch-politischer Schriften, wie die *Memoiren* der Madame *Stael*, redete er *gegen die Einmischung der Weiber in politische Angelegenheiten*. Die Reize der Poesie entsprachen am meisten den Naturanlagen Beider. Sie lasen Homer, Virgil, Shakspeare u. s. w. in französischen und deutschen Übersetzungen; Rousseau's *Heloise* war ihnen besonders theuer: aber die Geliebte durfte nicht wagen, in Voltaire's berüchtigte *Pucelle* einen Blick zu thun. Dieser trauliche, geistige Verkehr, untermengt von dem sinnlichen Entzücken, gab dem Verhältnisse fast die Innigkeit eines *ehlichen*; „und dieses Band, sagt die Gräfin, hat so lange gehalten, bis der Tod es zerriss; das Publicum sah es, nur kannte es den Stoff nicht, aus dem das Band gewebt war, und schob also den möglichst schlechten unter." Gleichwohl wurde dieses trauliche Zusammenleben nicht zu einer trägen Gewohnheit, von welcher sich der Kronprinz nicht hätte trennen mögen. Wenn die Entfernung der Geliebten nöthig war, um ihr die Vollendung zu geben, welche er sich dachte: so willigte er

gern darein. Er liefs fie nach Paris reifen, damit fie fich in der franzöfifchen Sprache mehr vervollkommnete, und von dem berühmten *Veftris* im Tanz unterrichtet würde. Seit feiner Thronbefteigung, und fchon vorher, war, nach der Gräfin Verficherung, feine Liebe zu ihr eine nur geiftige, und ging in bloſse Freundfchaft über. Seine feurige Sinnlichkeit liebte den Wechfel, und feiner ungeheuren Genufsfähigkeit ward von allen Seiten der überfchäumende Becher der Luft dargeboten. Aufserdem beruft fich die Verfafferin auf den Beweis ihrer Behauptung in jenen Briefen, welche nach dem Tode des Königs bey ihr gefunden und zurückbehalten wurden; auch auf eine geheime Urfache diefer Veränderung, die zu verfchweigen die Klugheit gebiete: und welchen Grund könnte man haben zu zweifeln, dafs fie in diefem Punct die Wahrheit fage? Warum hätte fie nicht geftehen follen, dafs der Vater ihrer Kinder ihr als König ganz daffelbe war, was er ihr als Kronprinz gewefen?

In Allem, was fie weiter über das Verhältnifs zwifchen ihr und dem Monarchen fagt, ift gewifs wefentlich Wahrheit; denn es geht nothwendig aus der Naturanlage beider hervor, und kann keine bloſse Erdichtung feyn: fie hat fich offenbar viel zu wenig begriffen, und kann fich viel zu wenig begreifen, als dafs fie ein folches Gedicht hinzuftellen vermöchte. — Das innigfte Vertrauen blieb zwifchen ihnen: fchwerlich konnte Friedrich Wilhelm der Zweyte noch eine weibliche Natur finden, welche der feinigen fo zufagte, wie diefe; und waren nicht jene Zeiten dahin, wo er in frifcher Jugendkraft, in faft unbemerkter, faft forgenlofer Traulichkeit mit einem weiblichen Wefen leben konnte, wie er mit diefem gelebt hatte? Wirklich wäre defshalb für die Gräfin keine Urfache gewefen, auf feine nachherigen Liebfchaften irgend eiferfüchtig zu feyn, und fie verfichert, dafs fie es nicht gewefen. Ob fie aber bey denfelben fo ganz unbefangen und unthätig geblieben fey, als uns hier gefagt wird, darüber mufs, fo lange keine kritifche Unterfuchung der dahin gehörigen Thatfachen veranftaltet werden mag, die Beantwortung der Frage entfcheiden: Wird die ehemalige Geliebte eines Königs, die fortdauernd feine vertrautefte Freundin ift, fich aller Einmifchung in feine nachherigen Liebesverhältniffe enthalten? Wird es eben diefe Geliebte vermocht haben, die faft in romantifcher Liebe gelebt hat, welche Beiden die Blüthe ihres Dafeyns war? So durchaus grobfinnlich waren doch gewifs nicht die fpäteren Verbindungen des Königs mit dem weiblichen Gefchlecht, dafs fie nach der genauen Kenntnifs der Gräfin von feiner Empfindungsweife, den Erinnerungen ihrer Liebe, und ihrer trauten, fortdauernden Theilnahme für ihn, nicht ein intereffanter Gegenftand für fie gewefen wären.

Wenn die gleichgültige Unbefangenheit, welche fie in diefem Punct bewiefen haben will, geneigt macht zu argwöhnen, dafs fie fich eben hier nicht frey von Intrigue erhalten habe: fo ift doch unverkennbar, dafs überhaupt ihre Natur keinen Hang zu derfelben hatte. Solche Menfchen, die mit Wohlbehagen an Genüffen der Empfindung und der Phantafie hangen, hegen nicht den Geift der Intrigue und des Eigennutzes, fo wie ihnen auch nicht daran gelegen ift, einen anderen Einflufs auf die Aufsenwelt auszuüben, als durch die Eindrücke, welche ihre Perfönlichkeit macht. Aus diefer Rückficht legen wir auch dem Berichte Glauben bey, welchen fie über den vom Gerücht ihr aufgebürdeten ungeheuren Reichthum erftattet. Sie hatte zu viel Reizbarkeit für feineren Genufs, zu viel Bedürfniffe der Phantafie, als dafs fie die Gefchenke des gütigen Monarchen hätte von fich weifen follen, oder Verzicht leiften auf ein Vermögen, welches ihr auch für die Zukunft ein genufsreiches Leben ficherte: aber Habfucht oder gar Gier zu ftehlen und rauben, find einer folchen Natur fremd, wenigftens unter den Deutfchen; bey anderen Nationen, infonderheit den Franzofen, ift der Hang zu einem innigen und romantifchen Leben viel häufiger von einer unromantifchen Sucht durchlöchert. „In meinen Händen, fagt die Gräfin, fand fich eine *carte blanche* an die vornehmften Bankiers in Italien; ein verführerifches Papier für viele an meiner Stelle! Aber der König kannte mich fchon, und wufste, dafs ich keines Mifsbrauchs deffelben fähig war; auch habe ich ihm diefe Karte zurückgegeben, ohne den *allermindeften Gebrauch* davon gemacht zu haben, indem die ausgefetzten Reifegelder vollkommen hinreichten. Wem diefs nicht genügt, dem habe ich nichts weiter zu fagen." — Der obigen Betrachtung zufolge glauben wir auch ihrer Verficherung, dafs fie nicht darauf ausgegangen fey, folchen, die fich um ihre Gunft bewarben, Ämter, Stellen und königliche Gnadenbezeugungen zu verfchaffen. Gleichwohl braucht fie nicht in Abrede zu feyn, dafs einige aus ihrer Umgebung fich mitunter einer befonderen Gunft des königlichen Cabinets erfreuten; denn ficher waren viele bereit, Gefälligkeiten an diejenigen zu fpenden, welche der Vertrauten des Monarchen werth zu feyn fchienen! — Am freyeften von aller Intrigue war die Gräfin gewifs in politifchen Angelegenheiten. Denn von ihrer urfprünglichen Art und Neigung lagen diefelben gänzlich feitab, und ihr Kopf war jener Berechnungen nicht fähig, ohne welche man fich nicht leicht in das politifche Spiel mifcht. Aufserdem waren die nachdrücklichen Worte des geliebten Kronprinzen wider den Einflufs von Weibern auf die Politik ihr zu fehr im Gedächtnifs, als dafs fie gewagt hätte, unter ihm als Monarchen dagegen zu handeln. Vielmehr bekam fie durch die Erinnerung an diefelben eine folche Haltung, dafs fie in diefem Puncte, und vielleicht einzig in ihm, eigentliche *Klugheit* ausübte. Wie zweckmäfsig wufste fie den englifchen Gefandten, Lord Heinrich Spencer, zu behandeln, welcher durch fie den König abhalten wollte, den bafeler Frieden mit Frankreich abzufchliefsen, und als eine Erkenntlichkeit dafür 100000 Guineen auszuzahlen verfprach! Selbft die Schwächen ihrer Natur wufste fie gegen

Angriffe zu decken, welche sie in politische Händel verwickeln konnten. Die gerichtliche Untersuchung, welcher sie unterworfen wurde, hat diess hinlänglich bewiesen, und einer von den offenherzigsten Männern, der bekannte *Brenkenhoff*, schreibt ihr nach derselben: „Wohl hielt ich es für möglich, verschmitzte Emissarien fremder Höfe hätten Sie unter der Vorspiegelung, dass Sie dadurch dem Könige und dem Staate einen Nutzen stifteten, verleitet, sich in der besten Absicht von der Welt in ein oder anderes Staatsgeschäft zu mischen; ausserordentlich freue ich mich aber, dass auch dieses nicht einmal der Fall gewesen ist." — Männer, wie Lord Bristol, welcher Pitt's Vertrauter war, und die französische Revolution fanatisch hasste; wie Sir Arthur Paget, englischer Interims-Gesandter in Berlin, der schöne Freund der Gräfin, mochten die Verbindung zuerst mit ihr angeknüpft haben, um durch sie politischen Einfluss auf den preussischen Hof zu gewinnen, und der letzte bittet sie in einem Briefe im Namen Gottes, dass sie den König zum Handeln bewegen solle: aber der Friede von Basel ward doch geschlossen, und Paget hat, wie es scheint, seine innige Anhänglichkeit an die Gräfin so wenig für England benutzen können, als Bristol seine romanhafte und schwärmerische Verehrung derselben, welche er in Hass verwandelte, als er von Berlin aus die irrige Nachricht bekam, die Gräfin habe sich zu politischen Intriguen mit Frankreich verleiten lassen, dessen Gouvernement sie wahrscheinlich nie versuchte. „Mit ihr gebt euch keine Mühe, sie ist unbestechlich!" hiess es zur grossen Freude des Königs in einer Depesche an den französischen Gesandten in Berlin, welche man kurz vor Ausbruch des preussisch-französischen Krieges aufgefangen hatte.

Uns scheint es sehr für den geistigen Werth des Monarchen zu sprechen, dass es ihm Vergnügen machte, sein Verhältniss zu der Geliebten seiner kräftigeren Jahre wie ein Ganzes nach inneren Beziehungen durchgeführt zu wissen. Wie gern sah er ihre italiänischen Reisen, das Interesse, welches sie der schönen Kunst abgewann! Die Naturanlage zu einem romantischen Leben blieb unvertilgt in ihr und in ihm, und hat beiden die besseren Freuden ihrer Tage gewährt. Selbst die kleinen Merkmale romanhafter Augenblicke ihrer Liebe bewahrte er bis zu seinem Tode, wenigstens nach der Gräfin Überzeugung. „Es geschah, erzählt sie, gleich im ersten Jahr unserer Bekanntschaft, bey Gelegenheit des Unterrichts, dass er mir bey seinem fürstlichen Ehrenworte betheuerte, mir, wenn ich früher als Er sterben sollte, als derselbe zärtliche Freund, wie bisher, die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmesser, das er eben, um eine Feder zu corrigiren, in der Hand hielt, machte er sich einen Ritz in den Ballen der linken Hand; drückte das Blut aus, und schrieb mir diese Versicherung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drey Zeilen nieder. Diese Handlung erschütterte mich so sehr, dass ich mich hierüber nicht zu fassen wusste. Er benutzte die dadurch hervorgebrachte Stimmung, und verlangte von mir ein Gleiches. Ich nahm dasselbe Messer, und wollte mir damit einen Ritz in den Daumen der linken Hand machen: allein der Schnitt ging zu tief, und ich hatte längere Zeit daran zu heilen. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederschrieb, waren die Erwiederung seiner eigenen, nämlich: dass ich ebenfalls bis zum Tode seine unveränderliche Freundin bleiben und ihn nie verlassen wolle. Die Narbe dieser Schwärmerey (wie man es immerhin nennen mag) trage ich noch an meiner Hand; *und nach seinem Tode wird man zuverlässig unter seinen Papieren meinen Zettel gefunden haben.*"

Wenn aus diesem Verhältniss zwischen Friedrich Wilhelm dem Zweyten und der Gräfin Lichtenau sich hinlänglich ergiebt, welche wesentliche Wahrheit in ihrem Leben wir auch in ihrer Apologie finden: so verschafft die merkwürdige Gallerie von Männern, die ihr anhingen, und deren Briefe an sie der zweyte Theil in einer Auswahl enthält, über diese Wahrheit weitere Aufschlüsse und Belege.

Lord *Bristol*, welcher englische Freymüthigkeit und Bizarrerie mit italiänischer Glut verband, und welchen desshalb sein Zug zu einem Leben des Gefühls und der Einbildungskraft über alle gewöhnlichen Schranken fortriss, ist enthusiastischer, wie irgend ein anderer, von dem eigenthümlichen Reiz, den die Gräfin durch ihre romantische Naturanlage gewann, ergriffen gewesen. Er nennt sie nicht nur seine anbetungswürdige Freundin, deren Tugenden und Talente ihm unwandelbare Achtung in die Tiefe seines Herzens gesenkt haben; er fleht sie nicht nur, seine phantasiereichsten Genüsse mit ihm zu theilen, indem er in sie dringt, die ungesunde Stadt Rom zu verlassen, diese Gemeinde ohne Bürger, diese Senatoren ohne Senat, und diesen Himmel, halb Wasser, halb Luft, und mit ihm das irdische Paradies Neapels zu geniessen, und die Anmuth desselben durch ihre Gegenwart zu vermehren; er ist nicht nur beym Gerücht von einer tödtlichen Krankheit des Königs bereit, seine Schlösser, sein Vermögen mit ihr zu theilen, damit sie von jenen Feinheiten des Lebens, an welche ihr geschmückter Geist, ihr weites Herz gewohnt waren, sich nicht zu entwöhnen brauche, wenn für das Schicksal seiner zu uneigennützigen Freundin nicht gesorgt sey: sondern seine Sprache und seine Empfindungen tragen auch häufig die Farbe der Liebe und zärtlicher Vertraulichkeit; denn auf seiner Reise aus Italien nach Deutschland wird er sich bey jedem Schritte sagen, dass dieser Lufthauch über ihre Rosenlippen gegangen sey, sich vermischt habe mit ihrem Zephyrsathem, dass er glauben werde, wenigstens einige Atome von Athem seiner theuren Wilhelmina einzuathmen; und mit welchem Entzücken hat er ihr Bette in Berlin gemustert, wo nichts als die Schläferin fehlte. Übrigens empfand Bristol nicht bloss sehr richtig die ursprüngliche Naturanlage der Gräfin, sondern erkannte auch an ihr jene Züge, welche damit zusammenhingen. Er nennt sie die Freymüthigkeit und Wahrheit selbst, mit einem zu fühlbaren Herzen, welches sie zur Beute von mehr als einem Lump machen werde; er preiset sie über-

aus gutmüthig, aber nichts sey sie weniger als politisch.

Des Contrastes wegen möchte man dieser Verehrung des Engländers diejenige gegenüber stellen, welche ihr in einem Briefe eines *preussischen Staatsministers* bewiesen wird. So offenströmend, uneigennützig, beredt und phantasievoll und von dem Edelsten des Gegenstandes begeistert jene: so schleichend, eigensüchtig, platt und nüchtern ist diese; das Gemeinere, was der Gegenstand haben mochte, welchen er anbeten will, hat den Staatsminister angezogen, und um dasselbe zu gewinnen, manövrirt er auf seine Weise recht klug. Sein Brief ist aus dem Hauptquartier in der Karthause bey Trier vom 8 Aug. 1792. Dass er vom Wohlbefinden des Königs zuerst Nachricht giebt, ist ein natürlicher Eingang des Staatsministers an die Vertraute des Monarchen. Hastig fährt er dann damit heraus, dass der König eine Cour von Weibern bey sich gehabt habe, „welche aber, fügt er hinzu, die Gräfin zu beruhigen, dessen sie nach seiner Ansicht bedurfte, „mit allem Recht für eine Collection von Fratzengesichtern gehalten werden könnten." Allein damit ist noch nichts gewonnen; auf den getreuen Staatsdiener müssen die Flammen des Herrschers übergegangen seyn. „Für Ihren so freundschaftlich hinreissenden Brief, *gefährliche Minette*, danke ich Ihnen von ganzer Seele, ohnerachtet ichs eigentlich nicht thun sollte; denn — da denkt man sich natürlich dabey die, die ihn schrieb, nebenher die *reizendste Art des Dankes*, und dann! — wird der *Strohsack zum Kohlenbecken*." — „Einen gewissen Grad von kalter Ruhe, der vor gewissen Blicken und Briefen leider in elektrische Funken übergeht." — Ganz deutlich wagt er nicht mit der Sprache herauszugehn; denn zuletzt könnte es Hochverrath seyn, wenn er etwas antastete, was der Monarch sein nannte: und so ermuthiget er sich mit der Betrachtung, dass die ganze Lüsternheit bey ihm nur Gedanke, nicht That sey. „In Gedanken, sagt er, — *denn darum ist noch kein Dieb gehangen worden* — stehle ich Ihnen zum Abschied, einen? — — — nein 1000 Küsse! Weihwasser her! Ums Himmels willen Weihwasser! *Memento mori!*" — Man weiss nicht, ob man über diese platte Geckenhaftigkeit mehr Eckel empfinden, oder mehr lachen soll über die Knickerey des Rechnungsführers, der mit dem *Zahlzeichen* die Küsse angiebt, nach welchen er zu brennen versichert! Indessen ist die Mittheilung dieses Briefes ein Beweis von der Wahrheitsliebe der Gräfin; denn sie musste über ihre romantische Naturanlage manchen Schatten der Gemeinheit gehen lassen, weil man *so* an sie schreiben *durfte*, wiewohl derjenige, welcher sie so nehmen konnte, sich dadurch baar an aller Einbildungskraft zeigte. Nur so viel hatte er ganz richtig bemerkt, dass an einer *nüchternen* Verehrung ihr nichts gelegen war, und diess machte ihn zum Gecken.

Wir freuen uns, dem Lord Bristol einen anderen Deutschen gegenüber stellen zu können, den biederen *Hirt*, den *gänzlich ergebenen und treuherzigen wahren Verehrer der Gräfin, der gänzlich und von Herzen, jetzt und jeder Zeit zu ihren Befehlen bereit ist.* So kündiget er sich selbst an, und giebt sich recht *ehrenvest romantisch* nicht geringe Mühe, zu der Frau von regsamer Phantasie und Empfindung sich zu stimmen. „Wenn der sympathisirende Gegenstand fehlt, schreibt er ihr aus den Zaubergärten von Wörlitz: so ist es natürlich, dass die verschönernde Einbildungskraft denselben in jedem Baume, in jedem durch Hecken verschlossenen Orte, und in jeder Welle des sich spiegelnden Sees sieht. Im entfernteren Grunde werden Sie Ihren Philosophen wandelnd erblicken, tiefsinnig, aber innerlich glücklich, weil ihn *Erinnerungen selig verlebter Stunden umwallen.*" In solchem Tone vermag er freylich nicht lange zu bleiben, und er fügt bald hinzu: „Doch ich breche ab; *sonst könnten Sie denken, ich schwärme!*" — Wirklich scheint ein solches Schwärmen der Phantasie nicht so in seiner Natur zu seyn, wie die unwandelbare Treue, welche er der Freundin auch nach ihrem Sturze bewahrte, als das lose Gesindel ihres Anhangs ihr den Rücken wandte. Sein Brief, der von dieser Treue zeugt, ist der natürliche Erguss seines Herzens.

Ihrer eigenthümlichen Natur nach rührte die Gräfin häufig die Einbildungskraft und die Sinne der Männer, oder gewann sich durch die Güte des Herzens eine reine Zuneigung von ihnen und von liebenswürdigen Frauen: aber in dieser merkwürdigen Sammlung von Briefen finden wir auch Beweise, dass sie vorzüglichen Männern auch tiefe, verzehrende Leidenschaft eingeflösst hat. Ein Baron E**, welcher sie zur Zeit ihres Glücks gemieden hatte, offenbart nach ihrem Unglücke seine Leidenschaft, und richtet sein ganzes Leben darnach ein, um sie dereinst die Seinige nennen zu dürfen, und tiefer, dumpfer Schmerz wüthet in ihm, als ihn die Nachricht von ihrer Verheirathung mit einem Anderen überfällt. Ihr erklärter Geliebter war der Chevalier de Saxe, Sohn des Prinzen Xaver, zuletzt Gouverneur von Neapel. Mit so glühender Leidenschaft, wie er liebte, sind wenige Frauen geliebt worden.

Wenn man die ganze Gallerie achtungswerther Männer und Frauen überschaut, welche der Gräfin zum Theil mit Enthusiasmus anhingen, und ihr treu blieben auch in ihrem Unglücke; wenn man sieht, dass der Zauber einer romantischen Naturanlage es war, wodurch diese vorzüglichen Menschen festgehalten wurden: wer wollte in Ihr dann noch das verworfene Weibsbild erblicken, zu welchem lügenhafte Gerüchte und niederträchtige Schriftsteller, die ungeheure boshafte und dumme Brut in unserer literarischen Welt, sie herabwürdigen möchten? wer wollte nach der bisherigen Darlegung Ihrer Natur und Art in Ihr noch eine Staatsverbrecherin wähnen? Aller Zweifel und alle Fehde hierüber hat ein Ende, wenn wir zum Schluss noch bemerken, dass der Mann, welcher unter ihren Richtern sass, das ganze Vertrauen des regierenden Königs von Preussen geniesst, hellsehend ist und unerschütterlich fest, dass *Beyme* nie aufgehört hat, der Gräfin Achtung zu bezeigen.

CW.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 APRIL, 1809.

ALTE LITERATUR.

Göttingen, b. Dieterich: *Observationes criticae in Aeschyli tragoedias tragoediarumque reliquias.* Scripsit *Car. Frider. Wunderlich*, philosophiae Doctor et facultatis philosophicae Gottingensis Assessor. 1809. VIII u. 196 S. 8. (14 Gr.)

Diese Observationen, ein rühmlicher Beweis des Talents und der Geschicklichkeit ihres Vfs., wurden zunächst durch die *Schütz*ische Ausgabe des Äschylus veranlasst, in welcher, wie Hr. *W.* durch zahlreiche Belege darthut, weder die Varianten nach einem bestimmten Plane und mit der nöthigen Genauigkeit und Vollständigkeit angegeben, noch die in Ausgaben anderer Schriftsteller gelegentlich angebrachten, oder in kritischen Schriften empfohlenen Verbesserungen und Erläuterungen äschyleischer Stellen gehörig benutzt sind, auch viele unnöthige und willkührliche Änderungen sich vorfinden. Die Art, wie Hr. *W.* seine Ausstellungen vorträgt, hat nicht unseren Beyfall. Dem jungen Gelehrten steht allerdings so gut als dem älteren das Recht zu, begründeten Tadel auszusprechen: aber je weniger er selbst Bedeutenderes aufzuweisen hat, desto unziemender ist es für ihn, einen so absprechenden und unglimpflichen Ton anzunehmen, als unser Vf. sich nicht bloss gegen Hn. *Schütz*, sondern auch gegen Andere erlaubt, und die Missbilligung, die er sich dadurch nothwendiger Weise zuziehen muss, wird um so grösser seyn, wenn ihn selbst mehr als einmal der Vorwurf der Nachlässigkeit trifft. Diess ist in der That bey Hn. *W.* der Fall. So heisst es S. 13 f.: „*Pers.* 713 *ad verba* ὡς εἰπεῖν ἔπος *haec notavit* [*Schützius*]: *Sic Guelf.* ὡς ἔπος εἰπεῖν *Vit. Ald.* ὡς ἔτος εἰπεῖν *Rob. Sed ipse* [*Robortellus*] ἔτος *tamquam operarum vitium in* ἔπος *mutandum dixerat. Vellem praeterea causam adjecisset, cur scriptura, quam recepit, praeferenda ipsi visa sit. Legibus scilicet metri anapaestici altera positura verborum* ὡς ἔπος εἰπεῖν *adversatur.*" Abgesehen davon, dass die Angabe des Grundes, warum Hr. *Sch.* ὡς εἰπεῖν ἔπος vorzog, ganz unkundige Leser vorausgesetzt hätte, und mithin als unnütze Weitschweifigkeit füglich vermieden werden konnte, erinnern wir nur, dass das Metrum der Stelle nicht anapästisch, sondern trochäisch ist. Ein anderes Beyspiel findet sich S. 57 f., wo der Vf. über ein Fragment beym Stobäus:

ὁρῶ γὰρ χρόνῳ
δίκην ἅπαντ' ἄγουσαν εἰς φάος βροτοῖς.

sich so äussert: *Haud erat, cur viri docti* ἐν χρόνῳ *reponerent. Nam metrum certe hac emendatione non indiget.* Ferner S. 75., wo er am Ende eines jambischen Trimeters statt χρημάτων ὑπεργεγώς, welches sprachwidrig ist, weil die Sache, die den Vorzug giebt, im Dativ zu stehen pflegt, lesen will χρήμασιν περιγεγώς. (Beyläufig, ein Wort ὑπεργίγνεσθαι kennen wir gar nicht, und wenn uns nicht alles täuscht, so muss χρημάτων ὑπεργέμων gelesen werden.) In den *Addendis et corrigendis* kommt der Vf. auf eine Stelle des Sophokles, Trach. 1262:

ἀνάπαυε βοήν, ὡς ἐπίχαρτον
τελέως ἀεκούσιον ἔργον.

„*quem locum mutando ita corrupit Erfurdt:* ὡς τελεοῖς, *ut perficias;* ἀνάπαυε βοήν, ὡς τελεοῖς *soloece.*" Ein Jeder sieht leicht, was es mit diesem angeblichen Solöcismus für eine Bewandtniss hat. Τελεοῖς ist nämlich nicht bloss Optativ des Präsens, sondern auch, was Hr. *W.* übersahe, Conjunctiv.

Das Lobenswertheste in dem Buche sind die zum Theil sehr gut durchgeführten grammatischen Bemerkungen über griechischen und römischen Sprachgebrauch, und die häufig gelungenen Versuche, die Vulgate nicht bloss im Äschylus, sondern auch in anderen griechischen und lateinischen Schriftstellern zu vertheidigen; ein Bestreben, welches dem jüngeren Kritiker desto mehr Ehre macht, da es ohne vorhergegangenen Kampf mit dem aus allzu grosser Lebhaftigkeit entstehenden Hange zum Verändern nicht leicht Statt findet. Mit Erörterungen dieser Art soll uns Hr. *W.*, zumal wenn er ein wenig leiser auftritt, allemal sehr willkommen seyn. So bringt er, um wenigstens ein paar Beyspiele des Guten und Beyfallswürdigen anzuführen, für die bisher sehr bestrittene Meinung, dass ἂν nach dem Präteritum weggelassen werden könne, S. 174 eine entscheidende Stelle des Äschylus bey, S. Th. 990:

ὡς ὄντ' ἀναστατῆρα Καδμείας χθονός,
εἰ μὴ θεῶν τις ἐμποδὼν ἔστη δορὶ
τῷ τοῦδ',

wo man eigentlich ὄντ' ἂν erwartete. S. 131 wird die Ursache, warum die Verba des Fürchtens und Trauerns im Griechischen und auch im Lateinischen mit dem Genitiv construirt werden, sehr gut und auf eine Art erklärt, die mit *Hermanns* Meinung im *Mus. antiqu. stud. Vol. I. p.* 145 zusammentrifft. Nicht immer indess sind wir mit dem Vf. einverstanden, z. B. wenn er S. 175 schreibt: *Si infinitivis praesentis vel aoristi (etiam participiis) accedit particula* ἂν, *necesse est, ut protasis praecesserit vel ex antecedentibus*

commode suppleri possit. Das ist schwerlich allemal der Fall; richtiger hat *Matthiä* in der griech. Grammatik §. 5:7 die Sache bestimmt. Noch weniger können wir die S. 177 aufgestellte, ganz unphilosophische Regel gut heissen, dass nach vielen griechischen Verbis der Infinitiv des Aorists, des Futurs, und bisweilen auch des Präsens *ohne Unterschied* stehe, z. B. nach ὑποδέχομαι, αὐχῶ, φημί, ὑπισχνέομαι, ἀπειλῶ, ὄμνυμι, ἐλπίζω, νομίζω, δοκῶ, ἡγοῦμαι, συντίθεμαι, οἴομαι u. a. Wie ungegründet diess sey, wollen wir durch Vergleichung zweyer vom Vf. angeführter Stellen zeigen. Vom Arion heisst es Herodot I, 24: ἀείσας δὲ ὑπέδεκτο ἑωϋτὸν κατεργάσασθαι. Hier wird eine momentane Handlung bezeichnet, die zwar zukünftig ist, deren Vollendung aber als in einen unbestimmten Theil der Zukunft fallend gedacht werden soll, daher der momentane Aorist. Ganz anders verhält es sich aber mit Aeschyl. Agam. 516, wo der Herold spricht:

οὐ γάρ ποτ' ηὔχουν τῇδ' ἐν Ἀργείᾳ χθονὶ
θανὼν μεθέξειν φιλτάτου τάφου μέρος.

Hier wäre der Aorist μετασχεῖν völlig unstatthaft, denn μετέχειν τάφου μέρος ist etwas Fortdauerndes. Von S. 95 an verbreitet sich Hr. *W.* über das Verbum δηλοῦν und dessen Construction. Er behauptet zuvörderst gegen *Brunck* zu Sophokl. Antig. 471, dass das Activum δηλῶ nicht für das Passivum δηλοῦμαι stehen könne, und beweist sodann, was auch von Anderen schon, namentlich von *Hermann* zum Viger S. 752 gezeigt war, dass mit den Verbis, welche eine Declaration bedeuten, häufig Participia statt der Infinitive verbunden werden. In Folge dieses Beweises wird nun die Construction der sophokleischen Stelle in den Addendis, wo die im Buche selbst vorgetragene Erklärung stillschweigend zurückgenommen ist, so angeordnet: δηλοῖ τὸ γέννημα τῆς παιδὸς ὠμὸν ὂν ἐξ ὠμοῦ πατρός, *ingenium puellae prodit ferociam se habere ex patre feroce.* Aber wohl zu merken, das Particip steht nicht im Texte, und so wird durch jene Erklärung ein Solöcismus in die Stelle gebracht von derselben Art, wie der Eurip. Orest. 800 war, ποῦ γὰρ ἂν δείξω φίλος, welchen *Porson* und *Hermann* mit allem Rechte wegegschafft haben. Unter solchen Umständen sehen wir keinen hinreichenden Grund, die *Brunck*'sche Meinung geradezu für verwerflich zu halten, wiewohl man auch, was aber Hr. *W.*, nach dem weiterhin S. 101 f. Gesagten zu urtheilen, ebenfalls nicht gelten lassen wird, zu δηλοῖ, in activer Bedeutung genommen, unbedenklich τὸ πρᾶγμα hinzudenken könnte. Aus demselben Grunde ist auch des Vfs. Erklärung zweyer äschyleischer Stellen, Agam. 101 ἀγανὰ φαίνουσ' ἐλπίς, und Prometh. 109: ἣ διδάσκαλος τέχνης πάσης βροτοῖς πέφηνε, und zweyer euripideischer, Electr. 1234 φαίνουσι τινὲς δαίμονες, und Bacch. 184 Διόνυσον ὃς πέφηνεν ἀνθρώποις θεός, wo auch allemal das Particip des *verbi substantivi* hinzugedacht werden soll, ohne Zweifel falsch. Die zweyte und letzte dieser Stellen haben nicht die mindeste Schwierigkeit, und in der ersten ist die Lesart schon wegen der Varianten unsicher. Desto mehr aber muss man an der vorletzten anstossen, weil sich sonst, so viel uns bekannt ist, nirgends ein Beweis findet, dass φαίνειν für φαίνεσθαι gesagt worden sey. Will man sich also nicht mit der Analogie des Gebrauchs anderer Active, wie κρύπτειν, καλύπτειν, κυκλοῦν, begnügen: so wissen wir keinen anderen Rath, als anzunehmen, ein Glossator habe zu οἴδε, φαίνουσ' geschrieben, wie man in dem Hermanns Buche *de emend. rat. Gr. Gramm.* angehängten Fragment des Herodian περὶ ἡμαρτημένων λέξεων öfters σφάλλουσι für σφάλλονται findet, τινὲς aber für ergänzende Erklärung der Genitive θεῶν τῶν οὐρανίων zu halten. Dann würde die Stelle folgendermassen lauten:

ἀλλ' οἴδε δόμων ὑπὲρ ἀκροτάτων
δαίμονες, ἢ θεῶν τῶν οὐρανίων·
οὐ γὰρ θνητῶν γ' ἥδε κέλευθος·
τί ποτ' εἰς φανερὰν
ὄψιν βαίνουσι βροτοῖσιν;

und so das Zusammengehörende besser verbunden werden. Zuweilen hat auch Hr. *W.* verschiedenartige Fälle mit einander verwechselt, wie S. 52, wo ἃ μηδὲ δρᾶν καλὰ eine ganz andere Ausdrucksart ist, als οὐ δίκαιά σε κενὸν χωρεῖν.

In der Vertheidigung angefochtener Stellen ist Hr. *W.*, wie wir schon erinnert haben, öfters glücklich. So Prom. 112, wo Hr. *Schütz* nach *Stanley's* auch von *Brunck* gebilligter Conjectur τοιῶνδε ποινὰς ἀμπλακημάτων τίνω hat drucken lassen. Hier rettet unser Vf. das gewöhnliche τοιάσδε durch die Bemerkung: τοιόσδε *saepe causam continet, ob quam aliquid factum sit*, und durch Anführung einer ähnlichen Stelle, Choeph. 40. In Sophokl. Electr. 47, wo *Erfurdt* mit *Reiske* ἄγγελλε δ' ὅρκον προστιθεὶς geschrieben hat, erklärt Hr. *W.* die Vulgate ὅρκῳ sehr gut durch ἄγγελλε δ' ὅρκῳ, προστιθεὶς αὐτὸν, und auf gleiche Art in einer anderen Stelle, Antig. 23 σὺν δίκῃ χρησθεὶς δικαίᾳ durch σὺν δίκῃ δικαίᾳ, χρησθεὶς αὐτῇ. Wir setzen hinzu, dass Oedip. Col. 475 οἰὸς νεαρᾶς (l. νεωροῦς) νεοπόκῳ μαλλῷ βαλών, die Lesart zweyer Handschriften und des römischen Scholiasten, λαβών, wegen jener beiden Stellen den Vorzug zu verdienen scheint. *Tacit. Annal. III. c. 62*, wo in den Ausgaben steht: „*Aphrodisienses posthac et Stratonicenses dictatoris Caesaris, ob vetusta in partes merita, et recens D. Augusti decretum attulere. Laudati, quod Parthorum irruptionem, nihil mutata in populum Romanum constantia, pertulissent*" — wollte man *laudantis* lesen, eine Verbesserung, die auch der neueste Herausgeber stillschweigend zu billigen scheint. Hr. *W.* setzt nach *attulere* bloss ein Comma statt des Puncts, und bezieht *laudati* auf *attulere: decretum attulere, quo erant laudati.* Selten zeigt er zu grosse Anhänglichkeit an die gewöhnliche Lesart, wie S. 14 f., wo er Äschyl. Eum. 593 die Vulgate beybehält und so interpungirt:

πῶς γάρ; σ' ἔθρεψεν ἐντός, ὦ μιαιφόνε,
ζώνης, ἀπεύχει μητρὸς αἷμα φίλτατον;

Singula verba, sagt er, *ut sensus eorum recte accipiatur, gestu ac voce adjuvanda sunt.* Wir wundern uns über ein solches Urtheil aus der Feder unseres Vfs., der nach seinem eigenen Geständniss S. 36 *Aeschyli*

orationem perceptam habet. Anderen, die ihren Äſchylus auch geleſen haben, wird jene Anordnung ohne Zweifel eben ſo wenig äſchyleiſch vorkommen, als folgende Verſe beym Stobäus *Eclog. phyſ. L. I. c.* 4.

> οὐδὲν καλύπτει νὺξ κακῶς εἰργασμένων,
> ὅτι δ' ἂν ποιῇς δεινόν, νόμιζ' ὁρᾶν τινα.

die Hr. *W.* S. 78 dem Äſchylus zuſchreiben zu müſſen glaubt, ſo ſehr auch ſchon der Rhythmus des letzten Verſes dieſer Meinung entgegen iſt. In der Erklärung mancher Stellen weicht der Vf. von ſeinen Vorgängern ab, ohne jedoch immer hinlänglichen Grund zu haben, oder etwas Beſſeres zu geben. Daſs z. B. Hr. *Schütz* Äſchyl. Choeph. 304 ff.

> ἀλλ' ὦ μεγάλαι Μοῖραι, Διόθεν
> τῇδε τελευτᾶν
> ᾗ τὸ δίκαιον μεταβαίνει.

die letzten Worte durch *via et ratione juſtitiae* überſetzt, ſoll deſswegen falſch ſeyn, weil der Chor nicht habe glauben können, daſs die Schickſalsgöttinnen die Mörder unrechtmäſsiger Weiſe beſtraft haben würden, und weil τὸ δίκαιον nicht *juſtitiam* bedeute. Der erſte Grund iſt ein wenig ſpitzfindig; was aber den zweyten anlangt, ſo müſſen wir Hn. *W.* fragen, wie er τὸ δίκαιον S. Th. 1051 verſteht, welche Stelle er ſelbſt S. 179 anführt. Übrigens ſind wir überzeugt, daſs er ſehr Unrecht habe, wenn er zu τελευτᾶν hinzugedacht wiſſen will δότε Ὀρέστην und auch als Subject von μεταβαίνει, Ὀρέστης ſupplirt, daſs vielmehr der Sinn kein anderer als folgender ſey: *At o magnae Parcae, Jovis nutu ſic finite, uti Juſtitia poenas perſequitur.*

Muthmaſsliche Änderungen findet man in dieſer Schrift ziemlich ſelten, und wir müſſen bekennen, daſs ſie dem Vf. bey weitem weniger gelingen, als die Zurückweiſung fremder Verbeſſerungsvorſchläge. Am beſten hat uns die Emendation des 239 V. in den Sieben gegen Theben gefallen, wo Hr. *W.* αὐτῇ σὺ δουλοῖς καὶ σὲ καὶ πᾶσαν πόλιν zu leſen anräth.

Tρ.

Berlin, b. Frölich: *Der prahleriſche Krieger. Aus dem Lateiniſchen des Plautus metriſch überſetzt. In fünf Akten.* 1805. X u. 176 S. 8. (12 Gr.)

Der Überſetzer dieſes plautiniſchen Luſtſpiels, der ſich hinter der Vorerinnerung *K. F. Mally* unterzeichnet hat, verſpricht in der Folge eine Überſetzung der ſämmtlichen Komödien des Plautus, und giebt dieſes Stück als eine Probe derſelben. Man hüte ſich aber, dieſe Probe als eine ächte, wahrhafte Probe des zu erwartenden Ganzen anzunehmen: denn erſt in 2 Jahren (ſo verſicherte der Vf. im J. 1805), wo nämlich auch die anderen Komödien des Plautus erſcheinen ſollen, wird den Überſetzer „ein tieferes Studium der Metrik und eine genau angeſtellte Sammlung der Fragmente alter Komödie, die ihn jetzt ernſtlich beſchäftigen, zu gröſserer Beſtimmtheit in der Wahl der Formen geführt haben, und dann ſoll auch dieſes Stück ſeiner erhaltenen neuen Idee gemäſs anders bearbeitet werden." Sonach wäre es ja wohl ſchicklicher und zweckmäſsiger geweſen, wenn Hr. *M.* ſeinen Verſuch bis zu dem Zeitpuncte, wo, ſeiner Verſicherung nach, ſeine metriſche Idee zur völligen Reife gediehen ſeyn wird, ausgeſetzt und uns ſtatt des Etwas, das man für Nichts anſehen ſoll, lieber auch gar nichts gegeben hätte. Man wird alſo auch, unter den vorwaltenden Umſtänden, das für jetzt Gegebene nur nach ſeiner jetzigen Geſtalt und ſeinem jetzigen Werthe, abgeſehen von all den herrlichen Vollkommenheiten, die es am Tage ſeiner metriſchen Wiedergeburt erlangen wird, anſehen und beurtheilen müſſen.

Schon der Anfang der Vorerinnerung lieſs Rec. wenig Erfreuliches von dem neuen Überſetzer des Plautus hoffen. „Der Verſuch dieſer Überſetzung, heiſst es hier, erſcheint mit der fröhlichen, unbefangenen Keckheit und Zutraulichkeit, mit welcher man Alles, was nur von der plautiniſchen Muſe herrührt, empfangen und fortpflanzen ſoll. Er will deſswegen auch keine andere Entſchuldigung ſeiner Exiſtenz haben, als das allgemein gefühlte Bedürfniſs zu lachen, welches aus den *wäſsrigen Überſchwemmungen* der Humanitäts-Kochkunſt unſerer letzten Jahre ſo ziemlich noch ohne ſonderlichen Schaden ſich gerettet hat. Man iſt freylich dadurch etwas an fade Brühen gewöhnt worden, und geiſtreiche Würze will etwas zu ſtark beiſsen. Doch hoffe ich getroſt zur Reizallmacht des *Brown*'ſchen Syſtems, daſs dieſe directe Aſthenie des Zwergfelles wird geheilt werden, und vielleicht hat Plautus das Glück, in der Scale der Reize, welche den Normalzuſtand zurückführen, einen Platz zu bekommen — dann hat er brav gethan." Wer einer Überſetzungsprobe vom Plautus mit ſolchem verwirrten und aberwitzigen Zeuge präludiren kann, berechtiget wahrlich zu keinen ſonderlichen Erwartungen.

Und doch muſs Rec. geſtehen, daſs ſelbſt dieſe geringen Erwartungen noch getäuſcht worden ſind. Er glaubte wenigſtens auf wohlgebildete Verſe Rechnung machen zu dürfen, aber auch hier fand er ſich betrogen. Er muſste Verſe leſen, wie folgende: S. 103

> *Pyrgop.* Iſt ſie Wittwe
> *Oder verheurathet? Pal. Beides zugleich.*

S. 131:

> Wenn man aus einem tiefen Brunnen zum
> *Rande ſteigt, dann Gefahr am gröſsten iſt*
> Zu fallen u. ſ.

Der Geiſt der Überſetzung ſelbſt iſt nicht beſſer, als dieſe Verſe. Der erſte Akt (der keine *erſte* Scene haben kann, weil er keine zweyte hat), der zu den komiſchſten Expoſitionen des Plautus gehört, hat in der Übertragung auch faſt keine Spur ſeiner eigentlichen Natur beybehalten. Man leſe den Anfang:

> Sorgt, daſs mein Schild die Sonne überſtrahle,
> Wenn *fleckenlos* am Firmament ſie glüht;
> So daſs es *einſt, gefaſst von nerv'ger Fauſt,*
> Im *wilden* Schlachtgetümmel *Fronten breche,*
> Mit ſeinem Glanz der Feinde Antlitz blende.

Wie durchwäſſert ſind dieſe Zeilen gegen das Original! *Gefaſst von nerv'ger Fauſt f. ubi uſus veniat,* iſt eine ganz unſtatthafte Veränderung; in den letzten Zeilen aber geht das Wortſpiel, *aciem in acie,* was doch auszudrücken war, gänzlich verloren. Auch in der Anrede in den folgenden Verſen, die der Offi-

cier an fein Schwerdt richtet, hat Hr. *M.* einen Missgriff gethan, indem er aus der dritten Person die zweyte gemacht hat. Plautus hat gar ein feines Gefühl für das Lächerliche, und er wufste wohl, dafs es weit gravitätischer sey, hier in der dritten, als in der zweyten Person zu reden. Über die Überfetzung von *fratrem facere ex hostibus*, *aus der Feinde Mitte den Bruder zu erbeuten*, wollen wir nichts fagen, da die Stelle fo angefochten und fchwierig ist. — Die folgende Antwort des Parafiten:

Er ist fchon hier und fteht
Wo deine Majeftäts-Geftalt das Glück
Mit Tapferkeit vereint.

ist gar nicht zu verstehen. Man mufs den Text zu Hülfe rufen. Ein fchlimmer Umftand für eine Überfetzung. — Aus den Worten:

Ist das nicht der, den ich errettete
Bey Gurguften, wo Bombomachydes (Bombomachides)
Der Enkel des Neptun die Völker führte?

hätte Hr. *M.* erfehen können, dafs man die Eigennamen, befonders wenn fie gebildet find, um Lachen zu erwecken, finnverwandt überfetzen müffe. Der Spafs, der in den *campis Gurgustidoniis* und *Bombomachides Cluninstaridyfarchides* liegt, mufste, mit den nämlichen Worten wiedergegeben, erft einen langen Commentar erhalten, wenn er verftanden werden follte, und dann würde am Ende, aus Langerweile über die Note, Niemand mehr darüber lachen können. —

Hättft du dich angeftrengt: fo wär dein Arm
Dem Elephanten durch das Fell zum Maul
Heraus durch alle Eingeweid' gedrungen.

Wie kläglich deutlich ist hier nicht die Überfetzung gegen das plautinifche *per corium, per viscera, perque os elephanti brachium transmitteres.* Im Lateinifchen ist eine Art von Klimax fehr wohl zum Lachenerregen geeignet, im Deutfchen ist daraus eine Befchreibung geworden, die nicht froftiger feyn könnte. — *Wenn ich nicht zehren will: fo mufs ich hören*, ist gerade das Gegentheil von dem, was Plautus fagen will. Oder foll *zehren* vielleicht fo viel heifsen als *mich abzehren?* Ja dann! — *Doch fchreib' ich nie was auf, behalt' ich fo, at nullos habeo fcriptos, fic memini tamen.* Welch Deutfch! — Die Überfetzung des V. 66. 67:

Ja! zwey befchworen auch
Dich heut wie im Triumph vorbeyzuführen.

giebt gar keinen Sinn. — — Von der Art ist nun faft die ganze Arbeit. Man weifs in der That kaum, welcher Sprache Hr. *M.* am unkundigften ist, ob der lateinifchen oder der deutfchen. Wollte Rec. alle mit einem Strich bemerkten Stellen anführen: fo würde nicht viel vom ganzen Buche übrig gelaffen werden. Zum Schluffe fetzen wir nur noch den Anfang des vierten Akts hieher, und wünfchen damit von Hn. *M.*, als Überfetzer des Plautus, auf immer Abfchied zu nehmen.

Pyrgop. Wohl herrlich bleibt's, wenn, was man unternimmt,
Dem kühnften Wunfche fchnell entgegenreift!
So fandt' ich heute meinen Parafiten
Hin zu Seleucus, ihm dem König, um
Die Mannfchaft, die ich warb, zu ihm zu führen,
Sie fchützen ihm den Thron, ich fitz in Ruh.
Pal. So denke doch einmal an Dich, und lafs
Seleucus jetzt nur feyn. Ich bringe Dir
Ganz neue, köftlich' nie erhörte Botfchaft.
Pyrgop. So lafs ich denn Vergangenheit nun ruhn u. f.

Die letzten Worte drücken das Lateinifche aus: *Ino omnes res posteriores pono.*

M. E. G.

KURZE ANZEIGEN.

Philologie. *Frankfurt a. M.*, b. Hermann: *Griechisches Lesebuch nebst einer Grammatik für die ersten Anfänger* von *Joh. Phil. Krebs*, des herzogl. naffauifchen Gymnaf. in Weilburg Conrector. 2te, ganz umgearbeitete Aufl. 1807. XX u. 356 S. gr. 8. (1 Thlr.) Da die erfte Auflage diefes Lefebuchs vom J. 1801 (186 S. kl. 8), als ein auf gereifte Schulerfahrung gegründetes Erleichterungsmittel des erften Sprachunterrichts, verdienten Beyfall erhielt: fo entfchlofs fich der würdige Vf. zu der gegenwärtigen, fehr erweiterten Überarbeitung. — Das Ganze zerfällt in *zwey* Haupttheile, von welchen der *erfte* ein *grammatifch geordnetes Lefebuch* enthält. In diefem wird dem Anfänger, nach einem wohl berechneten Stufengange, hinlängliche Gelegenheit gegeben, das Erlernte durch vielfältige Anwendung zu einem ficheren Eigenthume zu machen, um bey fortgefetzter Selbftthätigkeit defto fchneller fortfchreiten zu können. Findet fich auch diefe Anficht in ähnlichen Lefebüchern, fo darf doch nicht unbemerkt bleiben, dafs fie hier auf eine vorzüglich zweckmäfsige Art durgeführt worden ist. Überall find die aus guten Profanfcribenten gewählten Beyfpiele fo geordnet, dafs der Lehrling die *ganze* Auflöfung *felbft* finden kann; die in den Anmerkungen gegebene Hülfe vermindert fich allmählich nach einer forgfältigen Berechnung des fchon Erlernten; auch verdient die Quantitätsbezeichnung der vorletzten befonders gleichgültigen Sylben allen Beyfall. Dagegen möchte die gegenwärtige Ausdehnung des Lefebuchs für den Schulgebrauch einiges Bedenken erregen. In der erften Auflage follten einige Erzählungen aus *Polyän* den Übergang zu einer Chreftomathie, z. B. von *Heinzelmann*, machen; in der zweyten enthält ein dreyfacher Anhang, aufser einigen leichteren Lefeftücken, eine Charakterfchilderung aus *Xenophon* und ausgewählte Gedichte aus *Homer, Hefiod, Tyrtäus, Erinna, Mofchus* und *Theokrit*, um fich an die *Attika* von *Jacobs* anzufchliefsen. Zu einem folchen Übergange fand *Jacobs* bekanntlich einen *zweyten Curfus* für nothwendig, und dennoch zeigte die Erfahrung auch hiebey mancherley Schwierigkeiten; wenigftens würde Rec. die Lectüre der Attika für *mittlere* Claffen gelehrter Schulen nicht unbedingt empfehlen. Sonach möchte es doch wohl gerathener gewefen feyn, die in der erften Auflage feftgefetzte Einfchränkung beyzubehalten, oder die Erweiterungen mehr für Anfänger zu berechnen.

Der *zweyte* Haupttheil enthält eine, mit dem Lefebuche in der genaueften Verbindung ftehende, *Grammatik für die erften Anfänger*. Ihre Nothwendigkeit fucht der Vf. aus zwey wefentlichen Fehlern der übrigen griechifchen Grammatiken darzuthun; indem diefe theils fchon vorn herein zu vieles einmifchen, was dem erften Anfänger noch nicht unumgänglich nothwendig ist, theils befonders im Abfchnitte vom Verbo die Regeln vom Activo, Paffivo und Medio nicht auf eine für den Lernenden zweckmäfsige Art von einander fcheiden und zertrennt vortragen. Die erfte Ausftellung würde allerdings beachtet werden müffen, wenn hier vom *Selbftunterrichte* die Rede wäre; die zweyte kann mit Hülfe guter Formenlehren, wie die von *Berghauer, Thierfch* u. a. find, unter der Leitung eines einfichtsvollen Lehrers ohne Schwierigkeit befeitigt werden. Defshalb kann auch Rec. vorliegende Grammatik nicht für einen nothwendigen Theil eines griechifchen Lefebuchs für Anfänger halten, erkennt aber in derfelben einen fehr fchätzbaren Beytrag zur Methodik für angehende Lehrer. Nur die eine Frage möge ihm hiebey der würdige Vf. geftatten: Sollte es bey dem erweiterten Umfange des Lefebuchs und bey der im Ganzen noch beftehenden Einrichtung unferer Wörterbücher, nicht zweckmäfsig gewefen feyn, den Anfänger mit den am häufigften vorhommenden *unregelmäfsigen Verben* bekannt zu machen (vgl. S. 298)? Die in der Vorrede S. 12 ff. gegebenen Andeutungen liefsen ein vorzüglich brauchbares Verzeichnifs erwarten.

L — a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 APRIL, 1809.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

1) GOTHA, b. Steudel u. Keil: *English Library. Authors in Prose* Vol. IV. Containing the fourth part of *Tom Jones*. (Auch unter dem Titel: *The History of Tom Jones a Foundling*, by *Henry Fielding*, Esq. in four Volumes. Vol. IV.) 1804. XVI u. 448 S. 8.

2) Ebendaselbst: *English Library. Authors in Prose*. Vol. V. Containing the first part of *Roderic Random*. XVI und 286 S. Vol. VI. Containing the second part of *Roderic Random*. 284 S. Vol. VII. Containing the third part of *R. Random*. (Auch unter dem Titel: *The adventures of Roderic Random*, by *T. Smollet*, M. D. With the life of the author. In three Volumes. Vol. I. II. III.) 1805. 329 S. 8.

3) Ebendaselbst: *English Library. Authors in Prose*. Vol. VIII. Containing the first part of *Tristram Shandy*. 1805. XXIV. u. 232 S. Vol. IX. Containing the second part of *Tristram Shandy*. 1805. 268 S. Vol. X. Containing the third part of *Tristram Shandy*. 1806. VIII u. 199 S. Vol. XI. Containing the fourth part of *Tristram Shandy*. (Auch unter dem Titel: *The Life and Opinions of Tristram Shandy*, Gentleman, by *Sterne*. With the life of the author. In four Volumes. Vol. I. II. III. IV.) 1806. 255 S. 8. (Jeder Band 12 Gr.)

Wir müssen leider die schon bey der Anzeige der ersten 3 Theile dieser Sammlung (J. A. L. Z. 1805. No. 177) gemachte Bemerkung wiederholen, dass der Punct, wodurch die gegenwärtige Ausgabe *bleibenden* Werth erhalten haben würde, völlig vernachlässigt worden ist. Es hätten nämlich durchaus mehrere der vorzüglicheren Ausgaben mit einander verglichen, und so der Text von den vielen, selbst in den englischen Ausgaben sich findenden Fehlern gereinigt werden müssen, statt dass ihre Anzahl jetzt nicht wenig vergrössert worden ist. Bey No. 1 ist, wie schon gezeigt worden, aller Wahrscheinlichkeit nach der baseler Abdruck zum Grunde gelegt; und man findet hier wieder in Übereinstimmung mit demselben folgende nicht unbedeutende Fehler: S. 58. Z. 22. *existed* st. *existing;* S. 75. Z. 2 *answer* st. *answered;* S. 294. Z. 3. v. u. *to have disinherited him* st. *to have him disinherited* (*es dahin zu bringen, dass er enterbt würde:* denn es macht einen grossen Unterschied in der Bedeutung, ob in Verbindungen dieser Art der Accusativ oder Casus des Objects vor oder nach dem Participio Passivi steht. Im letzten Falle wird nämlich das Perfectum Activi gebildet; im ersten hingegen ist das Participium stets passivisch zu erklären); S. 333. Z. 18 *step* für *sup* u. s. w. — Ausserdem haben sich nicht unwichtige neue Fehler eingeschlichen, ja ganze Zeilen sind ausgelassen worden, wie z. B. S. 317 nach Z. 7 die Worte: *at this levity, and spoke with the utmost contrition;* und S. 355 nach Z. 12 *but half his; but he generally stands by those.* —

Nach welcher Ausgabe der Abdruck von No. 2 geliefert worden ist, kann Rec. zwar nicht bestimmen; aber auch hier wäre Berichtigung des Textes durch angestellte Vergleichung mehrerer Ausgaben, und kritische Sichtung der verschiedenen Lesarten erstes Erfodernifs gewesen, sollte dieser Abdruck sich vor ähnlichen Unternehmungen wirklich auszeichnen. Mag es seyn, dass von *Smollet* in einer späteren Ausgabe, als der, welche Rec. bey der Vergleichung zum Grunde gelegt hat, die S. 6. Z. 18 nach *partner of his heart* fehlenden Worte: *for whose ease he would have sacrificed the treasures of the east*, oder auch die Zusätze *his rancour could suggest*, — und *who had recommended me to him*, von denen jener S. 31 in der letzten Z. nach *language*, und dieser S. 139. Z. 5 nach *Crab's letter* vermisst wird, gestrichen worden sind; allein unmöglich kann dieses in Hinsicht der S. 9. Z. 27 nach *at a village hard by* fehlenden Worte (*of which he had been Dictator time out of mind*) der Fall seyn, da ohne dieselben es unerklärbar bleibt, warum der Schulmeister aus Furcht vor dem Grosvater den kleinen *Roderic* unentgeltlich unterrichtet habe (S. 10). — Doch nicht bloss Mängel dieser Art entstellen vorliegenden Abdruck, sondern den Sinn völlig vernichtende Druckfehler, (wie z. B. S. 32. Z. 9 *adding* st. *added;* S. 53. Z. 8 *to mut a Christening* st. *to m. at. a C.* u. s. w.), die hier alle aufzuzählen zu weit führen würde, häufen sich zu sehr, als dass man nicht unwillig auf den Corrector werden sollte. — Noch sieht sich Rec. durch mehrere, in den beiden letzten der vorliegenden Werke befindliche Stellen, die vielleicht selbst wenige Lehrer ohne Erläuterung verstehen möchten, bewogen die bey der Anzeige der drey ersten Theile des *Tom Jones* gemachte Bemerkung in Betreff der Nothwendigkeit einiger erklärender Anmerkungen zu wiederholen. Besonders werden dieselben wahrscheinlich im *Roderic Random* bey den so häufig vorkommenden Ausdrücken vermisst werden, die aus der Sprache der

Matrosen entlehnt sind, und bey denen uns alle Wörterbücher im Stich lassen. Diesen Mängeln wird jedoch bey einem neuen Abdrucke abgeholfen werden können, der um so eher zu erwarten ist, da eine so gute Auswahl der Schriftsteller getroffen worden. Wer liest nicht mit Vergnügen die Werke eines *Smollet*, der, wenn er auch nicht von dem Geiste eines *Fielding* belebt wurde, wenn er gleich zuweilen das Schickliche aus den Augen setzte, und das Zartgefühl beleidigt, dennoch durch die beissende Satyre, womit er die Laster und Thorheiten der Menschen überhaupt und seiner Landesleute besonders züchtiget, uns unwillkührlich anzieht, und bey dem wir, da alle seine Schilderungen aus dem wirklichen Leben genommen worden sind, so manchen Zug finden, der uns ausserdem verborgen geblieben wäre? — Wen reisst nicht *Sterne* durch seine unerreichbare Laune selbst dann fort, wenn gehäufte, und den Faden fast zerreissende Abschweifungen uns ein wenig unwillig machen könnten? Bewunderung würden wir gewiss schon dann seinem Geiste zollen, wenn von allen seinen Schriften nur der Abschnitt von *le Fever* sich uns erhalten hätte. — Von dem letzteren Schriftsteller ist die Lebensbeschreibung hinzugefügt worden; allein von *Smollet* hat sie Rec., ungeachtet der Titel sie verspricht, vergebens gesucht. Rw.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Gräff: *J. Fr. Ad. Krug's ausführliche Anweisung die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lehren.* Nach seiner in der Bürgerschule zu Leipzig betriebenen Lehrart. 1808. 220 S. 8. (20 Gr.)

Schreib, wie du sprichst, sagen die Lehrer der Orthographie; richtiger würden sie sagen: *Schreib, wie du sprechen sollst*. Aber wie soll man sprechen? Diess ist die schwere Frage, die erst gelöst werden muss, ehe man den Grundstein des orthographischen Gebäudes legen kann. *Adelung* sagte: Sprich, wie der gebildete Obersachse oder Meissner spricht. Aber der Obersachse spricht nicht die hochdeutsche Sprache, sondern nur einen Dialekt der hochdeutschen Sprache, und zwar einen Dialekt, den die anderen Hochdeutschen Germaniens nicht in allen Fällen für rein hochdeutsch halten, und zu diesem Unglauben hinreichende Gründe zu haben scheinen. Andere Grammatiker suchen das reine Hochdeutsch in dem Vereine der gebildetsten Hochdeutschen, unangesehen, ob diese an der Elbe, Weser oder Donau wohnen. Unstreitig flösse diese Quelle reiner für das Hochdeutsche, als die von *Adelung* gepriesene; schlimm nur, dass es um jene Einheit so schlecht steht. Hr. K. versucht einen anderen Weg, und entwickelt die reine Aussprache *a priori* aus der Beschaffenheit der Sprachorgane. Die Resultate, welche auf diesem Wege gewonnen werden, haben allerdings das Gute, dass sie keinem Wechsel unterworfen sind; sie bleiben, einmal richtig gezogen, unverändert dieselben, so lange unsere Sprachorgane dieselben bleiben. Dennoch fragt es sich, ob dieser Massstab ganz unbedenklich an die hochdeutsche Sprache angelegt werden kann. Einmal ist eine Theorie, die von den Sprachorganen abgezogen wird, eine Theorie für alle Sprachen, wofern die Sprachorgane aller Menschen, die nicht mit Organenfehlern behaftet sind, gleiche Natur und gleiches Wesen haben. Aus einer solchen Theorie würde daher eine gewisse Gleichheit für alle Sprachen hervorgehen, die wenigstens dermalen nicht angetroffen wird. Sodann ist zu bedenken, dass der Körper jeder Sprache das Product einer gewissen Willkühr ist, folglich wohl einen relativen, aber keinen absoluten Massstab ertragen kann. Zu Luthers Zeiten sprach man anders als jetzt, und wer recht sprechen wollte, musste sprechen, wie man sprach; über 100 Jahr spricht man vielleicht, oder gewiss vieles wieder anders als jetzt; und so wird es wahrscheinlich noch lange fortgehen, wenn wir nicht, wie die Franzosen, durch eine eiserne Akademie die Bildungsperiode vor der Zeit gewaltsam schliessen wollen. Bey dieser Lage der Sachen halten wir einen absoluten Massstab für die richtige Aussprache nicht anwendbar, gesetzt, dass auch die grösste Sanftheit, Fülle, oder welche Eigenschaften sonst man zu den Tugenden einer Sprache zählen mag, durch denselben erzielt werden. Wir haben den Körper der Sprachen für das Product einer gewissen Willkühr erklärt; unter dieser Willkühr verstehen wir aber nicht ein blindes Hineingreifen in den Vorrath der menschlichen Laute, vielmehr sind wir überzeugt, dass jeder Sprache ein eigenthümlicher, bestimmter Bildungsgeist zum Grunde liege, dem gemäss die Organe sich engen und weiten, sich wölben und ebnen, zischen, stossen, schnarren, kurz! jedes Manövre sich anüben, um die Töne so zu bilden, wie es der zum Grunde liegende individuelle Sprachgeist erheischt. Hat man diesen Geist ergriffen: so ist der Massstab gefunden, der, an die zweifelhaften Fälle angelegt, das Richtige d. i. das dem individuellen Bildungsgeiste Gemässe nachweiset. Hr. K. geht bey seiner Theorie mit von dem Satze aus, dass *die* Aussprechart, welche sich durch organische *Leichtigkeit* und *Bequemlichkeit* empfehle, der entgegenstehenden vorzuziehen sey. Wenn von Schönheit und Vollkommenheit einer Aussprachart im Allgemeinen die Rede ist: so ist dieser Satz keinem Zweifel unterworfen; allein dass auch bey der Aussprache der deutschen Sprache von demselben ausgegangen werden müsse, oder auch nur dürfe, diess, glauben wir, hätte vorher nachgewiesen werden müssen. Da die Sprache überhaupt, und die Art der Pronuntiation insbesondere, den Geist und Charakter einer Nation ziemlich deutlich ausspricht: so betrachten wir vorzüglich die letzte als eine heilige Sache, an welcher der Sprachkünstler nur behutsam die Auswüchse abschneiden, keineswegs aber den Wuchs selbst in eine beliebige Form hineinschneiden darf. Vielleicht gehört etwas *Hartes*, *Rauhes* und *Schwerfälliges*, wovon Hr. K. unsere Aussprechart befreyen will, gerade zum Charakter der deutschen Nation, folglich auch zum Charakter der Pronuntia-

tion der deutschen Sprache. Wäre dieses: so könnte ein Unternehmen, unsere Aussprechart der italiänischen Leichtigkeit und Bequemlichkeit im Aussprechen anzunähern, schwerlich Beyfall finden. Aus diesen Gründen tragen wir Bedenken, dem Vf. beyzutreten, wenn er lehrt, den Buchstaben *g* in den Wörtern *Bügel*, *möglich*, *legen*, *hegen* u. s. w. als Zungenhauch (*j*) auszusprechen. Sollte diese Aussprache als Regel aufgestellt werden: so würde es auch consequent seyn, die Schreibung nach derselben umzuändern, also *Büjel*, *möjlich*, *lejen* statt *Bügel*, *möglich*, *legen*. Es scheint uns aber besser, die Grenzen zwischen den Buchstaben *j*, *g*, *ch*, *k* so zu ziehen, dass keiner in das Gebiet des anderen hinüber streife. Eine Aussprache, welche das *g* bloss als sanften Gaumenschluss und Gaumenhauch, und das *ch* bloss als scharfen Gaumenhauch, und nicht als Zungenhauch hält, klingt gewiss kraftvoller, wenn auch nicht sanfter als die vom Vf. empfohlene. Auch ist nicht abzusehen, dass eine Umwandlung des *g* und *ch* in den Zungenhauch die *Mannichfaltigkeit* und *Abwechselung* so bedeutend vergrössern werde, da wir schon im Sprechen und Schreiben den Zungenhauch haben; und gesetzt, diess wäre der Fall: so berechtiget es doch nicht zu der genannten Änderung. Wenn *g* als sanfter Gaumenschluss in Wörtern, wie *Lüge* u. a. schwer auszusprechen ist: so hat die deutsche Sprache diess mit anderen, z. B. der französischen — *ligue etc.*, gemein.

Doch wir müssen unsere Leser mit diesem gewiss sehr gehaltvollen Buche von vorn hinein bekannt machen.

Das Buch kann aus zwey Gesichtspuncten betrachtet werden, einmal als Anweisung, wie man selbst recht sprechen, lesen und schreiben soll, dann als Anweisung, wie man dieses einer grossen Zahl von Kindern lehren soll. In Beziehung auf das letzte hat der Vf. gleichsam vollständige Lehrcurse mitgetheilt. Diese nun, wir bergen es nicht, liege es in der Sache, liege es in dem Ungewöhnlichen, kurz! diese Lehrcurse frappiren, und wenn jemand versucht wird, sie zu persifliren: so wird er durch die Aussenseite wenigstens entschuldigt. Die ersten Curse betreffen die Bildung der Mundstellungen und Grundtöne nach Länge und Kürze. Die Methode ist vom Exercierplatze entlehnt; alles geschieht nach Commando und Tact, auf folgende Art: Lehrer. Kinder, seht mich jetzt alle scharf an; wenn ich gesagt habe: *Mund weit!* dann macht ihr alle den Mund auf, als wenn ihr Athem holt; aber nicht eher, als bis ich winke: Achtung! *Mund weit!* — Hier folgt nun erst eine Bedenkpause, dann winkt der Lehrer, und so sperren auf einmal alle Kinder den Mund weit auf. Der Lehrer ruft weiter: *Fest* gehalten die Stellung! und so bleibt die ganze Classe *Mund weit*, bis der Lehrer in gleichem Tempo *Mund zu!* commandirt hat. Hr. K. legt grossen Werth auf diese Commandomanier, und rühmt, dass durch die Mundstellungsmethode auch die Kinder mit fehlerhafter Mundorganisation zu einer richtigen Aussprache gebracht würden. Wir ehren diesen Erfolg, glauben aber doch, Folgendes erinnern zu müssen. Der Lehrer hat in seinem Geschäfte zwey Wege vor sich, den natürlichen und den künstlichen. Wir huldigen, als pädagogischem Grundsatze, der Meinung, dass die Kunst nicht einhelfen dürfe, wo die Natur ausreiche. So lernt das Kind von der blossen Natur, seine Füsse zum Gehen, seine Hände zum Greifen gebrauchen, und wo gesunde Hände und gesunde Füsse — sind, da gelingt Greifen und Gehen, ohne dass die Kunst nöthig habe, hülfreiche Hand zu leisten. Eben so lernt das Kind von der blossen Natur seine Sprachorgane zum Sprechen gebrauchen, und ohne zu wissen, welche Theile es in Bewegung setzen muss, um ein Wort hervorzubringen, spricht es nach und nach alle Wörter aus, und zwar so richtig oder so falsch, als dieselben ihm vorgesprochen werden. Da nun die Natur so weit hilft: so hat der Lehrer nichts weiter zu thun, als seinen Kindern die Wörter so vorzusprechen, als er will, dass sie ausgesprochen werden sollen. Wozu braucht die Kunst den Mund zu stellen, wo derselbe schon durch die Natur gestellt wird? Die Kunst soll nachhelfen, nicht eingreifen, vielweniger vorgreifen. Aber der Vf. wird hier einwenden, dass des Lehrers Pflicht sey, dem Kinde nicht bloss zur Hervorbringung des *Was?* sondern auch zur Einsicht des *Wie?* zu verhelfen. Wir antworten: *Alles Ding hat seine Zeit*, und setzen hinzu, dass es die neuere Pädagogik wohl in keiner Sache so sehr versehen hat, als darin, dass sie *alles Ding zu jeder Zeit* lehren will. Die Einsicht in den Mechanismus des Sprechens gehört für den Lehrer; dem Schüler genügt die Praxis. Überhaupt sollten die Pädagogen bedenken, dass, wenn dem Kinde alles hell und klar vor die Seele geführt wird, die vorgeführten und aufgenommenen Gegenstände sich mit der Zeit wohl verdunkeln, aber nicht weiter erhellen können, dass das Kind dagegen an dunkeln oder halberleuchteten Gegenständen einen Stoff hat, an dem es sich, vermöge seines natürlichen Thätigkeitstriebes, beständig übt, und dessen Erhellung ihm selbsterworbenes, daher bleibenderes Eigenthum giebt. Wenn ein Lehrer aber Kinder zu unterrichten hat, deren Organe fehlerhaft sind: dann muss allerdings die Kunst hinzukommen; für solche Kinder finden wir die Mundstellungsmethode, mit und ohne Commando, geeignet.

Sehen wir ab von der pädagogischen Seite des Buchs, und betrachten dasselbe bloss in Beziehung auf die Sprache: so müssen wir ihm einen hohen Werth beylegen. Kein Theil der Grammatiken ist so unbefriedigend, als die Lehre von der Aussprache. Es fehlt dieser Lehre noch an Polen, Äquator, an Länge und Breite, um die Laute topographisch nachweisen zu können, daher hilft man sich denn mit Vergleichungen, die selten zu etwas Weiterem, als zu einer Ähnlichkeit führen. Könnte die Aussprechtheorie so topographisirt werden, wie die Geographie; könnten wir jeden Laut in dem Munde so anweisen, wie wir einen Ort auf der Erd- und Himmels-

Kugel nachweisen: so würde es mit dem Aussprechen der Muttersprache, wie der fremden Sprachen, auf einmal anders und besser aussehen. Zu wünschen wäre es, dass uns Hr. K. mit seinen, seit mehr als 10 Jahren gemachten Versuchen, zur Begründung einer Theorie des menschlichen Sprachmechanismus beschenkte. Nach vorliegender Anweisung ist man berechtigt, etwas Vorzügliches und Gediegenes zu erwarten. Diese Anweisung enthält eine Analyse und Fixirung der Sprachelemente, wie man solche nicht leicht besser sonst wo findet. Wir verweisen unsere Leser in dieser Hinsicht auf das Buch selbst, da ein Auszug nur die Hülle, z. B. die neuen Benennungen der Buchstaben u. s. w., nicht gut den Kern darlegen kann, und erlauben uns noch einige Bemerkungen zu den hin und wieder eingeschalteten Episoden. Hr. K. will, dass das Wort *Bedienter* aus *Bedienender* entstanden sey, und tadelt diejenigen, welche dasselbe vom passiven Particip ableiten. Rec. bemerkt dagegen, dass es auffallend wäre, wenn aus den vom Vf. angegebenen Gründen dieses einzige Wort contrahirt, und alle ähnlichen, z. B. *mahnender*, *lohnender*, *wohnender*, selbst *dienender*, in ihrer Form geblieben seyn sollten. Da *Bedienter* nicht das einzige Wort seiner Art ist: so muss dasselbe wohl auf einem anderen Wege in seinem Besitzstande behauptet werden. Die Sache liegt so. Die deutsche Sprache bildet aus dem passiven Particip, die Bedeutung des Verbs mag transitiv, intransitiv oder retroitiv seyn, Haupt- und Bey-Wörter, und legt diesen den Begriff des Verbs als Sache der Gewohnheit, des Amtes u. s. w. bey; kurz! verwandelt den Handlungsbegriff in einen Zustandsbegriff; so wird aus gesoffen ein *Versoffener*, aus gelaufen ein *Verlaufener*, aus gelegen *verlegen*, aus gelesen *belesen*, aus geliebt *beliebt*, aus gelebt *belebt*, d. i. mit dem, was zum Leben gehört, begabt, aus gedient ein *Bedienter*, d. i. ein mit dem Dienen Beauftragter.

Auch was der Vf. gegen *Adelung* über die Wörter *morgend* und *lebendig* erinnert, befriedigt nicht. *Adelung* hat noch immer Recht, wenn er behauptet, dass beide Wörter gegen alle Analogie der deutschen Sprache gebildet seyn. Dass *lebendig* aus *lebenig* entstanden sey, hebt die Schwierigkeit des Tons auf der zweyten Sylbe noch nicht. Und für das *d* in beiden Wörtern ist mit den Beyspielen *öffen-t-lich* u. a. nichts gesagt; diese würden passen, wenn die Wörter hiessen: *morgentlich*, *lebentlich*. — Schön und gründlich spricht der Vf. über die Vorsylbe *ent*, der er zwey entgegengesetzte Bedeutungen beylegt. Jedoch darf man auch hier nicht zu rasch absprechen. Vielen Wörtern scheint der Trennungsbegriff nicht mehr zuzusprechen, und dennoch findet sich, wenn man die feinen Schattirungen der Synonymie aufsucht, dass der Trennungsbegriff denselben wesentlich zum Grunde liegt. So setzt der Vf. die Wörter: *entschlafen*, *entbrennen*, unter die zweyte Classe, in welcher *ent* für *in*, *an*, *ein*, stehe; allein sucht man den Unterschied zwischen *entschlafen* und *einschlafen*, zwischen *entbrennen* und *anbrennen* auf: so findet man, dass die letzten sich auf den Zustand, *in welchen über-*, die ersten auf den Zustand, *aus welchem heraus*gegangen wird. So *entschläft* der Mensch, wann er stirbt; er schläft sich aus der menschlichen Gesellschaft hinaus. Ein Heuhaufen wird dadurch *angezündet*, dass man demselben ein Zündmaterial nahe bringt; er *entzündet* sich, wenn die Ursache in ihm liegt, folglich von innen heraus gewirkt wird. Ein Gleiches geht bey mehreren Verben dieser Art hervor, wenn man durch Hülfe der Synonymie die Urbedeutung gewinnen kann. — An einer anderen Stelle nimmt Hr. K. das *h* als Dehnungszeichen in Schutz, und tadelt den Geist unseres Zeitalters, der aus Bequemlichkeit das Zweckmässige und Nützliche nicht achte. Hier wird doch wohl unserem Zeitalter zu nahe getreten. Nicht Bequemlichkeit hat einige Orthographisten vermocht, das *h* als Dehnungszeichen ausmerzen zu wollen, sondern der Überfluss der Dehnungszeichen, da wir bald das *h*, bald Verdoppelung des Vocals, bald die Vereinfachung des Consonanten zu ein und demselben Behufe anwenden. Jene Orthographisten scheinen desshalb eben keinen Tadel zu verdienen.

st.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs, u. *Paris*, b. Treuttel u. Würtz: *Nouvelle Grammaire allemande à l'usage des François et de ceux qui possèdent la langue françoise*, ou Methode pratique pour apprendre facilement et à fond la langue allemande. Contenant des observations sur les différentes parties de la Grammaire, des dialogues familiers, des morceaux de littérature allemande, tirés des ouvrages de deux auteurs célèbres, avec un vocabulaire pour faciliter l'intelligence de ces morceaux, et enfin, un recueil des mots les plus nécessaires pour parler, suivi de l'indication du genre et de la déclinaison de chacun de ces mots. Par *Ch. Benj. Schade*. Sixième edition refondue et considérablement augmentée. 1808. XIV u. 448 S. 8. (21 Gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Gemeinverständliches Rechenbuch für Schulen, worin hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen gerechnet wird*, von *Friedr. Gottlieb Busse*, königl. sächs. Commissionsrathe, Prof. der Math., Physik u. Bergmaschinenlehre an der Bergakademie zu Freyberg u. s. w. 4te verbess. Aufl. 1808. 1ster Th. XXVIII u. 148 S. 2ter Th. M. 1 K. IV u. 282 S. 8. (16 Gr.)

Ebendas.: *Anleitung zum Gebrauche meines Rechenbuches* von *Friedr. Gottl. Busse*, königl. sächs. Commissionsrathe, Prof. der Mathematik, Physik und Bergmaschinenlehre an der Bergakademie zu Freyberg u. s. w. 4te verbess. Aufl. 1ster Th. M. 1 K. XXIII u. 112 S. 2ter Th. XVI u. 158 S. 8. (8 Gr.)

Nürnberg, in der Expedition der allg. Handlungszeitung u. des Verkündigers: *Geld- und Münz-Wissenschaft für Geschäftsleute, oder Verzeichniss der vorzüglichsten Gold- und Silber-Münzen der alten und jetzigen Zeit in und ausser Europa, mit Angabe ihres Werthes im Vier und zwanzig Guldenfuss, im Zwanzig-Guldenfuss und im sächsisch. Gelde, auch ihres Gehalts an feinem Golde oder Silber in holländischen Assen, nebst den erfoderlichen Erläuterungen.* 2te sehr vermehrte Aufl. 1807. 36 S. 4. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 APRIL, 1809.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Formula Confutationis Augustanae Confessionis cum latina e Codice Mscr. qui in Bibliotheca Julii Pflugii Cizensi asservatur, tum germanica ex Actis Tabularii Moguntini nunc primum in lucem edita.* Cum lectionibus vulgatis contulit notisque illustravit *M. Christ. Gottfried Müller*, Rector Scholae, et Bibliothecae episcopalis Cizensis praefectus. Accessit formula confutationis Confessionis Tetrapolitanae latina nunc quoque primum edita. 1808. LXXXVI und 224 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Hr. Rector *Müller* hat die Verdienste, die er sich schon um die Reformations- und um die Literär-Geschichte durch mehrere der Welt mitgetheilte Schätze aus der pflugischen oder aus der zeizischen Stifts-Bibliothek erworben hat, beträchtlich durch diese neue Schrift vermehrt, die nicht weniger als drey Acten-Stücke aus dem sechszehnten Jahrhundert in sich hält, welche den Historiker und den Literator in der Gestalt, in der sie sich ihm hier darstellen, durch ein mehrfaches Interesse anziehen werden. Diess würde schon der Fall seyn, wenn Hr. *M.* weiter nichts als die Documente selbst, so wie er sie fand, gegeben hätte: aber er hat den mühsam-gelehrtesten Fleiss auf die speciellste Untersuchung ihrer Entstehungs-Geschichte, und einen noch mühsameren auf die Vergleichung desjenigen, was er uns mittheilte, mit demjenigen, was wir schon hatten, verwandt, und dafür gebührt ihm von allen, welche den Werth davon schätzen können, ein desto grösserer Dank, je kleiner ihre Anzahl ist. Aus dieser Ursache liegt es aber auch, wie wir glauben, jedem Recensenten dieses Werkes ob, seine Anzeige davon so einzurichten, dass es dem grösseren Theil der gebildeten Leser wenigstens möglich wird, den Fleiss und die Mühe zu berechnen, die darauf verwandt worden sind.

Das erste von ihm mitgetheilte Document ist ein neuer lateinischer Text jener Confutations-Schrift der augsburg. Confession, welche im J. 1530 von mehreren katholischen Theologen auf Befehl des Kaisers zusammengetragen, und den 3 Aug. den protestantischen Ständen vorgelesen wurde. Diese Schrift kam bekanntlich nicht eher vollständig in das Publicum, bis sie Fabricius im J. 1573 in seiner zu Cölln herausgekommenen Harmonie, und Chyträus im J. 1578 in seiner Geschichte der augsburg. Confession drucken liess, worauf sie auch noch von Cölestin in seine Geschichte des augsburg. Reichstags aufgenommen wurde, die im J. 1597 an das Licht trat. Allein da diese drey Ausgaben, oder wenigstens zwey davon, nämlich die erste und die zweyte, mehrfach von einander abwichen: so blieb es nicht nur zweifelhaft, welche von beiden für die ächtere und authentischere zu halten sey, sondern man bekam Gründe zu vermuthen, dass wohl in keiner der authentische Text enthalten seyn möchte; und diese Vermuthung wurde durch alles, was man sonst von der Geschichte der Formel wusste, noch beträchtlich verstärkt. In der zeizischen Stifts-Bibliothek fand nun Hr. *M.* unter den Papieren des ehemaligen Bischofs Julius von Pflug eine Handschrift, welche ebenfalls jene lateinische Confutation enthielt, und sie wahrscheinlicher, als eine der schon bekannten, in ihrer ursprünglichen Form enthalten konnte. Pflug war ja selbst auch auf dem Reichstage zu Augsburg im Gefolge des Herzogs Georg von Sachsen gegenwärtig, und nahm ohne Zweifel an den theologischen Verhandlungen, die darauf betrieben wurden, einen lebhaften Antheil, wenn er schon keine öffentliche Rolle dabey zu spielen hatte. Allem Ansehen nach verschaffte er sich also zu Augsburg selbst das merkwürdige Actenstück, das schon für den blossen historischen Sammler auch dadurch mehr Werth bekommen musste, weil es nach der Absicht und nach dem Befehl des Kaisers nicht in das Publicum gebracht werden sollte. Bey den mehrfachen Verbindungen, worin er stand, und nicht nur mit den anwesenden katholischen Theologen, sondern auch mit mehreren Geschäftsmännern stand, die zu dem Personale der maynzischen und der Reichs-Kanzley gehörten, konnte es ihm auch nicht fehlen, das Stück aus einer sicheren Hand zu erhalten: wie sehr es ihm aber selbst um ein genau correctes Exemplar zu thun war, können die kleinen Verbesserungen beweisen, die er selbst mit eigener Hand hie und da in der Handschrift anbrachte. Diese Umstände würden wohl jeden Untersucher auf die Vermuthung gebracht haben, dass er hier die Confutation ungleich wahrscheinlicher in ihrer ächten und ursprünglichen Form vor sich haben dürfte, als sie sich bey Fabricius und Chyträus finden mag: allein bey einer genaueren Prüfung ihres Inhalts machte Hr. *M.* noch andere und weitere Entdeckungen, durch welche dem historisch literarischen Werth seines Fundes vielleicht noch etwas zuwuchs.

Schon die Aufschrift der pflugischen Formel musste einen Verdacht bey ihm erregen, ob sie auch hier wirklich in der Gestalt zu finden sey, in wel-

Reichstags-Acten vom J. 1530 in dem mainzischen Archiv eine von dem Original abweichende Abschrift der augsburg. Confession als eine solche Abschrift ihrer Confutation hineinverirren konnte. Denn von jener waren gewiss schon auf dem Reichstag mehrere verschiedene Exemplare in Umlauf, und von dieser gab es vielleicht, zu der Zeit, da die Abschrift in der Reichskanzley gemacht wurde, noch gar keines, als das Original-Exemplar, aus dem sie vorgelesen worden war.

Den nämlichen Umstand hätte Hr. *M.* auch auf eine gewisse Art benutzen können, um das Interesse des dritten Documents etwas zu erhöhen, das er dem Publico mitgetheilt hat. Diess ist die von einigen katholischen Theologen ebenfalls auf Befehl des Kaisers aufgesetzte Widerlegung der sogenannten *Tetrapolitana* oder des Bekenntnisses, welches die vier oberländischen Städte, Strasburg und Lindau, Costanz und Memmingen besonders übergeben hatten. Auch sie wurde, wie man gewiss weiss, den 17 Oct. in der Reichsversammlung vorgelesen, und dadurch ebenfalls öffentliche Schrift; aber auch sie wurde den Abgeordneten der 4 Städte eben so wenig weiter mitgetheilt, als die augsburg. Confession den protestantischen Ständen, und dadurch konnte es, da sich ihr doch nie die Wichtigkeit der letzten zuschreiben liess, desto leichter geschehen, dass sie niemals in das Publicum kam. Aus der Apologie, welche die 4 Städte im J. 1531 zu Strasburg darauf herausgaben, ersieht man zwar klärlich, dass sie eine Abschrift davon bekommen haben mussten: natürlich durften sie es jedoch um des Kaisers willen nicht wagen, sie mit ihrer Apologie herauszugeben; in der Folge hingegen konnte die Confutation um so eher vergessen werden, da ja die Confession selbst beynahe vergessen wurde. Unter den pflugischen Papieren fand aber Hr. *M.* auch eine Abschrift der Confutation, und da sich nicht zweifeln liess, dass sie Pflug ebenfalls zu Augsburg selbst erhalten haben möchte: so fand er zugleich darin einen eigenen Beweis ihrer Ächtheit, und hielt sie desswegen mit Recht für würdig in das Publicum gebracht zu werden. Er hat jedoch einige Zweifel nicht verschwiegen, die man sich nach ein paar Angaben Sleidans von dieser Confutation leicht darüber aufsteigen lassen könnte, ob man hier wirklich auch eine Abschrift des ächten Originals vor sich habe. S. LXXXI — LXXXIII. Diesen Angaben Sleidans zufolge muss sie, wie man zuerst glauben möchte, im Original eine etwas andere Form gehabt, und nach einigen Stellen der Apologie muss sie selbst etwas mehr enthalten haben, als man in der pflugischen Handschrift finden kann. Hr. *M.* ist daher auch nicht abgeneigt, anzunehmen, dass sie eben so, wie die Confutation der augsburg. Confession nach der Vorlesung in verschiedenen Privatabschriften noch nachgeändert, auch wohl mit einigen Zusätzen vermehrt worden, und eine solche Abschrift in die Hände der Strasburger gekommen seyn könnte: wir glauben aber, dass sich die Sache auch ohne die Hülfe dieser Vermuthung zum Vortheil der pflugischen Handschrift ausmachen lassen dürfte. Diese Confutationsschrift wurde gewiss weder von ihren Vffn. selbst, noch sonst auf dem Reichstage für so wichtig gehalten, dass man sich sehr bemüht hätte, Abschriften davon zu nehmen und zu erhalten. Jene Angaben Sleidans von ihrem Inhalt und die angedeuteten Stellen in der dagegen erschienenen Apologie sind auch bey weitem nicht so bestimmt, dass man anzunehmen gezwungen wäre, ihre Vff. müssten ein anderes Exemplar vor sich gehabt haben. Wenn man es aber um desswillen nicht mehr anzunehmen nöthig hat, und es um des ersten willen nicht einmal wahrscheinlich finden kann, dass noch während des Reichstags zu Augsburg mehrere Recensionen der Confutation in Umlauf gekommen seyn sollten: steigt nicht dadurch die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewissheit, dass die pflugische Abschrift aus dem Original-Exemplar selbst genommen seyn muss? T. P. G.

GIESSEN, b. Heyer: *Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte* von Dr. *Joh. Ernst Christ. Schmidt.* Zweyte völlig umgearbeitete Ausgabe. 1808. 437 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Dass diese zweyte Ausgabe wirklich völlig umgearbeitet sey, lehrt der erste Anblick. Sie ist auch der Bestimmung, zu Vorlesungen gebraucht zu werden, gemässer eingerichtet, als die erste. Unter christlicher Kirchengeschichte versteht der Vf. die Geschichte der religiösen und sittlichen Cultur, in so fern diese durch das Institut der christlichen Kirche befördert wurde. Er begreift unter derselben Geschichte der *Verbreitung* des Christenthums, der *inneren Verfassung* der Kirche und der *Religions-* und *Sitten-Lehre*, und sagt, dass hiedurch das ganze Gebiet der Kirchengeschichte bestimmt sey. Für die Geschichte der *theologischen Literatur* ist, seiner Meinung nach, hier kein Ort, und die Schriftstellerey kommt nur dann in der Kirchengeschichte in Betracht, wenn sie in das Wirken der Kirche für den moralischen und religiösen Zweck eingreift, S. 4. Und doch findet man in dieser Kirchengeschichte so viel Geschichte der theologischen Literatur, als in irgend einem Lehrbuche, mehr, als wir selbst in einem Lehrbuche für gut finden, und als in jenen Zweck eingreift. Des Verhältnisses der Kirche zum Staate ist in dem Begriffe der Kirchengeschichte zwar nicht gedacht, es ist aber in der Geschichte selbst nicht ganz mit Stillschweigen übergangen. Die dem Buche überhaupt beygefügte Literatur ist zwar reich und ausgewählt, aber nachlässig; meistentheils sind Druckort, Jahr-, Bände-, Seiten-Zahl nicht beygefügt, oft die Titel unrichtig angeführt, welches wir bey einem Lehrbuche doppelt missbilligen müssen. Übrigens zeichnet sich diess Lehrbuch durch Übersicht und treffend angebrachte Winke und Andeutungen aus. Die am Ende beygefügten Zeittafeln sind sehr kurz. Der Druckfehler sind nicht wenige. Wir wollen nur einige bemerken. S. 125 *Religion* für *Reliquien*. S. 180 *Blugey* st. *Clugny*. Ebend. *Cancaldoli* st. *Camaldoli*. S. 184 ist nach: *Longobarden* ausgelassen: *unternahm*. S. 292 wird die *Belehrung* (Belehnung) mittelst eines Scepters ertheilt. qua.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 APRIL, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig: *Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages*, von R. v. L. 1809. VI u. 184 S. 4. (2 Thlr. 20 Gr.)

Unter obigem Titel erscheint hier eine gehaltreiche Schrift, welche gewiss Niemand, der die Ereignisse des Tages mit Aufmerksamkeit zu untersuchen strebt, ohne lebhaftes Interesse aus der Hand legen wird. Das Ganze soll nach des Vfs. eigener Erklärung angesehen werden als Erläuterung einer beygefügten Weltkarte, welche, statt der gewöhnlichen Eintheilung in Welttheile, die Erdoberfläche nach den bestehenden Staatenverhältnissen der 12 wichtigsten Staaten eintheilt, und diese sammt ihren Kolonieen durch verschiedene Colorite von einander unterscheidet. Allein der Leser wird bald finden, dass diese Schrift ungleich mehr enthält, als der bescheidene Vf. anzeigt. Zuerst spricht er über Projection und über den Gebrauch der Karten für das Studium der Geschichte und Geographie, über Handeln und Wissen, über Wissenschaft und Kunst, Geschichte und Mathematik und Philosophie in eigenen Abschnitten und kömmt dann im 4 Abschn. auf die Eintheilung der Erde. Mit Vergnügen hat Rec. gelesen, was hier über die verschiedenen Eintheilungsarten, über die verschiedenen Arten von Grenzen, über den Unterschied der Staaten des Alterthums von den heutigen u. s. w. beygebracht ist. Vorzüglich sind es jedoch die folgenden Abschnitte, welche für jeden denkenden Beobachter des gegenwärtigen politischen Zustandes der cultivirten Welt das grösste Interesse haben werden. Der 6 Abschn. führt die Überschrift: Europa im Gegensatze von Indien. Wird Europa die Beherrscherin der Welt bleiben, so wie sie gegenwärtig es ist? Diese Frage wirft hier zuerst unser Vf. auf. Jahrtausende, meint er, wird noch Europa die Herrschaft über die Welt behaupten, wenn man von dem, was war, auf das, was seyn wird, schliessen darf. Er sucht diess vorzüglich durch die Behauptung zu erweisen, Europa sey in Hinsicht der gleichmässigen Cultur aller Erdstriche, sowohl dem Orte als der Zeit nach, vor allen anderen Welttheilen begünstigt. Diess möchten wir jedoch nicht so ganz unbedingt mit dem Vf. behaupten. Uns scheint Amerika wo nicht mehr, doch wenigstens vollkommen eben so viele Vorzüge von der Natur erhalten zu haben als Europa, sowohl was das Klima und die Lage, als auch vorzüglich was die Communication im Innern betrifft. Denn welcher Welttheil hat sich wohl einer gleich vortheilhaften Wassercommunication zu rühmen? Allerdings lässt sich nicht leugnen, dass Europa in historischer Hinsicht sehr viel voraus, und dass hier die Cultur die grösten Fortschritte gemacht hat: allein eben so wenig kann man sich verhehlen, dass, bey dem überhand nehmenden militärischen und finanzlichen Drucke in Europa, das ungleich schneller fortschreitende Amerika dasselbe wohl früher, als unser Vf. erwartet, eingeholt haben möchte.

Zwey Wege sind es vorzüglich, auf welchen Länder und Völker zur Cultur gelangen, entweder innere ungestörte Entwickelung der verschiedenen Naturanlagen, oder aber die Ausbildung, welche durch die Reibung und den Verkehr der verschiedenen Völker von aussen her hineingetragen wird. Wohl hat unser Vf. Recht, wenn er behauptet, dass nur durch die Reibung und Wechselwirkung entgegengesetzter Kräfte und Naturen Neues, Lebendiges und Grosses erzeugt wird, dass alle unthätige Ruhe, dass jeder stagnirende Zustand in der moralischen und intellectuellen Welt den Untergang herbeyführt. Diese Reibung geschieht auf doppelte Art, entweder durch gegenseitige Reaction, wie beym Handel und bey den gewöhnlichen Kriegen, oder durch einseitige Action, wie bey der Verbreitung der Religionen und bey Völkerwanderungen. Bey dieser letzteren Art nimmt man, wie unser Vf. bemerkt, unverkennbar eine Action des Orients auf den Occident wahr; die des Occidents auf den Orient war bis auf die neuere Zeit wenig beträchtlich.

Da die bisher eingeführte Eintheilung in Welttheile in politischer und commercieller Rücksicht so sehr willkührlich und unfruchtbar ist: so stellt unser Vf. in einem eigenen Abschnitte eine neue Eintheilung in Europa und Indien auf, welcher vorzüglich der commercielle Gesichtspunct zum Grunde liegt. Er theilt nämlich hier die ganze Erdoberfläche in 2 Theile: den, welcher vorzugsweise producirt, und den, welcher die Erzeugnisse des anderen Theils fabricirt und consumirt. Der Name Indien ist, wie man sieht, sehr weit gefasst, wie denn auch hier von einem Nord-, Süd-, West- und Ost-Indien gesprochen wird. Unser Vf. giebt hierauf eine geschichtliche Übersicht der Handelswege nach den Indien, und unterscheidet dabey die phönicisch-karthaginiensische Handelsperiode bis Alexander und Rom, dann die byzantinische Periode bis auf die Türken und die Kreuzzüge, und endlich die portugiesisch-spanische, holländisch-englische, und englisch-dänische Periode. In

der Darstellung des Zustands des Handels der alten Welt dient hier hauptsächlich *Heeren's* classisches Werk: Ideen über Politik und Handel der alten Welt, als Leitfaden. Die Erzählung der Veränderungen, welche der indische Handel seit dem 16 Jahrhundert erlitten, verspart der Vf. auf eine gelegnere Zeit.

Der 7 Abschn.: England im Gegensatze des Continents, ist einer von denen, welche gewiss mit dem lebhaftesten Interesse werden gelesen werden. Um über das wechselseitige Verhältniss Englands und des Continents zu reden, muss man zuerst, wie hier sehr richtig bemerkt ist, diejenige Vorstellung feststellen, worauf diess ganze Verhältniss basirt ist, nämlich die des politischen Gleichgewichts und des Wesens des Handels und des Kriegs. Es soll also auch hier zuerst über die Theorie des Gleichgewichts gesprochen werden. Unser Vf. scheint die Idee der Machtgleichheit als Grundlage dieses ganzen Systems anzunehmen, und polemisirt dagegen allerdings sehr überzeugend: ganz anders aber möchte wohl das Resultat ausfallen, sobald man die Idee der Gleichheit vor dem Rechte, nicht an Rechten, welche Ansicht nach unserer Überzeugung durch die Geschichte bewährt wird, als Princip des politischen Gleichgewichts aufstellt. Wenn daher der Vf. in der Geschichte des pol. Gleichgewichts, welche er in einer eigenen Unterabtheilung folgen lässt, behauptet, dass dasselbe noch nie existirt habe: so hat er allerdings in dem Sinne Recht, in welchem er das Wort braucht; allein man sieht leicht, dass dabey alles am Ende auf Wortstreit hinausläuft. Darin aber geben wir ihm vollkommen Recht, dass eine jede Universalmonarchie ihrer Natur nach nur momentan seyn könne. — Nach vorausgeschickten Aphorismen über Handel und Krieg, werden nun England und der Continent in eigenen Paragraphen einander gegenübergestellt. Die ganze Lage und Beschaffenheit Englands scheint es schon zu einem Haupthandelsstaate bestimmt zu haben. Beynah nothwendig musste hieraus das gegenwärtige, von England in Bezug auf den Continent befolgte System hervorgehen. Damit soll jedoch das Betragen Englands gar nicht vertheidigt werden, wenn es auf dem Meere schon seit langer Zeit eine ähnliche Rolle spielte, welche es Frankreich auf dem Continente zu spielen verwehren will. — Der Continent hat in den letzten Jahren eine totale, unwiederbringliche Veränderung erfahren. Denn nicht nur die Grenzen der Länder und die Namen ihrer Gebieter haben sich verändert, sondern eine ganz neue Natur und Organisation bildet sich in allen seinen Theilen, und keine menschliche Macht ist im Stande, die gänzlich veränderten Massen in die alte oder jetzt vielmehr schon veraltete Bildung zurückzuführen. Ein wahres, nicht genug zu beherzigendes Wort! Vergeblich ist einmal der Wunsch und muss es nothwendig immer bleiben, wenn sich gleich darauf noch vielleicht die Hoffnung von Tausenden stützt, das alte politische System von Europa in seinen alten Formen wieder auferstehen zu sehen! Ganz Europa hat sich gegenwärtig in 2 Theile aufgelöst, den Continent und das europäische Inselland. Alle kleineren Staaten des Continents sind mit den beiden grösseren Kaiserreichen in Osten und Westen verbunden. Ob diese Veränderung wohlthätig gewesen sey oder nicht, darüber mag der Vf. noch nicht entscheiden; — zu ungewiss bleibt auch immer alle Berechnung der Zukunft, wo so gewaltig viel an das Leben und die Persönlichkeit Einzelner geknüpft ist. Mit vielem Scharfsinne wird hierauf die Lage der übrigen Hauptstaaten des Continents geprüft, in wiefern von ihnen eine Opposition gegen Frankreich möglicher Weise zu erwarten ist, welcher vielleicht das neue Gebäude über kurz oder lang erliegt. Wenn jedoch unser Vf. die Vortheile einer genauen Verbindung mit Frankreich für Russland entscheidend hoch anschlägt, und dagegen den durch Englands Feindschaft zerstörten Handel im Osten nur für gering achtet: so möchten wir ihm darin nicht unbedingt beypflichten.

Die allerdings sehr wichtige Frage, wie wenn England sich weder zum Frieden bequemen sollte, noch dazu gezwungen werden könnte? wird in einem eigenen Abschnitte untersucht. Englands Lage hat sich allerdings in der letzten Zeit gar sehr verändert, allein ganz und gar nicht auf die Art, wie man wohl grösstentheils auf dem Continente glauben mag. Wohl ist England beynah gänzlich von dessen Häfen ausgeschlossen: dagegen aber ist es ihm gelungen, durch einen Zusammenfluss glücklicher Umstände und Entdeckungen, der meisten Erzeugnisse des Continents gänzlich entbehren zu können, und in Amerika einen Markt für seine Waaren zu finden, der vielleicht sehr bald den bisherigen europäischen noch übertrifft. Einen dauernden Frieden zwischen England und dem Continente hält daher auch unser Vf. bey der jetzigen Lage der Dinge für unmöglich, indem ersteres zu jeder Zeit im Stande sey, den Handel des Continents zu stören, sobald dieser in irgend eine seiner Anmuthungen nicht willigen wolle. England aber allein den Fernhandel zur See zu überlassen, sey sehr bedenklich, weil es alsdann 1) in Englands Macht stände, ohne Concurrenz willkührliche Preise festzusetzen; weil es 2) dadurch eine der Freyheit des Continents gefährliche überwiegende Kriegs-Energie erhielte; 3) weil man nicht absehe, woher der Continent das Capital nehmen solle, um den Engländern ihre Waaren zu bezahlen, und, weil dadurch endlich 4) alle Industrie auf dem Continente zu Grunde gehen würde. Es sey uns jedoch erlaubt, gegen diese allerdings sehr scheinbaren Gründe, einige nicht ganz zu übersehende Bemerkungen hier beyzubringen. Was den ersten Punct betrifft: so ist doch wohl zu bedenken, dass hier nicht von einem einzelnen Handelsmanne, sondern von einer ganzen handelnden Nation die Rede ist. Findet nicht aber unter dieser selbst schon eine starke Concurrenz Statt? Lässt sich wohl unter dieser so leicht eine allgemeine Vereinigung über die Erhöhung der Waarenpreise als möglich denken? und würde nicht bey einem unmässig erhöhten Preise die verminderte Consumtion die Engländer ihres ei-

genen Interesse wegen vermögen, sich mit einem mäfsigern Gewinne zu begnügen? Noch weniger scheint uns die militärische Übermacht Englands zu fürchten. Es liegt in der Natur eines See- und Insel-Staats, dafs er kein erobernder Staat in dem Sinne werden kann, als dieses bey grofsen Continentalmächten allerdings zu fürchten ist. Die Erfahrung der letzten Jahre hat es ja wohl zur Gnüge bestätigt, wie wenig die pecuniären Unterstützungen von Seiten Englands zureichten, um seinen Verbündeten auf dem Continente den Sieg zu verschaffen. Mag endlich der Handel für England immerhin gewinnreicher seyn, als für den Continent: so wird doch auch dieser dabey gewinnen. — Die Bedürfnisse, welche England bey vollkommen freyem Handel doch eher von dem europäischen Continente, als aus entfernten Welttheilen ziehen würde, würden wenigstens zum Theil dasjenige ersetzen, was der Continent für Englands Producte bezahlen müfste. Daher können wir uns auch unmöglich davon überzeugen, dafs ir dem angegebenen Falle die Industrie des Continents nothwendig zu Grunde gehen müfste. Mag diefs immerhin mit einzelnen Zweigen derselben, mit einzelnen Gewerben der Fall seyn: so würde doch immer der Verlust im Ganzen sehr problematisch erscheinen müssen, so lange man eingestehen muss, dafs der Continent die von England gelieferten Waaren nicht in gleicher Güte und zu gleich billigen Preisen zu liefern im Stande ist. — Allein was wird der Continent bey einem fortgesetzten Kampfe mit England gewinnen? Er wird es vielleicht am Ende dahin bringen, dafs er seine nothwendigsten Bedürfnisse selbst producirt. — Der Seehandel wird, so lange der Continent keine überwiegende Marine erhält, dennoch in den Händen der Engländer bleiben. Wenn aber unser Vf. behauptet, dafs das Übergewicht des Seehandels sich vorzüglich nur auf Vernachläfsigung des Landhandels gründe: so können wir ihm hierin unmöglich Recht geben. Wohl mag der Landhandel bis jetzt mehr, als billig, vernachläfsigt worden seyn: allein dennoch mufs man eingestehen, dafs dieser nie Welthandel werden, nie in der Ausdehnung mit gleich geringem Kostenaufwande betrieben werden kann, als der Seehandel. Eben so wenig möchte wohl von den Vorschlägen, die Binnenmeere, das Mittelmeer und die Ostsee den Engländern zu verschliefsen, zu erwarten seyn.

So viel von dem Kriege gegen den englischen Handel, wie unser Vf. ihn nennt. Er spricht zuletzt noch von dem Kriege gegen England selbst, und da er sich von einem unmittelbaren Angriffe gegen dasselbe nur wenig Erfolg verspricht: so verweilt er desto länger bey dem Plane, England in Ostindien anzugreifen. Diese ganze Untersuchung wird historisch behandelt, indem, nach einer vorausgeschickten kurzen Geschichte der verschiedenen nach Indien unternommenen Expeditionen, die verschiedenen Hauptwege nach Ostindien, 1) über Ägypten und das rothe Meer, 2) über das schwarze Meer und den persischen Meerbusen, und 3) über das kaspische Meer und durch Persien, näher untersucht werden. Die Schwierigkeiten, welche sich auf jedem dieser Wege finden, sind aber freylich gröfser, als sie den deutschen Journalisten, und vor allen dem Hn. *von Archenholz* vorgekommen sind. Die ganze Schrift schliefst endlich mit einer Prüfung der Meinungen dieser Herren, welche man gewifs nicht ohne Vergnügen lesen wird. P. d. G.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Ettinger: *Der thüringer Wald*, besonders für Reisende geschildert von *Karl Ernst Adolph v. Hoff*, herzogl. sachsen-gothaischem Legationsrath, und *Christian Wilhelm Jacobs*, herz. S. G. Oberconsistorialrath. Erste oder nordwestliche Hälfte. I u. II Heft. Mit Kpfn. u. 1 Karte. 1807. XXXVI u. 690 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Dieses lehrreiche Werk wird den Kenner und Liebhaber der Kräuterkunde, den Mineralogen und Statistiker auf eine gleich angenehme Art unterhalten. Bey der Verfassung desselben hatte Hr. *v. Hoff* die Mineralogie, die Botanik aber, die Technologie und die Statistik Hr. *Jacobs* zum Hauptzwecke. Schon seit dem Jahre 1792 unternahmen beide Vff. häufige Streifereyen durch den thüringer Wald. Die meisten Nachrichten rühren daher auch von ihren eigenen Forschungen her. Doch bemerken sie dankbar, dafs sie einigen Freunden, vorzüglich Hn. *Spangenberg* zu Suhl die Beschreibung dieser Stadt, einem Ungenannten aber die Höhenangaben von mehreren Gebirgspuncten verdanken. Mit der nordwestlichen Hälfte des thüringer Waldes machen die Vff. den Anfang. Die Karte zu dieser Hälfte des Gebirges bearbeitete Hr. *v. Hoff* allein. Hr. *Jacobs* bemerkt, dafs er bey den eingewebten botanischen Nachrichten sein vorzüglichstes Augenmerk auf diejenigen Pflanzen, deren männliche Geschlechtstheile schon völlig entdeckt und aufser Zweifel gesetzt sind, welche der Botaniker die *phänogamischen* zu nennen pflegt, gerichtet habe. Sollten aber nicht gerade diejenigen Pflanzen, deren Geschlechtstheile entweder noch nicht entdeckt oder doch noch zweifelhaft sind, die *kryptogamischen*, eine noch sorgfältigere Aufmerksamkeit verdienen? Hr. *J.* rühmt, dafs er auch hier durch handschriftliche Beyträge unterstützt worden sey. Doch hören diese von dem pflanzenkundigen Mitarbeiter eingewebten botanischen Nachrichten im zweyten Hefte des Werkes, da, wo die Beschreibung der Thäler des füdlichen Abhanges des thüringer Waldes anfängt, schon ganz auf. Selten sind die von dem bekannten Sprachforscher Hn. *Reinwald* zu Meinungen mitgetheilten Sprachbemerkungen. Mit dem Namen des thüringer Waldes belegen die Vff. diejenige lange aber schmale Gebirgsreihe, welche im Fürstenthum Eisenach anfängt, sich durch das Fürstenthum Gotha, die Grafschaft Henneberg, und einen Theil des Fürstenthums Coburg durchzieht, und gegen Osten bis ins Fürstenthum Altenburg und bis in die fürstlich-reussischen Lande, gegen Süden aber

bis ins Fürstenthum Bayreuth, und mit einem kleinen Striche bis ins Fürstenthum Bamberg erstreckt. Die Länge dieses Gebirgszuges schätzen die Vff. auf ungefähr 15, die Breite desselben an den meisten Orten nur auf 2 geogr. Meilen. Dieser lange Gebirgszug hängt mit dem Fichtelgebirge, dieses wieder mit dem Gebirge zusammen, welches Böhmen und Baiern von einander scheidet. Die höchsten Spitzen dieses langen Gebirgszuges sind der Schneekopf und der Inselsberg, beide im Fürstenthume Gotha. Der erste ist höher als der letzte. Mithin ist jener, und nicht, wie *Büsching* in seiner Erdbeschreibung III, 2. S. 1183 angiebt, der Inselsberg oder *Ensenberg*, welchen Namen ihm *Büsching*, nicht aber unsere Vff. beylegen, der höchste Berg in ganz Thüringen.

Von diesem langen Gebirge fliessen, wie die Vff. bemerken, alle Gewässer entweder nach Nordost oder Südwest. Wenn aber die Vff. sagen: das Fichtelgebirge sende seine Gewässer *in die Nordsee und in das schwarze Meer:* so dünkt uns diese Versendung zu weit ausgedehnt zu seyn. So könnte man auch z. B. sagen: die Lahn sende ihr Wasser *ins Weltmeer*. Im ganzen Bezirke dieses langen Gebirgszuges finden sich nur wenige Wiesen oder Heiden und nur unbeträchtliche Getreidefelder in der Nähe der Ortschaften. Der ungleich grössere Theil der Waldungen, welche dieses Gebirge bedecken, besteht aus Nadelholz, aus Tannen und Fichten. Laubholz findet man nur in der nordwestlichen Gegend vom Inselsberge.

Obgleich dieses Gebirge zu den höchsten Gebirgen in Deutschland gezählt zu werden pflegt: so ist doch die höchste Spitze desselben, *der Schneekopf*, noch nicht so hoch, als andere Gebirge in Deutschland, z. B. das Fichtelgebirge, das Riesengebirge und der Schwarzwald. Die Vff. schätzen die Höhe des Schneekopfes auf 2760 pariser Fuss. Von anderen wird sie grösser, und zwar von einigen um mehr als 600 Schuhe angenommen. Die Schätzung der Vff. dünkt uns wahrscheinlicher, weil die Höhe des Brocken, der höchsten Spitze des Harzes, nur auf 3486 bis 3489 Fuss geschätzt wird. Über die ganze Gebirgsreihe des thüringer Waldes ziehet sich eine so breite Landstrasse, dass sie überall mit Wagen bereiset werden kann. Diese Landstrasse läuft 25 bis 30 Meilen in der Länge auf der Höhe des Rückens des Gebirges fort, und wird der *Rennweg* oder *Rennsteig* genannt. Sie soll ehemals die Grenze zwischen Thüringen und Franken bezeichnet haben.

Die in dieser Gegend liegenden Städte, Gotha, Eisenach, Ruhla, Suhl u. s. w. geben den Vff. vielen Stoff zu interessanten statistischen Bemerkungen. Die interessantesten auszuheben, möchte schwer seyn, bey dem gemischten Theil des Publicums, dem solche Anzeigen bestimmt sind. Überhaupt aber ist nicht die Absicht dieser Blätter, aus deutschen Reisebeschreibungen, welche von Jedem leicht gelesen werden können, oder auch wohl schon in den Händen der Meisten sind, weitläuftige Auszüge zu liefern. Auszüge dieser Art sind gewöhnlich nur Fingerarbeit, welche dem Verfertiger mehr als dem Leser zu Statten kommt. Unsere A. L. Z. ist für eigentlich wissenschaftliche Kritik bestimmt, und wir können daher von solchen geographischen Werken nur in so fern Notiz nehmen, als sie nach unserem Urtheil entweder dem Publicum im Allgemeinen zu empfehlen, oder tadelnswerth sind. Dass von dem vorliegenden Werke das Erste gilt, und dass wir ihm diese öffentliche Empfehlung mit Vergnügen gewähren, bedarf nach dem, was bereits gesagt worden ist, keiner weiteren Erörterung.

2 + ♁

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Gräff: *Nachtgedanken über das A-B-C-Buch von Spiritus Asper, für alle, welche buchstabiren können.* Erstes Bändchen. 400 S. Zweytes Bändchen. 314 S. 1809. 8. (3 Thlr. 12 Gr.) Dieses satyrisirende Buch ist allen denen zur Unterhaltung zu empfehlen, welche an einem possenreissenden, mit zahllosen gelehrten Brocken und Anspielungen durchmengten, mit derben Zoten gewürzten und mit gemeinen Reimereyen durchwässerten endlosen Geschwätze Geschmack finden. Jeder andere, der an scurrilen Witzeleyen und herbeygezogenen Spöttereyen sich nicht ergötzt, darf sich hier nichts als Langeweile versprechen. Ha. Ha.

Zittau und *Leipzig*, bey Schöps: *Neue historisch-geographische Räthsel.* Ein Beytrag zur Unterhaltung in geselligen Stunden; zunächst aber zu den Verstandesübungen für die erwachsene Jugend. Von M. *K. G. Hergang.* 1808. X u. 80 S. 8. (10 Gr.) Mit vieler Bescheidenheit gesteht der Vf. selbst in der Vorrede, dass diese Räthsel (die dem Rec. schon grossentheils aus der Jugendzeitung bekannt waren) in der Poesie wohl nie das Bürgerrecht erlangen würden. Wie er aber darein das grösste Verdienst derselben setzen kann, ist uns in der That unbegreiflich; es möchte denn etwa in jener Äusserung eine — freylich mit sich selbst im Widerspruch stehende Ironie versteckt liegen sollen. Wenn Hr. *H.* den Mangel an dichterischem Geist, die Schwerfälligkeit in der Versification, und die Gezwungenheit der Reime selbst fühlte, warum schrieb er die Räthsel und Charaden nicht lieber in Prosa? oder noch besser, warum liess er sie nicht ganz und gar ungeschrieben? Sie können indess doch beym geographischen Unterricht den Anfängern zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens vorgelegt werden, obgleich jeder verständige Lehrer sehr leicht ähnliche Aufgaben aus dem Stegereif zu Dutzenden wird machen können. Aeltere Freunde der Geographie und Geschichte aber, denen der Vf. mit diesen Erzeugnissen seiner Musse auch gern ein angenehmes Geschenk machen wollte, werden ihre Unterhaltung dabey nicht finden; denn fast alle Räthsel sind kinderleicht. — Als ein Beweis, wie nicht selten die schönsten Dichtungen unserer Meister durch höchst prosaische Gedanken entstellt werden, stehe hier zum Schluss folgendes Räthsel:

Wie heisst das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,
Das man mit Recht Europens Garten nennt,
Wo man des Tages Arbeit wenig kennt? L. Th.

Druckfehler. In der Recension von *Rommerdts Anleitung, geometrische Figuren* etc. No. 41. d. J. S. 327. Z. 4. v. u. muss es heissen: *der Vf. des vorliegenden Werkchens* st. *der Vf. desselben*, und S. 328. Z. 20. v. u. st. *jedoch* lies *ja doch*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 APRIL, 1809.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Dankwerths: *Sir William Temple.* Biographie von *Heinrich Luden.* Auch unter dem Titel: *Kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts,* von *Heinr. Luden,* Prof. in Jena. Zweytes Bändchen. 1808. 390 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

„Es thut wohl, sagt irgendwo mit vollem Rechte ein groſser Geſchichtſchreiber, in der düſteren Gallerie von Gemälden ſuperfeiner Miniſter, die mit vielem Geiſte die Bürde und das Verderben der Völker geworden, das muſterhafte Bild Ritter *William Temple's* zu finden; wir haben ihn bey aller Gelegenheit als das vollkommenſte Ideal, nach welchem ein Staatsmann ſich bilden ſoll, empfohlen." — Wohl verdiente der Treffliche gerade jetzt, da die Zeit, welche er zum Theil geſchaffen hat, völlig vorüber iſt, ins Gedächtniſs der Nachwelt zurückgerufen zu werden. — Für Hn. L. iſt dieſe Darſtellung, wie er ſich in der Vorrede äuſsert, zugleich Vorarbeit zu einem gröſseren Werke, das ihn beſchäftiget, — einer vollſtändigen Geſchichte der vereinigten Niederlande.

Immer iſt es für den Biographen ſehr ſchwer, die Grenze feſtzuhalten, wo ſein Stoff von der allgemeinen Geſchichte, in welche jedes merkwürdige Individuum mehr oder minder eingreift, ſich ſcheidet. Doppelt gefährlich muſste dieſe Klippe für den Biographen *Temple's* ſeyn, als deſſen vornehmſtes Wirken politiſch und durch die vielfachſten Fäden in die Staatengeſchichte ſeiner Zeit verflochten war. — Auch ſind der politiſchen Begebenheiten wirklich ſo viele und in ſo reichem Maſse in dieſer Biographie angebracht, daſs man den Ritter ſelbſt hie und da zu verlieren fürchtet. Wir müſſen ihn achten, bewundern: aber das innerſte Weſen ſeiner Individualität bleibt uns hier unaufgeſchloſſen. *Temple'n,* dem Staatsmanne, gilt das Denkmal, weniger dem Menſchen. In der erſteren Hinſicht iſt es wirklich trefflich, in der letzteren bleibt uns mehr zu wünſchen übrig. Ein kurzer Umriſs dieſer leſenswerthen Schrift, deren Inhalt gröſstentheils aus *Temple's eigenen Werken* und der denſelben vorangeſchickten *Lebensbeſchreibung,* aus *Hume's* Geſchichte und der *history of England during the reigns of the house of Stuarts* 1730 geſchöpft iſt, möge unſer Urtheil erhärten.

William Temple, geb. 1628 in London, aus einer edeln Familie, war der Sohn *John Temple's,* Oberaufſehers der Archive in Irland. Eine ſorgfältige Erziehung, Studium der Alten, (welche von keiner Nation mit freyerem Sinne geleſen werden, als den Engländern,) und die groſsen Lehren der Revolution unter Karl I, in welche der Vater auf mannichfaltige Weiſe verwickelt war, weckten, nährten und ſtärkten ſeinen Sinn für Recht, Freyheit und Vaterlandsliebe. In ſeinem 20ſten Jahre (1648) begab ſich *Temple* nach Frankreich, wo er 2 Jahre blieb. In Flandern, Holland und Deutſchland brachte er einige der folgenden Jahre zu, knüpfte Verbindungen, erwarb ſich Kenntniſſe aller Art, und lernte eben ſo vollkommen, wie die franzöſiſche, auch die ſpaniſche Sprache. Nach ſeiner Rückkehr (1654) lebte er in ſtillem häuslichem Kreiſe, verſchmähend die Dienſte Cromwels. Sein Geiſt reifte im Umgange mit den Alten für beſſere Zeiten. Bald nach der Thronbeſteigung Karls II (auch für ihn ein Gegenſtand groſser Freude) handelte er mit männlichem Sinne als Mitglied der Convention in Irland, und auf gleiche Weiſe nachher als Mitglied des Parlaments. (Wenige Züge über *Temple's* innere Natur würden die Leſer ſchon hier vertrauter mit ihm gemacht haben. Das eigentlich Bewegende in ihm, in ſeinem Wirken und Streben, und die demſelben inwohnende urſprüngliche Kraft iſt nirgends auch nur leiſe angedeutet. — Oder ſollte das *principium movens* überhaupt nicht darſtellbar ſeyn? — Aber läſst ſich denn ohne Erkenntniſs deſſelben irgend ein Individuum begreifen? — Was aber erkennbar iſt, iſt auch darſtellbar. Wie malt uns oft Plutarch mit wenigen Zügen das Beſeelende ſeiner Heroen! — Nicht einmal die der engliſchen Lebensbeſchreibung beygefügte kurze, aber treffende Charakteriſtik ſcheint Hr. L. vollkommen erſchöpft zu haben. Auch hätten wir Manches, was in die Anmerkungen verwieſen iſt, lieber im Texte geſehen. Selbſt an der Stelle der Einleitung, ob ſie wohl treffliche Worte an unſere eintönige Zeit enthält, wünſchten wir vielmehr eine Schilderung Englands zur Zeit, da *William Temple* in deſſen Geſchichte eingriff.) Aus Veranlaſſung des erſten Krieges Karls II trat *Temple* in die für ihn äuſserſt erwünſchte diplomatiſche Laufbahn ein. (Warum wünſchte er denn ſo ſehr gerade dieſe Laufbahn?) Er wurde nach Münſter geſchickt, um den Vertrag Englands mit dem Biſchofe daſelbſt abzuſchlieſsen, und, während er zugleich zum Reſidenten in Brüſſel ernannt ward, über deſſen Vollziehung zu wachen. Er ſelbſt nannte ſich jetzt noch einen Neuling in Geſchäften. — Doch bald hierauf brachte er die berühmte Triple-Allianz zu Stande, offenbar die ſchönſte That ſeines diplomatiſchen Lebens,

man mag die Gesinnung, in welcher er hier handelte, oder die Schwierigkeiten, welche er zu besiegen hatte, in Erwägung ziehen. „Es war seit Karls II Thronbesteigung ein solches Schwanken in Englands Politik herrschend, dass keiner mit dieser charakterlosen Regierung ohne Gefahr irgend eine Verbindung wagen und auf sie rechnend feste Massregeln ergreifen durfte.“ „Nicht für zwey Jahre (S. 73) könnte man auf England rechnen, sagte *de Witt* zu *Temple*, und *Temple* schrieb diess dem Grossiegelbewahrer nach England mit dem Zusatze: das sey nur zu wahr.“ Und doch gewann *Temple* den Grosspensionär für seine Plane. (Wie diess geschah, so wie überhaupt den Gang der grossen Verhandlungen hat Hr. *L.* in einfacher Würde dargestellt.) Als *de Witt* gewonnen war, begab sich *Temple* zu dem Grafen von Dohna, Schwedens Gesandten bey den Staaten. Ohne sich nach den Formen zu richten, die Stand und Gewohnheit zu fodern schienen, ging er in Dohna's Zimmer, nahm einen Stuhl und setzte sich neben dem Grafen, ehe dieser aufstehen konnte. „Mein Geschäft, sagte er, wird meine Freyheit entschuldigen; Ceremonieen sind erfunden, um die Geschäfte zu erleichtern, nicht um sie zu hindern; man verachtet sie mit Recht, wo diess geschehen würde; zwischen uns ist Vertrauen und Redlichkeit nöthig.“ — Diese Weise gewann *Temple's* des Grafen Gemüth; er umarmte ihn wie einen vieljährigen Freund. — Bey *de Witt* drang er nun auf Schnelligkeit der Unterhandlung. „Wenn jetzt, sagte er, die gewöhnliche Weise beobachtet und die Stimme jeder einzelnen kleinen Stadt eingeholt werden soll: so wird die Unterhandlung nie zu einem glücklichen Schlusse kommen. Wenn nicht die General-Staaten schliessen und unterzeichnen wollen: so ist mein Geschäft vor dem Beginn abgethan, und ich gebe alles verloren.“ *De Witt* antwortete: „das sey ganz gegen die Verfassung ihres Staates; unterzeichnen könnten die General-Staaten wohl einen Tractat, aber um ihn zu bestätigen, müssten sie die Provinzen und Städte befragen; sie würden ihre Köpfe wagen, wenn ihr Verfahren gemissbilliget würde. Da erwiederte Sir *William Temple*: die müsst Ihr wagen bey einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit für Eure Existenz, für die Rechte der ganzen Christenheit! Bedenkt, dass in Flanderns Gefahr aller Staaten Sicherheit bedroht wird, und in Flanderns Eroberung aller Staaten Unabhängigkeit verloren geht. Eine glückliche Unternehmung reizt zu neuen; jede Eroberung mehrt die Begierde, wie die Kraft, sie zu befriedigen: was jetzt leicht zu wehren ist, wird künftig unendlich schwer seyn. Was soll uns dann vereinigen, wenn wir nun getrennt bleiben? Wir nähern uns langsamer, und ehe wir zu Hülfe kommen, seyd Ihr verschlungen; Andere folgen, und die Masse wird immer grösser. Wie leicht hemmte menschliche Kraft auf des Berges Höhe den rollenden Ball, der am Fuss unwiderstehlich vieler Menschen Leben und Werke begräbt! Darum muss zwischen euren Bevollmächtigten und mir schnell unterhandelt, und die Übereinkunft von den Staaten bestätiget werden; alles kann und muss in vier, in fünf Tagen geschehen; bey einer Sache von so augenscheinlich dringender Noth könnt ihr auf Zustimmung rechnen; ich habe jetzt unumschränkte Vollmacht; alles ist gut; verliert ihr den Augenblick: so verdient ihr die Köpfe zu verlieren.“ Darauf verliess er ihn. Am fünften Tag nach dem Anfange der Unterhandlungen wurden die Tractaten unterzeichnet. „Gerührt und mit Enthusiasmus rief *Temple* aus: *Zu Breda Freunde, hier Brüder! De Witt* sagte zu ihm: noch keinem Minister irgend einer Macht sey gelungen, was *Temple* vollbracht habe, in 5 Tagen die Staaten zu einem Schritte von solcher Wichtigkeit zu vermögen.“ — Auch der bald darauf erfolgte Friede zu Aachen war grösstentheils *Temple's* Werk. Mit gleicher Würde bekleidete er hierauf die Gesandtschaftsstelle in Holland. „Die grossen Angelegenheiten Europa's und die Wohlfahrt seines Vaterlandes beschäftigten unaufhörlich seine Seele. Das dreyfache Bündniss fester zu gründen, zu verbreiten, vielleicht dasselbe nach und nach zu einem allgemeinen Staatenbunde zu erweitern, das war sein grosser Gedanke, sein Streben. Edel (S. 138 ff. mit Feinheit gezeichnet) sein Verhältniss zu *de Witt*. Doch diess schöne Wirken ward bald unterbrochen. Als Karl II sich in den Rachekrieg Ludwigs XIV mit Holland verwickeln liess, ward *William Temple* zurückberufen. „Und also, schrieb er an seinen kindlich von ihm geliebten Vater, lösete sich das Abentheuer, das seit 3 Jahren so vielen Lärm in der Welt erregte, den allgemeinen Frieden gab und sicherte, und unserem König die Entscheidung aller Angelegenheiten benachbarter Staaten in die Hand gab, in Dunst auf! Die Politik, welche man jetzt befolgen wird, müsst Ihr aus den Zeitungen kennen lernen, und nicht mehr von mir erwarten; ich werde nicht danach fragen, und mich nicht darum bekümmern.“ Er zog sich in die ländliche Einsamkeit nach Sheen zurück, „jenem kleinen Winkel, an welchem er mit solcher Liebe hing, dass, so lange ihm dieser blieb, kein Missgeschick ihn ganz unglücklich machen konnte.“ Dieser Zurückgezogenheit *Temple's* verdankt die Nachwelt seine „*Observations upon the united provinces of the Netherlands*, und sein *Essay on the Original and Nature of Government*. (Um die Erzählung nicht zu unterbrechen, sagt Hr. *L.* S. 219, wollen wir in Zukunft über *Temple's* Schriften besonders reden, und sie zu würdigen versuchen. Mehr als das Allgemeinste darüber dürfte, dünkt uns, doch auch schon in der Biographie angebracht seyn.) Als Karl II des Krieges müde war, sollte *Temple* den Frieden vermitteln. Bald und auf eine ehrenvolle Weise gelang ihm diess mit Holland. Herrlich redete er hierauf (S. 235 ff.) zu seinem Könige, als ihm dieser auftrug, auch mit den übrigen kriegführenden Mächten zu unterhandeln. In Holland fand er, obwohl einst ein redlicher Freund von *de Witt*, bald den Weg zu dem Herzen Wilhelms von Oranien. Vergebens ward, weil man dem Könige vorgestellt hatte, *Temple* eigne sich nicht zu den Unterhandlungen mit dem Prinzen, erst Arlington, dann Sir Gabriel Sylvius nach dem Haag geschickt; dem letzteren, äusserte Wilhelm, habe er nichts gesagt, welches nicht auch sein Kutscher wissen könnte. *Temple* lachte und fragte, ob

er dieſ dem Grafen Danby ſchreiben dürfte? Der Prinz erwiederte: er ſolle es ſchreiben. — Endlich kam, nicht ohne Mitwirken *Temple's*, aber auch nicht ohne Schwierigkeiten und groſsen Verdruſs für dieſen, der Friede zu Nimwegen zu Stande. — Als dieſer geſchloſſen war, wurde er Mitglied des geheimen Rathes, welcher ihm zum Theil ſeine Organiſation zu danken hatte. Doch auch hier ward ſein edles Wirken gehemmt durch die Schwäche Karls II, die düſtere Schwermuth, welche ſich damals auf die engliſche Nation gelagert hatte, und durch die entgegengeſetzten Plane mehrerer ſeiner Collegen. Wie er ſelbſt indeſſen die hohe Würde dieſer Stelle behauptet habe, davon nur *ein* Beyſpiel. Im Oct. 1679, wo ſich eben das neue Parlament verſammeln ſollte, war *Temple* nach London gekommen, um den Rückſtand ſeines Gehalts (von der Geſandtſchaft her) einzufodern. Graf Sunderland verſprach ihm ſeine Hülfe, und ging mit ihm zum Könige. Dieſer ſchien ſehr gütig und freundlich; aber kein Wort von Geſchäften. Von da, mit Sunderland, in den Rath; er erwartete nur gemeine Dinge. Auch war die Sitzung alſo im Beginn, im Fortgang; als Sir William aber alles geendigt glaubte, da ſagte der König: aus vielfachen Gründen müſſe er das Parlament noch vertagen; er habe alle Folgen, die daraus entſtehen könnten, wohl überlegt, und wolle keine Einwürfe hören: er vertage es alſo auf ein Jahr: der Kanzler möge dem gemäſs verfahren. — Der ganze Rath (ausgenommen Wenige, die unterrichtet waren, und Stillſchweigen für das Beſte hielten) war wie betäubt über dieſen plötzlichen Entſchluſs, und die Weiſe ihn mitzutheilen; Einige erhoben ſich, um dagegen zu reden. Da ſtand Sir *William Temple* auf und ſagte zu dem König: „Über Eurer Majeſtät Entſchluſs will ich nichts ſagen, weil ſie keine Gründe darüber hören will; aber ich möchte mich unterwinden, ihr meine unterthänige Meinung für die Zukunft zu geben. Dieſe iſt, daſs ſie geruhen möge, alle Zeiten einen Rath zu vernehmen; und in ihm Freyheit der Debatten und Meinungen zu geſtatten: alsdann kann Eure Majeſtät noch immer entſcheiden, wie ihr beliebt. Wenn des gegenwärtigen Raths Perſonen oder Anzahl ihren Angelegenheiten nicht angemeſſen ſind: ſo ſteht es in ihrer Macht, ihn aufzulöſen, und einen anderen zu errichten von zwanzig, zehen, fünfen, wie ſie will, und dieſen wieder zu verändern. Aber, ob Räthe zu machen, die nicht rathen ſollen, in Eurer Majeſtät Macht ſteht, bezweifle ich, weil es widerſinnig wäre; und nach dem, welches ich aus früherer Zeit und der unſrigen bemerkt habe, glaube ich nicht, daſs ihre Vorfahren dergleichen je in England ausgeübt, noch fremde Fürſten jetzt ausüben in der ganzen Chriſtenheit.“ Bald nach dieſem (1681) endigte ſeine öffentliche Wirkſamkeit; er zog ſich für immer in den Privatſtand zurück. Es folgte ihm die Achtung der Nation, und die Huld Karls II, nachher Jacobs II und Wilhelms III; nur zur öffentlichen Thätigkeit lieſs er ſich nicht mehr zurückrufen. Selbſt Wilhelm III bot ihm dreymal vergeblich die Stelle des Staatsſecretärs an, hörte aber doch nicht auf ſein Freund zu ſeyn, und zog ihn in den wichtigſten Angelegenheiten des Staates zu Rathe. Er ſtarb 1698. — Man ſieht, daſs Hn. *Ludens* Geſchenk, obwohl theils mehr, theils weniger Zugaben zu wünſchen wären, uns ſehr willkommen ſeyn dürfe. R. I. H.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Geſchichte Frankenlandes* von *Franz Anton Jäger*, der WW. Doctor. *Zweyter Theil.* 1807. 486 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit dem erſten Theile dieſes Werkes, und mit dem Plane, nach welchem es bearbeitet worden, haben wir unſere Leſer in der A. L. Z. 1807 No. 216 bekannt gemacht. In der Bearbeitung dieſes zweyten Theils iſt ſich der Vf. gleich geblieben; und ob wir gleich darin nicht den Geiſt eines kritiſchen Geſchichtsforſchers entdecken, ſo müſſen wir ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er ſich alle Mühe gegeben habe, die merkwürdigſten Begebenheiten, die nur irgend auf die fränkiſche, oder vielmehr auf die würzburgiſche und bambergiſche Geſchichte Einfluſs hatten, zu erläutern, und über die politiſchen und kirchlichen Verhältniſſe dieſer zwey Biſthümer, ſo weit es die Dürftigkeit ſeiner Quellen geſtattete, ein helleres Licht zu verbreiten. Dieſer Band zerfällt in *zwey*, der Zahl nach, fortlaufende Bücher, von welchen das *dritte* den Zeitraum: *von Erhebung des Biſthums Würzburg zum Herzogthum, bis zu deſſen Abnahme durch K. Heinrich V*, in ſich faſst. Dieſe Perioden-Abtheilung, welche mit den Jahrzahlen 1017 bis 1116 etwas näher hätte beſtimmt werden ſollen, gründet ſich auf die, am Schluſſe des erſten Theils für unbezweifelt richtig angenommene Angabe, daſs das Biſthum Würzburg vom K. Heinrich II im J. 1017 die Eigenſchaft eines *fränkiſchen Herzogthums* erhalten habe. Die Beurtheilung dieſer Behauptung haben wir bey der Anzeige des erſten Theils ausgeſetzt, weil wir mit Recht erwarteten, der Vf. würde ſich über den, für die fränkiſche Geſchichte des mittlern Alters ſo wichtigen, *ducatum Franciae orientalis* etwas ausführlicher herauslaſſen, und vorzüglich die hiſtoriſchen Zweifel zu widerlegen ſuchen, die ſo viele claſſiſche Geſchichtſchreiber dem würzburgiſchen Beſitz des fränkiſchen Herzogthums entgegen geſetzt haben. Wir fanden uns aber in dieſer gerechten Erwartung getäuſcht, und müſſen daher nur im Allgemeinen bemerken, daſs wir uns von einem *ſolchen* Herzogthum, wie es der Vf. dem Stifte Würzburg über ganz Oſtfranken zueignet, nicht überzeugt finden, und daſs der würzburgiſche Ducatus, im damaligen Sinne des Worts, weiter nichts andeutete, als die Ausübung der Gerichtsbarkeit in der würzburgiſchen Diöces. Selbſt die vom Vf. im erſten Theile dieſes Werkes angeführte Urkunde K. Heinrichs II vom J. 1017 [*in Leukfeld. antiq. Poeld. p.251*] redet nur von einer, dem Stifte Würzburg *in toto ducatu vel comitiis orientalis Franciae* zugeſtandenen *poteſtate judiciaria*, die vormals von den königlichen Gaugrafen verwaltet wurde Hieraus wird man aber wohl ſchwerlich den würzburgiſchen Biſchöfen den Beſitz der herzoglichen Würde beylegen können, zumal ſolche, nach dem Zeugniſſe der älteren Geſchichtſchreiber, ſich ſpäterhin in den Händen des ſaliſch-wormſiſchen Hauſes und der hohenſtaufiſchen Familie befand. Auch müſſen wir uns wun-

dern, dass der Vf. es nicht einmal der Mühe werth geachtet, die Einwürfe zu widerlegen, welche *Gemme in differt. de ducatu Fr. or. p. 75* gegen die Ächtheit der vorhin bemerkten Urkunde vom J. 1017 vorgebracht hat, da doch dieses Diplom einen vorzüglichen Beweis ausmacht, worauf sich das fragliche Herzogthum gründen soll. — Sehr zahlreich sind die Rubriken, unter welchen der Vf. seinen Lesern von der physischen, kirchlichen und politischen Lage Franconiens den nöthigen Unterricht ertheilet. Bey vielen Gegenständen gehen jedoch die Nachrichten so ganz ins Allgemeine, dass sie auf alle deutschen Provinzen passen, ohne für die Erläuterung der fränkischen Geschichte nur die mindeste Ausbeute zu gewähren. So findet man z. B. unter dem Artikel *vermehrte Burgen* weiter nichts, als dass nach dem Verfall der Gauverfassung die begüterten Grafen und Dynasten eine Menge Burgen angelegt, und sich davon den Namen beygelegt hätten. Diess ist eine allgemein bekannte historische Wahrheit, die von ganz Deutschland gilt. Aber welche Familien in Franken begütert gewesen, wie sie geheissen, welche Schlösser von ihnen erbauet worden, worin ihre Dynastieen bestanden, wie lange sie geblühet, in welchen Verhältnissen sie mit den Stiftern u. Klöstern gestanden haben u. s. w., darüber vermochte Hr. *J.* seinen Lesern keinen Aufschluss zu geben. Eben so mangelhaft sind die Nachrichten, die man hier von den Reichswaldungen und von den königlichen Domainen aufgezeichnet findet; auch hätten die Pfalzen und *villae regiae*, deren es doch mehrere in Franken gab, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen. — Dass nach S. 259 das blosse Schwerd, welches sich Bischof Erlong zu Würzburg hat vortragen lassen, für ein charakteristisches Kennzeichen seiner *Herzogen-Würde* zu erklären sey, ist unrichtig, indem dasselbe, nach dem einstimmigen Urtheile der Publicisten, nur *potestatem judiciariam* andeutet, welche keinesweges den Begriff eines Herzogthums in sich fasst.

Das *vierte Buch* hat die Aufschrift: *Von Abnahme des Herzogthums Franken durch K. Heinrich V und dessen bald wieder erfolgter Zustellung, bis auf seine Bestätigung durch K. Friedrich I* (d. h. vom J. 1120 bis 1168). Neue und interessante historische Wahrheiten dürfen die Leser hier eben so wenig erwarten, als im vorhergehenden Buche. Der Vf. beschäftiget sich grösstentheils nur mit den Begebenheiten der Bisthümer Bamberg und Würzburg, gleichsam als ob deren Bischöfe ganz allein Besitzer und Herrn von Frankenland gewesen wären. Dieser grosse deutsche Staat fasste ja eine Menge zum Theil erloschener Graf- und Herrschaften in sich, die gerade in dieser Periode in der fränkischen Geschichte zum erstenmal aufgetreten, und als Theile des Ganzen zu betrachten sind. Die Verbindung, in welcher diese Grafen- und Herren-Familien mit den Stiftern Bamberg und Würzburg standen, ihre Schutzvogteyen über viele fränkische Klöster, ihr Antheil an den allgemeinen Volksbegebenheiten, der Umfang ihrer Länderdistricte u. d. m. durften dem Vf., wenn es ihm um Aufklärung der fränkischen Geschichtskunde zu thun war, nicht gleichgültig bleiben. Er musste den Ursprung dieser kleinen Häuser, den successiven Erwerb und Verlust ihrer Güter, ihre Verhältnisse gegen die Stifter und Klöster u. s. w. entwickeln, um dadurch den Leser mit der Geschichte so vieler einzelner Theile, woraus das Ganze entstanden, nur einigermassen bekannt zu machen. Freylich ein schwerer und mühsamer Gang der Geschichte, der gründliche Vorkenntnisse, eisernen Fleiss und eine genaue Bekanntschaft mit allen Subsidien erfodert, wenn man es unternehmen will, die Geschichte Frankenlandes nach ihrem ganzen Umfange zu bearbeiten. Bey dem Vf. scheint diess der Fall nicht zu seyn. Er begnügt sich nur, dasjenige, was würzburgische und bambergische Geschichtschreiber aufgezeichnet haben, in einem neuen Gewande vorzutragen, ohne die Menge von Quellen zu benutzen, welche ihm zur Bearbeitung der fränkischen Geschichte so manche brauchbare Materialien in die Hände geliefert haben würden. — Sehr fruchtbar war dieser Zeitraum an Errichtung vieler Klöster, Spitäler, Wallfahrten und anderen frommen Stiftungen, welche auf Entwickelung der Landesgeschichte einen bedeutenden Einfluss haben. Insonderheit lernt man dadurch die Familien des hohen und niederen Adels kennen, die im Lande begütert waren, und zum Theil frühzeitig erloschen. Aber die Nachrichten, die der Vf. hin und wieder darüber mittheilt, sind durchaus unbefriedigend. Auf die Herkunft der gräflichen Stifter, auf ihren Länderbesitz, auf ihre Vogteyrechte, auf die Ausstattung der Klöster und deren nach und nach erlangten Reichthum u. d. m. ist keine Rücksicht genommen worden, um den Leser mit diesem Gegenstande der Geschichte etwas bekannter zu machen. Auch vermissen wir noch viele Klöster, die sich als merkwürdig auszeichnen. Dahin gehören z. B. Langheim, Theres, Königs- und Herrnbreitungen, Heilsbronn, Amorbach, Mönchröden, Trostadt u. s. w., welche in diesem Zeitraum ihr Daseyn erhielten, und für die fränkische Geschichte manches Datum liefern. — Bey der S. 373 mitgetheilten Urkunde vom J. 1168, worin K. Friedrich II dem Stifte Würzburg die Gerichtsbarkeit *per totum episcopatum et ducatum Wirzeburgensem* erneuert, bemerkt der Vf., dass die darüber ausgefertigte Urkunde mit dem kaiserlichen Siegel von Gold versehen und auf rothem Wachse aufgedruckt sey. Ob er das Original davon in Händen gehabt habe, und mithin diese Angabe verbürgen könne, erfahren wir nicht. Wir hätten aber über diesen Umstand um so gewisser eine nähere Auskunft erwartet, weil man die Existenz und Ächtheit dieses Diploms aus mehreren Gründen in Zweifel zieht (*Jungens Miscell.* T. I. p. 214). S. 384 bis 485 handelt der Vf. unter mehreren Rubriken von dem physischen, politischen und kirchlichen Zustand Franconiens; auch bestimmt er S. 435 die Grenzen des Herzogthums auf eine so oberflächliche Art, dass der Leser sich davon wohl schwerlich einen deutlichen Begriff wird machen können. Im Ganzen genommen verbreitet nun zwar dieses Buch kein helleres Licht über die fränkische Geschichte, aber für blosse Dilettanten kann es doch als eine brauchbare und gut geordnete Sammlung merkwürdiger Begebenheiten empfohlen werden.

A. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 APRIL, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

Rudolstadt, im Verlag der Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Franz von Sonnenbergs Gedichte.* Nach dessen Tode herausgegeben von *J. G. Gruber.* Mit dem (unähnlichen) Porträt des Dichters. 1808. XX und 233 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Selbstberufen hat Hr. *Gruber* schon vor zwey Jahren ein *Etwas* über den verewigten *Sonnenberg* ans Licht gestellt, wovon wir im Nov. 1808. No. 267 eine kurze Anzeige gegeben haben. Diessmal tritt er berufen und bevollmächtigt mit seines Freundes nachgelassenen Gedichten hervor: denn „*vier Tage vor seinem Tode nahm der Verewigte Hn. Gruber das Versprechen ab, seinen Nachlass zu besorgen.*" Nach Lesung des hier mitgetheilten Nachlasses könnte man freylich auf den Gedanken gerathen, Hr. *Gr.* habe seines Freundes Auftrag nur missverstanden, und dieser sich unter *dem Besorgen* nichts weniger als *das Drucken* gedacht. Ja, da Hr. Gr. die Herausgabe als eine Gewissenssache zu betrachten scheint, dürften wir an gewisse, hier unterlassene Vorsichtsmasregeln bey dergleichen testamentarischen Verpflichtungen erinnern, und mit vollem Recht unheimliche Vermuthungen äussern, wenn nicht *Sonnenbergs* gewiss schönes, menschliches Streben sein ganzes, zerrissenes Leben und sein Tod den Spott entwaffnete, der zwar eigentlich Hn. *Gr.* träfe, aber leicht auf den Verstorbenen gemissdeutet werden könnte. Wir erkennen also des Herausg. Beruf lieber an, und erinnern nur, dass er die Vorrede sehr unschicklich mit den obenangeführten Worten beginnt; weil es nun aussieht, als sey er vor Verantwortung bange, und wolle mindestens seinen Willen von jeder Schuld lossagen. So weiss sich Hr. *Gr.* gewandt einer strengern Rüge der Kritik zu entziehn, die Jeden treffen sollte, der ein unnöthiges Buch mehr in die Welt bringt. Das vom Herausgeber gebrauchte Mittel gehört übrigens unter die erbärmlichen, und unter die gefährlichen zugleich, indem es eine grosse Hälfte der Leser besticht, und jedem Beurtheiler sein Geschäft verleidet. Von Hn. *Gr's.* jetzigen Bevorwortungen ist das weniger zu fürchten, weil er eigentlich nur in der Dedication weinerlich ist: in der Vorrede selbst aber sich zur didaktischen Würde steigert, und endlich — in der Anmasung den Culminationspunct erreichend — seines Freundes Genius unbesorgt neben den klopstockschen setzt. *Sonnenbergen* rechnen wir von allen jenen Sünden nur die an, dass er selbst sich diesen Herausgeber wählen konnte.

Was nun erstlich das Historische der vor uns liegenden 43 Gedichte betrifft: so sind zwey von ihnen: *Deutschland und Frankreich* und *Deutschlands Auferstehungstag*, bereits einzeln gedruckt und in unserer A. L. Z. 1806. No. 178 von einem anderen Rec. gewürdigt. Zwey andere, *die Geburtstagsfeyer* und *das Fest in der Hauptstadt*, sind aus dem *Donatoa* abgedruckt, „*auf den Rath des genialen Dichters, Herrn von — Kl.*" (Es ist überhaupt Hn. *Gr's.* Art, wenn er Autoritäten statt anderer Gründe bringt, die Namen seiner Heroen gar nicht, wie S. IX, oder nur nach ihren Anfangsbuchstaben zu nennen, wie S. XIV und XV. Man sieht leicht, was dadurch von einer Seite erreicht, von der anderen vermieden wird.) Mehrere andere Gedichte sind zerstreut erschienen: die grössere Zahl aber ist ganz neu.

Wer die in Hn. *G's. Etwas etc.* bekannt gemachten interessanten Briefe *Sonnenbergs* gelesen hat, wird sich leicht eine Idee von seinen poetischen Arbeiten machen können: wo *Sonnenberg* sich selbst am reinsten ausspricht, meistens in längeren hexametrischen und elegischen Gedichten, bodenlose Verzweiflung, rastloses Streben nach Vernichtung, nicht ohne Energie, wenn auch oft widrig, und in Worten und Gedanken aufs höchste verzerrt. So sind *Allfried und Selmina*, S. 80; so *Angedenken*, S. 180; so *Ryno und Alina*, S. 157. Wenn sich diese wilde Kraft mildert: bleibt nichts als ein abgestorbenes Residuum angehäufter Bilder ohne innere Einheit, und einzelner, oft wohlklingender Verse, ohne Zusammenhang mit dem Vor- und Nachstehenden. Viele dieser Gedichte sind den *matthison*'schen Nebelgemälden bis zur höchsten Täuschung ähnlich. Zum Beleg stehe hier der Anfang des Gedichts: *der Abend*, S. 25:

> Leis säuselnd weht die Ficht' am Felsenquelle,
> Im Wipfellaub erlöscht das Dämmerlicht,
> Und Luna's Silberboot beschifft die Welle,
> Die schäumend sich am Klippenahorn bricht.
> Im Lenzgesträuch des Blütenthales flüstert
> Ein Hügellüftchen nur; dem Weidenmoor
> Entwindet sich ein Nebelschley'r, umdüstert
> Mit tiefem Blau sein Binsenrohr. u. s. w.

Ausser der zufälligen Ähnlichkeit der Landschaftspinseley ohne höhere Bedeutung zeigt sich in diesen, meistens in melischen Strophen geschriebenen Poesieen auch noch die einer vollkommenen inneren Auflösung. In der Musik wird es auch der schlechteste Componist nie wagen, mehrere Tonarten durch einander zu mengen, oder einen Übergang

zu versäumen: in der Poesie haben die meisten kaum eine Ahndung von etwas Ähnlichem. —, Wir müssen es noch als charakteristisch von dieser Classe der *Sonnenberg*'schen Gedichte anführen, dass er lyrischen Schwung durch die sonderbarste Vereinzelung der Gedanken zu erzwingen sucht. So beschäftiget sich eine ganze Ode: *der Todtenhain*, mit der an und für sich nicht unpoetischen Idee, dass die Reste entschlafener Geliebten sich in Blumen verwandeln, und so wieder von süsser Bedeutung werden; aber dieser Gedanke wird in so unendliche Fäden ausgesponnen, und in solche Details ausgeführt, dass ein dem Ekel nahes Gefühl nachbleibt. Was soll man sagen von Stellen, wie:

Meine Ida, in dieser Leichenblume
Pflück' ich zitternd . . . vielleicht, ach deinen Vater!

oder wenn er endet mit dem Stossseufzer:

o brech' uns ein liebend Alpenmädchen,
Brech' uns lächelnd am Tag des ersten Kusses!
Sieh, am Busen der Unschuld
Schmücken die Liebe wir noch!

so ist wohl der Gipfel weichlicher, sentimentaler Zerknirschung erreicht, und es bedarf nicht erst der Parodie.

Bey weitem am unglücklichsten aber ist *Sonnenberg*, wenn er seine gewohnten Pfade verläst, und sich zu jovialem Scherz herabstimmt. Erst dann, wenn man einsehen lernt, wie fremd ihm der Scherz war, wird man sich recht innig überzeugen, wie nie der schöne *wahre* Ernst, der das Lebenselement aller Poesie ist, einheimisch werden konnte in der Brust des unglücklichen Mannes. Zwar sind die Anwandlungen von komischer Laune selten bey ihm: aber wo sie sich finden, erreichen sie auch gewiss ein Äusserstes von Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit. In *Minna's Kanarienvogel*, S. 126, ist alles concentrirt, was in dieser Art gesündiget werden konnte.

Wie reichhaltigen Stoff die *Sonnenberg*'sche Poesie dem spottenden Humor beut, das bezeichnet eine frühere geistreiche Rec. des *Donatoa* in unserer A. L. Z. 1806 No. 135. Wir haben lieber unsere Meinung ohne Ironie sagen wollen, weil wir uns scheuten, die Gefühle des Verstorbenen rauh und kalt zu berühren; wenn er uns auch ein Recht dazu giebt, indem er sie dem Urtheil eines jeden Lesenden preis giebt. Da aber das Letztere eigentlich Hr. *Gr.* gethan hat, so darf der Unschuldige nicht für den Schuldigen büssen.

Ob *Sonnenberg* Dichter war, ob nicht: davon kann kaum noch die Rede seyn. Diejenigen, die sich theilnehmend zu dem Lebenden gesellt hatten, die eigne Kraft genug besassen, ruhig zu beharren bey allem Sturm und Drang ihres Freundes, und poetische Momente von der wahren Dichterweihe zu sondern wussten, werden dem Hn. *Gr.* Dank wissen für diese Mittheilung, nicht darum, weil ihnen würdige poetische Gestaltungen erschienen wären, sondern weil sie einen treuen Abdruck von der ganzen Individualität des ihnen mit Recht werthen Mannes erhalten haben. Diejenigen, die ohne persönliche Beziehungen sind, werden nichts als eine verwirrte und zerstörte Phantasie wahrnehmen; sie werden das würdige ethische Streben *Sonnenbergs* anerkennen; aber seine Gedichte höchstens als Manuscript für Freunde von Werth; und eben durch diese subjective Bedeutung alles Kunsturtheils unfähig finden. Wenn sich aber jemand zeigt, der sich öffentlich als Freund des Verstorbenen proclamirt, und zugleich als unbedingter Verehrer seiner Muse auftritt: so müssen wir entweder annehmen, dass etwas missverstandene Freundschaft das ruhigere kritische Urtheil befangen habe, oder wir müssen auch gestehen, dass ein Mann, der so urtheilen kann, eben hiedurch unfähig erscheint, wirklicher Freund eines genialen Geistes zu seyn.

Wir schliessen unsere Rec. mit der gegründeten Hoffnung, dass Hr. *Gr.*, der unserer Anzeige von seinem *Etwas* in einem *Prodromus galeatus* mit der ihm eigenen Humanität gedenkt, auch gegenwärtige unsere Anzeige in seiner nächsten Vorrede raisonnirend anzeigen wird. Pw.

Berlin, in d. Realschulbuchhandl.: *Das Räthsel und der unterbrochne Schwätzer.* Zwey Lustspiele von *C. W. Contessa.* 1808. 153 S. 12. (12 Gr.)

Das erste der beiden hier zum erstenmal gedruckt erscheinenden Lustspiele hat schon seit einigen Jahren auf dem weimarschen, berliner, altenburger und anderen Theatern verdienten Beyfall gefunden. Der natürliche, ungezwungene Gang des Stücks, dem gleichwohl nichts an Interesse abgeht, und die einfach, aber rein gezeichneten, gut contrastirten Charaktere; dazu der durchaus gefällige Dialog und seine gebildete Sprache geben dem kleinen Lustspiel einen Werth, der sich auch bey der ruhigen, unbefangenen Lectüre grösstentheils erhält. Denn man findet alles Überflüssige verständig gemieden, dagegen nichts übersehen, was die neueren Komiker so oft der Nachhülfe des Schauspielers überlassen, indem sie kein längeres und höheres Leben kennen, als das ephemerische einzelner, schnell genug verrauschender Theaterabende. Dadurch, dass nur die drey zur Handlung unentbehrlichen Personen ohne Nebenfiguren auftreten, ist das Interesse glücklich concentrirt; zugleich beweist es zum Voraus, dass der Vf. nicht nöthig hatte, den Wechsel der Gefühle und Gesinnungen von aussen willkührlich erregen zu lassen, sondern dass er ihn organisch aus den gegenseitigen Verhältnissen seiner Figuren zu entwickeln wusste. Wenn fast alle modernen Lustspiele ihr Anziehendes im Sujet haben, und dadurch ihren poetischen Unwerth beurkunden: so hat dagegen *Contessa* Plan und Ausführung so glücklich verbunden, dass wir sein *Räthsel* unter die besten deutschen Lustspiele zählen dürfen. — Karl, ein reicher Jüngling, führt seine Braut, Elise, einem alten Oheim, einem gutmüthigen Hagestolz, zu, den er einst beerben soll, und in dessen Hause das Stück spielt. Der Oheim ist auch nicht unempfindlich für die Reize seiner künftigen Nichte, und wir sehn ihn gleich im Anfang der Handlung in einem Selbstgespräch vor der

Thür von Elisens Zimmer. Nach Beseitigung einiger Bedenklichkeiten, ob es ihm auch gelingen werde, seinen blühenden Neffen auszustechen u. drgl., beschliesst er „ein Bischen horchen zu gehn," und hält das Ohr an die Thür. Er fährt fort:

St! da vernahm ich was. — Nein. Ich hab' nichts vernommen.
Sie ist gewiss allein, mein Neffe wird nicht kommen:
Ich klopfe an. – Doch halt! – Gesetzt, sie ruft: herein,
Was mach' ich dann? – Nun dann geh' ich hinein.

Er geht auf die Thür zu. Dann sich wieder entfernend:

Doch wenn ich drinnen bin, was werd' ich ihr dann sagen?
Ey nun, ich werde sie nach dem Befinden fragen:
Sie dankt; sie macht mir Platz; ich setze mich — und dann —
Und dann — dann findet sichs! Ich geh' und klopfe an.

Indem er anklopfen will, tritt Karl durch eine andere Thür ein, einen Brief in der Hand. Ein Freund hat ihm ein Räthsel gesandt, welches die zwey Liebenden lösen sollen. Elise kommt dazu. Sie macht Karln einen scherzhaften Vorwurf, dass er sie so lange allein gelassen. Er hat drey lange Briefe schreiben müssen. Sie wendet sich an den Oheim:

Und auch mein Onkel lässt mich böslich aus der Acht.
Ich dacht' er kommt gewiss; — ich hatte falsch gedacht.

Er erwiedert:

Ja, wenn man immer wär', wo man am liebsten wäre!
Ich wollte just, da kam mir — jemand in die Quere.

Elise hatte Langeweile gehabt. Ihr Papagey war krank, ihr Mops lahm, zum Lesen hatte sie auch keine Lust, denn vor Büchern ekelte ihr:

Was soll ich mit dem unbequemen Wesen,
Das immer fort docirt, sich niemals unterbricht,
Nicht widersprechen lässt, und selbst nicht widerspricht?

Der Oheim fühlt sich eben so unlustig. Ihm ist

Das Trauerspiel zu lang, das Schauspiel gar zu breit,
In wenig Dichtern Geist, und Langeweil' in vielen.
Romane möcht' ich wohl, allein nicht lesen — *spielen!*

Karl erwähnt des Räthsels, und Elise findet es zur rechten Zeit gekommen. Allein der Brief, der es begleitet, enthält die Clausel, dass ein versiegelt beyliegender Zettel mit der Auflösung nicht eher als bey der Ankunft des Freundes geöffnet werden solle. Er wolle Karls Standhaftigkeit und Elisens Ergebung prüfen, schreibt er, und das Ganze als eine Vorübung zum Ehestand angesehen haben. Elisen verdriesst es. Sie beschliesst, sich des Zettels zu bemächtigen: sie will nichts mehr vom Räthsel wissen, und klagt über allerley Übelbefinden. Der Oheim merkt, dass ein Sturm bevorstehe, und schleicht davon:

Wir kommen bald zurück, den Weitzen einzuerndten.

Es entspinnt sich nun ein langer Dialog zwischen Karl und Elisen, aus dem wir aber nichts mittheilen, weil alles in ihm so vortrefflich ist, dass wir nichts Einzelnes auszuzeichnen wagen; auch liegt in der Aufeinanderfolge der Gedanken zu viel Sinn und reine Auffassung, besonders weiblicher Individualität, dass wir nichts davon aus einander reissen mögen. Elise bietet alle kleinen Künste ihres Geschlechts auf, Karln den Zettel abzulocken, Schmeicheleyen und Vorwürfe, Erinnerung an schöne Augenblicke und reizenden Trotz, erheuchelten Schmerz und zärtliche Bitten in anmuthig verbundenem Wechsel. Je fester er auf seinem Vorsatz beharrt, desto höher steigt ihr Eigensinn, und sie glaubt, ihrem ganzen Geschlecht etwas zu vergeben, wenn sie ihrem Geliebten den Sieg lässt. In der Gewissheit, dass er nicht ohne sie leben könne, und immer zu ihr zurückkehren werde, weist sie ihn aus dem Zimmer, nachdem ihr alle Mittel misslungen sind. Um seine Wiederannäherung durch Eifersucht zu beschleunigen, und zugleich eine kleine Rache an ihm zu nehmen, nimmt sie sich vor, des alten Oheims Zärtlichkeit zu erproben, den ähnliche Absichten in ihrer Nähe gehalten haben. Elise erklärt ihm vor allem, mit seinem Neffen habe sie auf immer gebrochen, und erfährt bey der Gelegenheit, dieser habe den Zettel seitdem dem Oheim zur Aufbewahrung anvertraut. Einige kleine Schmeicheleyen bewegen ihn bald, den Zettel zu holen; doch will er sich vorher eines Geständnisses entledigen, das ihn drückt, und es in einer Fabel geben. Er fängt also an, von eines alten Bären, oder vielmehr von eines Bären in seinen besten Jahren, zärtlicher Neigung zu einem Mädchen zu erzählen, und kommt bis zu der Liebeserklärung desselben. Da Elise nun auch des Mädchens Antwort wissen will, hat er diese vergessen, und fragt, was sie an der Schönen Stelle antworten würde. Sie lächelt, und spricht:

I nun, sie liess etwa ihr Sprüchlein so erschallen:
Mein lieber Bär, du bist ein artger Bär,
Und wenn er artig ist, kann auch ein Bär gefallen.
Man liebt Gestalt und Jugend nicht allein;
Es schmeichelt sich Verstand und Herz auch bey uns ein,
Und der Gehorsam ziert so Mensch als Bär vor allen.
Drauf geht der Bär geschwind, und holt den Zettel her,
Und ist sodann mit ihm ein doppelt artger Bär.

Mit diesen Worten verlässt sie ihn in den schönsten Hoffnungen, denen er auf eine höchst drollige Weise Sprache giebt: als er aber den Zettel, den er bey sich gehabt hat, zu ihr tragen will, erscheint ihm sehr ungelegen Karl, der des Zwistes mit Elisen bereits überdrüssig ist. Der Oheim beschliesst indess, die Gelegenheit wahrzunehmen, und Karln auf alles vorzubereiten. Da er mit allgemeinen Ausdrücken anfängt, immer nur von dem Streit spricht, und nicht recht zur Hauptsache kommen kann: glaubt Karl nicht anders, als Elise schicke ihn, und wolle durch ihn eine Versöhnung einleiten. Er versichert also dem Oheim, ohne eine nähere Erklärung zu erwarten, er willige in alles, und habe schon die Absicht gehabt, Elisen mit ähnlichen Vorschlägen entgegen zu kommen. Der alte Herr, der das Ziel seiner Wünsche schon erreicht sieht, denkt nicht an die Möglichkeit eines Missverständnisses, und so löst sich denn in der letzten Scene, da Elise wieder hervorgetreten ist, der angehäufte Stoff auf eine höchst gefällige Art zur Freude des jungen Paares und zur Beschämung des Oheims auf. — Mit der Zeichnung von Karls Charakter möcht' er indess in Widerspruch stehen, wenn er am Ende des Stücks, ohne seines Freundes Ankunft zu erwarten, den Zettel entsiegelt und fes-

hen Inhalt mittheilt. Dagegen ist dadurch der schönste Schluss des Ganzen gewonnen.

Das zweyte Lustspiel ist dem Französischen des *de Lau-nay* nachgebildet: kann aber mit dem ersten gar nicht verglichen werden; und höchstens auf dem Theater Effect machen, wenn die Rolle des Thalheim mit erfoderlicher Volubilität der Zunge durchgeführt wird. Die Anlage selbst ist alltäglich, der Ausgang unbefriedigend, und die Ausführung sowohl von Witz als von Humor entkleidet.

Aus den aus *dem Räthsel* gegebenen Proben erhellt schon, dass es in Versen geschrieben ist: eben so *der unterbrochene Schwätzer*. Doch hätten wir gewünscht, auf diesen Theil der Form eben so viel Fleiss gewendet zu sehen, als auf die übrigen. Denn dass Alexandriner der herrschende Vers sind, ist unverkennbar: aber an unzähligen Stellen weicht er kürzeren Zeilen. Solche Nachlässigkeiten hätte der wackere Dichter dem Hn. *v. Kotzebue* und dem Petit-Kotzebue, *Theodor Hell*, überlassen, und sich auch in der metrischen Genauigkeit lieber an *die Mitschuldigen* und *die Launen des Verliebten* anschliessen sollen, neben denen genannt zu werden *das Räthsel* in anderen Hinsichten nicht unwerth ist. Zw.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Königsberg*, in Comm. b. Nicolovius: *Hellwig* von *Ludwig Purgold* (Lehrer am Gymn. zu Wiburg). Zum Besten der preussischen Verwundeten. 1808. 32 S. gr. 4. (6 Gr.) Es ist aus den politischen Zeitungen bekannt, dass der preussische Lieutenant Hellwig am 17 Oct. 1806 ein starkes Corps gefangener Preussen bey Eisenach mit geringer Mannschaft von ihrer überlegenen französischen Bedeckung zurück erbeutete: ein Zug, der seines Urhebers Patriotismus schön beurkundet, und der ganzen Nation würdig ist, die an Einem Tage alles, nur ihre Ehre nicht verlor. Indess gestehen wir, in dieser abgerissen dastehenden Handlung auch nicht Einen Moment zu entdecken, der sie der epischen, oder überhaupt der poetischen Darstellung eignete. Auch Hr. *Purgold* hat ihr keine neuen und bedeutenderen Seiten abgewonnen, und sich mit einer der Anlage nach kunstlosen, der Ausführung nach höchst schwülstigen Erzählung begnügt. Der antike epische Ton und der Hexameter mit allem, was ihm anhängt, auf einen ganz modernen Gegenstand angewendet, und überall mit feyerlichem Ernst gehalten, fällt um so mehr ins Komische, als alles, was zur classischen Bildung gerechnet werden muss, den hier handelnden und redenden Figuren das Fremdeste ist. Wir können desshalb nicht sagen, dass wir Hn. *Purgold's* Versprechen, die Namen aller um Deutschland und überhaupt um Europa verdienten Männer nach Kräften zu feyern, einen besonders glücklichen Fortgang wünschen, da ein Product, wie dieses, auch durch die schönsten dabey obwaltenden Zwecke vor dem Richterstuhle der Kritik nicht gerechtfertiget werden kann. — Ganz besonders auffallend ist es noch, dass Hr. *P.*, der aus einer früheren Schrift als gründlicher Freund des classischen Alterthums, und besonders als Kenner der antiken Sylbenmasse nicht unrühmlich bekannt ist, Hexameter, wie die hier vorkommenden, hat bauen können, in denen sogar die ersten Regeln der gemeinsten Richtigkeit so sehr verletzt sind, dass mehrere Fünf- und Siebenfüssler mitunterlaufen, als:

V. 108. Edler noch, | männlicher | hallt im Ge- | murr über- | täubt dumpf.

oder V. 26. Und die | Schwerter | prüft er des | Vaters, das | grössre und | wieder das | grössre,

feinerer Fehler gar nicht zu erwähnen.

Unabhängig von dem eigenen Gehalt dieses kleinen Gedichts ist ein ihm anhängendes historisches Interesse, indem wir diese Arbeit als durch *die nordische deutsche Privatgesellschaft in Wiburg* (s. die St. petersburgische Monatsschrift. 1806. Oct. und Nov. S. 81 ff.) veranlasst betrachten können, und wir uns allerdings freuen müssen, wenn unsere Muttersprache, während ihr manche ihrer Kinder untreu werden, ihr inneres Leben bewahrend, im hohen Norden Blüten zu treiben beginnt. Zw.

Karlsruhe, b. Macklot: *Amint.* Ein Hirtengedicht von *Torquato Tasso.* Aus dem Ital. übersetzt von *Eduard Schaul.* 1808. 184 S. 8. (18 Gr.) Der Zweck dieser in breiter und ungebildeter Prosa abgefassten Umschreibung wird nicht leicht einem Leser klar werden, da er vermuthlich dem Übers. selbst unklar geblieben ist. An höhere Verdeutschungstendenzen kann nicht gedacht seyn, nicht einmal an die untergeordnete leichtere Unterhaltung. Man muss also glauben, Hr. *Schaul* wolle durch seine Arbeit den Lehrlingen die Lesung des Amyntas — freylich auf einem höchlich zu missbilligenden Wege — erleichtern. Dann aber hätte der, wie es scheint, nach Bodonis Ausg. so ziemlich correct abgedruckte italiänische Text der Version gegenüber gesetzt werden sollen, da er jetzt, ohne Sinn und Bedeutung, auf der Rückseite eines jeden Blattes steht. Auch wäre dann vor allem wörtlich treues Übertragen Pflicht gewesen, da anjetzt fast keine Periode nach den ihm eigenthümlichen Bildern und Ausdrücken wiedergegeben ist. Besonders aber sollte der, welcher für die Jugend arbeiten will, selbst in der Sprache zu Hause seyn, zu deren Erleichterung er Hülfsmittel liefern will. Dass diess nicht Hn. *Schaul's* Fall war, zeigt einestheils seine geringe Genauigkeit, anderntheils erhellt es aus offenbaren Verstössen gegen den Sinn des *Tasso.* Wir würden Proben davon geben, wenn sich deren nicht dem Neugierigen von allen Blättern entgegen drängten, und unter diesen so lächerliche, dass Hn. *Schauls* gesammte gelehrte Bildung dadurch in ein etwas zweydeutiges Licht geräth. So sind die *Novi Lini ed Orfei* S. 57 durch „*neue Lichter und Orpheuse*" wiedergegeben u. dgl. Wir sind nicht belesen genug in den französischen Übers. italiänischer Dichter, um hier auf benutzte Quellen verweisen zu können. Doch trägt diese Arbeit die Manier der franz. Dollmetschungen so sichtbar an sich, dass wir kaum zweifeln, Hr. *Schaul* habe statt des ihm unverständlichen Originals jene wiedergegeben: eine Mühe, die um so eher zu sparen gewesen wäre, da bereits vor mehreren Jahren in der *Polychorda* des verstorbenen *Aug. Bode* eine treue poetische und durchaus lesbare Verdeutschung des *Amyntas* geliefert ist. Zw.

Berlin, b. Littfas: *Sechzehn Lieder* von *Karl Müchler.* 1808. Taschenformat. 48 S. (4 Gr.) Die kleinen Liederpoesieen (die Farben, die Blumen und der Schmetterling), welche durch *Himmel* und *Hurka* schon längst als Arien bekannt und beliebt sind, und hier den Liebhabern einmal als Text ohne Musik vorgelegt werden, gehören zu der Gattung des Artigen und Sinnreichen, die sich mit dem Besingen eines Gegenstandes ohne völlige objective Beseelung, mit der blossen Anknüpfung eines Gedankens nicht weit über die Sphäre der Gelegenheitsgedichte erhebt, aber in so leichter, gefälliger Sprache, wie sie *Müchler's* zu Gebote steht, Componisten und Sängern vorzüglich willkommen ist. T. Z.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Der aufrichtige Kalendermann.* Ein gar curioses und nützliches Buch. Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann verfertiget und mit Bildern erläutert von Dr. *Christoph Gottlieb Steinbeck.* Erster Theil. Mit königl. sächs. Privil. 6te unveränderte Auflage. 1808. 166 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 APRIL, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt u. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über Bildung, Lehre und Wandel protestantischer Religionslehrer;* von *Johann Friedrich Jacobi,* Ober-Consistorial-Präsidenten der augsb. Confessions-Verwandten in den Departements der Ruhr, Rhein und Mosel u. s. w., Präfecturrath und Mitgl. der Ehrenlegion. 1808. 162 S. 8. (12 Gr.)

Der Titel dieser Schrift giebt dasjenige nicht ganz genau an, was man darin findet; aber der Vf. hat dafür gesorgt, dass man alles das gerne nimmt, was er giebt. Er hat die Briefform gewählt, und versetzt sich im ersten Briefe in die Lage eines guten Sohnes, der auf einer Universität sich zu einem protestantischen Prediger bilden will, und an seinen Vater über einige Hindernisse schreibt, die er in seinem Verhältniss dabey findet. Das zweyte und dritte Schreiben enthält die Antworten, worin der Vater ihn theils daran erinnert, dass wahres Christenthum und wahre christliche Lehrerwürde zu allen Zeiten seit Entstehung des Christenthums ihre Hindernisse gefunden haben, theils ermahnt, und ihm den Weg zeigt, bey den jetzt vorkommenden Schwierigkeiten sich zu seinem Amte die rechte Vorbereitung zu geben, und bey denen, die er noch künftig antreffen werde, dasselbe in einer Stadt oder auf dem Lande würdig zu führen. Der vierte Brief ist wieder an den alten Vater gerichtet, aber von seinem Schwiegersohne, einem in einer Residenz im Amte stehenden Prediger. Dieser erzählt eine Unterredung, die er mit seinem Fürsten gehabt hat, sowie die Veranlassung dazu, wo am Ende der Fürst ein Gutachten darüber fodert, ob und wie die beiden protestantischen Hauptparteyen könnten mit einander vereinigt werden, welches dem Schwiegervater Gelegenheit giebt, sich darüber im fünften und letzten Schreiben auszulassen.

Der Vortrag der neuesten Philosophie und das ungesittete Leben der Studirenden auf Universitäten werden als die vornehmsten Hindernisse der rechten Bildung protestantischer Religionslehrer in jetzigen Zeiten angesehen, u. in der letzten Rücksicht wünscht sogar der Vf. solche Seminaria, dergleichen die Jesuiten hatten. Aber wird nicht dabey in Bezug auf das Erste vergessen, dass jede Philosophie nur hauptsächlich den Scharfsinn üben soll, dass auch die neueste das kann, dass man die Sprache jeder lernen muss, wenn man in sie eingeweihet werden, und sie muss verlassen können, wenn man einen populären Vortrag halten soll? Wird nicht beachtet werden müssen, dass, wenn solche Seminaria zwar dazu dienen, etwas hervorzubringen, was eine mechanische Frömmigkeit heissen mag, auch den darin erzogenen Lehrern einen gemeinschaftlichen Geist zu geben, wie ihn die Kirche gerne hat, dieser Geist doch auch sehr leicht jesuitisch eingeengt und gefesselt werden, und Heucheley oder blosse Werkheiligkeit, eine äussere Form der Heiligkeit, bey welcher der innere Gehalt fehlt, entstehen kann? Protestantische Prediger müssen vielmehr frey gebildet werden, wie Rec. glaubt. Es muss ihnen nicht gerade das vorgetragen werden, was, und so, wie sie es wieder lehren sollen, sondern sie müssen das lernen, was sie als gründlich gelehrte Kenner ihrer Religion zu wissen nöthig haben. Darunter wird ja auch das seyn, was weniger Gelehrten beygebracht werden muss. Die Auswahl, die Vortragsart müssen sie sich selbst abstrahiren. Wie der Professor ihren Vorkenntnissen und Bedürfnissen gemäss gelehrt hat, so müssen sie lernen, sich nach den Vorkenntnissen und Bedürfnissen ihrer Lehrlinge zu richten. Regeln kann man ihnen dazu geben; man kann ihnen in einigen Beyspielen von der ganz verschiedenen theologischen und populären Vortragsart Begriffe beybringen, wie es ja auch auf jeder Universität geschieht; aber mechanisch sie zu der letzteren abrichten kann und muss man nicht. Sie müssen zu philosophischen Köpfen gebildet werden; dass dieses durch die jedesmalige Zeitphilosophie geschehe, ist nicht zu ändern. Freylich, wenn einige Lehrer der letzteren heutiges Tages sie so vortragen, dass ihre studirenden Zuhörer sie gar nicht verstehen können, dass sie sich vielleicht selbst nicht verstehen, wer weiss dann nicht, dass sie zu tadeln sind? Aber offenbar muss der akademische Vortrag ganz anders als der populäre seyn, wenn es auch nur wäre, weil er andere Zuhörer hat.

Über den Missbrauch der Freyheit und das zügellose Leben der Studirenden auf Universitäten wird zwar mit Recht sehr geklagt; es ist darin eine schlechte Vorbereitung zum Amte würdiger Religionslehrer: aber sollen denn diese so lange unter strenger Aufsicht bleiben, bis sie selbst die Sittenaufseher ganzer Gemeinden werden? Muss nicht auch für sie eine Zeit kommen, wo sie lernen und anfangen, sich selbst zu regieren? Sollen sie diess erst im Amte lernen? Nein; sind sie dazu noch nicht fähig, wenn sie auf die Akademie kommen: so schicke man sie später und besser vorbereitet dahin! Sie werden hier ihre Versuchungen finden, aber das müssen sie ja. Die Disciplin sollte etwas strenger, die

Aufficht auf die Einzelnen genauer feyn; aber fie fo lange in katholifch- oder gar jefuitifch-gearteten Seminarien zu laffen, bis fie Prediger werden, das wird nie der Weg feyn, würdige proteftantifche Lehrer zu bilden. Sollen fie einen gewiffen gemeinfchaftlichen Geift erhalten, wodurch freylich erftaunlich viel ausgerichtet werden kann: fo bekamen fie ihn ehemals durch das gründliche Studium ihrer kirchlichen Dogmatik, und würden ihn auch noch dadurch bekommen können, wenn nur die Profefforen daran dächten, ihn alfo zu bilden, und wenn nur die Studirenden mehr Einheit und Zufammenftimmung unter ihren künftigen Amtsbrüdern bemerkten. Soll innere Religiofität mehr in ihnen befördert werden: fo wäre freylich darüber viel zu fagen. Es wird offenbar daran zu wenig gedacht; aber dafs dazu doch folche Seminaria nicht nöthig find, ergiebt fich aus der früheren Gefchichte des Proteftantismus z. B. aus der Periode der Pietiften, in welcher, wie man nicht leugnen kann, dafür viel und mit Nutzen gefchah. Seminaria für künftige Prediger find vortrefflich; aber fie müffen von der Art feyn, wie man fie in einigen proteftantifchen Ländern fchon hat, und noch mehr vervollkommnen kann; fie dürfen nicht den jefuitifchen gleichen. Sie könnten auf allen Univerfitäten leicht geftiftet, oder es könnten auch ähnliche Anftalten für einige von denen eingerichtet werden, die einer vorzüglicheren Bildung zu den wichtigften Kirchenämtern fähig und würdig find.

Unter den Hinderniffen, die der nützlichen Führung des chriftlichen Lehramtes felbft heutiges Tages entgegen ftehen, erwähnt diefe Schrift nur vorzüglich des gewöhnlichen Unglaubens und der noch gewöhnlicheren Religionsgleichgültigkeit; und mit grofsem Vergnügen wird man die Schilderung lefen, wie, deffen ungeachtet, redliche Prediger ihr Amt fowohl in der Stadt als auf dem Lande mit grofsem Nutzen führen können. Wahr und ohne Übertreibung ift dabey faft alles; nur fcheint der Vf. etwas zu viel von der Trefflichkeit des Lehrers zu erwarten. Öffentliche Religionsübung läfst fich dadurch allein nicht befördern, wenn man nicht eine verftändige Kirchenordnung einführt, und die Meinung des grofsen Haufens, auch deffen, der felbft nicht ganz religiös ift, dafür zu gewinnen weifs, dafs Religion etwas Vortreffliches und öffentliche Gottesverehrung etwas Nöthiges fey. Der Vf. will, wie die meiften jetzigen Religionslehrer, um fich her beffern, und durch die Gebefferten wirken; ein fehr ficherer, aber langfamer Weg. Nach Rec. Meinung werden chriftliche Religionslehrer nützlicher feyn, wenn fie mehr, als gefchieht, daran denken, wie Menfchen, die noch gleichgültig gegen Religion und Tugend, oder wohl gar davon abgeneigt find, dafür gewonnen werden, und fich überzeugt halten, dafs diefs unmöglich allein weder dadurch gefchehen könne, dafs fie ihnen fagen, wie fie feyn müffen, (was fie nicht hören mögen,) noch auch dadurch, dafs fie ihnen etwas verfprechen, was fie noch nicht achten. Gute Chriften wird man fehr leicht zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen dadurch ermuntern können, wenn man diefe Anftalten als Tugendmittel darftellt, oder fie an ihre Schuldigkeit erinnert, die Moralität in anderen Menfchen zu befördern; aber wie viele Menfchen giebt es, bey denen man durch folche Vorftellungen gar nichts ausrichtet! Soll man nun diefe gar nicht, oder mufs man fie nicht durch andere Bewegungsgründe zu diefer Pflicht erwecken?

Das Gutachten über die Vereinigung der Proteftanten ift oberflächlich gegeben; und wie kann es anders feyn, fo lange nicht gefagt wird, wie weit die Einigkeit gehen foll? Ehemals hatten die Lutheraner und Reformirten fich in der Kirchenverfaffung, in den Gebräuchen, im Sprachgebrauch und wegen der Verfchiedenheit der Lehrmethode getrennt. Um des Friedens willen hätte jede Partey etwas nachgeben follen, was ihr fonft nicht gefiel; das Beffere hätte überall durchdringen follen. Aber da es nun einmal nicht gefchah, mufste die Trennung erfolgen; und da fie erfolgt ift, welche Partey foll nun nachgeben, u. die Grundfätze und Einrichtungen der anderen annehmen? Oder will man aus beiden eine dritte machen, die proteftantifch, und weder lutherifch noch reformirt ift? Das letzte ift fchon einigermafsen durch die Zeit gefchehen, aber was ift dadurch gewonnen, oder was würde ausgerichtet werden, wenn es noch in gröfserem Umfange erfolgte? Was anderes als eine neue Partey, mit der vielleicht viele von den beiden bisherigen nicht zufrieden wären? Die Kirchenverfaffung wird doch auch entweder presbyterianifch feyn müffen, oder nicht, das Brod im Abendmahl wird gebrochen werden müffen, oder nicht. Wie kann man etwas einführen wollen, wo weder das eine noch das andere wäre? Oder welche Partey foll nachgeben? Welche mufs gerettet werden? Soll es die kleinere, die vielleicht in anderen Gegenden die gröfsere ift? Und was ift gebeffert, wenn die eine die andere verfchlungen hat?

Leicht wird man geftehen, dafs aus der Trennung der Proteftanten von Anfang an viele Übel entftanden find und noch entfpringen; aber die meiften und gröfsten, die ehemals waren, find doch vorüber. Die Zeit hat vereinigt; es ift nur übrig zu beftimmen, was noch gefchehen mufs, und das fcheint folgendes zu feyn. Es ift gar nicht nöthig, dafs die Reformirten lutherifch, oder die Lutherifchen reformirt, oder aus beiden Kirchen Eine zufammengefchmolzen werde, die weder das eine noch das andere ift. Es ift gar nicht nöthig, dafs das Vermögen der einen Partey der anderen gegeben, oder beide gleiche Rechte erhalten, wo fie fie noch nicht haben. Das letzte erhält und vermehrt nur die Trennung. Aber das ift nöthig, dafs, wo beide Parteyen find, jedem die Freyheit gegeben werde, zu der einen oder der anderen fich zu halten, dafs nicht jemand darum zu einer anderen Religionspartey fich bekennt, weil er ein Sohn und keine Tochter ift, dafs nicht jemand darum fein Kind von einem reformirten Prediger taufen laffen kann, weil er es wohlfeiler hat. Das ift nöthig, dafs Einrichtungen ge-

troffen werden, nach welchen kein Prediger davon Nachtheil hat, wenn einige seiner Gemeindeglieder auch einen anderen Ritus beym Abendmahl vorzögen, als der in seiner Kirche eingeführt ist, und den er nicht abändern kann oder will. Das ist nöthig, dass keine Prediger Einer Partey da mehr sind, wo es keine Gemeinde von derselben mehr giebt. Das ist nöthig, dass man endlich allgemein einsehe und decretire, um der Meinungen willen dürfe man sich nie als äusserlich getrennt betrachten, denn durch diese sey man nur innerlich getrennt, und dabey könne man durch Liebe innerlich und auch durch äusserliche Bande vereinigt seyn; um des Sprachgebrauchs und der Lehrmethode willen könne man sich nicht mehr als getrennt denken, da die Protestanten darin heutiges Tags in gewisser Rücksicht sehr einig wären, nämlich sofern sie darin eine grosse Verschiedenheit duldeten; die Verschiedenheit der Kirchenverfassung und Gebräuche, worin die Lutheraner von jeher Freyheit statuirt hätten, werde und dürfe nicht als eine Scheidewand betrachtet werden, da auch jetzt schwerlich mehr ein Reformirter die seinigen als nothwendig betrachten würde, wenn er sie auch vorzöge; sie könnten daher immer in verschiedenen Ländern und Gemeinden fortdauern; wenn ein Protestant eine Art des Ritus oder der Kirchenverfassung vorzöge, und an einem Orte lebte, wo beide eingeführt wären, so könnte er zu der Partey sich halten, die ihm die angemessenere wäre; käme er aber an einen Ort hin, wo nur eine wäre, so müsste er sich darum doch zu der dortigen Gemeinde halten, wenn ihm auch die Einrichtung einer anderen lieber wäre.

Rec. ist überzeugt, dass, wenn alles noch lange in dem Zustande bleibt, nach welchem die Protestanten äusserlich getrennt sind, und doch keine Ursache der Trennung wissen, oder wenn sie eine wissen und für wichtig halten, nicht frey eine Partey vor der anderen sich erwählen können, dadurch der wahren Religiosität ein grosses Hinderniss in den Weg gelegt wird. Diess scheint der Vf. nicht beachtet zu haben, welcher, weil er einer Totalvereinigung der Protestanten mit Recht abhold ist, gar nichts von Aufhebung der Übel sagt, die noch jetzt aus der Trennung entstehen und durchaus gehoben werden müssen. Seine Schrift aber, die überhaupt zum Nachdenken veranlasst und reizt, wird doch auch dazu, wie zur immer grösseren Vervollkommnung des Standes protestantischer Religionslehrer, beytragen können. Dfr.

ANSBACH, b. Gassert: *Gemeinnütziges Archiv für Prediger und Schullehrer, besonders in Franken.* Herausgegeben von einer Gesellschaft protestantischer Prediger und Schullehrer in Franken. Ersten Bandes erstes Stück. 1806. 222 S. Zweytes Stück. 1807. 154 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der jetzige Redacteur dieses Archivs ist, nach der Vorrede zum zweyten Stück, Hr. *M. Franz Ph. H. Rabus*, Mittagsprediger und Inspectorats-Verweser am Gymnasium zu Ansbach. Der Plan, nach welchem dieses Archiv angelegt ist, ist zweckmässig, und dass vom zweyten Stück an die Predigtentwürfe und Predigten über die gewöhnlichen Perikopen weggelassen sind, ist eine Verbesserung desselben. Etwas zu weit griff man wohl um sich, als man auch die Recensionen und Anzeigen solcher Bücher, die in vaterländischen Buchhandlungen verlegt werden, mit in den Kreis dieses Archivs zog. — Wir wollen über einige der aufgenommenen Aufsätze unsere Meinung sagen. Stück 1, S. 17 ff. soll die Frage beantwortet werden: *Wie muss die Confirmation der Kinder eingerichtet werden, wenn sie für die Beförderung des religiösen Sinnes wirken soll?* Voraus geht eine kurze Geschichte des Confirmations-Actus überhaupt. Dann meint der Vf.: 1) man müsse der Confirmationshandlung eine eigene Gottesverehrung, und zwar an einem Sonn- oder Fest-Tage widmen. Er hat Recht, und diess geschieht auch schon bey weitem in den meisten Gegenden des protestantischen Deutschlands. 2) Die Gottesverehrung solle sich an diesem Tage durch ungewöhnliche Feyerlichkeit auszeichnen, und dabey alles Spielende und Ermüdende vermieden werden. „Die ganze Einrichtung des äusserlichen Gottesdienstes zeige die Wichtigkeit der Handlung, das Gotteshaus sey an diesem Tage mit vorzüglicher Sorgfalt gereinigt, der Fussboden mit Teppichen belegt, oder wo diese mangeln, mit Feldblumen oder Kräutern bestreut. Die Kanzel werde mit den besten Tüchern bedeckt, der Altar mit Blumen verziert. Statt der gewöhnlichen zwey Lichter zünde man ihrer sechs und mehrere an. Die reingeputzten heiligen Gefässe stelle man in die Mitte des Tisches u. s. w." Hier möchte nun Rec. rathen, aufzuhören: denn wenn es *und so weiter* ging, so möchte das Spielende nicht wohl zu vermeiden seyn. Überhaupt kann man bey solchen Dingen der guten Sache leicht zu viel thun, und lächerlich machen, was man feyerlich machen wollte. Rec. unterschreibt daher gern das Urtheil des Vfs. über Hn. *Biels* Confirmationshandlung. Was gegen den Schluss der Abhandlung über das Nachtheilige der Privatconfirmationen in vornehmen Häusern gesagt wird, ist Rec. aus der Seele geschrieben. — Der gleich darauf folgende Aufsatz: *Einige Worte über die von Predigern so häufig geführten Klagen, dass es noch immer keine guten Katechismen gebe*, ist recht eigentlich zur Lehre und zur Warnung geschrieben. „Der Lehrer lasse es sich die grösste Angelegenheit seyn, nicht über Katechismen zu klagen, sondern darauf zu denken, wie er seinen ihm vorgeschriebenen recht brauchbar benutze." — Was St. 2. S. 20 ff.: *Über die Kleidung der Geistlichen, besonders im Amte*, gesagt ist, zeigt, dass auch in Franken eine Zurechtweisung über diesen Gegenstand nöthig geworden. Aus dem Aufsatze selbst spricht ein bescheidener, aber die Würde des geistlichen Standes nicht verkennender Mann. — Unter den *Casualpredigten und Reden*, die alle ihrer Stelle nicht unwerth sind, zeichnet sich besonders die Predigt am Dankfeste wegen des Waffen-

glücks der combinirten Armeen vom Pf. *Roth* zu Windsfeld, durch edle Freymüthigkeit aus. — Rec. wünscht an seinem Theile diesem Archiv einen guten Fortgang. C. D.

Leipzig, b. Barth: *Magazin von Aufgaben mit zu verarbeitendem Stoffe zu schriftlichen Aufsätzen, und mit Vorbericht und Beyspielen von der Art ihrer Verfertigung.* Zum Gebrauch für Lehrer in den mittleren Classen guter Schulen und zum Privatunterricht gesammelt von *Joh. Gottfried Pfannenberg*, Pred. u. Mitglied des Ministerii zu Dessau. 1808. XX u. 312 S. 8. (20 Gr.)

Die Absicht des Vfs. geht dahin, „für Schüler, die schon in *verschiedener Art* von schriftlichen Arbeiten einige Übung haben, und solche Aufsätze, Briefe u. f. f. zu verfertigen wünschen, die in ihren *künftigen* Wirkungskreis eingreifen, den sie gewählt haben, oder *wählen wollen*, eine Art von Vorbereitung zu geben, die ihrer getroffenen Wahl angemessen ist." Zugleich sollte aber auch der Lehrer „mit diesen Materialien Erleichterung bekommen, damit derselbe sich in den Stand gesetzt sähe, ohne Mühe und Schwierigkeiten unter dem verschiedenen Stoffe denjenigen aufzufinden, der den Fähigkeiten, Kenntnissen und Umständen der Untergebenen am angemessensten wäre." Der Gedanke ist gut; nur bleibt zu wünschen, dass er mit mehr Umfassung und Überlegung ausgeführt worden wäre. Die Aufgaben sind folgendermaßen geordnet: 1) Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen; 2) Vergleichungen und Unterscheidungen; 3) Gleichnisse (Parabeln); 4) Aufsuchung des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, Endzweck und Mittel; 5) Sätze und Redensarten, die mit anderen zu verwechseln sind (Variation, Variiren); 6) zur Erklärung fremder und schwerer Wörter; 9) Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten; 10) Charaden, Räthsel, Logogriphen, Trilogriphen; 11) Briefe; 12) Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Verhältnisses, Rechnungen, häusliches Buchhalten, Schuldscheine u. s. w., wobey eine Anmerkung über Abbreviaturen; 14) zur Erklärung uneigentlicher Ausdrücke; 15) Übertragung der Poesie in Prosa und zur Erklärung des Poetischen; 16) das Gespräch (Dialog) und die Katechese; 17) Auszüge aus längeren Aufsätzen; 18) Geographie und Geschichte; 19) grössere Aufsätze und ausführlichere Abhandlungen.

Sieht man dieses Inhaltsverzeichniss genauer an: so findet man leicht, dass der Vf. durchaus nicht einig mit sich geblieben ist, und eigentlich ohne Plan gesammelt und zusammengestellt habe. Denn in welcher Art schriftlicher Arbeiten können wohl Schüler einige Übung gehabt haben, die nicht auch hier mit aufgeführt wäre? Wo bleibt daher die nähere Beziehung auf den künftigen Wirkungskreis? Doch mit diesem künftigen Wirkungskreise ist es überhaupt nicht zu genau zu nehmen. Denn auch in den besten Schulen kann man nicht jeden einzelnen Schüler mit seinem künftigen Broderwerb berücksichtigen: es kömmt überhaupt darauf an, sich ausdrücken zu lernen; das Formelle ist von keiner grossen Erheblichkeit. — In der Auswahl des Einzelnen ist der Vf. nicht glücklicher gewesen als in der Zusammenstellung des Ganzen. Wie schwer sind nicht manche der für Schüler bestimmten Aufgaben! Man könnte sie Männern vorlegen; z. B. Warum ist die Ehre einem Soldaten so wichtig? Ferner kommen Dinge vor, die, wie sie hier angegeben sind, gar nicht für die Schule gehören, z. B. S. 146. No. 28, wobey die Anmerkung steht: „Eine solche Anfrage setzt eine genauere Bekanntschaft voraus, und muss mit Vorsicht abgefasst werden. Und da man durch eine unvorsichtige und übereilte Antwort einem Handlungshause grossen Schaden stiften kann: so muss bey der Beurtheilung desselben die Feder von Redlichkeit und Wahrheit geführt seyn." Was heisst nun das? Nichts anderes, als: du Schüler, kannst diese Aufgabe nicht beantworten. — Auch gebricht es dem Vf. nicht selten an der Deutlichkeit des Ausdrucks, z. B. S. 60: „die Redensart: Jemanden Staub in die Augen streuen, lässt sich erläutern, wenn man an die Ähnlichkeit zwischen dem Staube und der dadurch verursachten Dunkelheit mit falschen Vorspiegelungen ränkevoller Menschen denkt; denn darin (?) liegt der Vergleichungspunct." Merkwürdig ist auch in dieser Hinsicht, was von den Charaden S. 65 gesagt wird: „Die Charaden oder Sylbenräthsel bestehen aus ein- oder mehrsylbigen oder zusammengesetzten Wörtern, von denen man die einzelnen Sylben, aus welchen das Wort, oder die Wörter bestehen, deutlich bestimmt, beschreibt oder umschreibt, und alsdann das Ganze bezeichnet." — Für einen verständigen Lehrer, der zu wählen versteht, kann indess diese Sammlung ihres grossen Reichthums wegen von Nutzen seyn. AN.

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Gräff: *Der Rathgeber vor, bey und nach dem Beyschlafe, oder fassliche Anweisung, den Beyschlaf so auszuüben, dass der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und starke Kinder befördert wird.* Nebst einem Anhange, worinnen die Geheimnisse des Geschlechts und der Zeugung des Menschen erklärt sind, auch einer Nachricht, die Erfindung eines Schaamgürtels zur Heilung des männlichen Unvermögens betreffend, herausgegeben von D. *C. W. Becker*, praktischem Arzte in Leipzig. 5te sehr verm. Aufl. 1809. 140 S. 8. (16 Gr.)

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Anfangsgründe der Zeichenkunst für Kinder, auch zum Selbstunterricht für die ersten Anfänger, in Ermangelung eines Lehrers.* 3te verb. Ausg. mit 340 Figuren. 1808. Fol. (1 Thlr.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Übungen in der Ciceronianischen Schreibart, nebst einer Abhandlung über Periodenbau und Numerus nach Cicero und Quintilian*, von M. *Fr. Wilh. Hagen*. 1 Bds. 1 Samml. 2te verm. u. verb. Aufl. 1808. XII u. 123 S. 8. (8 Gr.)

Monatsregister

vom

April 1809.

I. Verzeichniss der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

N.

P.

R.

S.

T.

V.

W.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenfirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MAY, 1809.

THEOLOGIE.

Wien, auf Kosten des Stifts Kloster-Neuburg, und b. Wappler und Beck in Commiss.: *Biblia Hebraica.* Digessit et graviores lectionum varietates adjecit *Johannes Jahn*, Philos. et Theol. Dr., Eccles. Metropol. ad St. Stephan. Canonic. Capitular., Archiepisc. Consistorii Consiliar., atque LL. OO., Archaeol. Bibl., Introduct. in V. T. et Dogm. Prof. P. O. Tom. I. XXVIII u. 500 S. T. II. 725 S. T. III. 572 S. T. IV. 568 S. 1806. gr. 8. (12 Rthlr.)

Obgleich diese Ausgabe der hebräischen Bibel keine neue Recension des Textes enthält, sondern bloss einen Abdruck des *van der hooght*'schen: so zeichnet sie sich doch durch manches andere ihr Eigenthümliche vor allen anderen bisherigen Ausgaben so sehr aus, dass sie unter die bemerkenswerthen Erscheinungen in der biblischen Literatur zu zählen ist. Schon die Anordnung und Aufeinanderfolge der biblischen Bücher weicht von der in fast allen hebräischen Bibeln beobachteten Ordnung gänzlich ab. Ohne Rücksicht auf die Eintheilung in *Gesetz*, *erste* und *letzte Propheten* und *Hagiographa*, sind hier nach dem Pentateuch, welcher den ganzen *ersten* Band ausmacht, im *zweyten* Bande die Bücher historischen Inhalts nach der Zeitfolge geordnet: Josua, Richter, Ruth, Samuel, Könige, Esra, Esther, Nehemia. Die Bücher der Chronik sind fragmentarisch, theils bey den Parallel-Stellen der früheren Bücher, theils als Ergänzungen bald da, bald dort, wo es der Herausgeber für passend hielt, eingeschaltet worden. Im *dritten* Bande findet man die Propheten in folgender so viel als möglich chronologischer Ordnung: Amos, Hoseas, Micha, Jesaias, Joel, Nahum, Habakuk, Obadjah, Zephanjah, Jeremias, Klaglieder, Ezechiel, Daniel, Haggai, Zacharias, Jonas, Malachias. Der *vierte* Band enthält die übrigen poetischen und didaktischen Schriften: Psalmen, Sprichwörter, Hiob, Hoheslied, Prediger. Dass diese neue vom Herausgeber getroffene Anordnung irgend einen bedeutenden Nutzen habe, davon vermag Rec. nicht sich zu überzeugen; wohl aber scheint sie ihm mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden zu seyn. Die Kenntniss der oben erwähnten älteren Eintheilung der Bücher des A. T. bleibt doch einmal für Jeden, der sich dem Bibelstudium widmet, unentbehrlich. Unstreitig wird aber der Studirende diese Kenntniss sich weit leichter erwerben und geläufiger machen können, wenn er in der zu seinem täglichen Gebrauch bestimmten Ausgabe jene Eintheilung immer vor Augen hat, als wenn er bey einzelnen Fällen anderswo nachschlagen muss. Der Herausgeber wollte in jeder der von ihm gemachten Classen die einzelnen Bücher chronologisch ordnen. Dagegen läst sich weiter nichts einwenden, als die Unausführbarkeit des Unternehmens, da von mehreren alttestamentlichen Schriften die Zeit ihrer Abfassung nicht mit Gewissheit bestimmt werden kann. Hr. Dr. *J.* bezweifelt selbst (Vorr. S. XV), dass er in der Anordnung der prophetischen Bücher, bey den so sehr verschiedenen Meinungen von dem Zeitalter einiger derselben, Allen werde Genüge geleistet haben. Am allerwenigsten wird sich die von dem Herausg. vorgenommene Zerstückelung der Bücher der Chronik Beyfall versprechen dürfen. Seine Absicht war, theils die Genealogieen, die gewöhnlich nur wenig gelesen würden, durch Vertheilung derselben an passende Stellen der übrigen Bücher, dem Leser gleichsam aufzudringen (*ut lectori quasi obtruderentur* S. XVII d. Vorr.), theils die Vergleichung der Chronik mit den parallelen Stellen der früheren historischen Bücher zu erleichtern. Daher habe er keinen Anstand genommen, manche Genealogieen, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, zu wiederholen. Einige kommen sogar *dreymal* vor. So steht 1 Chron. II, 21—23 zuerst neben Num. XXXII, 39—41, dann bey Jos. XV, 18. 19. 20, und endlich Vs. 21. 22. bey Richt. X, 3. 4. Die lange Stelle 1 Chron. V, 3—26 findet sich zuerst neben Jos. XIII, 15—33, dann als Supplement nach 1 Sam. XXXI, und einzelne Verse aus derselben stehen auch noch neben 2 Kön. XV, 29. Genes. XLVI, 11, und Exod. VI, 14. Der Herausg. muss selbst gestehen (S. XVIII. Vorr.), bey den mehresten Genealogieen sey es ihm schwer geworden, in den historischen Büchern schickliche Orte zu finden, neben welchen sie hätten angebracht werden können; mehrere habe er daher bey einigen Stellen des Buchs Josua in die zweyte Columne gesetzt, wenn sie auch über jenes Zeitalter hinaus gingen, weil die Bücher der Chronik hie und da auch die Wohnorte der angeführten Familien bemerkten, das Buch Josua aber die Vertheilung des Landes unter die Stämme und Familien beschreibe. Diejenigen Genealogieen aber, für welche in den früheren historischen Büchern gar keine schickliche Stelle zu finden gewesen sey, habe er am Ende der Bücher der Könige zusammengestellt. Wie sehr durch diese Einrichtung das Nachschlagen erschwert wer-

de, leuchtet von selbst ein. Am Ende des vierten Bandes befindet sich zwar ein Register, in welchem die Seitenzahl jedes Bandes, wo die einzelnen Stellen der Chronik stehen, verzeichnet sind. Aber schon das dadurch verursachte doppelte Nachschlagen ist unangenehm, und wird dieses noch mehr, wenn man in den Fall kommt, längere Stellen der Chronik im Zusammenhange lesen zu wollen, die man oft an drey oder vier Orten zusammensuchen muss. Hr. Dr. J. ahndete (Vorr. S. XIX) sehr richtig, er werde für die grosse Mühe, die ihm die Vertheilung der Bücher der Chronik gemacht habe, dennoch bey Manchen keinen Dank verdienen, man werde sich beklagen, dass durch diese Zerstückelung die ursprüngliche Gestalt jener Schriften für diejenigen, welche sich seiner Ausgabe bedienen, gänzlich verloren gegangen sey. Was er zu seiner Vertheidigung sagt, ist bloss Folgendes: *Possem equidem meo jure reponere, lectorem sequendo indicem primigeniam librorum dispositionem utcunque reperturum; sed, quia id molestum foret, praestat dicere, ut res est, nempe innumeras esse editiones, in quibus libri Chronicorum in primigenia dispositione et forma sistuntur et legi possunt.* Durch diese Vertheidigung, die so gut als keine ist, scheint der Herausg. selbst einzugestehen, dass er einen Fehlgriff gethan habe.

Der hebräische Text ist aus der *van der hooght'*schen Ausgabe abgedruckt, jedoch, wie sich von selbst versteht, mit Verbesserung der in derselben befindlichen, und schon von Anderen angezeigten Druckfehler oder offenbar falschen Lesearten. Von den Accenten sind bloss die grössern, oder die trennenden (*Reges*), und der euphonische Accent *Metheg* beybehalten worden. *Ex caterva reliquorum*, sagt Hr. J., *qui Servi audiuntur, et aliunde a lectoribus fere omnibus non respiciuntur, non reliqui nisi eos, qui tirones docent in syllaba per Consonantem clausa Kamez discernere a Komez* (Die letzteren Worte sollten heissen: *Kamez — a Kametz-Chatuph*). Weggelassen sind ferner das *Psik*, und im Pentateuch die Buchstaben *Phe* und *Samech*, welche die Paraschen anzeigen. Doch ist zu Anfang einer jeden Parasche der Name und die Zahl derselben unten am Rande bemerkt. Die gewöhnlich am Seiten-Rande der hebräischen Bibeln befindlichen kurzen masorethischen Bemerkungen sind, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf die Accente beziehen, oder bloss die Mitte eines Buchs anzeigen, völlig ausgeschrieben, und mit Vocal-Puncten, öfters auch mit einer lateinischen Erklärung versehen, an den unteren Rand der Seiten gesetzt worden. Die poetischen Stellen in den historischen Büchern, dann die Psalmen, Sprichwörter, Klaglieder, Hiob und Hoheslied sind stichosweise abgesetzt. Die gewöhnliche Eintheilung in Capitel ist zwar, wie billig, beybehalten; aber ausserdem hat der Herausg., nach Massgabe des Inhalts, jedes Buch in mehrere grössere und kleinere Abschnitte eingetheilt, und denselben genaue Inhaltsanzeigen vorgesetzt. Bey den Psalmen sind hier zugleich die vorzüglichsten Meinungen der Ausleger über das Zeitalter, den Verfasser, und die Gelegenheit jedes dieser Gedichte kürzlich angeführt, jedoch, um dem Urtheil des Lesers nicht vorzugreifen, ohne Beyfügung eigenes Urtheils. Doch sind bey dem zweyten, sechzehnten, zwey und zwanzigsten, zwey und siebzigsten, hundert und zehenten Psalm die Gründe, welche die messianische Ansicht empfehlen, sichtbar hervorgehoben.

Dem hebräischen Text ist eine Auswahl wichtigerer Varianten aus *Kennicotts* und *de Rossi's* Sammlungen untergesetzt. Der Begriff *Wichtigkeit* ist, wenn von Varianten die Rede ist, sehr relativ: die Momente, welche den Herausg. bey seiner Wahl bestimmten, giebt er S. XXIII der Vorrede an: *Gravitatem lectionum non ita intelligi velim, ac si aliquam insignem variationem textui inducerent, sed quod alicujus momenti esse viderentur, quia* vel *multitudine et gravitate testium suffulciuntur,* vel *in antiquis versionibus aliquod praesidium habent, aut habere videntur,* vel *in editionibus quibusdam leguntur,* vel *ab aliquo recentiori claro Critico, cujus nomen tamen, ut spatio parcerem, non adscripsi, approbatae fuerunt,* vel *denique orationem quadam difficultate expediunt, etsi non raro correctionem librariorum sapiant, nam exemplo saltem sunt, quaenam librarii corrigere ausi fuerint.* Dass Hr. Dr. J. in der Wahl der von ihm angezeigten Lesearten strenger war, als *Döderlein* und *Meisner*, und offenbare Schreibfehler gar nicht erwähnte, ist sehr zu billigen; aber auf der anderen Seite sind mehrere Varianten, die nach dem von ihm selbst genommenen Massstab der Wichtigkeit eine Anzeige verdient hätten, übergangen worden. So findet sich z. B. 1 B. Mose V, 3 statt כצלמו nicht allein in mehreren Handschriften, sondern auch in vielen älteren Ausgaben בצלמו (mit Beth), und eben so haben die meisten Übersetzer, und nicht wenige jüdische Ausleger gelesen. V, 18 fehlt ומאח שנה im casselschen Codex, der in dieser Auslassung mit dem samaritanischen Text übereinstimmt. X, 20 haben statt בגויהם ein paar Codd. übereinstimmend mit dem samaritan. Text, dem arabischen Übersetzer, und mit dem 31 Verse לגויהם. XVII, 11 hatte Houbigant vermuthet, dass anstatt והיה das Foemininum וְהיתה zu lesen sey, und diese Conjectur wurde nicht allein durch zwey de rossische Codd. bestätiget, sondern sie hat auch das Zeugniss des samaritan. Textes, des Chaldäers und der Parallel-Stellen Vs. 13 und IX, 13 für sich. XVII, 19 ist nach den Worten ויאמר אלהים in einigen Codd. und alten Übers. noch אל אברהם hinzugesetzt. XXVII, 34 wird לאבי von den LXX und der Vulg. nicht ausgedrückt, und findet sich auch in einem kennicottschen Cod. nicht; in einem de rossischen ist es radirt. XXXI, 18 fehlen die Worte מקנה קנינו אשר רכש in einigen Codd., und werden auch nicht von den LXX, Syr. und Arab., auch zum Theil nicht von der Vulg. ausgedrückt. XXXI, 53 steht statt אלהי אביהם im samarit. Text, und in einigen Codd. אלהי אברהם, welches Kennicott vorzieht, und in zwey kennicottschen Codd. fehlen die Worte אלהי אביהם ganz, die auch von den LXX nicht ausge-

drückt werden. Diese und ähnliche Varianten, die doch gewiss eine Anzeige verdient hätten, vermisst man. Dagegen sind, was man nach des Herausg. Plan nicht erwartet, hie und da Abweichungen der alten Übersetzer von dem heutigen hebräischen Text angeführt, wenn auch keine Codd. übereinstimmen (z. B. 1 B. Mos. XXVI, 18. 20. XXVII, 27. XXXVI, 2. 14. 2 B. Mose IV, 24. 25), auch selbst da, wo es wenigstens noch sehr ungewiss ist, ob die alten Übersetzer wirklich anders als wir gelesen haben (z. B. 1 B. Mos. XLIX, 24, wo den LXX geradezu die Leseart וַיִּפָּרְצוּ für וַיָּפֹזּוּ beygelegt wird, da sie doch eben so gut וַיָּפֹזּוּ mit dem ähnlich lautenden וַיִּפָּרְצוּ für gleichbedeutend halten konnten). Auch *Conjecturen* sind in diese Varianten-Sammlung aufgenommen worden, wenn sie gleich weder Handschriften noch alte Übersetzungen für sich haben, z. B. 1 B. Mose VI, 17 und VII, 6 ist nach des Herausg. Meinung statt מַיִם zu lesen מִיָּם, aus keinem anderen Grunde, als weil VII, 11 gesagt wird, es seyen alle Quellen der Tiefe (תְּהוֹם) hervorgebrochen. Bey 1 B. Mos. XIII, 18 wird die Vermuthung geäussert, dass die Worte אֲשֶׁר בְּחֶבְרוֹן zur Erklärung von einer späteren Hand eingeschaltet worden seyen, weil diese Stadt, die ehedem *Arba* oder *Kirjath Arba* geheissen hatte, erst von Caleb den Namen Hebron erhielt. XXX, 18 sey statt יִשָּׂשכָר wohl zu lesen יֵשׁ שָׂכָר, wegen Jerem. XXXI, 16. Bey הֵם שָׁבֶת Jes. XXX, 7 wird die lowthsche Conjectur הַמָּשְׁבָּת als *verisimilis* angeführt, da doch Köcher die Unwahrscheinlichkeit derselben mit triftigen Gründen dargethan hat. In der bekannten Stelle 1 B. Mos. XLIX, 10 ist unter שִׁילֹה noch שֶׁלֹּה gesetzt, welchem letzteren der Herausg. den Vorzug giebt. Aber שֶׁלֹּה, so punctirt, wie es hier steht, findet sich in keiner Handschrift, und hat sich auch zuverlässig nie in einer Handschrift gefunden. שֶׁלֹּה ist nichts als eine *Deutung*, welcher das defectiv und ohne Vocalpuncte geschriebene שלה oder שלו günstiger ist, als das vollständige שילה. Aber in allen punctirten Handschriften hat von jeher שִׁלֹה oder שִׁלוֹ, nie שֶׁלֹּה oder שֶׁלּוֹ gestanden. Wir verweisen auf *Buxtorf's Anti-Crit.* S. 714, wo die Sache in aller Kürze sehr deutlich und klar auseinander gesetzt ist.

Am Schlusse des vierten Theils befindet sich ein beschreibendes Verzeichniss des ganzen von Kennicott und de Rossi gebrauchten kritischen Apparats, wobey auch die brunsischen Bemerkungen zu Kennicotts *Dissert. general.* benutzt sind. Durch diese Zugabe erhält diese hebräische Bibel einen bedeutenden Vorzug vor der döderlein-meisnerschen, in welcher man eine Menge Ziffern sieht, ohne einen Schlüssel dazu zu finden. Ein anderer Vorzug dieser Ausgabe vor der eben erwähnten besteht in dem schönen, deutlichen und correcten Druck auf gutem Papier. Nur ist zu bedauern, dass die 4 Theile, aus welchen diese Ausgabe besteht, wegen ihrer Stärke nicht wohl in einen einzigen Band zusammengebunden werden können, welches für den Handgebrauch bequemer wäre. Dem Stifte Kloster-Neuburg gereicht es zur Ehre, keine Kosten gespart zu haben, um dieses, mancher Mängel ungeachtet, doch im Ganzen sehr verdienstliche Werk in einem würdigen Äusseren erscheinen zu lassen. By.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Auszug aus dem neuen Testamente, nach Zeitfolge und Inhalt geordnet und zu einem Lehr- und Erbauungs-Buche eingerichtet* von *J. G. Rätze.* 1807. 34 Bog. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Das Bedürfniss eines Auszugs der Bibel, sowohl des alten als neuen Test., des ersteren noch mehr, weil es gar zu viel enthält, was für die Jugend und das Volk ungeniessbar ist, wird allgemein gefühlt, und auch unser Vf. hat sich das N. T. gewählt, um diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Aber ob mit allen diesen Auszügen das erreicht wird, was man beabsichtiget, das Volk und besonders die heranwachsende Jugend mit dem wohlthätigen Geiste der Offenbarung vertrauter zu machen, daran zweifelt Rec. Hr. R. hat, laut der Vorr., aus den *stolz*ischen, *cannabich*'schen und *luther*ischen Übersetzungen die seinige zusammengesetzt, der man das Zeugniss geben muss, dass sie sich recht gut lesen lässt, obgleich noch Mehreres darin ist, das einer Erklärung bedarf. Wenn das Kind oder auch der Erbauungsbegierige den Ausdruck Jesu liest: „lass die Todten ihre Todten begraben", wie es auch in der lutherischen Übersetzung steht: verstehen sie das? Muss einmal erklärt werden: so behalte man doch lieber für das Volk die lutherische Übersetzung, die nun einmal die kirchliche Autorität für sich hat. Zwar stossen sich unter den sogenannten Gebildeten viele an diese Übersetzung, die ihnen auch wohl Veranlassung giebt, aus unseren öffentlichen Andachtsstunden wegzubleiben: allein wer kann auf diese Rücksicht nehmen, da sie sich über viele andere Dinge bey unseren christlichen Versammlungen geärgert haben, die man auch zu ihrer Gunst geändert hat, ohne sie selbst für unsere Gottesverehrungen zu gewinnen. Für alle die Auszüge aber, die man zum Nutz und Frommen unserer lieben Jugend verfertigt hat und noch verfertiget, gebe man lieber dem unstudirten Jugendlehrer eine Anweisung, welche Stellen aus dem A. und N. T. er lesen lassen soll, mit einem für ihn nöthigen kurzen Commentar, der aber so wohlfeil als möglich geliefert werden müsste; denn man weiss wohl, dass unsere deutschen Schulmeister von ihrer Besoldung zur Anschaffung der ihnen höchstnöthigen Bücher kein Geld übrig haben, wenn nicht etwa hie und da die Vorsteher des kirchlichen oder Gemeinde-Ärariums dafür sorgen. So vortheilhaft sich auch der Auszug unseres Vfs. auszeichnet: so hat er doch den Fehler eines zu hohen Preises gegen sich. Wird z. B. der Bauer um 1 Thlr. 12 Gr. einen Auszug kaufen, wenn er die ganze Bibel um halb so viel Geld haben kann?

Damit wollen wir aber dem *rätz*ischen Auszuge

durchaus nicht in den Weg treten. Zu seiner Absicht, zu einem Lehr- und Erbauungs-Buche, ist er gut eingerichtet. Die Übersetzung nach so vortrefflichen Mustern, die er vor sich hatte, ist nicht übel gerathen. Meistens hat er sich an *Stolz* gehalten. Rec. giebt daher zur Vergleichung einen Abschnitt:

Rätze.	*Stolz.*
Als nun die Zeit der Entbindung Elisabeths nahe kam, gebar sie einen Sohn. Und ihre Nachbarn und Verwandten, welche hörten, wie huldreich sich der Herr gegen sie bewiesen habe, wünschten ihr Glück. Am achten Tage kamen die Verwandten zusammen, das Kind zu beschneiden, und wollten ihm den Namen seines Vaters Zacharias geben. Die Mutter aber sprach: Nein, er soll Johannes heissen. Sie antworteten: Ist doch Niemand in deiner Freundschaft, der diesen Namen *führe*, und winkten dem Vater, um zu erfahren, wie er ihn genannt wissen wollte. Dieser foderte ein Täfelchen, und indem er schrieb, sprach er: Johannes soll sein Name seyn! Darüber verwunderten sich alle. So erhielt er unvermuthet seine Sprache wieder und lobte Gott."	Jetzt war die Zeit vorhanden, dass Elisabeth gebähren sollte; sie ward von einem Knaben entbunden. Als ihre Nachbarn und Verwandten hörten, dass Gott sie so beglückt hatte, wünschten sie ihr Glück. Am achten Tage kamen die Verwandten zur Beschneidung des Knaben zusammen und gaben ihm den Namen seines Vaters Zacharias. Die Mutter aber sprach: Nicht doch! Johannes soll er heissen. Man sagte ihr, Niemand in ihrer Familie trüge diesen Namen, und winkte dem Vater, um ihn zu fragen, wie er ihn wollte genannt wissen. Dieser foderte ein Täfelchen und schrieb die Worte; Johannes ist sein Name; worüber sie sich sämmtlich verwunderten. Unvermuthet öffnete sich aber sein Mund wieder zum Sprechen, und sie hörten ihn Gott preisen.

Offenbar ist die *stolz*ische Übers. richtiger: denn nicht zu gedenken, dass in der *rätz*ischen das *führe* gegen die grammatikalische Regel ist: so ist auch die Begebenheit mit der Wiedererlangung der Sprache in dieser unrichtig vorgestellt, wie das auch der Fall in der lutherischen ist, da bekanntlich das λέγων oft weiter nichts heisst als *folgendes*, also ἔγραψε λέγων, *er schrieb folgendes*, wie es auch *Stolz* richtig übersetzt hat. — Warum hat Hr. *R.* die *stolz*ische nicht lieber ganz beybehalten, da diese schon in vielen Häusern aufgenommen ist? Übrigens enthält dieser Auszug eigentlich 8 Abschnitte in fortlaufenden Nummern, deren gerade 200 sind. Die Hauptabtheilungen sind: 1) Jugendgeschichte Jesu; 2) Thaten und Lehren Jesu; 3) Jesu innige Liebe gegen die Seinigen in den letzten Tagen seines Lebens; 4) Geschichte der Verhaftung, des Verhörs, der Misshandlungen (warum nicht lieber *Leiden?* da hier dieser Ausdruck *Misshandlungen* einer Zweydeutigkeit unterworfen ist), des Todes und des Begräbnisses Jesu; 5) Geschichte der Auferstehung Jesu. 6) Geschichte der Thaten, Lehren und Schicksale der Apostel nach der Himmelfahrt Jesu. 7) Pauli Eifer, Liebe, Thätigkeit und Leiden für Jesum, und für die Ausbreitung des Christenthums. 8) Erläuterung, Anwendung und Ausbreitung der Lehre, der Liebe, des Todes und der Anstalten Jesu durch die Apostel. Die ersten 6 Abschnitte nehmen den grössten Theil ein, nämlich 355 S. Die Capitel und Verse aus den Schriftstellern sind angegeben, doch die letztern nicht, welches Rec. ein Fehler dünkt, der oft zum Nachsehen in dem angehängten Verzeichnisse nöthigt. Leicht hätte das Buch, aus welchem der Abschnitt genommen ist, angeführt werden können, der Enge des Drucks unbeschadet. Übrigens ist nichts Wesentliches übergangen worden, und der Lehrer, der diesen Auszug, der Absicht des Vfs. gemäss, zu einem Lehrbuche gebrauchen will, wird hier eine treffliche Anleitung dessen finden, was er mit seinen Kindern lesen soll, zumal er zugleich mit dem richtigen Sinne bekannt gemacht wird. Sollte das Buch eine zweyte Auflage erhalten: so wird Hr. *Rätze* die kleinen Mängel desselben von selbst zu berichtigen suchen. So möchte wohl in der Versuchungsgeschichte S. 29 nicht richtig übersetzt worden seyn: „Jetzt begab sich Jesus — in die Wüste, wo ihn *ein* Verführer auf die Probe stellte:" da es doch durchaus *der* heissen müsste, und statt Verführer wohl besser *Versucher*, wenn einmal *Satan* nicht gebraucht werden soll, obgleich dieses Wort den vollkommenen Sinn der Abscheulichkeit ausdrückt, ohne deswegen an den Teufel selbst zu denken.

Z. f. E.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Köhler; *Quaestiones theologico-dogmaticae*, Candidatis theologiae examini publico sese subjecturis propositae a *C. A. Wahl.* 1806. XIV u. 320 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Da die Sitte, theologische Examinatoria zu halten, auf den meisten deutschen Universitäten abgekommen ist: so sind dergleichen Fragebücher für den Anfänger des theologischen Studiums immer von Nutzen, zumal wenn sie so zweckmässig eingerichtet sind, wie das gegenwärtige. Die gewöhnlichen Examinatoria, dergleichen wir erst neulich von *Höpfner* erhalten haben, liefern mit den Fragen zugleich die Antworten, und werden so leicht ein Ruhepolster der Trägheit und eine blosse Gedächtnissübung. Hr. *W.* hat die Antworten ganz weggelassen; er macht bloss den Examinator, welcher Fragen vorlegt, und es dem Examinanden überlässt, was er darauf antworten will. Er sagt S. V: „*Plane non in eo esse, ut doceamus, verum id modo agere, ut lectorem exploremus.*"

Die Fragen betreffen den ganzen Umfang der dogmatischen Theologie, nach Ordnung der Titel, und man wird nicht leicht einen Hauptpunct übergangen finden. Der Vf. hat dabey, nach S. VI, die dogmatischen Schriften von *Ammon*, *Döderlein*, *Eckermann*, *Griesbach*, *Henke*, *Morus*, *Niemeyer*, *Plank*, *Reinhard*, *Storr* u. a. benutzt, und schon hieraus lässt sich auf die Reichhaltigkeit der Fragen und auf die Verbindung älterer und neuerer Ansichten schliessen. Gerade bey einer solchen Schrift ist diese Vielseitigkeit zu empfehlen, so tadelnswerth sie uns bey dogmatischen Lehrbüchern, worin ein Ganzes gegeben werden soll, zu seyn scheint. Wohl dem Candidaten, der sämmtliche hier vorgelegte Fragen beantworten kann! Wir fürchten indess, leider, dass diess bey den Wenigsten in der gegenwärtigen Generation der Fall seyn werde. Ja, wir haben Ursache zu glauben, dass selbst manche Examinatoren in nicht geringe Verlegenheit gerathen würden, wenn einmal das Examinationsverhältniss umgekehrt werden sollte! Auch diese mögen zu gegenwärtigem Noth- und Hülfs-Büchlein ihre Zuflucht nehmen. Sie werden dann wenigstens keine lächerlichen Fragen vorlegen!

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 2 MAY 1809.

THEOLOGIE.

Frankfurt a. M., b. Mohr u. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Grundlegung zu einem auf das Gewissen und die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend und Glaubenslehre*, von *Gottlieb Anton Gruner*. Erster Lehrgang. 152 S. Zweyter Lehrgang. 187 S. 1808. 8. (zusammen 1 Thlr.)

Rec. findet es sehr zweckmäsig, dass der Vf. bey dem ersten Lehrgange fast nichts als kernhafte Bibelsprüche zum Grunde legt, dagegen in dem zweyten mit den Kindern etwas philosophirt. Vorzüglich aber verdient ausgezeichnet und zur Nachahmung empfohlen zu werden, dass der Vf. nicht bloss Religion lehren, sondern auch für dieselbe erwärmen will. Sowohl die ausgesuchten Sprüche im ersten Cursus, als die Sprache im zweyten an vielen Stellen und die Herleitung des Ganzen aus dem Gewissen ist sehr zweckmäsig dazu. Dass der Vf. es auch für nöthig hält, früh mit dem Religionsunterricht anzufangen, in den Kinderseelen vorzüglich religiöse Gefühle zu erregen sucht, und dann sie Sprüche auswendig lernen lässt, die sehr geschickt sind, diese Empfindungen dem Gemüth etwas tiefer einzuprägen, und von Zeit zu Zeit, bey Erinnerung an dieselben, neu aufzuregen, ist auch etwas, was Rec. allgemein nachgeahmt wünschte. Ubrigens beziehen sich beide Lehrbücher auf einander und man kann das erste als eine Sammlung biblischer Beweisstellen für den Inhalt des letzteren ansehen; aber der beste Gebrauch, den man von beiden zu machen hat, wird wohl der seyn, wenn man mit seinen Schülern erst das erste durchgeht, dann bey dem zweyten wieder an die Bibelstellen erinnert, die zu jeder Stelle passen, und beym ersten Mal kurz erklärt, angedrungen und auswendig gelernt worden waren. Sowohl die Tugend- als Glaubens-Lehre handelt übrigens der Vf. auf eine ihm eigenthümliche Weise ab. Nachdem er die allgemeinen Principien des Moralisch-Guten entwickelt und die Schüler mit den Krankheiten des Geistes und Herzens, der Trägheit, Wollust, Unmäsigkeit, dem Geldgeiz, dem Ehrgeiz, der eigensüchtigen Lieblosigkeit gegen andere, bekannt gemacht hat: theilt er die Pflichten nach den verschiedenen Verhältnissen ein, in welchen sie beobachtet werden können, und insonderheit in solche, die man, wenn man auch ausser aller Verbindung mit Anderen lebte, doch zu beobachten hätte, und solche, die aus unseren Verbindungen mit Anderen erst entstehen. In der Religionslehre redet er, nachdem er sie auf die bekannte Weise auf das Gewissen gegründet hat, von den göttlichen Eigenschaften, die alle aus der Heiligkeit hergeleitet werden, von unserer Ähnlichkeit mit Gott, von den Wirkungen der göttlichen Eigenschaften auf die Glückseligkeit der Menschen (das ist sein Begriff von der göttlichen Vorsehung und ist wenigstens das Hauptsächlichste davon), von der Natur und Wirkung der Reue und Vergebung der Sünden, vom Gebet und von der Unsterblichkeit unserer Seele.

Der Vf. beruft sich auf seine Erfahrung, dass ihm seine Schüler und Schülerinnen von etwa 12 Jahren, in seinen philosophischen Räsonnements gefolgt sind, und ihn erreicht haben. Das kann ihm bey seiner vortrefflichen Darstellungsgabe, seiner deutlichen Einsicht und seinem warmen Gefühl für das Vorgetragene beym mündlichen Unterrichte an vielen Stellen nicht schwer geworden seyn. Aber Rec. möchte bezweifeln, ob solche Kinder die erste Begründung der Tugendlehre aus den Principien, wie sie hier (II Lehrgang §. 1—24) vorgetragen sind, verstehen können. Zwar ist alles aus dem Innersten der menschlichen Seele genommen; aber die Sätze sind hier viel zu allgemein. Sie können durch den mündlichen Unterricht des Lehrers individuell und dadurch anschaulich gemacht worden seyn; aber immer ist die Sprache, in der sie hier vorgetragen sind, zu philosophisch. Wie schwer muss es z. B. halten, solchen Kindern verständlich zu machen, dass die Vernunft darin bestehe, dass der Mensch beständig nach etwas strebe, sich selbst unterscheide, sich von allem Sinnlich-Erkennbaren um ihn her losmachen könne, und ein Bedürfniss habe, diess zu thun. Man kann Kinder wohl mit diesen Vermögen und Bedürfnissen des Menschen bekannt machen, die der Vf. in diesen Begriff zusammengefasst hat; aber wenn man diese Vermögen oder Bedürfnisse mit einem Namen benennt, bey dem sie schwerlich alles das denken können, was sie nun darunter denken sollen: so befremdet und verwirrt man sie, und bedenkt nicht, dass es etwas Verschiedenes sey, Menschen auf Thatsachen, die sie in ihrem Gemüthe selbst erfahren können, aufmerksam machen, und diese unter allgemeine Begriffe bringen, und wohl gar gewisse Wörter der populären Sprache zu der Bezeichnung dieser allgemeinen Begriffe besonders zu stempeln. Das erste kann leicht geschehen und ist sehr nützlich, das zweyte ist schon weniger nöthig, und das dritte muss den Philosophen allein überlassen bleiben. Dass der Vf. die Tugendlehre vor der Glaubenslehre abhandelt, gefällt uns nicht, wiewohl schon mehrere diesen Weg betreten haben. Zwar

Ephef. 2, 4—22. — Nachmittags wird auf denfelben Grund fortgebauet, und die gepredigte Wahrheit durch Gefang, Gebet, Rede und Vorlefung, befonders dem jugendlichen Gemüth eingeprägt und erwecklich gemacht. Die Andacht beginnt mit einem fchicklichen Gefang. Dann hält der Prediger ein felbft verfertigtes kurzes Gebet, und lieft einen paffenden Abfchnitt aus der Bibel vor. Darauf wird wieder gefungen. Nun tritt der Prediger mit einer Rede über eine kurze Bibelftelle auf, wozu der Vf. kleine Skizzen eingefchoben hat, und den Befchlufs macht wieder ein Gefang. Dabey geht der Vf. von dem richtigen Gefichtspunct aus, dafs auch Nachmittags fich alles um die einzige Hauptmaterie, wie um einen Mittelpunct, drehen müffe. Ein folcher Gottesdienft hat kaum den Schein einer Kinderlehre, und doch mufs die Jugend dabey ganz vorzüglich in Leben und Thätigkeit gefetzt werden. Ein kurzer, kraftvoller Lehrvortrag über eine einzige beftimmte Wahrheit, vermifcht mit kurzen Anreden auch an die Jugend, mit feyerlichen Fragen, die fich aber der Prediger felbft beantwortet (?), mit Erweckung grofser Empfindungen und Entfchliefsungen, mit Auffoderungen an die Jugend, da mit einem Liederverfe oder Wechfelgefang einzufallen, wo das Herz, erwärmt durch religiöfe Empfindung, fchon einen Drang fühlt, in hohen Gefang auszubrechen, und eine Hymne zur Ehre der Gottheit (!) anzuftimmen, oder auch durch eine gemeinfchaftlich ausgefprochene Bibelftelle oder Liedervers ein gemeinfchaftliches Bekenntnifs abzulegen (?) und heilige Entfchliefsungen vor Gott zu äufsern." Der Vf. verfichert grofse Wirkungen von folchen Erbauungsftunden verfpürt zu haben; auch mufs Rec. ihm das Zeugnifs geben, dafs die Bibelftellen zu Vorlefungen, Reden und beliebigen Texten, fo weit er nachgefchlagen hat, glücklich gewählt find. Nur mufs er warnen, dafs diefe Stunden nicht durch faftlofe Reden zu weit ausgedehnt werden, fo wie er zu feinem Bedauern bemerkt, dafs der Vf. auf dem Wege ift, ein zu leidenfchaftlicher Liebhaber des verzierten Gottesdienftes zu werden. Die Kirche will er an gewiffen Feften mit Blumen und Maien ausfchmücken; und ein fchönes Gemälde, eine Rauch- und Opfer-Schaale auf dem Altare als Sinnbild des Gebets und der Dankbarkeit gegen Gott, meint er, müfste grofse Dinge thun. Rec. ruft aber hier mit *Greiling* aus: Um Gottes willen nur keine heidnifche Sinnlichkeit, keinen impofanten Pomp in unfere chriftlichen Kirchen, wo nur himmlifche, zum Unfichtbaren fich aufrichtende Gemüther anbeten follen! A + X.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Glogau*, b. Günter: *Vermifchte Auffätze theologifchen Inhalts.* 1807. VI u. 128 S. 8. (10 Gr.) Der Hauptfache nach eine neue Auflage von *Langreuter's Mifcellaneen eines Landpredigers*, welche zu Deffau in der Buchhandlung der Gelehrten 1782 erfchienen. Der Vorbericht meldet, dafs fich ein (mit B. unterzeichneter) Verehrer des fel. *Langreuter's* dem Auftrage des Verlegers unterzogen habe, diefe neue Auflage zu beforgen. Er fand aber für gut, die Kleinigkeiten — *Aus meiner Schreibtafel* betitelt — nicht wieder abdrucken zu laffen, fondern an ihrer Statt einige andere Auffätze verwandten Inhalts beyzufügen. Diefe neu hinzugekommenen homiletifch-afcetifchen Auffätze find folgende: *Über Petri Fall* S. 3—47. Der Vf. findet in dem ganzen Benehmen des Apoftels weiter nichts, was ihm als widerrechtlich und ftrafbar angerechnet werden könnte, als dafs er wiffentlich zu dreyenmalen eine Unwahrheit gefagt und mit Betheurungen und Verwünfchungen beftärkt habe. Mehr als diefes drücke auch das Wort *verleugnen*, welches Chriftus von feiner That gebrauche, nicht aus, wie folches die Erzählung des Lukas unwiderfprechlich beweife. Weiterhin (S. 17) wird nun aber auch angenommen, „dafs diefer Fehltritt des Petrus ganz unvermeidlich gewefen, folglich mehr ein *Unglück* für ihn, als eine Sünde zu nennen fey — weil er fich in einem Zuftande der Befinnungslofigkeit befand" (S. 18). Der Vf. hat diefs mit Wahrfcheinlichkeit zu entwickeln gefucht. Doch bleibt immer der Umftand zum Nachtheil Petri, dafs er ausdrücklich vorher gewarnt und ihm alles deutlich vorhergefagt wurde, übrig.

Die Auffätze: über Joh. 14, 27. Ephef. 3, 17—19. 2 Cor. 5, 1. und Matth. 9, 3. 5. S. 84 ff. find eigentlich Predigtauszüge, wobey der Sinn der biblifchen Stellen gröfstentheils richtig entwickelt und zweckmäfsig angewendet wird. In Druck und Papier ift diefe kleine Schrift ziemlich vernachläffiget.

mcr.

Hildburghaufen, b. Hanifch's Erben: *Grundregeln der Katechetik für Landfchullehrer.* Herausgegeben von einem Jugendlehrer aus dem Weimarifchen. 1808. IV u. 87 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. glaubt, diefes Werkchen werde fich durch feine Kürze, mit Deutlichkeit und Vollftändigkeit verbunden, vor feinen Brüdern auszeichnen. Es enthält auch in der That keine fchlechte Anweifung zum Katechefiren, und mancher Schullehrer kann fich daraus Raths erholen; aber mit der Vollftändigkeit darf man es nicht fo genau nehmen. Selbft das, was gegeben wird, ift nicht allemal richtig, z. B. was er über das Analyfiren der Sätze (S. 13) fagt: „Die Theile eines Gedankens müffen aus einander gefetzt werden; diefs nennt man analyfiren, z. B. ein gehorfames Kind kann glücklich leben. Hier find die Theilbegriffe: ein gehorfames Kind thut, was Lehrer und Eltern befehlen. Sie befehlen ihm u. f. w." Aber lieber Himmel, wo foll es mit dem Analyfiren hinaus, wenn erft über das Wörtchen „gehorfam" fo viel gefagt werden foll, dafs das Kind den angegebenen Satz felbft ganz darüber vergifst? Ift erklärt worden, was gehorfam fey (follte den Begriff davon nicht jedes Kind haben?): fo mufs blofs entwickelt werden, wie die beiden Begriffe *gehorfam* und *glücklich leben* zufammen gehören und wie das Letzte aus dem Erften folgt. Das ift die Hauptfache, aber auch immer das fchwerere. Das Übrige zerftreuet die Kinder und lenkt fie von der Hauptfache ab. Falfch ift auch die Regel, die S. 23 gegeben wird. „Man laffe an dem Satze einer Frage ein Wort fehlen, fo dafs man den Satz bis auf das eine leicht zu errathende Wort gebraucht." Nichts Elenderes giebt es aber, als wenn man diefe Regel befolgt. Denn dadurch werden eben die Kinder zu gedankenlofen Nachbetern, die wie das Echo das letzte Wort des Lehrers wiederholen oder das Endwort füppliren. Was wird dadurch genützt, wenn der Lehrer z. B. fragt: Sollen wir an Jefum Chriftum — ? und nun das Kind: glauben, hinterher ruft? S. 53 heifst es: „So find Arbeit, Mühe, Erholung, Ruhe gleichzeitige Begriffe." Was doch der Vf. felbft für Begriffe hat! Arbeit und Ruhe, diefe contraftirenden Ideen, follen gleichzeitige Begriffe feyn? Und fo liefsen fich der Ausftellungen mehrere machen.

L. M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MAY, 1809.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Hinrichs: *Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtssachen nach dem königlich-sächsischen Rechte, nebst einem Anhange auswärtiger, diesen Gegenstand betreffender Gesetze* von D. *Christian Gottlieb Haubold*, Beysitzer des k. s. Oberhofgerichts und der Juristenfacultät zu Leipzig, auch Prof. des sächs. Rechts. 1808. XXII u. 266 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese Anleitung besteht aus den Vorerinnerungen und der Abhandlung selbst. In jenen zeigt der Vf., dass der Begriff einer geringfügigen Sache durch die Quellen des gemeinen Processes — das römische, kanonische und deutsche Recht — eben so wenig bestimmt ist, als der Grundsatz, dass geringfügige Rechtssachen summarisch behandelt werden sollen, deutlich durch sie ausgesprochen wird (§. 1), und behauptet, dass nichts desto weniger die *Natur der Sache* es mit sich bringe, weniger bedeutende Rechtshändel summarisch zu behandeln, dass es aber zur Bestimmung der richterlichen Willkühr eine unerlässliche Aufgabe für jede zweckmässige Gesetzgebung bleibe, die Grenzen zwischen wichtigen und geringfügigen Rechtssachen genau zu ziehen und die Behandlung der letzteren auf feste Grundsätze zurückzuführen (§. 2). Im Verfolge zeigt der Vf., dass die Gesetzgebung fürs Königreich Sachsen diesem Bedürfnisse seit 1612 abzuhelfen bemüht gewesen sey, und behauptet, bey der vollständigen Anführung der Quellen, mit Recht, dass diess im vorzüglichen Grade in der Erläuterung der alten Processordnung vom J. 1724 *ad Tit.* 1. §. 6 und in dem Mandate, die Abstellung processualischer Weitläuftigkeiten in geringfügigen Rechtssachen betreffend, vom J. 1753 geschehen (§. 3—9). Zum Beschluss der Vorerinnerungen berührt er noch die hieher gehörige Literatur (§. 10 u. 11).

In diesen Vorerinnerungen fanden mit Recht die Fragen: Was ist eine geringfügige Sache? Aus welchem Grunde muss sie summarisch behandelt werden? eine Stelle; allein die Beantwortung derselben ist durch den Vf. keineswegs auf eine befriedigende Weise geschehen. Der Begriff der geringfügigen Sache, so wie er nicht nur der Theorie zum Grunde gelegt werden muss, sondern wie er der Gesetzgebung selbst zum Grunde liegt, ist noch gar kein juristischer Begriff, und die Quelle, aus der er geschöpft werden kann, ist eben desshalb nicht die positive Gesetzgebung, sondern der gemeine Verstand. — Nun fragt es sich, welchen Begriff von geringfügigen Sachen suchte der Vf. in den Quellen des gemeinen Processes — den gemeinen oder den juristischen? Jenen konnte er aus den Quellen des gemeinen Processes nicht ableiten, und auf diesen, den der Vf. in der That nicht fand, kam hier gar nichts an, weil er sich nur auf die Gesetzgebung im Königreiche Sachsen eingeschränkt hat. Hätte er aber unter dieser auch das im Königreiche Sachsen geltende römische, kanonische und deutsche Recht verstanden: so hätte der in demselben bestimmte Begriff der geringfügigen Sache eben so wenig hieher an die Spitze der Vorerinnerungen gehört, als der durch die eigentlich sächsischen Rechte bestimmte, welchem der Vf. seinen Platz mit Recht in der Abhandlung selbst angewiesen hat.

Dieser Begriff des gemeinen Verstandes von einer geringfügigen Sache, welchen uns der Vf. hier schuldig geblieben, ist es eben, von dessen Bestimmung §. 2 der Vorerinnerungen die Rede ist. Er liegt der Gesetzgebung selbst, als Gegenstand, zum Grunde; und wird er der auf dieselbe gegründeten Theorie nicht hinwiederum zum Grunde gelegt: so hat diese keinen bestimmten und festen Punct, auf den sie sich bezieht, und durch den sie einen klaren Sinn und eine bestimmte Bedeutung erhält. Der Leser der vorliegenden Schrift muss also vor der Hand diese Lücke, deren Ergänzung jedoch keine Schwierigkeiten hat, durch das Gefühl ausfüllen, wenn er diess nicht selbst auf einen bestimmten Begriff zu bringen im Stande ist.

Aus welchem Grunde aber muss eine geringfügige Sache summarisch behandelt werden? — Der Vf. sagt uns §. 2: Diess bringt *die Natur der Sache* mit sich, und beruft sich auf *Gönner*, welcher behauptet, dass ein richtiger Gemeinsinn für Entbehrlichkeit strenger Formalitäten bey unbedeutenden Sachen spreche. Allein Rec. muss gestehen, dass ihn diese Behauptungen nicht befriedigen. Liegt der Rechtfertigungsgrund von der Verknüpfung der summarischen Processform mit der Verhandlung geringfügiger Sachen in deren Natur, in einem *richtigen Gemeinsinn*; so zeige man doch, wie er durch beide gegeben ist. Der Theoretiker hat sein Amt noch nicht verwaltet, wenn er sich hier auf *die Natur der Sache* und einen *richtigen Gemeinsinn* beruft, und nun einem Jeden es überlässt, selbst aus ihnen abzuleiten, was der Autor aus ihnen abgeleitet haben will. Denn was giebt man nicht alles für die Natur der Sache,

mit Recht behauptet, dafs dieses Mandat, in so weit es der eigenthümliche Charakter der übrigen benannten Procesformen zuläfst, auch auf diese seinen Einflufs erstreckt, sobald nach ihnen geringfügige Sachen zur Verhandlung gebracht worden sind. — Warum der Vf. seine Behauptungen in der obigen nicht besonders deutlichen Frage als eine Wirkung *der Analogie* des Verfahrens in *causis minutis* auf die berührten Procesarten auffafst, sieht Rec. nicht ein. Übrigens gehört das hier gelösete Problem nicht ganz hieher. Denn in sofern es die Behauptung enthält, dafs sich der Gegenstand des Begriffs von einer geringfügigen Sache auch im Executiv- und in anderen Process-Arten finde, gehört es dahin, wo der Vf. den Gegenstand des Verfahrens in geringfügigen Sachen nachgewiesen, und denselben in seinen verschiedenen Verhältnissen erwogen und kenntlich gemacht hat. Diefs geschah im ersten Hauptstück des allgemeinen Theils. In sofern hingegen die Frage zu beantworten war, ob die Eintheilung des *possessorii* und *petitorii* auch auf den Procefs *in causis minutis* anwendbar sey, und ob die Form dieser Procesart selbst sich mit dem Executivprocefs und anderen Formen verbinden lasse oder nicht, fand sie allerdings hier ihren Platz.

Der besondere Theil zerfällt in drey Abtheilungen. Die *erste* handelt vom Verfahren vor der Entscheidung, a) in wiefern es die Hauptsache betrifft (§. 43—58), und b) in wiefern es die Hauptsache nicht betrifft, sondern α) die Legitimation (§. 59), β) die Handlungen, die sich auf Veränderung oder Vervielfältigung der Interessenten beziehen (§. 60), und γ) die Unkosten (§. 61—66). Die *zweyte* Abtheilung handelt von der Entscheidung und deren Vollstreckung, und zwar besonders a) von der Entscheidung (§. 67—88); b) von den Rechtsmitteln gegen die Entscheidung (§. 89—94); und c) von der Vollstreckung der rechtskräftigen Entscheidungen (§. 95). Die *dritte* Abtheilung spricht von der Behandlung geringfügiger Rechtssachen bey den höheren Justizstellen (§. 96—100). Eines Auszuges ist, für die Grenzen gegenwärtiger Anzeige, dieser besondere Theil nicht fähig; er ist gedrängt und reichhaltig: man wird nichts Wesentliches vermissen. Die vorstehende, von dem Vf. selbst also aufgefafste Inhaltsanzeige beweiset diefs, aber die Vergleichung der Überschrift der dritten Abtheilung mit der der ersten, und zweyten bringt den Vf. in den Verdacht, dafs er es mit der logischen Anordnung der Materialien nicht genau genommen habe. Wenn man aber in der dritten Abtheilung vom Vf. die Versicherung bekommt, dafs von den in der ersten und zweyten Abtheilung entwickelten Regeln des Verfahrens im Allgemeinen bey den höhern und niedern Justizstellen des Königreichs Sachsen Gebrauch gemacht werde, und dafs in der dritten von den blofs den höhern Justizstellen *eigenthümlichen* Observanzen die Rede sey: so schwindet jener Verdacht, und es bleibt nur die Erinnerung übrig, dafs die beiden ersten Abtheilungen unter einem, der dritten entgegengesetzten Charakter — durch die Überschriften selbst — aufgefafst seyn möchten.

Im ersten Abschnitte der ersten Abtheilung §. 43 bemerkt der Vf., dafs es in der Procesart, von welcher hier die Rede ist, streitig sey, ob die erhobene Klage *angebrachtermafsen* verworfen werden dürfte (nicht wie es im Texte ein wenig undeutsch heifst: ob der *Kläger angebrachtermafsen* abgewiesen werden könne), und giebt darüber die Meinungen einiger Dikasterien an, ohne seine eigene defshalb mitzutheilen. Rec. sieht nicht ein, warum ein Erkenntnifs, welches die Unstatthaftigkeit der Klage angebrachtermafsen — ausspricht, in dieser Procesart für rechtlich unmöglich angesehen werden könne. Der §. 4 des Mandats vom 28 Nov. 1753 dringt zwar darauf, dafs in dieser Procesart sofort *definitive* erkannt werden soll: allein dafs ein Erkenntnifs vorberührter Art für das, was es seiner Natur nach ist, nämlich für ein Definitiv-Erkenntnifs in jener Procesart nicht angesehen werden soll, ist nirgends verordnet; und diefs müfste doch der Fall seyn, wenn der Gesetzgeber in diesem Puncte eine Abweichung vom Allgemeinen hätte bewirken wollen. Im Übrigen kommt es ja (wenn auch selbst die E. P. O. *ad tit.* 5. §. 3 nicht verordnet hätte, dafs in jedem Falle der Verwerfung einer Klage die *rationes decidendi* beygefügt werden sollen) in Hinsicht der *Exceptio rei judicatae* (gegen eine neue Klage) wohl auf eines heraus, ob die (erste) Klage angebrachtermafsen verworfen, oder ob der Beklagte von der erhobenen Klage entbunden worden ist.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Halle, b. Kümmel: D. *Ferdinand August Hommels*, königl. poln. und kurf. sächs. Appellations-Raths und der Pandekten öffentl. Lehrers auf der Universität Leipzig, *kurze Anleitung, Gerichtsacten geschickt zu extrahiren, zu referiren, und eine Sentenz darüber abzufassen.* Zum Gebrauch seiner Zuhörer entworfen. Durchgesehen und mit Zusätzen vermehrt von D. *Joh. Christ. Woltär*, öffentl. Prof. der Rechte auf der Friedrichs-Universität in Halle, auch Senior der Juristen-Facultät daselbst. Siebente verbesserte Aufl. 1808. VIII u. 364 S. 8. (21 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der sächsischen Geschichte für Bürgerschulen*, von M. *Joh. Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. 2te verb. Aufl. 1809. VIII u. 100 S. 8. (5 Gr.)

Carlsruhe, b. Macklot: *System der Wirthschaftslehre.* Ein Versuch zu endlicher Berichtigung der bisherigen Cameralsysteme. Von *D. F. Seeger*, öffentl. Prof. der Staatswirthschaft und Statistik auf der hohen Schule zu Heidelberg. 3te Aufl. 1807. 8 u. 1 halben Bogen. 4. (15 Gr.)

Hannover, b. Ritscher: *Weltklugheit und Lebensgenufs*, oder *praktische Beyträge zur Philosophie des Lebens.* Herausgegeben von *Frid. Burchard Beneken.* 1 Bdchen. 3te verb. Aufl. 1806. XVIII u. 259 S. 8. (18 Gr.) S. Recension des 2ten Bdchens der 3ten Aufl. 1806. No. 97.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MAY, 1809.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Hinrichs: *Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtssachen nach dem königlich sächsischen Rechte, nebst einem Anhange auswärtiger diesen Gegenstand betreffender Gesetze* von D. *Christian Gottlieb Haubold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In dem auf die angebrachte Klage angesetzten Verhörtermine soll der Richter die Güte, wie der §. 4 des Mand. von 1753 sagt, ungesparten Fleisses pflegen, und der Vf. empfiehlt zu dem Ende §. 46 dem Richter, den Kläger vorläufig über die Bescheinigungsmittel zu befragen, womit er seine Klage zu erweisen gedenkt, so wie den Beklagten über seine Exceptionen und deren Beybringung. Das Letztere leidet wohl keinen Zweifel; ob aber das Erstere (im Termine) nicht schon zu spät wäre, ist eine andere Frage. Der §. 3 des angezogenen Mand. sagt: es soll dem Kläger frey stehen, seine Klage mündlich anzubringen, und diese — *es sey denn, dass der Kläger nichts zum Beweise vor sich, auch der Eidesdelation sich nicht bedienet hätte, als welchen Falls er damit sofort abzuweisen* — angenommen werden. Diese Verfügung aber scheint allerdings dem Kläger die Angabe der Bescheinigungsmittel seiner Klage gleich bey Anbringung derselben zur Pflicht zu machen. — Eben so wenig möchte Rec. die, ohne bestimmte Gründe, in der Nota b zum §. 50 angeführte Behauptung des Vfs. unterschreiben: dass die Vorschrift des Mand. von 1753 §. 3. vermöge welcher der Kläger mit der Klage zugleich die derselben zum Grunde gelegten Documente in Abschrift übergeben soll, nur vom Executivprocesse verstanden werden könne. Denn im Mandate selbst ist diese Beschränkung gar nicht ausgedrückt, und der Anfang des §. 5 jenes Mandats sagt sogar: *Allermassen aber dieses alles auf den Processum executivum — keinesweges zu ziehen.* Rec. bescheidet sich zwar, dass die Gesetzes-Worte „dieses alles" auch keinen unbestreitbaren Umfang andeuten; allein bey Ermanglung bestimmter, für die Behauptung des Vfs. entscheidender Gründe, ist Rec. sehr geneigt, die vom Vf. §. 98 angeführte Observanz der Appellationsgerichte im K. Sachsen (vermöge welcher, wenn bey einer Klage Recognition u. s. w. gefodert ist, auch dem Beklagten — ausser dem Falle des Executivprocesses — aufgegeben wird, auf das Document sofort im Termine *sub poena recogniti* sich zu erklären) für den besseren Ausleger des Gesetzes zu halten.

Für die Unzulässigkeit der Fragstücke bey Zeugenverhören in dieser Processart erklärt sich der Vf. §. 51 — nach der jetzigen Lage der positiven Jurisprudenz, — mit Recht, ob man gleich kein ausdrückliches Gesetz dafür anführen kann. Doch wird man auf den Grund jener angenommenen Maxime die Behauptung nicht bauen, dass auch der Richter selbst *ex officio*, da, wo er es für nöthig erachtet, keine Fragstücke stellen dürfe. Denn diess hiess in der That das Recht durch seinen Untergang befördern. Mehr denn einmal hat Rec. Zeugenverhöre besorgt, und auf die vorgelegten Verhörspuncte eine unbedingt bejahende Antwort erhalten, gar oft aber auch auf das *ex officio* gestellte Fragstück: Ob Zeuge diess selbst gehört und gesehen habe? die Antwort bekommen: Nein, das habe ihm der Producent selbst gesagt! — Dem Producten steht frey, sich (als Reproducent) der nämlichen Zeugen beym Gegenbeweise zu bedienen, deren sich Producent vorher gegen ihn bedienet hat; aber der Grundsatz, dass Fragstücke unzulässig sind, schliesst auch die Erlaubniss, jene in der Form der Gegenbeweisartikel vorzubringen, aus, und hiedurch wird es bemerklich, welche Vorsicht und Redlichkeit vom Richter erwartet wird. Denn wie oft wird von seiner Frage, zur rechten Zeit gethan, die Anerkennung des Rechts *in foro* abhängen.

Die Frage: Ob der Eidesantrag, so viel den Inhalt der Klage betrifft, in dieser selbst, bey dessen Verlust geschehen müsse, oder ob der Kläger den Eid über die Klage auch im Termine oder gar noch im Verfahren antragen könne, ist controvers, wie der Vf. §. 52 bemerkt. Er führt dort das *pro* und *contra* an, ohne sich selbst bestimmt für das eine oder das andere zu erklären. Rec. begreift nicht, wie man bey den vorhandenen vom Vf. angeführten Gesetzen zweifeln kann, dass der Eid über die Klage, in dieser selbst, bey Verlust der Eidesdelation, angetragen werden müsse. Die Schriftsteller, welche den verspäteten (nicht *verspätigten*, wie es im Texte heisst) Eidesantrag als eine *mutatio libelli in modo probandi* ansehen, und jenen zulassen, weil diese vor dem Verspruch der Sache in dieser Processart zu jeder Zeit Statt findet, drehen sich offenbar im Cirkel, und begehen eine *petitio principii*. Denn es fragt sich ja eben, ob diese zu jeder Zeit vor dem Verspruche der Sache in dieser Processart Statt findende *mutatio libelli in modo probandi* auch den Eidesantrag unter sich begreift oder nicht? Dass aber die Eidesdelation in der That zu jener *mutatio libelli cet.* gehöre, kann man doch wohl nicht behaupten, wenn man findet,

dafs das Gesetz die Eidesdelation dergestalt beschränkt und bestimmt, dafs sie den Charakter jener *mutatio libelli cet.* geradezu verliert. Die Stimme der Billigkeit, wodurch sich, nach des Vfs. Meinung, die gegentheilige Behauptung in einzelnen Fällen empfiehlt, kann bey jener Lage der Sache nicht erwogen werden, und die Meinungen, selbst der besten Rechtslehrer, gehen nicht über das Gesetz.

Über den weiteren Inhalt dieser Schrift fand Rec. nichts zu erinnern; merkwürdig aber ist die Bemerkung, mit der der Vf. den letzten §. der dritten Abtheilung schliesst: „Das Consistorium zu Leipzig endlich ist erst durch ein Rescript vom 9 Octob. 1799 ausdrücklich auf das Mandat vom Jahre 1753 verwiesen worden, nachdem es vorher dessen Nicht-Beobachtung damit entschuldiget hatte, weil es ihm nicht besonders publicirt worden sey."

Schätzbar ist die Sammlung der unter den Beylagen S. 151 — 187 befindlichen Rescripte. Wenige Justizbediente haben Gelegenheit, sich mit solchen einzelnen Dispositionen zu bereichern, und die auf gegenwärtige Sammlung verwendete Mühe des Vfs. verdient daher allerdings Dank. Der Anhang S. 189 — 266, welcher verschiedene auswärtige Gesetze über das Verfahren in geringfügigen Rechtssachen enthält, ist natürlich von keinem Nutzen für die Praxis in Sachsen; und wenn der Vf. nicht die Absicht gehabt hat, durch diese Sammlung den Geist der Gesetzgebung, den es hier gilt, auch in anderen Formen kenntlich zu machen, als in der, in welcher er sich in der Gesetzgebung für das K. Sachsen ausgesprochen hat, eben dadurch aber die Einsicht in das Eigenthümliche und Gemeinschaftliche der sächsischen Gesetzgebung, in Bezug auf andere Legislationen, zu erhöhen (was freylich hier nicht in den Grenzen seines Zweckes liegt): so dürfte jener Anhang hier eine ziemlich entbehrliche Rolle spielen.

Übrigens hat der Vf. allerdings durch die gegenwärtige Abhandlung an einem Beyspiele gezeigt, wie viel die Geschichte auch der vaterländischen Gesetzgebung, aus ächten Quellen, d. h. aus Landtagsacten und collegialischen Deliberationen über abzufassende Gesetze, geschöpft, zur Erläuterung derselben beytrage, und Rec. ist überzeugt, dafs nicht die angehenden Geschäftsmänner es allein sind, die des Vfs. Abhandlung mit Nutzen lesen und studiren können. Möchte nur die Erreichung des höheren Zwecks, der sich mit des Vfs. Bemühung verbinden läfst — die Richter zur eigenen Beurtheilung geringfügiger Sachen, und dadurch zur *Ersparung des mit der Actenversendung nach rechtlichem Erkenntnisse verbundenen Kosten- und Zeit-Aufwandes* zu ermuntern — weniger Hindernisse finden, als die Erfahrung gewöhnlich in allen Angelegenheiten des guten Willens nachzuweisen pflegt. p*-ζ—r.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Franc. Godard. van Lynden specimen jurid. inaugurale exhibens interpretationem jurisprudentiae Tullianae in Topicis expositae etc.* 1805. XVI u. 164 S. 8.

Die ciceronische Topik ist bekanntlich voll juristischer Sätze. Daher *Luzac*, welcher dem Hn. *van Lynden* den Rath ertheilte, diese zu erläutern, Dank verdient. Von dem Vf., welcher 3 Jahre unter *Wyttenbach* Philologie, eben so lange unter dem gelehrten *Smallenburg* u. A. Rechtswissenschaft studirt und sich den Philologen durch eine Schrift über den Panätius rühmlich bekannt gemacht hatte, liefs sich eine vorzügliche Ausführung seines Vorhabens erwarten. In der That enthält auch die vorliegende Schrift viel Gutes. Es fehlt ihr nicht an ausführlichen und gründlichen Erörterungen der ciceronischen Sätze aus den juristischen Alterthümern — welche indessen oft ausführlicher sind, als nöthig war, ohne eben wichtiges Neues zu enthalten. Auch sind manchmal, zum Theil wohl aus Unkenntnifs neuerer ausländischer Arbeiten, unrichtige Meinungen angenommen. Eben so wenig fehlt es an erläuternden Vergleichungen mit dem späteren, besonders dem Pandekten-Rechte — wiewohl hier zuweilen Lücken geblieben sind. — Gute Spracherläuterungen kommen seltener, aber doch hier und dort vor. Auch sind bey den erklärten Stellen Varianten aus allen übrigens nicht näher charakterisirten leidener Handschriften der Topik angeführt, unter denen uns jedoch keine vorzüglichen aufgefallen sind. — Bey dem Allen fehlt es aber an manchem Wünschenswerthen gar sehr. So hat der Vf., bey seiner sonstigen in den Nachweisungen bewiesenen nicht geringen Bücherkenntnifs, wichtige Arbeiten Anderer eben über die *Topica* entweder gar nicht gekannt, oder doch wenig gebraucht. Das Letzte ist sogar mit dem Boethius der Fall, aus welchem noch manches Wichtige zu entlehnen war; das Erste besonders mittelst einer pariser Ausgabe von 1550 in 4., worin ausser dem Boethius auch Anmerkungen von Visorius, Goveanus, Melanchthon u. A. sich finden, von denen besonders die des Goveanus viel wichtiges Juristische enthalten. Was wir aber an Hn. *van Lyndens* Bearbeitung vorzüglich vermissen, ist dieses, dafs er die in den ciceronischen Stellen enthaltenen juristischen Sätze selten ganz bestimmt heraushebt. Die Anordnung des Ganzen ist gar nicht lichtvoll und bequem, und dadurch sogar das gänzliche Übergehen von ein paar juristischen Stellen der Topik veranlafst, Cap. 4 §. 23, dafs die Verjährung eines Gebäudes 2 Jahre erfodere, indem Analogie anzuwenden sey, Cap. 17 §. 65 vom Rathfragen der Redner und Richter bey den Rechtsgelehrten.

Die ersten 5 Capitel enthalten die ausführlich erläuterten Stellen; das 6te und 7te unter der Überschrift: *quaestiones miscellaneae* und *varii argumenti quaestiones*, andere kürzer berührte Sätze. In jeder dieser Hauptabtheilungen ist ohngefähr die in den kürzeren römischen Compendien übliche Ordnung befolgt. Die ersten beiden Capitel handeln vom Eherechte, das 3te vom Erbrechte, das 4te und 5te von persönlichen und dinglichen Servituten. Das 6te Cap. erläutert einige allgemeine Sätze vom Rechte überhaupt, dann vom Eigenthums- und endlich vom Personen-Rechte. Das 7te handelt von Tutelen, Contracten, Worterklärungen. Kein Register etwa

nach einem juristischen Systeme oder nach Ordnung der Topik erleichtert den Gebrauch.

Der Abhandlung selbst ist als *Prolegomena* eine allgemeine Einleitung zu der Topik vorausgeschickt. Diese enthält eine gute gedrängte Lebensbeschreibung des Trebatius und eine Vertheidigung der Meinung; dass Cicero eine andere aristotelische Topik bearbeitet habe, als die wir jetzt besitzen, hauptsächlich gegen *Buhle*. Ein Urtheil hierüber stellen wir eigentlichen Philologen anheim. Unter den Stellen, welche sich auf Erörterungen über Recht und Gesetze im Allgemeinen beziehen, wovon Cap. 6 §. 2 gehandelt wird, ist die ciceronische Aufzählung aller Rechtsquellen (*Topic.* Cap. 5 §. 28) nicht ganz richtig erklärt. Das darin vorkommende Wort *leges* kann nämlich nicht mit *leges centuriatae* gleichbedeutend genommen werden, sondern muss auch die Plebiscite umfassen, indem sonst diese wichtige Rechtsquelle gänzlich ausgelassen wäre. — Jetzt von einigen Stellen über das Personen- zunächst das Ehe-Recht.

Im ersten Cap. §. 3 und 5 ist dem Vf. die richtige hugo'sche Ansicht von *confarreatio*, dass sie nur ein Nebengebrauch bey der *coëmtio* sey, entgangen, und die sie begründende Stelle *Cicero pro Flacco* Cap. 34 unrichtig gerade zum Gegentheile erklärt. — Im §. 4 kommen ein paar dem Vf. eigenthümliche, aber wohl unrichtige Ansichten über *coëmtio*, *usus* und laxe Ehe vor.

Die ersten beiden sollen durch Fictionen entstanden seyn, welche aber in die Zeit der 12 Tafeln nicht passen. Die laxe Ehe ist, nach dem Vf., erst später bey Gelegenheit der häufigern Ehescheidungen aufgekommen: allein schon die 12 Tafeln kennen eine *mulier, quae matrimonii ergo apud virum remanet*, d. h. welche in einer laxen Ehe mit ihm lebt. — Im §. 5 ist Cap. 4 §. 18 der Topik erklärt. Hiebey wird das Wort *mulier*, wie seit Boethius gewöhnlich ist, für *verheirathete Frau* genommen, und so der Satz herausgebracht, dass nur diejenige verheirathete Frau, welche durch *Conventio in manum capitis* Deminution erlitten habe, ein Testament errichten könne. Jene Erklärung von *mulier* ist willkührlich, und der herausgebrachte Satz steht im Widerspruche mit den Rechtsprincipien. Denn wer in eines Anderen Gewalt sich befindet — und das thut auch die *materfamilias, quae in manum convenit* — kann *kein* gültiges Testament errichten. Sie hat kein Vermögen, *Topica cap.* 4, §. 23, wie kann sie denn testiren? Vgl. auch *Ulpian. tit.* 20, §. 15, *Galvanus d. usufructu cap.* 9 *num. fin.* Wir verstehen daher die Stelle vielmehr von Frauenzimmern überhaupt, welche, bis sie eine *Capitis* Deminution erleiden, d. h. aus der väterlichen Gewalt treten, §. 3. *J. de capite minutis* (1, 16) kein Testament errichten können.

Im sechsten Cap. §. 3 ist die bekannte Definition der Gentilen *Topic. cap.* 6. §. 29 sehr kurz abgefertigt, ohne irgend Rücksicht auf *Cicero de oratore* lib. 1, cap. 38 (nach andern Ausgaben 39), und die, unserer Überzeugung nach, auch gegen die Erinnerungen seines Rec. in der hallischen A. L. Z., bestehende hugosche Ansicht (Rechtsgeschichte §. 84) zu nehmen. — Vom Sachenrechte sind im 6 Cap. §. 2 die Stellen über *res mancipi* und *nec mancipi* gar zu kurz abgefertigt. Manche Untersuchungen darüber, als von Treckell, Pufendorf und Hugo, scheinen dem Vf. ganz entgangen zu seyn. Bey der Stelle über Nichtigkeit der Mancipation der *res nec mancipi*, *Topic. cap.* 10. §. 45, war auf den nicht leicht damit zu vereinigenden Plinius lib. 9, cap. 35 Rücksicht zu nehmen; das, auch der Construction nach, schwierige Cap. 5. §. 28 viel genauer zu erläutern. Um nämlich diese Stelle mit der richtigen Theorie in Übereinstimmung zu bringen, müssen die Worte *ejus rei quae mancipi est*, mit zum Subjecte *abalienatio* genommen werden, so dass der Sinn ist: Die Übertragung des strengen Eigenthums einer *res mancipi* geschieht durch Übergabe aus *nexus* oder *cessio in jure*. Die der Wortstellung nach natürlichere Construction, nach welcher *ejus rei quae mancipi est* als Object betrachtet und mit *traditio* verbunden wird, giebt nur dann einen mit anderen Stellen und der richtigen Theorie übereinstimmenden Sinn, wenn man annimmt, dass *abalienatio* Übertragung einer *res mancipi* zum römischen Eigenthum bedeute: eine Bedeutung, welche sich aber schwerlich möchte beweisen lassen. — Vom Erbrechte handelt das 3 Cap. Gleich die Definition der Erbschaft *Topica c.* 6. §. 29 ist nicht fruchtbar genug behandelt. Für den Philologen bedurfte die negative Bestimmung *pecunia — nec possessione retenta* einer Erläuterung, da er ohne Hinweisung eines Juristen weder auf die wahrscheinlich richtige Erklärung des Goveanus, dass damit die prätorische Erbfolge (*Bonorum possessio*), noch auf die des Boethius, dass *mortis causa capiones* gemeint seyen, leicht kommen wird. Für den Juristen verdiente die literärhistorische Folgerung aus dieser Stelle hervorgehoben zu werden, dass man wahrscheinlich zu Cicero's Zeit noch keine gute Definition von Erbschaft kannte. Denn die ciceronische Definition ist keineswegs ausreichend, indem z. B. die zu der *hereditas* nicht gehörenden *mortis causa capiones*, nicht ausgeschlossen sind. — Eine andere Stelle, Cap. 10. §. 44, worin von Substitutionen gehandelt wird, hätte, besonders für Philologen, einer Erläuterung bedurft. Dass bey der Geburt eines *posthumus* im Testamente selbst die 10 Monate genannt sind, konnte zu einer interessanten von Goveanus schon angedeuteten, gewöhnlich aber übersehenen, rechtshistorischen Erörterung Veranlassung geben. Ob nämlich 10 Monate als Grenze der legitimen Geburt in den 12 Tafeln bestimmt seyen, wird zweifelhaft; dass wenigstens der Gerichtsgebrauch hierauf keine Rücksicht nahm, ergiebt sich deutlich aus Plinius lib. 7. cap. 5. p. 376 (ed. Harduini), Gellius lib. 3. c. 16; und hieraus ist zu erklären, warum theils an dieser Stelle des Cicero, theils an vielen Stellen der Pandekten die 10 Monate, als von den Parteyen selbst genannt, aufgeführt werden. Denn da das diese Zeitbestimmung enthaltende Gesetz nicht zur Anwendung gebracht wurde, sicherten sich die Parteyen den Inhalt desselben durch ausdrückliches Bevorworten. — Was vom Niessbrauche vorkommt, wird im 4 Cap. erklärt. Bey Gelegenheit von *Topic. c.* 3. §. 17, woraus man zu beweisen pflegt, dass zu Cicero's Zeiten der Qua-

-ſiusfruct unbekannt war, verſucht der Vf. die Reſtitution der Worte des Senatusconſults, wodurch derſelbe eingeführt worden. Bey c. 4. §. 21 hätte bemerkt werden ſollen, daſs, wenn dieſe Stelle mit den Rechtsgrundſätzen übereinſtimmen ſolle, *ſecundus heres* Pupillarſubſtitut heiſsen müſſe, eine, beſonders für den Philologen, um deſto nöthigere Bemerkung, da die bisherigen Ausleger dieſes nicht deutlich eingeſehen zu haben ſcheinen. — Im 5 Cap. von den übrigen Servituten. Die auch dem Gedanken und Inhalte nach ſchwierige Stelle *Topic. c.* 4. §. 22 hat bloſs Worterläuterungen, und auch dieſe nicht mit Rückſicht auf die verſchiedenen darüber ſchon geäuſserten Meinungen erhalten. Der Fall, welchen Cicero vor Augen hatte, iſt folgender. Es fügte jemand in eine gemeinſchaftliche mit Wölbungen verſehene (*fornicatus*) Wand eine andere. Hiezu muſste er einen Theil der Wand abbrechen, und leiſtete desshalb *cautionem de damno infecto.* Hiebey ſtürzte etwas von der gemeinſchaftlichen Wand ein. Dieſen Schaden, entſcheidet Cicero, brauche der Bauende nicht zu erſetzen, weil jeder das Recht habe, in eine volle oder mit Wölbungen verſehene Mauer eine andere zu fügen, und der Einſturz durch nicht gut angelegte Wölbungen verurſacht ſey. Aus dieſer Darlegung des Inhalts, dergleichen man beym Vf. gänzlich vermiſst, ergiebt ſich, daſs Erneſti unrichtig *ſolidum vel fornicatum* zu *parietem directum* conſtruirt. Ein Satz aus P. Scävola's Munde *Topic. c.* 4. §. 24 wird ſo genommen, als ob nichts weiter darin enthalten ſey, als daſs man über ſeinem Grund und Boden Anlagen machen könne. Schon Goveanus würde, freylich nur durch einen Wink, den Vf. darauf geleitet haben, daſs etwas Schwierigeres gemeint iſt. Scävola redet von einem *ſolum ambitus*, einem Boden des Umfanges, gleichſam der Berechtigung, und ſtellt den Satz auf, daſs dieſer ſo weit geht, als man ein Schutzdach ſchon angelegt hat, dergeſtalt, daſs auch über demſelben ein anderes gebauet werden darf, wenn nur das Waſſer von demſelben nicht weiter als auf das erſte Dach fällt. Derſelbe Satz kommt, ſoviel dem Rec. bekannt, in den Pandekten nicht vor, wohl aber ein ganz ähnlicher in Beziehung auf den Tropfenfall *l.* 20. §. 5. *D. d. ſerv. praedior. urbanor.* (8, 2), zu deſſen richtiger Einſicht, allenfalls auch zu Begründung einer ausdehnenden Erklärung desſelben, die ciceroniſche Stelle nicht wenig beytragen kann. — Das 7 Cap. erklärt noch die Sätze von Contracten. Im c. 10. §. 42 war *fiducia* richtiger für jede Übergabe eines ſtrengen Eigenthums mit Bedingung der Rückgabe, als für die Art dieſes Geſchäfts, welche dem Pfandvertrage nahe kommt, zu erklären. Eben ſo wenig durfte hier *procurator*, dem Zuſammenhange nach, für gleichbedeutend mit *mandatarius*, welches ſchon vorkommt, genommen, ſondern muſste, dem von Briſſonius und Erneſti (in der *Clavis Ciceroniana*) ſchon bemerkten Sprachgebrauche gemäſs, für *negotiorum geſtor* erklärt werden.

Dieſes Detail mag genügen, um die obigen allgemeinen Bemerkungen zu rechtfertigen. Wir wiederholen übrigens, daſs ſich manches Vorzügliche in dem Büchlein findet, wozu wir auch eine gute Latinität rechnen.

S—dt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Nördlingen*, b. Becks Wittwe: *Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolicey.* Geſammelt und herausgeg. von *Joh. Theodor Roth*, k. baier. Landesdirectionsrath in Ulm, und D. *J. D. A. Höck*, Juſtizrath und Policeydirector in Schwabach. 1808. IVtes Heft. 91 S. 8. (6 Gr.) Dieſes Heft enthält folgende Aufſätze: I. *Über das Verhältniſs der Handwerker zur Volkszahl.* Iſt eine bloſse Zuſammenſtellung der Volkszahl, der Meiſter, Geſellen und Lehrlinge von vielen deutſchen Ländern; aber bey weitem nicht allenthalben vollſtändig. Um ſichere Reſultate daraus zu ziehen, oder nutzbare Vergleichungen anzuſtellen, müſste nicht bloſs erſt die Richtigkeit der Zahlen auſser Zweifel ſeyn, ſondern auch eine genaue Kenntniſs der ſtatiſtiſchen Verſchiedenheit des Inneren der zu vergleichenden Länder mit zum Grund gelegt werden. Die Beſchaffenheit des kleineren Landes kann ja oft mehreren Handwerkern Nahrung reichen, als das gröſsere, und umgekehrt. II. *Lehrplan und Organiſation der Feyertagsſchule zu Bamberg.* Die Idee einer ſolchen Schule hat wohl für jedes Land einen cameraliſtiſchen, und, was mehr ſagen will, einen moraliſchen Werth. Beſonders kann ſie [illegible] Fortſetzung des mit dem 13 oder 14 Jahre nur zu bald abgebrochenen, und eben darum ſobald in ſeinen Spuren erlöſchenden Schulunterrichts der niederen Bürgerjugend allenthalben eine merkbare Beſchäftigungslücke ausfüllen. Deſto wichtiger wird aber eine zweckmäſsige und jedem Local angeeignete Einrichtung einer ſolchen Anſtalt, und deſto lebhafter wünſcht Rec., daſs ſich das Gute, das hier von der bamberger geſagt wird, auf die Dauer bewähren, und als Beyſpiel für andere Länder wirken möge. III. *Verordnungen.* 1. *Die Lehrzeit der Meiſtersſöhne in der Provinz Bamberg betreffend.* Sie ſollen künftig den anderen Lehrlingen gleichgehalten werden. Vernünftig! 2. *Die freye Gewerbsausübung in der Provinz Bamberg betreffend.* Hebt die Beſchränkung der einzelnen Zunftdiſtricte gegen einander auf, jedoch mit Ausſchluſs des Hauſirens und der Niederlagen. 3. *Die Annahme der Lehrjungen im Bambergiſchen betreffend.* Hebt die Einſchränkung der ſonſt vorgeſchriebenen Zahl auf. 4. *Das Wandern der Handwerker betreffend.* Das Wandern ins Ausland ſoll nur denen geſtattet ſeyn, deren Profeſſionen dem Lande beſonders nützlich, im Auslande auf einem höheren Grade der Vollkommenheit ſtehen, und weſentlichen Veränderungen unterworfen ſind. 5. *Die Handwerksſtrafen betreff.*, ſollen nicht über 2 Thlr. — mit Vorwiſſen der Obrigkeit ſteigen, halb in die Armenfonds fallen, und zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden. 6. *Brandenburg.-bayreuthiſches Ausſchreiben die Leinweberey betr.* (vom 4 Sept. 1789) giebt dieſe im obergebirgiſchen Fürſtenthum frey. IV. *Actenſtücke zu Beurtheilung der Rechtsfrage: Können Handwerker gezwungen werden, einem jedem um gehörigen Lohn zu arbeiten?* Was *Mevius* II. 156. *Weiſſer* Abſchn. II. §. 309 bejahet, iſt hier von einem (preuſſ.) Landes-Collegium, bey Gelegenheit der Weigerung eines Schloſſers, die Kirchthurmuhr zu repariren, verneint worden. Eigentlich und, wie Rec. dünkt, mit Recht, wollte man nur keine *Executiones ad faciendum* gegen ein Individuum, auſser im dringendſten Nothfall ſtatuiren, ſondern Androhung des Verluſtes des Zunftzwangs u. dgl. gegen eine ſich ohne ausreichende Gründe weigernde Innung. Die Herausgeber fodern die Rechtsgelehrten zu Mittheilung ihres Gutachtens über dieſe Frage auf. V. *Über die Ausbildung und Vervollkommnung der Handwerker durch wiſſenſchaftliche Lehren.* Aus dem allgemein. Intelligenzblatt für Neuwirtemberg v. J. 1804. Dringt hauptſächlich auf geometriſche Vorkenntniſſe. Eine zweckmäſsige Anwendung der *peſtalozzi*'ſchen Ideen in unſeren Volksſchulen und eine damit in Verbindung gebrachte Einrichtung ſolcher Feyertagsſchulen, wovon oben die Rede war, würde, nach Rec. Meinung, auf dieſen Zweck hin- und viel Gutes wirken.

Zum Schluſs muſs Rec. erinnern, daſs ein bloſser Auszug des Weſentlichen aus Handwerksgeſetzen, ſtatt der vollſtändigen Abdrücke, den Herausgebern dieſer Materialien mehr Raum zu gemeinnützigen Aufſätzen übrig laſſen würde.

F. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1809.

MEDICIN.

Berlin, b. Braunes: *Handbuch der speciellen Pathologie.* Von Dr. *Adolph Henke*, Prof. der Medicin zu Erlangen. Erster Band. 1808. 486 S. Zweyten Bandes 1 Abth. 497 S. 8. (2 Thlr. 9 Gr.)

Der rühmlichst bekannte Vf. hat uns nicht nur ein Handbuch der allgemeinen Pathologie und eine besondere Abhandlung über die Krisen geliefert, sondern er sucht auch durch die Herausgabe einer speciellen Pathologie seine begonnene Arbeit zu vollenden. Wie schwer ein solches Unternehmen in gegenwärtiger Epoche sey, und welchen wichtigen Einfluss dasselbe auf die ganze ärztliche Theorie habe, ist allen bekannt, welche mit dem dermaligen Zustande der Medicin vertraut sind. Je wichtiger aber das Unternehmen selbst ist, desto mehr Achtung verdient der Mann, welcher sich dem Geschäfte unterzieht, und desto unbefangenere Würdigung das Werk selbst, wenn nicht der gewöhnliche Weg der Routine betreten, und das Bekannte nach leeren Imaginationsbegriffen zusammengestellt wird, in welchem Falle das Werk mit der ärztlichen Theorie keine Beziehung hat. Rec. glaubt daher untersuchen zu müssen, in wiefern durch vorliegendes Handbuch den Foderungen Genüge geleistet sey, welche wir an die Darstellung der speciellen Pathologie zu machen berechtigt sind, und das Resultat dieser Untersuchung mit einer kurzen Skizze dieser Darstellung zu belegen.

Die Foderungen an die Pathologie stellt der Vf. in der Einleitung selbst auf, wo er sagt: „Das Bestreben aller pathologischen Untersuchung geht dahin, nachzuweisen, wie die krankhaften Erscheinungen, durch welche sich Krankheit äussert, mit den allgemeinen physiologischen Gesetzen des Lebens zusammenhängen und aus ihnen hervorgehen." Der Standpunct der Pathologen ist in diesem Satze zwar richtig bestimmt, allein, wie Rec. glaubt, nicht mit gleichem Glücke erörtert. Denn der Vf. sagt gleich nachher: „um zeigen zu können, wie die unendliche Mannichfaltigkeit krankhafter Erscheinungen aus den einfachen Gesetzen des Lebens hervorgehen könne, ist es nothwendig, die ganze Summe der in gegebenen Fällen wahrnehmbaren Phänomene auf die ihnen zum Grunde liegenden einfachen und gemeinsamen Krankheitszustände zu reduciren." Es ist hieraus ersichtlich, dass der Vf. bey blosser Reflexion über das Gegebene stehen bleibt, und den Weg der wahren Naturforschung, welchem er so nahe war, verfehlt. Betrachten wir die Natur von Seiten ihrer Gesetzmässigkeit: so müssen wir einräumen, dass jede Erscheinung die Darstellung eines Naturgesetzes sey, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen mithin gleich mannichfaltige Gesetze voraussetze. Die Idee des Lebens ist das eine Gesetz, welches in allen lebenden Individuen verwirklicht ist, und die Individualität ist das Gesetz dieser Verwirklichung selbst. Das Leben ist nirgends für sich, sondern nur in der Fülle der Dinge; alle sogenannten einfachen Gesetze des Lebens, welche nicht in den lebenden Individuen angeschaut werden, sind leere Imaginationsbegriffe der Reflexion, welche uns zur Einseitigkeit führen. Denn die Reflexion greift hier schon bey halb vollendeter Naturforschung ein, da sie doch erst nach ihrer Vollendung fruchtbar werden kann. Um zeigen zu können, wie sich dasselbe Gesetz des Lebens in der Erscheinung der Krankheit auspräge, ist es nöthig, sich erst ein deutliches Bewusstseyn von den Krankheitserscheinungen selbst zu verschaffen, d. i., sie auf die Vorgänge im Organismus zu reduciren, aus welchen sie hervorgehen, und dann sie im Zusammenhange mit dem Gesetze des individuellen Lebens anzuschauen. Dagegen ist die Reduction auf gemeinsame einfache Krankheitszustände nichts als ein voreiliges Eingreifen der Reflexion, welche das bloss Gegebene, welches noch nicht zum deutlichen Bewusstseyn erhoben ist, auf ihre Kinder, das ist auf leere Begriffe reducirt. Eben diese Reduction aber, wenn sie erst versucht wird, wenn eine vollendete Anschauung der Verwirklichung der Gesetze des individuellen Lebens gelungen ist, bekömmt ein ehrwürdiges Geschäft, denn dann abstrahirt sie wirkliche pathologische Gesetze, aber keine imaginären Krankheitszustände. Dass man bisher diesen Weg noch nicht eingeschlagen hat, darin ist einzig der Grund der Verwirrungen und Misshelligkeiten in der Pathologie zu suchen. Die allgemeine Pathologie kann nie die specielle übereilen, beide entsprossen aus der Klinik, und jeder Schritt, welchen die allgemeine Pathologie über die specielle hinaus thut, ist leere Anmasung. Unsere bisherigen physiologischen Kenntnisse sind allerdings nicht hinreichend, alle Krankheitserscheinungen in ihrer Entstehung, Entwickelung u. dgl. auf das Gesetz des individuellen Lebens zu reduciren, und wir müssen uns oft mit einer bloss historischen Kenntniss begnügen; allein hierin liegt ja auch der deutlichste Beweis, dass die allgemeine Pathologie mit der speciellen an densel-

ben Gebrechen leide, wenn sich jene nicht in Erklärungen versteigt, welche nur, wie in der ganzen Naturforschung, mit Meinungen statt Thatsachen täuschen. Diese Bemerkungen, welche Rec. gleich der Einleitung zu diesem Werke entgegenstellt, sollen keinesweges im Voraus ein ungünstiges Urtheil erregen, da wir wohl auch von einer anderen Seite des Vfs. ausgebreitete Kenntnisse und unverdrossenen Fleifs werden kennen lernen. Dieses ist der historische Theil der Pathologie, welchen er bey der Kürze, mit welcher er sich fassen musste, mit ausgezeichneter Präcision und ganz der Natur getreu dargestellt hat.

Erste Abtheilung. *Von den Fiebern.* I Abschn. *Untersuchungen über das Fieber im Allgemeinen.* Der Vf. bleibt zuerst bey dem stehen, was wir historisch vom Fieber und seinen Erscheinungen wissen, um alsdann zu prüfen, wie weit der dogmatische Theil der Pathologie im Stande sey, die Natur des Fiebers zu erklären. Zu den pathognomonischen Erscheinungen rechnet er: veränderte Temperatur des Organismus, veränderte Thätigkeit des arteriellen Systems, die typische Zu- und Abnahme der Fiebererscheinungen, Veränderung der Secretionen, insbesondere des Harns, das Gefühl der Mattigkeit und die Abmagerung des Körpers; alle übrigen seyen nur Eigenthümlichkeiten besonderer Arten und Ordnungen der Fieber, oder mit dem Wesen des Fiebers nicht in Verbindung stehende Krankheitserscheinungen. Unter den erklärenden Sätzen über das Fieber verdienen folgende eine Beleuchtung. „Das Fieber ist Ausdruck einer rein dynamischen Krankheit, ist Krankheit der Erregung. Mischungsveränderungen irgend einer Art, welche im Verfolge des Fiebers wahrgenommen werden, sind nur secundär. Über die Erregungstheorie und ihren Werth haben sich diese Blätter zur Gnüge erklärt, woher es Rec. für überflüssig hält, nur eine Sylbe beyzusetzen. Eine rein dynamische Krankheit ist wohl nur eine imaginäre Ausgeburt der Reflexion, welche gewifs nicht aus den Gesetzen des Lebens dargethan werden kann. Auf derselben Stufe scheinen auch jene Pathologen zu stehen, welche die Fieber für Krankheit der Irritabilität erklären. Es giebt wohl keine Krankheitsformen, ausser den Fieberhaften, in welchen die Veränderungen aller Functionen so auffallend sind; und sollte man die Veränderungen der Reproduction in Fiebern nicht für wichtiger ansehen, als die der Irritabilität? Auffallend ist es, dafs die wahre Naturforschung des Fiebers noch nicht begonnen hat, und dafs man sich so leicht mit rhapsodischen Imaginationen zu begnügen pflegt. Neuere Handbücher liefern die Belege dazu. Wer will sich anmafsen, die absolute Subordination der Säfte als Naturgesetz auszusprechen, wie es im obigen Satze geschieht? Die nächste Ursache des Fiebers ist dem Vf. Affection der allgemeinen Vitalität: liegt aber in der Idee des Lebens, was man doch unter allgemeiner Vitalität verstehen muss, nichts als ein einseitiger Dynamismus? Schon die Reflexion hätte hier die Einseitigkeit des obigen Satzes erkennen sollen, und dieses um so mehr, wenn man den Satz aufstellt: Das Fieber als Affection der allgemeinen Vitalität tritt alsdann zu örtlicher Krankheit hinzu, wenn durch diese eine solche Störung der Function bedingt wird, die bedeutend genug ist, das Gleichgewicht der organischen Hauptsysteme zu stören. Kann aber eine blofs rein dynamische Störung der Einheit der Hauptsysteme als Thatsache in der Natur nachgewiesen werden? — Dafs die Eintheilung der Fieberformen der aufgestellten dogmatischen Ansicht des Vfs. entspreche, fodert freylich Consequenz, und daher ordnet er dieselben in 2 Classen, 1) in die mit erhöhter, 2) in die mit verminderter Lebensthätigkeit, welches wir als Corollarium der Erregungstheorie übergehen. II Abschn. *Untersuchungen über das Fieber mit erhöhter Lebensthätigkeit.* Die Beschreibung dieses Fiebers ist viel zu grell. Denn es kommt wohl selten in dieser Form vor, und meistens wird nur ein gründlicher Semiotiker über den Charakter des vorhandenen Fiebers entscheiden können, wozu der Vf. mehr Anleitung hätte geben sollen. Als nächste Ursache des hypersthenischen Fiebers wird allgemeine Hypersthenie des ganzen Organismus mit vorwaltender Thätigkeit des Gefäfssystems festgesetzt, wodurch das Normalverhältnifs der drey Hauptsysteme zu einander aufgehoben werde. Wenn das Fieber rein dynamische Krankheit ist, und überhaupt nach der Erregungstheorie, so muss die Störung des Normalverhältnisses der drey Hauptsysteme ebenfalls auf Erregung beruhen; wie nun durch eine allgemeine, sey es nun Hypersthenie oder Asthenie dieses Normalverhältnifs gestört werden könne, ist wohl nicht einzusehen. III Abschn. *Untersuchungen über das Fieber mit verminderter Lebensthätigkeit.* Es ist gewifs sehr auffallend, dafs die Erregungstheoretiker so viele fast unzählige Gradationen der Asthenie annehmen, um die vielen Krankheitsformen darunter subsumiren zu können, bey der Hypersthenie hingegen bezeichnet keine graduelle Verschiedenheit eine qualitativ verschiedene Krankheit. Die gemeinsamen Erscheinungen des sogenannten asthenischen Fiebers scheinen Rec. sehr willkührlich entworfen; viele der aufgeführten Phänomene kommen blofs einzelnen Arten zu. IV Abschn. *Untersuchungen über die nachlassenden Fieber.* Dieser Abschnitt hätte gar wohl in den vorigen aufgenommen werden können. Nun folgen in 5 Cap. kurze Monographieen des katarrhalischen, des gastrischen Fiebers, des Nervenfiebers, des Faulfiebers, des Zehrfiebers. Die Wechselfieber sind im fünften Abschnitte besonders abgehandelt. Die Bestimmung des Katarrhalfiebers ist von der Art, dafs dem Leser selbst überlassen wird, sich von dessen Charakter zu denken, was er will. Denn es heifst: die angeblichen Verwickelungen des Katarrhalfiebers, welche die Pathologen aufstellen, die nicht entweder den sthenischen oder asthenischen Charakter betreffen, beruhen auf der gleichzeitigen Affection mehrerer organischer Systeme u. s. w. Dann folgt: man führt gewöhnlich folgende Complicationen an, die inflammatorische, die nervose, die gastri-

sche, die faulichte. Das Urtheil des Vfs. hierüber wird nicht besonders ausgedrückt. Bey der inflammatorischen Complication nimmt er an, das Fieber sey hypersthenisch, und erreiche einen höhern Grad, als bey dem gewöhnlichen, sogenannten gutartigen Katarrh. Welches ist nun der Charakter des gutartigen Katarrhs? ist er hypersthenisch oder asthenisch? Was ist nun dasjenige bey dem hypersthenischen Katarrh, was die Complication ausmacht? Bey dem asthenischen läfst sich dieses leichter begreifen, denn hier kündigt sich die Complication in den gastrischen, nervosen u. drgl. Erscheinungen an. Man stöfst hier sehr deutlich auf das Schwanken zwischen vorgefafsten Begriffen, welche die Stelle der Naturgesetze vertreten sollen. Die Frage, ob das Fieber mit gastrischen Erscheinungen eine eigene Fieberclasse ausmache, eigener Natur sey, und einer eigenthümlichen Heilmethode bedürfe, beantwortet der Vf., nach seinen vorgefafsten Begriffen, geradezu verneinend. Dafs das Fieber, wenn das Leiden ursprünglich von den Verdauungswerkzeugen ausgehe, nur sympathisch sey, ist einseitig angenommen, und es kann durch die Erfahrung hinlänglich erwiesen werden, dafs sich aus solchen Ursprüngen ein idiopathisches gastrisches Fieber entwickle. Von den Störungen der Verdauungswerkzeuge während des Verlaufs des Fiebers soll hier gar nicht die Rede seyn; wenn aber diese gleichzeitig mit dem Fieber eintreten, wer ist berechtigt, das eine oder das andere geradezu für secundär zu erklären? Man mufs das ganze Bild des gastrischen Fiebers als Thatsache in der Natur auffassen, die Phänomene auf die Vorgänge im Organismus reduciren, und man wird seine Natur leichter enträthseln, als wenn man das, was nicht in die vorgefafsten Begriffe pafst, ohne Weiteres als irrig verwirft. Welche Veränderungen können wohl angehäufte und krankhaft veränderte Secreta oder bestimmte Störungen der Secretionen im Blutbereitungssystem hervorbringen, und dadurch eigenthümliche Fieber veranlassen? Diese Frage können nur diejenigen beantworten, welche sich aller Theorieen begeben, und in der Anschauung der Natur selbst ihre Belehrung suchen. Vom Schleimfieber wird nur gelegentlich und zwar sehr oberflächlich gehandelt, denn auch das ist nicht genügend, was in der Abhandlung vom schleichenden Nervenfieber in dieser Beziehung gesagt wird. Bey dem Faulfieber verfährt der Vf. nach denselben Grundsätzen, wie beym gastrischen Fieber, und das hitzige Nervenfieber wird ganz oberflächlich abgefertigt; dafür entschädigen uns die viel vollständigeren Monographieen des Zehrfiebers, und vorzüglich der Wechselfieber wieder.

Zweyte Abtheilung. *Von den Entzündungen.* Diese Abtheilung zerfällt in 2 Abschnitte, wovon der eine von der Entzündung im Allgemeinen, und der zweyte von den Entzündungen einzelner Systeme und Organe insbesondere handelt. Was wir über das Wesen der Entzündung mit Gewifsheit annehmen können, läfst sich nach dem Vf. auf Folgendes reduciren: 1) Es ist ausgemacht, dafs das Gefäfssystem den vorzüglichsten Antheil bey der Bildung der Entzündung hat, vorzüglich wird wohl dabey das System der kleinen Blutgefäfse afficirt; aufser diesem leiden aber auch die feineren Verzweigungen der Stämme, ja die Stämme selbst. 2) Es ist sehr wahrscheinlich, dafs nicht allein das Gefäfssystem der Sitz der Entzündung sey, sondern dafs die ganze organische Masse des Theils, und alle in ihn eingehenden Gebilde afficirt werden. 3) Die Congestion des Bluts ist allerdings begleitende Erscheinung, aber nicht Ursache, sondern vielmehr Wirkung der veränderten Thätigkeit der Gefäfse. Diese drey Sätze sind nicht bestimmt genug; der Werth der Eintheilung in hypersthenische und asthenische Entzündungen beruht auf dem Werthe der Erregungstheorie, und am wenigsten genügt das, was über die Diagnose der zwey Classen von Entzündungen vorgebracht wird. Wenn jede Erscheinung ein verwirklichtes Naturgesetz ist: so mufs schon aus den richtig aufgefafsten Erscheinungen die Diagnose der verschiedenen Entzündungen möglich seyn, statt dafs bey den asthenischen Entzündungen alles aus der Natur des vorhandenen Fiebers, der Anlage, dem Habitus, der epidemischen Constitution und den einwirkenden Schädlichkeiten gefolgert werden soll. Die Erscheinungen allein werden uns zwar nie eine vollendete Diagnose gewähren, allein sie verdienen doch eine genauere Würdigung, und es ist wohl Zeit, die Semiotik nicht mehr so zu vernachlässigen. Unter den Ausgängen der Entzündung sind die Capitel von der Eiterung und vom Brande vorzüglich gut bearbeitet. Der zweyte Abschnitt enthält folgende Monographieen: 1) Entzündung der Häute der Blutgefäfse. Diese wird, nach des Rec. Dafürhalten, vom Vf. nach *Reil* zuerst im pathologischen Systeme als besondere Gattung aufgeführt. 2) Entzündung der lymphatischen Gefäfse und Drüsen. 3) Knochenentzündung. 4) Rose. Dafs der Vf. die Rose zu den Entzündungen rechnet, damit ist Rec. einverstanden: aber unrichtig wird sie hier eingereiht; die rosenartige Entzündung gehört mehr unter die allgemeinen Charaktere der Entzündung, da sie fast in allen Theilen des Körpers vorkommen kann. Sie ist eine eigenthümliche Entzündung der Haut, und kann also in allen membranösen Gebilden des Organismus vorkommen, und es ist eine willkührliche Annahme, die Existenz rothlaufartiger Entzündungen innerer Organe zu leugnen. In den Erscheinungen ist das Rothlauf von anderen Entzündungen hinlänglich unterschieden: diese Erscheinungen auf wahre Naturgesetze zurück zu führen, hat man noch nicht gehörig versucht, und doch möchte die Arbeit mit Erfolg gekrönt werden, wenn man den Bau und die Functionen der Membranen, und vorzüglich die krankhafte Umänderung der Secretion in denselben mehr berücksichtigte. 5) Gehirnentzündung. 6) Augenentzündung. Beide Capitel sind sehr gut bearbeitet. 7) Bräune. Hier werden sehr passend die Entzündung der Wege des Schlingens und der Organe des Athmens unterschieden. Dafs die sogenannte brandige Bräune nicht immer in Ge-

sellschaft des Scharlachs erscheine, darin stimmt Rec. mit dem Vf. aus Erfahrung überein. Kurz, aber präcis ist die Beschreibung der häutigen Bräune. 8) Entzündung der Ohrendrüsen. 9) Entzündung der Zunge. 10) Ohrenentzündung. 11) Pneumonie. Diese ist unter allen Krankheitsformen dieser Classe am ausführlichsten ausgearbeitet, es sind hier die interessantesten Bemerkungen der Beobachter planmäsig zusammengestellt, und das Bild der Krankheit mit den mannichfaltigen Abweichungen ganz der Natur getreu entworfen. Nebst der Eintheilung in hypersthenische und asthenische, wird noch die katarrhalische, rheumatische, gastrische, nervose und faulichte Pneumonie unterschieden. Wer auch mit der Deutung dieser Thatsachen nicht übereinstimmt, dem genügt doch gewiss die deutliche Darstellung. In den Cap. 12—22 werden die Entzündung des Herzens und Herzbeutels, des Zwergmuskels, des Magens, der Leber, der Milz, des Pancreas, der Gedärme, der Nieren, der Harnblase, der Gebärmutter, des Bauchfells und des Lendenmuskels vorgetragen, welche, die gute Monographie der Leberentzündung abgerechnet, durchaus ganz kurz abgefertiget werden.

Zweyter Band. III Abtheilung. *Contagiöse Krankheiten mit Fieber.* I Abschn. *Untersuchungen über die Lehre von den Contagien im Allgemeinen.* Contagium kann, nach dem Vf., nur derjenige in einem thierischen Organismus durch eine bestimmte Krankheitsform erzeugte Stoff genannt werden, der durch seine Einwirkung auf einen anderen die gleiche oder doch höchst ähnliche Krankheitsform hervorbringt. Einige contagiose Krankheiten werden nur durch die Einwirkung des bereits existirenden Ansteckungsstoffes hervorgebracht, — primär contagiose Krankheiten; — permanente Contagien. Andere werden durch allgemein wirkende Schädlichkeiten erzeugt, und produciren in ihrem Verlaufe ein Contagium, — secundäre contagiöse Krankheiten, — temporäre Ansteckungsstoffe. Sämtliche Contagien fallen in die Sphäre der abnormen Reproduction; jedes Contagium afficirt hervorstechend bestimmte Organe, und wird auch nur in diesen producirt. Der Zeugungsprocess der Contagien selbst ist uns unbekannt, wir können nur die inneren und äusseren Bedingungen angeben, welche sie begünstigen. Als inneres Moment wird eine bestimmte Abnormität der Reproduction, und zwar bey jedem Contagium in den ihm korrespondirenden Organen angenommen, welches Rec. sehr precär scheint, indem das Contagium selbst Abnormität der Reproduction setzt, es mag diese vorher gestört seyn oder nicht. Eben so scheinen die Behauptungen: bey der Erzeugung der temporären Ansteckungsstoffe geschehe jenes nur bey einer bedeutenden Herabstimmung der allgemeinen Vitalität (?); und: manche chronische Contagien wirken oft längere Zeit im Körper ohne wahrnehmbare Veränderung der Vitalität — nicht auf Naturgesetze des thierischen Lebens zurückgeführt zu seyn. Die Eigenschaften und Verschiedenheiten der Contagien, wie die Meinungen über ihre Wirkungen auf den Organismus, sind vollständig zusammengestellt. II Abschn. *Über die contag. Krankheiten mit Fieber.* III Abschn. *Darstellung der verschiedenen ansteckenden Krankheitsformen mit Fieber.* Die Pocken, die falschen Pocken, die Kuhpocken, die Masern, der Scharlach, die Rötheln und die Pest werden hier abgehandelt. IV Abtheil. *Nichtansteckende Exantheme mit Fieber.* Friesel, Nesselfieber, Schwämmchen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Jena, b. Göpferdt: Dissertatio inaugur. medica, sistens observata quaedam de funestis belli et pugnae sequelis, et de quibusdam mediis, miseriam humanam cum bello conjunctam sublevandi;* quam pro gradu Doctoris a. d. XVI Maji 1808. publico eruditorum examini obtulit auctor *Joh. Berh. Aug. Robstius,* Schwarzburgicus etc. C. tabula aenea. 1808. 4. Der Anblick der bekannten schreckensvollen Kriegsscenen in und bey Jena bewog den Vf., hier einige schon von anderen Schriftstellern gemachte Vorschläge zur Minderung des Kriegselends zu wiederholen. Feyerliche Verträge der Feldherrn sollen nämlich die Heiligkeit der Feldhospitäler unter Freunden und Feinden sichern; Verwundete sollen vom Schlachtfelde schnell auf bequemen Wagen an einen Ort gebracht werden, wo chirurgische Hülfe ihnen geleistet werden könne; reines Wasser soll in mehreren grossen Fässern an verschiedenen Stellen eines Schlachtfeldes, besonders wegen Belebung der Ohnmächtigen, vertheilt werden; jeder Soldat soll einige Binden, Charpie, etwas Wein, Essig u. s. w. bey sich tragen. Die vom Vf. empfohlene Maschine, wodurch Wundärzte bey Mangel geschickter Gehülfen verletzte Theile eines Körpers während des Verbandes unterstützen sollen, bedarf mancher Verbesserung; vorzüglich sollte man darauf sehen, dass eine solche Maschine nicht so schwer zu transportiren wäre. — Übrigens kann Rec. nicht bergen, dass ihm lange Zeit keine in so schlechtem Latein abgefasste Schrift zu Gesicht gekommen ist. Schon der Titel ist unlateinisch: aber wenn in der Dissertation selbst der Vf. über Gegenstände, welche eine sehr gute Darstellung erlauben, sich in solchem Deutsch-Latein vernehmen lässt (S. 7. 8): „*Quo facto ad hospitium advenimus, portam conclavis ejus aperientes, eheu! qualem adspectum ante oculos habuimus! In quatuor hypocaustis, repletis cujuslibet generis vulneratis simul inspiciebamus, in stramine comminuto jacentes, qui se erigebant ad videndum, quaenam novae figurae humanae in carcerem inhospitabilem introissent. Initio omnes tranquilli erant. Cum autem machinas deligandi et lintea importati pararem, tunc linguae omnium solutae erant. Ex uno hypocausto voces auxilium et subsidium implorantes se disseminarunt in remota. Una audita erat vox, vox misericordiam exposcens! Et ego nondum ligatus sum, clare per hypocausta sonabat. Misericordia! adjumentum! per deum immortalem, per Jesum Christum, per virginem Mariam! appendices erant, quae querimonias suffulcire deberent; et mihi animus et spiritus defuit ad respondendum et ad reclamandum patientiam!*“: so wird man unwillkührlich an die *epistolas obscurorum virorum* erinnert; und glaubt kaum, dass auf einer berühmten Universität, welche immer so verehrungswürdige Lehrer der alten Sprachen besessen hat, so etwas aufs Katheder gebracht, oder zum Druck befördert werden könne. Möchte doch das grössere Publicum nie erfahren, dass die *summi in medic. et chirurg. honores* dergleichen Producte veranlassten! Oder wäre es nicht besser, wenn jungen Ärzten, die in der lateinischen Sprache solche Ignoranten sind, als der Vf., und denen man ihre Pensa vorher nicht corrigiren will oder darf, erlaubt würde, ihre Dissertationen deutsch zu schreiben?

iy.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 6 MAY, 1809.

MEDICIN.

Berlin, b. Braunes: *Handbuch der speciellen Pathologie.* Von Dr. *Adolph Henke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V Abtheil. *Allgem. Krankheiten mit vorwaltendem Leiden des Gefässsystems.* Congestionen. Blutungen. Der ganze Abschnitt von Congestionen, wie er hier steht, gehört eigentlich in die allgemeine Pathologie, denn hier können nicht bloss einzelne Symptome, sondern nur concrete Krankheitsformen abgehandelt werden. In der ganzen Pathologie sind wohl keine Krankheitsformen schwerer zu bestimmen, als die Blutungen, da hier die Krankheitsform nur nach einem consecutiven Symptom benannt ist. Blutungen sind nach dem Vf. Symptome derjenigen Krankheit der Blutgefäfse, wodurch der Austritt des in ihnen enthaltenen Blutes bedingt wird; diese Krankheit des Gefässsystems beruhe entweder auf abnormer Vitalität der Gefäfse, oder auf Verletzung der Organisation. Unter diesem Begriffe können nicht nur die kritischen und symptomatischen Blutflüsse, sondern auch mehrere andere nicht subsumirt werden. Denn bey vielen Blutungen ist nicht ursprünglich das Gefässsystem afficirt, sondern es wird es erst durch die Krankheit, entweder durch consensuelle oder antagonistische Verhältnisse der Organe. Die Blutungen von abnormer Vitalität können nicht durchgängig allgemeine Blutflüsse genannt werden, denn immer bleibt der Blutausfluss, allgemeine Colliquationen abgerechnet, örtlich. Wenn wir auch abnorme Vitalität bey allen Krankheiten annehmen: so kann dieser Grund doch nicht für die speciellen Krankheitsformen gelten, da die Vitalität in der Wirklichkeit nur als Verwirklichung besonderer vitaler Gesetze erscheint. Wenn wir nun in der Physiologie die vitalen Gesetze der einzelnen Functionen aufsuchen: so ist es noch mehr unsere Obliegenheit in der besonderen Pathologie, die speciellen Gesetze, von denen die Erkrankungsweisen abhängen, zu erforschen, und wir dürfen uns nicht bloss mit allgemeinen Begriffen begnügen. Die Unterscheidung hypersthenischer und asthenischer Blutflüsse ist immer ein Vorzug der späteren Erregungstheorie vor den brown'schen Meinungen, aber das Ganze ist dadurch nicht erschöpft. Blutflüsse von örtlicher Verletzung werden örtliche genannt. Bey den Untersuchungen über die Entstehung der Blutflüsse hätte der Einfluss verschiedener Krankheiten auf ihre Erzeugung besondere Rücksicht verdient. Als besondere Krankheitsformen sind abgehandelt: Nasenbluten, Bluthusten, Blutbrechen, Hämorrhoidalfluss, Blutharnen, Gebärmutterblutfluss, Blutergiessung in das Zellgewebe der Haut; durchgehends sehr gut gelungene Monographieen. VI Abth. *Allgemeine Krankheiten mit vorwaltender Abnormität der Absonderungen und Aussonderungen.* In den drey Abschnitten dieser Abtheilung sind allgemeine Untersuchungen, die Darstellung der Abnormitäten der Secretionsorgane und der Excretionsorgane, enthalten. Warum der Vf. diese Unterabtheilung gewählt hat, ist nicht abzusehen, da er im dritten Abschnitte bloss von den Abnormitäten der Harnexcretion handelt; überhaupt sind die Abnormitäten der Secretionen und Excretionen hier nicht vollständig abgehandelt, sondern nur, sofern sie unter die Begriffe von Profluvium und Retention fallen, und selbst in letzterer Hinsicht ist nichts angegeben. Die beschriebenen Formen sind: 1) Schleimflüsse, blennorrhoeae, 2) Katarrh der Nase und der Luftröhre, 3) Schleimfluss des Magens und Darmkanals, 4) der weiblichen Genitalien, 5) der Harnröhre; auf diese folgt 6) Durchfall, 7) Ruhr, 8) Cholera, 9) Harnruhr, 10) Abnormitäten der Menstruation. Die nosologische Ordnung des Vfs. hat keineswegs den Beyfall des Rec. Denn ausser dem, dass sich die verschiedenen Abtheilungen dieses Werks nicht auf ein gemeinsames Princip reduciren lassen, ist auch hier in Hinsicht der einzelnen Formen nicht auf alle Secretionen und Excretionen Rücksicht genommen. Bey den Schleimflüssen hätte auch die sogenannte *phthisis pituitosa* ihre Stelle finden sollen; unter denen des Magens und Darmkanals wird das Schleimfieber, die *diarrhoea mucosa*, die Schleimhämorrhoiden und der *fluxus coeliacus* zusammengefasst. Der letzte und der Schleimfluss der weiblichen Genitalien sind ziemlich oberflächlich abgefertigt; desto besser ist die Abhandlung vom Tripper. Beym Durchfalle wird der kothige, wässrige, gallige, blutige, die Lienterie und der Leberfluss unterschieden; auffallend werden hier Fehler der Secretion und der Excretion zusammengefasst. Bey den Abnormitäten der Menstruation wird das zu frühe Erscheinen derselben, ihr Ausbleiben und ihre Unterdrückung erörtert; bey keiner übrigen Secretion wird die Retention besonders erwähnt; von den Abnormitäten der serösen Membranen, besonders der Haut, der Speichelsecretion u. dgl. ist die Rede gar nicht. VII Abth. *Krankheiten mit vorwaltender Abnormität des Muscularsystems.* Sehr zweckmäsig trennt der Vf. die spasmodischen und

Podagra sichere und schnelle Linderung der Schmerzen. *Brechmittel* werden sehr vom Vf. in Schutz genommen. (Rec. kann sich nicht enthalten, hier die Bemerkung beyzufügen, welche sich ihm seit mehr als 20 Jahren aufgedrungen hat, dass die meisten glücklichen Praktiker, auch Quacksalber, starke Brech- und Purgier-Ärzte seyen.) *Bäder* von Stahlkugeln hält der Vf. für unwirksam, er zieht Bäder aus geschmolzenem Eisen vor. Die *Douche* fodere Vorsicht. Gegen *Brustwassersucht* hat sich die *Digitalis* am kräftigsten bewiesen. (Auch dem Rec., nur empfiehlt er nicht zu grosse Gaben.) *Brechweinstein.* Den äusserlichen Nutzen bezweifelt der Vf. (Rec. ist noch ungewiss darüber. So viel ist gewiss, dass allemal ein pustulöser Ausschlag auf denselben folgt; ob dieser wirklich heilsam ist, kann Rec. noch nicht bestimmen.) *Bronchocele* unterscheidet der Vf. von *Struma* mit Recht so, dass jenes Luftröhrenbruch und dieses Kropf sey, gegen *Wichmann. Colica.* Ein sehr hülfreiches, fast in allen Arten anwendbares Mittel sey ein Umschlag von Seife in Milch aufgelöst, und mit Flanell oder Friess warm, oft wiederholt, auf den Unterleib gelegt. Bey der *Cholera* zeigt der Vf. Misstrauen gegen den Mohnsaft, was uns wundert. Übrigens ist dieser Artikel in der Hinsicht interessant, als der Vf. zeigt, aus wie vielerley verschiedenen Ursachen dieses Übel entstehen könne. *Canthariden.* Den grössten Nutzen haben die Blasenpflaster bey Metastasen, wenn sie in Zeiten gelegt werden, ehe die Absetzung gänzlich geschehen ist. Sobald sich die Metastase zu äussern anfängt, eben sobald muss das Pflaster in die Nähe oder an den Ort selbst gelegt werden. Der Vf. warnt vor Blasenpflastern an den *processus spinosus* der ersten *vertebr. thorac.* Es setzen sich dann oft Furunkeln an, welche viel Schmerz und nicht selten Gefahr mit sich führen. Bey Keichhusten und Scharlach widerräth der Vf. die Blasenpflaster. Bey der Lungensucht dagegen rühmt er sie sehr. Wollen *Fontanellen* nicht in Gang kommen: so empfiehlt der Vf. Scharpiewelger mit Pomade oder Digestivsalbe bestrichen, worauf Pulver von Seidelbastrinde gestreut ist. *Dentitio.* Es werden doch in derjenigen Lebensperiode, in welche das Zahnen fällt, eine Menge Kinder weggerafft, wovon vielleicht mehrere durch Blutigel und kühlende, den Stuhlgang fördernde Mittel gerettet werden könnten. Der Vf. hat die über Gebühr sich verzögernde Zahnarbeit in Verdacht, dass sie den Grund zum Wasserkopf enthalte (?). Das Durchschneiden des Zahnfleisches hat selten erwünschten Erfolg. Vor dem inneren Gebrauche des Opiums warnt der Vf. Gegen Zahnruhr rühmt er Provenceröl und Zucker. *Drüsen.* In ihnen und dem Lymphsystem, vieleicht der Lymphe selbst, sucht der Vf. die Ursache des Intermittirenden und Remittirenden, so wie auch des Periodischen vieler Fieber und Krankheiten. Bey lange anhaltenden *Durchfällen* muss theils auf die Ausdünstung, theils auf die Harnabsonderung Rücksicht genommen werden. Der Vf. giebt die diagnostischen Zeichen beider Arten und die Mittel an, sie zu heilen, für den ersten Fall Kalkwasser mit Milch, nebst dem diuretischen Liniment, oder *Spirit. sal. dulc.* mit *Ess. pimpinell.* und schleimige Tränke; für den zweyten gelinde *Diaphoretica, Spirit. Minder.* mit *Laudan.*, zuletzt *Angustura* mit isländischem Moos, dort mit Kalkwasser, hier mit Kampher. *Naphtha aceti* rühmt Hr. *L.* besonders zu Anfange der Nervenfieber. Quartanfieber weichen dem *Mercur. dulcis.* Derselbe ist auch in Nervenfiebern nützlich. *Herpes.* Dagegen rühmt er *praemissis praemittendis Ungu. alb. simpl.* und *antipsoric. Werlhof āā. Faulfieber.* Ist es irgend nöthig, auf Reinlichkeit zu dringen: so ist es hier. Im Anfange der Krankheit, besonders wo Seitenstiche und Husten da sind, giebt der Vf. Wein- und destillirten Essig, und die Essignaphtha sowohl in Getränken und Mixturen, als auch in Klystieren und äusserlich auf den Leib gelegt. Das *blaue Fieber* ist verschieden von der blauen Krankheit, welche der Vf. im 2 B. s. *Beytr.* beschrieben hat. Das blaue Fieber ist eine Kinderkrankheit, zuerst beschrieben von *Gölis* in Wien, dann von *Jahn.* Der Herausg. fügt noch eine Beobachtung hinzu. Verspätete *Geburt.* Der Vf. glaubt eine 12monatliche Geburt beobachtet zu haben. Ausser mehreren Erfodernissen brachte das Kind 2 Schneidezähne mit auf die Welt. *Gallenblasensteine.* An 70 fand der Vf. bey einer Person, die nie gelbsüchtig gewesen war. *Gelbsucht* ist nie verächtlich zu behandeln, da sich oft bösartige Krankheitszustände dahinter verbergen. Der Vf. empfiehlt in der Regel Brechmittel, wisbadener Wasser mit karlsbader oder Glauber-Salz geschärft, Tisanen und Auflösung von *Tarax. Saponar.* und *Chelidon.* mit *Tart. tartar.* und etwas *Tart. emet.*; dabey reinigende Klystiere. Mischt sich etwas Krampfhaftes ein: so giebt er Pillen aus Asant, Seife und Rhabarber, statt des karlsbader Salzes mit dem Brunnen. Bey verminderter Krankheit dienen bittere, stärkende und Eisen-Mittel, z. B. zu einem starken Decocte von *Marrub. alb, Cent. min.* und *fumaria* setzt der Vf. das *Vinum chinae ferratum.* Gelbsucht von scharfer dünner Galle (mit Leberentzündung) fodert einen anderen Heilplan. *Gicht.* Der Vf. will seinen älteren Meinungen über Gicht und Rheumatismen treu bleiben. Gegen nachbleibende Steifheit der Gelenke empfiehlt er das Einreiben des Öles der Ignatiusbohne. Auf seinen Rath verbrauchte der verst. *Schröter* zu Nenndorf in Einem Sommer 8 Pf. davon mit vielem Erfolge. *Grind.* Gegen Milchgrind rühmt er auch hier wieder die *Aqua calcis,* sowohl der Mutter, als dem Kinde gegeben. Die ganze Schrift schliesst mit dem Artikel *Herzklopfen,* an welchem der Vf. selbst eine geraume Zeit, furchtbar genug, gelitten hatte. Wir glauben aus dieser Schrift, auch schon in obigen ganz kurzen Auszügen, so viel Interessantes und Lehrreiches dargelegt zu haben, dass unsere Leser gewiss mit uns in den Wunsch sich vereinigen, der Herausg. möge, falls er noch Einiges aus der Feder des Verewigten besitze, uns dasselbe nicht vorenthalten. Den Rest dieses Bandes nimmt eine Biographie *L's.* ein, welche wir auch abgesondert im Drucke erhalten haben.

Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MAY 1809.

PHILOSOPHIE.

Carlsruhe, b. Macklot: *Handbuch für Denker*, von *Carl Friedrich Schilling von Canstadt*, grossherzogl. badisch. geheim. Rath. Zweyter Theil. 1 Band. X u. 820 S. 2 Band. VIII und 612 S. 1808. gr. 8.

Von dem ersten Theil dieses Werkes haben wir in diesen Blättern (1807. No. 232) eine kurze Anzeige gegeben. Wir haben das rühmliche Bestreben, den enthusiastischen Eifer des Hn. *v. S.* für das Wahre und Rechte anerkannt und gepriesen; aber wir haben auch nicht unangedeutet gelassen, dass sich unser Lob mehr auf die Persönlichkeit des Vfs., als auf den Nutzen seiner Unternehmung für die Wissenschaft bezog. Das Werk erscheint, wie aus einer anderen Zeit, und scheint einen Vf. zu verrathen, in dessen Seele früher manche Saiten angeschlagen, manche Gedanken erregt sind, der aber alsdann sich in sich selbst verschlossen hat, um diese Gedanken, unbekümmert um die Offenbarungen des Geistes in Anderen, in sich selbst auszuarbeiten. Natürlich muss ihm da Vieles von hoher Wichtigkeit scheinen, welches für Andere diese Wichtigkeit nicht hat, und Manches nothwendig, welches Andere längst beseitigt wissen. Überhaupt mag die Form solcher Untersuchungen, ihrem Inhalt angemessen, leicht etwas Eigenthümliches bekommen, welches bey dem dermaligen Zustand der Wissenschaft, die ihren Gang fortgegangen ist, um so mehr auffällt.

In diesen beiden Bänden wird von den *Verhältnissen* geredet, auf dieselbe Weise, wie im ersten Theil. Zuerst vom *Selbst*, dann vom *Seyn* und *Daseyn*; darauf kommt eine Überschrift: *Verhältnisse*; nach diesem: *Raum*, *Staat*, *Verträge*, *Ehe*, *Eigenthum*, *Macht*, *Kräfte*, *Freyheit*, *Willkühr*, *Abhängigkeit*, *Rechte*, *Pflichten*, *Bestimmung*, *Moral*, *Tugend*, *Laster*, *Gesetz*, *Herrschaft*, *Verdienst*, *Belohnung*, *Strafe*. Aus diesen Hauptüberschriften mag die Anordnung des Ganzen schon erkannt werden; der Vf. geht ohne Bedenken von einem Puncte zu einem anderen über. Jede dieser Hauptüberschriften führt noch wieder eine Reihe Nebenüberschriften mit sich, die genauer anzeigen, wovon gesprochen wird; z. B. die Uberschrift *Verhältnisse* folgende: Zustand, Schicksal, Wohl, Wohlstand, Wohlseyn, Wohlergehen, Wohlbefinden, Gutseyn, Glückseligkeit, Glück, Weh, Schlimmseyn, Unfälle, Übelbefinden, Unglück, Unglückseligkeit. Dann folgen einzelne Paragraphen über die Wesenheit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit der Verhältnisse u. s. w.

Um zu zeigen, wie Hr. *v. S.* die Sachen behandelt, und zugleich um ein Beyspiel zu geben von den trefflichen Ansichten, die sich im Einzelnen vielfältig bey ihm finden, besonders wenn es auf das wirkliche Leben ankommt, wählen wir den Abschnitt vom Staat (B. I, S. 297 ff.), theils weil derselbe uns interessant geschienen hat, theils weil er dem Vf. wohl am nächsten liegt. „Der Staat (heisst es, um die Wesenheit desselben zu zeigen, d. h. seine eigentliche Natur) ist eine Vereinigung vieler (?) Menschen unter eine gemeinschaftliche Regierungsform, wodurch sie ein einziges Ganzes, einen politischen Körper bilden, um mit gemeinsamer Kraft einen gemeinsamen Zweck zu erreichen." Er bestehe aus den Bürgern, der regierenden Gewalt und aus der Verfassung, welche letztere doch wohl mit Unrecht den beiden übrigen Bestandtheilen coordinirt wird. Nothwendig sey der Staat, aber nur darum, weil nicht alle Menschen freywillig ihrem höchsten Zweck nachstreben. „Die Staatsgewalt muss vom Staat abhängig seyn, und wird zur Gewalt dessen, unter dessen Willen sie steht. — Eine einer fremden Willkühr preis gegebene Gewalt kann nie als die eigene angesehen werden; alle Bedingungen bey der Überlassung helfen nichts, wenn die eigene Gewalt aus der Hand gegeben ist, sie erfüllen zu machen." Und dennoch müsse der Staat die Gewalt übertragen. Man sieht, wenn die Meinung auch ein wenig unbeholfen ausgedrückt ist: so ist sie doch gut; nur möchte mehr auffallen, dass der Vf. den Staat von den Dirigirenden trennt, die er doch vorher zu einem Bestandtheile desselben gemacht hat. „Jeder besondere Wille hat sein eigenes Interesse, welches zu befördern immer das erste Bestreben seyn wird. Wenn auch der Regent eines Staates unfehlbar wäre: so bleibt er doch ein besonderes Wesen, welches nicht der Staat ist, das eigenes Interesse hat, das sein eigenes Besserseyn zum Hauptaugenmerk macht, und das Wohl des Staats nur in so fern befördert, als der eigene Zweck es erfodert." Aber der Vf. giebt selbst zu, dass möglich sey, das Wohl des Staats zum Interesse des Regenten zu machen. „Könnte ein Wesen gefunden werden, das mit den zweckmässigsten Mitteln nur immer bloss den gegebenen Zweck ohne eigenen Willen (ohne Erstrebung eines besonderen Interesses) verfolgte: so wäre dieses zum Herrschen geboren; allein das ist unmöglich (?). — Sind die

jenigen, welche an der Spitze stehen, zu sehr beschränkt: so sind sie ohnmächtig; sind sie es nicht: so misbrauchen sie leicht die Gewalt, so ist der Staat ohnmächtig und nur der Regent ist mächtig. Haben Viele die oberste Gewalt: so durchkreuzen sich die Interessen, keine Einheit, keine Energie. Hat Einer die Gewalt: so wird der Staat zum Mittel für diesen Einen." „Das Verlangen nach besseren Verhältnissen der Staaten ist ein frommer Wunsch. Wenn die Verfassung mit dem Culturstand der Glieder im Misverhältniss steht — (berechnet ist für eine höhere Gesammtcultur der Bürger) —: so ist sie nicht besser und kann nicht bestehen. Philosophische Vorschläge zur Verbesserung der Staatsverhältnisse sind unausführbar; wenn das menschliche Geschlecht überhaupt zu höherer Cultur gekommen ist: so werden sich die besseren Verhältnisse der Staaten von selbst einstellen." Diese Ansicht, dass die Verhältnisse des Staats aus der Cultur der Bürger hervorgehen müssen, ist ganz richtig; nur ist nicht bedacht, dass die philosophischen Vorschläge zur Verbesserung der Staatsverhältnisse von einer höheren Cultur der Bürger zeugen. Freylich mögen sie unausführbar seyn, so lange sie blos von Einzelnen kommen, während die Mehrheit für sie noch nicht reif ist; aber sie beweisen doch alle Zeit, dass die Bürger auf dem Wege sind, den gegebenen Verhältnissen zu entwachsen. — Eben so werden über Rechte und Pflichten des Staats recht gute, wenn gleich keine neuen, oder blendenden Gedanken geäussert. Den Zweck des Staats setzt Hr. *v. S.* in den Zweck der Glieder desselben, weil der Staat kein wirkliches Wesen sey und folglich keinen eigenen Zweck haben könne. Die Glieder aber wollen durch eine Staatsverfassung sich ruhigen Genuss der Vortheile garantiren, die aus der gesellschaftlichen Vereinigung des Menschen für den allgemeinen obersten Zweck Aller zu ziehen sind. Daher sey auch dieses der Zweck jedes Staats, den er nicht aufgeben dürfe, und der desswegen sein ganzes Streben beschränken müsse u. s. w.

Bx.

ERLANGEN, b. Walther: *Über das Verhältniss der Philosophie zur Religion.* Von *Gottlieb Ernst August Mehmel.* 1805. X u. 110 S. 8. (10 Gr.)

„Wie sehr die Urtheile Einzelner über das Wesen der Philosophie und Religion von einander abweichen, so kommen doch die Unterrichteten ohne Zweifel darin überein, dass wenige Menschen zur Philosophie, alle zur Religion berufen sind. Man macht es keinem, der anspruchlos seine Sphäre ausfüllt, zum Vorwurf, Fremdling in der Philosophie zu seyn, während dass man von Jedem fodert, Religion zu haben. Was hat es denn eigentlich, fragt sich daher, mit beiden für eine Bewandniss, was ist Philosophie und was ist Religion; wie gehen beide aus dem Geiste hervor, und in welchem Verhältniss steht die erstere zur letzteren?" So giebt der Vf. selbst den Zweck an, den er sich vorsetzt, und zeichnet den Gang seiner Abhandlung. Die Philosophie ist nach dem Vf. ein Wissen, das sich nicht mit dem Vergänglichen, sondern mit dem Unvergänglichen, Übersinnlichen und Ewigen beschäftigt. „In der Wirklichkeit ist diess nicht zu suchen, weil in irdischen Dingen kein Bestand, keine Unvergänglichkeit, keine Zuversicht noch Gewissheit, kein festes Ziel des Lebens und der Wissenschaft herrscht." In der Wirklichkeit (der Sinnenwelt) erscheint nach dem Vf. dem Menschen Alles als ein Einzelnes, für sich Bestehendes, vom Ganzen getrennt und vergänglich. Die Erfahrung gilt nur so lange für ächte Erkenntniss, als der Mensch von dem blossen Instincte des Denkens geleitet, sich nicht über den Schein erhebt. Darauf spricht der Vf. von der wissenschaftlichen Erfahrung, die er als eine methodisch zu Werke gehende charakterisirt. Aber er bestimmt doch seine Begriffe von gemeiner und von wissenschaftlicher Erfahrung so gut wie gar nicht. Vermuthlich soll unter der letzten der nach vorläufigem Urtheil angestellte Versuch verstanden werden, auf welchem Wege allerdings die Vernunft zur Kenntniss der Naturgesetze gelangt, und so mit Grundsätzen die Urtheilskraft versieht. Von der wissenschaftlichen Erfahrung spricht der Vf. schon mit einiger Achtung. Jedoch befriedigt auch diese den Geist nach absoluter Wissenschaft nicht. Denn „man erfährt nur, um die materielle Sphäre der Erfahrung zu beschreiben, nur, was auf eine bestimmte Weise in Zeit und Raum gegeben ist, nur das Wahrnehmbare. Der Geist der Natur selbst, der sich in dem Wahrnehmbaren abbildet und gestaltet, die Gesetze ihrer Entwickelungen, Zusammenhang, Methode, Möglichkeit und Nothwendigkeit können nicht erfahren, sondern müssen aus einem höheren Princip gewonnen, der Erfahrung als ein belebender Odem eingehaucht werden. — Was die formelle Eigenthümlichkeit der Erfahrung betrifft: so bleibt sie ewig auf die Form sinnlicher Anschauung, die Form der Wahrnehmung und Beobachtung eingeschränkt. Man kann keineswegs sagen, dass die Erfahrung auch schliesse; die Vernunft schliesst aus derselben. Die Erfahrung ist eine Rechenkunst in benannten Zahlen; ob das Exempel richtig gerechnet ist, musst du in diesem Falle abermals erfahren." Die Gewissheit, welche die Reflexion der wissenschaftlichen Erfahrung hervorbringt, ist nach dem Vf. stets nur eine comparative und blosse Wahrscheinlichkeit, da ist, meint er, kein Fall denkbar, den man nicht einem anderen entgegensetzen könnte. Die Zunge der Wagschale der Gründe steht immer in gleicher Mitte, und der Verstand besitzt kein Gewicht, eine von beiden Schalen zum Sinken zu bringen. Aber „wie der Keim durch seine innere Kraft über die Erde hinausgetrieben wird, so wird der Geist durch den Drang des Wissens über Erfahrung und Reflexion hinaus zu einem Höchsten und Absoluten getrieben. Alle Gewissheit ist Überzeugung der Nothwendigkeit, diese aber ohne ein Unbedingtes, Absolutes, woraus sie begriffen wird, undenkbar. An allen Fäden der Vernunft wird daher der Geist zur Annahme eines

Abso'uten emporgezogen. Der Verstand sucht es in der Wahrheit, der Wille in dem Gewissen, in dem Urbilde schöner Kunst der ästhetische Sinn, und in den Geheimnissen der Religion das gläubige Herz. — Es muss ein Ziel absoluter Gewissheit und eine Wissenschaft geben, die, das Absolute ergreifend, die ewige Wahrheit als Urquelle und Bedingung der Möglichkeit aller zeitlichen Wahrheit zum Gegenstande hat. Das ist der Weg der Betrachtungen, die den Geist zur Philosophie hintreiben.“ Nun kommt der Vf. auf den Begriff der Vernunft, die das philosophirende Vermögen des Menschen ist. Alle bisherigen Erklärungen dieses Begriffs befriedigen den Vf. nicht. Die Thätigkeit der Vernunft besteht nach ihm in der Speculation. „Der Gang der Speculation ist organisirend, folglich jedes Glied derselben durch die Idee des Ganzen prädestinirt. Die Handlung aber, welche Denken und Anschauen mit organischer Nothwendigkeit in einem bestimmten Producte ausprägt, heisst *construiren;* folglich kommen alle Producte ächter Speculation durch Construction zu Stande. Es ist ein bekannter Irrthum, dass nur die Mathematik construire.“ Von dem Absoluten, dem eigentlichen Object der Philosophie, sagt der Vf., dass es *ergriffen* werden müsse. Die wahre Philosophie wird demnach wohl in einer ganz einfachen That bestehen, und ein Philosoph wird derjenige seyn, dem das Glück verliehen ist, sie vollbringen zu können. Von dem Absoluten sagt der Vf. nichts, das für eine Erweiterung der Erkenntniss aufgenommen werden könnte. Dieses wird befremden; denn die Vernunft ergreift es in der Anschauung, und mag diese auch intellectuell heissen, so müsste sie doch eröffnen können, was sie angeschaut hat. Kant entwickelte die Formen des Bewusstseyns unserer Erkenntnisse. Diese Betrachtung eines Verhältnisses der Dinge zu den Bedingungen unseres Bewusstseyns führt von selbst zu der Idee eines Verhältnisses der Dinge bloss zu ihnen selbst, d. i. der Dinge an sich. Jeden Versuch, von diesem Absoluten etwas wissen zu wollen, schlägt diese Idee nieder. Hat denn die Philosophie, die sich rühmt, das Absolute construiren zu können, etwas geleistet, das man mit Recht von einem solchen Vermögen erwarten konnte? Von der Religion sagt der Vf.: „sie muss ein Gebiet bilden, das der Wissenschaft abgewandt, durch ein Organ ergriffen wird, welches durch Lebendigkeit und Zuversicht alle wissenschaftliche Gewissheit übertrifft.“ Der *Glaube* ist hier das Ergreifen, und der Glaube und das Wissen sind wie der Süd - und Nord - Pol einander entgegengesetzt. Das Princip des Wissens ist die speculative Vernunft, das Princip des Glaubens die ganze Vernunftanlage, concentrirt im Gefühle des Herzens. Eine völlige Verkennung der Religion ist es nach unserem Verfasser, ihr Wesen in dem Gebiete der Moral zu suchen. Kant hat die Religion so verkannt, da er sie das Erkenntniss aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote nannte. „Es ist ein wahrhaft unglücklicher Gedanke, der Religion durch die Sittenlehre eine Stütze zu verleihen. Man stützt nur das Sinkende, und nur das sinkt, was keinen Halt in sich selbst hat.“ Dass die reine pflichtgemässe Denkungsart nicht auf Nichts hinausläuft, diese Voraussetzung kann die Tugend wohl nicht aufgeben. Aber in dem Gedanken, dass der Mensch und seine moralische Beschaffenheit in gar keinem Verhältniss zur übersinnlichen Welt steht, wird das tugendhafte Bestreben wirklich als Chimäre gedacht. Kann nun die Religion wohl richtiger ausgelegt werden, als wenn sie, wie es von Kant geschah, für die Versicherung des rechtschaffenen Mannes erklärt wird, dass die Tugend kein leerer Name ist? Ohne diese Religion ist noch nie eine tugendhafte Gesinnung gewesen. Aber eben so sicher, dünkt den Rec., kann man behaupten, dass Religion nicht möglich ist, wenn ihr nicht wahre Rechtschaffenheit zum Fundament dient. Über das Verhältniss der Religion zur Philosophie drückt sich der Vf. so aus: „die Religion lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit in den höheren Regungen aller Herzen, die im Gefühle der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens Ahndungen ihres göttlichen Ursprungs haben, und mit kindlicher Hingebung, und mit Vertrauen ihr Heil von einer ewigen Vorsehung erwarten; aber erst durch die Philosophie wird sie gesalbt und auf den Thron des Glaubens gesetzt.“

Za.

Heidelberg, b. Pfähler: *Anti-Sextus oder über die absolute Erkenntniss von Schelling* (Schellings) 1807. 120 S. 8. (12 Gr.)

Der ungenannte Vf. äussert in der Vorrede (geschrieben im Jenner 1807): man habe bisher über die (*berg*'sche) Behandlung der *schelling*'schen Lehre so stillgeschwiegen, als wäre *Schelling* und seiner Lehre, so wie den Freunden derselben, Recht geschehen; er aber sey nicht gesonnen, länger zu schweigen, und gebe daher diese Prüfung des *berg*'schen Sextus. — Wenn also auch der Vf. (wie es scheint) mit der in No. 39 und 40. 1805 unserer A. L. Zeit. erschienenen Recension jener Schrift nicht zufrieden gewesen, auch hiedurch die Sache nicht als abgethan betrachtet hat: so wäre doch sicher nicht nöthig gewesen, über jenes sich selbst ganz missverstehende Buch ein anderes zu schreiben, da *Berg* durch alle Anstrengung einer (weil sie nicht von einem ewig festen Puncte ausging) falschen und schwankenden Dialektik dem, was in *Schellings* Lehren ewig wahr, auf keine Weise schaden, ja auch das Zeitliche und die Hülle der Einkleidung, welche vergänglich, nicht in ihrer wesentlichen Unwichtigkeit darlegen konnte, selbst nicht durch ein später geschriebenes, weitläuftiges Werk: *Epikritik* genannt. Gerade das Stillschweigen (ausser jener Rec., in der man das Grundfalsche wenigstens andeuten zu müssen glaubte,) beweist die Unbedeutenheit des Angriffs, weil bey nicht gänzlicher Verstocktheit Jeder, der etwas Tüchtiges auf die Bahn gebracht, dasselbe auch gegen Jeden, der etwas Tüchtiges dagegen aufzubringen versteht, oder wenigstens das Ansehen hat, als könne er das, aus allen Kräften vertheidigt. Diess ist nun von *Schelling* nicht gegen *Berg* geschehen,

da er doch gegen *Fichte* z. B. nicht stumm gewesen, und so trauen wir denn wirklich *Schellings* Einsicht und einer unbefangenen Ansicht der Sache selbst zu, dass jedes Wort ausser einer Rec. hierüber zu viel, am wenigsten aber eine eigene Abhandlung statthaft sey. Indessen ist diese einmal da, und wir wollen kürzlich sehen, was sie werth ist.

Die Einleitung enthält eine kurze Übersicht der Reflexionsbetrachtungen über das Universum, aus welcher uns aber das *nothwendige* Werden aller dieser Reflexionen nicht eingeleuchtet hat. Diess hätte doch seyn müssen, um die von der Aussenwelt erzwungene Befangenheit des Hn. *Berg* zu erweisen, zumal mit dessen gänzlicher Unfähigkeit für das Philosophiren, welches sich aus sich selbst erzeugt. Was nun in der Abhandlung selbst vom Absoluten, von der Erscheinung, den Gegensätzen und Differenzen u. s. w. gesagt wird, giebt wohl einiges von dem, was *Schelling* gesagt, wieder: aber der Vf. verüble uns nicht, wenn wir ihm ans Herz legen wollen, dass er zwar mit Glauben und Vertrauen aufgenommen, aber noch nicht vollkommen verdauet hat, daher denn an eine selbständige Lösung aller jener Aufgaben nicht zu denken ist. Wer sich das absolute Leben durch Kampf und Mühseligkeit nicht eigenthümlich errungen, wer nur (wenn gleich mit vieler Andacht und *Wort*-Überzeugung, auch Wortgewandheit) davon redet, ist noch nicht fähig, auch dem sehr untergeordneten Reflexionspunct *Bergs* seine rechte Stelle und Bedeutung anzuweisen, weil er, selbst noch nicht erstarkt zum klaren Sehen, ein *hartnäckiges Beharren auf mühsam erworbener Einseitigkeit* als *Verstand* und ein *Schwanken von jenem einseitigen Standpunct aus nach allen Richtungen* als gewandte *Dialektik* ansieht. Aber wir erkennen auch dieses in dem Vf., dass er bey mehrerer Selbstaneignung der Kraft und Wahrheit in der Folge fester auftreten könne, und dass der Tag des wahren Lebens schon dämmert in ihm. Insbesondere scheint uns, dass der Begriff der Materie hier wohl gefasst zu werden beginne, und mit der Bändigung und Bildung dieses für viele unbändigen Wesens auch die Erleuchtung des Ganzen nicht ausbleiben werde. Wir wünschen nur immer, dass jugendliche Kräfte nicht zuerst an verwirrten Gedanken ihre eigenen entwickeln möchten: selbst an der Einseitigkeit, wenn sie nur eine rechte ist, kann das Leben erstarken, und zu eigner Freyheit sich hinaufschwingen. Haltungslose und unwissenschaftliche Einfälle aber, die nur den Schein der Wohlordnung an sich tragen, in sich aber ohne Glauben und Wissen höchstens Ideenassociationen sind, gewähren dieses nie. Desswegen glauben wir auch nicht, dass es dem Vf. wirklich so vorgekommen, als ob er, zum Übermass gesättigt, von Hn. *Bergs* Tafel aufgestanden. Es war etwas ganz anderes.

K. J. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Breslau*, b. Barth: *Speculatives Dilemma für die Existenz Gottes, als Beweis aufgestellt* von *Salomon S. Pappenheimer*. 1808. 31 S. 8. (4 Gr.) Einen verbesserten ontologischen Beweis will der Vf. geben. Folgende Stelle, die auch seinen Vortrag kenntlich macht, wird die Meinung des Vfs. vollständig ausdrücken. „Das Problem: *möglich zu existiren*, muss hier (in Ansehung Gottes) ganz wegfallen, um nicht sagen zu können, es ist *möglich*, dass ein höchstes Wesen existirt, und das um so mehr, als der Begriff von einem höchst vollkommenen Wesen es selbst nicht leidet, dass irgend ein ihm zukommendes Prädicat in problematischer Form percipirt werden soll, weil die Fähigkeit, problematisirt werden zu können, schon selbst eine Unvollkommenheit wäre; es muss auch ferner nicht mehr heissen: das höchste Wesen kann nur mit der Existenz vorgestellt werden; sondern es muss heissen: das höchste Wesen kann nur als wirklich existirend vorgestellt werden. Denn mit *der Existenz vorstellen*, heisst weiter nichts, als bloss die Existenz dem höchsten Wesen, als ein nothwendiges Prädicat beylegen, weil sonst diess Wesen kein reeller Begriff seyn kann, es mag nun existiren oder nicht.“ Za.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Zwey Vorlesungen*, gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 6 Aug. 1807 und den 4 Aug. 1808 in den zur Feyer des königl. Geburtstages bestimmten öffentl. Sitzungen, von *Ernst Ferdinand Klein*, als ordentl. Mitgl. der besagten Akademie. 1808. 48 S. 8. (5 Gr.) Diese Vorlesungen des ehrwürdigen *Klein* zeichnen sich zwar weder durch Beredsamkeit noch durch neue oder glänzende Ansichten, weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Form aus; als philosophische Untersuchungen sind sie in der Manier, die vor einigen Decennien an der Tagesordnung war, und die Darstellung ist höchst einfach, mager, ja dürftig: aber sie zeugen von der vortrefflichen Gesinnung ihres Vfs., von der Anhänglichkeit desselben an König und Vaterland, von Vertrauen und Muth in unglückschwerer Zeit, und von der achtungswürdigen Überzeugung, dass ein Volk nicht Alles verloren hat, wenn es sich nicht selbst als verloren ansieht. Darum sucht er das Vertrauen zu erwecken und zu beleben, um die Gemüther über die Unfälle der Zeit zu erheben; aber freylich thut er dieses mit so weniger Kraft, so wenigem Nachdruck und so grosser Ruhe, dass wir fürchten, er werde nicht viel erreicht haben. Wer des Arztes nicht bedarf, der mag sich erquickt fühlen, weil er ein verwandtes Gemüth erkennt; wer aber gesunken, gebrochen ist, der bedarf einer kräftigeren Arzney, um sich wieder aufzurichten, und den weichgewordenen Knochen wieder zu vertrauen. Dennoch verdanken diese Reden wohl nicht ihrem eigentlichen Inhalt, sondern der Wendung gegen die Verhältnisse der Zeit, ihren besonderen Abdruck. —

Die *erste* handelt *von dem Werthe oder Unwerthe der National-Vorurtheile*. Der Vf. zeigt, dass Vorurtheile bey jedem Menschen unvermeidlich sind, weil er nicht jedes Urtheil, welches er sich aneignet, vollständig prüfen kann, wie vielmehr bey einer Nation! Indess schädliche Vorurtheile eines Volks müssen entfernt werden; überall, wo es auf Einsicht ankömmt, muss man ihnen den Krieg ankündigen. Aber wenn von Nationalvorurtheilen die Bestimmung des Nationalcharakters abhängt: so muss man sie schonen. Ja, es könne Vorurtheile geben, die eben dadurch, dass sie allgemein werden, aufhörten, Vorurtheile zu seyn, weil ein Jeder dem Vorurtheile gemäss zu handeln strebe. Vorurtheile über den Werth der Nation, eine zu gute Meinung von der Regierung u. s. w. seyen nicht leicht schädlich. „Es gehört unter die vorzüglich zu bekämpfenden Vorurtheile, dass man mehr die Meilen und die Volkszahl, als die gesetzliche Verfassung, die Fähigkeit und den Charakter der Nation in Rechnung bringt. Das Geistige hat mehr Werth als das Physische. Dieser Gedanke tröste und belebe uns!“ Schade, dass es einer so theuren Lection bedarf, als die Preussen erhalten haben, um ein solches Vorurtheil für ein Vorurtheil anzusehen. — In der *zweyten* Vorlesung wird untersucht, *wie unsere Vorstellungen und Überzeugungen beschaffen seyn müssen, wenn sie auf den Willen wirken und in That übergehen sollen*. Einsicht und Handeln fallen nicht zusammen; das sey eine bekannte Erfahrung. Der, bey welchem der Entwurf That werden solle, müsse Interesse an den Dingen ausser uns nehmen. Dazu gelangt man nur dadurch, „dass man durch den Vorgenuss des Vergnügens an der Wirkung die Zukunft vergegenwärtiget u. s. w.“ Mit einer etwas raschen Wendung wird auch dieser Rede eine Beziehung auf die Feyer des Tages gegeben, an welchem sie gesprochen wurde.

β — λ — μ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MAY, 1809.

PÄDAGOGIK.

1) Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Kürzel: *Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule.* Ein Beytrag zur Verbesserung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niederen Volksschulen von *Joseph Lancaster.* Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von B. C. L. Natorp. 1808. VIII u. 289 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

2) Ebendaselbst: *D. Andr. Bell's Schulmethodus.* Ein Beytrag zur Verbesserung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niederen Volksschulen. Aus dem Englischen übersetzt von *F. W. Tilgenkamp,* Prediger zu Gartrop. Ein Seitenstück zu *Lancasters* Schrift: Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule. 1808. XIV u. 128 S. 8. (12 Gr.)

In welchem traurigen Zustande sich die Volksschulen in England befinden, ist theils aus *Cattow's, Colquhon's* und *Chaptal's* Beschreibungen derselben und aus den *Reports of the society for bettering the condition and increasing the comforts of the poor*, theils aus den neueren Reisebeschreibungen, besonders aus denen von *Wendeborn* und *Göde*, hinlänglich bekannt. Auch die beiden vorliegenden Schriften geben dazu Belege genug. Man findet grosse Landgemeinden, deren Kinder ohne allen Unterricht aufwachsen, und auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt werden. Da, wo man noch Schulen findet, sind sie in der kläglichsten Verfassung, haben die untüchtigsten Lehrer und die elendesten Lehrbücher. Der Staat bekümmert sich um die Schulen gar nicht. Diese erhalten ihre Gründung, Einrichtung und Unterhaltung von den Gemeinden oder von einzelnen Familien. „*Whitbread* schlug im Parlamente vor, für jede Pfarrgemeinde eine Schule zu errichten; aber er fand so viel Widerspruch, dass man diese Angelegenheit bis auf andere Zeiten verschob. Und Hr. *Rose* war sogar der Meinung, dass die allgemein verbreitete Kenntniss des Schreibens äusserst gefährlich sey. S. VI." — Ist es da zu verwundern, wenn die *lancastersche* Elementarschule ein so grosses Aufsehn erregte, und als eine höchst merkwürdige Erscheinung mit ungetheiltem Beyfall gepriesen wurde?

Lancaster wurde, so wie unser *Pestalozzi*, durch den Anblick des vielfachen Elends, in welchem die Armen und ihre Kinder seufzen, tief ergriffen, und er beschloss, sich ihrer anzunehmen, und Schulmeister zu werden. Ob er gleich gar keine wissenschaftliche Bildung hatte, und von der gemeinüblichen Methodik des Unterrichts nur so viel verstand, als ihn eine sehr beschränkte Erfahrung gelehrt hatte: so eröffnete er doch im Jahre 1798 zu Bourough Road (d. h. in demjenigen Theile der Stadt London, welcher über der Themse in Surry liegt) eine Schule zur Unterweisung armer Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion. Die Zahl seiner Schüler stieg in Kurzem bis auf 120, worunter sich etwa 30 Freyschüler befanden, denen er unentgeltlich Unterricht ertheilte. Der unerwartete Erfolg seiner Bemühungen erregte in ihm den Wunsch, sein Institut zu erweitern. Deshalb eröffnete er im J. 1801 eine Subscription zur Bestreitung der dabey nöthigen Kosten. Er brachte 118 Pf. Sterling zusammen, und vermehrte nun die Zahl seiner Zöglinge bis auf 350, legte eine Bibliothek an, ertheilte Prämien an die Fleissigsten, sicherte sich das Schulgebäude für eine lange Reihe von Jahren, und machte in der inneren Organisation seiner Lehranstalt bedeutende Verbesserungen. Diese fing an, Aufmerksamkeit zu erregen, und unter mehreren angesehenen Männern besuchten sie auch der Herzog von Bedford und der Lord Somerville. Beide wurden mit einer hohen Achtung gegen den Mann erfüllt, der sich der niedrigen Volksclassen mit einer so edlen Begeisterung und rastlosen Thätigkeit annahm. Sie versprachen ihm die lebhafteste Unterstützung, und haben treulich Wort gehalten. Im Frühling 1804 konnte *L.* seine Anstalt bis auf 700, und da sich innerhalb 6 Wochen über 400 Kinder zur Aufnahme meldeten, bis auf 800 Schüler erweitern. Nach den neuesten Nachrichten (London und Paris 1808. No. III. S. 272) besteht jetzt die Anstalt aus tausend Schülern, und gewinnt täglich an innerer Güte, so wie an äusserer Ausbreitung.

Diese schnell wachsende Zahl von Schülern nöthigte den wackeren *L.*, auf eine Disciplin und Lehrmethode zu sinnen, nach welcher Ein Lehrer in Einer Schulstube die grosse Menge verschiedenartiger Kinder in strenger Zucht und Ordnung halten und zweckmässig unterrichten könne. Nach manchen misslungenen Versuchen gelang es ihm auch, in seiner kleinen Welt nicht nur die grösste Ruhe, Ordnung und Thätigkeit zu erhalten, sondern auch seine Lehrlinge vor allen übrigen durch Sittsamkeit, Geschicklichkeit und Lust zum Lernen auszuzeichnen. Und dabey wusste er eine so weise berechnete Öko-

nomie einzuführen, dafs die jährlichen Ausgaben zur Unterhaltung des Ganzen die Summe von 800 Pf. Sterl. nicht überstieg.

Die ganze Schule ist in mehrere Classen eingetheilt. Bey jeder Classe ist ein älterer Schüler als Monitor oder Unterlehrer angestellt, welcher für die Aufrechthaltung der Gesetze und für die Fortschritte eines jeden Knaben verantwortlich ist. Ausserdem sind noch 7 andere Monitoren festgesetzt, welche dafür sorgen müssen, dafs die Abwesenden notirt, die eingeführte Ordnung beobachtet, die Schreibbücher lineirt, die Schiefertafeln verschlossen werden u. s. w. Bey allen Lehrgegenständen herrscht nach einer sehr fest begrenzten Stufenfolge eine äusserst genaue Classification der Schüler. Der Unterricht im Lesen und Schreiben wird in 8, der Unterricht im Rechnen in 12 Classen ertheilt. Jede Classe bildet unter sich wieder kleinere Societäten von 12—20 Knaben, an deren Spitze immer ein Monitor steht. Alle Schüler sind zu gleicher Zeit beschäftigt, und befinden sich, so lange der Unterricht dauert, in einer ununterbrochenen Thätigkeit. Die Seele, die das Ganze belebt, ist strenge Ordnung und eine militärische Handhabung der Gesetze. Um den Fleiss, die Aufmerksamkeit und den Gemeingeist in seiner Schule stets wach zu erhalten, reizt er unabläfsig den Ehrtrieb der Lernenden an. Die Schüler tragen an ihren Knöpfen die Numern der Stellen, welche sie in den kleineren Societäten einnehmen, und wechseln dieselben beym Certiren, das bey allen ihren Übungen eingeführt ist. Der Knabe, welcher No. 1 hat, trägt ein ledernes Blättchen, mit der Aufschrift: „Verdienst im Lesen, im Schreiben" u. s. w. Auch ein auf Pappe geklebtes Bild und Medaillen von Silber und geringerem Metall zieren die Brust der Verdienstvollen. Diejenigen, welche sich durch Fleiss, Sittsamkeit und schnelle Fortschritte im Lernen auszeichnen, erhalten allerley Spielzeug oder Prämien an baarem Gelde. Ja selbst theure Bücher, silberne Federn, Uhren u. dgl. macht ihnen *L.* zum Geschenk. Für die Monitoren giebt es wieder besondere Ehrenzeichen. Die *Strafen* bestehen in Verweisen, Herabsetzungen, Einsperrung nach den Schulstunden, und wenn diess nicht fruchtet, so wird dem Schuldigen ein Stück Holz von 4—6 Pfund Schwere, wie ein Halseisen um den Hals gelegt. Hilft auch diese Züchtigung nicht: so werden ihm die Füfse mit einem oder mehreren Beinhölzern gefesselt. Mit diesen mufs er in der Schule langsam auf und nieder gehen, bis er ermüdet um Freyheit bittet und Besserung gelobt. Eine höhere Strafe ist das Binden der Hände auf den Rücken und das Zusammenschnüren der Ellenbogen. Alte Sünder werden bisweilen mit einem Stücke Holz an den Hälsen zusammengekuppelt, und müssen so in der Schule rückwärts umher marschiren. Auch werden wohl solche Knaben in einem Sacke oder in einem Korbe an der Decke des Schulzimmers aufgehängt — *zum allgemeinen Gelächter und Spotte der übrigen Schüler* (!!). Lebhafte und rüstige Knaben, welche am schwersten in Ordnung zu halten sind, bessert Hr. L. dadurch am sichersten, *wenn er sie zu Monitoren macht* (?).

Was die Schulpolicey und Disciplin der lancasterschen Lehranstalt im hohen Grade auszeichnet, ist die strengste Aufsicht, die gröfste Pünctlichkeit, eine unwandelbare Kraft des Gesetzes, und die thätigste Wachsamkeit auf den Fleiss und die Sitten der Schüler. Sehr interessant ist alles, was darüber im 4 und 7 Cap. gesagt wird. Viel Neues erfahren wir hier freylich nicht, und das Gute finden wir auch schon in unseren besseren Elementarschulen mit glücklichem Erfolge angewandt; auch möchte die unabläfsige Anreizung des Ehrtriebes, die Menge der positiven Strafen und Belohnungen, und das gegenseitige Bewachen der Schüler unter einander, nicht so unbedingt zu empfehlen seyn: aber es ist höchst erfreulich und lehrreich, einen Mann zu sehen, der, begeistert von einer hohen Liebe für eine gute und edle Sache, und geleitet von einem gewissen praktischen Sinn, alle Hindernisse glücklich überwindet, und sich aus eigener Kraft einen ganz neuen Weg bahnt. Das Resultat kann da, wo Kraft und Enthusiasmus wirken, nicht anders als heilbringend seyn.

Auch die Lehrkunst hat bey uns einen weit höheren Grad von Vollkommenheit erreicht, als in der lancasterschen Schule. Alles wird hier nach einem todten Mechanismus fabrikmäfsig getrieben, und nach den grofsen Fortschritten, die wir Deutschen in den letzten Decennien in der Methodik des Unterrichts gemacht haben, darf man hier nicht fragen. Mit einer so reinen Frömmigkeit und erwärmenden Herzlichkeit auch der Vf. (der zur Secte der Quäker gehört) über Religion und Christenthum spricht: so wenig konnte uns doch sein Religionsunterricht gefallen. Denn er besteht blofs in auswendig gelernten Fragen und Antworten, in gedankenlosem Herbeten von Sprüchen, und in geistlosen Katechisationen. Leider aber geht es in vielen unserer gewöhnlichen Elementarschulen nicht anders her. — In der Muttersprache, Naturgeschichte, Geographie, Mathematik und in anderen gemeinnützigen Kenntnissen wird kein Unterricht ertheilt, und die Verstandesübungen werden ganz vernachläfsiget. Bey allen diesen Mängeln mufs man aber den traurigen Zustand der Volksschulen und die ungeheure Frequenz der lancasterschen nicht vergessen. Was ihr besonders zum Verdienst gereicht, ist eine seltene Vereinfachung des mechanischen und technischen Theils der Lehrgegenstände, und ein schnelles und sicheres Erlernen des Lesens, Schreibens und Rechnens.

In demselben Geist und Sinn wirkte der Dr. *Bell*, welcher uns in der zweyten Schrift Nachricht von seinem Lehrinstitute und von seiner Methodik des Unterrichts giebt. Die ostindische Compagnie stiftete im Jahre 1789 zu Egmore bey Madras in Ostindien eine Militär-Knabenschule für 100 Kinder, und übertrug dem Dr. *Bell* die Aufsicht über dieselbe. Dieser widmete sich, trotz seiner misslichen Gesundheitsumstände, dem neuen Geschäfte mit ganzer Seele, und machte allerley Versuche, *sich* das Lehren,

und *seinen Schülern* das Lernen zu erleichtern. Auch er hatte, wie *Lancaster*, über Erziehung nichts gelesen und wenig untersucht. „Es giebt nur *ein* Buch — sagt er selbst S. 120, — aus welchem ich alles gelernt habe, was ich lehrte. Es ist ein Buch, das für Jeden offen geschlagen (warum nicht bloss: *offen?*) liegt, und eines Jeden Fähigkeiten angemessen ist. Nur wird Zeit, Geduld und Beharrlichkeit mit Eifer und Wärme beym Durchlesen desselben erfodert. Dieses Buch heisst — *Erfahrung* und *Thatsachen*." Da *B.* bey seinen Unternehmungen von der Compagnie reichlich unterstützt wurde, und seine Schule nie mehr als hundert Knaben umfasste: so konnte man mit Recht mehrere Foderungen an ihn machen, als an *Lancaster*. Er hat diese Foderungen auch vollkommen befriedigt; denn ausser dem Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, lernen die Kinder auch Grammatik, Geographie, Mathematik, Astronomie und Schiffahrtskunde. *B.* liest mit ihnen die Bibel, den Zuschauer und *Enfield's* Sprecher. Übrigens hat seine Lehrmethode und Schuldisciplin mit der lancasterschen sehr viel Ähnlichkeit. Die ganze Schule ist nach den verschiedenen Disciplinen in zwölf Classen getheilt. Die eine Hälfte derselben besteht aus *Aufsehern* (*Tutors*), und die andere aus *Zöglingen* (*Pupils*). Die ersteren müssen den letzteren beym Lernen ihrer Lectionen behülflich seyn. Diess geschieht unter der Aufsicht des *Hülfslehrers* (*Assistant-Teacher*), der auf beständige Aufmerksamkeit und Thätigkeit sehen, und den Tutoren ihre Lection überhören muss. Über diesem steht wieder der *Lehrer*, der den Hülfslehrer zurecht weisen, ihn beym Überhören der Classe unterstützen, auf Ruhe und Ordnung halten, und dem *Schulmeister* Bericht erstatten muss. Dieser hat nun die Leitung des Ganzen, und muss mit strenger Wachsamkeit darauf sehen, dass Jeder seine Pflicht treu erfülle, und von dem eingeführten System nicht abgewichen werde. Die Oberaufsicht hat der *Curator* (*Trustee*), dessen spähendes Auge die ganze Maschine durchdringen, dessen thätiger Geist ihr Energie geben, und das Einzelne zu einem schönen Ganzen vereinigen muss.

Nach dem sehr richtigen Grundsatz Ciceros: *Pueri efferuntur laetitia, cum vicerint, et pudet victos*, sucht *B.* seine Schüler mehr durch einen edlen Wetteifer, als durch häufige Strafen und Belohnungen zum Fleiss und zur Sittsamkeit anzureizen. — Den Anfang im Unterricht macht das Schreiben im Sande, das Dr. *Bell* in den malabarischen Schulen zuerst auffasste, und das *Lancaster*, so wie manches andere, von ihm angenommen hat. Hierauf folgt das Buchstabiren und Sylbenlesen, ganz nach der alten unseligen Buchstabirmethode. Auf welche Art *B.* die Religion und die übrigen vorher genannten Wissenschaften vorträgt, hat er nicht angegeben. Durch seinen enthusiastischen Eifer, und durch eine unermüdliche Thätigkeit hat er reichlich ersetzt, was seiner Methodik etwa an innerer Güte abgehen möchte, und in den sieben Jahren, während welcher er dem Asylum (so hiess das Institut) vorstand, hat er Wunder gethan. Im Jahre 1797 legte *B.* Krankheits halber seine Stelle nieder, und ging nach England zurück, wo er nun sein Unterrichtssystem, das er *System of tuition* nennt, durch mündliche und schriftliche Belehrung allgemein bekannt zu machen sucht. Eine Folge dieser Bemühungen ist vorliegender Schulmethodus, der in sehr kurzer Zeit drey Auflagen erlebt hat.

Wir empfehlen beide Schriften dem Studium aller Lehrer in Volksschulen, die es treu und redlich mit ihrem Amte meinen, und durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Berufs, dem Besseren stets eifrig entgegen streben. Es ist nicht so wohl die äussere Form und die Methodik des Unterrichts, welche Beachtung verdient, als besonders die innere Organisation der Schule, der Geist der Ordnung und Pünctlichkeit, die genaue Kenntniss der Kinderwelt und der freudige Enthusiasmus, der beide Männer belebt.

Die Übersetzungen beider Werke sind leicht und fliesend. Diess gilt jedoch mehr von der ersteren, als von der letzteren, die an einigen Stellen gedehnt und schwerfällig ist. Was will aber Hr. *Natorp* Seite 93 mit dem Satz sagen: „dem Knaben macht ein Spielzeug so lange Vergnügen, bis es *verschlissen* ist"? Hr. *Tilgenkamp* braucht einigemal (S. 86 und 75) die undeutsche Construction: „sein Geschäft darangeben" statt aufgeben. Was der Übersetzung der lancasterschen Schrift einen vorzüglichen Werth giebt, sind die trefflichen Anmerkungen von *Nat.*, von S. 219 bis 280. Sie machen überall das Gute bemerkbar, berichtigen das Mangelhafte, stellen Vergleichungen mit unseren deutschen Elementarschulen an, zeigen, was noch zu hoffen und zu wünschen übrig bleibt, und sprechen innig und warm zum Herzen des deutschen Schulmannes.

L. Th.

HANNOVER, b. Hahn: *Über Kinder und Kindererziehung für das menschliche Leben;* als ein Anhang zu dem Buche über die Erziehung und Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren, von *Christian Aug. Struve*. 1806. 238 S. 8. (12 Gr.)

Es sind einige Aufsätze mehr pädagogischen als arzneylichen Inhalts. I. *Was ist Erziehung für das menschliche Leben?* Die Idee von einer angebornen Verdorbenheit unseres Geistes (S. 2) sollte nicht ferner in Schriften aufgeklärter Männer spuken, zumal da der Vf. das Gegentheil hievon weiterhin (S. 21) selbst lehrt. II. *Über den Werth des Kinderlebens.* Ein vorzügliches Capitel, *con amore* geschrieben, besonders in der ersten Hälfte. Weiterhin ein schönes Epiphonem über 70000 Kinder, die sonst nur allein in Deutschland an der Blatterpest starben, und wobey man ganz ruhig zusah. III. *Das allzukalte Verhalten der Kinder. Ein Gespräch zwischen Arzt und Erzieher.* Das Reden Zweyer über einen Gegenstand ist desshalb noch nicht Dialog, wenn das ungezwungene, natürliche Hervorgehen der Antwort des Einen aus der Äusserung des Anderen fehlt, wie hier. Sonst sind die Sachen

darin ganz gut und brauchbar. Nur wünschte Rec. eine Sticheley auf die Vorurtheile der Görlitzer gern hinweg: Solche Häkeleyen bessern Niemand; und sind die Menschen etwa anderswo besser? IV. *Die Strafen bey der Erziehung*. Viel Gutes, zuweilen Vortreffliches, aber nicht gehörig geordnet, oft nicht bestimmt genug ausgedrückt. Daher mitunter Übertreibungen, Schiefheiten, Dunkelheiten — die natürlichen Folgen der Übereilung. Eben diess lässt sich über V. *Über Belohnungen* sagen, und daher so manche Wiederholungen. VI. *Die Entwickelung und Ausbildung der Sprache bey Kindern*. Eins der am zweckmässigsten ausgearbeiteten Capitel. VII. *Verhütung des Selbstmords durch Erziehung*. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze ist so sonderbar als schrecklich. Es waren in den Jahren 1793 bis 1798 die Seblstmorde unter Kindern von 10 bis 12 Jahren in der Lausitz auffallend häufig auf geringe Veranlassung, bald aus Furcht vor Züchtigungen, bald aus Lebensüberdruss, bald aus unerhörtem Leichtsinn. Aber seit dem letzten Jahre hat sich diese Manier gänzlich verloren. Der Vf. vermuthet hiebey auch eine unbekannte physische Ursache. Da er aber doch diese Selbstmorde grösstentheils in der Erziehung sucht: so thut er hier seine Vorschläge. (Dass in England am Seeufer (S. 158) sich vorzüglich viel Wasserstoff entwickele, ist ungegründet, wenigstens auf keine Art zu beweisen.) *Galls*, die Willensfreyheit auf alle Weise beschränkende und bekämpfende, hypothetische Laster- und Selbstmords-Organe hätte der wahrheitsuchende Vf. nicht mit hereinflechten sollen. Wir waren froh, dass wir die moralische Erbsünde, jene Schändung der unendlichen Güte des Schöpfers, ziemlich los waren; nun will man sie uns sogar als physisch in uns gegründet aufreden! Doch, *ingeniorum commenta delet dies!* Im Ganzen ist dieses Capitel gleichwohl eines der durchdachtesten und ausgearbeitetsten. Doch vermisst Rec. unter den moralischen Veranlassungen zum Selbstmorde jene schiefe Erziehungsweise unserer Tage, wo der Jugend tausend sinnliche Ideen eingebildet, tausend nie zu befriedigende sinnliche Begierden in ihnen angezündet werden, statt sie auf die wahre Bestimmung des Menschen, auf das den unsterblichen Geist *einzig* beglückende Streben nach dem Unendlichen, auf die nie versiegende Quelle von Seligkeit aus täglich wachsender moralischer Vollkommenheit, innerer Reinheit und Annäherung an die Gottheit kräftig und innig aufmerksam zu machen und hinzuleiten, wodurch allein innerer Friede und Einklang mit dem Universum möglich wird. — VIII. *Etwas über die Anwendung der gall'schen Schädellehre auf die Erziehung*. Etwas Unbedeutendes. Es wird hier von *Gall* gewünscht, was er noch hätte thun sollen und nicht gethan hat. IX. *Über die körperliche Erziehung der Alten*. Eine Compilation, welche nicht unnütz ist, aber doch weniger zusammenhängt, als man wünschen sollte. So gehört *Lucian's* Tadel der Belohnung des Kinderfleisses mit Essen (S. 214) weit weniger unter die physische, als unter die ethische Erziehung. So hängt auch der Wahn der Alten von der wässrigen Natur des Mondes und der Schädlichkeit seines Bescheinens der schwammigen Kinderkörper — mit *Tourtelle's* fabelhafter Behauptung des Gegentheils, nämlich dass das Mondlicht die Ausdünstung des Wassers befördere (S. 217), gar nicht zusammen. Unter den *Miscellen* (X) giebt der Vf. zuerst einen hingeworfenen Vorschlag, dass Ältern und Erziehungskenner in grösseren Städten zusammentreten, die besten Gedanken aus Erziehungsschriften einander mittheilen, und einander bey Erziehung ihrer Kinder berathen sollten. (Ein Vorschlag, welcher, der guten Absicht ungeachtet, nichts weniger als in unser Zeitalter passt, wo Sybaritism, Egoism und Lieblosigkeit allen auf Sittenreinigung und Menschenveredlung hinstrebenden Gemeinsinn niedertritt). Ferner wünscht der Vf., dass sich Personen finden möchten, die sich mit Umbildung und Besserung verderbter und entarteter Kinder befassten!

So viel Gutes und Schönes sich auch, wie gedacht, in dieser und vielen anderen Schriften des Hn. Dr. *Struve* findet: so ist doch im Ganzen zu bedauern, dass ein Mann von so seltener Darstellungsgabe, von so umfassenden Kenntnissen, von so warmer Menschenliebe und so reiner Moralität, nicht durchdachte, ausgearbeitete, gefeilte Meisterstücke, die seines Talents würdig wären, der Welt und Nachwelt aufstellt, sondern nur in ewig sich drängender Eile (der Modethorheit unserer jetzigen Gelehrten) eine Menge Producte von sich presst, welche zwar viel gute, aber nur halb und halb zur Reife gediehene Ideen in Umlauf bringen, und fast auf jedem Blatte den Leser bedauern lassen, dass ein so fähiger Schriftsteller, voll so gutes Sinnes, das Publicum oft nur mit nachlässig hingeworfenen, bloss hie und da etwas schraffirten Skizzen abfertiget.

N. E. D.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, b. Barth: *Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*, von *C. Ch. G. Zerrenner*, Pred. der Kirche zum h. Geist in Magdeburg. *Erster Theil.* Zweyte durchaus verbess. und vermehrte Ausgabe. 1806. VI u. 225 S. *Zweyter Theil.* Zweyte — — — Ausgabe. 1808. 188 S. 8. (1 Thlr.) Wir finden uns um so mehr zur Bestätigung des über die erste Ausgabe dieser nützlichen Schrift gefällten günstigen Urtheils (J. A. L. Z. 1805. No. 41. Vergl. die Rec. vom 3 Th. 1807. No. 283) bewogen, da der Vf. sein zweckmässiges Bestreben zur Vervollkommnung dieses Hülfsbuchs überall beurkundet hat.

Wir sind überzeugt, dass nicht nur Jugendlehrer darin einen reichen Vorrath von Materialien zu Denkübungen, sondern auch andere Leser eine nützliche Belehrung finden werden. Schade ist es, dass die alphabetische Ordnung nicht beobachtet worden ist; das jedem Theil angehängte Register ersetzt diesen Mangel nur unvollkommen.

— ft —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MAY, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Altona, b. Hammerich: *Versuch eines Commentars zu den russischen Beschwerden über die Beeinträchtigung des russischen Handels durch England.* Von *Friedrich Johann Jacobsen*, königl. dänischem Advocaten. 1808. XVI u. 71 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. ist durch seine anderweitigen Schriften, vorzüglich durch sein Werk über das Seerecht der Engländer und Franzosen, rühmlichst bekannt, und denen, die tiefer im Lande von Seehäfen entfernt wohnen, um so nützlicher, da er, vermöge seines Wohnorts und seiner Geschäfte, Gelegenheit hat, Fälle zu erfahren und auch Actenstücke einzusehen, die jenen fehlen. Es ist aber für alle die, welche über die wichtige Frage speculiren: wie die gerechten Ansprüche der kriegführenden Mächte zur See mit den gerechten Ansprüchen der Neutralen in Harmonie zu bringen seyen, von Bedeutung und Werth, mit mehreren streitigen Fällen bekannt gemacht zu werden; man ist dem Vf., auch wegen dieser kleinen Schrift, schon aus diesem Grunde Dank schuldig. Übrigens hat er bereits entschieden Partey ergriffen, und sein Vaterland, sein Stand, vermöge dessen er als Sachwalter der Neutralen ist gebraucht worden, foderten ihn dazu auf. Es ist rühmlich, sein Vaterland zu lieben; es ist rühmlich, die Angelegenheiten derer, die man für die Unterdrückten hält, zu vertheidigen: allein im Eifer für die beste Sache ist auch Mass und Ziel zu halten. Wenn in einem Privat-Rechtsstreite die Sachwalter diess Ziel überschreiten: so entscheidet der Richter. Aber wo ist der Richter in den Streitigkeiten zwischen den Völkern? Ihr Verein in Verträgen macht ihr positives Recht, bey Streitigkeiten darüber, oder in Fällen, wo diese schweigen, entscheidet die *ultima ratio regum.* Denn wie einfach auch der Grundsatz des allgemeinen Rechts seyn mag: so kümmern sich theils die Völker und die Grosen darum nicht, theils ist dessen Anwendung, selbst bey den reinsten Gesinnungen der Machthaber, oft mit solchen Schwierigkeiten verbunden, dass es fast unmöglich wird, das vorliegende Problem in der Praxis, dem leicht fasslichen Grundsatze gemäss, aufzulösen. Diess ist auch, noch ganz abgesehen von dem Missbrauche der Gewalt, wozu das Gefühl der Übermacht die Völker nur zu leicht verleitet, bereits allen aufmerksamen Beobachtern der neueren Begebenheiten nicht entgangen, und das jüngste und letzte Werk von *Tetens*, des Vfs. vortrefflichem Landsmanne, zeigt es deutlich genug Jedem, der daran zweifeln möchte, wie schwierig es immerhin seyn wird, dem Grundsatze des Rechts in der Anwendung bey dem Conflict zwischen den neutralen und kriegführenden Mächten zur See zu genügen. Die Neutralen haben Rechte, aber auch schon desshalb Pflichten, so gut als die kriegführenden, wenn man einmal das Kriegführen als etwas Rechtliches zugelassen hat. Die Discussionen darüber sind nicht unnütz, wie oft auch nur die Gewalt entscheiden mag; denn diese Discussionen können, ohne uns erfreulicheren Träumen hinzugeben, auf die abzuschliessenden Verträge doch einigen Einfluss haben. Nur wünschten wir eben diese Discussionen mit Ruhe und Würde geführt, und wir müssen es gestehen, unser Vf. hat diess nicht immer gethan.

Der Aufruf an das russische Volk ist voll Bombastes, und schmähliches Schimpfen gegen England geht durch die ganze Schrift. Nach den Proben, welche der Vf. hier giebt, sollte er sich weiter im Rhetorischen nicht versuchen. Er und die gute Sache werden offenbar mehr gewinnen, wenn er mit Ruhe und Würde die Grundsätze aufsucht, die Discussion fortführt und die vorkommenden Fälle erläutert. Die unterdrückte Ohnmacht schadet sich selbst, wenn sie sich unanständig geberdet; mit Würde benehme sich auch das unterdrückte Volk, damit es seinen Werth bey den Übrigen und bey den Unterdrückern selbst behaupte. Die Äusserungen des Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika können den Regenten, *Tetens* Untersuchungen den Schriftstellern als Muster dienen. Durch Sprudeln und Lärmen richtet man nichts aus. Wenn die Regierungen von Zeit zu Zeit von der guten Sitte gelassen haben, mit Würde und Anstand ihre gegenseitigen Streitigkeiten zu discutiren: so ist das ihre Sache; wir freyen Schriftsteller sind friedlicher Natur, und können nur durch Gründe und Beweise uns den Sieg verschaffen. Man hat über die Etiquette bey Höfen gespottet, man sucht sie wieder hervor, und mit Recht; man hat den sonst üblichen Ton in der Diplomatik verlassen, es wird eine Zeit kommen, wo man ihn nicht für unbedeutend mehr halten wird. Die revolutionäre Krisis hat auch auf die Schriftsteller und ihren Ton gewirkt; aber wir sollten auch am ersten einlenken, und wohl überlegen, dass durch Bramarbasiren und Renommiren auf die Dauer nichts auszurichten steht. Was sich die Regierungen gegen einander, wenn sie im Krieg sind, immerhin erlauben mögen, das ist uns Schriftstellern noch nicht erlaubt, es sey denn, dass diese vom Staat dazu beauftragt sind, und dann hören sie auf, frey zu seyn. Es ist etwas nicht zu Billigendes dieser Art unter dänische Schriftsteller gekommen; aber bey ihren sonstigen Verdiensten bedürfen sie solcher Hülfen nicht, sie schaden sich vielmehr selbst

im Auslande. Wir ehren die brave Nation, wie sie Europa ehrt, wir ehren ihre trefflichen Autoren, sie können Künste der Art Anderen überlassen.

Doch wir kommen zu dem Inhalte der Schrift selbst. Sie soll verschiedene Beweise zu den Äusserungen enthalten, welche Rufsland in seiner Declaration vom 26 Oct. 1807 machte: dass der Kaiser am meisten dadurch sey gekränkt worden, weil England gegen den bestimmtesten Inhalt der Tractaten den russischen Handel zu einer Zeit beschwert habe, als Rufsland gegen Frankreich, Englands Feind, kämpfte. Hierauf antwortete das englische Ministerium am 19 Dec. 1807, dass es wenige Fälle von russischen Anhaltungen gegeben, und in keinem Falle sey, wenn man sich regelmäsig darüber beschwert habe, Gerechtigkeit verweigert worden. Auch bedaure der König, dass sich Rufsland zu Beschwerden herablasse, die von den Russen nicht ernsthaft empfunden werden könnten, die nur hervorgebracht würden, um Frankreichs Declarationen zu unterstützen. Unser Vf. setzt hinzu: eine solche derbe Unwahrheit verdient eine Rüge; es ist unmöglich, dass die Heucheley und der Spott gegen die von England unterdrückten Flaggen weiter getrieben werden können. — Nachmals behauptete das englische Ministerium, dass bey angestellter Untersuchung sich ergeben habe, dass nur ein einziges wirklich russisches Schiff sey condemnirt worden; denn, sagt unser Vf., bekanntlich rechnen die Engländer die neutralen Schiffe, welche sie wegen irgend eines Verdachts oder wegen Unregelmäfsigkeit der Papiere, als feindlich condemniren, nicht zu den neutralen, und somit lassen sie sich, wenn etwa von russischer Seite mehrere angegeben werden sollten, durch den Ausdruck „wirklich russische Schiffe" die Noththür offen. Da nun bekanntlich die russische Activ-Schiffahrt und der russische Activ-Handel nach dem Auslande gering sind: so hatten die Engländer, vollends in jener Zeit, weniger Gelegenheit, in Rufsland Beschwerden zu veranlassen, als in anderen neutralen Ländern. Ferner waren sie vorsichtiger im Anhalten und Condemniren russ. Schiffe und russ. Eigenthums; erst nach der bekannt gewordenen Declaration wurden, nach dem Moniteur, zwölf angehaltene russ. Schiffe in England condemnirt. Rufsland bedient sich zur Versendung seiner Producte vorzüglich fremder Schiffe, wie weltbekannt ist, in Kriegszeiten vorzüglich neutraler. Vermöge des Vertrags vom J. 1801, scheint es dem Vf., dass der feindliche Küsten- und Colonial-Handel, für neutrale Rechnung, den Neutralen frey stehe. Die Opposition im britt. Parlamente griff auch unter derselben Auslegung den Tractat an, aber Addington, der damalige Minister, der doch wohl wissen musste, was das Ministerium gewollt hatte, gab das nicht zu; man weifs aber, was die Opposition alles sagt und sagen muss. Es heifst jedoch, sagt unser Vf. ferner, dass durch einen Vertrag zwischen Grofsbritannien u. Rufsland der freye Handel der neutralen Macht mit den Colonieen der kriegführenden, (ein für Rufsland unbedeutendes Object) sey beschränkt worden, dahin nämlich, dass der neutralen nur gleiche Rechte mit den begünstigtesten Nationen in diesem Verkehr zustehen sollten, wodurch denn, wenn diefs Statt gefunden, England an die Grundsätze, welche für die amerikanische Flagge damals galten, wenigstens gebunden gewesen seyn würde. Wir verwundern uns billig, dass dem Vf. der Zusatz zur Seeconvention v. J. 1801 nicht bekannt ist, welcher den $\frac{8}{20}$ Oct. desselben Jahrs zu Moskau unterzeichnet, und vom Kaiser Alexander den 13 Jan. 1802 ratificirt ward. Er steht bereits im dritten Supplement-Bande der martens'schen Sammlung. Es heisst darin ganz bestimmt: *Les parties contractantes sont convenues et déclarent que la liberté du commerce et de la navigation, accordée par le dit Article (Art. III, seconde Section) aux sujets des puissances neutres, ne les autorise point à transporter directement les marchandises et les denrées des colonies de la puissance belligérante dans les possessions continentales, ni vice versa de la métropole dans les colonies ennemies, mais que les dits sujets doivent jouir néanmoins par ce commerce des mêmes avantages et facilités dont jouissent les nations les plus favorisées et notament les Etats unis de l'Amérique.* — Mit Recht aber kann man fodern, dass Jemand, der so schneidend abspricht, auch die Verträge kenne, die weiter gar kein Geheimnifs sind. — Addington sagte bey den Debatten im Parlamente: jene Convention sey um so unschätzbarer, da die Neutralen nicht Gewalt entgegen setzen dürften, sondern den Tribunalen Englands unterworfen blieben. Nun folgen Fälle, wie England gegen Rufsland verfahren sey.

Vor jener Convention v. J. 1801 war ein preufsisches Schiff, mit russischem Hanf, für russische Rechnung nach Amsterdam bestimmt, in England aufgebracht, aber freygegeben worden; der Richter Sir W. Scott erklärte indefs bey dieser Gelegenheit: dass nach seiner Meinung es vollkommen klar sey, dass die Ausdrücke des Tractats auf nichts bindeuteten, welches sich nicht blofs auf die Schiffahrt der beiden contrahirenden Länder beschränke. Diefs war das Losungszeichen, sagt unser Vf., mehrere Schiffe aufzubringen. Das schwedische Schiff Graeffen von Gotland (S. 64 erhellet indefs, dass diefs Schiff auch vor dem Tractate aufgebracht war) mit russischen Masten, für russische Rechnung, von Rufsland aus nach Spanien bestimmt, ward in beiden Instanzen in England condemnirt. Ein gleiches geschah mit einem lübecker Schiff Charlotte, worauf sich russische Masten, russisches Eigenthum, von Rufsland aus nach Nantes bestimmt, befanden. Der russische Reclamant führte frühere Fälle an, die vor jener Seeconvention sich zugetragen, wo man das russische Gut in neutralen Schiffen frey gegeben habe; aber Sir W. Scott condemnirte, und bezog sich auf das Präjudicat des Appellations-Gerichts in Sachen des Schiffs Graeffen von Gotland. Unser Vf. will nun beweisen, dass der Ausdruck *liberté du commerce et de la navigation* bestimmt gegen diese Auslegung spreche, dass der Vertrag illusorisch sey, wenn man solche Ausnahmen machen wolle, da Rufsland so wenig eigene Schiffahrt habe; frühere Fälle und Verträge werden angeführt, unter anderen, dass, da England in einem explicatorischen Artikel mit Dänemark dahin abgeschlossen habe, dass unverarbeitetes Eisen und föhrene Planken für die Dänen keine Contrebande seyn sollten, es ihnen doch gar nicht zuge-

muthet habe, dass dieselben in Kriegszeiten nur in dänischen Schiffen verführt werden sollten. Wir geben es zu, dass diess alles und einiges andere, das wir übergehen müssen, da wir die ganze Schrift nicht mittheilen können, gegen die englische Interpretation spricht. Ferner heisst es: hätten die Engländer mehr, als vordem üblich, die neutrale Fahrt beschränken wollen: so hätten sie es in dem Tractate angeben müssen. Es steckten sich zwar die Engländer hinter den Ausdruck in jener Convention: „*dans les navires neutres;*" aber schwedische und dänische Schiffe, da diese Mächte ihr beygetreten, müssten doch wenigstens auch als neutral angesehen werden. Auch das muss man zugeben, seitdem die letzteren beiden beygetreten waren: aber in der ersten Convention, zwischen Russland und England abgeschlossen, sind nur russische und englische Schiffe darunter verstanden, und bekanntlich sind durch die Convention die älteren Verträge, welche ungünstiger für Schweden und Dänemark lauteten, nicht aufgehoben worden. Auch ist das Schiff Graeffen von Gotland wenigstens vor der Convention und vor dem Beytritt Schwedens aufgebracht worden. Man wusste oder konnte es wissen, mit wem man zu thun hatte, als man abschloss; wesshalb denn Rec. dafürhält, dass von russischer Seite in dem Tractate bestimmt hätte auf die Entscheidung dieses Punctes gedrungen werden müssen, dass man sich nicht mit dem allgemeinen Ausdrucke *liberté du commerce* hätte begnügen sollen, wenn man anders leicht vorauszusehenden neuen Beschwerden hätte vorbeugen wollen. Oder wollte man von russischer Seite damals den Punct im Dunkeln lassen, weil die Umstände eben nichts anderes erlaubten? Wie oft ist diess nicht bey allen Verträgen, vollends wenn das Glück der Waffen für den einen Theil bereits entschieden hat, der Fall! — Wir haben nie die berühmte Seeconvention von dem J. 1801 für sehr heilbringend für die Neutralen angesehen; England hat so Vieles dadurch vertragsmäsig erhalten, was ihm zuvor nicht unbestritten zugestanden ward. Sie war die Sache eines Moments und momentaner Bedürfnisse oder Bedrängnisse von russischer Seite. Dem damaligen russischen Ministerio konnten die Debatten im Parlamente über diese Convention und die merkwürdige Äusserung des so vorsichtigen Addington nicht verborgen bleiben. Hat das russische Ministerium darauf keine Erläuterung gefodert? Wir wissen von keinen Zusätzen, als den bekannten, worin diese Frage nicht näher entschieden wird.

S. 39 kommt unser Vf. zur Elbblokade, wodurch auch der russische Handel gelitten. Den 13ten Jul. 1803 erklärte der hamburgische Senat, dass der die Blokade commandirende Officier, van Sittart, angezeigt, er habe die Ordre, sich so vor die Elbe zu legen, dass kein Schiff auslaufen könne, würde sich aber ein Schiff nicht abhalten lassen, so werde es nach England aufgebracht werden. Zwey hamburgische Archangelfahrer Spes und Irene kehrten im Sommer d. J. 1803, zum Theil für russische Rechnung beladen, von Archangel nach Hamburg zurück: die rechtlichen Kaufleute in Hamburg, die Erben von Behrend Roosen, denen diese Schiffe gehörten, theilten jenes ihren Schiffern mit, und befahlen ihnen, wenn die Blokade noch nicht aufgehoben, und sie in See oder vor der Elbe zurückgewiesen würden, sich nicht zu widersetzen, vielmehr einen anderen, etwa norwegischen Hafen zu suchen. Auf der Höhe von Schettland wurden sie von einer englischen Fregatte angehalten, nach England aufgebracht, und von Sir W. Scott den 10 Jun. 1804 mit den russischen Ladungsantheilen, trotz ihrer Papiere und trotz der Erklärung van Sittarts, condemnirt. Scott sagte, der Fall käme ihm vor, wie wenn Jemand über eine Gartenmauer steige, und nachdem er ertappt, sich dadurch zu rechtfertigen suche, dass er sage: er habe wieder zurücksteigen wollen. Ist der Fall so, wie er hier wirklich erzählt wird, — und wir haben keinen Grund an der Wahrheit zu zweifeln: — so ist das Urtheil empörend. Die fortdauernde Blokade der Elbe machte, dass die verminderte Schiffahrt der Städte Hamburg und Altona sich nach der Eyder zog; die Güter wurden theils zu Lande, theils zu Wasser dahin transportirt; bald war die Wattenfahrt frey, bald nicht. Schiffe, die nie über See gekommen, wurden nach England aufgebracht, und theils frey gegeben, jedoch mit einem Kostenaufwande, der ihrem Werthe gleich war, theils, wenn sie Seegüter geladen hatten, condemnirt. Es werden noch andere Fälle, die bey dieser Blokade vorfielen, angeführt, die wir, da sie dänische Schiffe, nicht aber den streitigen Punct zwischen Russland und England betreffen, hier übergehen; es kommen mehrere Zwischenschiebsel dieser Art vor, und nicht immer ist die beste Ordnung beobachtet worden. Im Jul. 1807 ward die Sache der Schiffe Spes und Irene, und das darauf befindliche russische Eigenthum vom Conseil des Königs eben so beurtheilt, als von Scott. Noch werden Beyspiele der Processkosten in England und des Verzugs der Rechtspflege angeführt, und daraus die Verletzung der Verträge mit Russland gefolgert, die allerdings ganz bestimmt dahin lauten, dass die entstandenen Streitigkeiten schnell abgethan werden sollten. Der Process über das Schiff Graeffen von Gotland hat sieben Jahre gedauert, und zwar drey Jahre nach d. J. 1801; der über die Schiffe Spes und Irene aber vier Jahre. Kein Schiff, heisst es ferner, wird leicht in England zur Untersuchung gebracht, das nicht an Gerichts-Advocaten und Aufbringungskosten drey bis vier tausend Thaler bezahlen müsste. Die Assecuradeure auf dem festen Lande hatten desshalb zuletzt gegen Kriegsmolest zu zeichnen aufgehört. Unser Vf. wünscht, dass, beym künftigen Frieden, wenigstens der Punct wegen der Aufbringungskosten mit England ins Reine gebracht werden möge, um so mehr, da er noch folgenden Fall hinzusetzt. Ein bremer Schiff, Diana, Schiffer Hendrik Nolken, ward mit einer Ladung Wein und Brantwein für russische Rechnung, im August 1805, von Bordeaux, nach Petersburg abgeladen, und kurz nach der Abreise in Plymouth aufgebracht. Die Ladung lautete bestimmt auf die Eigenthümer in St. Petersburg. Nichtsdestoweniger ward sie gelöscht, und alle Reclamationsunkosten zur Last der Ladung gelassen. Zwar erhielten, nach vielen Weitläuftigkeiten, die Petersbur-

ger ihre Ladung, mussten aber in England an Unkosten 1012 Pfund 8 Schilling bezahlen, und ein neues Schiff für ihre Ladung, deren ganzer Werth 1600 Pfund Sterling war, befrachten. Die Ladung ward in Plymouth in feuchte Keller gebracht, und litt bedeutend an der Fustage. Ohnehin sey es bekannt, heisst es ferner, dass flüssige Waaren in England, wegen der hohen darauf liegenden Abgabe, einer wahren Plünderung durch Anzapfen unterworfen wären, welches, wenn sie auch sogleich wieder frey gegeben würden, doch immer eine Havarie von wenigstens 25 Procent ausmache. Die Russen, nachdem sie ein Jahr aufgehalten worden, erhielten ihre Waaren frey, aber alle Kosten, die der neuen Fracht mitgerechnet, betrugen 104 Procent. Es wird hinzugesetzt, diese Beyspiele seyen aus englischen Büchern oder Acten geschöpft. Wir zweifeln nicht, dass diess der Fall sey: allein wir hätten doch gewünscht, dass der Vf. das, was die Engländer, wegen eines so exorbitanten Verfahrens, für sich anführen, auch erwähnt hätte; diess wäre um so nothwendiger, damit man nicht bloss die eine Partey vernähme, sondern auch die andere, und damit man bey künftigen Verträgen aufmerksamer auf die Puncte würde, die eine nähere Bestimmung fodern. Die vorliegende Schrift hat uns eben darum nicht völlig Genüge geleistet; sie ist mehr darauf berechnet, die Erbitterung derer, die als Neutrale so viel gelitten, gegen England recht wacker zu erhalten, nicht aber um die Theorie mehr zu fördern: allein so viel wir wissen, fehlt es an Erbitterung gar nicht. Die Einrichtung, die jetzt von dem neuen russischen Ministerio getroffen wird, dass vor einer ernannten Commission alle Russen ihre, durch die Britten seit dem Jahre 1801 erlittenen Bedrückungen angeben sollen, kann etwas zur Ausbildung der Theorie fruchten; doch wünschten wir, dass darauf die Engländer sich vernehmen liessen, dass ihre Antwort uns bekannt werden möchte, und dass von beiden Seiten mit dem durchaus nöthigen Detail verfahren würde, damit man wenigstens darüber ins Reine käme, wie die Idee des Rechts möglicher Weise in diesen Fällen praktisch dargestellt werden könne. Dann freylich würde noch eine andere Frage seyn, wie zu sorgen, dass das getroffene Übereinkommen gehalten würde. Wir kennen kein anderes Mittel, als eine bewaffnete Neutralität, die im Stande wäre, der Übermacht der kriegführenden Theile zur See die Spitze zu bieten. Aber diess würde ausser der nöthigen Macht auch noch Eintracht von der Seite der Neutralen voraussetzen; ist aber auch nur diese zu erwarten? Wir wissen es officiell, dass Nordamerika bereits England angetragen hatte, den Handel mit ihm wieder herzustellen, wenn es seine Cabinetsordres zurücknehmen wolle. Wir wissen, dass England geantwortet, diese seyen nur die Folge von Ursachen, die von anderer Seite wären veranlasst worden. Wir können uns nicht sanguinischen Hoffnungen hingeben, wenn wir bedenken, dass es in französischen Blättern unlängst hiess: Warum streiten wir über die Freyheit der Meere? Im Frieden hat der Streit ein Ende, und im Krieg ist's eben Krieg, wir schlagen eure, oder ihr schlagt unsere Flotten, dann können wir von neuem mit einander reden und handeln. So lange Eine Seemacht so überwiegend ist, wird schwerlich irgend etwas gelingen, darin sind wir mit dem Vf. einverstanden. Es ist aber auch nicht von England allein die Rede; man täusche sich doch nicht. Wer mit gleicher Macht an die Stelle der Britten tritt, der wird im Krieg mit anderen die neutrale Fahrt verkümmern, er wird nie zugeben, dass seine Feinde durch die Neutralen in den Mitteln, den Krieg ferner zu führen, unterstützt werden. Weiss man es etwa nicht, dass, bey dem ernstesten Willen der neutralen Regierungen, die Privaten Mittel genug haben, selbst ihre Regierungen zu hintergehen? Hat nicht ein Däne selbst diess Jedem gesagt, der es noch nicht gewusst hätte? Der *War in disguise* enthält wahrhaftig nicht lauter Wahrheit, aber wahrhaftig auch nicht lauter Lügen. Haben wir zu Lande nicht in früheren und späteren Zeiten von Übermacht, die sich Alles erlaubte, manches vernommen? Müssen in der gegebenen Lage, zu Lande wie zur See, die Schwächeren sich nicht vieles gefallen lassen? Hat *Büsch* nicht bereits Fälle angeführt, dass Catharina, in ihrem Kriege gegen Schweden, nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen verfuhr, als sie im J. 1780 für die bewaffnete Neutralität aufstellte? In der Lage der Dinge, wie wir sie jetzt vor Augen haben, bleibt nur Ein heroisches Mittel für die Mindermächtigen zur See, wenn sie die Ehre ihrer Flagge aufrecht erhalten wollen, das nämlich, welches die Amerikaner ergriffen haben, ihr Embargo. Kommt es unter den Mächtigen zum Frieden: so wünschen wir aufrichtig, dass er nicht durch momentane Bedürfnisse so geboten werde, dass man wiederum Conventionen schliesse, die Vieles eben so unbestimmt lassen, als zuvor, und die Übermacht noch ausdrücklich begünstigen. Auf diese vorsichtigere Abschliessung von Verträgen, auf die Aufstellung von Normen, welche die Rechte beider Theile vereinen, können auch die Schriftsteller Einiges wirken, wenn sie nicht einseitig die Sache behandeln. Wir müssen annehmen, es komme eine Zeit, wo das Recht gehandhabt werden solle, und die Frage, was Rechtens seyn müsse, steht uns wohl an, von allen Seiten zu prüfen; ihre Ausführung und der Abschluss gehört den Mächtigen der Erde an. Viele Puncte sind noch übrig, über welche die Schriftsteller selbst noch nicht im Reinen sind: wie sollten es die Mächte seyn? Wir wünschen indess ganz bescheiden, dass beym Friedensschluss nicht nur des Vfs. Foderungen wegen der Aufbringungskosten, sondern auch, dass wegen der Gerichte, die über die aufgebrachten Schiffe und Güter sprechen, nähere Bestimmungen getroffen werden möchten. Sollen denn immer die Gerichte des kriegführenden Theils, und zwar so componirte Gerichte wie bisher, allein über die Neutralen entscheiden? Schon mit der Ausmittelung eines oder des anderen Punctes würden wir uns begnügen, damit diese oder jene bessere Gewohnheit aufkäme, die auch eine Macht ist, und eine bedeutende, wo eine bessere fehlt.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1809.

GESCHICHTE.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab, London, b. Payne u. Mackinlay: *Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsars bis auf die Revolution im Jahre 1688.* Von *David Hume*, Esq. Aus dem Englischen übersetzt von *Gebhard Timäus*, Hauptmann und Brigademajor in der königlich - grofsbritannischen deutschen Legion. Nebst einer Einleitung über die brittische Geschichtschreibung. I B. 1806. CLXXX u. 488 S. II B. 1807. 452 S. 8. (5 Thlr.)

Bereits vor 40 Jahren ist bekanntlich von *Hume's Geschichte von Grossbritannien* eine deutsche Übersetzung erschienen, welche mit Recht in sehr üblem Rufe steht. Dass dieses herrliche Werk des unvergesslichen Mannes auf eine würdigere Weise in unsere Muttersprache übergetragen werden möchte, gehörte daher schon lange zu den Wünschen des literarischen Publicums. Auch Rec. wiederholte diesen Wunsch bereits vor einigen Jahren in diesen Blättern, und die Anzahl von beynahe 800 Subscribenten, deren Namen dieser neuen vor uns liegenden Übersetzung vorgedruckt sind, ist ein redender Beweis, wie sehr ein groser Theil des Publicums in denselben eingestimmt habe. Allein leider! hat diese neue Übersetzung der alten keinesweges den Rang abgelaufen. Es ist die eine so *schlecht* wie die andere, nur jede auf ihre eigene Weise. Jene ältere, als deren Herausgeber gewöhnlich *Dusch* genannt wird, zeigt auf jedem Blatte Spuren einer unverantwortlichen Nachlässigkeit, doch so, dass man sieht, es war sehr oft mehr Leichtsinn, als Ungeschicklichkeit, wodurch die Übersetzung so stümperhaft wurde; die Übersetzung des Hn. *Timäus* hingegen ist, um mit *einem* Prädicate ihren ganzen Charakter auszusprechen, *schülerhaft* im strengsten Sinne des Worts. — Unser Urtheil ist streng, und thut uns selbst wehe in Rücksicht auf die in der Vorrede zum I B. von Hn. *Timäus* geäusserte Bescheidenheit und auf sein an sich besonders in seiner Lage sehr löbliches Unternehmen; allein die Pflicht der Wahrheit und die Achtung für das Publicum, welches durch diese abermals *gänzlich misslungene* Übersetzung wahrscheinlich für längere Zeit um eine bessere gebracht ist, und doch gewiss von einem Übersetzer *Hume's* in unseren Tagen mehr, als vor vierzig Jahren, erwarten durfte, nöthigen uns, in diesem Falle einzig die Gerechtigkeit obwalten zu lassen. Auch ist die Übersetzung im zweyten Bande eben so wenig gelungen, als in dem ersten, so dass uns auch für die folgenden Theile fast nicht die mindeste Hoffnung der Besserung übrig bleibt. — Höhere Foderungen, deren Erfüllung einem Übersetzer in unseren Tagen zukömmt, wollen wir, da sie bey dem Charakter dieser Übersetzung nicht denkbar sind, gar nicht erwähnen. Das über sie gefällte Urtheil zu beweisen, ist das Einzige, was uns in diesem Falle geziemt. Zu diesem Ende wollen wir zuvörderst einige Proben zur Vergleichung der älteren mit der neuen Übersetzung geben, und dann eine Reihe der vielen Schülerfehler, die uns aufgestossen sind, und welche zu erschöpfen wir das ganze Buch abschreiben müssten, ausheben.

Dusch B. I. S. 1 f.	*Timäus* B. I. S. 1 f.
„Die Neubegierde, welche alle gesittete Nationen haben, von den Thaten und Begebenheiten ihrer Vorfahren unterrichtet zu seyn, erregt gemeiniglich ein Missvergnügen, dass die Geschichte der alten Zeiten fast immer in eine so tiefe Dunkelheit gehüllt, so ungewiss und widersprechend ist. Scharfsinnige Leute, die Musse haben, gehen mit ihren Untersuchungen oft über diejenigen Zeiten hinaus, wo alle geschriebene Monumente verfasset oder aufgehoben sind, ohne zu bedenken, dass die Geschichte vergangener Begebenheiten sogleich verloren geht oder sehr entstellt wird, sobald sie dem Gedächtnisse oder einer mündlichen Überlieferung überlassen ist; und dass die Ebentheuer barbarischer Nationen, wenn sie auch aufbehalten wären, doch denen wenig oder gar keinen Unterricht ertheilen könnten, welche in aufgeklärtern Zeiten geboren sind. Gemeiniglich machen die Zerrüttungen eines gesitteten Staates den lehrreichsten und interessantesten Theil seiner Geschichte aus; aber die plötzlichen, gewaltsamen und unvorbereiteten Staatsveränderungen bey barbarischen Nationen werden so sehr von dem Eigensinn geleitet und endigen sich so oft in Grausamkeit, dass sie uns durch ihre Einförmigkeit missfallen; und es ist vielmehr für die Gelehrsamkeit ein Vortheil, wenn sie in Stillschwei-	„Die Wissbegierde aller cultivirten Nationen, die Thaten und Begebenheiten ihrer Vorfahren zu erforschen, erweckt fast immer ein lebhaftes Bedauern, wenn wir finden, dass sich die Geschichte entfernter Jahrhunderte in Dunkelheit, Ungewissheit und Widersprüchen verliert. Scharfsinnige Männer, deren Musse es erlaubt, führen nur gar zu gern ihre Nachforschungen über denjenigen Zeitpunct hinaus, wo man literarische Denkmäler so wenig entwarf, als aufbewahrte; allein sie vergessen, dass die Geschichte vergangener Begebenheiten sich augenblicklich verliert oder entstellt wird, sobald sie bloss dem Gedächtniss oder mündlicher Überlieferung anvertraut wird, und dass die Abentheuer roher Völker, wären sie auch niedergeschrieben, für ein gebildeteres Jahrhundert wenig oder gar kein Interesse haben können. Die inneren Erschütterungen eines cultivirten Staates bilden gewöhnlich den belehrendsten (bey *Hume: the most instructive and most interesting part*) Theil seiner Geschichte; da hingegen die plötzlichen, gewaltsamen und unvorbereiteten Umwälzungen barbarischer Völker so sehr von Laune und Eigensinn geleitet werden, und, so oft sich mit Grausamkeit enden, dass sie uns durch ihre Einförmigkeit ermüden und Widerwillen erregen; ja vielleicht ist es ein Glück für die Wissenschaften,

Dusch B. I, S. 1 f.

gen und Vergessenheit begraben liegen.

Timäus B. I, S. 1 f.

dass sie in Stillschweigen und Vergessenheit begraben liegen.

Dusch B. I, S. 72.

Man fing daher an, den ehelosen Stand als eine unumgängliche Pflicht der Priester zu erheben, und der Papst nahm es über sich, es dahin zu bringen, dass alle Geistlichkeit in der ganzen abendländischen Welt der Lust, sich zu verheirathen, entsagte; eine glückliche Staatsklugheit, aber zugleich das schwerste Unternehmen von allen, weil er hier den stärksten Trieben der menschlichen Natur zu begegnen hatte, und einsah, dass eben die Verbindung mit dem weiblichen Geschlecht, welche gemeiniglich die Andacht befördert, hier dem guten Fortgange seines Anschlages entgegen war. Es ist daher kein Wunder, dass dieser Meisterzug der Kunst heftigen Widerspruch fand, und dass das Interesse der Hierarchie und die Neigung der Priester, da sie jetzt in diesen sonderbaren Kampf gesetzt waren; ungeachtet der fortgesetzten Bemühungen Roms, die Ausführung dieses kühnen Entwurfs drey Jahrhunderte lang verzögerte.

Timäus B. I, S. 167 f.

Man fing daher an, den ehelosen Stand als eine unerlässliche Pflicht der Priester zu erheben, und der Papst unternahm es, die Geistlichkeit des ganzen westlichen Europa's zu vermögen, ihrem Rechte, zu heirathen, auf einmal zu entsagen. Ein glücklicher Streich der Staatskunst; aber zugleich auch eines der schwierigsten Unternehmen, weil er die heftigsten Triebe der menschlichen Natur zu bekämpfen hatte, und fand, dass eben die Verbindungen mit dem weiblichen Geschlechte, die sonst gewöhnlich die Frömmeley befördern, hier dem glücklichen Erfolg seines Vorhabens durchaus zuwider wären. Es ist daher nicht zu verwundern, dass diess Meisterstück der Schlauheit den mächtigsten Widerstand fand, und das Interesse der Hierarchie und die Neigung der Priester, die jetzt in den sonderbarsten Wechselkampf gestellt waren, die Ausführung dieses kühnen Planes, ohngeachtet Roms beständiger Hinwirkung, während eines Zeitraums von beynahe 300 Jahren aufgehalten hat.

Dusch B. I, S. 85.

Die Freyheit, welche England so lange von den Räubereyen der Dänen genossen hatte, scheint theils daraus hergekommen zu seyn, dass sich diese Nation im Nördlichen von Frankreich niedergelassen hatte, welches alle ihre überflüssigen *Hände* beschäftigte, um das Land zu *bevölkern* und es zu vertheidigen; theils auch aus dem Muthe und kriegerischem Geiste einer langen Reihe von englischen Prinzen, welche das Land zu Wasser und Lande in einem Vertheidigungsstande erhielten, und alle Unternehmungen der Feinde entweder verhüteten oder zurückwiesen. Da jetzt aber ein neues Geschlecht von Menschen in den nördlichen Gegenden entsprossen war, welche sich ihrer Bürde nach der Normandie hin nicht mehr entledigen konnten: so hatten die Engländer Ursache, zu besorgen, dass sie wieder eine Insel besuchen würden, wohin sowohl das Andenken ihres vormaligen glücklichen Fortganges, als auch die Hoffnung sie lockte, dass sie von ihren Landsleuten Beystand erhalten würden, welche zwar schon lange in dem

Timäus B. I, S. 196.

Die Ruhe, in welcher England so lange vor den verheerenden Einfällen der Dänen geblieben war, scheint in folgenden Veranlassungen ihren Grund zu haben: erstlich die Niederlassungen dieser räuberischen Nation im Norden von Frankreich, die alle ihre müssigen *Hände*, sowohl zur *Bevölkerung* wie zur Vertheidigung derselben, beschäftigten; zweytens die Thätigkeit und der kriegerische Geist einer langen Reihe englischer Könige, die das Reich zu Wasser und zu Lande im Vertheidigungsstande erhielten, und jeden feindlichen Einfall entweder verhüteten oder zurückschlugen. Aber ein neues Geschlecht von Menschen war jetzt in den nördlichen Gegenden aufgestanden, das sich nicht länger in der Normandie entladen konnte; die Engländer hatten also Ursache zu befürchten, dass die Dänen aufs neue eine Insel heimsuchen würden, zu der sie sowohl ihr ehemaliges Glück einladete, als auch die Erwartung des Beystandes ihrer Landsleute, die, obgleich sie sich schon seit geraumer Zeit im Königreiche niedergelassen hat-

Dusch B. I, S. 85.

Reiche sich niedergelassen hatten, aber doch noch nicht gänzlich mit den Eingeborenen vereinigt waren, noch auch ihre alten Gewohnheiten zu kriegen und zu rauben gänzlich vergessen hatten; und da der gegenwärtige König minderjährig war, und auch nach der Zeit, als er sein männliches Alter erreicht, niemals weder Muth noch Fähigkeit genug bezeigte, seine eigenen Unterthanen zu regieren, noch viel weniger einen mächtigen Feind zurückzutreiben: so musste das Volk mit Recht erwarten, von so gefährlichen Zeitläuften das grösste Elend zu erdulden.

Timäus B. I, S. 186.

ten, doch den Eingeborenen noch nicht durchaus einverleibt waren, auch ihre eingewurzelten Gewohnheiten, Krieg und Verheerung, noch nicht gänzlich abgelegt hatten. Und da der regierende Prinz minderjährig war, und auch nach erreichtem männlichem Alter nie Muth oder hinreichende Fähigkeit zeigte, seine Unterthanen zu regieren, noch weniger einen furchtbaren Feind zurückzuschlagen: so konnte die Nation mit Recht das grösseste Unglück von einer so gefährlichen Krise befürchten.

Dusch B. I. S. 186.

Der Geist Wilhelms des Eroberers war kühn und unternehmend, aber durch Klugheit geleitet: sein Ehrgeiz, der ausschweifend war, und sich von der Gerechtigkeit wenig einschränken liess, und noch weniger von der Menschenliebe, unterwarf sich dennoch den Vorschriften der Vernunft und gesunden Staatsklugheit. Geboren in einer Zeit, wo die Gemüther der Menschen noch unbiegsam und mit Demüthigung unbekannt waren, war er dennoch fähig, sie nach seinen Absichten zu leiten; und theils durch die Herrschaft seines heftigen Charakters, theils durch List und Verstellung eine uneingeschränkte Gewalt einzuführen. Er war zwar gegen die Grossmuth nicht unempfindlich, aber gegen das Mitleiden verhärtet: und er schien in seiner Gnade und in seiner Härte gleich sehr das in die Augen Fallende zu lieben, und sehen zu lassen. Die Maassregeln seiner Regierung waren strenge, könnten aber nützlich gewesen seyn, wenn er sie bloss gebraucht hätte, eine eingeführte Regierung zu erhalten: sie waren übel erdacht, die Härte zu mildern, welche auch bey der sanftesten Begegnung, von einer Eroberung nicht getrennt werden kann.

Timäus B. I. S. 413 f.

Seine Grösse (*vielleicht ein Druckfehler statt* Geist) war kühn und unternehmend, und doch von Klugheit geleitet; sein Ehrgeiz, unbegrenzt wie er war, und der Stimme der Gerechtigkeit wenig untergeordnet, viel weniger der Menschlichkeit, unterwarf sich doch immer den Vorschriften einer gesunden Staatsklugheit. Geboren in einem Zeitalter, wo die Gemüther der Menschen sehr unlenksam waren, und wenig an Unterwerfung gewöhnt, setzten ihn dennoch der hohe Einfluss seines heftigen Charakters und Schlauheit und Verstellung in den Stand, eine unbeschränkte Oberherrschaft einzuführen. Wenn gleich gegen Grossmuth nicht unempfänglich, so war er doch gegen die sanfteren Empfindungen des Mitleids verhärtet, und erschien in seiner Milde und in seiner Härte, gleich prahlsüchtig und gleich ehrgeizig nach Schein und eitlem Prunk. Die Grundsätze seiner Staatsverwaltung waren sehr strenge, hätten aber von Nutzen seyn können, sobald sie bloss zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung in einer eingerichteten Regierung angewandt wären; allein sie waren auf die Milderung derjenigen Härte, welche selbst unter der mildesten Regierung von Eroberung unzertrennlich ist, sehr übel berechnet.

Dusch B. I. S. 244.

Die grossen Verbündnisse, wodurch heut zu Tag die europäischen Prinzen zugleich mit einander verbunden, und sich entgegengesetzt sind, und welche, ob sie gleich den kleinsten Funken der Uneinigkeit unter alle ausbreiten, wenigstens den Vortheil haben, dass sie alle

Timäus B. II. S. 92 f.

Die ausgedehnten *Verbindungen*, wodurch die europäischen Mächte gegenwärtig zugleich mit einander *verbunden* und einander entgegengesetzt sind, und die, so sehr sie auch den kleinsten Funken der Uneinigkeit über das Ganze verbreiten können, wenigstens

D.	T.
gewaltſamen Erſchütterungen oder Eroberungen in beſonderen Staaten verhüten, waren in alten Zeiten völlig unbekannt; und die Theorie der auswärtigen Politik in jedem Königreiche machte eine nicht ſo verwickelte und verflochtene Speculation aus: der Handel hatte noch die entfernteſten Nationen nicht mit einer ſo feſten Kette verbunden: Kriege, welche ſich in *einem* Feldzuge, oft gar in *einer* Schlacht endigten, empfanden wenig von den Bewegungen entfernter Staaten.	den Vortheil haben, daſs ſie jede gewaltſame Revolution oder Eroberung in einzelnen Staaten verhüten, waren in alten Zeiten durchaus unbekannt, und die Theorie der auswärtigen Politik in jedem Königreiche bildete eine ungleich weniger zuſammengeſetzte und verwickelte Speculation, als heut zu Tage. Der Handel hatte die entfernteſten Nationen noch nicht ſo enge verkettet; Kriege, die in *einem* Feldzuge, oft in *einer* Schlacht beendet wurden, erhielten wenig Einwirkung von den Bewegungen entfernter Staaten.
Duſch B. I. S. 334.	*Timäus* B. II. S. 300.
Das edle und freye Genie der Alten, nach welchem ſie die Regierung einer einzelnen Perſon allemal für eine Art von Tyranney und gewaltſamer Anmaſsung anſahen, und ſich von einer geſetzmäſsigen und ordentlichen Monarchie keinen Begriff machen konnten, machte auch, daſs ſie nichts von den Rechten der Erſtgeburt und von einer Repräſentation der Thronfolge wuſsten; Erfindungen, welche ſo nöthig ſind, in den Stammlinien der Prinzen Ordnung zu erhalten, indem ſie dem regierenden Herrn Sicherheit geben. — In der Zeit, woron wir reden, war zwar der Gebrauch der Repräſentation eingeführt, aber doch noch nicht ganz feſtgeſetzt; und die Gemüther der Menſchen waren noch zwiſchen zweyen widrigen Grundſätzen unentſchloſſen.	Der edle und freye Sinn der Alten, welcher die Regierung eines Einzelnen immer als eine Art von Tyranney und wirklicher Anmaſsung betrachtete, und jeden Begriff einer geſetz- und regelmäſsigen Monarchie von ihnen entfernte, lieſs ſie ganz unbekannt mit den Rechten der Erſtgeburt und der Repräſentation der Thronfolge; Einrichtungen, die ſo nothwendig ſind, Ordnung in den Stammlinien der Prinzen zu erhalten, die Übel der bürgerlichen Uneinigkeit und der Uſurpation zu verhüten, und Mäſsigung in dieſer Art der Regierungsverfaſſung zu erzeugen, indem ſie dem regierenden Herrn Sicherheit verſchaffen. — In dem Zeitalter, welches wir beſchreiben, war freylich der Gebrauch der Repräſentation eingeführt, aber nicht durchaus nach Grundſätzen beſtimmt; und man ſchwankte zwiſchen entgegengeſetzten Grundſätzen.

Schon aus dieſen wenigen Proben wird es unſeren Leſern klar ſeyn, daſs durch dieſe neuere Überſetzung für den deutſchen Verehrer *Hume's* eben ſo wenig gewonnen iſt, als durch die ältere. Ganz deutlich wird dieſs ihnen werden, wenn wir jetzt, unſerem obigen Verſprechen gemäſs, aus den faſt unzähligen Schülerfehlern, welche uns in der neuen Überſetzung aufgeſtoſsen ſind, wenigſtens ſo viele ausheben, als der Raum dieſer Blätter geſtattet, und erfoderlich iſt, um die Richtigkeit unſeres oben gefällten Urtheils darzuthun. — Nur in wenigen Fällen wird es zweckmäſsig ſeyn, auch die Verbeſſerung der angeführten Fehler anzudeuten, denn eben, weil ſie wahre Schülerfehler ſind, ſpringen ſie Jedem, der nur einigermaſsen weiſs, was Styl iſt, von ſelbſt in die Augen. — I Th. S. 9 bedroht Caligula die Britten *in* wahnſinnigen Einfällen mit einer Landung. S. 13. Er erfocht ſelbſt einen entſcheidenden Sieg über Galgacus, ihren Anführer. Im Original aber heiſst es: *He even defeated them in a deciſive action, which they faught under Galgacus, their leader.* — Nicht ſowohl, daſs Galgacus, ſondern vielmehr daſs die Helden, welche er anführte, in einer entſcheidenden Schlacht überwunden worden ſeyen, iſt es, was *Hume* dem Zuſammenhange zufolge bemerklich machen will. S. 14. Agricola lehrte die Britten die *Gemächlichkeiten* und die Verfeinerung des Lebens kennen und ſich zu *verſchaffen*, ſuchte ſie für die Sprache und Sitten der Römer zu gewinnen, und *ihnen* Eingang zu *verſchaffen*. Ebendaſelbſt: *the more cultivated parts of the island:* die *bebaueteſten* und *fruchtbarſten* Gegenden der Inſel. S. 15. *Some uſurpations of the Imperial dignity by the Roman governors.* Verſchiedene Anmaſsungen der Kaiſerwürde einiger Statthalter. S. 17. *Contract the limits of the empire*, die Grenzen des Reiches *einziehen*. Ebendaſelbſt. Die Picten und Schotten überfielen ihre Nachbarn. Auſser den vorübergehenden Streifzügen dieſer vereinten Nationen (der Picten und Schotten nämlich) droheten ſie — nämlich die Picten und Schotten — obenein noch, ſich die ganze Provinz zu unterwerfen u. ſ. w. Man ſieht, ohne die Einſchaltungen des Rec. iſt die Stelle kaum verſtändlich. — Nach S. 24 *beſaſs* die königliche Regierungs*form* nur eine ſehr eingeſchränkte Macht. Nach S. 30 u. a. ſcheint Hn. *Timäus* das deutſche Wort „Feldherr" ganz fremd zu ſeyn; er ſpricht ſogar von einem *General Hengiſt* und *Horſa*. S. 42 wird die Vorliebe der Mönche zum Wunderbaren ein *Laſter* genannt. Wenn dieſe auch mit der Neigung zum frommen Betruge gepaart war: ſo bedeutet das engliſche „*vices*" hier doch nur, wie öfters, *Fehler*. S. 45. Der König von Kent beſorgt ein Bündniſs gegen ſich zu *erheben*. S. 48. Bertha gebrauchte alle Künſte der *Einſchmiegung*. S. 60. Jeder Anführer einer Partey *warf* den Staat in Verwirrung. Wahrſcheinlich nur, um das von *Duſch* gebrauchte „ſetzte" zu vermeiden. S. 70 wird von Carprold, König der Oſtangeln erzählt, daſs ſeine Gemahlin ihn zum Abfall vom Chriſtenthum bewogen habe, und dann kömmt folgende, ohne den Urtext kaum verſtändliche Periode: Überhaupt bewies er ſich zu ſchwach gegen diejenigen *Reizungen*, von denen ſich auch die weiſeſten unter den Menſchen haben hinreiſsen laſſen. Weit deutlicher wenigſtens *Duſch:* Seine abgöttiſche Gemahlin brachte ihn bald wieder zu ſeiner Religion zurück, und er bezeugte ſich nicht ſtandhaft genug, denen Verführungen zu widerſtehen, welchen die weiſeſten Menſchen unterlegen haben. S. 76. Karl der Groſse hat „*the company*" „*die Überkunft*" Alenins gewünſcht. S. 92. Die Geiſtlichen *büſsten* (*made ſome atonement for them*) die kirchlichen Miſsbräuche dadurch *ab*, daſs ſie der bürgerlichen Geſellſchaft andere Vortheile verſchafften. S. 100 beginnt die erſte Periode des zweyten Capitels alſo: „Obgleich die Königreiche der Heptarchie *ſo* neuerlich erſt durch Eroberung vereinigt waren, *ſo* umfaſste ſie doch ein *ſo* feſtes Band u. ſ. w. S. 102. Wie *die obrigkeitliche Perſon* die Normannen über ihre Abſichten befragte und ſie auffoderte, vor

dem König zu erscheinen, und diesem ihres Vorhabens wegen Rechenschaft zu geben, so erschlugen sie *ihn*. Doch nicht den König *Brithric*, welcher ja, wie kurz vorher erzählt worden ist, erst später an dem Gifttranke starb; also *ihn*, *die* obrigkeitliche Person. S. 115. Auf eine *verbreitete* Nachricht. S. 116. Schon in *dem* st. diesem Zeitalter; ein Fehler, welcher oft in dieser Übersetzung vorkömmt. S. 117. Alfred, vor seines Bruders Kindern auf den Thron gerufen; *so* verliess er u. s. w. — So sehr der Vf. den Gebrauch der Participien liebt, so wenig versteht er sich auf denselben. S. 123 findet sich folgende treffliche Periode: In diese Burg hatte sich Oddune geworfen, fest entschlossen, mit Lebensmitteln, ja selbst mit Wasser schlecht versehen, wie er war, durch einen kühnen Streich der traurigen Nothwendigkeit zuvor zu kommen, sich einem barbarischen Feinde zu unterwerfen. S. 135. Die Dänen *machten* die demüthigsten *Unterwerfungen*. S. 139. Zehn benachbarte Hauswirthe bildeten eine *Verkörperung* (*Corporation*). S. 140. Jedermann wurde *Bürgschaft* für das Verhalten. S. 146. Die Aufmunterung zu den Wissenschaften, bey seinen Unterthanen, war ein anderer nützlicher Gegenstand, worauf Alfred seine Gesetzgebung richtete, und (hier sollte doch wenigstens beygefügt seyn: *wodurch er*) sehr dazu beytrug, die Engländer von ihren wilden Sitten zurück zu bringen. S. 153. Um England wieder auf *eine* Stufe der Ruhe und Ordnung zu *heben*, *als* es damals fähig war zu erreichen, fehlte nur allein noch die Unterwerfung u. s. w. S. 154. Sie *glaubten* die Gelegenheit, wie gerufen. S. 159. Es scheinen die schottischen Geschichtschreiber, die, ohne *mehrere* Kenntniss von der Sache zu haben, sie geradezu leugnen, *mehrere* Glaubwürdigkeit zu verdienen. S. 163. *Der Aufrichtigkeit dieser gezwungenen Unterwerfung* trauend — *trusting little to their Sincerity in this forced submission*. S. 172. Denn es ist eine wahre Bemerkung: dass, je näher Religionsparteyen einander verwandt sind, desto grösser *ist* gewöhnlich die zwischen ihnen obwaltende Erbitterung. S. 174. Auf die schwelg*erischste* und toben*dste* Art. *Ebendaselbst*: Dunstan *stiess* den König auf eine schmähliche Weise *nach dem Gastmahle* der Grossen zurück. S. 179. Man sagt, wie er einst zu Chester residirte, *er* acht seiner ihm zinsbaren Prinzen gezwungen habe, ihn in einer Barke auf der Dee zu rudern. S. 203. Sie überliessen sich der Ruhe mit einer Freude, *als wenn sie ewig gedauert hätte*, st. dauern würde. S. 205. Rollo entschloss sich *in* Nachahmung seiner Landsleute sein Glück zu machen. S. 222. Er war bereit, an der Spitze einer grossen Armee *über* die Minderjährigkeit des Edwins und Eduards, *seinen Vortheil zu nehmen*. *Ebendaselbst*: Bey der Ständeversammlung *schob* er (*suborned*) einige Edle *unter*, welche aussagen mussten. S. 227. Wodurch sich Godwin die Freundschaft des Monarchen *erwarb*, und zugleich den Grund zu dem unermesslichen Vermögen legte, welches er für seine Familie *erwarb*. S. 230. Er konnte den König zu keinen *mildernden*, *unterwürfigen Gesinnungen herunterbringen*. S. 235. Godwin wusste, dass man allgemein glaubte, er sey ein Mitschuldiger der Grausamkeit gewesen, die an Alfred ausgeübt war, und daher in den Augen des Hardikanuts strafwürdig erscheinen musste; vielleicht hoffte er auch, durch diese Wuth gegen Harolds Andenken sich selbst zu rechtfertigen, dass er keinen Theil an dessen Anschlägen gehabt habe. — Diese Periode wird höchstens dadurch noch verständlich, dass man vor dem Worte „daher" die Worte „dass er" hinzufügt. Auch hier, wenn gleich nicht ohne Fehler, doch verständlicher der nachlässige *Dusch*: „Godwin wusste, dass Jederman ihn für einen Mitschuldigen an dem Tode des Alfred hielt, und dass er desswegen von dem Könige viel zu befürchten hätte; und vielleicht glaubte er, dass er sich von aller Theilnehmung an den Anschlägen des Harold rechtfertigen würde, wenn er gegen das Andenken desselben seine Wuth ausliess. S. 237. Es stellte sich keiner aus dieser Dynastie *auf*, dessen Ansprüche u. s. w. *Ebendaselbst*: *Hinreichender* Grund *genug*. S. 238. *Dieses Zusammentreffen von Umständen* zu Gunsten Eduards dürfte dennoch *seinen Erfolg* nicht *erreicht* haben. S. 243. Seine Erbitterung war *auf politischen Hinsichten* gegründet. S. 253. Sein Tod *warf* den König in neue Schwierigkeiten. S. 255. Die Regentschaft fand grosse Schwierigkeiten, die Regierung unter diesem Verein verwickelter Gefahren aufrecht zu erhalten; und als der junge Prinz sein Alter erreicht hätte, fand er seine Lage tief herabgesunken. — Wieder eine der vielen fehler*vollen* Perioden. S. 261. Das Glück *warf* ihm zwey Umstände in den Weg. S. 263. Diese kraftvolle Vorstellung war von einer solchen Entwickelung wohl unterstützter Thatsachen begleitet, dass u. s. w. S. 270. Ein Thron, der schon *unter seiner eigenen Unfestigkeit wanken* müsse. S. 287. Die Normänner, *hart zugesetzt* von dem Feinde, liessen den Muth sinken. S. 306. Zugefügtes Unrecht wurde strenge gerächet, sowohl aus Liebe zur Ehre, *als das beste Mittel* sich künftig zu sichern, st. als auch desshalb, weil strenge Bestrafung das beste Mittel war u. s. w. *Ebendaselbst*: *Eingehung* von Privatverbindungen. S. 331. Der Angeklagte wurde in ein geweihetes Wasser geworfen; schwamm er, so war er schuldig, *ging er zu Grunde* (st. sank er unter), so war er unschuldig.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Ohne Angabe des Druckorts: *Joh. Heinr. Voss Beurtheilung des neuen Lehrplans für die sämtlichen kurpfalzbair. Mittelschulen u. s. w.* Mit einer Vorerinnerung und Anmerkungen von *J. A. B.* 1805. 68 S. 8. (6 Gr.) Ein Abdruck der in unserer A. L. Z. 1805. No. 77 ff. erschienenen *vossischen* Recension, um dieselbe in Baiern, wo sie bekanntlich so viel Aufsehen erregte, und von so wichtigen Folgen für das dortige Schulwesen war, noch weiter zu verbreiten. Die *Vorerinnerung* erwähnt vorzüglich die *wismairsche* Selbstrecension in der Oberd. A. L. Z. 1805. No. XX, und die *Anmerkungen* enthalten manche weitere Erörterung dessen, was *Voss* in seiner Kritik mit scharfer Kürze gesagt hatte. M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MAY, 1809.

GESCHICHTE.

Lüneburg, b. Herold und Wahlstab, London b. Payne und Mackinlay: *Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsars bis auf die Revolution im Jahre* 1688. Von *David Hume*, Esq. Aus dem Engl. übersetzt von *Gebh. Timäus*.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 333. Die Mühe und die Kosten, den Staat zu vertheidigen, *lag* in England auf gleiche Art auf allen Ländereyen. S. 346. *Dignified clergymen, bewürdete* Geistliche. Ebendaselbst: Die willige Unterwerfung aller Bewohner von Kent war eine neue *Entmuthigung* für sie. S. 349. Er *nahm* die ganze Unterwerfung des Adels *entgegen*, oder S. 355: Er *nahm* den Triumph und die Glückwünsche seiner alten Unterthanen *entgegen*. S. 358. Kaum dürfte *blosse* Muthmasung *allein* uns erlauben, ihm eine solche *Beymessung zur Last zu legen*. S. 367. Wilhelms Freygebigkeit *konnte nicht fehlen*, neue Fremdlinge in seinen Dienst zu locken. S. 371. Sie hiessen die Normänner *unbestrittene Herrn* des Königreichs. S. 372. Das Volk gab *lebendige* Beweise einer *ohnmächtigen* Wuth. S. 378. Der König, durch *Grundsatz* geleitet. S. 389. Sie verbanden sich zu dem Anschlage, die königliche Gewalt *abzuwerfen*. S. 395. Man legte auf alle geistliche Ämter eine Wichtigkeit, *die über die Gewalt und das Eigenthum hinausging, die ihnen wirklich gehörte*. S. 400. Dieser Umstand *konnte nicht fehlen*, mit schlauen Bemerkungen *commentirt* zu werden. S. 404. Dieser Krieg *warf* alle Provinzen in eine gewaltsame Erschütterung. S. 419. Wilhelm *setzte seinen ganzen Erfolg* auf seine eigene Schnelligkeit. S. 424. Der Schrecken *von* Wilhelms Gewalt *hielt* Jedermann in Unterwürfigkeit und allgemeine Ruhe in England. S. 427. Heinrich verlor sein Erbtheil, *und* irrete darauf einige Zeit umher, *und* oft in grosser Armuth. S. 430. Das morgenländische Kaiserreich *stand durch* gesunkene Kriegszucht und zerrüttete bürgerliche Verfassung *hart auf der Neige*. S. 431. Die Araber erlaubten Jedem, *ihre* (die christlichen) religiösen Gebräuche zu verrichten. S. 432. Der Papst wollte sein Ansehen nicht in die Sache *ziehen*. S. 445. Kaum kehrte Wilhelm *mit seiner Gesundheit* zu seinem muthlosen Weltsinn zurück. S. 448. Die Verfassung jener Länder war sehr *unfest*. II Theil. S. 7. Sein Amt *wahrnehmen*. S. 8. Er *gewann* sie durch Geschenke *auf seine Seite*. S. 9. Es entging Heinrich nicht, und (er) entschloss sich — Auslassungen, wie diese, kommen sehr oft bey diesem Vf. vor. S. 10. Er *bot* Verzeihung aller Verbrechen *aus*. S. 15. Die *zarte* Lage Heinrichs. S. 16. Mathilde bewies, dass sie den Schleyer angelegt habe, bloss in Folge einer allgemeinen Gewohnheit unter dem englischen Frauenzimmer, *welches* seine Keuschheit gegen die viehische Gewaltthätigkeit der Normänner unter diesem Gewande zu sichern suche, *welches* bey der rohen Zügellosigkeit jener Zeiten doch noch allgemein geachtet wurde. S. 18. Er nahm seine Zuflucht zu dem Aberglauben des Volks, um *seine Meinung* für die Gerechtigkeit *seiner* Sache zu gewinnen. S. 22. Sie *gaben* ihren Feindschaften *den Zügel*. S. 24. Er *warf* die Engländer in Unordnung. S. 26. Mit Jemand *in Streit fallen*. S. 29. Um *von* dem Willen seiner Heiligkeit desto sicherer zu seyn. S. 32. Sodomiterey und die Gewohnheit, langes Haar zu tragen, *gewinnen* täglich *Grund*. S. 34 f. Kaiser Heinrich V bemächtigte sich der Person des Papstes, und zwang ihn, durch einen förmlichen Tractat, diesem Monarchen, (nämlich Heinrich V) das Investiturrecht zuzugestehen, worüber sie so lange gestritten hatten. S. 45. Die Huldigung *entgegen nehmen*. S. 50. Die *empörsüchtigen* Baronen wurden in *Unterwerfung* gehalten. S. 54. Der König liess den ganzen Adel den Eid der Treue noch *einmal* schwören, den *sie* schon *einmal* geleistet hatten. S. 66. Das Gefühl der Religion, welches, sobald es in Aberglauben ausartet, oft ganz ohne *Wirksamkeit* bleibt, den Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft *Kraft* zu geben, ward *von den vielfältigen Eiden nicht ergriffen*. S. 72. *Machterzwingungen*. S. 85. Dieser Versuch *brachte* keinen entscheidenden Erfolg. S. 86. Ein Prinz, der *unter einem angefochtenen Rechte* regiert. Ebendaselbst: die *Minderung* der *Erbitterung*. S. 87. Sie *nahmen Dienste in einem neuen Kreuzzuge*, der jetzt, *nach vorigen Fehlschlägen* und Unglücksfällen, *mit* wundernswürdigem Erfolg von dem heiligen *Barnard* geprediget wurde. S. 88. Mit *mehrerem* Zartgefühl, *als grosser* Politik. S. 94. Ohne *irgend* Widerstand oder Unterstützung. S. 100. Die erste Handlung *in* Heinrichs Regierung. S. 111. Ein Amt *von bedeutendem Vertrauen*. S. 120. Der Staat wird in Convulsionen *geworfen*. S. 124. Heinrich war mit einer Erklärung in so allgemeinen Ausdrücken nicht zufrieden; er wollte, dass, bevor es zu spät sey, die Gebräuche ausdrücklich bestimmt würden, deren Beobachtung er verlange; und geistlichen Ermächtigun-

gen Schranken setzen, ehe sie vollkommen befestigt wären, und sich auf das Alterthum zu ihren Gunsten berufen könnten, so wie sie sich schon auf eine heilige Macht beriefen! — Wieder eine der vielen musterhaften Perioden! S. 140. Becket erwiederte: Allerdings habe er die Constitutionen von Clarendon gesetzmäsig, mit guter Treue und ohne Trug und Vorbehalt, unterschrieben; allein in diesen Worten sey wirklich ein Vorbehalt für die Rechte ihres Ordens begriffen, *der, verbunden mit der Sache Gottes und seiner Kirche,* nie von ihren geleisteten Eidschwüren und Verbindlichkeiten *verlassen* werden könnte. S. 141. Er sehe *ganz in die Augen leuchtend.* S. 146. In diesem Versuch liess er sich verleiten, *Gebräuche* wiederum einzuführen, die, obgleich alt, *im Begriff waren, durch eine entgegengesetzte Gewohnheit abgeschafft zu werden,* und *die* in den herrschenden Meinungen und Gesinnungen der Zeit noch ungleich grösseren Widerstand fanden. S. 147. Der *Anti*papst. S. 150. Der Krieg war eben so *ohnmächtig in seinen Operationen,* als geringfügig *in* seinem Entstehen und seiner Ursache. S. 155. *Unehrenvolle* Bedingungen. S. 157. Beckets heftiger *Sinn,* stolz auf die Macht der Kirche, *beschloss.* S. 175. Die Iren waren *dürftig* zur christlichen Religion bekehrt. S. 207. Wilhelm war der einzige, welcher *am bittersten* verlor. S. 210. Die Verfügung wurde vernünftiger st. *für* vernünftiger gehalten; eine Auslassung, welche sich der Vf. öfters hat zu Schulden kommen lassen. Ebendaselbst: Edel*männer.* S. 218. Aus *noch übriger* kindlicher Liebe. S. 220. Diese Unglücksfälle waren noch nicht *genug,* die Menschen von ihrer *Krankheit geistlicher Abentheuer* zu heilen. S. 232. Die ausländischen Familien hatten *tiefe Wurzel* geschlagen. S. 238. Das Dänengeld wurde *in* dieser Regierung erlassen. S. 241. Sie sahen sich *von ihm verhasst* und verachtet. S. 249. Sie mussten ihm Summen leihen, *die er* wohl wusste, nie wieder bezahlen zu können. S. 252. Sie waren Nebenbuhler *in* Macht und *des* Ruhms. S. 253. Richard *legte sich* den Absichten seines Gegners *offen.* S. 256. Philipp foderte den Tancred auf, die Quartiere der Engländer zu überfallen, *mit der Versicherung seines Beystandes,* sie als gemeinschaftliche Feinde über die Klinge springen zu lassen. S. 258. Die Schande der Familie in *Schweigen* und Vergessenheit bringen. S. 268. Philipps Eifersucht wurde jeden Augenblick durch den Ruhm, den sich Richard durch seine Heldenthaten im Osten erwarb, aufgeregt, die, seiner Verlassung der Sache der ganzen Christenheit gegenüber gestellt, doppelten Glanz auf seinen Nebenbuhler warfen. S. 280. Die französischen Gesandten *leugneten* ihn als einen Vasallen der Krone von Frankreich *ab.* S. 282. Nachdem Richard *geneiget,* so sein Betragen zu rechtfertigen, brach er in den bittersten Unwillen aus. S. 307. *Zu dieser* beabsichtigten Staatsumwälzung waren die Sachen noch nicht *zu* ihrer völligen Reife gediehen. S. 347. Die *verlorne* Lage des Königs. S. 350. Johann, zu dieser *verworfenen Lage unter eine auswärtige Macht gedemüthiget.* S. 351. Auf Anreizung des Papstes, rief Philipp aus, habe ich einen Feldzug übernommen, der *ihm* (Philipp) über 60000 Pf. St. gekostet habe u. s. w. S. 360. Die Grossen ermuntert durch den *Schein* ihrer Gewalt und ihrer Zahl. S. 384. Die Treue, welche er von den Baronen *in ihren neuen Verbindlichkeiten* erwartete. S. 390. Die europäischen Staaten wurden *von ähnlichen Verfassungen (by similar institutions)* regiert. S. 397. *Wodurch* er reichen Ersatz *dadurch* erhielt, *dass* u. s. w. S. 403. Das grosse Oberhaupt, *das* auf seinem Landsitze wohnte, den *er* gewöhnlich Erlaubniss hatte, zu befestigen. S. 405. Der *schmachtende* Zustand des Handels. S. 447. Die königliche Gewalt war *in Grenzen gesetzt.*

Dem ersten Theile dieses in Hinsicht auf typographische Schönheit sich sehr vortheilhaft auszeichnenden Werkes ist eine Einleitung *über* die brittische Geschichtschreibung vorangeschickt. Diese besteht eigentlich aus einer, laut der Vorrede S. XII, aus Hn. *Wiggers* vermischten Aufsätzen (Leipzig, 1784) abgedruckten Abhandlung über die vornehmsten englischen Geschichtschreiber. Die Anmerkungen, welche, laut eben dieser Vorrede, fast sämmtlich von Hn. Prof. *Timäus* zu Lüneburg, dem Bruder des Übersetzers, herrühren, und sowohl dem *wigger*'schen Aufsatze, als dem *hume*'schen Texte beygefügt sind, haben keinen ausgezeichneten Werth, und geben besonders dem ersteren das Ansehen einer nicht sehr ausgearbeiteten Compilation. Das einzig Erfreuliche in diesen beiden Bänden war für Rec. das Leben *Hume's*, von ihm selbst beschrieben, welches er immer wieder mit erneutem Vergnügen lieset. Der Gedanke, dem Schatten dieses ehrwürdigen Mannes ein Sühnopfer zu bringen, war es auch, was Rec. das Geschäft dieser undankbaren Kritik erleichterte. *Hume* und einige andere Edle seiner Zeit — welche wohlthuende Erscheinungen in Vergleich mit den düstern, nächtlichen Nebelgestalten unserer Tage!

Bis dahin, da wir gute Übersetzungen von *Hume's* und *Henry's* Geschichten haben werden, oder, welches noch mehr zu wünschen ist, bis ein deutscher Geschichtschreiber mit *Sprengels* Geist und Fleiss die englische Geschichte für die Deutschen vollendet, müssen auch Handbücher willkommen seyn, wie folgendes, dessen ersten Theil wir bereits J. A. L. Z. 1807. No. 126 beurtheilt haben:

Leipzig, b. Kummer: *Geschichte von England,* ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich,* H. S. W. Hofr., ord. Prof. d. Gesch. zu Jena u. s. w. II Theil. 1807. XVI u. 638 S. III Theil. 1808. XVI u. 558 S. 8. (4 Thlr. 8 Gr.)

Der zweyte Theil begreift die Geschichte Englands von dem Tode Eduards III bis zu dem Tode Elisabeths. Eben dieselben Vorzüge, welche wir von dem ersten Bande gerühmt haben, kommen auch diesem zweyten zu. Auch hier hat Hr. *H.* aus den besseren englischen Historikern das Bessere zweckmäsig zusammengestellt. Eines nur vermissen wir hauptsächlich, nämlich, dass der Vf. nicht an einigen Stellen längere Excurse über den Gang der Verfassung beygefügt hat. Denn obwohl seine Geschichte keineswegs blosse Regentengeschichte ist, sondern sehr oft auch der parlementarischen Ver-

handlungen, der Gesetzgebung und wissenschaftlichen Cultur Erwähnung thut: so richtet sie doch die Aufmerksamkeit nicht genug hin auf die in diesem Zeitraum so wichtigen Fragen: woher ein so grosser Despotismus in England? und wie bildeten sich zugleich neben diesem wichtige Keime zu einer die Nationalfreyheit herbeyführenden Revolution aus? Besonders der so ganz eigenthümliche Charakter, welchen die kirchliche Reformation in England annahm, sollte schärfer gezeichnet seyn. Übrigens ist in diesem zweyten Theile die Darstellung im Ganzen wieder trocken, wie in dem ersten; aber die Sprache gefälliger. — Die Geschichte der Kriege der beiden Rosen sammt ihren Folgen dürfte, wie es uns scheint, weitläuftiger geschildert seyn. Besser hat uns die Darstellung der Geschichte Heinrichs VII gefallen. Kräftig sind S. 183 die Minister dieses Königs Empson und Dudley gezeichnet, und auch er selbst ist treffend charakterisirt. „Man hat Heinrich VII, heisst es S. 187, den Weisen und den Salomo der Engländer genannt, weil er, sagt *Baco*, wie der Salomo der Juden sein Volk mit harten Auflagen drückte. — Man bewundert noch jetzt die schöne von ihm erbauete Capelle an der Westminsterabtey und sein darin befindliches prächtiges Grabmal. Möchte auch sein Ruf, sagt *Baco*, ein so schönes Denkmal erhalten haben!“ Für die gelungenste Parthie im ganzen Buche aber hält Rec. die Regierungsgeschichte Heinrichs VIII. Durch charakterisirende Anekdoten insbesondere hat der Vf. diesen launenvollsten aller Könige und dessen Zeitalter nicht nur treffend geschildert, sondern auch der Darstellung selbst in diesem Abschnitte viele Lebendigkeit gegeben. „Ein gewisser Doctor, Thomas Cranmer, Fellow des Jesus-Collegiums zu Cambridge und Lector der Theologie, heisst es S. 250, befand sich eines Tages zu Waltham, wo der König auf der Jagd übernachtete, mit dem Staatssecretär Gardiner und dem Almosenier Fox in Gesellschaft. Man sprach von der Geschichte des Tages, von des Königs Ehescheidungssache.“ „Ich wüsste dem König wohl zu rathen,“ sagte Cranmer. „Und wie?“ erwiederte Gardiner lebhaft. Cranmer antwortete: Er dürfte sich nur an die auswärtigen Universitäten wenden, und ihr Gutachten einholen; wenn diese des Königs Ehe mit Catharina für erlaubt erklären, so werden seine Gewissenszweifel natürlich wegfallen; sollten sie aber diese Verbindung, einem göttlichen Gesetze zufolge, für unerlaubt halten, so wird der Papst sich fügen müssen, weil eine päpstliche Dispensation das nicht legalisiren kann, was Gott selbst verboten hat. Als Gardiner den Vorschlag dem Könige hinterbrachte, rief dieser freudig aus: *„Der hat die Sau beym rechten Ohr gefasst.“* „Heinrich, heisst es ferner S. 193, kannte die Prinzessin Anna von Cleve bloss nach einem Porträt von Holbein, der ihr darin sehr geschmeichelt hatte. Ungeduldig den neuen Gegenstand seiner Liebe zu sehen, ging er ihr, da sie am Ende des Jahrs 1539 in England anlangte, incognito bis nach Rochester entgegen, und fand, dass sie zwar stark und lang war, aber nicht die geringste Schönheit hatte. Heinrich ward niedergeschlagen und schwor, „sie wäre eine grose flandrische Stute, die er unmöglich lieben könne.“ — Schauererregend ist das Gemälde von der Regierung Mariens. „Auf der Insel Guernsey, — so weit wurde nach S. 404 der religiöse Fanatismus in jenen Zeiten getrieben, — wurde eine Frau, der Religion wegen, mit ihren zwey Töchtern, von denen die eine verheirathet und ihrer Niederkunft nahe war, zum Feuer verdammt und zum Scheiterhaufen geführt. In der Todesangst kam die letztere, mitten unter den Flammen, mit einem Kinde nieder. Ein menschenfreundlicher Zuschauer lief herbey, und riss das Kind aus der Gefahr. Aber der dabey stehende Richter befahl, es wieder ins Feuer zu werfen: und so verbrannte das neugeborene Kind zugleich mit der Mutter.“ Endlich ein volles Drittheil des Buches enthält eine gründliche Darstellung der Regierungsgeschichte Elisabeths. Besonders führt der Vf., unterstützt von älteren und neueren Untersuchungen, mit vieler Gerechtigkeit die Sache der unglücklichen Marie Stuart.

In dem unlängst erschienenen dritten Theile ist die Geschichte bis zum Tod der Königin Anna 1714 fortgeführt. Wir werden über diesen Theil bey der Anzeige des vierten und letzten, welcher der Vorrede zufolge schon zur Hälfte druckfertig ist, noch einige Worte beyfügen.

α. Φ.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Die Weltgeschichte für die Jugend*, von *K. Fr. Becker*. nach des Vfs. Tode fortgesetzt von *J. G. Woltmann*, Professor. X Theil. 1808. 576 S. 8. (2 Thlr.)

Hr. *Woltmann* hat die Absicht, Vieles aus der Geschichte des letzten Jahrhunderts, das *B.* überging, nachzuholen. Er beginnt daher mit einer Einleitung in die neuere Geschichte von 1714 bis 1789, oder mit einer gedrängten Übersicht desjenigen, was aus diesem Zeitraume schon in den vorigen Bänden erzählt worden ist. Die ausführlicheren Darstellungen, die in diesem Theile zuerst vorkommen, sind: das englische Anleihesystem, die Geschichte des russischen Reichs seit dem Tode Peters des Grossen, Russlands und Österreichs Krieg mit der Pforte 1736—1739, ein Nachtrag der schwedischen Geschichte, Frankreichs und Englands Kampf um die Seeherrschaft und die Colonieen, um den Besitz der Oberherrschaft in Ostindien, der nordamerikanische Freyheitskrieg, Gustav III von Schweden, Polens Theilung, Joseph II, englische, französ., deutsche Literatur. Dass diese Darstellungen meistens gelungen sind, kann man von einem so geübten Geschichtschreiber, als Hr. *W.* ist, leicht erwarten. Aber die Bemerkung, dass Hr. *W.* die Jugend, der seine Arbeit doch eigentlich gewidmet ist, nicht immer im Auge behielt, drängt sich nur zu oft auf. Schon in der Einleitung stösst man auf manchen zu künstlich, zu pretiös ausgedrückten Satz, auf manche fast seitenlange Periode, auf manche für junge Leser zu politische Ansicht. Manches ist dagegen für eben dieselben zu kurz und nicht verständlich genug dargestellt. Hieher gehört die Geschichte Russlands, die Geschichte des mongolischen Kaiserthums. Zuweilen stehen auch die erzählten Begebenheiten in keinem rechten Zusammenhange. Die Ursache liegt jedoch vielleicht darin, dass diese Dar-

stellungen meistentheils Nachholungen seyn sollen. Einige neue Wörter, als: *Ermächtigung* Kronfelds S. 44, die *Begabtheit* S. 169, *Ergebniss* S. 176, scheinen nicht glücklich gebildet. Dagegen hat uns die Schilderung von Pompal, von Washington, von Gustav III, von Coon, vorzüglich gefallen. Die Darstellung des literarischen Zustandes einiger neuerer Nationen ist sehr zweckmäsig gerathen. Aber noch fehlt sie von vielen anderen Nationen, und dann machen nicht allein die Fortschritte in den Wissenschaften, sondern auch die Ausbildung in den Künsten, in der feineren Lebensart, in den Erfindungen des Luxus, einen wichtigen Gegenstand der Weltgeschichte aus. Jg.

ERDBESCHREIBUNG.

Stuttgardt, b. Löfflund: *Schönheiten der Natur*, gezeichnet auf einer Reise durch Italien in den Jahren 1802 und 1803 von *Karl Urban Keller*. Mit 20 radirten Blättern. 1805. VIII und 150 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die in diesem anspruchlosen Büchlein beschriebene Reise geht über Ulm, Augsburg, München, durch Tyrol nach Venedig, von da bis zur Mündung des Po zu Wasser, auf Ferrara, Bologna, Florenz und Rom: dann nach Neapel, von wo der Vesuv, Herculanum, und Ischia nebst den umliegenden Inseln besucht werden, und zurück über Rom, Florenz, Livorno, Genua, Mailand, mit einem Abstecher nach den borromäischen Inseln, über den Gotthard durch Luzern, Zürich und Schafhausen heim nach Stuttgardt. Neue und grosse Blicke auf die, wie es scheint, mit etwas zu neugieriger Hast durchflogenen Gegenden und Gegenstände muss man nicht erwarten; kaum zerstreute Notizen oder eigene Bemerkungen über das Viele, das sich auf dem classischen Boden dem sinnigen Beschauer entgegen drängt. Nur das feine Person in der grössten Unmittelbarkeit Angehende scheint für unsern Reisenden eigentlich da gewesen zu seyn; bequeme oder unbequeme Herberge, gutes Essen, das er sich nach seinem häufig wiederkehrenden Ausdruck immer *trefflich wohl schmecken lässt*, Furcht vor Strassenräubern, und werthe Landsleute, auf die er in den grössern Örtern Italiens stösst, auch wohl kleine, aber sehr unbedeutende Reiseabenteuer werden dem Leser nie vorenthalten. Desto dürftiger und unbedeutender ist alles, was über Gegenstände der bildenden Kunst beygebracht wird. Doch müssen wir dem Vf. hierin eine gewisse Consequenz zugestehen, indem er sich alles Räsonnements durchaus enthält, und die wichtigsten Gegenstände, bey denen er verweilt hat, in compendiarischer Kürze bloss nahmhaft macht. Dadurch hat das ganze Buch den Charakter flüchtig in den Ruhepuncten einer Reise hingeworfener Briefe bekommen, die allerdings nicht ganz unbelebt sind; aber doch nur dem eigentlich lebendig werden können, der sowohl die Person des Reisenden, als die von demselben durchzogenen Gegenden selber kennt. Indessen wird man niemals durch unwissende Anmassung ausgezeichneter Bildung, oder durch den Schwall mühsam erpresster Reflexionen beleidigt, wie sich in mehrern neuen Reisedarstellungen, z. B. in der kotzebueschen, zum höchsten Ekel des Lesenden auf jeder Seite darbieten. Nur dem Styl wäre etwas mehr Gleichförmigkeit und Reinheit zu wünschen, da mitunter etwas gemeine Ausdrücke und Wendungen neben im höchsten Grade kostbaren und geschraubten sonderbar abstechen, und ausländische Wörter unmässig reichlich verstreut sind. Doch dürfen wir auch hier nicht verkennen, dass alle diese Fehler nicht sowohl aus absichtlichem, verkehrtem Streben, als aus einer gewissen Unbeholfenheit im schriftlichen Ausdruck entsprungen sind, die bey bildenden Künstlern eher ein günstiges, als ein ungünstiges Vorurtheil erwecken dürfte. Denn Hr. *Keller* kündigt sich selbst in der Vorrede als Künstler an; und er beurkundet seinen Beruf durch die zum Buche gehörigen, von ihm selbst gezeichneten und geätzten Ansichten einiger der anziehendsten Momente auf seiner Reise.

Diese landschaftlichen Darstellungen scheinen es auch eigentlich zu seyn, was der Schrift, als begleitendem Commentar, ihr Daseyn gegeben hat: da der Vf. sich auch in der Beschreibung romantischer Gegenden besonders zu gefallen scheint, und bey solchen oft länger verweilt, als es sonst seine Art ist. Diese 20 Kupfertafeln nun können gewiss auf den Dank jedes Freundes solcher Darstellungen hoffen. Ist auch der Grabstichel nicht mit ausgezeichneter Sorgfalt und in jedes Einzelne gehendem Fleiss geführt: so ist der Stich doch rein und kräftig, und jedes Blatt spricht seinen eigenthümlichen Charakter mit lebendiger Bestimmtheit aus. Von vorzüglichem Interesse und sehr instructiv sind die beiden grössern, nur conturirten, die in Vogelperspective eine Ansicht von ganz Rom bis ans Meer und zu den sabinischen Bergen vom Monte Mavio her; und die östliche Aussicht von der Spitze des Vesuvs über den neapolitanischen Meerbusen auf die Stadt und das ganze Gestade von Sorrento bis zum Posilippo mit Ischia, Procida und Capri zeigen: ein in der That sehr glücklicher Gedanke, den wir sonst nirgends ausgeführt gefunden haben, und der doch von gleichem Interesse seyn muss für den, der sich diesen Umriss mit allen Localfarben eigener Anschauung beleben kann, als auch für den, der wenigstens einen skizzirten Überblick dieser seligen Gefilde wünscht, um doch die feste Form zu haben, die er dann durch den Zauber seiner Phantasie mit Farben des Lebens ausfüllen kann. Nächstdem scheinen uns vorzüglich anziehend die Seen von Nemi, von Albano und von Lugano, der Monte Cavo mit der Rocca del Papa, die beiden Gegenden von Ariccia, und die tiroler Alpen von Wohlfahrtshausen her. Das Blatt mit dem Venustempel bey Bajä ist mit Schiffen und anderweitiger, charakterloser Staffage überladen: Mola di Gaeta und die Spitze des Vesuvs haben eben kein plastisches Verdienst, so auch Ischia, das wohl nur in einer grossen Ausführung und in Farben würdig nachgebildet werden kann. Die Ansicht von Neapel hätte, wie die Gräber des Virgil und Cicero, durch weniger bekannte Gegenden ersetzt werden können, da Hr. *Keller*, nach einem lobenswerthen Plan, besonders darauf geachtet hat, dass er minder bekannte Ansichten gab: inzwischen werden diese Blätter durch den Reiz ihrer Gegenstände wieder entschuldigt. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MAY, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hinrichs: *G. A. Olivier's Reise durch Persien und Klein-Asien.* Auf Befehl der franz. Regierung unternommen. Aus dem Franz. übersetzt von *K. L. M. Müller.* II Bde. Mit 8 Kupfertaf. u. 2 Karten. 1808. VI, 318 u. 336 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.)

Diese beiden Bände enthalten den dritten Theil der *Müllerschen* Übersetzung von Olivier's Reise durch das türkische Reich, Ägypten und Persien während der ersten sechs Jahre der französischen Republik oder von 1792 — 1798, und entsprechen der 5 und 6 Abtheilung des Originals, die viel später herausgekommen sind, als die vorigen. Unstreitig sind sie die wichtigsten der ganzen Reise; denn sie geben uns sehr schätzbare und gründliche Nachrichten von einem grossen und merkwürdigen Theile Asiens, der in neueren Zeiten wenig besucht worden ist, und durch die politischen Verhältnisse, worin er mit Frankreich stehet, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat. Die Abkürzungen, die sich der Übersetzer hie und da erlaubt hat, betreffen, wie er ausdrücklich versichert, bloss die Form der Darstellung, und wir haben keine Ursache, die Versicherung in Zweifel zu ziehen. Die Reise ging von Bagdad am 18 May 1796 den nächsten Weg nach Teheran, der Residenz des damaligen Beherrschers Persiens Mehemet (Mohammed). Am 24sten erreichte die Gesellschaft den persischen Boden und wurde in Kermanchah als französische Gesandtschaft sehr höflich aufgenommen. Hatte man sich vorher über die Mässigkeit der Türken und Armenier im Genuss der Nahrungsmittel verwundert: so gerieth man hier auf der ferneren Reise über die Genügsamkeit der Perser selbst alsdann, wenn sie Gelegenheit haben, die Esslust nach Gefallen zu befriedigen, in Erstaunen. Die Stadt selbst, obgleich sie die Residenz eines Khans vom ersten Range und Hauptstadt einer grossen Provinz ist, hat nur zwischen 8 und 9000 Einwohner. Sie ist ansehnlich befestiget, aber weniger zierlich als die übrigen persischen Städte; die Gassen sind enge und schmutzig, und die Häuser von Erde erbaut. Das Monument unweit der Stadt, in einen harten Kalkfelsen gehauen, wird beschrieben und in einem Kupfer abgebildet. Hr. *Beauchamp* hatte schon im *Journal des Savans* Nov. 1790 davon gehandelt, und Hr. *Silvestre de Sacy* antiquarische Untersuchungen darüber angestellt. Das Buch, worin dieses geschehen ist, und das S. 23 angedeutet wird, hat den Titel *Memoires sur diverses antiquités de la Perse et sur les medailles des Rois de la dynastie des Sassanides.* Paris 1793. Das Gebiet der Stadt ist übrigens sehr fruchtbar und vortrefflich bewässert. Die Sicherheit, womit man jetzt durch ganz Persien reiset, verdankt man Khan Mehemet, dem Oheim und Vorgänger des jetzigen Herrschers, der eine strenge Policey einführte. Was von der Wohlfeilheit des Waarentransports von Tibet und Hindostan nach Constantinopel, die durch die Karawanserais vornehmlich befördert wird, S. 30. 31 gesagt wird, möchte noch vielem Zweifel unterworfen seyn; und sollte es wirklich gegründet seyn, dass die indischen und tibetanischen Waaren in Constantinopel und Smyrna wohlfeiler wären, als in London und Amsterdam? Das Denkmal von Bessutun wird beschrieben und abgebildet. Amadan, wo ehemals Ecbatana stand, ist jetzt grossentheils zerstört, und aus einer ansehnlichen Stadt zu einem Flecken herabgesunken. Die Seidenmanufacturen sind in Verfall gerathen, und werden auch nicht eher wieder recht in Gang kommen, als *bis alles ruhig im Lande ist, und eine feste Regierung den Ansprüchen aller Grossen ein Ziel setzt.* Nach späteren Nachrichten, die jedoch einseitig sind, geniesst das Land, seitdem Fetah Ali sich auf den Thron geschwungen hat, die vollkommenste Ruhe. Auf dem mit Schnee bedeckten Berge Elvind sammelte *Olivier* und sein Reisegefährte *Bruguiere* viele in Europa unbekannte Pflanzen, die jedoch des Rühmens nicht werth waren, das die Orientalen davon machten. Am 2 Jul. langten sie in Teheran an. Der König war abwesend. Er hatte in Mazanderan eine Armee von 60000 Mann auf die Beine gebracht, und war damit in Khorussan eingefallen, um diese Provinz mit seinem Reiche zu verbinden. In der Stadt hielten sich viele Geisseln auf, die der König fast aus dem ganzen Reiche hatte dahin bringen lassen, desgleichen die Häupter der Stämme, welche ihm verdächtig geworden waren. Die Mauern, Bazars, Moscheen und Häuser der Stadt verrathen ihre Neuheit, die sich von den Zeiten der Afghanen, die sie zerstört haben, herschreibt. Die Bevölkerung betrug noch nicht 15000 Seelen, mit Einschluss der 3000 Mann königlicher Truppen. Die Luft ist nicht sehr gesund, daher die Stadt während der heftigen Sommerhitze von vielen Einwohnern verlassen wird, die sich aufs Land begeben. Das Wasser ist sehr schlecht, und wollte den französischen Magen nicht zusagen. Die Industrie ist auf filzartige wollene Teppiche und verschiedene eiserne Geräthschaften beschränkt. Als die Ankunft des Königs von einer Zeit zur anderen

ten Karawane würden sie schon im Jan. 1797 abgereiset seyn, wenn nicht der Janitscharen-Aga, den sie wegen einer venerischen Krankheit in Cur genommen hatten, diesen Plan vereitelt hätte. Sie reiseten daher den 2 May mit einer anderen nach Aleppo. Zu den gewöhnlichen Beschwerlichkeiten einer Reise durch die Wüste gesellten sich noch ausserordentliche. Bey einem Brunnen, dessen Wasser abführend und schwächend war, machten sie 8 Tage Halt, um auf 5 oder 600 Kameele zu warten, die zu ihnen stossen sollten. Der Vf. benutzte die Gelegenheit, verschiedene Arten kleiner Grillen oder Heimchen, davon die *Galeodes araneoides* die häfslichste ist, die bissen und über alles herfielen, zu untersuchen. Mehrmal wurde, um Waaren zu erwarten, Kameele zu kaufen und ähnlicher Ursachen wegen, ein oder mehr Tage stille gelegen. Die Horden der Araber, die sie gelegentlich besuchten, erscheinen mit ihren Harems, Bewirthung der Fremden, und in ihren übrigen Sitten, so wie man sie schon lange aus alten und neueren Nachrichten kennt. In Hit, an der Westseite des Euphrats, zählt man kaum 1000 Einwohner, lauter angesessene Araber, die den Ackerbau treiben. Für die Botanik war auch die Reise durch die Wüste gewinnvoll. Ausser anderen entdeckte der Vf. eine den Botanikern bisher unbekannte Pappel, die er *populus euphratica* genannt hat. Bey Anah verliess die Karawane die Ostseite des Euphrats, und begab sich an die Westseite. Die Zahl der Einwohner in der Stadt wird auf 3000 geschätzt. So wie die Stadt volkreicher ist als Hit: so ist sie auch besser gebaut. Von den Reisen auf dem Fluss auf aufgeblasenen Schläuchen, die nur in der schönen Jahrszeit, wenn der Fluss sehr niedrig ist, Statt finden, sah der Vf. viele Beyspiele. Cap. 10. Der Zug einer Karawane durch die Wüste wird beschrieben. Die Freundschaft der benachbarten arabischen Horde wurde erkauft, und ein junges Kameel zur Feyer des Vertrages geschlachtet. Den Franzosen schmeckte es so gut als das beste Ochsenfleisch aus der Schweiz oder Normandie. Auf dem fernern Wege stiess man oft auf Araber. Es erfolgten aber keine Feindseligkeiten, weil sie entweder zu demselben Stamme gehörten, oder Befreundete davon waren. Da man von Anah aus in der Richtung von Nordwest, und nachher gegen Norden zog: so wird die Krümmung, die der Fluss auf *d'Anville's* Charte macht, bezweifelt. Das gilt auch von der Krümmung bey Hit. Endlich kamen sie den 4 Julius in Aleppo an. Nichts von dieser Stadt, von welcher gleich zu Anfang der orientalischen Reise gehandelt ist. Sie eilten nach Latakie, um auf einem venetianischen Schiffe nach Constantinopel zu segeln. Latakie war kaum mehr zu erkennen. Ein Erdbeben hatte den 26 April 1796 zwey Drittel der Häuser eingestürzt, und die übrigen beschädigt. In Latakie bestiegen sie ein ragusanisches Schiff, das nach Cypern und von da nach Alexandrien segeln wollte. Es ging in Larnaca vor Anker. Etwas von diesem Hafen und der ganzen Insel, dem ärmsten und unglücklichsten Lande, das die Griechen in Besitz haben. Statt einer Million Einwohner, die sich von den Erzeugnissen des Bodens nähren könnten, kann man nur ungefähr 30000 Griechen, und eben so viele Türken rechnen. Da kein Schiff, das nach Marseille oder Italien segeln wollte, zu finden war: so entschlossen sich unsere Reisenden durch Klein-Asien nach Constantinopel zu gehen. Zu Cerino schifften sie sich auf einem französischen Fahrzeuge ein, das von der Pforte zu einer Art von Paketboote, um Gelder und Passagiere von der Insel nach Karamanien zu bringen, angenommen war. Die Überfahrt dauerte kaum 24 Stunden, und den 18 Sept. liefen sie in die Bay von Celindro ein. Nachdem sie den mit Wald bedeckten Taurus überstiegen hatten, kamen sie den 24 Sept. in eine Ebene, auf welcher die Stadt Karaman liegt, die einen ansehnlichen Handel treibt, an sich ein schlechter schmutziger Ort ist. In Konich, dem alten Iconium, weilten sie lange genug, um einige alte Basreliefs abzuzeichnen, und griechische und arabische Inschriften abzuschreiben. Allein sie wagten es nicht, aus Furcht vor den Erpressungen des Stellvertreters des Pascha, welcher letzterer abwesend war. Die Einwohnerzahl wird auf 12 bis 15000 geschätzt. Cap. 12. In Kara Hissar, der Hauptstadt einer nicht grossen, aber wegen ihrer Producte und ihres Handels wichtigen Provinz, ist die Industrie seit einigen Jahren sehr lebhaft geworden. Diese Nachricht mögen sich diejenigen merken, die sich einbilden, dass alle Betriebsamkeit im türkischen Reiche mit jedem Jahre abnehme. Die Wege von Karaman bis nach Kutayeh, einer sehr grossen, bevölkerten und handeltreibenden Stadt, die der Hauptort einer Provinz ist, sind sehr gut, so dass die Lebensmittel von einem Ort zum anderen auf Wagen können transportirt werden. Auch hier ist Grund zum Lobe der Türken. Nachdem die Reisenden über das Gebirge Tumangi Dag, welches, obgleich es mit dem Olymp zusammenhängt, doch keine so beträchtliche Höhe hat, gekommen waren, erreichten sie bald Nicäa, zu einem elenden Flecken von nicht mehr als 3000 Seelen herabgesunken. Zu Herfek, wo man sich einschifft, um über den Golf von Nikomedien zu setzen, war der Vf. Augenzeuge von der Wildheit eines türkischen Matrosen, die einem der Passagiere das Leben kostete, für den Thäter selbst keine nachtheilige Folgen hatte. Am 18 Oct. gelangten sie endlich in Constantinopel an.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Bremen u. Aurich, b. Müller: *Blumenkränze geselliger Freude und unschuldigen Frohsinns, gewunden für gute und frohe Menschen.* Oder *Neue zweckmässige Auswahl von Gesängen nach meist bekannten Melodieen.* 1ster Th. 3te verbess. Aufl. VIII u. 190 S. 8. (16 Gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Spanische Sprachlehre, nebst Übungen zur Anwendung der Grundsätze, der Wortfügung und der Schreibart.* Von *Johann Daniel Wagener*, Dr. u. Prof. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. XXIV und 309 S. 8. (18 Gr.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 MAY, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hinrichs: *G. A. Olivier's Reise durch Persien und Klein-Asien etc.* Aus dem Französischen übersetzt von *K. L. M. Müller* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. 13. Die Sachen, die man auf der Reise an verschiedenen Orten zurückgelassen hatte, wurden im Jan. 1798 zusammengebracht, und der Entschluss wurde gefasst, ein kleines türkisches Schiff nach Coron (einem Hafen im Süden von Morea) zu miethen, das auch in Athen anlegen sollte, um durch Morea, oder über den Isthmus von Korinth nach Corfu zu kommen. Am 30 May segelte das Schiff nach den Dardanellen. Siebzehn Tage hielten sich die Franzosen in Athen auf, um die alten Überreste in Augenschein zu nehmen. Die Stadt hat nur 7 bis 8000 Einwohner, unter welchen 800 Türken sind, und die ganze Gegend vom Cap Sunium bis Megara auf der einen, und bis an den Parnassus auf der anderen Seite, oder das alte attische Gebiet hat nicht 8000 Seelen. Die Industrie der Athener ist fast ganz auf den Feldbau beschränkt. 12 bis 15 Seifensiedereyen sind fast beständig im Gange. Öl ist das wichtigste Product, wovon sonst viel nach Marseille zum Seifensieden verführt wurde. Der Honig vom Berge Hymettus behauptet noch seinen alten Ruf. Der Vf. erstieg den Berg zu Pferde. Er besah auch nachher die Ebene von Marathon, die durch die Schlacht zwischen den Persern und Griechen berühmt geworden ist, und die pentelischen Marmorbrüche. Cap. 14. Auf die Nachricht, dass man ohne Gefahr über den Isthmus von Korinth gehen könne, und eine englische Brigg die Fahrt im Süden von Morea unsicher mache, verliessen die Franzosen ihr Schiff, und segelten mit drey Fahrzeugen nach dem Hafen von Kenchries, der zu Korinth gehörte. Man ritt von da nach dem Hafen von Lepanto, oder dem ehemaligen Leche, wo ein Trabacolo gemiethet war, die Reisenden nach Patras zu bringen. Das Gebiet dieser Stadt ist ausserordentlich fruchtbar, und ihre Rhede sehr sicher. Der Handel ist bedeutend. Auf einem anderen kleinen Schiffe wurde die Reise nach Corfu fortgesetzt. Die Fahrt ging langsam zwischen dem festen Lande und den Inseln. Corfu war damals in den Händen der Franzosen, und der Hauptort eines der drey Departements, die im ionischen Meere gebildet waren. Die Bevölkerung wird auf 60000 Seelen geschätzt, die ihre Existenz und Unterhaltung fast allein dem Ölbaum verdanken. Hr. *Oliv.* und sein Gefährte machten auf Befehl des Commissars des Vollziehungs-Directorium Excursionen in der Insel, deren Erzählung mit der Beschreibung von Bellaire verglichen zu werden verdient. Ehe sie sich auf der Fregatte, die sie nach Ancona bringen sollte, einschifften, begaben sie sich nach Butrinto, um die Ruinen der alten Stadt Buthrosum, und die Anlagen, welche die Venetianer gemacht hatten, in Augenschein zu nehmen. Endlich liefen sie den 19 Sept. in den Hafen von Ancona ein. Hier starben wenige Tage nach ihrer Ankunft Brugniere u. Comeyras, und Olivier kehrte allein nach Frankreich zurück, wo er 1798 im Dec. zu Paris ankam.

Die Übersetzung hat hin und wieder Spuren der Flüchtigkeit, und der Styl ist zuweilen rauh und holpericht. S. 12 wird von einem Gebäude gesagt: *Bloss der vordere Theil hatte eine erste Etage, die drey anderen Seiten waren nur Parterre.* Die Meinung scheint zu seyn, dass jener Theil zwey Stockwerke, diese nur eines hoch waren. 2 Theil. S. 12. *Er hatte sich bemerkt gemacht* statt *sich hervorgethan.* — S. 176. Z. 7 v. u. wird das französische Wort *araire* beybehalten. Es scheint einen Pflug, dessen man sich in dem mittäglichen Frankreich bedient, zu bedeuten. S. 180. Z. 6, v. u. *Sigrines* muss *Syriens* heissen. — S. 190. Z. 3 und sonst, wird eine Distanz in *Millien* angegeben. Den wenigsten Lesern wird dieses Mass bekannt seyn. Mille ist eine Viertelstunde Weges, nach der Eintheilung von 1801. — S. 232. Z. 2, *Latakie* statt *Aleppo.* — S. 302. Z. 13 kommt eine alte Statue des Kaisers Hadrian vor, einen *Kompass* in der Hand haltend. Offenbar hat das französische *compas Cirkel*, zu dieser seltsamen Verdollmetschung Gelegenheit gegeben. S. 311 wird die Landenge, oder der Isthmus von Korinth bestimmt auf 4 *Meilen zweyhundert geometrische an der schmälsten Seite.* Vermuthlich ist nach *geometrische, Schritte* ausgelassen. Aber sollte die Länge in Meilen und Schritten bestimmt, und nicht bloss eines von diesen Massen gewählt seyn? — S. 331 wird 5 Dörfern auf der Insel Corfu eine Bevölkerung von 400000 Einwohnern gegeben, offenbar zu viel, obgleich die Zahl mit Wörtern, nicht mit Ziffern geschrieben ist. — Zu den Fehlern des Übersetzers zählen wir auch, dass S. 200. Z. letzte, des Korndreschens *mit Flegeln* gedacht wird. Der Zusatz ist unserer Vermuthung nach nicht im Original. Wenigstens erinnern wir uns nicht, dass von irgend einem der vielen Reisenden, deren Werke uns zu Gesicht gekommen sind, die europäische Art zu dreschen im Orient bemerkt worden sey.

Zu loben ist, dass die Kupfer des Originals nicht

vorenthalten sind. Auf den beiden Charten von Klein-Asien und Syrien, Mesopotamien nebst dem von dem Vf. bereisten Persien, ist die Reiseroute des Vfs. bezeichnet. a. b. c.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff: *Über den Zustand der Landwirthschaft in den preussischen Staaten und ihre Reformen.* Von D. F. B. *Weber*, der Land- und Staats-Wirthschaft ordentl. Prof. zu Frankf. a. d. O. 1808. 204 S. gr. 8. (16 Gr.)

Diese kleine, aber gehaltreiche Schrift hat den Zweck, die Prüfung dessen, was zu verbessern, und wie es zu verbessern ist, nur an Einem, und zwar dem wichtigsten Gegenstande der öffentlichen Sorgfalt, nämlich an dem Gewerbe der *Landwirthschaft*, wie sie seither in den preussischen Staaten betrieben wurde, und künftig betrieben werden kann, zu versuchen, auf eine zweckmässigere Benutzung und Cultur des Bodens, als die seitherige war, aufmerksam zu machen, und dem, durch die Verwüstung des Kriegs so tief gesunkenen Wohlstande wieder aufzuhelfen. Je leichter es möglich ist, dass der Bürger des preussischen Staates, unter dem so lange dauernden Drucke, den Muth und das Vertrauen zu sich selbst verliere: desto verdienstlicher ist das Unternehmen des Vfs., die menschlichen Kräfte anzuregen, und das harte Schicksal, das den bisher so blühenden preussischen Staat betroffen hat, zu einer lehrreichen Schule zu machen. Er verdient um so eher gehört zu werden, da nicht etwa die jetzt so allgemein sich verbreitende schmähliche Sucht, die preuss. Nation nur anzuklagen und zu beschuldigen, und allein alles besser wissen zu wollen, seine Feder geführt hat, wie er selbst betheuert. Nicht zu dem grossen Haufen der gewöhnlichen Reformatoren der Staaten gehört er, die etwas für fehlerhaft ausgeben, vieles oder alles tadeln und verwerfen, ohne zu wissen und daran zu denken, wie schwer es sey, dem wahren Irrthume, dem gewissen, unverkennbaren Fehler auf die Spur zu kommen, und sich nicht um die sichern Mittel und Massregeln bekümmern, durch welche sie allein und von Grund aus gänzlich aus dem Wege geräumt und vertilgt werden können.

Nach einer vortrefflichen Einleitung geht er in der *ersten Abtheilung* seiner Schrift zu den wirklichen Mängeln und Gebrechen der bisherigen Landwirthschaft in den preuss. Staaten über, und deckt deren mit edler Freymüthigkeit vorzüglich *fünf* auf, und zwar folgende: 1) die allzu grosse Ausdehnung, oder unverhältnissmässige Grösse so vieler Landgüter. 2) Das Missverhältniss zwischen den Hauptbranchen des Landbaues, d. h. besonders zwischen dem Feld-, Futter- und Wiesen-Bau und der Viehzucht gegen und zu einander, und vom Missverhältniss des Forstgrundes zum anderen Lande in einzelnen Provinzen des preuss. Staates. 3) Die bisherige beschränkte Erwerbung und Benutzung der Landgüter, und die hiedurch und auf andere Weise an dem Landbaue geschehene Entziehung der beträchtlichsten Capitalien, die man lieber auf den Handel und auf Fabriken wendete. 4) Die, theils in dem rechtlichen Zustande und der Verfassung der Landwirthschaft, und besonders des Bauernstandes, theils in dem moralischen Zustande des letztern liegenden Hindernisse der bessern Landcultur; oder die Erbunterthänigkeit, Eigenthumslosigkeit, der unmässige Frohndienst, die ländlichen Servituten, und die Uncultur, Unwissenheit, Armuth und Trägheit des Bauernstandes im Allgemeinen. 5) Der Mangel an Bevölkerung, und anhangsweise das Cantonwesen und die Patrimonialgerichtsverfassung. Lauter offenbare Gebrechen des preuss. Landbaues selbst, von denen zwar einige nicht die Schuld der Landwirthe sind, sondern ihren Grund in der seitherigen Verfassung des Landwesens haben, andere aber unstreitig bloss den Landwirthen zur Last gelegt werden müssen!

Ob nun gleich in den preuss. Staaten sich einzelne, vornehmlich ehemalige, Provinzen in dieser Hinsicht rühmlich auszeichnen, z. B. Ostfriesland und andere westphälische Länder, Halberstadt, Magdeburg und der Saalkreis, Anspach und Bayreuth, und von den behaltenen besonders Schlesien, hie und da auch die Kurmark: so sind das doch nur Ausnahmen; im Allgemeinen liegt in den preuss. Staaten die Landwirthschaft noch gar zu sehr darnieder, ist noch viel zu wenig cultivirt und benutzt worden, und der schlechten Landwirthe ist noch immer die grössere Zahl. Ist das aber wohl zu verwundern, wenn man hier mit den wichtigsten Gebrechen der dasigen Landwirthschaft näher bekannt gemacht wird? Wie können z. B. so unverhältnissmässig grosse Güter, die mehr als 3000 oder 4000 Morgen ahrtbaren Landes, ja 9 bis 17000 Morgen Terrain an Feldern, Wiesen, Hutung und Lehden haben, wie es deren in Schlesien, in der Kur- und Neu-Mark, desgleichen in den verlornen Provinzen, besonders in Südpreussen giebt, ordentlich bewirthschaftet werden? *Latifundia perdidere Romam!* Oder wenn die Landgüter, besonders in dem weniger guten Boden, gar zu vielen und weit ausgedehnten Feldbau haben; wenn die Wiesen sich, in der Regel, gegen die Felder meist wie 1 zu 12 bis 20, wohl gar zuweilen wie 1 zu 30 bis 50 — statt 1 zu 4 oder 5 — verhalten, oder wohl gar, wie in den höheren sandigen Gegenden, selbst hie und da im Magdeburgischen, gänzlich fehlen, und auch der Klee- und Futter-Bau vernachlässiget wird: wie lässt sich da an eine ordentliche Begattung des Landes, oder an eine schöne und nutzbare Viehzucht denken? Und eben so nachtheilig einer guten Wirthschaft ist das Missverhältniss des Forstgrundes zum übrigen Lande in mehreren Provinzen des pr. Staates, und noch dazu in Gegenden, wo es nicht leicht weiter transportirt werden kann, wo es z. B. Güter von 6, 7, 8, 10, ja bis 16000 Morgen Forst, oder sogenannte Heide giebt, die nicht mehr as 1000 oder 2 bis 3000 Morgen Feld haben u. s. w. — Aber

durch welche Reformen kann die Landwirthschaft des pr. Staates von ihren bisherigen Mängeln und Gebrechen befreyt werden? Dieser Untersuchung ist die *zweyte Abtheilung* gewidmet, in welcher der Vf. mit vieler Sachkenntniss und Umsicht spricht, und zur Verbesserung der Landwirthschaft nicht bloss gemeinschaftliches Zusammenwirken der Regierung und der Nation in dieser Sache wünscht, sondern es auch für räthlich hält, dass, nach S. 101, zur Leitung des gesammten landwirthschaftlichen Reformationsgeschäfts, welches durch das bekannte merkwürdige königl. Edict d. d. Memel den 9 Oct. 1807 vorbereitet worden ist, eine Art von landwirthschaftlichem Conseil, aus einsichtsvollen, erfahrnen, rechtsverständigen und zugleich mit dem Gange öffentlicher Geschäfte vertrauten Landwirthen aus den verschiedenen Provinzen bestehend, niedergesetzt werde, welches gleichsam als Mittelsperson zwischen der Regierung und der Nation stände, um das gemeinschaftliche Zusammenwirken beider in sich zu concentriren, und als das Depot dieser gemeinschaftlichen Operationen angesehen zu werden. Hierauf theilt er, in Beziehung auf die aufgedeckten Mängel, seine Vorschläge zur Verbesserung des Landbaues im Pr. mit, und verbreitet sich I) über die Grundsätze und Masregeln, die zu und bey der Verkleinerung und Zertheilung der allzu grossen Landgüter zu befolgen wären. Der Vf. will nämlich aus guten Gründen, nicht *alle* grossen Güter, sondern nur die *allzu* grossen, d. h. die, welche über 3 bis 4000 Morgen pflugbaren Landes enthalten, zertheilt, und zwar, wo möglich, an thätige und einsichtsvolle Landwirthe aus den gebildeten Ständen, mit *voller ökonomischer Freyheit*, gebracht wissen. II) Von den Masregeln, durch welche das gewöhnliche Missverhältniss zwischen Feld-, Futter- und Wiesen-Bau und Viehzucht, und in dieser letzteren insbesondere wieder zwischen Arbeits- und Nutz-Vieh gehoben werden kann. Hier erwartet der Vf. nichts, oder doch nur wenig von Gesetzen und Anordnungen, aber desto mehr von musterhaft bewirthschafteten Gütern, an denen es doch heutiges Tages nicht fehlt, und — gewiss mit Grund — von den Landpredigern, welche Ökonomie zu treiben haben. Daher er auch mehr *für*, als gegen die Landwirthschaft der Geistlichen stimmt. Aber freylich müssen sie sie wissenschaftlich treiben, und sich in ihrer Wirthschaftsführung über den Bauer erheben, und gewiss werden sie so auch hier sehr wohlthätig durch ihr Beyspiel auf ihn wirken. Was läst sich nicht von den in unseren Tagen weit vorzüglicheren Pfarrwirthschaften für die Zukunft auch in dieser Hinsicht erwarten! Wie viele Prediger unseres Tages machen sich ein Verdienst daraus, die verständigsten und thätigsten Männer ihrer Gemeinden durch mündlichen und jeden anderen Unterricht für die neuere und bessere Ökonomie zu gewinnen! Auch das sollte doch vom Staate nicht übersehen und der Predigerstand mehr geachtet werden! Wären freylich die neuerdings errichteten Ackerbauschulen weniger kostspielig, so dass Mehrere an dem Unterrichte solcher Institute Antheil nehmen könnten: dann würde sich eine bessere Ökonomie allerdings noch schneller verbreiten. Auf Prämien und ehrenvolle Auszeichnungen musterhafter Landwirthschaften, so wie auf landwirthschaftliche Gesetze, Anordnungen und Vorschriften für den Bauer, rechnet der Vf. wenig, und zwar gewiss nicht ohne Grund. III) Von den Masregeln, wodurch der Beschränkung des Besitzes und der Benutzung der verschiedenen Arten der Landgüter und der an dem Landbau allzu häufig geschehenden und geschehenen Entziehung der grössten Capitalien abzuhelfen oder schon abgeholfen worden ist. Ehedem genossen im pr. Staate vorzüglich die Unternehmer der besonders vortheilhaft scheinenden Fabriken höchst ansehnliche Unterstützungen, und der sehr einträgliche Seefuhrhandel entzog dem Landbau die thätigsten Männer und die grössten Capitalien, so dass der Landbau nothwendig in seiner Cultur zurückbleiben musste. Seit dem erschienenen segensvollen Edict aber — dieser herrlichen Frucht des Kriegs — hören alle seitherigen Beschränkungen einer besseren Landwirthschaft auf, und durch die ertheilte völlige Freyheit der Gewerbe wird, nach hergestellter Ruhe, im Pr. gewiss auch der Landbau, dieser wahre, unversiegliche und unberaubliche Nationalschatz, besser, als seither, benutzt werden, und die Landwirthschaft bald schnelle und grosse Fortschritte machen. Was der Vf. S. 69 über die Freyheit der Gewerbe sagt, ist so vortrefflich, dass Rec. nicht umhin kann, es hier zur Beherzigung mitzutheilen: „In der Industrie in ihrer eigentlichen Bedeutung, d. h. der Betriebsamkeit, dem Fleisse und der Thätigkeit *in allen und jeden* Branchen des eigentlichen Gewerbes, ist anders niemals die höchste Krone zu erringen, denn nur durch die möglichst grösste und vollkommenste Freyheit, womit es der Willkühr der Staatsbürger allein selbst überlassen bleibt, sich zu diesem oder jenem Gewerbe mit ihrem geistigen und materiellen Capital zu wenden, wie sie der innere Trieb, die angeborene Neigung, das eigenthümliche Talent, der Vortheil der Gelegenheit, den jeder von ihnen allein selbst am besten zu beurtheilen weiss, — dazu antreiben mögen. Diess ist die Industrie, die sich aus sich selbst erzeugt, die einzige, die feste Wurzel schlägt, und die, wenn man nur von Seiten des Staates nicht gewaltsam oder künstlich gegen sie und an ihr arbeitet, — keiner weiteren fremden Hülfe für sich bedarf, und — gewiss, wenn es darauf ankömmt, den Stürmen des Schicksals widersteht; — da hingegen die Industrie, welche sich gegen eine behinderliche Beschränkung, als Ausnahme von der Regel, oder durch eine ganz besondere, künstliche Erzeugung und Pflege irgendwo zeigt, gleich einer Treibhauspflanze, oft beym ersten kalten Winde, der sie unversehens trifft, erfriert, und aus Mangel an künstlicher Nahrung wieder eingeht und verdorrt.“ Und kurz vorher S. 68: „Das grosse Unglück, welches wir itzt erleiden mussten und müssen, hätte die Pfeiler einer *allgemeinen festbegründeten und blühenden* Cultur des Landbaues nicht so leicht untergraben, oder wenigstens nicht so verderblich verletzen können, als diess, wie ich lei-

der! sehr fürchte, unser jetziger, in gar zu vielen Gegenden, gar zu leicht, tief herab zu erschütternder und zu verwundender Landbau, unser an sich leicht zerstörbarer Handel, und besonders der Theil unserer Fabrikanlagen, den nur eine ganz besondere, künstliche Beförderung und Begünstigung erschaffen haben, der unserem Lande nicht recht eigenthümlich seyn kann, erlitten und erfahren haben mögen." Dass nun auch Rittergüter von Bürgerlichen und Bauern, und Bauerngüter von anderen, als Bauern, erworben und besessen werden können; auch diese aufgehobene Beschränkung wird die bessere und höhere Bewirthschaftung der Landgüter allgemeiner verbreiten helfen. Was der Vf. hier dem Adel zur Beruhigung sagt, mag von ihm beherziget werden! IV) Von den Mitteln und Maasregeln, wodurch und nach welchen die theils im rechtlichen Zustande und der Verfassung der Landwirthschaft, und besonders des Bauernstandes, theils in dem moralischen Zustande des letzteren liegenden Hindernisse der besseren Landcultur, oder die Erbunterthänigkeit, die unmäsige Dienstpflicht u. a. dgl. nachtheilige Verpflichtungen, und dann auch die Uncultur, Unwissenheit, Armuth und Trägheit des Landmanns, bey uns abgestellt und vermindert worden sind und werden können. Das schon erwähnte königl. Edict hat jedes Unterthänigkeitsverhältniss — dieses moralische und politische Unwesen — nicht nur aufgehoben, sondern der König ist in dieser wichtigen Sache selbst auf seinen Domainen mit seinem grosen Beyspiel vorangegangen. Die Frohndienste bestehen jedoch noch, und der Vf. hält die Aufhebung derselben, wenn sie nämlich *in qualitate* und *quantitate gemessen und sehr mäsig*, und also den Bauern in der Bewirthschaftung ihrer Güter gar nicht hinderlich sind, so lange der Bauer nicht überall, sowohl zu einer besseren moralischen Cultur, als insbesondere zu einer bessern landwirthschaftlichen Cultur gelangt ist — also zu seinem eigenen Besten — ohne jetzt auf den Vortheil der Herrschaft zu sehen — weder für nöthig noch nützlich. Was Huth- und Trifft-Servituten betrifft: so sind sie, als ebenfalls bedeutende Hindernisse der Landwirthschaft, im Pr. sehr beschränkt worden. Dagegen sollte die noch immer gar zu allgemein bestehende Braachpflicht ebenfalls dahin abgeändert werden, dass jedem Landwirthe doch wenigstens die Hälfte der Braache — versteht sich gegen Entschädigung — frey gelassen würde. Auch das, was hier noch über Separation der Gemeinheiten und über die Art und Weise derselben gesagt wird, verdiente in den jetzigen Zeitumständen allenthalben zur Ausführung gebracht zu werden; mehr Schwierigkeiten würde der hier ebenfalls empfohlene Ackerumsatz, oder das Zusammentragen der Äcker und Grundstücke bey jedem einzelnen Gute verursachen. — Zur Verbesserung des moralischen Zustandes des Bauernstandes, seiner Uncultur, Unwissenheit und Trägheit u. s. w. nennt der Vf., als das einzige und sichere Mittel, die Sorgfalt des Staats für die bessere Erziehung der Bauernjugend, wodurch dann auch zugleich *in specie* die ökonomische Unwissenheit und Trägheit unter den gewöhnlichen Landwirthen, die Arbeitsscheu u. s. w. werde verdrängt werden. Mit Recht wünscht er bessere, in Seminarien gebildete (also nicht gewesene Soldaten — Invaliden) Schullehrer, welche im Stande sind, einen durchaus zweckmäsigen Unterricht zu ertheilen, und auch den Sommer hindurch soll die Jugend an demselben immer fort Theil nehmen. Dafür soll der Schullehrer hinlängliche Besoldung erhalten (und nicht auch mehr, als seither im Pr., geachtet werden?) Wie viel liesse sich hierüber noch sagen; aber es bleiben ja *pia desideria!* — Endlich V) Über den Einfluss des Mangels an Bevölkerung auf die landwirthschaftliche Production und der Patrimonialgerichtsbarkeit und des Cantonwesens auf den Zustand und die Wirthschaft der Bauern. Alles lesens- und beherzigenswerth! Doch wir brechen hier ab, und empfehlen diese Lectüre jedem, den sie interessirt, insbesondere aber denen in dem preuss. Staate, welche demselben wieder aufzuhelfen verpflichtet sind.

— sch —

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Leipzig*, im Compt. f. Lit.: *Der Rübsen und der Raps als Sommer- und Winter-Frucht.* Eine Schrift, in welcher die richtigen und die falschen Behandlungen angeführt werden, die man mit diesen Früchten von Anfang bis zu Ende begeht. 1808. VIII. 124 S. kl. 8. (16 Gr.) Der Rübsen und der Raps, diese bekannten Ölgewächse, welche so manchen Process zwischen Pachter und Gutsherrn veranlassen, manchen Ökonomen bereichern, andere an den Bettelstab bringen, jedoch schwerlich im Werthe sinken werden, verdienen allerdings eine besondere Aufmerksamkeit und gründliche Behandlung in Ansehung ihres Anbaues u. s. w. Ob wir nun gleich schon so manche Schrift über diese so einträglichen Ölpflanzen besitzen, wenn sie auch dem unbekannten Vf. fremd blieben: so halten wir doch die vor uns liegende keineswegs für überflüssig, weil sie wirklich sehr vollständig ist. Denn folgendes findet man hier ziemlich ausführlich abgehandelt: Zeit der Saat; Art und Weise der Bestellung; Düngung; Zubereitung der Felder; Einsammlung der erbauten Frucht; das Einfahren; der Ausdrusch; der Gewinn an Samen, Stroh und Kappen; Feinde des Rübsens; Aufbewahrung desselben; Verkauf und Zeit der Theurung; Betrügereyen; ob man besser thue, den Rübsen selbst schlagen zu lassen, und das Öl auf eigene Rechnung zu verkaufen; ob der Rübsen oder Raps die Felder aussauge; Betrachtung, ob der Landwirth besser thue, Winterraps oder Sommerrübsen zu säen; ob man Raps und Winterrübsen im Herbst von Schafen abhüten lassen kann; dass auch in den Dotter die Pfeifer kommen (nicht hieher gehörig!); Anhang Iversens Schrift den Rapssaatbau betreffend. Über alle diese Gegenstände spricht offenbar ein erfahrener Landwirth, dem man es gern glaubt, dass er den Rübsen- und Raps-Bau im Grossen betreibe. Vielleicht ist es ihm nicht unangenehm, noch auf einige andere Schriften über denselben Gegenstand hier aufmerksam gemacht zu werden, in welchen er vielleicht noch manches finden wird, das ihn interessirt. Rec. empfiehlt ihm daher folgende Lectüre: *F. B. Weber* über den Raps- und Rüb-Samen und deren Anbau, dessen ungemeine Vortheile und die Regeln und Grundsätze, nach welchen derselbe zu betreiben ist — in dessen kleinen ökonom. cameral. Schr. Bd. 1. S. 51–114. *Georges* vom Rapssaat — *in Pratje* ökonom. Erfahr. Q. 1. St. 22. S. 329—344. St. 27. S. 403—424. *W. Albert* Abh. von der Cultur des Rapses im Saalkreise und dem angrenzenden Anhalt — in *Thaers* Annalen der Landw. Jahrg. II. St. VII. S. 336—351., desgl. in *Thaers* landw. Schr. Th. II. — So sehr übrigens Druck und Papier gerühmt zu werden verdienen: so viel ist an Sprache und Ausdruck auszusetzen.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

Oldenburg, b. Schulze: *Sophonisbe.* Tragödie in fünf Acten, von *G. A. H. Gramberg.* 1808. 179 S. 8. (1 Thlr.)

Wenn man diese Tragödie als eine Nachbildung der antiken Dramen betrachtet, und sie mit den mannichfaltigen Versuchen vergleicht, die neuerdings im Nachahmen der alten Weise gemacht worden sind: so muss man derselben vor den mehresten in sofern den Vorzug einräumen, als sie, weit entfernt, mit ängstlicher Treue hauptsächlich den äusserlichen Formen nachzustreben, und eine bloss oberflächliche Ähnlichkeit zu erkünsteln, dahin trachtet, die Einfachheit und ruhige Erhabenheit des Antiken sich anzueignen. Betrachtet man sie aber ohne weitere Vergleichung als ein dramatisches Product: so kann man ihr kein grosses Verdienst nachrühmen. Die Hauptfoderung, dass die Idee des Werkes ächt tragisch sey, findet sich zwar erfüllt: Sophonisbe's würdevolle Ergebung in die Fügung des Schicksals ist eben so heldenmüthig, als dem Charakter der Weiblichkeit angemessen. Der Dichter hat auch nicht unterlassen, durch das ganze Stück uns schon vom Anfang an diese heroische Resignation als den herrschenden Gedanken anzudeuten, und wir ahnden ihn selbst in den Scenen, wo Sophonisbe, von Masinissa's Versicherung, und von günstig scheinenden Traumgesichten getäuscht, den Hoffnungen einer glücklichen Zukunft sich freudig hingiebt. Auch die Mittel sind benutzt, die Heldin in vollem Glanze und über alle Anderen hervorragend erscheinen zu lassen. Allein hierin ist des Guten zu viel geschehen, indem das Interesse für die Nebenpersonen zu sehr geschwächt wird, und Masinissa so wohl wie Lälius zu viel an ihrer Würde einbüssen; in gewisser Hinsicht verliert auch selbst Sophonisbe durch dieses in Schattenstellen jener Beiden, da Masinissa's leidenschaftliche Schwäche ihr den Entschluss, dem Leben zu entsagen, eher zu erleichtern als zu erschweren scheint. Was aber vorzüglich eine wahrhaft tragische Stimmung nicht entstehen läfst, und alle Vorkehrungen und Anstalten, sie hervorzubringen, gröfstentheils nichtig macht, ist der Mangel an dramatischem Leben, und die Unzulänglichkeit der poetischen Kraft, welche vornehmlich in den Scenen fühlbar wird, wo anschaulich gemacht werden sollte, wie das Schicksal eines mächtigen Staats seiner Entscheidung entgegengeht und wie es endlich so furchtbar entschieden wird. Weil der Dichter diesen Hauptmoment nicht genug hervorzuheben wufste, konnte es ihm nicht gelingen, gleich im ersten Acte uns in das volle Leben des Stücks hinein zu versetzen; nach unserer Meinung ein Hauptgebrechen, denn der erste Act entscheidet für das Ganze, indem er als der Keim anzusehen ist, aus welchem sich dieses entwickelt. Es werden zwar die Hauptumstände deutlich genug erzählt, auch geschieht am Ende Einiges, was die Lage der Dinge anschaulich macht, jedoch nur auf eine schwache gewöhnliche Weise, und jene Erzählung, an sich nicht anregend genug, verliert vollends ihre Kraft, da sie dem Pädagogen in den Mund gelegt ist, einer Person, die ohne allen Halt ist, und um so unbedeutender erscheint, je mehr sie sich bemüht, eine wichtige oder gar prophetische Miene anzunehmen. Dieser Charakter, der den betrachtenden und vorahndenden Chor zu vertreten bestimmt scheint, ist völlig misrathen. Am meisten befriedigen die Scenen, in welchen eine milde Heiterkeit und die Freude glücklicher Liebe athmet, und wir möchten in dieser Hinsicht den dritten Act für den gelungensten erklären. Hier wird man es inne, wie des Dichters Talente sich zur Darstellung des Friedens, der Ruhe und des beseligenden Genusses hinneigen, und vornehmlich für das Liebliche und Zarte, aber nicht für That und Kampf, nicht für das Grosse und Erhabene geschaffen sind. Sehr merklich ist es auch, wie bey solchem, seiner Eigenthümlichkeit zusagendem Stoffe die Behandlung ihm gelingt, wie leicht Styl und Diction sich fügen, und gleichsam aus Einem Stücke gebildet sind, indess da, wo hoher Schwung und kräftiges Pathos gefodert werden, die Kraft vergeblich sich anstrengt, und Vortrag und Sprache mit einer gewissen zaghaften Behutsamkeit sich bewegen, ängstlich besorgt, nicht anzustossen und den so genannten guten Geschmack nicht zu beleidigen. — Die jambischen Verse sind wohlklingend, und die hin und wieder eingemischten, nicht jambischen Füsse geben dem Rhythmus eine angenehme malerische Mannichfaltigkeit.

Ha. Ha.

1) Berlin, b. Weiss: *Dramatische Beyträge zur Charakteristik der Zeit.* 1808. 226 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Neue Schauspiele vom Verfasser der Lanassa.* 1808. 118 S. 8. (18 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Alexander in Indien*, Tragödie nach Racine bearbeitet von *Chr. Schreiber*. 1808. 176 S. 8. (20 Gr.)

Der ungenannte Vf. von No. 1 sagt in der Vorrede, seine dramatischen Entwürfe seyen die Erzeugnisse geschäftsfreyer Stunden, und er bedürfe Aufmunterung, wenn er auf der betretenen Bahn fortschreiten solle. Diese Aufmunterung können wir ihm nicht gewähren. Er zeigt sich zwar als ein Mann von Kenntnissen, und seine Sprache ist grösstentheils rein: aber zur dramatischen Dichtkunst fehlen ihm die nothwendigsten Eigenschaften, Phantasie und Darstellungsgabe. Das erste Stück: *Der Literatus*, ein Singspiel in Einem Act, hat die allgemeinste und abgedroschenste Intrigue. Ein junger Mann, Ferdinand, verliebt sich in die Tochter des gelehrten Herrn v. Helm; die geheime Liebschaft geht ihren Gang, bis sichs entdeckt, dass Ferdinands Vater ihm seine Geliebte, als die Tochter seines Freundes, längst bestimmt hatte. — Die Gelehrsamkeit des Hn. v. Helm, von dem das Stück den Titel führt, hat auf die Fabel gar keinen Einfluss. — Das zweyte Stück: *Der Heyrathslustige*, ebenfalls in Einem Acte, ist vollends unausstehlich; und das dritte, mit dem sonderbaren Titel: *Die Officiersucht*, unter aller Kritik. Es hat dem Aufenthalte der Franzosen zu Berlin sein Daseyn zu verdanken: eine Periode, die man mindestens nicht auf dem deutschen Theater, und am allerwenigsten mit dem Hohne vaterländischer Krieger verewigen sollte, wie diess hier S. 162 der Fall ist. Schon die Idee, eine *officiersüchtige* Mutter darzustellen, ist platt, und eben so ist auch die Behandlung. — In dem letzten Stück: *Die Maske*, spielt eine eitle und gelehrte Närrin die Hauptrolle, und schwazt den abentheuerlichsten Unsinn. Z. B. S. 201: „Es ist die unendliche Potenzirbarkeit meines Geistes, welche mir die Aussicht auf mein ewiges Daseyn eröffnet, und mich hoffen läst, dass ich mich Gott immer mehr nähern werde, den ich mir nach der Kategorie in der Substantialität nicht denken kann u. s. w." Die Intrigue ist wieder so flach als möglich; überhaupt ist in keinem dieser Stücke Kenntniss der dramatischen Kunst und der Bühne sichtbar. Eben so wenig können wir in ihnen *Charakteristik der Zeit* finden. Denn die handelnden Personen sind entweder höchste Unnatur, oder so flach und gemein, wie man sie in den leichtesten, z. B. den *Jünger*'schen Lustspielen allenthalben findet.

Der Vf. von No. 2 steht zwar bekanntlich wegen der zu kühnen Abänderungen, die er sich mit fremden Geistesproducten erlaubte, in der dramatischen Literargeschichte nicht in dem besten Rufe; indess hat er doch der Bühne einige brauchbare Stücke geliefert. In diese Classe können wir aber die zwey Schauspiele keineswegs setzen, mit denen er unter obigem Titel das Publicum heimsucht. Das erste: *Röschen Brand aus Gräfenthal*, ist eine neue Bearbeitung der aus dem Morgenblatte bekannten Erzählung von der *auerstädter Mühle*, die schon zu einer heillosen Spectakeloper: *die Schlacht bey Auerstädt*, den speculativen Theaterprincipalen den Stoff liefern musste. Was Hr. P., nach der Vorrede, unter dem *Gefälligen* des Inhalts versteht, das den Erfolg der theatralischen Darstellung sichern soll, vermögen wir nicht zu fassen. Dass aber die schale Episode im 2ten Act, 6ten bis 12ten Auftritt, von dem blessirten Hauptmann Malwiz mit der Fabel des Stücks nicht den mindesten Zusammenhang habe, also nur eingeflickt sey, um das ohnehin langweilig genug ausgesponnene Stück noch mehr zu dehnen — bekennt der Vf. in der Vorrede selbst. Von der Zartheit, mit der das Sujet behandelt ist, führen wir, ausser den ekelhaften französischen Dialogen des La Brie und Husaren (z. B. S. 15: *va-tén morveux etc.*), noch das Gratial an, welches Duval dem gottlosen Andres verspricht, und das nach S. 40 in „baaren zwanzig auf den — bestehen soll!!" — Das zweyte Stück: *Der Günstling des Königs*, in dem eine Anekdote der Mad. *Genlis* vom König Heinrich und seinem Günstlinge d'Aubigne, mit unglaublicher Anstrengung in 3 Acten ausgesponnen wird, hat weder Plan noch Charakter. Es sind willkührlich an einander gereihte einzelne Scenen, übrigens ganz leicht dialogisirt. Lustig ist es, dass der Vf. in der Vorrede beynahe alle Mängel dieses sogenannten Schauspiels mit grosser Offenherzigkeit selbst aufzählt. Wie ist es aber möglich, dass ein Mann, der mit der dramatischen Literatur nicht ganz unbekannt ist, auf den Irrthum verfallen könne, jede interessante Anekdote sey auch dramatischer Stoff? — Will Hr. P. ferner für die Bühne arbeiten: so beweise er vor allen Dingen schon in der Wahl seiner Sujets mehr Einsicht. Die vorliegenden zwey Stücke sind ohne allen ästhetischen Werth, und nicht einmal zur Darstellung brauchbar.

Wenn Hr. *Schreiber*, der Vf. von No. 3, auch wirklich dichterisches Talent besässe, das wir ihm jedoch durchaus nicht zugestehen können: so hätte er doch zu einer deutschen Tragödie keinen Stoff unglücklicher wählen können. Der Wunsch der in Deutschland lebenden Franzosen, dessen er in der Vorrede gedenkt, hätte wohl am allerwenigsten zu Bearbeitung eines Stücks bewegen sollen, dessen Darstellung dermalen wohl schwerlich in Frankreich erlaubt werden dürfte. (Man sehe nur Scene 2 des 2ten Acts, hier S. 125 u. f. w.) Unter allen Trauerspielen Racine's ist gerade diess das schwächste. Reich zwar an den bey diesem Dichter so gewöhnlichen Tiraden, aber desto ärmer an wahrer dramatischer Handlung, und an Situationen. Auch nicht Ein Charakter ist richtig gehalten. Selbst Porus, der sich Alexanders Universal-Tyranney allein noch kraftvoll entgegenstemmt, und einzig Interesse erregen könnte, lasst der Dichter in der letzten Scene zum Knechtsinn herabsinken. Taxiles, Kleophile, sind ohnehin erbärmliche Wesen. Axiane ist viel zu flach gezeichnet, und sinkt zuletzt ebenfalls zur Adulation. Und Alexander, den man in der Geschichte als einen

kühnen Abenteurer doch, wenn schon mit Abscheu, anstaunt, erregt durch seine herzbrechende Liebes-Erklärungen gegen Kleophile hier Ekel und Verachtung. — Wegen dieses gänzlichen Mangels an Correctheit der Charakterzeichnung hat dieses Trauerspiel auf der französischen Bühne nie Glück gemacht. Es war also diese Bearbeitung ein sehr unglücklicher Einfall. Überdiess hat Hr. *S.* auch das Verdienst Racine's, selbst in seinen schwächsten Stücken, nämlich die Harmonie des Versbaues, gänzlich zerstört. Man kann sich nichts holpericheres und eckigeres denken, als seine so genannten Jamben. Nur einige zur Probe! Racine läst die Kleophile am Ende der 1sten Scene des 1sten Acts sagen:

Adieu, c'est à vous de vous rendre
L'esclave de Porus, ou l'ami d'Alexandre.

Dafür Hr. *S.* (S. 15):

Leb wohl, und sey *das Eine und das Ander* (!!!)
Des Porus Sklav, der Freund von Alexander!

S. 29:

Erlaube Königin, dass der geheimen
Aufträge meines Herrn ich mich entledige u. s. w.

Unverzeihliche Härte und Verstofse gegen das Metrum findet man in Menge, beynah auf jeder Seite. Ja, Hr. *S.* scheint von der Metrik überhaupt nichts weiter zu wissen, als dass sie darin bestehe, die Worte in *Absätzen* abdrucken zu lassen. — Wo Hr. *S.* sein Original nur einen Augenblick verläst, wird er ganz unerträglich. Z. B. Sc. 2. Act. 4 sagt Axiane zu Alexandern:

Non de quelque douceur que se flatte votre âme,
Vous n'êtes qu'un tyran!

Dagegen Hr. *S.* (S. 73):

Nein, wie *du deinem Thun auch schmeicheln magst,*
„Du bist nur ein Eroberer!" —

Die schönste Stelle im ganzen Stück (bekanntlich historisch) ist, wo Alexander zu dem überwundenen Porus sagt:

Comment pretendés-vous que je vous traite?
Porus. En roi.

Dagegen Hr. *S.* (S. 95):

Alexander. „Sprich *selber* wie ich dich behandeln soll?

(O Weh! O Weh!)

Porus. Als *einen* König.
Alexander. Wohl! als einen König!"

Wie matt und schal! — Das Original Racine's ist hinten beygedruckt. Für wen, sehen wir nicht ein; denn der Kritiker, dem es um Vergleichung zu thun ist, muss doch wohl Racine selbst besitzen.

Möge Hr. *S.* nie mehr auf die Idee ähnlicher Bearbeitungen fallen! I—n.

Berlin, b. Braunes: *Emma, Rosaura's Schwester.* Vom Vf. der Rosaura. 1808. 408 S. (1 Thlr. 16 Gr.)

Kein Roman, sondern ein buntes Mancherley zur Unterhaltung und Belehrung: Erzählungen, Anekdoten, historische Notizen, kritische Untersuchungen, Sprachbemerkungen, Betrachtungen und Gedichte, die zwar an sich keinen grossen Geist, noch weniger poetische Fülle verrathen, aber doch mit so viel Geschicklichkeit vorgetragen sind, dass sich die Müssigen wohl gern ein Stündchen damit beschäftigen werden. In dem gewöhnlich gesellschaftlich-erzählenden Ton ohne bestimmten Einfluss des Objects ist der Vf. am glücklichsten, weniger gelingt ihm der Scherz, und zum eigentlich Komischen, wohin er öfters strebt, hat er weder Laune noch Naivetät, noch Witz, noch Leichtigkeit genug, und er bringt es damit bloss bis zu einer gewissen Possierlichkeit, die sich mit einem Überreste von pedantischem Wesen verbindet, das einem Gelehrten bey ungewohnter Munterkeit häufig anzuhangen pflegt. Hievon zeugt besonders das Gedicht: *der Minnesinger Salomo in der Hölle* mit Ausdrücken, wie: bey meiner Sixchen! der Furierschütz Spott, Ehren-Peter, und folgender Schluss:

So froh gings oben; aber, ach!
Wie ging es dafür unten her,
Als Abends spät der grosse Drach'
Heimkam und fand sein Nest so leer!
Er flucht' und *hohlte sich selber fast,*
Und flog und kroch, wie toll und wild,
Seitdem, und wird's auch sonder Rast,
Bis wieder er — (hier fehlt ein „ast")
Die Pfannen sich gefüllt.

Er wagt sogar, über seine Fesseln zu spotten, und die Schranken der Form, gleich anderen grossen Dichtern, in ein leichtes Spiel zu verwandeln, aber mit wie wenigem Glück!

Äugelt über die Gebühr,
Und entflammt in seinem Herzen
(Lieber Reim, nun hilf mir scherzen.)
Mehr und mehr der Liebe *Kerzen.*

Auch in der Prosa läst er zuweilen einen gewissen Schulzwang spüren, z. B., wenn er sagt: „ich verbarg meinen Verdacht; unbemerkt in den dunkeln Tiefen der Brust trat an die Stelle der Liebe ihre *Afterschwester*, Eifersucht, und ihr *Bruder*, der Hass. Piedro gab ihnen noch eine würdige *Gespielin*, die *Rachsucht.*" — In der Poesie trifft er mitunter einige Naturlaute, aber im Ganzen verwechselt er zu häufig den leichten Volkston mit der alltäglichen Umgangssprache, wovon besonders das letzte Gedicht: *Berlinade* oder *Lindenlied*, einen überzeugenden Beweis giebt.

Unter den Aufsätzen, die zugleich unterrichtend und unterhaltend sind, zeichnet Rec. besonders die Abhandlung *über die Augen*, wegen der mancherley Bemerkungen und historischen Notizen, und den Abschnitt: *altdeutscher Verstand, Witz und Sprachkraft in Sprichwörtern* nebst der darin vorkommenden Erzählung aus, welche die Aufschrift führt: *Und damit erwachte ich.* Die Untersuchung aber *über die Makrobier des Herodot* mit Citaten und Hypothesen möchte für diejenigen Leser, für welche das Übrige berechnet ist, wohl zu gelehrt seyn. T. Z.

Strassburg, b. Silbermann: *Die Stuziale oder der Perückenkrieg.* 1804. 324 S. 8. (3 Thlr.)

Hinter eine bänkelsängerische Reimerey kann allerdings ein Dichter viel Geist und Witz verstecken, und diese werden bey der angenommenen Miene der Einfalt um so leichter und angenehmer wirken, je überraschender sie kommen: allein, wenn die Naivetät, die nur auf eine ironische Weise den gemeinen Ton affectiren sollte, wirklich selbst dürftig, armselig und gemein ist, dann wird und bleibt sie weiter nichts, als eben jene bänkelsängerische Reimerey, die in ihrer Einfalt jedesmal ja auch strebt, witzig, geistreich und unterhaltend zu seyn, oder wenigstens etwas Neues und Überraschendes zu sagen und herzuleyern. Dieses vor uns liegende dicke, mit groser Papierverschwendung gedruckte Buch nun ist ein solches in seiner Rechnung völlig irriges und in Geist und Ton völlig verfehltes Machwerk. Indem es sich an die *blumauer*'sche volksmässig travestirende Manier hält, die es aber, ohne Witz und Geschick, keinesweges erreicht, sondern wovon es nur die Hefen, das Grobsinnliche, aufgefangen hat, bemüht es sich aus allen Kräften, eine Göttergeschichte zu liefern, worin die Zeitgenossen ihre Thorheiten und Laster erkennen, und die Zuschauer Stoff zum Lachen finden sollen. Ja, wenn das Komische nur darin bestände, etwas Unsinniges zu sagen, oder nur dreistweg an einander zu flicken, wie Manche jetzt wirklich zu glauben scheinen: so möchte es dem Eigendünkel des Vfs. damit ziemlich gelungen seyn. Denn sein ganzer Kunstgriff beruht darauf, das Antike und das Moderne, das Erhabene und das Niedrige so zu vermischen, dass man, seiner Einbildung nach, sich darüber todt lachen müsste. Aber er hat vergessen, dass es bey dem Komischen nicht allein auf den Contrast, auf den Unsinn, auf das Ungereimte, sondern auf eine geschickte *Vereinigung* der contrastirenden Dinge ankommt, wodurch diese in der Erscheinung erst Einheit, Existenz, Leben, Wirklichkeit und nicht bloss innerliche, sondern auch äusserliche Wahrheit, wenigstens für die Phantasie die *Möglichkeit* des Vorhandenseyns erhalten müssen, ohne welches alles weiter nichts entstehen kann, als ein Spiel der Willkühr, die Gaukeley eines närrischen Menschen, der Unfug eines Betrunkenen oder ein blosses Treiben von Kinderey und Albernheit. Mit welchen Wesen hat man es hier zu thun? Die Götter sind völlig als frisierte Herrn behandelt und mit allen Modethorheiten und Albernheiten versehen, so dass sie ihre Gottheit ganz und gar darüber einbüssen; und gleichwohl sollen wir sie doch als höhere Wesen betrachten, deren irdisches Treiben bestimmt ist, mit ihrer Würde zu contrastiren, und dadurch eben das Lächerliche zu bilden. Hier ist weder der Contrast, noch die Vereinigung contrastirender Dinge beobachtet, so dass völlige Undinge daraus entstanden sind, an denen man nichts Komisches mehr, sondern nur das Abgeschmackte wahrnehmen kann. Zwey Perücken kommen in den Himmel, und entzweyen die Götter, weil einige sie als Hauptschmuck nicht übel, andere sie unleidlich finden. Die Perücke wird eine Stinkmarotte genannt, und Momus versichert dagegen im Voraus den Mercur: Heisse mich — mein Lebtag einen *Lümmel*, schleicht nicht die Narrenmode sich auch ehstens in den *Himmel*. Äolus lacht beym Anblick derselben ein Loch in die Himmelsdecke, die Damen sinken darüber in Ohnmacht, und die Perücken fallen durch das Loch auf die Erde, und zwar auf die Insel der Circe. Von dieser heisst es: „Sie schrie und that gar wunderlich, nahm einen Stuhl, und legte sich ganz allgemach in Ohnmacht." Nachher sperrt sie die Perücken in den Schweinstall, und da sie sich auf ihren Zauberspruch nicht verwandeln wollen, so untersucht sie solche näher, und findet, dass diese Borsten nur Borsten sind, worauf sie nach dem Schminktuche greift, um zu erröthen. Beschämt durch diesen Spuk, erzählt s. v. der Dichter weiter von ihr, schalt sie schier den Donn'rer einen Lümmel,

> Und schrie: Du, der sein Mensch zur Kuh,
> Und sich zum Stier gemacht, glaubst du,
> Dir dien' allein der Teufel?

Darum ruft sie die Perücken, wie sie sind, ins Leben, und diese — *küssten Circens Wunderstab.* Zeus macht die Göttinnen auf diess Schauspiel aufmerksam, und weil diese alle zugleich durch das Loch schauen wollen, zerbrechen sie den Tubus. Garnerin soll sie hinunter kutschen, er ist aber gerade nach Ägypten, Zeus läst desshalb Jacobs Himmelsleiter holen, und somit steigen sie hinunter. Bey der Gelegenheit heisst es wieder vom Äolus: Er *lachte*, dass ihm der Windsack *krachte*, und nachher sogar, da die Perücken *mit einander fechten:*

> Der Gürtel riss, trotz allem Zwang,
> Und ach! . . . und ach! . . . sein Windsack sprang
> In Millionen Fetzen.

Doch des Unsinns genug! Nach den Anspielungen und den weltlichen Personen, die darin vorkommen, zu schliessen, muss dieses Machwerk zur Zeit der grausamen Freyheit in Frankreich zum Vorschein gekommen, und auch wohl schon früher, als auf dem Titel steht, im Druck erschienen seyn, — also eine verlegene Waare, die zu den zerbrochenen Schenktischen in die Polterkammer der französischen Revolution gehört.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Fleischer: *Kriegs- und Belagerungs-Spiel.* Eine gesellschaftliche Unterhaltung. Mit einem illuminirten Spielplan, 56 Quadraten und 2 Würfeln. Mit der französischen Übersetzung. 1808. 7 S. 8. (16 Gr.) Dieses Spiel, das *vier* Personen eine Zeitlang recht angenehm beschäftigen kann, empfehlen wir besonders Eltern zur Unterhaltung ihrer Kinder. Denn es gewährt bey aller Einfachheit und Leichtigkeit doch viel Mannichfaltigkeit und Abwechslung, und ist wenigstens eben so unterhaltend, wie das beliebte Post- und Reise-Spiel, das Gänsespiel, die Reise nach der Hauptstadt, das Zauberschloss und andere dergleichen Gesellschaftsspiele.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MAY, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn.* Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Von *Schleiermacher.* 1808. VIII u. 176 S. 8. (18 Gr.)

Auch gelegentliche Gedanken eines *Schleiermacher* sind von reichem Gehalte; besonders behandeln diese einen jetzt wichtiger gewordenen Gegenstand mit so tiefen Gründen und umfassenden Blicken, dass wir sie dem Publicum ausführlicher vorlegen müssen. Die Schrift hat 6 Abschnitte und einen Anhang.

1) *Verhältniss des wissenschaftlichen Vereins zum Staate.* Die Wissenschaft hat ihren selbstständigen Werth. Sie will cultivirt seyn, und da es in der Natur unseres auf Erkenntniss gerichteten Bestrebens liegt, sich mitzutheilen: so verlangt sie zu ihrer Ausbildung einen Verein unter den Menschen, der für sich in seiner Wichtigkeit besteht, so gut wie der Staat. Beide stehen aber in einem nahen Verhältnisse. Schon als moralische Person macht der wissenschaftliche Verein auf Anerkennung und Schutz, auch wohl auf Vorrechte vor einzelnen Personen Anspruch; und der Staat bedarf allerley Kenntnisse, die ihm jener verschafft, und so müsste eine freundliche Verbindung zwischen beiden Statt finden. Sie wird aber gestört. Denn einmal entsteht ein Streit über das Gebiet von beiden, da der wissenschaftliche Verein sich mehr mit der Sprache der Nation als mit dem Staat seine Grenzen bestimmt, und da der bürgerliche aus schlechter Selbstsucht manchmal eine wissenschaftliche Sperre anlegt, es sey nun für die Einfuhr oder für die Ausfuhr — immer eine armselige Verkehrtheit, welche man leider hie und da in Deutschland sehen musste. Fürs andere widersetzt sich der Staat dem Wesen der Wissenschaft. Er verlangt Ausbreitung in eine Menge von brauchbaren Kenntnissen, womit sie ihm nur zur Hand seyn soll: sie dagegen zieht die Speculation jenem Empirismus vor, denn ihre Tendenz ist Einheit. Statt des wahren Vortheils nun, den der Staat von der Wissenschaft ziehen könnte, wenn die Herrschenden nicht bloss den Künstlern ähnlich blieben, sondern auch Wissende würden, fürchtet und hasst er sogar den Einfluss der Wissenschaft. So entsteht zwischen ihrem Vereine und dem Staate ein Kampf, in welchem wohl der letztere siegen muss, und zwar am sichersten da, wo er sich das gesammte Gebiet der Sprache verbunden hat, denn ihm gehören ja die Bearbeiter der Wissenschaft an. Aus diesen Gedanken des ersten Abschn. haben sich überall noch andere erschlossen von gleich grossem Werthe. Nur scheint doch einiges einer genaueren Bestimmung zu bedürfen. Der Staat ist hier allgemein genannt, als läge das in seinem Wesen, was nur die Schlechtheit mancher vorhandenen ist. Dieses ist nun zwar nicht die Meinung unseres Vfs. Denn Niemand deutet höher auf das heilige Wesen und die herrliche Eintracht des Staates mit dem wissenschaftlichen Verein, als Er; auch glaubt er an die Möglichkeit dieser Eintracht im wirklichen Leben, ja in dem Anhang wird sein Glaube zu einem patriotischen Vorschlag voll edler Zuversicht. Aber es wäre wohl statt der blossen Andeutung eine Entwickelung der Idee des Staats dabey nöthig gewesen. Dass der Staat Ausbreitung, die Wissenschaft aber Einheit der Erkenntniss sucht, ist in einem allzuscharfen Gegensatze aufgestellt worden. Denn auch die Wissenschaft liebt, wie der Vf. selbst in dem Folgenden vortrefflich zeigt, Erfahrungen und Verrichtungen und was von der Art ist, wie Mathematik und Experimentalphysik; sie ist es, welche die Masse der Kenntnisse vergrössert, und der Staat versteht erst alsdann sein Interesse recht, wenn er sie nur frey gehen lässt. So findet Rec. auch das zu scharf gesondert, was in der Wissenschaft National-Eigenthum bleibe, und was sich dagegen in eine andere Sprache übertragen lasse. Es würde schwer seyn, die Disciplinen hienach zu ordnen, denn die meisten fallen in die Mitte: wohin anders wollte man z. B. die Jurisprudenz setzen?

2) *Von Schulen, Universitäten und Akademieen.* Neue, treffliche Gedanken! Die Wissenschaft, als das gemeinschaftliche Werk und Besitzthum aller Gebildeten, geht in ein Dreyfaches auseinander und zusammen: sie bildet den Einzelnen zur Erkenntniss hinan, — sie wird durch den Einzelnen weiter gebildet, — ihre Idee stellt sich in der Erkenntniss dar. Die Anstalt für das erste ist die Schule, nämlich die Gelehrtenschule, die dritte vermittelnde Anstalt giebt die Universität, und die zweyte als die höchste ist die Akademie. Diese drey Hauptformen, (welche hier zum erstenmal aus einem höheren Princip in ihrem nothwendigen Nebeneinanderseyn abgeleitet worden), sind nirgends so rein neben einander herausgetreten, als in Deutschland; und wenn gleich andere Länder Schulen und Akademieen von grösserem Style aufzeigen könnten, so fehlt es ihnen doch an wahren Universitäten. Auch ist der ganze Typus deutsch, wie schon die Vergleichung mit dem

Universität wenigstens eben so gut erkunden könne, als durch das nachmalige Examen die Würdigkeit für das Amt. Dem Vorschlage, nähere Bekanntschaften mit den Zuhörern anzuknüpfen, wünscht Rec. recht sehr seine Ausführung; er weiss es, dass sie von grossem Nutzen sind; er weiss, dass Hr. Schl. selbst sich auch hiedurch auf der Universität verdient gemacht hat: aber er weiss auch, dass mancher Lehrer vor den Schwierigkeiten, welche damit verbunden sind, zurückgeht, und hätte deshalb noch einige Rathschläge hiezu von unserem Vf. gewünscht. Über die Seminarien u. s. w. liesse sich auch noch einiges zu weiterem Bedenken erinnern.

4) *Von den Facultäten.* Die drey Specialschulen sind zwar zu den obersten Facultäten geworden, da sie der Staat wenigstens sanctionirt hat: indessen gebührt der philosophischen, als der vereinigenden und der freyesten, der Vorrang; die Lehrer der anderen Facultäten müssen in ihr gleichsam eingewurzelt seyn. Am meisten bedürfte die juristische einer Umbildung, nur freylich keine, wie man sie hie und da ausführen sieht. — Der Studirende sollte das erste Jahr bloss der philosophischen Facultät (welche Philologie u. s. w. in sich schliesst) angehören, weil er doch vorher seinen eigentlichen Beruf nicht erkennen kann. Auch sollte jeder Lehrer von Zeit zu Zeit Vorlesungen in dieser Facultät halten, und überhaupt sollten die Grenzen ihrer Lehrfächer ihnen nicht zu strenge vorgeschrieben seyn, weil alle Wissenschaften in einander grenzen, und weil nicht die gute Stunde der Begeisterung für fremdes Gebiet verloren gehen sollte. Wer sich eine Zeitlang in einem fremden Zweige beschäftiget hat, bringt auch frisches Leben mit für den seinigen. Wenn also die oberen Behörden die Vorlesungen Jedem vorschreiben, und nicht die innere Freyheit der Facultät respectiren: so bringen sie nur das wissenschaftliche Leben zur Stagnation.

Die Vorschläge für die Wiederbesetzung der Lehrstellen und für die ehrenvolle Versorgung der altwerdenden Lehrer (wobey wir den wichtigen Einfluss, den gelehrte und ehrwürdige Veteranen auch dann noch auf die Universität haben, wenn sie aufhören, gute Docenten zu seyn, nicht berücksichtiget finden) — alles dieses übergehen wir, so wie auch die scharfsinnige Vertheidigung des wechselnden Rectorats und Decanats und der Jurisdiction der Universität. Mit Einsicht und Umsicht beweiset unser Vf. die Nothwendigkeit dieser demokratischen Verfassung und ihr gutes Verhältniss zum Staate. Mehrere einzelne Puncte dieser erfreulichen Vorschläge verlangen allerdings noch Discussionen.

5) *Von den Sitten der Universität und von der Aufsicht.* Das ist es vornehmlich, worüber man unaufhörlich klagt. Man würde aber darum nicht so eine Umbildung unserer Universitäten verlangen, wenn man die Sache nur besser kennte. Die studentische Freyheit ist keineswegs das furchtbare Ding, wofür es ängstliche Mütter oder vergessliche Staatsmänner ansehen. Im Gegensatze gegen das Schulmässige ist sie zum freyen Studium, d. h. gerade zum wissenschaftlichen, nothwendig; und so lange wir keine Handarbeiter bilden wollen, müssen wir es unseren Studenten vergönnen, freye Wahl zu haben, wie sie ihre schönsten und kräftigsten Stunden anwenden wollen. Grade die den Deutschen auszeichnende Achtung für Wissenschaft, für Freyheit des Denkens und für Eigenthümlichkeit, hängt mit der studentischen Freyheit so fest zusammen, dass man diese nicht zerstören kann, ohne einen der schönsten Züge unserer Nationalität zu vertilgen. Deshalb darf auch kein Unterschied im Äussern seyn, selbst für die Unfleissigen, die ja auch immer den bey weitem kleinern Theil ausmachen. Die studentische Freyheit im Gegensatze mit dem nachherigen Zustande der bürgerlichen Convenienz verdient ebenfalls Achtung. Denn in dieser Zeit, wo sich der Charakter bildet, ziemt es vorzüglich den Dienern der Wissenschaften, sich, in ihrer Unabhängigkeit von der Convenienz, selbst zu erkennen, selbstständig ihre Lebensweise zu wählen, und selbsthandelnd die Sitte durch Sittlichkeit zu erzeugen. Diese wird auch da weniger fehlen, wo man sich mit dem Edelsten beschäftigt; wer die Wahrheit sucht, ist kein schlechter Mensch. Vergleiche man doch nur die Ausschweifungen der begüterten Jugend in anderen Ständen; gegen diese sind wahre Kleinigkeit die Unordnungen der Studirenden, die man übrigens noch sehr viel durch gute Policey und den Einfluss der Lehrer und Vorgesetzten verhüten kann. Warum will man denn nun dieses heilsame Gegengewicht gegen die Gleichförmigkeit und Charakterlosigkeit der anderen Stände aufheben? Oder ist jene Feigherzigkeit, Trägheit, Eigennützigkeit ein kleineres Übel, als der zuweilen erfolgende Missbrauch der studentischen Freyheit? Übersehe man doch nicht, wie gerade sie es ist, die das Wahre und Wesentliche von den Leeren und Zufälligen dem Studirenden unterscheiden hilft, und wie viel muss uns an dieser liberalen Bildung liegen, da gerade in Deutschland die Bildung der Sitten von den studirten Ständen ausgeht!

Zwar ist jene Verhöhnung, womit die Studenten alles Nichtstudentische als Philisterey ansehen, ein Übel; eben so auch der Zweykampf. Jenes wird aber nur durch zu starke Isolirung schlimm: und der Zweykampf ist eine höchst natürliche und unvermeidliche Erscheinung, nur ist in den bürgerlichen Ständen der panische Schrecken vor dem Klirren der Degen zu gross. — Übrigens kommen die Verdorbenheiten mancher Studirenden meist auf die Rechnung der Ältern oder Versorger, weil sie nicht besser auf sie wirkten, oder sie nicht genug kannten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Karlsruhe, b. Macklot: *Allemannische Gedichte.* Für Freunde ländlicher Natur und Sitten von *Joh. P. Hebel.* 3te Aufl. Mit Verbesserungen und Kupfern. 1806. VIII und 239 S. 8. S. Recens. der 2ten Aufl. 1805 No. 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MAY, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn.* Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Von *Schleiermacher* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Gegen den zuletzt angeführten Abschn. erlaubt sich Rec. einige Einwendungen. Kein scharfsinnigerer Apologet der studentischen Freyheit ist noch aufgetreten, als unser Vf. Um so mehr sind einzelne Stimmen über diese heilige Angelegenheit der Ältern durch ihn aufgefodert. Rec. freut sich, dass hier ausgesprochen worden, was der edle Studirende auch noch nach seiner Universitätszeit für jene Freyheit fühlt. Allein noch folgende Zweifel sind hier nicht gelöset. Der Gegensatz gegen den Schulzwang könnte sich ja auch wohl durch eine innere Leitung des Jünglings aufheben, ohne jene plötzliche äussere Befreyung; und wirklich findet es sich so bey wohlbesorgten und von Frühe man wohlerzogenen Jünglingen; sie werden allmählich frey, schon vor der Universität, sie fühlen hier noch das Bedürfniss der wissenschaftlichen Leitung, studiren nach einem vorgeschriebenen Plane, bis sie allmählich durch ihre tiefere Einsicht mehr Selbstwahl erlangen, und sie sind allerdings fleissig. Gerade nun für diesen Theil bedarf es weder jener völligen äusseren Freyheit, noch des Gesetzes. Dagegen kommt ein grosser Theil nicht so gut innerlich versorgt auf die Universität, und von diesen schweben die meisten in der Mitte, bestimmbar durch den ersten Stoss. Und dieser erfolgt nun gewöhnlich durch die Studenten, welche imponiren, d. h. durch den im Extrem erscheinenden studentischen Ton. Daher gehen viele schon im ersten Semester sowohl in Absicht des Fleisses als der Sitten verloren. Auch die Fleissigen leiden darunter, denn es gehört schon eine ungemeine Stärke des Jünglings dazu, wenn er dem Tone so ganz widerstehen soll. Man höre nur die geheimen Klagen so mancher, dass sie nicht ganz Herr bleiben über ihre schönsten Stunden und über ihre Lebensweise. Es fehlt nie an solchen, die durch ihren angestimmten Ton herrschen wollen. Was sich also der Convenienz des bürgerlichen Lebens widersetzt, ist eine andere, noch gewaltsamer aufgedrungene, und gewiss nicht immer eine bessere; ja sie hat noch den Nachtheil, dass sie als gänzlich heterogen keinen Übergang zulässt, weshalb oft am ersten der, welcher durch seine studentische Freyheit imponirte, unmittelbar nach der Universität in die kläglichste Philisterey versinkt. So geht gerade hiedurch bey vielen die schöne Eigenthümlichkeit verloren. Gewiss ist es, dass viele Ältern sich selbst die Verirrungen ihrer Söhne zuzuschreiben haben; aber viele doch auch nicht. Denn, sagen sie, unsere Söhne sind noch Jünglinge; und sollen sie frey und edel ihren Charakter entfalten: so darf auch *nichts* sie *hierin* beschränken, sie müssen also gesichert seyn gegen die Neckereyen, oder wenigstens gegen den Ton der Schlechteren; dies erwarten wir eben von der wissenschaftlichen Bildungsanstalt, da unser Einfluss gegen jenen überwältigenden aufhört. Auch wollen die Ältern wenigstens so viel Sicherheit gegen den Zweykampf, dass ihre Söhne frey der Wissenschaft leben können, so wie sie wollen, ohne sich auf jene Sitte eines barbarischen Zeitalters einlassen zu müssen. Sie werden sich es auch nicht gefallen lassen, dass man ihren Schrecken als panisch abweiset: denn die Möglichkeit, dass ihr Sohn durch einen unglücklichen Streich getödtet werde, oder gar einen Anderen tödte, ist doch etwas sehr Ernsthaftes. Rec. weiss es wohl, dass sich vor der Hand nichts zur gänzlichen Vertilgung dieser Sitte auf Universitäten unternehmen lasse, da sie ja in anderen Ständen gewissermassen gefeyert wird: aber darum hört sie doch nicht auf, eine Unsitte zu seyn, welche nur ehedem ihren grossartigen Charakter hatte, aber jetzt kleinlich geworden ist, und so ganz und gar nicht mit Aufopferung des Lebens für das Vaterland und für irgend etwas Grosses zusammenhängt. Auch zeigen genug Beyspiele, dass die Duellanten auf Universitäten nicht selten da die feigherzigsten Menschen sind, wo es gilt, und dass dagegen die, welche sich dem Zweykampf entzogen, am rechten Orte als Männer stehen bis zur Selbstopferung. Auch möchte das vorgeschlagene Mittel das Übel nur vergrössern. Die Fechtübungen sollen zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden. Wäre es auch möglich, dass alle Studirenden gute Fechter würden: so vermehrten sich nur die Reizungen der sprudelnden Kraft; und da die Körperstärke doch nicht gerade immer in gleichem Verhältniss mit der Geistesstärke steht: so würden die Virtuosen in jener schon ihr Übergewicht gegen diese geltend zu machen wissen. Aber wie viele übrigens treffliche Jünglinge würden sich sehr linkisch im Rappiren gebehrden! Möchte es Hn. *Schl.* gefallen, einmal seine Gedanken über diese Gegenstände weiter auszuführen; das Publicum hat seine scharfsinnige Kritik der Sit-

tenlehre nicht vergessen, und muss gerade von ihm Belehrungen über jene Puncte erwarten, worin die Moralisten nur abzusprechen pflegten. — Ferner ist es gewiss, dass der Einfluss der Wissenschaft auf die Veredlung des studirenden Jünglings gross sey, und dass es im gewöhnlichen Falle kein sichreres Zeugniss für den vortrefflichen Zustand einer Universität gebe, als wenn der Fleiss unter den Studenten Ton ist. Allein nicht bloss die Wissenschaft bewirkt das: auch die Gesetzgebung muss dem Jünglinge zu Hülfe kommen. Bringt die Universität Gefahren mit sich: so muss sie auch Rettung dagegen veranstalten. Das ist also die grosse Aufgabe, eine Gesetzgebung zu finden, durch welche der edle Freyheitssinn den Deutschen in der Bildung des Charakters und der Wissenschaft auf der Universität *vollkommen* gesichert und gut geleitet werde. Es lassen sich sogar Vorschläge geben, welche den Studenten selbst noch mehr äussere Rechte zugestehen, während sie kräftiger von innen geleitet werden könnten. Hr. *Schl.* redet auch dieser inneren Leitung in mehreren Stellen das Wort, z. B. bey den Seminarien und in dem Umgange mit den Studirenden räumt er sogar äussere Vorzüge des einen vor dem anderen ein. Rec. ist auch weit entfernt, die Apologie, die Hr. *Schl.* giebt, tadeln zu wollen, denn sie spricht ein Wort zu seiner Zeit gegen die laut gewordene Misskennung einer guten Sache: er wünschte nur durch seine Zweifel ihn etwa selbst zu einer mehr positiven Bestimmung zu veranlassen. Denn durch solche Männer könnten wir zu einer tiefer eingreifenden Gesetzgebung für die Universitäten geführt werden.

6. *Von Ertheilung der gelehrten Würden.* Auch hier tritt unser Vf. als Apologet, und zugleich mit Verbesserungsvorschlägen auf. Wir übergehen diesen Abschnitt, weil des Guten so viel auch in diesem ist, dass man das Buch selbst lesen muss, und wir schon genug vorgelegt haben, um dieses Urtheil zu motiviren. Deshalb enthält sich auch Rec. ganz des Anhangs, worin Hr. *Schl.* Berlin zu einer neu zu errichtenden Universität empfiehlt. Wie könnte auch ein Rec., der seine Landesuniversität patriotisch liebt, unparteyisch genug etwas dagegen einwenden, wenn ein Mann, wie Hr. *S.* mit Patriotismus für eine neue Universität spricht!

Nun sey uns noch ein Blick auf die ganze, von Hn. *Schl.* ausgeführte Idee vergönnt! Durch sie ist die Einsicht in den Verein für die Wissenschaft und in das Wesen der hiezu gehörigen Anstalten, als dreyer Hauptformen, selbst wissenschaftlich geworden. Um so viel näher hat Hr. *Schl.* zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen diesem Vereine, dem Staate und der Kirche, hingeführt. Über dieses ins Klare zu kommen, hat eigene Schwierigkeiten. Dieselben Foderungen, welche in der vorliegenden Schrift der wissenschaftliche Verein macht, könnte z. B. auch der kirchliche machen: aber gegen beide steht der bürgerliche nicht in gleichgeltendem Verhältnisse. Nach Hn. *S's.* Idee erscheinen sie coordinirt, aber ganz ist es doch nicht so. Allerdings ist dieses, wie er sagt, nicht bloss ein frommer Wunsch; dafür möchte es Rec. einen frommen Gedanken nennen, der an das Daseyn einer solchen göttlichen Macht der Wissenschaft glaubt, über welcher nichts anderes auf Erden steht. Dieses giebt der Staat nicht zu, und daher überall Collisionen. Denn der Staat will auch diesen Verein, wie alles andere, unter sich haben, und er hat auch einen Grund dazu. Etwas Höheres muss es doch seyn, aus welchem Staat, Kirche und wissenschaftlicher Verein heraustreten, und dieses kann wohl nichts anderes seyn, als das Leben, das Leben der Menschheit. In so weit sind nun beide noch coordinirt. Allein das Leben selbst muss auch geordnet werden, und zwar äusserlich; auch dieses muss durch Verein geschehen, und welcher soll das seyn? Kein anderer kann es seyn, als der Staat. Somit tritt nun dieser über die anderen. Seine Coordination bleibt nur noch leitende Idee in seiner Behandlung des kirchlichen und wissenschaftlichen Vereins; aber in dem Leben selbst behauptet er eine höhere Heiligkeit, denn er vertritt alle Rechte und Zwecke des Menschenlebens überhaupt. Daher werden ihm auch immer die übrigen geheiligten Verbindungen Opfer bringen müssen, ohne dagegen gleich Opfer verlangen zu können. Hat ja doch der Staat nicht bloss für den einen, sondern für die beiden, ja auch für sich selbst zu sorgen. Dieses sehr verwickelte Verhältniss, wonach alle drey einander coordinirt, und wiederum dem einen, dem Staate, subordinirt sind, erschwert die Beurtheilung aller jener Collisionen und beschränkt immer die reale Einrichtung der Vereine. Wenigstens scheint dem Rec. dieser Weg, wonach man das Leben vorerst im Ganzen fasst, und hieraus das religiöse, wissenschaftliche und bürgerliche Leben ableitet, der einzige zur Lösung so vieler Schwierigkeiten. Vielleicht könnten wir auf diesem Wege zu der Einsicht gelangen, wie sich wahre Nationalbildung mit der wissenschaftlichen, und zwar in jenen drey Hauptanstalten einigt. Der Deutsche hat einen frommen Ernst, der in der Wissenschaft Herrliches gethan hat, aber der auch gern von der Sache in Disputirsucht abirrend, sich sich leicht in die Eitelkeit irgend eines Pedantismus verliert. Daher ist nicht *alles* in unserer wissenschaftlichen Bildung gut, und es wäre wohl gerade in diesem Hauptpuncte zur Veredelung der deutschen Nation vieles auf Schulen und Universitäten zu thun. Wer wünscht nicht mit Rec., über diese Gegenstände unserer Nationalbildung unseren Vf. einmal weiter zu hören? Vielleicht würde er auch dann das Problem lösen, in wie fern gerade die Akademie, als bestehende Gesellschaft besoldeter Männer, für ein Volk nothwendig sey, in welchem das literarische Verkehr, vornehmlich in gelehrten Journalen, ein reges Leben und freyes Ausbilden der Wissenschaft unterhält.

— — p — —

Cassel, in der kön. Buchdruckerey: *Coup d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne Protestante; en particulier*

du Royaume de Westphalie. Par *Charles Villers.* 1808. 112 S. 8. (16 Gr.)

Eine so reine Auffassung der deutschen Bildungsanstalten hat schwerlich je ein Ausländer gegeben: er spricht darin von ihnen so unterrichtet, so bestimmt, so genau, als ein Einheimischer es irgend nur vermöchte. Seine Ansichten und Urtheile verdienen desto grössere Aufmerksamkeit, da er gar nicht in den Verdacht kommen kann, dass ihn dabey ein Castengeist geleitet habe. Vor etwa 40 Jahren, um die Zeit, da Abt und seine Freunde in der Schriftstellerwelt ein Hauptwort führten, war eine Reihe von Jahren hindurch *deutscher Universitäts-Professor* ein Abname: mit welcher Glorie hat ihn der Vf. umgeben! Doch beschaue sich auch jeder, der ihn führen will, fleissig in dem Spiegel, den der Vf. (S. 87—89) für ihn aufgestellt hat!

In einem *deutschen* Blatte das Wesen *deutscher* Universitäten auszuzeichnen, würde zwecklos und pedantisch seyn. Seine Schilderung hat der Vf. Ausländern, besonders seinen Landsleuten im Königreich Westphalen, bestimmt, um ihr Urtheil über die fünf protestantischen Universitäten ihrer neuen Heimath, die ihnen eine ganz neue Welt seyn würden, zu leiten und zu erleichtern. Zur Einleitung dazu entwirft er ein kurzes Gemälde zuerst von dem eigenthümlichen Charakter, der Lage und Lebensweise deutscher Gelehrten, und von den verschiedenen Bildungsanstalten, die nach der Verschiedenheit der Stände und ihrer Bedürfnisse in Deutschland errichtet sind, um die Verschiedenheit der deutschen Universitäten von den französischen Unterrichtsanstalten desto auffallender zu machen, da der französische öffentliche Unterricht nur mit dem der deutschen Gymnasien parallel ist, und da schon aufhört, wo der deutsche Universitätsunterricht erst anfängt. Darauf verweilt der Vf. bey allen wesentlichen Puncten einer vollständigen protestantischen Universität, als Vereinigungspunct aller Haupt- und Hülfs-Wissenschaften für den theoretischen Unterricht; als Normalschule zur praktischen Bildung künftiger Lehrer und Geschäftsmänner; als Erweiterungsanstalt der Wissenschaften selbst, wobey er die Universität zu Göttingen, weil er diese am besten kennt, hauptsächlich im Auge hatte. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist der Abschnitt von der Nothwendigkeit, eine gute Universität von den Behörden der Stadt, in der sie angelegt ist, unabhängig zu machen, und ihre Abhängigkeit bloss an die oberste Behörde im Staat anzuknüpfen, und ihr eine eigene Jurisdiction über die Studirenden einzuräumen, behandelt (S. 63—69). Einen bündigern Sachwalter des bisherigen protestantischen Universitätswesens in Deutschland hätte sich das Königreich Westphalen nicht wünschen können. Zwar hat ihm mehr der Zufall (der minder grosse Aufwand, den die protestantischen Fürsten bey der Stiftung ihrer Universitäten machen konnten) als die Übersicht der grossen Vortheile, die eine solche Organisation für Lehrer und Studirende hat, die gegenwärtige Einrichtung gegeben; aber die Erfahrung von bald drey Jahrhunderten hat ihren Werth und ihre Vortrefflichkeit hinlänglich erprobt: wer möchte dieser widersprechen, zumal, wenn man nicht hartnäckig auf ausserwesentliche Dinge hält, in ihrer Anordnung immer dem Geist der Zeit folgt. Nehmt dem Lehrer seine Lehr- und Press-Freyheit, und seine Unabhängigkeit ausser von den obersten Behörden im Staate, und dem Studirenden seine alleinige Abhängigkeit von seinen Lehrern: — die Universitäten hören dann auf, die moralische Macht zu haben, die sie bisher zum grossen Segen der Wissenschaften und zur allseitigen Bildung des künftigen gelehrten Staatsbürgers besassen. Was der Vf. darüber sagt, wird Niemand widerlegen können. In einem anderen Zeitalter würde er vielleicht sogar gerathen haben, ihnen eine der republicanischen Verfassung sich nähernde Einrichtung (wie sie ungefähr Jena, als Gesammtuniversität der sächsischen Häuser, erhalten musste) zu geben, da eine solche Form der Geistesfreyheit so förderlich ist, und jeden Gilden- und Ephorats-Zwang entfernt hält: wer möchte aber in Anregung bringen, was dem Zeitgeist zuwider ist, um nicht unleugbare Vortheile auf das Spiel zu setzen? Einen Vorwurf unserer sogenannten schönen Geister gegen den Werth unserer protestantischen Universitäten hat diese Schrift unseres Erinnerns nicht berührt, dass nach unserer Studieneinrichtung alles Heil der Wissenschaften in Deutschland von Universitätsgelehrten abhänge, die von der grossen Welt und ihrem feinen Ton getrennt lebten: aber Hr. *V.* hat in einer anderen Schrift, die wir nächstens anzeigen werden, im Vorbeygehen einige Vortheile, die aus dieser Lage der Dinge für die deutsche Gelehrsamkeit entsprungen sind, ins Licht gestellt. Es mag seyn, dass dieser Umstand das Streben nach der Eleganz in der Einkleidung etwas bey Universitätsschriftstellern verspätet hat: aber warum haben doch die schönen Geister mitten in der grossen Welt, die sie umgab, diesem Mangel an schönem Vortrag nicht durch Muster früher abgeholfen? Finden sich nicht vom Anfange unserer schönen Literatur an vorzügliche Stylisten unter den Universitätsgelehrten? Hat nicht Leipzig sogar einen grossen Antheil an ihrem Anfang? und ist es für nichts zu achten, dass durch ihre Entfernung von der grossen Welt die deutschen Universitäten von ästhetischen Polissons frey geblieben sind?

E.

Von obiger Schrift ist folgende Übersetzung erschienen:

Lübeck, b. Niemann und Comp.: *Über die Universitäten und öffentlichen Unterrichts-Anstalten im protestantischen Deutschland, insbesondere im Königreiche Westphalen,* von *Karl Villers,* Correspondent des National-Instituts von Frankreich u. s. w. Aus dem Franz. übersetzt von *Franz Heinrich Hagena,* Collaborator am herzogl. Gymnasium in Oldenburg. 1808. 134 S. 8. (Angehängt ist eine schematische Tabelle über die öffentlichen und besonderen Vorlesungen, die

auf einer deutschen Universität während eines halben Jahres gehalten werden. Fol.) (18 Gr.)

Man kann nicht in Abrede seyn, dass diese Übers. im Ganzen wohl gerathen ist: aber man begreift freylich nicht, für wen sie bestimmt seyn soll. *Villers* Schrift war Ausländern geschrieben; ein Deutscher, der sie nicht im Original zu lesen vermag, wird schwerlich eine Übersetzung derselben zur Hand nehmen.

M. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Joh. Aug. Henr. Tittmanni*, Theol. D. et Prof. Lips., *de rebus academicis epistola*. 1808. 60 S. 8. (8 Gr.) Die bevorstehende neue Organisation der Universität Leipzig hat zunächst dieses Sendschreiben veranlasst, welches an den durch Kenntnisse, Eifer und Charakter gleich ehrwürdigen Ober-Consistorial-Präsidenten zu Dresden, Hn. *v. Nostiz* und *Jänkendorf* gerichtet ist, und neben dem, was jene Universität unmittelbar betrifft, auch manche andere beherzigungswerthe Ideen über das Universitätswesen überhaupt enthält. Zuvörderst fasst der Vf. den Zweck der Universitäten ins Auge, nicht den gemeinen, welcher in Vorbereitung der Studirenden zu einem gewöhnlichen Staatsdienste besteht, sondern den edleren, oder vielmehr den einzig wahren, nach welchem Universitäten Bildungsanstalten für die Menschheit sind, die gegen den Rückfall in die Barbarey des Mittelalters schützen, und indem sie Vernunft und Wissenschaft pflegen und ausbilden, das Wohl der gesammten Menschheit erhöhen. Achtungswerth müssen daher der Nation die Männer erscheinen, welche, um jenen Zweck zu erreichen, ihr ganzes Leben den Wissenschaften widmen; aber um diess mit Erfolg leisten zu können, muss ihnen eine anständige Ruhe zu Theil werden, ein sorgen- und kummerfreyes Leben, bürgerliche Ehre, wie sie jedes gebildete Volk den Wissenschaften immer erwiesen hat, endlich vollkommene Freyheit, ohne welche die Wissenschaften nie gehörig betrieben werden können. Glücklich in dieser Rücksicht war zu jeder Zeit, durch die Milde der Fürsten und durch äussere begünstigende Umstände, die Universität zu Leipzig; glücklich auch während der letzteren Kriegsbewegungen, wo die Lehrer derselben, nicht ohne Missgunst des gemeindenkenden Haufens, frey von äusseren Störungen blieben. *Praedicari satis non potest* (sagt der Vf. S. 14) *Universitatis nostrae felicitas, quae inter atroces belli superioris tumultus summa quiete fruebatur; quam homines a literis alienos nobis invidisse non mirandum est, sed qui inter doctos habentur, militibus recipiendis turbatam voluisse non credet posteritas.* — Ein anderes Bedürfniss der Universitäten, dem die Freygebigkeit der Fürsten abzuhelfen hat, ist eine reichhaltige und zum öffentlichen Gebrauch ausgestellte *Bibliothek*. Worauf es bey einer solchen ankomme, versteht sich zwar von selbst; aber es kann auch in unseren Tagen nicht oft genug erinnert werden, dass bey akademischen Bibliotheken, zumal deren Fonds nur mässig ist, nicht auf das Privatinteresse einzelner Lehrer, die durch öffentliche Anschaffungen gewöhnlicher Bücher ihr eigenes Geld ersparen wollen, auch nicht auf die Dürftigkeit der Studirenden, welche ihre nöthigsten Bücher aus den öffentlichen Bibliotheken zu entnehmen wünschen, und eben so wenig auf die Einfälle solcher Männer, welche, unbekannt mit den Fortschritten der Literatur, weder gehörige Kenntniss des Einzelnen, noch Umsicht des Ganzen besitzen, einige Rücksicht zu nehmen sey. Sehr wahr schildert der Vf. die Erfodernisse einer akadem. Bibliothek, wie sie dem, dessen Aufsicht dieselbe anvertraut ist, immer vor Augen schweben sollten (S. 17): *Bibliothecam academicam instructam esse oportet primum fontibus universarum literarum, iisque purissimis, deinde ex omni genere literarum libris praestantissimis his, qui aut ob magnitudinem pretiosiores sint, aut aliam ob causam paratu difficiles, denique omnibus bonae notae libris, qui quum non quotidie necessarii sint, publice parandi sunt, ut, si iis opus sit, in consilium adhibere possint.*

Die zweyte Betrachtung, die der Vf. anstellt, betrifft die Studirenden, die gewöhnlich in einem doppelten gleich schädlichen Irrthum befangen sind. Einmal, indem sie glauben, dass der Zweck des akadem. Studiums dahin gehe, alles, was erforderlich sey für ihr ganzes Leben, auf der Akademie während des wohlbekannten Trienniums zu erlernen; sodann, indem sie ihre Bestimmung auf Akademieen bloss darein setzen, zu künftigen Stellen im Staate sich geschickt machen oder vielmehr abrichten zu lassen. *Sunt* (heisst es S. 27), *ut libere dicam, haud pauci, qui formari et tradi sibi velint a nobis eruditos operarios, quorum memoria, labore, digitis, civitas uti aliquando possit. De animo in Universitatibus formando, emolliendo, acuendo, nobiliore et fortiore, veri rectique amantiore, constantiore, et ad quaevis honesta facienda et patienda promtiore reddendo, nemo cogitat. Ergo literis quoque nullum pretium, nisi quod calculi monstraverint, nullus eruditorum honos, quam operariorum, nulla studii academici ratio, quam vilis mercedis venatio.* Was aber die zweckmässige Betreibung der Studien auf Universitäten vorzüglich erschwert, ist der Mangel an gehöriger Vorbereitung, welche den Jünglingen auf den Schulen zu Theil werden sollte. Dass dieser Mangel auch auf den königl. sächs. Universitäten sehr fühlbar seyn müsse, wo wir ihn bey der bekannten guten Einrichtung der meisten sächsischen Schulen am wenigsten vermuthet hätten, erhellet aus des Vfs. offenem Bekenntniss S. 23: *Veniunt ad nos juvenes, in scholis mediocriter tantum praeparati, literarum antiquarum vix elementis imbuti, sed rationis academici studii prorsus ignari.* Der immer weiter verbreiteten Seichtigkeit im Studiren muss von den Schulen und Gymnasien aus entgegengearbeitet werden; der Jüngling, der zum akademischen Leben herangereifet ist, werde schon hier mit dem Inhalt der Wissenschaften im Allgemeinen encyklopädisch bekannt; er lerne wählen, was für sein Talent passend ist, und erfahre den Weg, auf welchem er das Gewählte finden kann! Tritt er sodann in die akademische Laufbahn: so mögen an ihm die drey sehr zweckmässigen Vorschläge erprobt werden, welche der Vf. zur Verbesserung der Universitäts-Studien S. 38 ff. darlegt. Fürs erste werde die grosse Eilfertigkeit entfernt, womit man in drey, auch wohl zwey Jahren den akademischen Cursus vollenden zu können wähnt. Bey dem so sehr erweiterten Gebiete der einzelnen Wissenschaften, wie könnte eine so kurze Zeit hinreichen, um nur einige Gründlichkeit und Festigkeit zu erlangen? Zweytens sorge man für vernünftige Studienpläne, und mache mit ihnen diejenigen bekannt, die fremd und unvorbereitet in ein neues Feld eintreten. Mögen auch bessere Köpfe, die ihren eigenen Pfad zu finden wissen, solche Wegweiser verschmähen, mögen diesen die Fesseln nachtheilig seyn, welche etwa eine geordnete Methodologie ihnen anlegt: wie viele können denn im Ganzen aus dem grossen Haufen der Ankömmlinge auf Universitäten zu jenen Besseren gezählt werden? Der grosse Haufe hingegen, wie zwecklos wählt er gewöhnlich die zu hörenden Vorlesungen, wie verkehrt und zufällig die Lehrer! Wie wenigen ist vergönnt, das zu spät wahrgenommene Hysteron Proteron in den Studien wieder gut zu machen, und auch bey diesen, wie viel Zeit, Kraft, Geld geht verloren! Endlich muss auch der akademische Fleiss wirksam ermuntert und anständig belohnt werden. Auch, was der Vf. hierüber sagt, verdient Beherzigung. Wir heben zum Schlusse nur folgende Stelle noch aus (S. 56): *Inter recti studii academici incitamenta non postremum locum obtinere videtur proposita studiosis omnibus spes honorum et munerum, honesta et laudabilis illa, quoniam iis tantum affulget, qui honestum et laudabile in literis studium posuerunt, sed certa, aequa, summa par ostensa omnibus, qui dignos ea se praestiterint. Quid enim ad acuendos et confirmandos animos excellentius cogitari potest, quam si certam aequamque omnes spem habeant, si sciant, rempublicam optimorum operam desiderare, optimos honoribus afficere, optimorum virtute tutissimam se credere, si intelligant, qui optime de republica mereri possit, huic non defore occasionem optime de ea merendi, si praevideant, ad honores exoptatissimos, id est eos, qui plurimum prudentiae et virtutis desiderant, aditum patere omnibus, qui prudentia et virtute maxime excellant; denique si sperare possint, fore, ut summa consequantur, modo effecerint, iis ut dignissimi habeantur.*

ΔΙΙ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MAY 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Über Universitäten, nach Schleiermacher, Villers und Tittmann*, von D. *Ludw. Wachler*, Prof. zu Marburg. Abgedruckt aus den neuen theol. Annalen. 1808. 41 S. 8.

Der hier behandelte Gegenstand hat in unseren Tagen eine solche Wichtigkeit gewonnen, dass wir vorliegendes Werkchen, welches sich an die drey, in No. 115 und 116 angezeigten Schriften würdig anschliesst; einer besonderen Auszeichnung werth achten. Zwar enthält es nichts als eine darstellende Beurtheilung jener drey Schriften, und es ist nicht unser Zweck, eine Recension über Recensionen zu schreiben: aber der Beurtheiler ist ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, von mehrjähriger akademischer Erfahrung und von erprobtem Wahrheitssinn; seine Beurtheilung ist mit so vielen interessanten und beherzigungswerthen Reflexionen durchflochten, dass in diesem Fall eine Ausnahme von der Regel sehr zweckmässig scheint. Wir übergehen, was der Vf. zur Würdigung und Vergleichung jener oben angezeigten Schriften mit Gründlichkeit vorgebracht hat, und schränken uns bloss auf einige seiner Bemerkungen ein, welche zum Theil fruchtbaren Stoff zu neuen Bemerkungen enthalten.

Auch Hr. *W.* ist der Meinung, *dass es für die* erste Einleitung in die Universitätsstudien sehr heilsam seyn würde, wenn man die *philosophische Facultät*, oder besser, einen Ausschuss derselben, verpflichtete, den angehenden Studenten zu prüfen, wissenschaftlich zu orientiren, oder symbolisch zu weihen. Die Freyheit zu studiren, oder sich auf der Universität aufzuhalten, wird dadurch nicht beeinträchtiget; nur für die, welche sich der angeordneten öffentlichen Aufsicht unterwerfen wollen, ist eine solche Einrichtung getroffen, und sie setzt die Universität in den Stand, dem Gouvernement über Amtstüchtigkeit einzelner Subjecte die gefoderte Auskunft geben, und über diejenigen, welche das Bürgerrecht in der eigentlichen literarischen Republik erlangen wollen, urtheilen zu können, obgleich die Zulässigkeit der letzteren auch auf andere Weise erforscht werden kann. — Übrigens wäre es sehr gut, wenn die Mitglieder der Specialfacultäten, unter gewissen die individuelle Studienfreyheit sichernden Bedingungen, darüber einverstanden wären, keinen Unbekannten, der sich als Zuhörer bey ihnen meldet, zu ihren Vorlesungen zuzulassen, wofern er nicht, so weit solches historisch-empirisch beurtheilt werden kann, die erfoderliche Vorbereitung dazu sich erworben hat. Ohne diese Vorkehrungen lassen sich dem alles Wissenschaftliche ausschliessenden Handwerksgeiste im Studiren keine Schranken setzen; Jünglinge, ziemlich roh der Schule entlaufen, hören im ersten halben Jahre, ohne durch Sprachkunde, Philosophie und Geschichte vorbereitet zu seyn, Dogmatik; werfen sich in juristischen Definitionen-Kram, oder befassen sich mit medicinischen Specialdisciplinen, ohne durch Vorkenntnisse sich zu solchen Studien geschickt gemacht zu haben. Philologische zumal und historische Vorkenntnisse, wiewohl sie den Grund von allen Wissenschaften ausmachen, wie selten werden sie erworben, wie unverzeihlich bey dem gewöhnlichen Handwerksschlendrian verabsäumt! Entsetzlich ist es, dass Universitätslehrer aus schmutzigem Eigennutz, oder aus lächerlicher Eitelkeit, welche sich mit der Zahl der Zuhörer brüstet, das Unwesen begünstigen; bedauernswürdig, aber freylich auch von Staats wegen zu beschränken in ihrem, der Wissenschaft nicht minder als dem Staatswohl verderblichen Einflusse, sind diejenigen, welche aus Factionsvorurtheil, aus Hass gegen die der philosophischen Facultät zugeeigneten Fächer, aus unwissenschaftlichem und unverzeihliche Ignoranz verrathendem Übermuthe, welcher alles entbehrlich hält, was vermeintlich nicht unmittelbar zur Sache gehört, und Allen Alles seyn zu können wähnt, der unsinnigsten Verkehrtheit Vorschub thun. Man stellt z. B. die *Geschichte* als entbehrlich dar, weil ja dem jungen, nur nach Routine und Brod strebenden Theologen in der Kirchenhistorie, dem Juristen in der Rechtsgeschichte, dem Mediciner in den Einleitungen zu den einzelnen Disciplinen das Nöthige davon beygebracht werde; man würdiget mit stolzer Miene, welche eigene Unwissenheit verbirgt, die *Sprachkunde* herab, als Etwas, das nur für Schulen tauge, aber dem akademischen Jünglinge, dessen Geist mit den Facultätswissenschaften genährt werden müsse, nicht mehr behage. So in den übrigen zur philosophischen Facultät gehörigen Fächern. Was Wunder, wenn dadurch Unwissenschaftlichkeit und Stümperey überall um sich greift!

Darin, dass in jeder Facultät die möglichst grösste Freyheit herrschen soll, ist Hr. *W.* billig mit *Schleiermacher* einverstanden; auch darin, dass die Nominalprofessuren nicht stark und drückend hervortreten sollen: aber, damit keine Lücke in den Unterrichtsgegenständen für ein Semester oder einen Curs zu

befürchten sey, dringt er mit Recht darauf, daſs jedem Lehrer sein besonderes Fach wenigstens in so weit angewiesen werde, daſs er verpflichtet sey, dasselbe innerhalb des bestimmten Zeitraums, welchen man für einen gewöhnlichen Aufenthalt auf der Universität annehmen kann, vorzutragen, wenn Niemand sich gefunden hat, der es in dem gehörigen Umfange vorträgt. Für die Mehrheit der Universitäten, wie sie dermalen sind, dürfte es am rathsamsten seyn, wenn die Professoren in Eintracht und ohne kleinliche Privatrücksichten sich verabredeten, alle Hauptfächer wenigstens in Jahresfrist vorzutragen. *In Jahresfrist;* wobey eine regelmäſsige Beobachtung der Semester, die man als akademische Studientermine ansehen kann, zur strengsten Pflicht gemacht werden sollte. Nichts ist verderblicher und für den Studienplan der Docenten sowohl als der Studirenden störender, als wenn Vorlesungen, denen man gewöhnlich nur Ein Semester bestimmt, ins zweyte und dritte hinübergeschleift werden, wenn man dadurch den übrigen Lehrern, die solche Unart vermeiden, Zeit und Raum für ihre Vorlesungen wegnimmt.

Über das, was *Schleiermacher* von den *Seminarien* sagt, worin die Schüler schon als producirend auftreten, und die Lehrer nicht sowohl unmittelbar mittheilen, als nur diese Production leiten, unterstützen und beurtheilen, fügt Hr. *W.* S. 21 Etwas hinzu, doch nichts erschöpfendes: denn gerade hier scheint uns das *Schleiermacher*'sche Räsonnement am meisten einseitig zu seyn. *Schleiermacher* will nämlich, daſs jedem Lehrer, welchem es gelingt, eine Anzahl der Jünglinge seines Faches näher an sich zu ziehen, diese Leitung ihrer eigenen Arbeiten von ihnen selbst übertragen werde, daſs jeder sich sein Seminarium selbst bilde. Diesem natürlichen Gange, meint er, trete der Staat in den Weg, wenn er für jede Facultät Ein Seminarium stifte, und dieses mit besonderen Begünstigungen Einem Lehrer übertrage. Auch wenn der Staat eine bestimmte Anzahl von Studirenden, oft schon bald nach ihrer Ankunft auf der Universität, als Seminaristen unterstütze, verfalle er in den Fehler, reine Aufmunterungen, die nur selten wirklich aufmuntern, Belohnungen, ehe noch etwas geschehen ist, zu vertheilen. Wir geben dieſs zu, wenn von theologischen, juristischen, medicinischen Seminarien die Rede ist. Hier ist es leicht, Jünglinge zu vereinigen, welche, ohne auf weitere Unterstützung Anspruch zu machen, sich schon dadurch hinlänglich belohnt fühlen, daſs sie in der Wissenschaft, die sie künftig ehren und nähren soll, schnellere und gewissere Fortschritte machen: auch der Lehrer fühlt hier, ohne eine höhere Aufmunterung und Belohnung, zwiefachen Beruf zu einem Verein, der sich ihm so leicht und dabey so fruchtbringend ankündiget. Ganz anders aber verhält es sich mit den philologischen Seminarien, welche, als die Basis von allen übrigen, zuerst auf einer Universität zu errichten, dringendes Bedürfniſs ist. Wo finden sich hier, ohne höhere Unterstützung, fähige Jünglinge genug, die auf gründliche Erlernung und unmittelbare Ausübung solcher Studien die nöthige Zeit wenden, welche sie zwar für nützlich anerkennen mögen, aber, bey beschränktem Vermögen und bey der, ihnen von ihren Ältern kärglich zugemessenen Studienzeit, mit Hintansetzung der eigentlichen Brodstudien nicht mit gröſserem Zeitaufwand zu betreiben wagen? Hier muſs nothwendig zum Besten der Wissenschaften und des Staats die Studienzeit verlängert werden können; aber dieſs ist nicht möglich, wenn nicht der Staat selbst durch reelle Hülfe eingreift. Erst dann wird auch der Lehrer der Philologie seinen Beruf anerkennen, nach geordnetem Plan einen solchen Verein von Jünglingen zu stiften, dessen Fortdauer nicht dem Zufall oder den Vermögensumständen der Theilnehmer überlassen, und dessen Bestimmung nicht durch jährigen, oder gar halbjährigen Wechsel der Seminaristen kaum zur Hälfte erfüllt wird. Auch ist bey diesen Seminarien nicht zu besorgen, daſs die einem Lehrer erwiesene Begünstigung den übrigen Lehrern oder der Wissenschaft selbst nachtheilig werde; noch weniger, daſs die Jünglinge dadurch auf eine unreine Art zu dem Lehrer ausschlieſsend hingezogen werden, der solche Begünstigungen zu vertheilen hat, und daſs dadurch eine Art von Monopol entstehe. Denn in der Regel ist auf Universitäten nur Ein Lehrer der Philologie angestellt; und weil sein Lehramt ohne Zweifel zu den bedeutendsten und für den Ruhm der Universität wichtigsten Lehrstellen gehört: so wird billig vorausgesetzt, daſs diese Anstellung nicht ohne die sorgfältigste und gewissenhafteste Prüfung des angestellten Subjects geschehen sey. Sind aber auch auf manchen Universitäten mehrere öffentliche Lehrer dieses Faches, welche, wie zu erwarten steht, ein rühmlicher Wetteifer entflammt: so wähle man zum Aufseher des Seminariums denjenigen, der sich seiner Wissenschaft am sichersten bemächtiget hat, und dieselbe Anderen mitzutheilen am fähigsten ist; man nehme dabey nicht die in Deutschland so sehr herrschende Rücksicht auf das Alter; man bedenke, daſs der Älteste zu einem solchen näheren persönlichen Verkehr mit der Jugend, wenn alles Übrige gleich gesetzt wird, der Regel nach der minder geschickte ist; man vertraue endlich auch dem Gewählten die Aufsicht nur so lange an, als ihn seine Kräfte gehörig unterstützen, und die fortwährende Neigung zur Sache aus dem Erfolge sichtbar ist. Freylich kommt es bey der Einrichtung dieser Anstalt vor allen Dingen auf die Überzeugung an, daſs sie der Universität nicht bloſs vortheilhaft, sondern wahrhaft nothwendig sey: eine Überzeugung, welche in unseren Tagen lebhafter als jemals seyn sollte. Denn welche Universität hat je geblüht und einen dauernden Ruhm behauptet, ohne Betreibung der edeln Musenkünste? Und wo haben diese Künste je ein bleibendes Gedeihen gefunden, wo ist eine eigentliche Schule derselben gebildet worden, ohne Pflege philologischer Seminarien? Die sogenannten Brodwissenschaften, mögen sie auch noch so gründlich gelehrt worden seyn, wo haben sie jemals einer Universität fortwährende

Auszeichnung erworben? Wie könnten sie es jetzt, da man, bey dem raschen Wechsel der Zeitumstände, kaum weiss, ob eine Brodwissenschaft, die man in diesem Halbjahr erlernt, noch in dem folgenden als solche gelten, und in Ausübung gebracht werden wird? — Deutscher Jüngling, willst du nicht Gefahr laufen, mit deinem theuer erkauften Wissen in Kurzem Schiffbruch zu leiden: so strebe jetzt auf Universitäten zuerst nach einer *allgemeinen* Bildung, welche dich zu Jedem geschickt macht, was der Wechsel des Schicksals gebeut oder anräth; eine solche Bildung aber wirst du nirgends empfahen, als aus den Händen der im edleren Sinne des Worts sogenannten, mit Geschichte und Mathematik innig verbundenen Philologie.

Aus dem, was *Schleiermacher* als Grundansicht über die *Ertheilung der gelehrten Würden* aufgestellt hat, folgert Hr. *W.* mit Recht, dass, wie es auch sonst auf deutschen Universitäten gehalten wurde, und auf einigen wirklich noch gehalten wird, Jeder zuerst in der *philosophischen Facultät* promoviren müsse, ehe er zu dem Doctorgrade in den Specialfacultäten zugelassen werden kann, der ihm auf eine Stelle bey der Universität oder Akademie Ansprüche giebt. Das Wegwerfen der philosophischen Doctorwürde, sagt Hr. *W.*, ist unverzeihlich, ob man es gleich mit dem abscheulichen Gedanken der Unschädlichkeit entschuldigen will. — Es versteht sich, dass, wie *Schleiermacher* S. 136 scharfsinnig ausführt, nur diejenigen, welche an der Wissenschaft selbst zu arbeiten und sie auszubilden, nicht aber das Erkannte bloss auf eine reale Weise darzustellen, und die Früchte der Wissenschaft in das Leben überzutragen sich berufen fühlen, die Höchsten sind für den durch Universitäten begründeten wissenschaftlichen Verein, dass nur sie die Stellen ausfüllen auf der Universität und in der Akademie, und wenn sie an öffentlichen Geschäften Theil nehmen, dieses, eben wie jene das Lehren, nur als Nebensache ansehen. Sie allein sind also die eigentlichen Doctores, von denen aber auch in einem höheren Grade muss gefodert werden, dass sie von dem Zustande der Wissenschaft, der sie sich weihen, genaue Kenntniss, und in der Handhabung derselben grosses Geschick beweisen. „Hier sind nun (sagt *Schleiermacher*) vorzüglich gewisse Proben der Gelehrsamkeit an ihrer Stelle, und müssen eigentlich immer von der Art seyn, dass sie etwas Merkwürdiges bleiben für dieses Gebiet. Ein Doctor, welcher nicht gleich bey seinem Eintritt in diese Würde eine Spur von seinem Daseyn zeichnet, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und während der Epoche, in der sich die Wissenschaft eben befindet, nie ganz verschwinden kann, ein solcher ist eigentlich seines Namens unwürdig." Was nun die abzulegenden Proben der Gelehrsamkeit anlangt: so können sie theils in mündlichen Prüfungen, theils in geschriebenen und für den Druck bestimmten Differtationen, theils in öffentlicher Vertheidigung derselben bestehen. Nach der gegenwärtigen Verfassung unserer Universitäten und nach dem Zustande der gelehrten Republik überhaupt, darf keine dieser Prüfungen von der anderen getrennt, keine für sich allein als hinreichend geachtet werden. Mündliche Prüfungen und geschriebene Differtationen sollen beweisen, ob der in den literarischen Verein Aufzunehmende in einem einzelnen Felde des realen Wissens einheimisch, ob er mit dessen Fortschritten sowohl als Bedürfnissen bekannt, ob er im Stande sey, die erlernte Wissenschaft weiter fortzubilden. Durch die öffentliche Vertheidigung seiner Schrift aber, oder durch die sogenannte Disputation, soll er das Innere seiner Ansichten eröffnen; er soll zeigen, welcher Combinationen er fähig sey; er soll vermittelst dialektischer Consequenz bewähren, dass er den Geist der Wissenschaft als Princip in sich aufgenommen habe. Alles diess hat *Schleiermacher* vortrefflich entwickelt. Wenn aber derselbe klagt, dass heut zu Tage die scholastische Form der Disputationen zu einem leeren Spielgefechte geworden; wenn auch Hr. *W.* wiederholt, dass der Credit fast aller auf der Universität durch solche Förmlichkeit erlangten Würden tief unter den Punct der Satyre herabgesunken: so ist, um nicht auf missverstandene Äusserungen so wackerer Männer hin der Trägheit ein Polster unterzulegen, einerseits zu bedenken, dass der Missbrauch einer an sich sehr achtungswerthen Sache den würdigen Gebrauch derselben nicht beschränken dürfe, auf der anderen Seite, dass auch jetzt noch manche berühmte Universität den rechten Gebrauch mit Würde behauptet, dass sie den guten Erfolg davon zu ihrem und der Wissenschaft Besten fortwährend erfährt, und dass mithin jene Urtheile zu allgemein ausgesprochen sind. Rec. ist am genauesten mit der Einrichtung öffentlicher Disputationen auf den königl. sächsischen Universitäten bekannt. Er weiss, als mehrjähriger Lehrer auf der berühmtesten dieser Universitäten, aus Erfahrung, dass hier diese öffentlichen Proben mit Ernst und zweckmässigem Anstand gehalten werden, dass, solche Prüfungen mit Beyfall bestanden zu haben, für ein vollgültiges Zeugniss der erworbenen Kenntnisse gelten kann. Hier wendet man noch auf die Ausarbeitung einer solchen Probeschrift, welche nicht bloss aus ein paar flüchtigen Blättern bestehen darf, die oft mit den Sibyllenblättern das verdiente Schicksal theilen, den nöthigen Fleiss; man hält die Handlung der Disputation selbst für wichtig und feyerlich. Nicht selbstbestellte Opponenten verrichten hier an dem jungen Manne, dem das Katheder eröffnet worden ist, ein Werk der Barmherzigkeit, sondern Jeder, der, als Lehrer der Universität in irgend einem Fache, Kraft und Neigung in sich fühlt, kann auf dem Kampfsplatz erscheinen; diejenigen, in deren Hauptfach die Probeschrift eingreift, erscheinen natürlich am gewissesten; sie ausschliessen wollen, hiesse nichts anders, als die öffentliche Handlung entehren, und den Feigen, der solche Ausschliessung nur gewünscht hätte, der öffentlichen Verachtung preisgeben: aber auch andere Lehrer treten auf, unangemeldet und ohne getroffene Verabredung mit den Disputanten, und es ist ein erfreuliches und erhebendes Schauspiel, das auf den zahl-

reichen Kreis der umstehenden Jünglinge höchst vortheilhaft wirken muss, wenn man hier oft die verdienstvollesten Veteranen der Wissenschaft, deren Namen schon Ehrfurcht gebietet, voll Ernst für ihr Amt und für die gute Sache, welche durch kein frivoles Spiel, durch keine Harlekinade entweihet werden darf, in einem prüfenden Kampfe mit angehenden Docenten erblickt, deren nachheriger Ruf und akademisches Glück nicht selten in der ersten Stunde dieser öffentlichen Probe auf das bestimmteste entschieden wird. Denn freylich tritt auch wohl der Fall ein, dass Unwissende, die bloss täuschendem Selbstgefühl, dünkelvoller Anmasung oder niedrigen Kunstgriffen vertrauend, sich zu akademischen Lehrern erheben wollen, in dieser Prüfung zurückgewiesen, und ganz eigentlich von dem Katheder, dessen sie unwürdig waren, herabdisputirt werden. Aber eben diese Strenge macht nachdrückliche Vorbereitung auf das Lehramt zur Pflicht; sie gebietet Fleiss und Kraftanstrengung; sie erhält den Stand der Universitätslehrer in der Achtung, welche nicht fehlen darf, wenn die Wissenschaft, durch Lehrvorträge ausgestreut, in den jugendlichen Gemüthern Wurzel fassen soll. Wir können demnach uns nicht überzeugen, dass Disputationen, auf diese Art angestellt, und aus dem obigen Gesichtspuncte gefasst, als eine leere, unnütze, ja wohl gar lächerliche Form erscheinen, wie sie mancher, wohlwissend warum, in unseren Tagen gern darstellen möchte. Wir glauben, dass jener würdevolle Ernst, jene wissenschaftliche Strenge bey dieser Handlung auch auf anderen Universitäten noch beobachtet werde; und sind der festen Meinung, dass, wo diese Haupterfodernisse der Disputationen durch Leichtsinn entweder oder durch Unwissenheit allmählich verschwunden seyn sollten, ihre Herstellung und Sanctionirung zur heiligsten Pflicht gemacht werden müsste. Denn auch hier gilt, was überhaupt auf die Universitäten so vielfache Anwendung leidet: *Nisi utile est, quod facis, stulta gloria est.*

Ter.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Schleswig* u. *Flensburg*, b. Röhss, Christiani u. Korte: *Keine Universität in Berlin.* An den Hn. geh. Ober-Tribunalrath *Klein* von dem Freyherrn *v. Eggers*, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Ritter vom Danebrog. 1809. 30 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. verkennt keineswegs die Vortheile, welche eine grosse Stadt, vorzüglich eine Residenz, wo man im Ganzen mehr Aufklärung und die Aufklärung vielfältiger findet, für eine Universität darbietet; aber er behauptet, dass diese Vortheile mehr auf spätere Bildungsanstalten gehen. Für jedes wissenschaftliche Fach bringe der Aufenthalt in der Residenz grossen Gewinn, besonders dem, den Talent und Umstände zu einem höheren Wirkungskreise berufen. Aber dem Geiste der Studien, die dem Jüngling Grundlage zu seiner künftigen Beschäftigung seyn sollen, fromme dieser Aufenthalt nicht, theils weil hier der wissenschaftliche Stolz, welcher aus der Überzeugung von dem hohen Werthe vorhergegangener Anstrengung entspringe, allzusehr unterdrückt werde, theils weil sich mit dem Mangel an äusserem Ansehen auch die Zufriedenheit mit seiner Lage bey dem Lehrer sowohl als bey dem Lernenden vermindere. Auch an eine gewisse Einförmigkeit der Lebensweise, welche die akademischen Studien fodern, an eine regelmässige Gewöhnung an bestimmte Geschäftsstunden sey in einer Residenz nicht zu denken: selbst die Professoren können sich hier nicht immer erheben über die mannichfaltigen Zerstreuungen einer solchen Stadt; noch gefährlicher sey die hier herrschende Verführung für die Sitten der Studirenden. Bey den meisten grossen Städten, namentlich bey Berlin, treten noch überdiess die Besorgnisse der nachtheiligen Folgen ein, welche aus der verhältnissmässig grösseren Theurung entspringen. „Der akademische Lehrer muss auch mit einer gewissen Bequemlichkeit leben. Er muss sich sein Haus gemächlich machen: denn dass er heimisch sey, gehört zu den Pflichten seiner Lage. Sein Studium fodert manche Ausgabe, die er sich nicht versagen darf, ohne Nachtheil für die Erfüllung seines Berufs. Soll der gewissenhafte Professor zu einer ängstlichen Berechnung genöthiget seyn, ob er seinen Briefwechsel einschränken muss, ob er sich dieses oder jenes Buch anschaffen darf, was vielleicht nicht in die Universitätsbibliothek gehört, oder ihm immer zur Hand seyn muss?"

Endlich ist auch das nicht gut, so viele öffentliche Anstalten und Einrichtungen in der Residenz zu häufen. Der Nationalcultur zwar ist es erspriesslich, wenn der Regent von einer Anzahl gebildeter Männer in allen Fächern umgeben ist; aber es folgt daraus nicht, dass die Residenz der Mittelpunct aller Kenntniss seyn müsse. Das glücklichste Verhältniss dünkt dem Vf. dieses: in der Residenz treffliche Schulen, Gymnasien, Anstalten aller Art zur Geschäftsbildung, Bibliotheken, Akademie der Wissenschaften, aber — keine Universität. Zuletzt macht Hr. *v. E.* noch darauf aufmerksam, dass für die Bedürfnisse des preussischen Staates die Universitäten zu Königsberg und Frankfurt vollkommen hinreichen, und dass, wenn etwa noch im Mittelpunct der Monarchie eine Universität errichtet werden solle, das Gymnasium zu Breslau sich mit minderen Kosten zu einer solchen erheben lasse.

Kein Unbefangener wird in Abrede seyn, dass alles, was zur Erreichung des auf dem Titel ausgedrückten Zwecks gesagt werden konnte, von dem würdigen Vf. auf eine verständige und lichtvolle Weise gesagt worden ist.

ΔII.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Kleefeld: *Hiacinthe und Camillo* oder *die Cisalpinier.* 1808. 670 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.) Das Merkwürdige von diesem Roman ist, dass er von einem 13jährigen Mädchen herrühren soll. Wenn wir noch drey oder vier Jahre hinzudenken, scheint diess allerdings möglich; denn bey einiger Erfahrung des Herzens, wie sie sich wohl unter Geschwistern, unter Nachbarinnen, und nach den Erzählungen Anderer im Zimmer machen lässt, verräth das Product noch viel Unbekanntschaft mit der Welt und einen grossen Leichtsinn in Verknüpfung der Umstände. Äussere Schwierigkeiten werden gewöhnlich nur mit wenigen Worten erwähnt, oder ganz umgangen, und alle Vorfälle und Scenen in das Zimmer verlegt. In der Wechselwirkung und Mittheilung der Personen herrscht aber viel Gefühl, nur ohne Tiefe und Mannichfaltigkeit. Der Styl ist ohne Perioden, flüchtig und in kurzen Sätzen: es liest sich alles leicht weg. Sonderbar, dass die holde Kleine so viel Vergnügen daran gefunden hat, Liebende in ein unglückliches Verhältniss zu bringen, und sie bald durch Mangel an Gegenliebe, bald durch grausame Ältern, und bald durch weite Entfernung zu plagen. Camillo, die Hauptperson, muss seine verlorne Hiacinthe fast durch ganz Europa suchen, und durch seine Liebenswürdigkeit erst mannichfaltiges Unglück in den Herzen Anderer anrichten, ehe er der Wiedererlangung seiner Geliebten gewürdiget wird. Und auch da noch muss er die Probe der Eifersucht bestehen. Wir wissen nicht, ob wir einer jungen Phantasie, die schon so früh in der Erwartung des Lebens so trübe Bilder mischt, dazu Glück wünschen sollen. Diess führt gar leicht zu der krankhaften Neigung, einen leidenden Zustand lieb zu gewinnen, statt sich von den leichteren Banden los zu machen, und auch über Schmerzen hinaus sich zum Genuss und zur Freude zu erheben. Sprachfehler, wie: sie lernt *dir* lesen; lehre *mir* die Guitarre; die Kleider schützten mich *fur* jeder Verlegenheit, und warum ist sie so zurückhaltend gegen *mir?* — wollen wir ihr lieber verzeihen.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MAY, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhök und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten.* Von *Johann Gottfried Eichhorn.* IV Band. 1 Abth. 1807. 2 Abth. 1808. 1116 S. V Band. 1 Abth. 1807. XVIII u. 677 S. 8. (6 Thlr. 20 Gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Der dritte Band dieses Werkes nebst der 2 Hälfte des 2 Bandes ist zur Zeit noch nicht erschienen. Von der bewundernswürdigen Thätigkeit des Vfs., die, wenn sie nicht durch so viele andere Producte dargethan werden könnte, schon an dem gegenwärtigen Bande einen hinreichenden Beleg haben würde, stehet zu erwarten, dass die Lücke bald ergänzt werden wird, obgleich die Zeit dieser Ergänzung von ihm nicht bestimmt ist. Dieser 4 Band enthält die *Geschichte der schönen Redekünste in den neueren Landessprachen*, wie auch auf einem besonderen Titelblatte angezeigt ist. Die Nationen, deren schöne Literatur hier vorgeführt wird, sind die, welche allen übrigen in Europa darin weit vorgegangen sind, und deren Ruhm zur Zeit noch nicht erreicht, geschweige übertroffen worden ist, die Italiäner, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Britten, Deutschen. Eine ungeheure Menge von Büchern sind über die Dichter und Prosaiker dieser Nationen, ihre Leben, Verdienste und Werke geschrieben. Das gegenwärtige ist eine vollständige Gallerie der vorzüglichsten Schriftsteller, deren Bildnisse im Tempel der Poesie und Rhetorik der Ewigkeit überliefert zu werden verdienen. Dank dem Vf. für die unsägliche Mühe, eine solche Menge von Urtheilen und Kritiken über die mancherley Geistesproducte, die auf dem Felde der schönen Literatur in den neueren Zeiten hervorgekommen sind, durchwebt mit kurzen biographischen Nachrichten der angeführten Heroen, zusammengetragen, und auf eine unterhaltende Art dargestellt zu haben! Gewiss kann kein Buch von einem solchen Umfange diesem an die Seite gestellt werden, und eben so gewiss macht dieses eine ganze Bibliothek entbehrlich. Wenn ein alphabetisches Verzeichniss der angeführten Autoren das Buch beschlossen hätte: so würde seine Vollständigkeit noch einleuchtender geworden seyn, weil schwerlich ein Autor von Bedeutsamkeit, wenigstens unter den Dichtern, darin vermisst werden würde. In der Geschichte der schönen Redekünste der Italiäner, Spanier und Portugiesen hatte der Vf. einen vortrefflichen Vorgänger an Hn. Hofr. *Bouterwek*, der sie für das andere, von Hn. *E.* unternommene grosse Werk, (s. Jen. A. L. Z. 1809. No. 48) ausgearbeitet hatte. Dankbar gestehet der Vf., dass die Arbeit dieses würdigen Gelehrten die seinige erleichtert habe. Er hat auch nicht bloss die Urtheile des Hn. *B.* zu den seinigen gemacht, sondern sie mehrmalen mit seinen Worten ausgedrückt. Man vergleiche z. B. was *Bouterwek* von Bojardo Bd. 1. S. 317, von Sannazar Bd. 2. S. 113. 114, von Baldi S. 356, von Macchiavelli S. 280 sagt, mit dem, was Hr. *E.* von denselben Schriftstellern S. 10, 19, 23, 126 berichtet, und man wird Gedanken und Worte in Übereinstimmung antreffen. Die Bewunderer der Lusiade des portugiesischen Dichters Camoens werden stutzen, wenn sie bey Hn. *E.* lesen, dass dieses Gedicht, so wie es nicht arm an Schönheiten ist, auch reich an Fehlern sey, S. 263. Anders lautete *Bouterweks* Urtheil, dass die Lusiade an Schönheiten reich, aber auch nicht arm an Fehlern sey, Bd. 4. S. 163. Die Versetzung der Wörter *arm* und *reich* gehört zu den Fehlern, die man an einem so weitläuftigen und mühevollen Werke wohl bemerken, aber nur der unbescheidene Kritiker rügen wird. In der französischen, englischen und deutschen schönen Literatur hatte der Vf. keinen solchen Vorgänger, als ihm *Bouterwek* bisher gewesen war, in dessen Fussstapfen er hätte treten können. Er befand sich, wie er von sich selbst sagt, in einem Überfluss der vortrefflichsten Materialien, dass ihm oft nichts mehr als eine kritische Auswahl des Besten übrig blieb. Dass ihm diese meisterhaft gelungen ist, kann selbst derjenige nicht in Abrede seyn, der in der Absicht, Ausstellungen zu machen, den gedachten Abschnitt genau und sorgfältig prüfen würde.

—r—

Des fünften Bandes 1 Abtheilung, welche bis jetzt erschienen, hat auch den besonderen Titel: *Geschichte der neueren Sprachkunde*, und erneuert die frohe Erscheinung, das Studium der Sprachenkunde, deren grosser Werth für Literatur und Geschichte sich auf keine Weise bezweifeln lässt, durch Männer von anerkannter Gelehrsamkeit neu belebt, besser begründet, umfassender bearbeitet, und weiter verbreitet zu sehen. Ehe noch der durch einen anderen Rec. (Jahrgang 1807. No. 164) angezeigte erste Theil von *Adelungs Mithridates* erschien, hatte Hr. *E.* schon ein ähnliches Werk unter der Feder, welches nun durch die Benutzung jenes Werkes eben so sehr gewonnen hat, als es wieder den Besitzern des

Mithridates eine belehrende Vergleichung gewährt. Beide Werke beschäftigen sich mit der *asiatischen* Sprachkunde, wiewohl bey verschiedenen Zwecken und mit verschiedener Anordnung der einzelnen Theile. Aus dem doppelten Titel des *eichh.* Werkes erhellt es schon, dafs es diesem Gelehrten bey der Geschichte der neuern Sprachkunde hauptsächlich um die Literatur ihrer Bearbeitung zu thun war, während *A.* blofs den Zweck hatte, die Kenntnifs der Sprachen selbst zu befördern, daher aber auch nicht blofs eine historische Nachricht von dem Eigenthümlichen dieser oder jener Sprache gab, sondern jene Kenntnifs durch solche *Sprachproben* zu begründen suchte, woraus die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen, so wie der Grad ihrer Bildung oder Unvollkommenheit am deutlichsten in die Augen fiele. Eine andere wesentliche Verschiedenheit des *eichh.* und *adel.* Werkes besteht darin, dafs *Adel.* sich blofs an die Sprache hielt, und, um sich nicht in seinen eigenen Netzen zu verwickeln, die Schrift, mit welcher jede Sprache geschrieben wird, die sinesische und einige andere merkwürdige Schriftarten ausgenommen, absichtlich überging, Hr. *E.* hingegen mit der Sprachenkunde zugleich die *Schriftkunde* verbindet, weil sie, auch abgesehen von seinem besonderen Zwecke, in der Geschichte jeder Sprache vieles aufkläre. Schriftproben zu liefern, gehörte aber eben so wenig zu Hn. *E's.* Zwecke, als Sprachproben zu geben, deren Sammlung *A.* zu seiner Hauptsache machte: an der Vollständigkeit der Notizen und Literatur über die genannten Gegenstände, worauf Hn. *E's.* Werk eigentlich abzweckte, wird man dagegen nicht leicht etwas vermissen. Die Nachträge aus neueren Werken hoffen wir im folgenden Theile zu erhalten.

Hr. *E.* beginnt seine philologische Literatur mit der *Geschichte der Sprachen - und Schrift-Kunde im Allgemeinen*, worin er die vorzüglichsten Meinungen und Werke über den Ursprung der Sprachen und deren Verschiedenheit, so wie über die Mittel, die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen zu erforschen, ferner über den Ursprung der Schreibkunst und die Verwandtschaft der Alphabete, und zuletzt noch die gemeinschaftlichen Fehler der bisherigen systematischen Verzeichnisse der Sprachen und Schriftarten kurz und bündig beurtheilt: doch bekennen wir, hin und wieder ganz anderer Meinung zu seyn. Im ersten Abschnitte *vom Ursprunge der Sprache* räum er dem Schottländer *Monboddo* den Vorzug ein, drückt aber dessen Endresultat nicht deutlich genug, und mit scheinbarem Widerspruche aus, wenn er sagt: „Es sey kein Grund vorhanden zu glauben, dafs die Sprache nur von Einem Menschenstamme erfunden worden, und alle Sprachen der Erde nur Abkömmlinge einer einzigen Stammmutter wären, ob man wohl Grund zu glauben habe, dafs die Sprache keine Erfindung vieler Nationen gewesen, sondern alle gegenwärtig bekannten Sprachen von Einer Muttersprache abstammen möchten." Deutlicher drückt er sich darüber am Ende des zweyten Abschnittes über die *Verschiedenheit der Sprachen* aus. Als allgemeine *Mittel, die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen zu erforschen*, drängten sich dem Literator die Etymologie und die Sprachproben auf, zwischen welchen die metaphysische Deutung der einzelnen Buchstaben in die Mitte tritt. Der Abschnitt von den Sprachproben ist aus *Adel.* Vorrede und Anhange zum Mithridates geschöpft: es thut uns leid, dafs sich Hr. *E.* verleiten liefs, *A's.* Ideen über Sprachvergleichung selbst da, wo man ihn als Orientalisten besser unterrichtet glauben sollte, zu unbedingt aufzunehmen. Hätte Hr. *E.* die oben angeführte Recension gekannt, oder *A's.* Behauptungen auf gleiche Weise geprüft: so würde er an der Güte der Vater — unser — Übersetzungen eher gezweifelt, als *A's.* Worte in verstärkten Ausdrücken wiedergegeben haben. Wenn Hr. *E.* bey der Schriftkunde in dem Abschnitte von der *Verwandtschaft der Alphabete* behauptet, dafs die Erfindung der Buchstabenschrift aller Wahrscheinlichkeit nach nur einmal in der Welt gemacht sey, und daher die vielen Alphabete, in deren Gebrauch das Menschengeschlecht sich theile, von einem Mutteralphabete abstammen müssen, welches sammt seinen ersten Descendenten verloren sey: so möchten wir ihn fragen, ob er sich auch die Keilschrift, wovon doch wenigstens eine Art bereits als alphabetisch anerkannt ist, von einer gemeinschaftlichen Mutterschrift abzuleiten getraue. So lange man noch in Hinsicht des Zendalphabetes von der Zukunft manches Räthsel zum Vortheile der Schriftverwandtschaft gelöset hofft: so lange sollte man sich über die verschiedenen Schriftarten, in welche sich die bewohnte Erde theilt, kein allgemein absprechendes Urtheil erlauben, damit man nicht in den Fehler der von Hn. *E.* getadelten Vorgänger falle, welche von den wenigen ihnen bekannten Sprachen und Schriftarten sogleich auf die der ganzen Menschheit schlossen.

„Für eine systematische Anordnung der Sprachen und Schriftarten, sagt Hr. *E.* am Ende seiner Einleitung, ist es noch zu früh. Es wird daher am sichersten seyn, bey ihrer Aufzählung blofs der Erdbeschreibung zu folgen, und dabey von Asien auszugehen, von welchem Welttheil aus sich allem Anscheine nach Menschen, Sprachen und Schrift in die übrigen Welttheile ausgebreitet haben. Indessen sagt ebenderselbe in der Vorrede, wenn gleich noch keine genaue Geschlechtstafel der Sprachen möglich ist: so folgt daraus noch nicht, dafs sie sich überhaupt noch in gar keine Stellung nach der Verwandtschaft bringen liessen. Ein allgemeiner Zusammenhang der Sprachen ist bereits erforscht, und dieser kann ohne Bedenken zur Grundlage ihrer Classification gebracht werden." Diesem ist Hr. *E.* mehr als *Adel.* bey den asiatischen Sprachen, mit welchen er das Wenige, was man von den Völkern Polynesiens weifs, nach *Adel.* Vorgange verbindet, nachgegangen; und unter der Voraussetzung, dafs ein solcher Zusammenhang von einer gemeinschaftlichen Stamm-Mutter herrühren müsse, hat er die Sprachen, welche einem

gewissen allgemeinen Urgepräge folgen, in Eine Classe unter dem Namen einer namenlos abgestorbenen Stamm-Mutter gestellt, ohne bey jeder den Grad der Verwandtschaft, in welchem sie mit den übrigen Sprachen derselben Classe steht, ob sie etwa als Schwester, oder als ihre entferntere Geschlechtsverwandtin zu betrachten sey, zu bestimmen.

Die asiatischen Sprachen theilt Hr. E. mit *Adel.* u. a. in zwey Hauptclassen, in die *einsylbigen* und *mehrsylbigen*, unter welchen die sinesische als die einfachste der einsylbigen Sprachen oben an steht. Die *einsylbigen* Sprachen theilt Hr. E. wieder nach der eingeführten Schriftart, welche gleichwohl *Adel.* mit Recht für keine sichere Richtschnur in der Genealogie der Sprachen anerkannte, in solche, welche die *sinesischen Begriffszeichen*, und solche, welche mit der Religion der Buddisten nach der Verdrängung derselben durch die Brahmanen zugleich das *indische Syllabarium* annahmen, das sie mitbrachten. Nach dieser Abtheilung löste sich der annamitische Sprachstamm, oder das Sprachsystem des sinesischen Westlandes, unter welchem *Adel.* Tunkin, Kotschinschina, Kambotscha und Laos zusammenfasste, in zwey Hälften auf, wovon die eine zur ersten, die andere zur zweyten Abtheilung gezogen ward. Bey den *mehrsylbigen* Sprachen bemerkt Hr. E., dass in jeder Hauptsprache ein allgemeiner Typus zum Grunde liege, nach welchem das Einzelne fortgeprägt, ein allgemeiner Riss, nach welchem der grosse Bau, vermöge dessen sich die einfachen Urlaute in eine zusammenhängende und in sich selbst verflochtene Rede reihen, fortgeführt sey. Wo sich dieser zeigen lasse, da sey die Verwandtschaft der Sprachen unter einander, oder ihre Abstammung von einer längst verstorbenen gemeinschaftlichen Mutter erwiesen, mögen sie auch in Worten noch so sehr von einander verschieden seyn, und die über sie vorhandenen Sprachdenkmale noch nicht hinreichen, den Grad der Verwandtschaft zu bestimmen, in welchen sie mit ihr stehen. Nach dieser Voraussetzung nimmt er eine *mongolische*, *medisch-indische*, *semitische* und *finnische* Muttersprache an, die in mannichfaltigen Abkömmlingen noch fortleben, und reihet an die ersten manche andere Sprachen, deren Stamm-Mutter sich noch nicht bestimmen lässt. Wir loben es, dass sich Hr. E. nicht begnügte, die Sprachen nur nach der Lage der Länder, in welchen sie vorzüglich ihren Sitz haben, neben einander zu stellen, sondern die Genealogie und Verwandtschaft der Sprachen zum Hauptgesichtspuncte bey ihrer Anordnung machte: nur tadeln wir es, dass er dabey auf der einen Seite zu wenig auf einen gemeinschaftlichen Ursitz des Menschengeschlechtes Rücksicht nahm, von dem auswandernd die verschiedenen Stämme nach Verhältniss ihrer äusseren Lage den ersten Grund zum unterscheidenden Urgepräge der zu einander gehörenden Hauptsprachen legten, auf der anderen Seite wieder bey dem Bemühen, so wenig Ursprachen als möglich anzunehmen, viel zu weit ging, und die verschiedensten Sprachen unter Eine Classe zusammenstellte. Wer durch Hülfe einer auf physische und historische Daten gebauten Philosophie das ganze hohe Mittelasien auf seiner Südseite, und nicht bloss einen engbeschränkten, abgeschiedenen Theil desselben, als den Wohnplatz der ersten Menschenvereine erkannt hat, und weiss, dass die Gebirgketten und Hauptströme von jeher die Völkerzüge leiteten, wird die Sprachsysteme nach den wahrscheinlichen Zuglinien zu verfolgen suchen, mögen sich auch die einzelnen Abtheilungen eines Hauptstammes in die weitesten Fernen verlieren, oder die Zuglinien ganz verschiedener Stämme auf die mannichfaltigste Weise in einander greifen, und sich einander unterbrechen. Hr. E. bemühte sich zwar, den ursprünglichen Zusammenhang der Hauptvölker mit wenigen Worten anzudeuten; aber er begnügte sich mit unerwiesenen Angaben, dass hier dieses, dort jenes Sprachsystem sich verbreitet habe, ohne auch nur im Allgemeinen zu zeigen, wie es von seinem wahrscheinlichen Ursitze in dieses oder jenes Gebiet geführt worden sey, und wodurch es schon beym ersten Aufblühen seinen eigenthümlichen Charakter erhalten habe. Er ordnet die mehrsylbigen Sprachen Asiens bloss nach den allgemeinsten Zügen ihrer Verwandtschaft unter vier beliebige Rubriken, ohne das unterscheidende Urgepräge derselben und dessen Entstehung näher zu beleuchten, und wird dadurch verführt, nicht nur die heterogensten Sprachen in Eine Classe zusammen zu werfen, sondern auch in der Anreihung der einzelnen Rubriken eben so wenig als *Adel.* auf einen schicklichen Übergang von der rohen Armuth zu immer höherer Ausbildung zu achten. Lasst uns sehen, wie Hr. E. alle asiatischen und polynesischen Sprachen der mehrsylbigen Gattungen unter die vier Rubriken ordnet.

A. *Sprachen der mongolischen Völker.* Hierunter versteht Hr. E. alle Stämme mit mongolischer Physiognomie, wozu jedoch auch alle die asiatischen Völker gehören, welche einsylbige Sprachen reden. „*Ausserhalb des einsylbigen Sprachengebiets*, sagt er, trieben sich noch mehrere mongolische Stämme: ein Strom derselben trieb *aufwärts*, ein anderer *abwärts*. Der erstere führte sie in den mittleren Theil des hohen Mittelasiens, besonders auf das altaische Gebirge, in die heutige Mongoley, in den Hauptsitz der Mongolen und Kalmücken, bis tief in das nördliche Asien, wo jetzt noch die Buräten, die Koräken, Tschuktsches und Kamtschadalen, die Samojeden und Ostiaken, und einige kleine Völker am sajanischen Gebirge, deren Sprache und Lebensart ganz samojedisch ist, Reste ihrer weiten Ausbreitung sind. Abwärts trieb der mongolische Völkerstrom auf der einen Seite nach Japan und Formosa, auf der anderen nach Ostindien, wo die Parias noch ihre späten Nachkommen sind, und auf die ostindischen Inseln bis in die Südsee, wo sie unter dem Namen der Malayen viele Jahrhunderte über ein sehr rühriges Volk waren." Wir finden daher unter dieser Rubrik nicht nur die Sprachen der Mongolen und Kalmücken in der grossen Tatarey, sondern auch die der genann-

ten sibirischen Völker, der Japaner, Malayen und Parias, wiewohl Hr. E. bey den letzten auf den Abschnitt von den indischen Sprachen verweist; bey den Sprachen der Malayen werden auch die Sprachen der neben den Malayen wohnenden Neger angegeben. Wir haben uns aber vergebens nach Beweisen umgesehen, welche Hn. E. berechtigten, anzunehmen, dass alle die genannten Völker von Einem und demselben Urstamme entsprossen seyen, und dass daher bey ihren verschiedenen Sprachen eine gemeinschaftliche Muttersprache zum Grunde liege. Es scheint, als habe Hr. E. alle Sprachen des fernen Asiens und seiner Umgebungen, deren unterscheidenden Charakter wir noch zu wenig kennen, in diese Classe zusammengeworfen, ohne irgend ein sicheres Kriterium für diese Vereinigung zu haben. Fürchtete er denn nicht *Anton's* Schicksal, welcher die persische Sprache zu den occidentalischen, und die hindostanischen zu den orientalischen zählte, weil er noch nicht wusste, dass die hindostanischen Sprachen Schwestern der persischen sind? Ist es nicht gleicher Fehler, wenn man zusammengehörende Sprachen willkührlich trennt, und wenn man ganz von einander verschiedene Sprachen zusammenwirft? Abgesehen von den Samojeden im äussersten Norden und den Japanern im äussersten Osten, von deren Abstammung und Sprache wir noch wenig Bestimmtes wissen, muss es äusserst befremden, auch die Malayen im äussersten Süden zu der mongolischen Raçe gezählt zu sehen. Der einzige Grund zur Verbindung der malayischen mit den mongolischen Sprachen scheint ihre geringe Abweichung von der ursprünglichen Einsylbigkeit gewesen zu seyn: aber in diesem Falle gehörten auch die Mantschu hieher, welche jedoch der Vf., wegen einiger Verwandtschaft mit dem Türkischen und Persischen, zu der zweyten Classe, den Sprachen der Iranier, rechnet. War nicht schon die ungeheure Ausdehnung des malayischen Sprachgebiets von vollen 200 Graden in die Länge, worin sich, neben der helleren Menschenclasse, auch negerartige Stämme mit krausem wolligem Haare finden, Grund genug, die malayischen Sprachen in eine besondere Classe zu ordnen? und sondert nicht auch die Schriftkunde, welche Hr. E. mit der Sprachenkunde verbindet, die Malayen von den Mongolen ab? Wie können ferner die Parias zu dem mongolischen Stamme gehören, wenn von ihnen, wie Hr. E. mit *Grellmann* annimmt, die Zigeuner abstammen, deren Sprachverwandtschaft mit den heutigen Indiern so gross ist, dass Hr. E. selbst nicht umhin konnte, das Zigeunerische als Pöbelsprache der Parias den indischen Sprachen beyzufügen?

B. *Sprachen der Iranier in Süd- und Mittel-Asien.* „Oben von den uns bekannten Ländern des Kaukasus, von Armenien und Georgien an, durch Medien, Persien und Bactriana bis in das vordere Indien herab, scheint eine und dieselbe Muttersprache in vielen Töchtern und Abkömmlingen seit Jahrtausenden gelebt zu haben und noch zu leben." Dahin rechnet Hr. E. mit Recht die medisch-persischen Sprachen, Zend, Pehlvi und Parsi, denen er als eine vierte Schwester das Sanskrit zugesellt. „Den Wohnsitz dieser Mutter können wir nicht in Indien suchen, weil die Indier, die sie redeten, nach allen Umständen daselbst nicht einheimisch waren, sondern als Eroberer, mit einer Anzahl von Schamanen begleitet, welchen das Segensprechen bey ihren Horden oblag, über die ältesten Landeseinwohner (die Parias) hergefallen sind, und sie, nach dem ältesten wildesten Kriegsrecht, zu ihren Sklaven gemacht haben." Dass die Hindus keine ursprünglich indische Nation sind, sondern von oben herab gegen Indien zu wanderten, bezeugen glaubhafte Nachrichten, welche *Assemann* in seiner *bibliotheca orientalis* aus syrischen Schriften gesammelt hat. Dass aber die Parias die ältesten Landeseinwohner von Indien waren, möchte schwer zu behaupten seyn, wenn anders die Zigeuner ihre Abkömmlinge sind. Indien war wohl ursprünglich von den Malayen bewohnt, welche von den nachwandernden Indiern, zu denen auch die Parias gehören, immer mehr südöstlich gedrängt wurden; man hat sogar noch manche bey griechischen Schriftstellern vorkommende indische Wörter durch Hülfe des Malayischen erklären wollen. „Derselbe Sprachenstamm, fährt Hr. E. weiter fort, der in Iran (in Medien, Persien und Bactriana) herrschte, dehnte sich auch bis nach Georgien und Armenien, folglich wenigstens in die Länder des Kaukasus aus, deren Sprachen man näher kennt. — Die Mutter nun, von welcher alle diese asiatischen Sprachen abstammen, und ihre erste Heimat ist ihrem Namen nach unbekannt. Man ist zwar beynahe gezwungen, auf das mittlere Asien, und zwar den westlichen Theil der sogenannten grossen Tatarey, zu rathen, zumal da die innere Beschaffenheit der tatarischen Sprachen mit den medisch-indischen viele Verwandtschaft hat." Dem zufolge finden wir unter den Sprachen der Iranier nicht nur die *indischen, medisch-persischen* und *kaukasischen*, sondern auch die *tatarischen* Sprachen aufgezählt, welche Hr. E. in die *türkische* und *mantschurische* abtheilt. Zu den indischen Sprachen rechnet Hr. E., ausser dem Sanskrit und den lebenden Töchtern desselben, und ausser der Pöbelsprache der Parias, auch das Patanische, dessen einheimische Benennung Pukhto an die Pactyes des Herodot erinnert, das Panzabische und Mohrische, als fremde Sprachen mit einigem Sanskrit gemischt. Die Geschichte der medisch-persischen Sprachen beschränkt sich auf Nachrichten von Zend, Pehlvi und Parsi, von der neupersischen und kurdischen Sprache. Bey dem Zend redet Hr. E. natürlich auch von den Inschriften bey Tschilminar, so wie bey dem Pehlvi von den Inschriften auf Nakschi-Rustam und bey Bisotun (Kirmanschah). Die Erklärung der letzteren von *Sylvestre de Sacy* nimmt er mit Recht als unbestreitbar an; alle Versuche, die ersteren zu erklären, scheinen ihm aber misslungen zu seyn.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MAY, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von *J. G. Eichhorn.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auffallend ist hier eine Parteylichkeit des Vfs. für *Lichtenstein.* Während er nicht leugnen kann, dass die Keilschrift von der Linken zur Rechten gehe oder wenigstens zu gehen scheine, meint er doch, man müsse sein Urtheil über die Entzifferungen *Lichtenstein's*, welcher jene Schrift von der Rechten zur Linken, also von der verkehrten Seite, las, auf die Zeit aussetzen, da er sie mit den nöthigen Sprachbeweisen werde begleitet haben. Von *Grotefend*, welcher bloss auf Entzifferung eines Alphabets Anspruch macht, verlangt er eine Erklärung des Inhalts, welche man vielmehr, nachdem nun die Bahn geöffnet worden, von den Orientalisten erwarten sollte. Auf *Tychsen's*, *Münter's* und *Grotefend's* Wege fortzuschreiten, oder sie eines Besseren zu überführen, hätten wir vorgezogen. — Bey den Sprachen des Kaukasus nahm es uns eben so sehr Wunder, die Tscherkassen nach *Reineggs* auch hier für die Amazonen der Alten erklärt zu sehen. — Da Hr. E. unter dem Namen der Iranier alle die Sprachen Asiens zusammenfasst, welche viel Europäisches in Worten, Formen und der inneren grammatischen Einrichtung haben: so wundert es uns nicht, auch die türkische und mantschurische Sprache hier angeführt zu lesen; nur wünschten wir diese beiden ganz verschiedenen Sprachsysteme nicht unter der allgemeinen Benennung tatarische Sprachen gleichsam als zwey Schwestern einer gemeinschaftlichen Stammmutter neben einander gestellt zu finden. Der Vf. liess sich durch den vagen Begriff der grossen Tatarey verleiten, wofür *Adel.* richtiger die drey Abtheilungen der Tatarey in engerer Bedeutung, der Mongoley und Mantschurey, aufnahm, da sich die drey Hauptvölker, die Tataren, Mongolen und Mantschu, an Sprache, und zum Theil auch an Bildung, so sehr von einander unterscheiden, dass man nicht ohne den grössten Zwang eines mit dem anderen verbinden kann.

C. *Sprachen der Semiten in Westasien.* Dass hier Hr. E. etwas Vorzügliches leisten würde, liess sich von seiner grösseren Kenntniss dieser Sprachen erwarten: ob er unseren Erwartungen ganz entsprach, mag das Folgende zeigen. Die Hauptabtheilungen derselben hat er mit *Adel.* gemein, in den Unterabtheilungen musste er nach seiner besseren Kenntniss hin und wieder von ihm abweichen. Das Maurische, Äthiopische und Malthesische hat er auf die Theile seines Werkes verspart, worin von Afrika's und Europa's Sprachen die Rede seyn wird. Bey dem Punischen fanden wir nicht ohne Befremden *A's.* Behauptung wiederholt, dass Hanno's karchedonisches Gebet in Plautus Pönulus vielleicht nicht einmal Punisches enthalte, und an seiner Erklärbarkeit desshalb zu zweifeln sey; dass Bochart die letzten sechs Verse, welche uns eine später eingeschobene, von den unwissenden Abschreibern, die darin lateinische Worte zu lesen glaubten, vielfältig verdrehte, pros. Auflösung des in *Jambicis tetrametris catalecticis* abgefassten punischen Gebetes zu seyn scheinen, sehr wahrscheinlich für dasselbe Gebet in libyscher Sprache halte. Hr. E. scheint *Bellermann's* Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Poenulus des Plautus, wenn er gleich dessen Programme mit anführt, eben so wenig gekannt zu haben, als *Adelung*. Können wir gleich Bellermann's etymologische Grundsätze nicht billigen, nach welchen er Καρχηδὼν aus Καρθαγὼν verdrehet glaubt, und Φοινικη aus Χνα mit dem ägyptischen Artikel *Phe* oder Φενα, wie *tunica* aus χιτων durch Verdrehung in τωνχι oder τωνιχ ableitet; und können wir gleich eben so wenig mit ihm einstimmen, wenn er das prosaische Punische als Fortsetzung oder Wiederholung des vorstehenden Gebetes erklärt: so erhellet doch aus seinem übrigens glücklichen Versuche die Unrichtigkeit der *adelung*'schen und *eichhorn*'schen Ansichten zur Genüge. Gegen die Bemerkung *A's.*, dass der Name *Auditamus* (besser *Auditamas*) in des Plautus eigener Übersetzung in dem punischen Texte nicht angetroffen werde, führen wir noch an, dass dieser Name in den Worten des Gebetes *melech anti daschmachon* gar nicht zu verkennen sey. — Während Hr. E. bey der hebräischen, und selbst auch der arabischen, Sprache weit über die Grenzen ging, die er sich selbst in der Vorrede steckt, wo er die Schilderung des geistigen Zustandes und der etwanigen Literatur der aufgeführten Völker im dritten Bande der Geschichte der Literatur dem Publicum besonders zu übergeben verspricht; während daher die Behandlung dieser Sprachen mit der Behandlung der übrigen in keinem rechten Verhältnisse steht, und allein ohngefähr zweyhundert Seiten einnimmt: vermisst man gleichwohl gerade das, was hier am rechten Orte gewesen wäre, die Darstellung des allgemeinen Charakters der semitischen

Sprachen, welche hier nach den Ansichten eines philosophischen Geschichtforschers und Sprachgelehrten um so vielmehr einen Platz hätte finden sollen, je mehr man berechtiget ist, von dem Verfasser etwas weit Besseres erwarten, als vor ihm *Adelung* zu geben vermochte. In der allgemeinen Bestimmung des semitischen Sprachsystemes lesen wir nur eine aus *Adelung* zu kurz gezogene Übersicht des asiatisch - semitischen Sprachgebietes, welche *Heeren* noch besser lieferte; dann eine nicht gelungene, wenigstens in der Anführung des Grundes, warum die mosaische Völkertafel, welche nach den besseren Ansichten mythologischer Darstellung vielmehr Ländertafel genannt werden sollte, die Kananiter von dem Stamme der Semiten ausschloss, durchaus nicht befriedigende Rechtfertigung des Namens semitischer Sprachen, welchen Hr. *E.* zuerst gebrauchte, gegen die unpassende frühere Benennung der morgenländischen Sprachen; zuletzt folgende aus *A.* entlehnte Bemerkung: „Die Sprache der Semiten „zerfiel in drey Hauptdialekte, den *aramäischen* im „Norden, den *cananitischen* in der Mitte, und den „*arabischen* im Süden." Wir finden aber nichts von dem, was Hr. *E.* bey den weniger bekannten Sprachsystemen so bestimmt zu äussern wagte; nichts von dem Ursitze des semitischen Völkerstammes, wo seine Sprache sich zuerst entwickelte, und das Gepräge der rauhen Gebirgssprachen erhielt; nichts von der Art, wie sich die einzelnen Zweige dieses Stammes über die unermesslichen Ebenen ihrer nachmaligen Wohnsitze verbreiteten, und nach dem verschiedenen Locale ihre Lebensart, Sitten und Sprache modificirten; wie sie, was wenigstens mit ein paar Worten gesagt werden konnte, in den Wüsten Arabiens und Mesopotamiens zu nomadischen Horden, in anderen Theilen Arabiens, wie in Syrien zum Feldbau und zu festen Wohnsitzen übergingen, und wieder in anderen Theilen, wie an den phönicischen Küsten, blühenden Handel und Seefahrt trieben; wie die Hebräer das unstäte Hirtenleben mit dem Feldbau vereinigen lernten, und die Babylonier zu schwelgerischer Pracht und wissenschaftlicher Bildung fortschritten u. s. w.

D. *Sprachen der Finnen.* Ein paar Blätter über die Sprachen von sieben Völkern, die auf den Grenzen von Asien und Europa wohnen, und gewöhnlich zum finnischen Stamme gerechnet werden; in deren Sprachen aber, wie *Adel.* sehr wahr bemerkt, wohl mehr Tatarisches als Finnisches, und wenigstens mehr Mongolisches enthalten ist, als in allen den unzähligen Sprachen, welche Hr. *E.* zu Schwestern der wahrhaft mongolischen Mundarten macht. Warum zählte Hr. *E.* nicht auch diese wenigen Völker zu dem ausgebreiteten mongolischen Stamme, da er kein Bedenken trug, alles dazu zu zählen, was ihm nur einige Verbindung mit demselben durch Körperbildung oder Sprache zu haben schien? Gesteht er nicht selbst, dass ihre Sprachen eben so voll mongolischer als tatarischer, slavischer und finnischer Wörter sind, und scheint er nicht die Ungarn für Verwandte der Finnen zu halten, deren mongolische Abkunft leichter zu erweisen ist, als von der grossen Völkerzahl, die er für mongolisch erklärt? Hätte er nicht besser gethan, die Sprachen der Samojeden und anderer sibirischer Völker, deren Sprachen man wenig oder gar nicht kennt, nach *Adel.* beyfallswürdigem Vorgange, in Eine Classe mit den angeblichen finnischen Völkern bloss geographisch zusammen zu stellen, als sie den mongolischen Völkern unterzuschieben, oder gar wegzulassen? Eine willkührliche Genealogie scheint uns schlimmer als gar keine; eine blosse Sprachengeographie in solchen Fällen besser als unerwiesene Sprachen - Verwandtschaftstafeln.

VI — VII.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir, und Paris b. Treutel und Würtz: *Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne.* Rapport fait à la troisième Classe de l'Institut de France par *Charles Villers*, Correspondant de cette Classe, Membre de la Société royale des Sciences de Goettingue etc. 1809. 153 S. 8.

Der berühmte Verf. dieser Übersicht, welche er selbst als Commentar zu der No. 116 von uns angezeigten Schrift betrachtet wissen will, hört nicht auf, sich um die deutschen Gelehrten und ihre Werke verdient zu machen. Wie er sie seit acht Jahren einzeln, bald durch Nachrichten von ihren Schriften in französischen Blättern, bald durch Überreichung derselben bey dem französischen Institut, bald durch Umarbeitung in französischer Sprache, zur Kunde seiner Landsleute gebracht hat: so stellt er in gegenwärtiger Schrift mehr als 200 deutsche Schriftsteller, die sich seit drey Jahren in den verschiedenen Fächern der alten Literatur und der Geschichte ausgezeichnet haben, jeden mit seinem Elogium, dem französischen Institut vor. Hätte die deutsche Nation eine Olympia, sie würde ihm, wie einst die griechische den Verkündern ihres Nationalruhms, einen Ehrenplatz unter den Kampfrichtern einräumen.

Die Worte des Lobes, die über Jeden ausgesprochen sind, soll dieses Blatt nicht wiederholen: Jeder vernehme sie selbst aus dem Munde des Brabeuta. Aber die Freude können wir nicht bergen, welche uns der Überblick einer so ansehnlichen Zahl vortrefflicher Geister gewährt hat, die hier als Zierden des deutschen Vaterlandes aus zwey Gebieten des weiten Reiches der Gelehrsamkeit in Eine Gesellschaft gesammelt sind. Hätte sich auch hie und da einer mit eingeschlichen, dessen Einlasskarte noch zu verificiren wäre — wie gross bleibt dennoch die Zahl der erstern! und welches europäische Reich, dürfen wir kühn fragen, könnte ihnen eine gleich grosse Zahl gegenüber stellen? Und so ragen Deutsche in alter Literatur und Geschichte hervor, mitten unter dem Druck und der Noth der Zeit, die nun schon so viele Jahre Deutschlands Wohlstand verzehrt, und literarischen Unternehmungen so ungünstig ist. Muth

und Ausdauern der deutschen Kraft bewährt sich auch hier aufs rühmlichste.

Mit der Auswahl der Gelehrten und der Werke, welche der Vf. zur Kunde der französischen Gelehrten bringt, wird die parteylose Kritik einverstanden seyn. Der deutsche Sectengeist hat ihn wenigstens nirgends bestochen; und wenn auch hie und da eine Schrift mitgenommen ist, die nur eine Zeitlang der grosse Debit durch das erschlichene Lob der Zeitungen, oder ein ähnlicher zufälliger Umstand, nicht aber ihr innerer Werth, merkwürdig gemacht hat: so durfte sie in einem *état actuel* der deutschen Literatur doch nicht wegbleiben. Dagegen muss der deutsche Literatur-Patriot dem Vf. es Dank wissen, dass er den Ballast in beiden Fächern mit Stillschweigen übergangen hat. Er kommt weder bey dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur in Anschlag, noch könnte die Kenntniss davon unsern westlichen Nachbarn von Vortheil seyn.

In der Einleitung zu dieser Schilderung sucht der Vf. seinen Lesern die Thätigkeit der deutschen Gelehrten für alte Literatur und Geschichte begreiflich, und den besonderen Charakter, der die deutsche Gelehrsamkeit in allen Fächern von der französischen unterscheidet, bemerklich zu machen. Die letzte Ursache von der Blüthe der alten Literatur, und dem Forschungsgeist, der in den letzten Jahren so viele Werke über die Religionsgeschichte gegeben hat, findet der Vf. in dem Protestantismus. Es gründet sich derselbe auf die Auslegung heiliger Schriften, die ohne Kenntniss der semitischen Dialekte, und der ganzen griechischen und römischen Literatur, von Gründlichkeit, Geist und Leben entblösst wäre. Die protestantische Art, die Theologie zu behandeln, führt auf eine Menge Erörterungen aus der politischen, Kirchen- und Dogmen-Geschichte, selbst der Religionsgeschichte der alten asiatischen und europäischen Nationen: alte Literatur und Geschichte sind daher den Protestanten zur Aufrechthaltung ihres Lehrbegriffs unentbehrlich. (Die Richtigkeit dieser Bemerkung bewährt auch die Zeit, in welcher neuer Schwung in diese Wissenschaften gekommen ist. Mit welcher Thätigkeit wurden sie in den ersten vierzig Jahren nach dem Anfange der Glaubensvereinigung, bis etwa auf Melanchthon's Tod, betrieben. Darauf kam in sie durch die Polemik und die Ängstlichkeit der protestantischen Kirchen ein plötzliches Stocken, das bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dauerte; worauf erst wieder in Deutschland ein neuer Lauf begonnen worden, um den Weg weiter zu verfolgen, welchen die Reformatoren eingeschlagen hatten. Gleichzeitig diesem, fing sich in Deutschland auch ein neuer Eifer für das Studium der alten Sprachen und der Geschichte an: sie halfen der Reinigung des protestantischen Lehrbegriffs, und diese wieder ihnen fort.)

Daraus ist aber noch nicht die nationale Eigenthümlichkeit, durch welche sich die deutsche Behandlungsart dieser und anderer Fächer von der französischen unterscheidet, erklärlich. Um sie begreiflich zu machen, geht der Vf. auf die Zeit zurück, da man aufgehört hat, die lateinische Sprache als die allgemeine Sprache der Gelehrten zu gebrauchen. So lange sie das allgemeine Mittheilungswerkzeug war, blieben die Gelehrten aller wissenschaftlich gebildeten Völker in Europa eine einzige vereinigte Caste; es herrschte bey allen Nationen dieselbe Behandlung der Wissenschaften, dieselbe Art der Ansicht, dieselbe Studienweise, derselbe Geschmack; ihre Werke der Literatur waren von demselben Geiste durchdrungen. Seitdem die Nationen anfingen in ihrer Muttersprache die Wissenschaften zu bearbeiten, merkten sie mehr auf ihr nationales Publicum; die Gelehrten wurden nach Nationen von einander isolirt; sie hörten auf, nach einem allgemeinen, auf keine besondere Nation berechneten Typus die Wissenschaften zu bearbeiten, sondern kamen bey aller Geistescultur mehr in eine nationale und locale Weise hinein. Es kam zuletzt eine doppelte Manier in der Art, die Wissenschaften zu betreiben, zum Vorschein, eine gallische und germanische. Die germanische reiche von Bern bis nach Petersburg, und werde vom adriatischen Meer, dem Rhein, der Nordsee, und von Russlands deutschen Provinzen begrenzt, und schliesse Dänemark, Schweden und selbst Ungarn ein. Sie trage den Charakter der Einwohner, den Charakter der Ruhe, der Geduld und des bedächtigen Nachdenkens, der in das Reich der Ideen führe; die gallische hingegen den Charakter der Hitze, der Ungeduld, des Wegeilens zu dem letzten Zweck eines sichtbaren Nutzens, der zum Reich des Realismus führe. Die germanischen Idealisten stiegen bey ihrer Ruhe und ihrer aushaltenden Geduld in ihren Untersuchungen über alte Sprachen, Alterthümer und Geschichte bis in das kleinste Detail herab; die gallischen Realisten, zu ungeduldig zu einer langsamen Erörterung des Einzelnen, eilten über dasselbe zu den letzten Resultaten weg: jene arbeiteten als Gelehrte bloss für Gelehrte, und wären weniger um Darstellung als um den Inhalt bekümmert; diese hingegen für den Hof und für Gelehrte, die sich nach demselben gestimmt hätten, und sähen daher Eleganz und Geschmack für die letzte Bedingung einer Geistesarbeit an: jene, in ihrer Unabhängigkeit von einer Hauptstadt und ihren conventionellen Moden, zeichneten sich durch Selbstständigkeit aus, und gingen ihrem geraden Sinne nach, der alles nähme, wie es sey; diese hingegen, an eine Abhängigkeit von der sie zunächst umgebenden grossen Welt gewöhnt, suchten derselben alles anzupassen, alles in die neueste Form zu giessen, und selbst das Alterthum zu modernisiren. Der grosse Haufe in beiden Gebieten der Literatur begrüsse sich gegenseitig mit Spitznamen: dem Gallier heisse der alles durchgrübelnde Germane *pedantisch*, dem Germanen der zum letzten Zweck des Nutzens eilende Gallier *oberflächlich*.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Litteratur. *Oldenburg*, b. Stalling: *Der Attis des Catullus im Sylbenmass des Originals*, von *Chr. Wilh. Ahlwardt.* 1808. 18 S. kl. 4. (10 Gr.) Da in der vor uns liegenden Gelegenheitsschrift die Behandlung des metrischen Theils die grössten Schwierigkeiten zeigt, und er vorzüglich des Beurtheilers Neugier reizen muss; auch Hr. *A.* selbst seine Arbeit wie die Lösung einer prosodischen Aufgabe betrachtet zu haben scheint: so wenden auch wir unser Auge zuerst und vorzugsweise darauf. Dass der *Galliambe*, der Lyriker und Dramatiker strophische Stellen ausgenommen, unter allen antiken Sylbenmassen dasjenige ist, welches dem Verdeutscher die grössten Schwierigkeiten entgegenstellt, glauben wir mit Hn. *A.* Indess hat uns der herrliche vossische *Dithyrambus an Fried. Aug. Wolf* (Oden und Eleg. 3, 1. Th. 3. S. 191 königsb. Ausg.) gezeigt, welch einen hohen Grad, nicht nur von Leichtigkeit und Gewandtheit, sondern auch von Wohlklang, selbst dieser verwickelte Rhythmus in unserer Sprache erreichen könne. Von gegenwärtigem Versuch aber können wir nicht dasselbige rühmen, ungeachtet er sich nicht einmal die engen Fesseln anlegt, unter denen *Voss* frey, kräftig und stürmend daherschreitet.

Über Hn. *A's.* Ansichten von diesem Sylbenmass bleiben wir im Dunkeln; denn eine Beleuchtung der irrigen Vorstellungen der Grammatiker und Kritiker verheisst er zu einer anderen Zeit. Inzwischen ist er nach dem vorgesetzten Schema noch selbst von *Hephästions* irriger Meinung befangen, nach welcher der Galliambe zu den *Ionicis a minore* gehört, s. *Herm. de metr.* 2, 46. S. 339. Seinen reissenden, wie in ein unendliches Nichts ausfliegenden, der Erzählung vom Attis so angemessenen Charakter gewinnt diess Metrum unstreitig durch die vier entschiedenen und die Eine unbestimmte Schlusskürze. Darum zieht auch Catullus im ganzen Gedicht nur dreymal, 35, 73, 76 den Tribrachys an der sechsten Stelle (nach Hermanns Abtheilung S. 340) in den Jambus zusammen. (Denn V. 14 und 78 können nicht eher angeführt werden, als bis über ihre Lesarten etwas Zuverlässiges ausgemacht ist.) Hr. *A.* aber hat sich zu seiner Erleichterung dieser Licenz so oft bedient, dass in seiner ganzen Übers. nur 18 Verse den reinen Ausgang haben, und es durch ihn scheinen könnte, als sey der proceleusmatische Ausgang nur eine seltnere Auflösung. Viele Verse hätten sogar ohne Mühe richtig gebildet werden können, z. B.

9. Er die Klapper und das Schallhorn, dir geweihet, Cybele,

wo überdiess die langgebrauchte Antepenultima in Κυβελη dem Kundigen anstössig seyn wird. Also:

dir geweihĕt, ŏ Cybēlē.

46. Und des hellen Geistes Blick schaut, was ihm fehlt und wo er weilt

statt: was ihm *fehlet*. Ganz verwerflich sind Verse, wie:

60. Fern ich vom Forum, Kampfplatz, Rennbahn, Gymnasien,

und 73, die niemand für Galliamben erkennen wird, weil in ihnen drey Abweichungen von der Regel vorkommen, die Catullus immer nur einzeln angebracht hat, und von denen mindestens die zwey letzten der Natur des Verses nach schwerlich beysammen seyn dürfen. Da die Hauptschwierigkeit aber in diesen Ausgängen liegt: so ergiebt sich aus dem Gesagten, dass diese mehr umgangen, als überwunden ist. Ungleich sorgsamer war Hr. *A.* in Nachbildung des spondeischen Ausgangs der ersten Vershälfte, der eigentlich nur dreymal verfehlt ist, V. 78. *Ha! du Wilder auf! ertönt sie*, V. 79 und 82. Indessen hat diess löbliche Bestreben den Übers. leider zu oft zu Wortschwulst, Unverständlichkeit und Kakophonie geführt, wie

V. 81. Ha! der Schweif den Rücken dir peitsch', ha die eignen Streich' erduld',

und so an anderen Stellen. — Je richtiger Hr. *A.* sonst die Sylben misst, desto auffallender waren uns einige französirende Betonungen, wie V. 13 *Dindymene*, und 43 *Pasithéa*, Worte, die als zweyte Päone gebraucht, an den proceleusmatischen Stellen von Nutzen gewesen wären. Und so müssen wir auch noch die zwey Ausgänge rügen,

V. 50. — o du Land, das mich gebar, und
V. 63. — ich ein Jüngling, ich ein Knab',

wo die seynsollenden Jamben, *das mich* und *— ling ich*, um so unerträglicher sind, als die beiden entschiedenen Kürzen stärker an den Proceleusmaticus erinnern. Wie leicht konnte der Übers. sagen:

O Gefild, so mich erzeugt hat; o Gefildĕ, sŏ mich gebar, und
ein Jüngling ich, und ein Knab'.

Diese nicht genugsam bekämpften, mitunter offenbar nachlässig behandelten Schwierigkeiten in der Form haben auch auf den Ton und die Haltung der Übers. unangenehmen Einfluss gehabt. Undeutschheiten, wie

V. 62. Der Gestalten welche Art giebts, die bekleidete mich nicht einst?

sind nicht selten. Die *pondera* im fünften Vers (vgl. Stat. Sylv. 3, 4. 77) konnten kaum unangemessener, als durch: *was den Mann macht*, gegeben werden; und im neunten Vers vermisst man das malerische *citata* eben so ungern, als man „die *bleiche* Schneehand" (*nivea manus*) gern entbehren würde. Wir enthalten uns aber mehrerer Ausstellungen am Einzelnen, weil die Einbusse des raschen Lebens, welches dem catullischen Stück wunderbaren Reiz giebt, doch alles überwiegt, und weil uns die gar zu sichtbare Flüchtigkeit der Arbeit wenig Lust macht, länger bey ihr zu verweilen.

Der Übers. gegenüber steht der lat. Text nach Hn. *A's.* eigener Anordnung: auf die Abweichungen desselben von den früheren Ausgaben beziehen sich die angehängten 8 Seiten Anmerkungen, die für einen künftigen *kritischen* Bearbeiter (den wir mit Hn. *A.* dem Catullus von Herzen wünschen) gar manches Brauchbare enthalten, wenn sie auch nicht als ergründende, zusammenhängende Recension zu betrachten sind. Sonst wäre er V. 5 schwerlich Scaligers nicht genügender Kritik gefolgt, der die Neueren überall zu viel Anhänglichkeit bewiesen haben: auch hätte er V. 49 Aventinus Emendation nicht stillschweigend in den Text genommen. Glücklich indess verbessert Hr. *A.* selbst V. 54. *Et earum ad omnia irem furibunda latibula*, und V. 91: *Dea magna, Dea Cybelle, Dea Dindyma*: auch sein Vorschlag zu V. 62: *Quod enim genus figurae est, ego non quod abierim?* empfiehlt sich dem Ohr; auch findet der Vers sich so in eines gelehrten Freundes noch unbenutzter Handschrift, wobey freylich das Fehlende *in* immer bedenklich bleibt. Des Übers. Urtheil für *rapida* können wir gleichfalls aus mehreren, von unserem Freund verglichenen Codicibus und der *edit. Vicent.* von 1481 bestätigen: desgleichen sein *et ubi* V. 46 und sein *libera* V. 80, jedes aus einem Mscr. Dagegen können wir ihm nicht beystimmen V. 2, weil das, auch bey aller Vertheidigung matt bleibende *et* überdiess so wenig beym *Attilius Fortunatianus*, der diesen Vers citirt, als in irgend einer Handschrift gefunden wird. V. 7 hält Hr. *A.* mit Unrecht *Et jam* für Scaligers Correction: noch weniger ist es Druckfehler in Vossius Ausg., sondern die allein richtige Lesart aller Handschr. des Statius. V. 9 genügt der Übers. nicht mit seinen Gründen gegen *typanum*. Was wollte er mit *Hymn. Hom.* 14, 3. *Herm.*

ἡ κροτάλων τυπάνων τ' ἰαχὴ

anfangen? V. 13 sollte des Palladius und Aventinus Correction *pecora* längst ganz aus den Ausg. verbannt seyn. Auch mit Werther auf die Löwen gedeutet, bleibt es wegen des Beyworts *vaga* unschicklich: *pectora* dagegen bieten Codd. und die ältesten Ausg. Hn. *A's.* Umstellung

Simul ite, Dindymenae vaga pectora Dominae

scheint uns übrigens sehr wahrscheinlich. V. 14 verbessert er, und nimmt in den Text:

Aliena quae petentes celeri exilia rate,

auf allen Fall kühner, als er zu glauben scheint. Die *loca aliena* scheinen uns ganz ächt und durch Catull. 68, 100 *aliena terra* genugsam erklärt: in *veluti* aber, der Lesart aller Msc., möchte wohl eine alte Corruption stecken, die das matte *exsules* veranlasst hat. V. 18 wird durch die Versetzung und Veränderung in *concitatis aere* nichts erreicht, als eine harte Stellung. In Verbindung mit dem Folgenden giebt das *concitatis erroribus* ohne *aere* mehrerer Codd. einen durchaus guten Sinn. V. 74. Hn. *A's.* verwegenes *sonitus vagus abiit*, bringt den Text der ursprünglichen Lesart nichts näher, und man könnte noch eine Menge gleich wahrscheinlicher Einfälle daneben stellen, was auch vom folgenden Vers gilt, wo er auf *Genetricis ad Deum aures* gerathen hat. V. endlich haben schon die Handschr. *et*, so gut als im nächsten Vers *humida*.

P. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1809.

SPRACHENKUNDE.

Berlin, b. Voss: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynah fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Johann Christoph Adelung*, Hofrath und Ober-Bibliothekar zu Dresden, grossentheils aus dessen Papieren fortgesetzt und bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater*, Professor und Bibliothekar der Universität zu Halle. Zweyter Theil. 1809. XXIV und 808 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Es ist längst aus öffentlichen Blättern bekannt, was auch schon der Rec. des ersten Theiles dieses *Mithridates* (Jahrgang 1807. No. 164) bemerkte, dass die Fortsetzung dieses jüngsten und liebsten Kindes der *Adelung*'schen Muse, und die Redaction der theils schon vollendeten, theils bloss gesammelten Materialien, selbst nach dem Willen des sterbenden Vfs., dem Hn. Prof. *Vater* übertragen worden. Welche Schwierigkeiten damit verknüpft waren, bedarf keiner langen Erörterung; und doch konnte die Verlagshandlung dem neuen Bearbeiter nur kurze Zeit dazu gewähren, wenn sie den Verzug nicht mit zu grossem Verluste erkaufen wollte. Die Einheit des Werkes, von dessen zweytem Theile schon vor *Adelungs* Tode $10\frac{1}{2}$ Bogen gedruckt waren, foderte Gleichförmigkeit der Fortsetzung mit dem bereits gedruckten, welche es dem neuen Herausgeb. nicht immer erlaubte, seiner eigenen Überzeugung zu folgen. Die ganze Anlage und sehr vieles Einzelne musste so bleiben, wie dieser es vorfand: was man dabey mit Recht von ihm fodern kann, ist möglichste Prüfung und Berichtigung des Einzelnen bey der Zusammenstellung des Ganzen. Er nahm den richtigen Gesichtspunct, als ob ihm *A.* die Revision seiner gesammelten Materialien, so viel davon noch nicht ins Reine gearbeitet waren, noch während seines Fortlebens übertragen hätte, und als ob es seine Pflicht wäre, alles, was er änderte, berichtigte, tiefer verfolgte, weiter ausführte, vor dem ehrwürdigen Greise selbst zu rechtfertigen. Hr. *V.* liess nichts unbenutzt, was sich ihm zur Vervollkommnerung des übernommenen Werkes darbot: es läst sich aber nicht genau bestimmen, was er hinzu arbeitete, einschaltete oder näher bestimmte, weil er dieses alles als ein zusammenhängendes Ganzes lieferte, ohne zu unterscheiden, was von *A.*, und was von seiner Hand kam. Er spricht, um der Gleichförmigkeit des Werkes willen, überall in *A's.* Namen, und befolgt, auch gegen seine Überzeugung, dessen Grundsätze, wo er nicht ohne Widerspruch von ihm abweichen konnte. Wir dürfen daher auch nicht mit dem Herausg. rechten, dass er mit *A.* das Vater Unser als Sprachprobe beybehielt, wenn er gleich selbst einsah, wie vieles sich dagegen erinnern liesse. Es wäre freylich zu wünschen, wenn man neben dem Vater Unser, welches zwar wegen seiner Allgemeinheit den Vorzug hat, die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen in Bildung und Construction für den ersten Bedarf recht auffallend zu zeigen, aber als Übersetzung aus einem ganz fremdartigen Idiom keinen vollkommenen Begriff von dem Geiste einer Sprache geben kann, zugleich einige charakteristische Originale aus den beschriebenen Sprachen mit einer wörtlichen und freyen Übersetzung in unsere Muttersprache begleitet fände. Allein wer kann es Hn. *V.* verargen, wenn er sich bey einem so bogenreichen Werke nur auf das beschränkte, was eigentlich im Plane seines Vorgängers lag? Schon genug, dass er sich der grossen Mühe unterzog, Charakteristiken aller Sprachen, wie er sie bey den schon völlig ins Reine gearbeiteten Manuscripten über die slawischen, die slawisch-germanischen, die ungarische und die germanischen Sprachen vorfand, zu entwerfen, und die Resultate eines mühsamen Studiums vieler Grammatiken zu einer leichten Übersicht der Hauptmomente zusammen zu stellen.

A. hatte selbst noch in der Einleitung die Hauptvölker Europa's nach dem wahrscheinlichen Alter ihrer Einwanderung aus dem hohen Mittel-Asien also geordnet: 1) Die *Iberier* mit den *Cantabriern* in Spanien, einem Theile von Gallien und an den Küsten des mittelländischen Meeres bis nach Italien. 2. Die *Kelten* in Gallien, den britannischen Inseln, zwischen der Donau und den Alpen und in einem Theile von Italien. 3) Die *Germanier* zwischen dem Rheine, der Donau, und der Weichsel bis in den tiefsten Norden. 4) Die *Thracier* mit den *Illyriern* (zu welchen *A.* auch die *Pelasger*, *Griechen* und *Lateiner* zählte) im südöstlichen Europa und dem westlichen Asien. 5) Die *Slaven*, jenen in Norden, und 6) die *Finnen* in dem nordöstlichen Europa. Daraus ergab sich folgende Anordnung der europäischen Sprachen, mit deren Angabe wir zugleich, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, unsere Bemerkungen verbinden wollen.

I. *Cantabrisch* oder *Baskisch*. S. 9—30. Der

späterer Griechen verbindet, nach welchem allerdings die Grenzlinie zwischen Pelasgern und Hellenen nicht zu scharf gezogen werden darf. S. 379—394 enthalten den lesenswerthesten Theil dieses Abschnittes: in den nachfolgenden Beweisen, welche für die Identität der pelasgischen und hellenisch-griechischen Sprache mit der Hauptsprache der altthracischen Völkerschaften sprechen sollen, ist *Adelung's*. Geist nicht zu verkennen, der Gewicht auf Gründe legt, welche vor einer unbefangenen Kritik, wie Seifenblasen vor dem Anhauche, verschwinden. Gegen das, was Hr. *V.* über den Charakter und die Mundarten der griechischen Sprache sagt, ist wenig zu erinnern, und in der Literatur der griechischen Sprachkunde wird man nichts Bedeutendes vermissen.

Den Abschnitt der *lateinischen Sprache* liess Hr. *Vater* so, wie er nach *A's*. Absicht seinen Platz erhalten sollte, ganz unverändert abdrucken, ungeachtet das ausgearbeitet vorgefundene Manuscript seinen eigenen Ansichten in sehr vielen wesentlichen Stücken widersprach. Er berichtigte oder ergänzte nur einiges, was auch bey jenen Ansichten noch verwerflich oder mangelhaft war; verwebte einige Winke über die Entstehung der lateinischen Sprache in seine Charakteristik der lateinischen Töchtersprachen, und verschob, was sich über die hetrurische Sprache aus dem wenig gebrauchten *Lanzi* hätte hinzufügen lassen, auf die mit dem nächsten Bande zu vereinigenden Nachträge zu diesem Werke, weil solche Einschiebungen *A's*. Abhandlung ganz unterbrochen, und viele seiner Behauptungen aufgehoben haben würden. Den Anfang macht ein Auffatz über Italiens Bevölkerung nach *Freret* in seinen *Recherches sur l'origine et l'ancienne histoire des différens peuples d'Italie* (*Mém. de l'Acad. d. Inscr. Th.* 18. *Hist. S.* 72). Dann folgt die lateinische Sprache, welche *A.* als eine Mischung der pelasgischen oder altgriechischen Sprache mit der keltischen und anderen Sprachen Italiens betrachtet. Die Literatur derselben ist so vollständig angeführt, dass man kein Werk von Belang darin vermisst. Bey den Töchtersprachen der lateinischen fand Hr. *V.* bloss einen äusserst kurzen Text, und daneben mehr oder minder beträchtliche, mehr oder weniger brauchbare Materialien auf einzelnen Blättern, welche er verarbeitete, so viel ihm möglich war. Wir können nicht umhin zu bekennen, dass die von Hn. *V.* überarbeiteten Auffätze durch ihre gesunde Kritik für uns überall die anziehendsten gewesen sind. Auffallend war es uns, hier sowohl, als bey der englischen Sprache, *Eichhorn's* Allg. Gesch. der Cultur und Literatur des neueren Europa, welche so viele interessante Data und Materialien für die Geschichte der gebildeten Sprachen in Europa darbietet, in einzelnen Stellen zwar benutzt, aber nirgends angezeigt zu finden.

VI. *Slavischer* Sprach- und Völker-Stamm. S. 610—696. Bearbeitet von *A.* und berichtigt vom Hn. Abbé *Dobrowsky*, welcher die ganze slavische Völkermasse, so wie sie jetzt besteht, mit dem Prokop der Sprache nach in 2 Hauptstämme theilt, in den *antischen* in Osten, und den *slavinischen* in Westen. Zu dem antischen oder östlichen Hauptstamme gehören die *Russen* und die *illyrischen Slaven*, worunter ausser dem *servischen* und *kroatischen* Stamme auch die *südlichen Wenden* oder *Winden* begriffen werden; zu dem westlichen oder slavinischen Hauptstamme die *Polen*, die *Tschechen* oder *Böhmen*, die *Serben* und die *nördlichen Wenden*. Die Ausdrücke *Slaven* und *slavisch* gelten von der ganzen Nation, *Slawinen* und *slawinisch* von dem westlichen Hauptstamme, *slawenisch* von der russischen Kirchensprache, welche man von dem heutigen Gemeinrussischen wohl unterscheiden muss, *Slavonien* und *slavonisch* von der illyrischen Provinz dieses Namens, und *Slowaken* und *slowakisch* von den in Ungarn befindlichen böhmischen Slaven. Den Beschluss dieses Abschnittes machen die Anmerkungen der Hn. *D. Anton* und *Dobrowsky* über die sämmtlichen slavischen V. U.

VII. *Germanisch-slavischer* oder *lettischer* Sprachstamm. S. 696—723. Bearbeitet von *A.* und berichtigt von dem verstorbenen Superintendent *Hennig.* Hauptstämme der Letten sind: die *alten Preussen*, die *preussischen Lithauer*, die *polnischen Lithauer* oder *Schamaiten*, und die *Letten im engeren Verstande*. Den Beschluss machen wieder *Hennig's* Anmerkungen über die sämmtlichen lettischen V. U. und ebendesselben Charakter der lettischen, lithauischen und altpreussischen Sprache. Der grammatische Charakter der slavischen Sprachen nach *Dobrowsky* stand zu Anfange des vorigen Abschnitts.

VIII. *Römisch-slavisch* oder *walachisch*. S. 723—738. Diese gemischte Sprache theilt sich in 2 Hauptdialekte, den *dacisch-* oder *ungarisch-walachischen* diesseits der Donau, in der Moldau, Walachey, Siebenbürgen, der Bukowina, dem Bannate und Oberungarn, und den *thracisch-walachischen* jenseits dieses Flusses, in Thracien, Macedonien und Thessalien, wo sie den grössten Theil der Einwohner ausmachen. Jeder Dialekt zerfällt wieder in mehrere Unterarten.

IX. *Tschudischer* Völkerstamm. S. 739—769. So nennt *A.* mit Nestor und den heutigen Russen alle mit den Finnen an Sprache und Sitte genau verwandten Völker. Dass er die vermischten Völker auf den Grenzen zwischen Europa und Asien, welche man gemeiniglich zum finnischen Völkerstamme rechnet, davon ausschliesst, weiss man aus dem ersten Theile seines Mithridates, S. 533—551 u. 495. vgl. *Eichhorn's* Geschichte der neueren Sprachenkunde. I Abth. S. 673—677. Noch weniger konnte er die Ungarn dazu zählen; es bleiben daher für den ächten tschudischen Stamm nur die *Finnen*, *Lappen*, *Esthen* und *Lieven* übrig, grösstentheils durch Klima und Druck an Geist und Leib verkrüppelte Völkchen, welche jetzt nur noch den östlichsten Theil des bothnischen Meerbusens und den äussersten Norden Europa's bewohnen. Die Charakteristik der finnischen, lappischen und esthnischen Sprache hat Hr. *V.* ausführlich bearbeitet, um über das Verhältniss derselben unter sich und zu der am Ende abgehandelten ungarischen Sprache desto besser urtheilen zu können.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 MAY, 1809.

SPRACHENKUNDE.

Berlin, b. Voss: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *J. C. Adelung* u. s. w., grossentheils aus dessen Papieren fortgesetzt und bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

X. *Einige gemischte Sprachen im Südosten von Europa.* A) *Ungarisch.* S. 769—792. B) *Albanisch.* S. 792—803. Der Abschnitt über die ungarische Sprache ist noch von *A.* völlig ins Reine gearbeitet, und nach den schriftlichen Bemerkungen des Hn. Prof. *Rumi*, welchem *A.* denselben zur Durchsicht mitgetheilt hatte, berichtigt, wozu Hr. *Vater* die noch unbenutzten Notizen aus den Werken des gelehrten und kritischen Forschers der ungarischen Geschichte, des Hn. *v. Engel*, fügte. *A.* beginnt mit den historischen Daten über die Wohnsitze der Ungarn bey ihrer ersten Erscheinung und in den späteren Jahrhunderten; und kommt dann auf die Frage, zu welchem Hauptstamme sie gehören. Er leugnet nicht, dass sich ehedem die Ungarn selbst gern von den Hunnen ableiteten, und dass ihnen *Abulghasi*, *Pray* u. A. darin beypflichten; aber er findet darin keinen anderen Grund als die Ähnlichkeit der Namen. Einem hunnisch-mongolischen Volke, von welchem der Rec. seiner *ältesten Geschichte der Deutschen* (Jahrg. 1807. No. 98. S. 172) die Abkunft der Hunugaren oder Hunno-Iguren, abgekürzt Uiguren, aus *Abulgasi* historisch erweisbar glaubt, gehören diese seiner Überzeugung nach unter allen bekannten Völkern am wenigsten an. Denn die ungarische Sprache habe von allen Sprachen, die in ihr zusammenflossen, von der mongolischen gerade am wenigsten, und der schöne ungarische Körperbau trage keine Spur von der hässlichen mongolischen Bildung, welche, wenn sie sich einmal mitgetheilt habe, gewissermassen unzerstörbar sey. Auch reiche, fährt er ganz einstimmig mit dem eben genannten Rec. fort, die Übereinkunft der ungarischen und tschudischen Sprachen, welche bereits *Comenius*, der jüngere *Rudbeck*, *Strahlenberg*, *Joh. Eberh. Fischer* u. a. von Hn. *V.* in der Note aufgeführte Gelehrte bemerkten, nicht hin, den schön gebauten Ungarn voll Geist und Muth von dem grösstentheils verkrüppelten *finnischen Stamme* abstammen zu lassen. Wenn man der Geschichte und Sprache zugleich nachgehe: so werde man wohl der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die Ungarn für einen ursprünglich *türkisch-tatarischen Stamm* halte, der Finnen, Slaven, Woguln, Wotiaken u. a. jetzt unbekannte Völker in solcher Menge unterjocht und sich einverleibt habe, dass seine ursprüngliche Sprache dadurch sey verändert worden. Um indess den Grad, wie nahe das Ungarische mit allen drey Hauptmundarten des Tschudischen, der finnischen, esthnischen und lappländischen, verwandt sey, im Einzelnen genauer zu bestimmen, hat Hr. *V.* in der ebenerwähnten Anmerkung einen beurtheilenden Auszug aus *Gyarmathi's* bekanntem Werke hinzugefügt, und noch in einer anderen Note die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit der germanischen u. a. bemerklich gemacht.

Die *albanische* Sprache im ehemaligen östlichen Illyrien, Epirus u. s. w. enthält, wenn man sie von dem Deutschen, Slavischen, Römischen, Griechischen und Türkischen entkleidet, noch einen beträchtlichen Grundstoff, der mit keiner bekannten Sprache verwandt zu seyn scheint. Diesen will Hr. *V.* lieber von den Albaniern im Osten des schwarzen Meeres zwischen dem Kaukasus und dem Flusse Kyrus, deren Identität mit den Alanen in Europa im südlichen Russland und bey den Völkerwanderungen vom Kaukasus her viele Wahrscheinlichkeit habe, als mit *Thunmann* von den Illyriern, oder von den tatarischen Bulgaren als dem letzten Volke, welches vor den Türken in jenen Gegenden herrschte, ableiten. Unter den Formeln des V. U. befindet sich eine, welche auf der Messe zu Leipzig aus dem Munde einiger zu Zwickau wohnender albanischer Kaufleute aufgefasst ward (auf eine ähnliche Weise benutzte der Herausg. die Anwesenheit der spanischen Truppen in Hamburg); und zwey, welche *Hervas* für sicilianisch-griechisch und calabrisch-griechisch ausgab, sind für sicilianisch-albanisch und calabrisch-albanisch erkannt.

Die *türkische* Sprache ist natürlich schon im ersten Theile des Mithridates unter den tatarischen, so wie das *Zigeunerische* unter den indischen, das *Malthesische* unter der arabischen, und das *Rabbinische* unter der hebräischen Sprache aufgeführt. Im dritten und letzten Bande dieses Werkes, welcher zu Ostern 1810 erscheinen wird, da Hr. *V.* alle die wichtigsten Vorarbeiten dazu mit einem ihm selbst unerwarteten Glücke schon jetzt ziemlich vollendet hat, verspricht uns der Herausg. recht vieles Neue, welches er den Unterstützungen der beiden Hn. *v. Humboldt* u. A. verdankt. Wir versprechen uns von diesem Theile um

so mehr Gutes, je weniger die Vorarbeiten des Vfs. dem Herausg. Fesseln anlegen werden; und wir erwarten ihn mit desto grösserer Ungeduld, je weniger uns von den Sprachen bekannt ist, welche Hr. V. noch zu bearbeiten hat.

VI—VII.

Königsberg, b. Nicolovius: *Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy in einer ausführlichen Recension der Grundsätze des Letztern.* 1805. 210 S. 8. (18 Gr.)

Die philosophische Sprachlehre des Hn. *Sylvestre de Sacy* hat den ungenannten Vf. dieser Schrift, der ein erfahrner und denkender Schulmann ist, und ein Vertrauter *Kant's* war, bewogen, weil seine Grundsätze mit den *de Sacy*'schen übereinstimmen, und nur in wenigen Stücken abweichen, erstere mitzutheilen, und besonders die *kantische* Kritik der reinen Vernunft in dem hieher gehörigen Theile derselben, zum Regulativ der allgemeinen Grammatik zu machen. Rec. findet dieses Unternehmen wichtig und nöthig, weil die grammatischen Regeln dadurch Bündigkeit und Allgemeingültigkeit erhalten, die nach *de Sacy* noch zu wünschen übrig ist; und die Ausführung scheint im Ganzen gut gerathen. Wenn aber der Vf. (S. 3) meint, dass er der erste und einzige sey, der *kantische Grundsätze* zur Auffindung und Begründung philosophischer Sprach-Regeln angewandt habe: so muss ihm die ihm so nahe liegende, und in ebendemselben Verlage herausgekommene Grammatologie von *Hasse* ganz unbekannt geblieben seyn, womit wieder nicht stimmt, dass (nach S. 1) „kaum ein Werk seyn möchte, das in diesem Fache seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre." *Hasse* fand an *Vater* und *Hermann* Widersacher; auch unserem Vf. wird es an Widerspruch nicht fehlen: diess wird aber der guten Sache mehr nützen als schaden; und ein grosser Vorschritt ist hier geschehen. Die Lehre vom Sprachsatze ist nach *de Sacy* zu Grunde gelegt, und die allgemeine Sprachlehre nach den logischen Functionen des Verstandes, *kantischen* Grundsätzen zufolge, geordnet. Im Sprachsatze ist alles, ausser dem *Subjectum agens*, zum *Objecte* gezogen; und nachdem *de Sacy's* Sprachlehre gewissermasen recensirt, und das, was einer Erläuterung oder eines Zusatzes bedürftig schien, angegeben ist, folgt S. 21 der Auszug aus des Vfs. grammatischem System. Erste Abtheilung, vom Sprachsatze. Zweyte Abtheilung, von den Redetheilen. (S. 36.) Dritte Abtheilung, von den verbundenen oder zusammengesetzten Sätzen. (S. 164.) Zum Beschluss (S. 187): Allgemeines Urtheil über *Sacy's* Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre. Das Werk scheint dem Vf. in seiner *Anlage* vortrefflich, in *einzelnen Theilen* einiger genauerer Bestimmungen und Festsetzungen bedürftig, besonders in Anwendung auf die deutsche Sprache, und in der *Ausführung* unvollständig, weil die Zergliederung der verschiedenen Sprachsätze in ihrer Verbindung unter einander fehlen. Hierin sucht also der Vf. das Eigene seiner Behandlung. Und gewiss ist die Redigirung des Verbi, als Haupttheils der Sprache, das alle Vorstellungen und Gedanken im Urtheil zusammenfügt, unter die *kantischen* Kategorieen, gut, und besser als bey *Hasse*, gelungen (S. 160); die Abtheilung der Verborum in Substantiva (sonst Neutra), transitiva (Activa und Passiva) und Reciproca sinnreich (S. 120 f.), und die Schematisirung der conjunctiven Sätze in *aufführende*, *umschreibende* und *vergleichende*, nach der Quantität, Qualität und Relation, wo die Modalität sich nur mit unter die Classe der vergleichenden bringen lassen muss, wovon man den Grund nicht absieht, (S. 168) scharfsinnig. Des Vfs. Bemühen, schicklichere Benennungen für die Sprachbegriffe, nach *Campe*, aufzubringen, ist löblich, wenn auch nicht immer glücklich. — Die Beyspiele sind grösstentheils gut gewählt; es wird hauptsächlich auf die deutsche Sprache, nächst ihr auf die lateinische und griechische Rücksicht genommen; auch stehen dem Vf. die slavonischen Sprachen zu Gebot, und überall findet man den denkenden und philosophirenden Kopf. Endlich nimmt der Vf. für sich dadurch ein, dass er (nach S. 2) das *nonum prematur in annum* beobachtet, *Kanten* noch bey Lebzeiten einen Entwurf seines Sprachsystems zur Durchsicht und zu gutachtlichen Anmerkungen überreicht, und von *Kant* mündliche Belehrungen erhalten haben will. Nichts desto weniger giebt es mehrere Behauptungen, in denen der Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann. Dass das Verbum, das doch als Haupttheil, Schema der Sprache und *Grundwort* (S. 39) angegeben wird, bloss die Copula seyn soll, ist wider die Logik, ob es gleich die Copula oft mit in sich schliesst. Der Dual, den einige Sprachen im Nomine und Verbo haben, wird (S. 13) für einen *Auswuchs* erklärt, da doch diese Sprachen die *zwiefachen* Verhältnisse der Dinge in der *Natur* und *Kunst* für sich haben. Subject könne man (S. 23) *Innenstand*, Object *Aussenstand* nennen, also vom innenständigen und aussenständigen sprechen. — Sehr unverständlich. *Honestas* soll subjectiv, *honestum* objectiv seyn — man könnte es lieber umkehren. S. 36 sind die Einschaltungszeichen so [ ] [: :] und so ( ) angegeben. Nur die letzteren, die zusammengenommen einen Cirkel bilden würden, sind dafür anzunehmen, die Klammern [ ], die ein Quadrat bilden, sind kritische Zeichen, und die mittleren nicht gewöhnlich. S. 39 sollen *Papa* und *Mama*, was die Kinder zuerst sagen, zwar für die Präcedenz des Nominis vor dem Verbo nichts entscheiden, aber doch Nomina seyn. Es ist aber bekannt, dass es nur verdoppelte Schälle der ersten Lippentöne *Pa* und *Ma*, eigentlich also Verba sind, und so viel sagen, als: das Kind hat *Pa* und *Ma* gesagt, wie man es noch im Arabischen findet. *Pronomen* als *Vertretungs-*, Verbum als *Füge-*, Adverb. als *Beyfüge-*, Präposition als *Zusatz-Wort* (S. 43 f.); Declination S. 56 als *Anpassung*; S. 60 Genitiv als *Theilfall*, Accusativ als *Wirkfall* S. 67 u. s. w. will doch nicht besonders gefallen. Dass bey Horazens *curres hydropicus* das letztere Adjectiv *adverbialiter* stehe (S. 52), ist nicht wahr-

scheinlich, wie kann man *hydropice currere?* aber als *hydropicus* geht es an — so auch *providus inspexit*, wo *providus* mehr auf Ulysses geht, als einen *wissbegierigen* Reisenden. Die Eintheilung der Adjectiven in *absoluta* und *relativa* (S. 53) ist gut, aber es sollte nicht deutsch, *vollständige* und *unvollständige*, sondern *für sich bestehende* und *beziehende* heissen. Dass *dives* als reich *an Gelde* mit dem Ablativ, sonst mit dem Genitiv construirt werde, ist bey Horaz *dives pecoris* u. s. w. nur *zufällig*, es kann, ohne Unterschied, mit dem Genitiv und Ablativ verbunden werden, wie *dignus*. Der Genitiv (S. 60 f.) deute stets einen *Partialbegriff* an, und ihm liege ein *Totalbegriff* zum Grunde; diess passt nicht auf die Verba, die den Genitiv bey sich haben, *recordari alicujus*, *accusare furti*. Rec. erklärt sich den Genitiv von der *näheren Bestimmung* eines Gegenstand-Begriffs durch einen anderen, und folglich *recordari alicujus* für *recordantem esse alicujus* (zwey Nomina, nur nicht gerade Substantiva, kommen zusammen: *tempus edax* (eine Fresserin) *rerum* — und so auch im Deutschen: ich werde *dessen* gewahr — ich kenne *das Menschen* nicht, d. h. ich bin nicht ein Kenner desselben (ohne dass man *Gestalt* oder so etwas supplire). Dass Accusativ (S. 67) *unmittelbare*, Dativ *mittelbare* Beziehung des thätigen Subjects auf den Gegenstand sey (wonach der Dativ hinter dem Accusativ stehen sollte), lässt sich gleichfalls nicht durchführen, indem viele Dativen auch unmittelbare Beziehungen ausdrücken, z. B. ich habe *dir* wohlgethan, im Lat. *irascor tibi*, so gut wie im Griechischen *εὐεργετειν τινα* u. s. w. Die Erklärung von: ich sterbe *dir* S. 70 ist gezwungen. Den doppelten Accusativ bey lehren, fragen, bitten, erklärt Rec. so, dass der zweyte der *accusativus objecti*, der ein ausgelassenes *quoad* zulässt, oder *accusativus graecus* ist. Dass im Griech. die Verba, die den Begriff des *Thuns* und *Redens* (S. 71) in sich enthalten, auch den doppelten Accusativ bey sich haben sollten, ist Rec. unbekannt. S. 74 soll *ablativus* nicht von *auferre*, sondern von *abferre* herkommen, als wenn nicht *aufero* für *absfero* stünde, daher *abstuli*. — Dass *ponere, collocare* (S. 80) den Ablativ bey sich hat, macht nicht die Ruhe und der beschlossene Zweck, den sich der Lateiner dabey denkt, sondern dass man den Ort *wo* angeben kann, und nicht den Ort *wohin*. S. 85 hat sich *pro, für*, unter die Präpositionen verirrt, die den Accusativ bey sich haben. Was S. 86 vom deutschen *vor* und *für* steht, hat schon *Heinze* bemerkt; die Unterschiede von *den* und von *dem* sind nicht sprachgebräuchlich gegründet; stelle dich neben *mich* (S. 88) ist nicht falsch, sondern dem Sprachgebrauch angemessen. Der Ausdruck: *nach der Kirche* gehen, ist bloss provinciell, und wird auch vom Städter gebraucht. *Während* hat nicht bloss den Genitiv bey sich (S. 92), sondern auch den Dativ: während *dem* und *währendem* Processe steht wohl nicht, wie *ablativi absoluti* (S. 93), sondern für: während *dem* Processe. Dass man sagt (S. 106): des Herrn *Consul* und des Herrn Consul*enten*; des Herrn Kaufmann und des Herrn Negotian*ten*, kommt wohl nicht davon, dass jenes substantive, dieses adjective Ehrentitel sind, wie „des geheimen Rath" (sollte geheimen *Raths*, wie dort *Consuls* heissen), wer sagt: des Herrn Consul Frau? sondern weil es *lateinische* Wörter sind, die *en* im Genitiv haben, wie die französischen (z. B. *Lieutenant*) ein *s*. Dass die Deponentia, die als solche nicht erklärt sind, Gerundia und Supina haben (S. 121), kann Niemanden wundern, da sie *passive Endungen* haben, und nur die activen Endungen *ablegen*. Dass in *irritari Antonium non oportet* der Infinitiv ein Nominativ sey, ist nicht glaublich (S. 126), denn *Antonium* kommt nicht von *oportet*, sondern von *irritari*, und so ist es der Accusativ mit dem Infinitiv. — *Verba frequentativa, inchoativa, imitativa* u. s. w. gehören, weil es *Formen* sind, und sich in allen gebildeten Sprachen finden, z. B. im Deutschen: *stechen, stecken, trinken, tränken* (hebr. *Kal* und *Hiphil*), nicht bloss in die Particulär-Grammatiken (S. 135); und hier vermisst man eine wichtige Lehre, die auf philosophischen Principien beruht. Die *Endungen* in den Temporibus und Personis des Verbi sind nicht aus dem Schema der Zeit und des Raums erklärt, wie andere Grammatologen versucht haben (S. 136). Plusquamperfectum ist kein so *wunderlicher* Name (S. 141), wenn man nicht *tempus*, sondern Präteritum supplirt; der Vf. will es (S. 147) die Zeit einer *vorher vollendeten Handlung* nennen. *Aorista* heissen die griechischen Tempora nicht (S. 147), sondern *Aoristi* (*χρονοι — ἀοριστοι*) — *lectum* kann nicht der Nominat. vom *supino lectu* seyn (S. 152), sondern *lectus* nach der vierten Form. Conjunctivus hat nicht den Namen von den Conjunctionen, die auf ihn wirken (S. 149), sondern von der *Verbindung* eines Verbi mit einem anderen, das von jenem gewissermassen abhängt. Der Accusativ mit dem Infinitiv ist als kurze Construction (*quod fieri potest per pauca*) nicht motivirt, sondern (S. 150) bloss als Eigenheit der Sprache angegeben. *Faciamne nec ne?* (S. 183) ist nicht Latein; das angehängte *ne* fragt nur mit *an* — (also *an non*). — In Absicht des Ausdrucks ist *ersparen* bis dahin, st. *versparen* (S. 26) wohl Druckfehler, *frägt* st. *fragt* (S. 183) ein Provincialism, und *bildsam* (S. 119) st. *bildlich* oder *bilderreich* unpassend. — Rec. hat sich mehrere Stellen angestrichen, bey denen er etwas zu erinnern hätte: aber diese mögen hinreichen, um zu beweisen, dass er das Buch aufmerksam gelesen habe, welches immer ein guter Beytrag sowohl zu der *de Sacy*'schen Sprachlehre, als zur allgemeinen Grammatik bleiben wird.

EBST.

KURZE ANZEIGEN.

WISSENSCHAFTENKUNDE. 1) Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften, zur Begründung einer besseren Organisation für die höheren gelehrten Bildungsanstalten.* Von *Wilhelm Traugott Krug* Prof. u. s. w. 1805. VIII u. 64 S. 8. (6 Gr.)

2) *Magdeburg*, b. Keil: *Versuch einer allgemeinen Ein-*

leitung in die Wissenschaftenkunde. Womit zu der im Pädagogium zu Kloster Berge anzustellenden Prüfung einladet *Friedrich Strass*, Prof. und Rector. 1806. 64 S. gr. 8. (4 Gr.)

3) *Encyklopädische Generalkarte aller Wissenschaften und schönen Künste nach ihren Hauptitteln.* Entworfen von M. *Heinrich August Töpfer*, Lehrer der Mathematik und Physik an der Land- und Fürsten-Schule zu Grimma 1806 und gestochen von *Wilhelm von Schlieben*, Lieutenant beym Regiment Prinz Clemens in Langensalza. Fol. (16 Gr.)

Die Übersicht der engen Verbindung, welche zwischen den einzelnen Wissenschaften obwaltet, und vermöge deren eine in die andere eingreift, gewährt dem Studirenden zu mannichfaltige Vortheile, als dass uns nicht jeder Versuch, sie zu erleichtern und zu begründen, willkommen seyn sollte. Wirklich herrscht in den bisher gebräuchlichen Eintheilungen ziemlich viel Willkühr und wenig philosophisch-wissenschaftlicher Geist; duldet man das auch, gleichviel ob gern oder ungern, in dem, was sich auf das Äussere und Mechanische der Literatur bezieht: so können doch die gerechten strengeren Foderungen an eine allgemeine wissenschaftliche Encyklopädie, welche auf die eigentliche Geistesbildung einen so unmittelbaren Einfluss hat, durch diese Nachsicht nicht zum Schweigen gebracht werden.

No. 1 zerfällt, wie auch schon der Titel ausweiset, in zwey Theile, wovon jedoch nur der erstere eine aufmerksame Beachtung verdient. Dieser stellt eine einfache formelle Eintheilung der Wissenschaften auf, nach welcher sie in drey Familien gebracht werden. Sie sind nämlich entweder in der Art und Weise der Behandlung ihres Gegenstandes, ihrem Wesen und Zwecke nach durchaus *frey*, d. h. theoretisch und praktisch unabhängig von positiven Bestimmungen; oder durchaus *gebunden*, d. h. theoretisch und praktisch abhängig von positiven Bestimmungen; oder *gemischt*, d. h. theoretisch unabhängig, praktisch abhängig von solchen Bestimmungen. Diese Grundeintheilung der Wissenschaften leidet auch volle Anwendung auf die Künste. *Freye* Wissenschaften sind die philologischen, historischen, philosophischen, anthropologischen, mathematischen und physikalischen; auf ihrem Gebiete bewegt sich der menschliche Geist mit unbeschränkter Freyheit. Zu den *gebundenen* gehören Theologie und Jurisprudenz. Zu den *gemischten* werden die cameralistischen und medicinischen Wissenschaften gerechnet; die letzteren, wie Rec. glaubt, mit Unrecht, denn ihre Praxis lässt sich auf keinen Fall ägyptisch-positiv beschränken, sondern geht als freyes Resultat aus philosophischen, anthropologischen, physikalischen Kenntnissen und mannichfach individuell modificirter Empirie hervor. Wissenschaftlicher Geist und wahres wissenschaftliches Leben findet sich nur im Reiche der freyen Wissenschaften; ohne sie können keine gebundenen und gemischten existiren. Ihr Grundstoff ist entweder *empirisch*, wie bey Philologie und Geschichte, oder *rational*, wie bey Mathematik und Philosophie, oder *empirisch-rational*, wie bey Physik und Anthropologie. — Die Bemerkungen über Einrichtung einer höheren Bildungsanstalt, welche der zweyte Abschnitt S. 35 ff. enthält, sind zu dürftig, um nach dem vielen Trefflichen, das in unseren Tagen über diesen Gegenstand öffentlich verhandelt worden ist, berücksichtigt werden zu können.

No. 2 ist fast wörtlicher Abdruck eines Heftes, nach welchem der Vf. unterrichtete, und verbreitet sich mit beyfallswerther Fasslichkeit und Präcision über Begriff, Werth und Nutzen und Hülfsmittel der Wissenschaftenkunde; angehängt ist S. 35 ff. eine Übersicht der merkwürdigsten bisher versuchten Eintheilungen der Wissenschaften von *Bacon* an bis auf *Krug*. — Die Darstellung des Vfs., welcher auf den Ruhm, etwas Neues vorgebracht zu haben, bescheiden Verzicht thut, ist zweckmässig, und die Idee, auf diese Art dem Publicum von der Unterrichtsmethode in gelehrten Schulen vermittelst der herkömmlichen Gelegenheitsschriften Rechenschaft abzulegen, verdient allgemeinere Beherzigung.

No. 3 versinnlichet die *kantischen* Ideen über Verwandtschaft und Eintheilung der Wissenschaften und Künste recht anschaulich. Die Grenzen der Kunst, innerhalb deren das Genie beschränkt ist, sind durch einen Kreis angedeutet; das Fortschreiten der Wissenschaft ist durch eine aufstrebende Linie, die Gegenstände des Übersinnlichen und solcher innerhalb des Kreises der Erfahrung, wozu das menschliche Erkenntnissvermögen unzulänglich ist, werden durch niederwärts gehende Linien bezeichnet. Bey dem encyklopädischen Unterrichte kann diese Karte gute Dienste leisten. Der Stich ist sauber. L.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, b. Jacobäer: *Das Landschulwesen, oder Andeutung aller die Landschule betreffenden Gegenstände(,) in tabellarischer Übersicht mit literarischen Nachweisungen.* Ein Leitfaden zum Nachdenken und Selbstunterricht für alle, die sich für Volksbildung interessiren, bearbeitet von D. (d. h. M.) *J. Friedr. Heinr. Schwabe*, Prediger zu Wormstedt im Herzogthum Weimar u. s. w. 1808. XII u. 228 S. 8. Rec. hat diese kleine Schrift, deren Zweck und Inhalt der Titel umständlich angiebt, mit vielem Vergnügen gelesen; denn sie zeugt von einer langen und vertrauten Bekanntschaft mit allen Zweigen des Landschulwesens und von einem gewissen praktischen Sinn, der überall das Anwendbare und Zweckmässige herauszufinden weiss. Im *ersten* Abschnitt handelt der achtungswerthe Vf. von dem Zweck der Schule überhaupt und der Landschule insbesondere; im *zweyten* von der Schulordnung; im *dritten* von den zu den Schulzwecken mitwirkenden Personen; und im *vierten* von den verschiedenen Anstalten und Einrichtungen, die auf die Schule Bezug haben. Kein Gegenstand von nur einiger Erheblichkeit ist übergangen, alles aber nur kurz angedeutet und zweckmässig geordnet. Die eingestreuten literarischen Notizen zeugen von einer verständigen Auswahl. Beyfallswerth ist es, dass der Vf. die bey *Niemeyer* angeführten Schriften nicht mit aufgeführt hat; denn man darf ja dieses classische Werk wohl bey einem Jeden vermuthen, dem das Erziehungswesen nicht ganz gleichgültig ist. Auffallend war es uns, dass Hr. *Sch.*, dem doch sonst kein Werk von Wichtigkeit entgangen ist, *Krünitz Landschulen, so wohl wie Lehr- als Arbeits-Schulen betrachtet*, nicht gekannt und benutzt hat. Diese Schrift, die eine vollständige Literatur des Landschulwesens, Nachrichten von den berühmtesten Seminarien, eine Übersicht der wichtigsten Vorschläge und Auszüge aus den besten Schriften enthält, würde ihm seine Arbeit ungemein erleichtert haben. In dem Anhange giebt er uns eine kurze Übersicht von der neuesten Geschichte und Literatur des Schulwesens, von Rochow bis auf unsere Zeit, die, wenn auch nicht vollständig, doch wohlgeordnet und ohne bedeutende Lücken ist. Das Lob, welches S. 188 u. f. der Rathsfreyschule zu Leipzig ertheilt wird, unterschreiben wir mit ganzem Herzen. Wenn wir es gleich nicht billigen können, dass der Vf. die alte Buchstabirmethode so sehr in Schutz nimmt, dass er die Naturgeschichte und Naturlehre, die Völker- und Länder-Kunde ganz und gar von den Gegenständen des Unterrichts ausschliesst, und dass er Bücher, wie *Büchling's Katechisationen*, *Dreyssig's Fibeln* und *Lesebücher*, *Bennin's Rechenbuch*, unter den guten Schriften mit aufführt: so empfehlen wir doch dieses Werkchen aus voller Überzeugung allen denen, die mit dem Landschulwesen irgend etwas zu thun haben, besonders den Predigern, Schulinspectoren und Schulmännern. Sie werden es als einen Leitfaden zum eigenen Studium vortrefflich gebrauchen können. L. Th.

PHILOLOGIE. *Anspach*, b. Gassert: *Leichte Aufgaben zum Übersetzen in das Lateinische und Deutsche*; nach den Regeln der Grammatik geordnet und den ersten Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet von M. *Friedrich Ludwig Hoffmann*, Lehrer am kön. Gymnasium zu Anspach. 1808. VIII u. 79 S. 8. (6 Gr.) Diese Aufgaben sind das in der That, was der Titel von ihnen verspricht, nämlich leicht. Wenn aber der Vf. sagt, sie enthielten ganz einfache und kunstlose Sätze, die wörtlich in das Lateinische oder Deutsche übertragen werden könnten, um dadurch die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der lateinischen und der Mutter-Sprache auch schon den Anfängern sichtbar zu machen: so scheinet er sich selbst nicht recht verstanden zu haben. Bedeutende Verschiedenheiten wenigstens können sich bey wörtlichen Übertragungen nicht ergeben. Es würde den Gebrauch des Büchelchens mehr erleichtert haben, wenn der Vf. die Erklärung der Wörter nicht in ein Register gebracht, sondern gleich den Aufgaben beygefügt hätte.

M. d. g.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1809.

NATURGESCHICHTE.

Landshut, b. Weber: *Zoologie.* Zu seinen Vorlesungen entworfen von Dr. *Fr. Tiedemann*, Prof. der Anatomie u. Zoologie in Landshut. Erster Band. Allgemeine Zoologie. Mensch und Säugthiere. 1808. XVI u. 610 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 6 Gr.)

Unstreitig ist es das gröfste Glück, wie für jede andere Wissenschaft, so auch für die Naturgeschichte, dass sie auf mannichfaltige Weise bearbeitet wird; und wenn neuere Schriftsteller nur die eine Bearbeitungsart hervorheben; so mögen sie nie vergessen, dass sie nicht einmal zu ihrer Ansicht gekommen wären, wenn ihre Vorgänger nicht auch andere Wege eingeschlagen hätten. Rec. ist von der Wichtigkeit der vergleichenden Anatomie überzeugt, und wer könnte diess nicht seyn? allein deswegen möchte er die Zoographie nicht zurücksetzen, ohne welche jene gar nicht existiren kann. Denn was hülfe es, Körper zu zergliedern, die man nicht namhaft machen könnte, oder von denen man falsche Namen angäbe? Wie bald würde alsdann die vergleichende Anatomie zu einem Chaos von Irrthümern werden! Eben so wenig möchte Rec. einen verachtenden Seitenblick auf die sogenannten Anekdoten von den Thieren werfen. Habe ich denn eine hinreichende Kenntniss von einem Thier, wenn ich die äussere und innere Form seines Körpers betrachtet habe? Sollte nicht die Kenntniss seiner Lebensart und Sitten das Vorzüglichste seyn, das eigentliche Leben des Thiers, und der Hauptpunct der Vergleichung?

Rec. schätzt den Vf. wegen des vorliegenden Buchs aufrichtig; er hat es mit Interesse gelesen, wird es noch oft zur Hand nehmen, und kann es jedem Naturforscher empfehlen: diess hindert ihn aber nicht, die vorhergehenden Bemerkungen hier anzuwenden, da der Vf. von seiner Bearbeitungsart vielleicht etwas zu sehr eingenommen ist; und Rec. zweifelt, ob es gut seyn würde, die Naturgeschichte auf diese Weise in den Vorlesungen mit der vergleichenden Anatomie zu verbinden. Sollen nämlich die Studirenden über jeden Zweig der Zoologie so ausgedehnte Vorlesungen hören, so müssten sie mehrere Halbjahre damit zubringen, und hätten doch vielleicht weder die Zoographie noch die Zootomie inne: hören sie hingegen, wie bisher üblich ist, neben den Vorbereitungswissenschaften gleich Zoologie, so kann ihnen darin das Nöthige über Zoographie und über das Leben der Thiere gesagt werden, indem man aus der vergleichenden Anatomie nur einzelne Sätze entlehnt. Nachmals aber, wenn sie den Bau des Menschen durch eigene Zergliederungen, so wie durch die Vorlesungen kennen gelernt haben, wohnen sie mit Nutzen einem eigenen Collegium über die vergleichende Anatomie bey. Der Mediciner hat so viele Fächer zu erlernen, dass es uns nur darum zu thun seyn kann, ihm auf der Universität eine Übersicht der Botanik, Zoologie u. s. w. zu geben: erlaubt es ihm in der Folge seine Lage, und hat er Liebe dazu, so wird er bald das Einzelne ohne Lehrer erlernen. Wir müssen sogar möglichst darüber wachen, dass der Zuhörer nicht, zum Nachtheil seiner Ausbildung in anderen Fächern, zu sehr in das Detail einer einzelnen Disciplin gehe. Rec. kann hier aus eigener Erfahrung sprechen; er ist in mehreren Zweigen der Naturgeschichte ganz Autodidactos, überliess sich ihnen aber zum Theil zu früh und zu sehr, und musste darüber Manches versäumen, das er in der Folge, und oft daher mit grösserer Mühe nachzuholen hatte. Für den Nicht-Mediciner würde, aus leicht begreiflichen Gründen, eine grosse Ausführlichkeit noch weniger seyn; der Weg, den hier unser Vf. einschlägt, wäre ihm gewiss nicht zu empfehlen.

Für Jeden aber, der die allgemeine Übersicht der Naturgeschichte inne hat, so wie auch für Jeden, der über dieselbe Vorlesungen hält, wird das Werk unseres Vfs. von vielem Nutzen seyn, wie die nähere Anzeige desselben bald ergeben wird.

Die Einleitung S. 1—5 handelt von der Naturgeschichte der thierischen Körper überhaupt, wo der Vf. von den gewöhnlichen Benennungen abweicht, und die Pflanzen-Anatomie und Botanik als Theile der Pflanzenphysiologie, die Thieranatomie und Zoologie aber als Theile der Thierphysiologie betrachtet, welches wenig Beyfall finden dürfte, da Botanik und Zoologie füglich als das Allgemeine, Phytotomie und Phytographie, so wie Zootomie und Zoographie, als das Besondere gelten können. S. 6—16 sind einige Hauptschriften zum Studium der Zoologie (hier im allgemeinen Sinn gebraucht) angeführt, so wie der Vf. auch weiterhin eine gut gewählte Literatur bey den einzelnen Gegenständen beybringt, so dass man nur selten bessere Schriften nicht genannt findet.

Der erste Theil, oder die allgemeine Zoologie, S. 17—97, handelt in sieben Abschnitten: 1) von dem Unterschiede der organischen und unorganischen Körper, von der Eintheilung der Organismen in Thie-

re und Pflanzen; 2) von der Eintheilung der Thiere; 3) von der Verbreitung der Thiere im Allgemeinen; 4) vom Wachsthum und von der Abnahme der Thiere; 5) von der Metamorphose im gesammten Thierreiche; 6) von der Fortpflanzung der Thiere; 7) von der freywilligen Erzeugung. Der Vf. nimmt eilf Thierclassen an: 1) Säugthiere; 2) Vögel; 3) Amphibien; 4) Fische; 5) Crustaceen; 6) Insecten; 7) Mollusken; 8) Anneliden; 9) Eingeweidewürmer; 10) Radiarien; 11) Polypen. Das Schwierige der Eintheilung entgeht dem Ungeübten dadurch, dafs der Vf. von den Thieren jeder Classe eine etwas ausführliche Darstellung gegeben, keine kurze Diagnose aufgestellt hat, welche in solchen Fällen immer der beste Prüfstein ist. Der Vf. rechnet zu den Polypen auch die Infusionsthiere: doch pafst seine Beschreibung jener nicht zu diesen; wie viele von diesen haben weder Mund noch After, und das Essigäälchen hat wieder mehr unterschiedene Theile. Die Radiarien stehen in Hinsicht ihrer Organisation über der folgenden Classe, also nicht ganz richtig. Die Eingeweidewürmer sind, den neuesten Untersuchungen zufolge, falsch bestimmt, da ihnen hier Nerven, und (sämmtlich) ein Darmkanal zugeschrieben werden. Die übrige Reihenfolge ist zu billigen.

Der zweyte Theil handelt in sieben Abschnitten vom Menschen, und zwar 1) von den Organen der Empfindungen; 2) Org. der Bewegung; 3) Org. der Ernährung; 4) Org. des Kreislaufs des Blutes und des Athmens; 5) von den Organen der Zeugung; 6) von der Metamorphose des Menschen; 7) von seiner Verbreitung.

Der dritte und übrige Theil beschäftiget sich mit den Säugthieren. Zuerst wird in 8 Abschnitten das Allgemeine erörtert, und zwar 1) die Organe der Empfindungen; 2) die Org. der Bewegung; 3) der Ernährung; 4) des Kreislaufs des Bluts und des Athmens; 5) der Zeugung; 6) die Metamorphose; 7) die Verbreitung; 8) die Classification, und sodann wendet sich der Vf. zur speciellen Zoologie. Er theilt die Säugthiere in 12 Ordnungen: 1) 4händige Thiere; 2) Raubthiere; 3) wiederkäuende Thiere; 4) Beutelthiere; 5) Nagethiere; 6) Faulthiere; 7) zahnlose Thiere; 8) Schweine; 9) einhufige Thiere; 10) vögelartige Säugthiere; 11) amphibienartige Säugthiere; 12) fischartige Säugthiere; und der *Ornithorynchus paradoxus* und die Echidna *Lamarks (Ornith. Hystrix Home*, oder *Myrmecophaga aculeata Shaw)* sind im Anhange als zu keiner der obigen Ordnungen gehörig aufgestellt. Die Eintheilung hat im Ganzen, wie Jeder sieht, sehr viel Gutes, wie überhaupt, je mehrere Ordnungen der Säugthiere aufgestellt werden, desto natürlicher die Eintheilung werden mufs. Gegen die Reihenfolge liefse sich manches sagen. So sieht man z. B. nicht ein, wie No. 10 die *Chiroptera* zwischen den Pferden und Robben stehen können; eben so sind einige Namen nicht zu billigen, die *Chiroptera* sind doch eben so wenig *vögelartige* Thiere, als das fliegende Eichhörnchen, und hätten füglich Fledermäuse oder Chiropteren, oder Flatterthiere genannt werden können; eben so wenig sind die Robben, die Wallrosse, der Dugong und die Seekuh *amphibienartige* Säugthiere, denn Jeder mufs dabey an die Classe der Amphibien denken, mit deren Bau sie nichts gemein haben; noch weniger pafst der Name *Schweine, Porci*, für den Elephanten, das Nashorn und das Flufspferd, die mit dem Tapir, dem Schwein und Daman in der 8ten Ordnung aufgeführt sind, und Rec. würde lieber den Namen Pachydermen oder vielhufige Thiere dafür behalten haben, da sich gegen diesen nur geringere Einwürfe machen lassen. Überhaupt ist der Vf. in der Wahl der Namen zu wenig streng, und folgt den französischen Naturforschern zu sehr, die mit Fleifs widersinnige Namen auszusuchen scheinen, wovon die oben genannte Echidna ein Beyspiel giebt. Denn wie kann man es billigen, dafs ein Säugthier Schlange genannt wird, und wer kann an den barbarischen Namen *Indri, Caudivolvulus, Setifer, Lacma, Coescoes, Wombatus, Ondatra, Dugungus, Narwalus, Anarnacus* u. dgl. Geschmack finden? Rec. bittet den Vf., bey den folgenden Theilen hierauf mehr zu sehen; sonst wird unter den Fischen noch ein Hydrargyrus (Queckfilber) nach *Lacépède* vorkommen, und was solcher schönen Benennungen mehr sind. Gutgewählte Namen sind nicht blofs eine Zierde der Naturgeschichte, sie zeugen nicht blofs für die humanistische Bildung der Naturforscher, sondern begünstigen und erleichtern auch das Studium aufserordentlich. Die nordischen Naturforscher, denen die Naturgeschichte noch immer das Mehreste verdankt, müssen auch hierin fest stehen, und nicht einem schlechten Namen das Bürgerrecht gestatten.

In den Aufstellungen der Gattungen, oder Geschlechter, wie sie der Vf. nennt, folgt er ebenfalls den Franzosen zu sehr. Mag hierin noch so vieles von der individuellen Ansicht der Naturforscher abhängen: so mufs doch immer ein deutlicher Charakter zum Grunde liegen, nie ein Plus und Minus, weil man diefs nie bey dem Einzelnen bestimmen kann, bey einem unbekannten Körper also immer schwankend bleiben wird. Es fällt diefs bey den wenigen Säugthieren nicht so sehr auf, als bey den Vögeln, Fischen, Insecten u. s. w.: allein wenn man die aufgestellten Affen- und Fledermäuse-Gattungen vergleicht, so wird man doch bald das Mangelhafte finden; es sollten in Frankreich die Lehrer *Linné's Philosophia botanica* doch nicht so ganz vergessen.

Bey jeder Ordnung wird das Allgemeine des äusseren und inneren Baues angegeben, und bey jeder Gattung wird wieder das Charakteristische in den Organen der Empfindungen, der Bewegung, der Ernährung, des Athmens und Kreislaufs, so wie der Zeugung, kurz aufgeführt, und wir haben kein einziges Buch, das in dieser Hinsicht mit dem vorliegenden zu vergleichen wäre; auch ist die Auswahl durchgehends zu loben. Von den Arten sind die merkwürdigsten ausgehoben, und aufser einer kurzen deutschen Bestimmung ist die Gröfse, der Wohnort und eine oder die andere Merkwürdigkeit erwähnt, so wie eine gute Abbildung, und eine Anm-

mie citirt wird; doch scheint der Vf. hierin fast bloss *Reuss* gefolgt zu seyn. So citirt er immer *Perrault's* Abh. in der pariser Akademie der Wiss., nie die deutsche Ausgabe von *Perrault*, *Charras* und *Dodart* Abhandlungen, die doch nicht selten ist; so wird nicht *Campers* Abhandlung bey dem Rhinoceros nach der holl. oder deutschen Ausgabe, sondern die in den petersburger Abh. citirt; von *Daubenton* werden nie die Numern der Tafeln angegeben, zuweilen ist er auch weggelassen u. s. w. Die Bestimmungen sind im Ganzen genau. Wenn daher der Körper des Tigers (S. 345) *weisslich* mit schwarzen Queerstreifen genannt wird: so ist das wohl nur ein Druckfehler; Rec. wenigstens hat ein paar Tiger gesehen, deren Grundfarbe goldgelb oder röthlichgelb war, und die Schriftsteller sprechen auch von einem *color fulvus*. — S. 593—610 ist ein Verzeichniss der Präparate, welche sich über die Säugthiere in den Cabineten für Zoologie und vergleichende Anatomie zu Landshut befinden, von dem Vf. angehängt, der die zootomischen Präparate in Zeit von drittehalb Jahren angefertigt hat. Da über die anderen Thierclassen wahrscheinlich ebenfalls gesammelt ist: so kann dieser Anfang dem Vf. nicht anders als zum grossen Lobe gereichen.

J. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: Dr. *W. A. Stütz Schriften, physiologischen und medicinischen Inhalts.* I Band. 1805. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Wir sehen aus vorliegendem Buch, so wie aus dem über den Starrkrampf, überhaupt aber aus jeder uns zugekommenen Notiz über das wirkliche Leben des seligen Vfs., dass in ihm eine Fülle von Anlagen sich drängte, welche bey der Reifung etwas sehr Tüchtiges versprach — ruhige, besonnene Kraft, deren insbesondere der Zustand der Medicin sehr bedarf: sie ist weggenommen in diesem Einzelnen, uns, die wir zurückgeblieben, gebührt, dieselbe, so wie er sie in voller Ausübung an Tag gelegt, zu schätzen und als innerliches Erbe unter uns aufzunehmen. So ist, was er gewollt, wenn gleich nicht vollendet, doch nicht verloren, und wir feyern das Andenken des Hingeschiedenen auf die rechte Weise.

Die Vorrede erkennt mit ächter Bescheidenheit das Vergängliche in einzelnen Beyträgen zu einer grossen Sache; es gilt ihr keine Meinung als solche, sondern allein wie sie sich nähern kann dem Ganzen. Kurz hier ist das Zeichen einer stillen, gründlichen Begeisterung. — I. *Das Geschäft des Naturforschers* wird immer dienen, dem Anfänger das Studium zu erleichtern. Der Vf. zeigt hier mit Klarheit und an in leichten Umrissen das Ineinandergreifen entgegengesetzter (evolvirender und involvirender) Kräfte, legt dasselbe an den Erscheinungen dar, ohne die Nothwendigkeit dieses Ineinandergreifens aus den Augen zu verlieren; durchforscht die Stufenfolge des Ineinandergreifens selbst, und zeigt zuletzt aus diesem dem, das Geschäft des Naturforschers sey eben das Studium dieser innerlichen Ordnung nach der ganzen Schärfe des Unterschieds ihrer Bestandtheile, wie nach der wesentlichen Übereinstimmung derselben, in den Verhältnissen und dem Lebenslaufe der Welten, wie in der Entwickelung und den Verwandlungen der organischen Wesen. — II. *Bruchstücke zu einer künftigen Physiologie des Erdorganismus.* Wir wollen sogleich beym Eingang dieses Abschnittes Etwas erinnern, das sowohl hier als durch die ganze Schrift hin gilt. Es heisst nämlich: „In allem (S. 51) Seyn und Wirken stellt sich eine *Gesetzmässigkeit* dar, die auch dem oberflächlich Schauenden unverkennbar ist: alles Seyn und Wirken geht aber vorüber, und nur die überall herrschende Gesetzmässigkeit bleibt. So ist sie das wahre Absolute, immer Bleibende ... das ... Werden und Seyn, Zeit und Raum, Denken und Ausdehnung beständig evolvirt und sie andererseits immer wieder involvirt, um sie aufs neue wechselsweise zu evolviren, und hinwiederum zu involviren und so unausgesetzt weiter fort u. s. w." — Wir halten diese Ansicht für das Spiel der Naturwissenschaft, und sind überzeugt, dass der wackere Vf. sich zum Ernste sicher noch erhoben haben würde; aber es muss ohne Rücksicht gesagt werden, dass man in naturphilosophischen Werken dieses Spiel immer noch überwiegend findet. Es kommen dadurch wunderliche Gegensätze, schimmernde Analogieen zum Vorschein; aber man kann sich nicht enthalten anzunehmen, die Spielenden haben die Lehre vom *Eins* noch nicht gefasst, das im Seyn und Wirken u. s. w., wie in der Gesetzmässigkeit, das Quellende und Haltende ist, hier in allen Beziehungen seiner selbst beachtet, dort im freyen Fluss und Bewegung. Die Natur evolvirt nicht, um zu involviren, und umgekehrt; diese geschäftige Müssigkeit ist nicht ihr Wesen: sie trachtet, dass ein jedes Ding vollständig sey, und führt *um der ewigen Vollständigkeit* willen alle Entwickelungen durch. Es verdriesst jedes vernünftige Wesen, einen Schritt rückwärts zu thun, den es schon vorwärts gethan, wenn's nicht ist, um jedes Momentes sicher zu seyn. — So demnach lasst uns das Spiel von Gegensätzen des Lichtes und der Schwere, der Wärme und der Kälte, der Oxydation und Desoxydation u. s. w., welches hier klar und annehmlich genug durchgeführt ist, betrachten. Es fehlt hier noch der rechte herzliche Drang um die Sache, in den das Gemüth erst dann hingerissen wird, wann es der Dinge inneres Wesen, ihr Geheimniss und ihre Eigenthümlichkeit zu verstehen sich sehnet; da läst es sich nun nicht weiter mit jenen spielenden Beziehungen, die aller Dinge Gemeingut sind, befriedigen. Eben so dient auch nur als Anregung, was in diesem Abschnitt weiter von dem Ausdruck der Evolution als *geradliniger* Bewegung, der Involution als *drehender* Bewegung und der Indifferenzirung als *kreisförmig fortschreitender* Bewegung gesagt wird. In welcher geraden Linie mag denn wohl die involvirende Kraft fehlen? Was ferner von der Pflanzen- und Thier-Organisation vorkommt, trägt dieselben Zeichen an sich; man sieht, dass hier nach

dem Spiele hätte Ernst werden können. Das Beschreibende dessen, was wirklich in den Gestaltungen und Bildungen des Thierreichs gefunden wird (von S. 94 an), ist wohlgerathen und lobenswerth, als eine instructive Übersicht des Thierreichs zur Erleichterung des Studiums für Anfänger. — III. *Von der Kunst, oder der Arzt als Künstler.* Hier gilt schon etwas ganz anderes und weit höheres, als wir vorher fanden, und man darf sich den Schmerz nicht verhehlen, dass der Tod einen sinnvollen Künstler so frühe weggenommen. Wir finden in dieser ganzen Abhandlung den ächten Kunstsinn, welcher den meisten Ärzten durchaus fehlt; das Hindringen auf die tiefste Kunstanschauung, auf die innere Einheit aller Kunst; die Begeisterung, welche diese Anschauung im heilenden Künstler erwecken und halten muss. Die eigenen Ideen erläutert der Vf. sehr zweckmässig durch die Aufschlüsse über die Kunst, wie sie von den Propyläen gegeben wurden. Wir haben anderwärts das Ziel und die Art der heilenden Kunst zu zeichnen versucht, und können hier nur diess noch bemerken, dass, wenn viele eine solche Bildungsanlage zum wahren Künstler zeigten, wie dieser wackere Mann gezeigt hat, es bald am Ende seyn würde mit der Routine, und jeder ächte Künstler würde sich freuen der Gemeinschaft des Arztes. Dann aber muss das Volk eben so, wie der zur eigentlichen Kunst Bestimmte, erst erzogen werden, und wir behaupten kühn, dass wenige von allen Ärzten sich nach ihrer jetzigen Sinnesart bequemen würden und gehorsam hingeben einer Bildung, wie sie *wirklich nothwendig* ist und *nicht länger aufgeschoben* werden kann. — IV. *Über das Gemeinschaftliche in Krankheiten.* Einige Krankengeschichten, welche diess erläutern sollen; übrigens Bruchstück. V. *Erste Beyträge zu einer meteorologischen Medicin.* Zuerst im Allgemeinen von einer *geologischen* und *kosmologischen Dynamik.* Jene habe besonders folgende Momente: 1) die *tägliche* und *jährliche Strahlenbrechung*, wofür noch vieles zu thun sey; 2) die *tägliche* und *jährliche Erwärmung der Luft und mittelst dieser der Erde;* 3) der *tägliche* und *jährliche Wechsel der Feuchtigkeit und Trockenheit der Atmosphäre;* 4) der *tägliche* und *jährliche Wechsel der Elektricität in der Atmosphäre;* 5) der *tägliche* und *jährliche Wechsel des Sauerstoffgehalts der Atmosphäre;* 6) der *täglich wechselnde Druck der Atmosphäre;* 7) die *tägliche* und *jährliche oder jahreszeitliche Abweichung der Magnetnadel;* 8) *die tägliche, monatliche und jährliche regelmässig vor sich gehende Bewegung des Meeres;* 9) *die periodischen Veränderungen des Mineralismus im Inneren der Erde,* welche noch so wenig beobachtet sind; 10) *die täglichen und jahreszeitlichen Perioden in den Lebensbewegungen der Pflanzen;* 11) *der Thiere.* Die Momente der kosmologischen Dynamik wollte der Vf. zu einer anderen Zeit behandeln. Man sieht wohl aus dieser Angabe der Rubriken schon, dass diese Beyträge nicht anders als fragmentarisch seyn können: auf das eigentliche Band, auf den Kreislauf aller Elemente, ist noch weniger Rücksicht genommen, wenn gleich das hier Gesammelte schon verständig und somit gewiss auch verdienstlich ist. — VI. *Die Gegensätze im thierischen Organismus.* Hier führte der Vf. den Gegensatz des Festen und Flüssigen aus; dann die Gegensätze im Zellensystem, im Blutsystem, im Nervensystem; ferner die Gegensätze dieser das Ganze durchdringenden gegen die abgerundeten Organe, als des Allgemeinen gegen das Besondere u. s. w. Nachdem er die Gegensätze der Flüssigkeiten unter sich wenigstens angedeutet, geht er zuletzt zur Betrachtung der Gegensätze in Functionen über. Alles diess in einer für Anfänger nützlichen und klaren Weise, wodurch höhere Foderungen unausbleiblich herbeygeführt werden. Das ist es ja doch eigentlich, was eine Schrift für den Anfänger nützlich macht. VII. *Miscellen.* Ein kurzer Abschnitt, der aber einige Gedanken enthält, welche den Eifer und die Tüchtigkeit des Verstorbenen zu allen tieferen Untersuchungen beurkunden.

K. I. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Schöne: *Ausführliche Beschreibung einer mehrere Jahre lange gedauerten hartnäckigen Hypochondrie, wie diese endlich ohne den Gebrauch innerer Arzneyen ganz gründlich ist gehoben worden.* Für alle diejenigen, welche mit der Hypochondrie behaftet sind u. s. w., von einem Arzte, der selbst mehrere Jahre von der Hypochondrie gequält worden ist. 1808. 116 S. 8. (12 Gr.) Der Titel klingt fast wie die Titel zum Robinson Crusoe und Consorten, wie diese endlich nach vielerley ausgestandenen Schicksalen glücklich wieder zu den Ihrigen gekommen sind. Der Vortrag in dem Buche selbst ist nicht viel besser. Wir wollen suchen aus dem Gewirre von Gedanken und Worten das Eigenthümliche darzulegen. Nach der Meinung des Vfs. besteht die Hypochondrie und Hysterie lediglich in einer Schwäche der Eingeweide des Unterleibes, wobey der Magen eine vorzügliche Rolle spielt. Hiebey ist gewöhnlich eine versteckte Gichtmaterie im Körper vorhanden. Aus dieser Theorie sucht der Vf. alle Symptomen der Hypochondristen zu erklären. In der Diät ist der Vf. zwar nicht zu strenge, doch verbietet derselbe Mehlspeisen, Hülsenfrüchte, geräucherte Sachen, und räth leichtverdauliche, nahrhafte, animalische Speisen. Alle die Bemerkungen, welche sich auf diese Gegenstände, die Diät und das Verhalten beziehen, sind gut; das eigentlich Medicinische aber desto verwirrter. Sonderbar ist es, dass das Buch lesbarer, der Styl reiner, die Ideenfolge klarer wird, nachdem die Krankheitsgeschichte des Vfs. ihren Anfang genommen hat. Diess ist so auffallend, dass man fast glauben möchte, diese kleine Schrift habe zwey Vf. Die Arbeit des einen, verwirrteren und schlechteren beginnt mit S. 1 und geht bis S. 35. Von da an bis zu Ende scheint der andere bessere gearbeitet zu haben. Was uns hievon noch mehr überzeugt, ist, dass Eine Stelle von Wort zu Wort zweymal vorkommt, einmal S. 3, das anderemal S. 84, mit dem einzigen kleinen Unterschiede, dass sie der Vf. No. 1 als seine Arbeit ausgiebt, No. 2 aber sie dem Hn. *Metzler* in den Mund legt. Was endlich die Art anlangt, wie die Hypochondrie durch ein bloss äusseres Mittel gehoben werde und worin dasselbe bestehe: so sagt uns leider der Vf. nur so viel, dass es ein Balsam und ein Gurtel seyen, wovon jener eingerieben, dieser auf dem blossen Leibe getragen wird. Eine Flasche des Balsams kostet 8 Thlr. in Golde, ein Gürtel 8 Ducaten, oder deren Werth. Der Vf. ist so menschenfreundlich, auch Münze anzunehmen, nach S. 116. Zu einer ganzen Cur werden 6, höchstens 8 Gläser (nicht doch, je mehr, desto besser!) Balsam erfodert. Die Addressen findet man S. 115. Diese Notiz scheint der Hauptgrund der ganzen Abfassung des Buches zu seyn, und Alles an diesem und jenem erinnert an einen bekannten medicinischen Polygraphen und Geheimnisskrämer zu Leipzig. Ob wohl die ganze Geschichte der Hypochondrie des Vfs. wahr ist?

Fl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MAY, 1809.

BOTANIK.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Compt.: *Exposition et défense de ma théorie de l'organisation végétale.* Par Mr. *Brisseau-Mirbel*, Chevalier de l'ordre Royal de Hollande, Sécrétaire de Sa Majesté etc. Publié par le Dr. *Bilderdyk.* 1808. XXXVIII, 295 u. 72 S. 8. Nebst 3 Kpf. (3 Thlr. 8 Gr.)

Es ist bekannt, dass in neueren Schriften deutscher Schriftsteller dem Hn. *M.* verschiedene Irrthümer, die Anatomie und Physiologie der Pflanzen betreffend, zur Last gelegt worden. Diesen Vorwurf abzuwälzen, seine Ansichten klarer aus einander zu setzen, und durch einige neuere Beobachtungen zu bestätigen, ist die Bestimmung dieses Buches. Es besteht aus mehreren Abhandlungen, wovon die vornehmsten sind: *ein Brief des Hn. M. an Hn. D. Treviranus*, und: *Beobachtungen über die eigenen Gefässe und die Entwickelung des Bastes.* Dem ersteren sind im Anhange eine Anzahl Noten hinzugefügt, worin, ausser der Schrift von *Treviranus*, auch die übrige ältere und neuere Literatur berücksichtiget wird. — Der Vf. fängt damit an, dass er die Schwierigkeiten, mikroskopische Beobachtungen dieser Art anzustellen, aus einander setzt. Wozu das? Jeder lernt sie, der anfängt, sich mit dem Mikroskope zu beschäftigen: nur Ausdauer kann sie überwinden. Hierauf hebt die Exposition des Systems an. „Die ganze vegetabilische Organisation ist Ein und dasselbe häutige Gewebe, welches unzählige leere Räume einbeut, veränderlich in ihren Formen und Dimensionen.“ Dieses sey der Fundamentalsatz des ganzen Lehrgebäudes. *Sprengel* und *Treviranus* werden sehr getadelt, weil sie sich den Pflanzenbau als ein Aggregat von Blasen und Schläuchen von verschiedener Form und Grösse vorstellen, und als ursprünglich discret betrachten, was nach Hn. *M.* ursprünglich continuirlich ist, gleich dem Brodteige, der durch die Gährung voll von Löchern wird, ohne seine Continuität zu verlieren. Da jene die oft sehr lockere Vereinigung der Bläschen, und die Leichtigkeit, sie dann einzeln abzusondern, so wie die Übergänge, welche sich zwischen der Blasenform und den übrigen Elementarformen auffinden lassen, für ihre Meinung anführen: so wären wir begierig, die Gründe zu sehen, welche Hr. *M.* für die seinige aufzeigen kann. Wie aber, fährt derselbe fort, solle man sich die Communication dieser geschlossenen Räume denken? Unleugbar seyen unsichtbare Poren der häutigen Scheidewände zugegen: damit aber gehe es zu langsam. Poren, dem bewaffneten Auge erkennbar, bewirkten eine raschere Verbindung. Man leugne diese; man glaube, er habe kleine halbkugelförmige Erhabenheiten an den Membranen, so wie die körnigen Niederschläge aus den Pflanzensäften für solche gehalten: aber was die ersteren betreffe, so habe er ein Loch im Centro dieser Erhabenheiten entdeckt, und letztere unterscheide er sehr wohl von den Poren und ihrer Einfassung. — Hier soll man, unseres Erachtens, nicht verwechseln die vermeinten Poren des Zellgewebes und die der Gefässe. Erstere werden geleugnet von allen Beobachtern, bis auf *Bernhardi*, der sich zweifelnd darüber ausdrückt. Es ist nicht an dem, dass Hr. *M.* das körnige Wesen von den vermeinten Poren deutlich unterscheiden gelehrt hätte; im *Traité d'Anat. végét.* kömmt nichts der Art vor, und die angezogene Stelle im *Journ. de Phys.* spricht zwar von der *fecula* im Zellgewebe, aber ohne es als eine allgemeine Erscheinung an demselben darzustellen, was es doch ist. Aber diese Unterscheidung wäre auch unmöglich gewesen: denn ausser dem körnigen Wesen findet man weiter nichts Fremdartiges an den Zellenwänden. Was die Poren der porösen Röhren betrifft, so werden sie von *Link* und *Rudolphi* vertheidiget: aber dieses sind nicht die Poren des Hn. *M.* Vielmehr was jene hier Poren nennen, sind bey letzterem, so wie bey *Leeuwenhoek* und *Treviranus*, Hervorragungen. Worin aber Hr. *M.* wiederum von diesen abweicht, ist, dass er einen Porus im Centro sieht, da denn das Hervorragende ein aufgeworfener Rand um denselben seyn muss. So stehen jetzt die Sachen. Wenn man indess die Figuren des *Traité* 10—14 mit der Natur verglich: so war der Gedanke natürlich, die hier abgebildeten undurchsichtigen grossen Kreise auf den Gefässen seyen die Puncte, welche man darauf sieht, und der vorgestellte aufgeworfene Rand ein durch Täuschung entstandener Zusatz. Dieses war daher die allgemeine Meinung; man hat Hn. *M.* darin freylich missverstanden, aber nur er selbst ist Schuld daran. Setzen wir nun, es seyen wirklich Erhöhungen, was *Link* und *Rudolphi* Löcher nennen: ist es wahr, dass im Mittelpuncte ein Porus existirt, wie Taf. 1. Fig. 2. 4 des vorliegenden Werkes zu sehen ist? Rec. konnte nie dergleichen finden, obschon er die punctirten Gefässe vieler Holzgewächse zu verschiedenen Zeiten mit einem guten Mikroskop untersuchte. Wie verwundert war er daher, als er ei-

nes Tages die punctirten Röhren des Sassafrasholzes betrachtete, und die Puncte darauf den Poren der Oberhaut ähnlich fand, kleine Querspalten nämlich, oft blosse Puncte, mit einem ovalen oder runden Kreise umgeben, ungefähr wie im *kroker*'schen Werke: *de Plant. epiderm.* t. 3. f. 1, die Poren vom *Sesamum* abgebildet sind. Er untersuchte jetzt von Neuem andere Holzarten, und es gelang ihm wiederum nicht, den Porus zu finden. Weil die Grösse der Poren und Wülste veränderlich ist: so müsse man, glaubt unser Vf., die ersteren annehmen, auch wo man sie, welches oft der Fall sey, nicht sehe, und er tadelt Hn. *Treviranus*, dass er sich vom Systemgeiste nicht losmachen könne, weil ihm dieses nicht einleuchte. Lassen wir das gut seyn, und betrachten vielmehr bis auf Weiteres als Ausnahmen, was nach Hn. *M.* Regel ist, in der Erwartung, dass die Thätigkeit unserer Landsleute die Sache bald vollends ins Reine bringen werde. Doch wir sind etwas vorausgeeilt. — „Je nachdem, fährt Hr. *M.* fort, „die Räume im Gewebe rundlich, die Scheidewän„de dünn und durchsichtig, oder jene lang und cy„lindrisch, diese dick und dunkel sind, entsteht ei„ner Seits zelliges, anderer Seits röhriges Gewebe. „Mit Recht hat *Grew* das Zellgewebe dem Schaum „einer Flüssigkeit verglichen; diese Idee schliesst „Gänge zwischen den Zellen, dergleichen *Hedwig*, „*Mayer* und *Treviranus* aufgestellt, gänzlich aus." — Wenn diese an sich vollkommen wahre Vergleichung in dem Munde des Hn. *M.* befremdend klingt: so thut es die daraus gezogene Folge noch weit mehr. Besteht denn der Schaum nicht aus Blasen, wie *Grew* auch die Zellen nennet? Und wenn das Material dieser ursprünglich runden Blasen der anziehenden oder zusammendrückenden Kraft, welche sie in die vieleckige Form zwingt, einigen Widerstand entgegensetzt, wie es vom Pflanzenschleime zu erwarten ist: wird nicht die Verbindung auf einigen Puncten unvollkommen bleiben, werden mit Einem Worte nicht feine Zwischenräume bleiben? Es beliebt Hn. *M.*, dieselben „ersonnen" zu nennen: aber man siehet sie im saftigen Zellgewebe, z. B. der Blätter von *Mesembryanthemum* ohne Mühe. — Ein Gewebe sehr verlängerter Zellen, sonst kleine Röhren genannt, sey die Masse des Holzes; in der Quere liegendes, mit jenen sich kreuzendes Zellgewebe die Markverlängerungen der Dikotyledonen. *Leeuwenhoek* wird getadelt, der darin horizontale Röhren zu sehen geglaubt, die doch Niemand ausser ihm beobachtet: — als, setzt Rec. hinzu, Hr. *M.* selber, der solche als poröse Röhren und falsche Tracheen im *Traité* aufgeführt und abgebildet. — Ebenfalls ein Zellgewebe, dessen Zellen aber sehr weit und lang, seyen die Röhren der Pflanzen. Hr. *M.* will sie nicht Gefässe genannt wissen: „denn, sagt er, die Gefässe im thierischen Körper haben eigene Häute, auch findet man sie in einer bestimmten Grösse, Zahl, Lage, Stellung. Nicht so ist es mit den Röhren der Pflanzen." „Sollte man nicht fast glauben, sagt er anderswo, alles, was man Gefässe in den Pflanzen nennet, se, en blosse Lacunen?" Wir unserer Seits begreifen nicht, wie die Wände der Röhren, von ringförmigen Spalten durchlöchert, oder in ein spiralförmig Band zerschnitten, mit den angrenzenden Zellen gemeinschaftlich seyn können. Auch widerlegt der Augenschein diese Vermuthung völlig, und der Vf. selber scheint an vielen anderen Stellen die eigenen Häute der Gefässe anzuerkennen. — Diese Röhren nun sind es, welche den rohen Saft nach Hn. *M.* führen. Dass sie auch Luft enthalten, ignorirt er. Wo sie fehlten, würde ihre Stelle manchmal durch Lücken ersetzt, die sich im Zellgewebe zwischen den Holzlagen befänden, z. B. beym *Pinus Strobus* — hier hat der Vf. die allerdings mit zelligen Wänden begabten eigenen Gefässe zwischen den Holzlagen der Nadelbäume im Sinne, die schon *Malpighi* kannte, und als Harzgefässe beschrieb, was sie allerdings auch sind, und keineswegs Saftgefässe. Hr. *M.* will zwar, dass sie eine *résine aqueuse* führen; aber das ist ein dunkler Ausdruck. — Es gebe sechserley grosse Röhren. Von der ersten Art, den porösen Röhren, ist schon geredet. Sie seyen im holzigen Theile der Gewächse überall verbreitet. Ihre Stelle werde in weichen Holzarten durch die falschen Tracheen, die zweyte Art der Röhren, ersetzt, deren Membran Querspalten habe, mit Wülsten umgeben, die sich manchmal so nähern, dass sie zusammenstossen, und nichts von der Membran übrig lassen. Der Vf. betrügt sich ungemein, indem er sagt: dass alle Physiologen über das Daseyn dieser Spalten und Wülste mit ihm Eins seyen. An letztere glaubt vielmehr ausser ihm Keiner, den einzigen *Bernhardi* vielleicht ausgenommen, der, sonst wenigstens, für Aufwerfungen hielt, was andere Spalten genannt. Hr. *M.* meint, er habe nur die Spalte innerhalb und an der Seite derselben übersehen, und es gehe ihm damit, wie *Treviranus* mit den Poren. — Die Ringgefässe eben dieses Schriftstellers seyen mit den falschen Tracheen, wie sie im *Traité* beschrieben und abgebildet, ganz einerley. Dieses ist aber nicht so. Anderswo gestehet Hr. *M.*, dass sie eine Abänderung davon seyen, will sie aber nicht als eigene Art gelten lassen. Das mag seyn: aber mit noch wenigerem Rechte dürfen dann die *tubes mixtes* als besondere Art existiren. — Tracheen entstehen nach Hn. *M.*, wenn die röhrenförmige Membran in der Spirale durchschnitten ist. So bilde sich nämlich ein gewundenes Band, dessen Ränder öfters nur wulstig seyen, woher dann der Durchschnitt desselben eine kurze Linie sehen lasse, mit einer kreisförmigen Erweiterung auf beiden Enden. Zuweilen indessen fehle das Theilmembran zwischen den beiden parallelen Wülsten ganz, und der Durchschnitt der Spirale bilde nun ein Oval oder Rund. Wie viel Willkührliches in diesen Lehren sey, ist in die Augen fallend. Die gedachten Wülste hat noch Keiner gesehen; und wenn Hr. *M.* sich auf *Link* bezieht, dem die Spiralfiber an der innern Seite concav geschienen: so trägt *Link* diese Beobachtung nur zweifelnd vor; auch ist ihm noch Keiner darin gefolgt. — Mit Recht übrigens statuirt der Vf.

dass die Tracheen nur dicht am Marke zu finden sind, gegen andere, welche sie auch in den äussern Holzlagen, sogar in der Rinde, gefunden haben wollen. — Eine vierte Classe von Gefäsen seyen die gemischten Röhren. Als eine ausgezeichnete Erscheinung dürften sie nicht übergangen werden. Auch *Bernhardi* und *Treviranus* hätten sie gesehen; selbst *Hedwig* habe sie vor Augen gehabt in der dunkeln Stelle *de fibr. veget. ortu* S. 25, wo er von der Verwandlung der Tracheen redet. Auch *Link* soll sie anerkennen, wie der Vf. durch ein Missverständniss glaubt. Alles dessen ungeachtet möchten wir sie nicht als eine eigene Art von Gefäsen gelten lassen. — Die 5 Gattung der Gefäse, die perlenschnurförmigen (*vaisseaux en chapelet*) seyen eigentlich „*veines de Cellules poreuses*" oder Gefäse, in gewissen Intervallen verengert, und daselbst mit porösen Scheidewänden versehen. Hr. *Bilderdyk* möchte sie gern insectförmige Gefäse nennen. Man finde sie an den Stellen, wo Äste und Blätter ihren Ursprung nähmen. „*Link* versetzt sie mit Unrecht in die alten, *Treviranus* eben so unrichtig in die jungen Pflanzentheile; beide zu Liebe ihres Systems: denn nach *Treviranus* sind sie ein Zustand des Werdens der Tracheen, nach *Link* ein *status decrepitus* derselben." In diesen paar Zeilen sind mehrere grobe Irrthümer enthalten, die hier zu widerlegen, der Raum verbietet. Man sollte sich doch erst bemühen, die Meinung der Schriftsteller zu verstehen, über die man abzusprechen wagt. Richtig ist die Bemerkung, dass diese *vaiss. en chapelet* Mittelkörper seyen zwischen den grosen Röhren verschiedener Theile der Pflanze, sofern diese im Knoten in solche übergehen, und jenseits desselben sich in der ersten Gestalt fortsetzen. Um wie viel wahrer ist diese Ansicht, als die, wonach man in diesen Körpern verschobene und stückweis getrennte Spiralgefäse zu erkennen glaubt! — Hr. *M.* siehet in diesem Übergange der grosen Gefäse in poröse Zellenreihen, so wie in der Coexistenz mehrerer Arten von den ersteren in den gemischten Röhren einen Beweis davon, dass sie sowohl unter einander als vom Zellgewebe nur relativ verschieden sind. Bey dieser Gelegenheit verwahrt er sich feyerlich vor der ihm aufgebürdeten Meinung der successiven Verwandlung der porösen Röhren in falsche Tracheen und dieser in Tracheen; wo er von solcher Verwandlung rede, sey dieses nur als Coexistenz mehrerer Arten groser Gefäse in Einem Gefässindividuum zu verstehen. *Sprengel*, *Link* und *Rudolphi*, die selber an einen entgegengesetzten Gang von Verwandlung glauben, betrögen sich sehr; besonders sey die Dünne der Tracheen im Vergleich der porösen Röhren und falschen Tracheen ein starkes Argument dagegen, und *Links* Vermuthung für diesen Fall vom Zusammenschmelzen zweyer Tracheen in eins habe weder Analogie noch Beobachtung für sich. Der Vf. will sonach, dass, was Porus und Spalte an einem Gefäss sey, auch immer solches bleibe, und er bedankt sich dafür, dass *Treviranus* ihm, was die Verwandlung betrifft, Beyfall gebe: ein doppelter Fehlschuss, indem derselbe weder dem Hn. *M.* diese Meinung beylegt, noch selber daran glaubt, sofern von ausgebildeten Pflanzentheilen die Rede ist. — Die eignen Gefäse, heisst es weiter, seyen die sechste Gattung. Sie ständen nur in der Rinde und im Marke, letzteres aber seltener. Man finde sie entweder isolirt oder in Bündel gestellt. Jene könne man passender Behälter des eigenen Saftes nennen, und mit *Link* als Aushölungen im Zellgewebe betrachten, wogegen wir nichts einzuwenden haben. Was aber die bündelförmigen eigenen Gefäse betrifft: so werden wir in der Folge zeigen, dass sie nicht zu den eigenen Gefäsen zu zählen sind. — Gelegentlich gedenkt der Vf. auch noch der Lücken (*Lacunes*), doch ohne etwas Neues hinzuzusetzen. Er hält sie noch immer für Zerreissungen des Zellgewebes auf gewissen Puncten, worin er doch sehr irrt, indem man keine Spuren solcher Zerreissung darin siehet, und die Bildung derselben durch allmähliche Erweiterung der Intercellulargänge deutlich erkennen kann. — Nachdem vom Bau der Elementarorgane geredet worden, spricht der Vf. von der Entwickelung derselben und der Bewegung des Saftes in ihnen. Das Aufsteigen desselben geschehe ausschliesslich in den grosen Röhren und zwar bey Dikotyledonen in der Nähe des Centrums. (Beym Weinstock finden wir, dass es überall im Holzkörper vor sich gehe.) Über die Kraft, welche dieses Aufsteigen bewirkt, erklärt der Vf. sich nicht weiter. Die von *Malpighi* beobachtete wurmförmige Bewegung ausgerissener Tracheen aber sey ein blos physisches Phänomen, und die daraus gefolgerte Irritabilität der Tracheen nicht zulässig, obschon sie das Aufsteigen des Safts erklären würde. Eben so wenig will der Vf. *Grew's* Meinung von Zusammendrückung der Gefäse durch Ausdehnung des Zellgewebes gelten lassen, eine Meinung, die uns, doch nur was die eigenen Gefäse betrifft, vollkommen wahr scheinet. Der eigene Saft der letzteren scheine zur Verdauung beyzutragen, indem er sich dem rohen Safte beymische; alle Pflanzen besäsen ihn, es seyen aber nicht in allen Behälter für denselben vorhanden. Es könne übrigens nicht fehlen, dass nicht der öftere Durchgang des rohen Saftes Spuren von sich in den Gefäsen zurücklasse: daher bemerke man, wenn sie alterten, einen Überzug ihrer inneren Wand, welcher sich nach und nach verdicke, und endlich den inneren Kanal ganz ausfülle. Vornehmlich sehe man diesen Vorgang an den Tracheen; auch ist Taf. I. Fig. 9 eine solche fast verstopfte Trachee abgebildet; der Vf. erinnert aber, dass er diese Figur nicht nach der Natur, sondern aus den Gedanken gezeichnet. Er wundert sich, dass man einen Vorgang geleugnet, der auf bekannten Gesetzen des organischen Lebens und auf Beobachtung beruhe. Vielmehr aber hätte das Unvermögen, worin andere sich befunden, diesen Pfropf zu entdecken, Zweifel in ihm erregen sollen, ob er hier richtig beobachtet, und jene Gesetze passend angewandt. Er beruft sich zwar auf *Hedwig*; derselbe habe diese Wirkung der Ernährung im Allgemeinen

erkannt, aber in den Tracheen falsch eingesehen, indem er ein Verwachsen der Spiralfiber zu sehen geglaubt, in der That aber eine Trachee mit einem Überzuge vor sich gehabt. Woher Hr. *M.* dieses wohl wissen mag? — Ein Saft, der zum Wachsthum des Vegetabils diene, sey das Cambium. Er komme überall da zum Vorschein, wo neue Theile sich bilden. Was diese Bildung betrifft: so „zeigen die Zellen sich zuerst, wie kleine Kugeln, die sich ausdehnen, indem sie sich entwickeln. Die Gefäfse haben anfänglich die Gestalt loser Linien (*lignes deliées*); je mehr sie sich erweitern, erkennt man dunkle Querstriche auf ihnen, die sich im Verfolge als das zeigen, was sie sind, nämlich als Hervorragungen, welche die Poren, Spalten und Spiral-Einschnitte umgrenzen. Sie entstehen, indem die ursprünglich völlig ganzen Röhren durch die Ausdehnung Poren, Spalten u. s. w. bekommen, wodurch die unsichtbaren Gefäfschen dieser Haut zerreifsen und einen Callus bilden, welcher jene als ein aufgeworfener Rand umgeben mufs." Wir gestehen frey, dafs wir dieses vermeintlich tiefe Lehrgebäude für ungemein seicht halten. Wie ist die angegebene Entstehung des Zellgewebes mit der Meinung von der ursprünglichen Continuität desselben vereinbar? Und wie kann der Vf. sich so vergessen, dafs er hier als eigene Meinung aufstellt, was er an dem System der Hnn. *Sprengel* und *Treviranus* so heftig bekämpft? Was die *lignes deliées* sind, die die Anfänge der Röhren seyn sollen, errathen wir durchaus nicht. Die kleinen Gefäfse derselben, deren Reifsen örtliche Verdickungen ihrer Häute veranlassen soll, sind vollends ein *deus ex machina*, wodurch ganz über den Haufen gestofsen wird, was der Vf. uns von der Simplicität seines Lehrgebäudes glauben machen will. Aber er selber hat eine ganz andere Meinung davon. Er glaubt, dafs, was Vermuthung darin sey „dennoch auf einer Grundlage ruhe, welche die innigste metaphysische Verbindung mit Thatsachen der Beobachtung habe." Dabey fehlt es nicht an anmafsungsvollen Seitenblicken auf andere Meinungen, die eben so viel für sich haben, aber mit weit mehr Bescheidenheit aufgestellt worden sind.

Der Leser siehet aus diesem Auszuge, dafs der Vf. so wenig im Widerlegen fremder Meinungen, als in Befestigung seiner eigenen, als endlich in Erweiterung der Pflanzenphysiologie überhaupt, etwas Sonderliches geleistet hat. Dessen ungeachtet bleibt dieser Brief eine unentbehrliche Lectüre für den, der mit den früheren Schriften des Hn. *M.* bekannt ist, sofern er hier manche seiner Gedanken verständlicher vorgetragen, und manche Irrthümer stillschweigend zurückgenommen, worin freylich noch vieles zu thun übrig ist. — Von geringerer Ausdehnung, aber mehr innerem Gehalte ist die Abhandlung: *über den Ursprung und die Entwickelung der eigenthümlichen Saftgefäfse und des Bastes.* In dem Briefe an *Treviranus* stellt Hr. *M.* zwey Gattungen eigener Saftgefäfse auf, a) die bündelförmigen, b) die vereinzelten. Unter letzteren solle man wieder unterscheiden α) solche, deren Wände aus einem feinen Zellgewebe bestehen, wie die kurzen und gewundenen eigenen Gefäfse, oder vielmehr Lacunen der Weimouthsfichte, β) solche, von cylindrischer Form; im Grunde blofse lange Zellen, wie man sie gewöhnlich im Marke bemerke, γ) solche, die durch unregelmäfsige Zerreifsung des Zellgewebes der Rinde entstehen, wie die Lacunen der meisten Euphorbien. Diese verschiedenen Formen nun werden in diesem Auffatze einer weiteren Betrachtung unterworfen, doch mehr, wie es die zufällige Folge der Beobachtungen, als der innere Zusammenhang der Materie, an die Hand gab. Die Erklärung der Zeichnungen, deren 22 auf Taf. 2 und 3 sind, ist der Faden, an welchen der Vf. seine weiteren Bemerkungen anreihet. Jene stellen vergröfserte Quer- und Länge-Schnitte von *Euphorbia Characias, Ptelea trifoliata, Schinus molle, Rhus typhinum* und *semialatum, Pistacia Terebinthus, Periploca graeca, Nerium Oleander, Sapium Laurocerasum Desfont., Urtica urens, Cannabis sativa* und *Asclepias syriaca* vor, mit einer ohne Vergleich gröfseren Treue, als die Figuren sind, welche man im *Traité* und selbst noch auf Taf. 1 dieses Werks findet. — Die isolirten eigenen Gefäfse mit fleischigen Wänden fand der Vf. in der *Ptelea, Pistacia*, dem *Schinus*, den *Rhus*-Arten, dem *Pinus strobus*. Ihre Höhle sah er zuweilen noch mit einem feinen Zellgewebe erfüllt, und er glaubt daher, dafs die fleischigen Wände von der Zerreifsung und Seitwärtsdrückung dieses Zellgewebes entständen, eine Meinung, die wenig Wahrscheinliches hat, da solche Zerreifsungen im Lebendigen des Pflanzenkörpers nicht Statt finden. Diese Gefäfse waren rund, wie eine Blase, in der *Ptelea* (auch im *Liriodendron Tulipifer:* fanden wir sie so beschaffen) länglicht, gekrümmt und dabey auf beiden Enden verschlossen im *Pinus strobus*. Hr. *M.* schliefst daraus mit Recht, dafs die eigenen Säfte darin sich nicht bewegen, und wir möchten dieses auf die eigenen Gefäfse überhaupt ausdehnen: denn dafs der Saft ausfliefset, wenn sie durchschnitten oder zerrissen worden, ist durchaus kein Beweis, dafs es sich auch im unversehrten Zustande so verhalte. — Lücken, mit eigenem Safte erfüllt, ohne feinzellige Wände, fand der Vf. in der Rinde von *Euphorbia Characias* und im noch frischem Marke von *Rhus typhinum* und *Periploca graeca*. Wir unseres Orts halten diese für mehr oder minder erweiterte Intercellulargänge, und selbst die eigenen Gefäfse mit fleischigen Wänden scheinen diesen Ursprung zu haben. Der Vf. will zwar diese Gänge nicht gelten lassen: aber darin hat er sehr Unrecht. In einigen Gewächsen finden wir sie für Leiter des eigenen Safts von ziemlicher Feinheit: *Chelidonium majus, Euphorbia palustris*. In anderen mufsten wir auf das Daseyn derselben mehr schliefsen, indem sonst durchaus keine Quellen des eigenen Saftes aufzufinden waren, als dafs wir es deutlich zu erkennen vermocht hätten. Dieses ist der Ausdehnung der um- und anliegenden Zellen zuzuschreiben, wodurch der eigene Saft der Zwischengänge ausgedrückt, zugleich aber die Höhle derselben völlig obliterirt wird. —

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 MAY, 1809.

BOTANIK.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie- Compt.: *Exposition et défense de ma théorie de l'organisation végétale. Par Mr. Brisseau - Mirbel etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von diesen isolirten eigenen Gefäsen sind nun sehr unterschieden die, welche der Vf. bündelförmige (*vaisseaux propres fasciculaires*) nennt. Es sind den Abbildungen zufolge Bündel von langen Gliedern mit sehr dicken Wänden im Verhältniss zu dem feinen Centralkanale. Diese Bündel, sagt Hr. *M.*, sind weiss und fest, und theilen sich leichtlich der Länge nach in eine Art platter, starker und glänzender Seide. Er fand sie in *Periploca graeca*, *Nerium Oleander*, *Urtica urens* u. s. w. Aus allem ersiehet man, dass sie das sind, was *Malpighi fasciculos fibrarum corticis* nennt, und *Anat. pl.* Tom. I. Fig. 5—8 abbildet. Bey *Bernhardi* kommen sie (üb. Pflanzengefässe S. 70. 71. Taf. 2. Fig. 6. b.) als die Bastbündel der Rinde von *Asclepias syriaca* vor; *Treviranus* (vom inwend. Bau S. 141. Fig. 29—31) bezeichnet sie als Faserbündel der mittleren Rindenlage. *Bernhardi* nimmt a. a. O. seine ehemalige Meinung, dass die Milch aus diesen Bündeln komme, zurück, und in der That überzeugt man sich bey einer minder oberflächlichen Beobachtung vollkommen, dass sie aus dem anstossenden Zellgewebe hervordringe, vermuthlich aus Intercellulargängen, wie die von *Chelidon. majus* und *Euphorbia palustris*. Diesemnach fallen die bündelförmigen Milchgefäse ganz weg. — Es ist bekannt, dass die Rinde sich von Zeit zu Zeit verwandle. Der Vf. nimmt an, dass zwischen Holz und Rinde sich eine doppelte Lage von Zellgewebe erzeuge; die äussere Lage bleibt demzufolge weich, wird nach aussen gedrängt, und macht die eigentliche äussere grüne Rinde aus. Durch eine neue Lage, die sich unter ihr erzeugt, wird sie noch weiter nach aussen gestossen, und vertrocknet alsdann. Die innere Lage, bey Hn. *M.* Bast genannt, wird nach und nach hart und fest, und vermehrt dann die Masse des Holzes, indem sie durch eine neue Lage nach innen gedrängt wird. Auch sie ist Anfangs weiches Zellgewebe, bald aber entstehen Fasern von festerer holziger Masse darin, die sich nach und nach ausbreiten, den weichen Zellstoff zusammendrücken, und ihn endlich in die Form der Markverlängerungen zwängen. Je nachdem nun die eigenen Gefäse sich in der ersten oder in der zweyten Lage befinden, werden sie anders verwandelt. In jener werden sie durch das Wachsthum nach aussen gedrängt und vertrocknen mit ihr, während sich in der neuen Lage neue bilden; so verhält es sich mit den eigenen Gefäsen der *Ptelea*, der *Pinus*-Arten, und mit allen bündelförmigen eigenen Gefäsen. Liegen sie aber in der zweyten Lage: so werden sie von fester Masse nach und nach eingeschlossen, gedrückt und verschwinden endlich, während sich im Nachwuchse immer wieder andere erzeugen. — Wir erlauben uns einige Bemerkungen über diese Ansicht. Mit der angegebenen Verwandlung der äussersten Rinde und der eigenen Gefäse in ihr hat es wohl seine Richtigkeit. Was den Theil betrifft, den der Vf. als Bast bezeichnet: so muss man in demselben unterscheiden a) die äussere Lage, worin das holzige Wesen sich in getrennten, mit Zellgewebe durchwebten Bündeln befindet, von welcher Art auch die bündelförmigen eigenen Gefäse des Hn. *M.* sind. In dieser Lage liegen die Ölbehälter der *Ptelea* und des *Liriodendron*, vielleicht auch die Harzbehälter der *Pistacia*. Bey *Malpighi* gehört sie noch zur Rinde; wir möchten sie lieber vorzugsweise den Bast nennen. b) Die innere Lage, welche eine zusammenhängende, ob zwar in Parallelogramme getheilte, von Blättern des Zellgewebes durchschnittene Masse bildet. *Grew* nennt diese Lage den Ring der saftführenden Gefäse zweyter Art; ihre Organisation siehet man bey *Malpighi* (*Anat. plant.* Tom. I. Tab. 2. Fig. 6. G. H.). Nur letztere vermehrt die Masse des Holzes, und es ist daher unrichtig, wenn der Vf. dieses auch von der ersteren behauptet. Es lässt sich zwar ein Übergang ihrer Organisation in die der inneren Lage sehr wohl denken: allein dieser Übergang wird, als wirklich geschehend, durch die Natur nicht anerkannt. Vielmehr scheint es, dass auch sie, sammt der äussersten Rinde, nach aussen gestossen werde. Was die Entstehung der grossen Röhren des holzigen Gewebes als eigener Gefäse betrifft: so hat der Vf. das zwar nicht bewiesen; auch können letztere natürlicherweise nur in der innersten Lage der Rinde zwischen Bast und Splint existiren. Indessen haben wir öfters im Junymonat in den neugebildeten grossen Röhren des Splints von *Rhus typhinum* allerdings die deutlichsten Spuren des vor Kurzem darin gewesenen Milchsaftes gesehen. — Man sieht hieraus, dass diese Arbeit noch manches zu wünschen übrig lässt, und besonders wäre von den Zeichnungen in Bezug auf diese zweifelhaften Puncte mehr Genauigkeit zu verlangen. Indessen will der Vf. selber sie nicht als etwas vollkommnes betrachtet wis-

sen, und dieses läſst uns hoffen, daſs er diesem Gegenstande noch ferner seine Aufmerksamkeit schenken werde. — Von den übrigen beiden Abhandlungen, welche man hier noch antrifft, haben wir wenig zu sagen. Die eine ist eine aphoristische Darstellung des Lehrgebäudes des Hn. *M.* von der Pflanzenanatomie, ohne erhebliches Neue. Es gehört dazu Taf. 1 eine bildliche Darstellung der Elementarorgane der Gewächse, noch sehr entfernt von der Annäherung zur Wahrheit, die wir an den Darstellungen auf Taf. 2 und 3 gerühmt haben; obgleich minder übertrieben, wie die Figuren im *Traité*. Es sind mit einem Worte die nämlichen Zeichnungen, wie bey der Abhandlung: über die Säfte u. die Organisation der Pflanzen in den *Annales du Muséum d'Hist. nat.* Tom. VII. 274. Die andere ist eine Vergleichung zwischen den Meinungen der Hnn. *Mirbel* und *Rudolphi*, von dem Herausgeber dieses Werks Hn. Dr. *Bilderdyk* angestellt. Derselbe macht, ohne selber die Natur befragt zu haben, den Lobredner des Hn. *M.*; er freut sich, wo er Übereinstimmung zwischen ihm und Hn. *Rudolphi* findet, und wo dieses nicht ist, muſs letzterer im Irrthume seyn. Nicht besser ergeht es bey dieser Vergleichung den Hnn. *Link*, *Treviranus* und *Bernhardi.* — In dem nämlichen Geiste, wie dieses Product, aber noch um ein gutes Theil dreister und selbstgefälliger ist die Einleitung geschrieben, welche von dem nämlichen Vf. herrührt. *Mirbels* Schriften verdunkeln in seinen Augen alles, was sonst noch in der Pflanzenanatomie geschrieben worden; er glaubt dabey etwas verachtend auf die Deutschen blicken zu müssen, und sogar die ehrwürdige Societät, welche vor 4 Jahren die bekannte Preisfrage aufgab, worin *Mirbels* Lehren der tieferen Untersuchung bloſs gestellt wurden, muſs sich von ihm zurecht weisen lassen. Er mag es uns indessen verzeihen, daſs wir von seinem Antheile an diesem Buche keine weitere Notiz nehmen, und mit der Bemerkung schlieſsen, daſs die von ihm hinzugefügte Übersetzung unter aller Kritik ist. T.

Donaueschingen, b. Wilibald, u. Leipzig, b. Bruder in Comm.: *Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars, dann vom Einfluſs der Schussen in den Bodensee bis zum Einfluſs der Kinzig in den Rhein.* Herausgegeben von *F. Freyherrn Rot von Schreckenstein*, Herrn zu Immendingen u. s. w., kurköln. Kammerherrn, fürstl. salzb. geh. Rathe u. s. w., und *J. M. von Engelberg*, fürstl. fürstenb. Hof- und Sanitäts-Rathe, Leibarzte, Landschaftsphysikus in der Baar u. s. w. Erster und zweyter Band. 1805. 389 u. 645 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.)

Diese mit vieler Sachkenntniſs, vielem Fleiſse und mit allen Rücksichten auf die Anwendbarkeit der Pflanzen auf die Cultur, die Ökonomie, die Forstkunde, Pharmacie, veterinäre und menschliche Medicin ausgearbeitete Flora hat ein vorzüglich wissenschaftliches Interesse wegen der Bekanntmachung der Pflanzen in einer Gegend, die bisher in naturhistorischer Hinsicht unbekannt geblieben war. Diese Gegend ist das südwestliche Schwaben, umschlossen vom Bodensee, dem Rhein, der Kinzig, die bey Kehl in den Rhein fällt, der Donau und der Schussen, die in den Bodensee flieſst. In einem Landstriche, wie diesem, der in einer Ausdehnung von 30 Stunden in die Länge, und von beynahe 20 in die Breite, so zu sagen alle Klimate, alle Gebirgsformationen, alle Boden- und Wasser-Arten enthält, darf man sich nicht wundern, daſs sich die seltensten Pflanzen Deutschlands und der Schweiz zusammengedrängt finden. Am Bodensee, dem Rhein und der Donau und in den daran sich ergebenden Sümpfen finden wir sehr seltene Pflanzen aufgezeichnet, desgleichen auf den hohen Gebirgen des Schwarzwaldes, worunter sich besonders der Feldberg, der Belchen, Blauen und Kandel im Breisgau auszeichnen. Von den seltenen Pflanzen, unter denen viele in den Floren der nachbarlichen Gegenden, z. B. in der schweizerischen von *Haller*, in der baierischen von *Schrank*, in der pfälzischen von *Pollich*, in der tübingischen von *Gmelin*, in der elsassischen von *Lindner*, ja selbst in der deutschen Flora von *Hoffmann* (*Galium Bocconi, Potamogeton serratum, Heracleum panaces, Linum flavum, Alsine segetalis*) fehlen, kommen unter anderen vor: *Hippuris vulgaris, Callitriche, Veronica spicata, montana, acinifolia, Pinguicula vulgaris, Salvia sclarea, glutinosa, Iris germanica, sibirica, Dipsacus laciniatus, Scabiosa ochroleuca, Galium Halleri, rotundifolium, Isnardia palustris, Trapa natans, Cuscuta epithymum, Potamogeton marinum, Lithospermum purpureo-coeruleum, Echium violaceum, Primula acaulis, farinosa, Hottonia palustris, Lonicera periclymenum, nigra, Verbascum pulverulentum, Chironia ramosissima, Ribes nigrum, Vitis vinifera*, wild, *Herniaria glabra, hirsuta, Chenopodium hybridum, Swertia perennis, Gentiana lutea, asclepiadea, Bupleurum falcatum, Caucalis leptophylla, platycarpos, scandicina. Athamanta oreoselinum, Peucedanum silaus, Laserpitium prutenicum, Angelica silvestris, Oenanthe fistulosa, Imperatoria obstruthium, Sambucus racemosa, Staphylea pinnata, Tamarix germanica etc.* Unter den Alpenpflanzen haben wir bemerkt: *Veronica fruticulosa, saxatilis, Pinguicula flavescens, Valeriana tripteris, Primula auricula, Soldanella alpina, Lonicera alpigena, Astrantia major, Phellandrium mutellina, Statice armeria* u. a. Die Pflanzen sind gut beschrieben und deutlich charakterisirt, viele besser, als in anderen Floren aus einander gesetzt, wohin wir *Veronica scutellata, lappago, cymbalarifolia*, alle Gräser (besonders *Secale cereale* und *Triticum mono- et dicoccum*), bey denen im Nachtrage *Schraders* Flora benutzt ist, *Globularia vulgaris, Scabiosa vulgaris, Galium*, unter diesen besonders *G. Halleri et mollugo, Alchemilla vulgaris, Heliothropium Europaeum, Myosotis alpina et nana, palustris, Symphytum, Phyteuma, Thesium, Ulmus, Gentiana, Oenanthe*, die meisten Schirmpflanzen rechnen. — Diese Vortheile, welche die Wissenschaft aus dieser Flora zieht, sind aber die weniger bedeutenden in Vergleich mit denen, die dem Landw[illegible]

the, dem Forstmanne, dem Färber, dem Thier- und Menschen-Arzte, dem Apotheker, und endlich jedem Bewohner der dasigen Gegend zufliessen. Jede Art des Vorkommens ist angegeben; selbst die Gegenden, Berge, Flüsse, Weiher, die Städte Dörfer und Wege sind genannt, wo die seltenere Pflanze zu finden ist; jede Art des Gebrauchs ist mit ungemeiner Belesenheit bestimmt, das Einsammeln, die Bereitungsart der nützlichen Gewächse, wie solches in verschiedenen Gegenden geschiehet, ist gelehrt, und besonders ist auf die genaueste Beschreibung der Giftpflanzen und auf die Abwendung von daraus entstehenden Unglücksfällen Rücksicht genommen, die Geschichte einer jeden merkwürdigen Pflanze ist erzählt, und die Provincialnamen sind bemerkt. Dass daher diese Flora den Landeseinwohnern gefallen müsse, und dass sie schon viel beygetragen habe zum Erwachen der Liebe für das Pflanzenstudium, lässt sich erwarten; das grosse Verzeichniss der Pränumeranten aus allen Ständen, besonders der Landgeistlichen, Landärzte und Schullehrer, ist ein erfreuliches Zeugniss für die Neigung zur der Naturkenntniss in jenen Gegenden, und für den Antheil, den das Publicum nimmt an der Unterstützung eines solchen Werkes, das nicht nur den Mitarbeitern und Herausgebern, sondern selbst dem Lande, welches seine Schätze so zu würdigen weiss, zur Ehre gereicht.

An der Flora arbeitet eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten, die in allen Gegenden des südwestlichen Schwabens ansässig sind, seit Jahren die Pflanzen gesammelt, und den Herausgebern eingesandt haben. Dabey sind noch die Floren der angrenzenden Länder und die deutschen, jetzt auch die badische von *Gmelin* verglichen, wobey eine Menge Arten berichtiget worden. Sie ist nach dem *linnéi*schen System geordnet, was wir für eine Specialflora in jeder Hinsicht passend finden, und für diese insbesondere, da sie absichtlich darauf angelegt ist, die Einwohner mit ihren eigenen, aber bisher verkannten, Schätzen bekannt zu machen, sie von dem Nutzen und Schaden derselben zu unterrichten, und so allmählich die Aufmerksamkeit der gebildeten Volksclassen auf das wissenschaftliche Studium der Botanik zu lenken. Es wäre darum sehr am unrechten Platze, wenn man, weil es jetzt unter den Gelehrten, und diess unter *diesen* mit Recht, Ton geworden ist, ein natürliches System zu fodern, dasselbe hier verlangen wollte. Indessen finden wir, dass jedesmal auf die natürlichen Familien aufmerksam gemacht worden ist. Zuerst sind die Gattungen kurz bestimmt, dann folgen die Arten mit Wiederholung der Gattung, die nun ausführlich beschrieben ist. In der Einleitung wird der Pflanzenfreund mit der Terminologie bekannt gemacht; dann folgt noch eine Anleitung zum Einlegen der Pflanzen. Das Werk erscheint periodisch heftweise, um den Ankauf zu erleichtern; die Hefte werden aber sodann in Bände abgetheilt. Bis jetzt sind die 5 ersten Classen erschienen, und nach der Anlage zu urtheilen, mögen noch 3 ähnliche Bände folgen. Man kann nicht anders, als sich freuen, dass dem Unternehmen der Fortgang durch den Eifer der Mitarbeiter und Herausgeber, die alles aus blosser Liberalität für ihr Vaterland und die Wissenschaft thun, und durch die beträchtliche Zahl der Pränumeranten gesichert ist. Auf die Reinheit der Sprache könnte mehr gesehen werden. Druck und Papier sind vortrefflich.

O.

Gotha, b. Ettinger: *Der erste Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde* für Anfänger in der Medicin, Pharmacie, Ökonomie und für andere Freunde der Botanik, von D. *Georg Heinrich Piepenbring*, Prof. der Pharmacie und Chemie auf der Universität zu Marburg u. s. w. (jetzt zu Rinteln.) 1805. XIV u. 445 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Fundamental-Botanik, bearbeitet für den Gebrauch zu Vorlesungen.

Der Vf. erklärt sich am Ende der Vorrede bereit, Erinnerungen und Zurechtweisungen, wenn sie mit Nachsicht und Freundschaft geschehen, gern zu benutzen. Erbärmlichen Entstellungen, ungerechten Tadeleyen, Animositäten aller Art, die heut zu Tage so häufig einfliessen sollen, damit entweder das ähnliche Werk kein Glück mache, oder der Vf. desselben aus sonstiger Rachsucht moralisch (?) todtgeschlagen werde, glaubt er um so mehr mit Verachtung begegnen zu dürfen, weil sie gewöhnlich nur von bösen Menschen kommen. Fast muss Rec. nach dieser Erklärung des Vfs. fürchten, von ihm, wenn er diess Werk mit Strenge tadelt, zu der Classe der bösen Menschen gerechnet zu werden; und doch kann er nicht umhin, diess zu thun, wenn er seine Recensenten-Pflicht treu erfüllen will.

Folgende aufrichtige Bekenntnisse des Vfs. werden zur allgemeinen Charakteristik dieses Werkes dienen können. Er hält seine botanischen Kenntnisse denen *Willdenow's* tief untergeordnet. Einen Grundriss, der den *willdenow'schen* übertreffen möchte, zu schreiben, konnte ihm gar nicht einfallen. Er legte desshalb *Willdenow's* Handbuch bey der Terminologie zu Grunde, und schrieb daraus ganze Stellen, ja ganze Seiten voll ab, weil er dasselbe nicht glaubte begreiflicher darstellen zu können. Was ihn aber hauptsächlich bewogen zu haben scheint, ein eigenes Lehrbuch zu schreiben, ist die ihm nicht gefallende Ordnung der Terminologie in den meisten vorhandenen Schriften der Art. Er fängt desshalb von der Blüthe an. — Vorr. S. VII sagt der Vf.: die Pflanzen werden gewöhnlich in gewisse Bestandtheile eingetheilt, und zwar nach den meisten Botanikern in: die *Wurzel*, den *Stamm*, die *Äste*, die *Blätter*, die *Stützen*, den *Blüthenstand* und den *Blüthenbau*. Diess mag eine Probe von den, wie es Rec. scheint, nicht recht klaren Begriffen des Vfs. seyn. Denn wie der Blüthenstand zu den Bestandtheilen der Pflanzen gezählt werden könne, begreifen wir nicht. Dass Hr. P. diess aus *Jacquin's* Anleitung zur

Pflanzenkenntniss S. 25 abschrieb, kann wohl kaum zu seiner Entschuldigung dienen. Das Übrige in der ziemlich gedehnten Vorrede bezieht sich meistens auf das, was Andere gethan haben, und auf einzelne Abweichungen des Vf's., welche, wie Rec. glaubt, zu unbedeutend sind, als dass man sie als unzweckmässig ausheben sollte.

Eine Einleitung geht der Terminologie vorher. Nach dieser sind Pflanzen „*natürliche Körper, welche leben, wachsen, von einander abweichend gestaltet sind, ihre Nahrung durch viele Öffnungen zu sich nehmen, und zum Theil auf, zum Theil unter ihren Standörtern sich befinden.*" Es gehört doch wahrlich viel dazu, diess zu verstehen! §. 9. „Der Theil der botanischen Sprache, welcher die Merkmale in sich enthält, nach welchen die Namen der Pflanzen gemacht sind, ist die botanische Nomenclatur (*nomenclator botanicus*)." Diess versteht Rec. durchaus nicht. §. 12 werden die Hauptabtheilungen der angewandten Botanik auseinandergesetzt. Der Vf. nennt sie pharmakologische, ökonomische, technologische und ästhetische Botanik. Die letzte bezeichnet nach ihm die Eigenschaften, durch die Pflanzen eine angenehme Empfindung in uns hervorbringen, und durch welche wir bey Anschauung derselben veranlasst werden, ihnen das Lob von Schönheit beyzulegen. Diesen Theil, glaubt Rec., könne man wohl erlernen, ohne gerade die *einzige allgemeine Botanik*, wie Hr. P. sich auszudrücken beliebt, recht zu verstehen. Doch der Vf. meint diess §. 13 nicht. *Erster Abschnitt. Terminologie.* 1) *Blume, Blüthe, flos.* Die Blume ist zur Hervorbringung gleicher Gewächse bestimmt — diess kann meistens nicht anders als durch Befruchtung geschehen, — also ist die Blüthe aus mehreren Theilen zusammengesetzt. (S. 9. §. 15.) Eine sonderbare Logik! S. 49 sind *calyptra* und *vaginula* nach dem Vf. *corolla muscorum*. Jetzt sollte doch dergleichen nicht mehr gedruckt werden. II. *Frucht.* S. 103. Das Maul *peristoma* und *peristomium* (das ist ja zweyerley, und das Maul *stoma* ist etwas drittes) nennt der Vf. den häutigen Rand, der die Mündung der Moosbüchse umgiebt. *Zweyter Abschn. Der Blüthenstand, inflorescentia.* Diess ist nach dem Vf. der Ort, wo die *Blumen* mit ihren verschiedenen Theilen *an die Gewächse* angeheftet sind (S. 132). Wie kann er nach dieser Definition die Arten des Blüthenstandes, die man gewöhnlich annimmt, aufführen, wenn *Inflorescentia* im Allgemeinen bloss der Ort der Anheftung *der Blume an die Gewächse!!* seyn soll. *Dritter Abschn. Die Blätter, folia. Vierter Abschn. Stützen, fulcra. Fünfter Abschn. Der Stamm*, bey dem die Wurzel mitgenommen wird.

Rec. hat diese Abschnitte der Terminologie einzeln angegeben, sich aber nur ein paar Bemerkungen erlaubt, um nicht zu weitläuftig zu werden. Nur das fügt er noch hinzu, dass der Vf., ehe er die einzelnen Terminologieen erklärt, sie fast immer erst der Reihe nach namentlich hinsetzt, dann unter der Überschrift „Definition" sie wiederholt und erklärt. Dadurch ward es ihm denn möglich, mit dieser Terminologie 272 S. gr. 8. zu füllen. *Willdenow* handelte sie dagegen auf 163 S. kl. 8. ab. In der Vorrede sagt er über dieses Verfahren nichts weiter, als dass die anfängliche Übersicht und die nachherige Wiederholung ihm nützlich scheine. Das *Warum* bleibt er aber schuldig. Rec. kann auch nicht einsehen, wem es wohl nutzen soll, Worte wie *simplex, sessilis* und ähnliche über ein Dutzendmal zuerst in der Übersicht, und dann eben so oft wieder mit einer Definition zu lesen. *Sechster Abschnitt. Linné's System.* Die Classen, Ordnungen, Unterordnungen und aus jeder Classe einige *Genera* mit ihren Abtheilungen nach der 14 Ausgabe *Linné's*! — Weil diese in den Händen der meisten sich findet! Ebendesshalb bedurft' es doch wohl des Abschreibens nicht. — Zuletzt *Linné's* natürliche Familien. Diess zusammen füllt wieder 90 S. *Willdenow* trug auf 40 S. eine für den Anfänger hinreichende allgemeine Systemkunde vor. Hier hat man bloss das *Linnéische* System, weil — der Vf. nach seiner Idee und Methode, die Botanik zu lehren, hier nicht mehrere für rathsam hielt (Vorr. S. XII). Vielleicht will er in der Folge noch in einem weiteren Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde die Systemkunde liefern. Ein paar Proben aus diesem Abschnitt von des Vfs. Definitionen. *Species*, Art (S. 287) heisst jede Pflanze, die ausser den Kennzeichen einer Gattung auch noch andere Merkmale hat, wodurch sie sich unterscheidet. *Monstra* (S. 287) nennt man die abweichende Gestalt einzelner Theile oder der ganzen Pflanze. *Siebenter Abschn. Geburtsort der Pflanzen, locus natalis.* In diesem Abschnitt kommt denn auch die Farbe, der Geruch, Geschmack, Mass, Erscheinungen bey der Vegetation, Abtheilungen und Dauer der Gewächse vor. Eine sonderbare Ordnung! Doch fast alles diess ist abgeschrieben, z. B. Erscheinungen der Vegetation S. 386 fgg. aus *Hayne's Term. bot.* H. 1. S. 3 fgg. fast wörtlich. Da es nun nirgends anders eingetragen war: so ward es wohl hier angehängt. *Achter Abschnitt. Verzeichniss aller Pflanzengattungen*, um die Anfänger mit der richtigen Aussprache bekannt zu machen; wesshalb die Sylben accentuirt sind. So unvollständig diess Verzeichniss nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaft ist: so füllt es doch wieder 54 S., und man kann sich kaum des Gedankens erwehren, dass es nur die Idee des Vfs. gewesen sey, ein *grosses* Lehrbuch zu schreiben.

Wer einer Anleitung der Botanik bedarf, wird hoffentlich nach dieser Anzeige und den gegebenen Proben soviel einsehen, dass er sich vor dieser zu hüten habe, und der Vf., dass er wenigstens fürs erste das Publicum und den Verleger mit botanischen Schriften verschonen müsse.

— β —

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Dyk: Allgemeines Register über die letzten 12 Bände der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte. 1808. IV u. 264 S. 8. (21 Gr.) S. Recension des 21—32 Bandes. 1807. No. 35.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MAY, 1809.

ÄSTHETIK.

Hamburg, b. Perthes: *Vorschule der Ästhetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit* von *Jean Paul*. Drey Abtheilungen. 1804. XXX und 758 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Wenn der Vf. die beste Literaturzeitung (S. 601) fünf und zwanzig Jahre *nach* den Büchern wünscht: so kommt Rec. dieses immer noch um zwanzig volle Jahre zu früh, wiewohl eigentlich um fünf Jahre zu spät. Die Schuld dieser ungewöhnlichen Übereilung tragen hauptsächlich die auf dem Titel des Buchs genannten Parteyen der Zeit, welche sich ebenfalls übereilen, eine nämlich die andere, so dass nach 25 Jahren mit Einschluss der bereits verstrichenen fünf, ein Recensent Mühe haben wird, sie einzuholen, ja schon jetzt, wenn wir nicht selbst dem ablaufenden Quinquennium voreilen, könnte wenigstens die vierte Cautel des Herzens (die sinnliche Liebe betreffend, S. 705) sich auf das Verjährungsbenefiz ihrer correlaten Cardinalsünden stützen, welche nach einem Lustrum über die Kritik hinaus sind. Auch steht für Vollständigkeit liebende Recensiranstalten zu fürchten, dass diese Vorschule nach der gefoderten 25jährigen Quarantaine mehr in den Köpfen und Werken der, durch sie gegangenen Schüler vorhanden, und gleich einer Kunst zu lieben, mehr geliebt und geübt, als gelesen seyn werde, wobey zwar nicht die Poesie, aber die Literatur einbüssen müsste, nämlich die Anzeige des Buchs. Diese Gründe mögen die Geschwindigkeit, mit welcher diese Anzeige dem Werke selbst folgt, bey dem Vf. entschuldigen. Für den Leser, welcher, uneins mit dem Vf., uns des Zögerns und Zauderns beschuldigt, haben wir entgegengesetzte, nämlich folgende: Anonyme Bücher, und die von jungen Autoren mit anonymen Namen, sollten — auch nach S. 593 der Vorschule — mit Liebe und so schnell als möglich angezeigt werden; ein Buch hingegen, welches gleich bey seiner Erscheinung von einem erwartenden Lesepublicum aufgenommen wird, ist seine eigene Anzeige, und braucht keine fremde, ausser dem Geburtsbrief des Verlegers. Späterhin, wenn die Neugierde verschaumt hat, ist eine Anzeige mehr an ihrer Stelle, nicht bloss als mnemonisches Hülfsmittel gegen die Vergesslichkeit des Geschlechts, sondern als eigentliche Kritik. Denn weil ein geniales Werk immer eine Vorgeburt der künftigen Zeit ist: so verkündigt sich eine gleichzeitige Kritik entweder an ihm, oder, wenn sie gleicher Natur mit ihm ist, so fehlt ihr, wie jenem, die Empfänglichkeit gegenüber. Viele Kritiker haben daher schon längst die Maxime aufgestellt und beobachtet, man müsse bey ungewöhnlichen Erscheinungen in der Literatur erst den Erfolg abwarten, ehe man urtheile. Sie gingen aber dabey von anderen Vordersätzen aus.

Vorschule der Ästhetik wird vom Vf. selbst für eine bescheidene Erweiterung des einfacheren Titels *Ästhetik* ausgegeben. Er sagt aber etwas mehr, und in beiden Fällen etwas Wahres, man mag das: *Vor*, der Zeit, oder dem Grade nach, verstehen. Das Buch bereitet eine Ästhetik *vor*, indem es das geniale Denken aufregt, ohne welches eine Ästhetik nicht begriffen werden kann; es ist aber auf der anderen Seite die *vor*züglichere oder hohe Schule der Ästhetik, welche einige Grade der Meisterschaft schon voraussetzt, um gehörig verstanden zu werden. Diese Doppelseitigkeit weist auch den Sprachgebrauch zur Ruhe, der sonst die *Poetik* zu Ablösung der Ästhetik auf dem Titelblatte herbeyführen würde. Poetik aber in specieller Bedeutung ist eben Vorschule der Ästhetik in allgemeiner.

Darum handelt auch *das erste Programm von der Poesie überhaupt*. Wie die Philosophie das Gespenst einer Verstandesunendlichkeit von der Theophanie des Absoluten unterscheidet: so sondert die Poetik das rectificirteste Alkohol der Prose von dem Himmelsäther der Poesie. Und diese Tendenz ist der seligmachende Glaube dieses Buches (S. 598), welches übrigens Werke genug enthält, um einige, ohne bedeutenden Verlust, zur Aussteuer für Bedürftige abgeben zu können.

Was ist nun Poesie? Die Vorrede schon mag weder die parallelisirenden oder vergleichenden Definitionen, welche das zu erklärende Object an ein anderes halten, z. B. Poesie an Philosophie, noch die abstrahirenden oder ausgleichenden, z. B. Poesie sey die Indifferenz des subjectiven und objectiven Poles. Solche analytische Formeln mögen als Formeln in ihrem Werthe bleiben: aber welcher Mathematiker antwortet denn z. B. auf die Frage, wie viel $(3+4)^2$ sey, es sey a^2 u. s. w.? Ist nicht mit der zu definirenden Poesie, eben so wohl wie mit der bestimmten Zahl, etwas Bestimmtes gegeben, wobey ich nicht, wie bey der blossen Formel $(a+b)^2$, etwas Beliebiges denken kann? Wie kann ich also das Bestimmte durch die allgemeine Formel definiren? Die Formel mag richtig seyn, aber die Definition wird ver-

worren, und behält ihren Werth und ihre Brauchbarkeit nur als Beyspiel zu des Vfs. Sätzen im sechsten Programm.

Ist aber Poesie, nach S. 3, nichts als schöne (geistige) Nachahmung der Natur: so braucht diese Erklärung wieder einen erklärenden Commentar, um die Lyrik, das Wunderbare, das Komische, den Witz und manches andere, wovon in der *Vorschule* die Rede ist, zu umfassen, und bald wird die Nachahmung der Natur Zweck, bald Mittel der Poesie seyn sollen. Kann denn aber Nachahmung der Natur — man denke von der Natur so hoch oder niedrig als man wolle — an sich *Zweck* der Kunst seyn, und bleibt nicht jede Nachahmung durch Gestalt, Wort oder Ton immer nur *Mittel?* Die Einschränkung der Nachahmung auf eine *schöne* zeigt schon, dass es nicht auf die Nachahmung, sondern auf das Schöne abgesehn ist, denn ein *fac simile* der Natur z. B. ein Riss zu einem Flurbuche ist noch kein Kunstwerk. Darstellung von Ideen durch jene Nachahmung, möchte also bestimmter das Wesen der Kunst und der Poesie ausdrücken. Denn, wie *Lessing* sagt: der Künstler bildet, wie sich die plastische Natur das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht, ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft, und ohne manches noch, was *Lessing* hier nicht erwähnt. Was wir Idee nennen, ist eben das Urbild, welches die Kunst, unabhängig von Zufälligkeiten seiner Erscheinung in der Wirklichkeit, nachzubilden sucht. Darum schreiben wir dem Künstler Genie zu, und nennen ihn selbst Genius, weil die Gegenstände seiner Anschauung Ideen sind, nicht wirkliche Dinge, und darum scheinen seine Erzeugnisse aus einer fremden Welt abzustammen und doch uns selbst ganz anzugehören, eben, weil sie uns die Blüthen zeigen, welche wir ahnden, und deren Duft und Schattenbild wir in unseren Umgebungen schon kennen. Diese Erklärung schliesst den poetischen Nihilismus und Naturatheismus, wie den poetischen Materialismus und Naturpantheismus eben so sicher aus, wie die aristotelische (S. 3), aber sie leitet auch eben so unschuldig zu beiden.

Denn der Materialist hält sich an die Nachahmung und an das Mittel, der Nihilist aber an das Schöne oder an die Idee als Zweck. Das Meinungspendel der Zeit schlägt bald auf diese, bald auf jene Seite, zur Zeit des Buchs mehr auf die idealistische, zur Zeit der Recension auf die materialistische der Pantheisten, welchen alles göttlich und gut ist, ausgenommen ein Gegner und seine Meinung. Es ist dabey mit Dank anzunehmen, dass jede der auftretenden Parteyen der Zeit nicht allein die Nemesis ihrer Vorgängerin macht, sondern auch Pietät genug besitzt, ihrer künftigen Nemesis einigen Stoff zum Zügeln und Ausgleichen vorzubereiten. Vor Kurzem noch konnte sich ein Kritiker nicht genug über den unnützen Stoff in der Poesie ärgern, und drang nachdrücklich auf Form; jetzt ist die Uniform der Formalisten verhasst und verfolgt. Jeder Kritiker formalisirt sich darüber, und weil der glatte Spiegel flach ist, so traut er lieber dem spiegelnden See keine Tiefe zu, und lobt sich den Feldbach nach dem Gewitter. Nächstens — man kann es voraussagen — zieht eine neue ästhetische Partey der Poesie ihr Stoffwinterkleid aus, und glaubt, sie habe mehr Recht, als ihre Vorgänger, wiewohl sie dieselbe Einseitigkeit nur auf einer höheren Stufe erneuert, und z. B. den Optimismus zum Pantheismus und diesen wieder höher potenziirt. Wie jede Partey mit sich selbst, eben wegen dieser Einseitigkeit, die unbewusst immer von ihrem entgegengesetzten Princip gestört wird, in Widerstreit ist, zeigt §. 2 u. 3: „Nie darf der höchste Schmerz, nie der höchste Himmel des Affectes sich auf der Bühne äussern, wie etwan in der ersten besten Loge, nämlich nie so einsylbig und arm. Immer lassen die französischen und häufig die deutschen Tragiker die Windstösse des Affectes kommen, und entweder sagen: *o ciel*, oder *mon dieu*, oder *hélas*, oder gar nichts, oder, was dasselbe ist, eine Ohnmacht fallt ein. Der Natur und Wahrheit gemäser ist gewiss nichts, als eben diese einsylbige Ohnmacht.... Allein, da die Poesie gerade an die einsame Seele, die, wie ein geborstenes Herz, sich in dunkles Blut verbirgt, näher dringen, und das leise Wort vernehmen kann, womit jede ihr unendliches Weh ausspricht oder ihr Wohl: so sey sie ein Shakespeare, und bringe uns das Wort. Die eigene Stimme, welche der Mensch selbst, im Brausen der Leidenschaft betäubt, verhört, entwische der Poesie so wenig, als einer höchsten Gottheit der stummste Seufzer.“ Mehr als viele Definitionen enthüllen diese Worte das Wesen der Poesie und das Verhältniss ihrer Naturnachbildung zur Wirklichkeit, und der §. 4 vom Gebrauch des Wunderbaren bestätiget sie. Aber der Materialist, untreu seiner eigenen Theorie, verwies lieber das Wunderbare ganz aus der Poesie, wiewohl er es aus der Natur nicht verdrängen kann, wo es, wenigstens im Glauben daran, fest und ewig besteht. Liegt denn das ganze Reich der Naturkräfte so offen und erleuchtet vor dem Verstande, dass keine *terra incognita*, oder keine Nachtseite darin mehr zu finden wäre, aus welcher das Wunderbare, verschleyert und unerrathen, uns anblicken könnte? Wenn die *Geschichte* von jenen dunklen Regionen zu erzählen weiss, warum soll die *Poesie*, welche, freyer als die Geschichte, Himmel und Hölle durchwandelt, nicht mit ihrem Mondlicht jene Gegenden verklären, die der Verstand mit seinen Grubenlichtern untersucht, und doch nicht aufklärt? Die Natur, welche der Mensch *glaubt*, ist eben sowohl Darstellungsmittel der Poesie, als die, welche er *anschaut*, nur sey das Wunderbare Natur, d. h. es wirke nach Gesetzen, welche die Phantasie zwar ahndet, aber der Verstand niemals enthüllt, z. B. wenn das Körperliche und Sinnliche Gesetzen gehorcht, welche wir nur im Geistigen kennen, wie das Blut des Leichnams bey Annäherung des Mörders, oder der Tod des Schuldigen, welchen ein Sterbender vor Gottes Gericht ruft. Das Wunderbare darf daher weder mechanisch erklärt werden, noch überhaupt unerklärt bleiben, es muss sich poetisch erklären, indem ein geistiger Zusammenhang offenbar wird, welchem gegen die Gesetze der Körperwelt, dennoch die sinnlichen

Erscheinungen selbst huldigen müssen. Darum ist es nicht genug, *dass* ein Todter erscheint, wir wollen wissen, *warum* er ausser dem Grabe sich zeigt; so wird z. B. die Sage vom Vampyr in *Goethe's* Braut von Korinth poetisch. Dieses Streben nach Totalität des Wunderbaren, welches Geister- und Sinnen-Welt mit einem geistigen und sinnlichen Bande zugleich verbindet, ist der Grund dessen, was der Volksglaube Sympathie und Antipathie nennt, woraus durch einen Contrast derselben Art, welchen der Vf. als Grund des Lächerlichen aufstellt, der eigentliche Aberglaube (das Komische des Volksglaubens) entsteht, z. B. der Glaube an die Heilkraft eines Bades von drey Staaren gegen den Staar. Potenzirte Nihilisten, welche jene poetische Erklärung des Wunderbaren verwerfen, weil sie die Verwerflichkeit der mechanischen fühlen, zeigen selbst einen Mechanismus des Denkens, welcher Erklärung von Erklärung nicht sondern kann, und sich an das Wort hält statt an den Sinn. Denn nur, indem jener geistige Zusammenhang erscheint, legt der Dichter, wie der Vf. S. 27 sagt, „das Wunderbare in die Seele, wo allein es neben Gott wohnen kann."

Das *zweyte Programm* zeigt *die Stufenfolge poetischer Kräfte*, von der Einbildungskraft an, „der potenziirten, helleren Erinnerung," bis zum Genie, von welchem das dritte Programm handelt. Die Phantasie nämlich, die Poesie der Einbildungskraft, hat vier Stufen. Die erste ist, wo sie nur empfängt. Wenn aber Phantasie ein zeugendes, schaffendes Vermögen ist, wie kann sie empfangend genannt werden, ohne sie mit etwas zu verwechseln, was nicht sie selbst ist, sondern nur ihr Amanuensis? Es giebt freylich kein blosses Empfangen ohne Erzeugen; soll aber unter empfangender Phantasie diejenige verstanden werden, welche bloss reproducirt, oder Empfangenes combinirt, aber zum Selbstproduciren zu schwach ist: so ist zwischen den ersten drey Stufen der Phantasie kein Unterschied, und selbst beym positiven Genie möchte es problematisch bleiben, ob sein Produciren sich nicht auf ein Reproduciren und Combiniren reduciren liess, da, wie der Vf. sagt, der Schreibtisch so nah am Bücherschrank steht, und jeder Jesus seinen Evangelisten mit dem Geschlechtsregister in aufsteigender Linie findet. Die zweyte Stufe ist das *Talent*. Vorragen von mehreren Kräften, z. B. Scharfsinn, Witz, Verstand, mathematische, historische Einbildungskraft u. s. w., indess die Phantasie niedrig steht. Dann wäre aber Talent nicht eine Stufe der Phantasie, sondern ein Beysammenseyn anderer Kräfte. Die dritte Stufe ist das *passive Genie*. Reicher an empfangender als schaffender Phantasie, hat es nur über schwache Dienstkräfte zu gebieten, und ihm geht im Schaffen jene geniale Besonnenheit ab, die allein von dem Zusammenklang aller und grosser Kräfte erwacht. Der Vf. ist nicht zufrieden mit dieser Erklärung, gleichwohl ist sie, bis auf die *empfangende Phantasie*, vortrefflich und gut bis auf den höhnenden Seitenblick nach dem Talentmenschen, welcher der lustige Papagey und Affe des Genius genannt wird. Wie kommen denn aber Talent und Genie überhaupt in eine solche Beziehung? Beide sind nicht einmal Grenznachbarn, die in Streit gerathen könnten, und das Genie, welches das Talent höhnt, gleicht einem Maler, der seine Farben um so mehr verachten wollte, je besser sie sind. Talent mit einem Wort, ist nichts anderes, als Energie der sinnlichen und geistigen Vermögen, oder Vollkommenheit des sinnlichen und geistigen Mechanismus im Menschen, es ist der Apparat, mit welchem die Phantasie wirkt, bildet und schafft. Die isolirte Phantasie ohne diesen Apparat, oder was dasselbe ist, ohne Besonnenheit im Gebrauch desselben, ist das, was der Vf. passives Genie nennt. Überaus treffend! Denn der schwächste Grad des Talents oder der sinnlichen Energie (nicht aber der Bildungskraft, welche allezeit positiv und zeugend ist.) ist eben das Empfangen. Sie bildet „Stumme des Himmels," welchen das Mittheilungsorgan versagt ist; reine heilige Willensmenschen im Gebiet des Schönen. Der Talentmensch ist eine Natur, welcher nur das vereinende Selbstbewusstseyn mangelt, um ein Ich zu seyn, so wie der Phantasie der organische Leib mangelt, um sich zu offenbaren. Beide Pole, den reellen des Talents und den ideellen der Phantasie vereinigt, zeigt das Genie, welches positiv und negativ zugleich ist. Darum sehe die Phantasie doch ja nicht mit vornehmem Spott auf das Talent, oder das Talent mit stolzem Dünkel auf die Phantasie — das wahre Genie thut es ohnehin niemals, ausser bey mechanischen Beschäftigungen, z. B. wenn es eben die Stufen der Bildungskraft classificirt; — das Talent an sich producirt gewiss niemals etwas dem genialen Product ähnliches, wo es aber seine Thätigkeit combinirend, etwas Drittes oder Tausendes aus 999 einzelnen Vermögen zeugt, sey es im Denken — vergl. die Note im Campanerthal S. 51 — Handeln oder Bilden, da hat es nicht *als* Talent, wiewohl *mit* Talent, sondern als Genie gehandelt. Die Phantastiker glauben solche Zeugungen zu entadeln, indem sie in ihrer Ahnenprobe Combination und Reflexion aufführen: ist denn aber nicht jede Zeugung Combination, und selbst die *aequivoca*, wiewohl von unbeobachteten Factoren? Ein goldnes Wort spricht der Vf. S. 50. „Niemand scheide zu kühn. Jeder Geist ist korinthisches Erz aus Ruinen und bekannten Metallen unkenntlich geschmolzen."

Das *dritte Programm, über das Genie*, erhält hiedurch seine Bestätigung, ohne dass man nöthig hat, philosophisches und poetisches Genie von dem Kunsttriebe der Virtuosen (§. 10) zu unterscheiden. Musikalisch z. B. ist nicht eine Eigenschaft des Genie's, sondern des Talentes, welches vom Genie genial, frey, schöpferisch behandelt wird. Der Tonsinn ist auf seiner niedrigsten Stufe auffassend, auf der zweyten unterscheidend (musikalisches Gehör), auf der dritten festhaltend (musikalisches Gedächtniss), auf der vierten ordnend und beziehend (musikalisches Talent); dieses bildet den Harmonisten und Contrapunctisten, mit mechanischem Talent verbunden, den fertigen Spieler, noch nicht aber den Virtuosen und Tonkünstler, in welchem Phantasie mit dem Talent zum Genie vereinigt seyn muss. In der Musik, so wie in der Malerey, gilt freylich oft das Talent für Genie, theils weil die sinnliche Energie durch den weiten Kreis der Töne und Gestalten mit ihren Verhältnissen einen Schein

von Unendlichkeit annimmt, theils weil die Steigerung des Grades der sinnlichen Energie beym Tonsinn, Farben- und Ort-Sinn ebenfalls unendlich scheint, und daher der höhere, noch unerreichte Grad mit dem Schein einer objectiv unerreichbaren Unendlichkeit täuscht: allein das geniale Product unterscheidet sich durch die darin lebende Idee unverkennbar von dem Werk des Talentes. Ein Irrthum hierüber hat seinen Sitz bloss in der Einseitigkeit des urtheilenden Subjectes, welches entweder in der artistischen Vollendung den Geist nicht auffinden kann, oder ihn darüber zu suchen vergisst. Genie ist das Allgemeine, Talent hingegen dasjenige, was das Genie für die Erscheinung individuirt, als Maler, Tonkünstler u. s. w. Genie ist daher nicht Instinct für Etwas, sondern allgemeiner vernünftiger Instinct, welcher durch alle drey Reiche der geistigen Natur, als Kunstgenie, philosophischer Geist und als Liebe lebt und waltet. Schöner und wahrer wird nicht leicht etwas über diesen Instinct des Genie's oder genialen Stoff gesagt werden, als von dem Vf. im 11ten und den folgenden Paragraphen, und wenn er dabey gesteht, mit Jacobi's und Plato's Musenpferden gepflügt zu haben, so ist es doch, wie er sagt, „für eigenen Saamen." — Das Herz des Genie's, welchem alle anderen Glanz- und Hülfs-Kräfte nur dienen, hat und giebt Ein ächtes Kennzeichen, nämlich neue Welt- oder Lebens-Anschauung. Das Talent stellt nur Theile dar, das Genie das Ganze des Lebens, bis sogar in einzelnen Sentenzen, welche bey Shakespeare häufig von der Zeit und Welt, bey Homer und anderen Griechen von den Sterblichen, bey Schiller von dem Leben sprechen. — „Das Ideal ist die Ausgleichung beider Welten durch den Genius. Wenn die Greise der Prose, gleich leiblichen versteinert und voll Erde, uns die Armuth, den Kampf mit dem bürgerlichen Leben, oder dessen Siege sehen lassen: so wird uns so eng und bange bey dem Gesichte, als müssten wir die Noth wirklich erleben, und in der That erlebt man ja doch das Gemälde und dessen Wirkung, und so fehlt immer ihrem Schmerz ein Himmel, und sogar ihrer Freude ein Himmel. Wenn hingegen der Genius uns über die Schlachtfelder des Lebens führt: so sehen wir so frey hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit der zurückflatternden Fahne; und neben ihm nimmt die Dürftigkeit wie vor einem paar Liebenden eine arkadische Gestalt an. Überall macht er das Leben frey und den Tod schön. Auf seiner Kugel sehen wir, wie auf dem Meere, die tragenden Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise versöhnet, ja vermält er — wie die Liebe und die Jugend das unbehülfliche Leben mit dem ätherischen Sinn, so wie am Ufer eines stillen Wassers der äussere und der abgespiegelte Baum aus Einer Wurzel nach zwey Himmeln zu wachsen scheinen." An diesen Sätzen selbst und ihrer Anwendung bewährt sich das Genie, welches diese Aussöhnung beider Welten in ihrer unsichtbaren Harmonie, und daher im äusseren Schmerz eben sowohl anerkennt, als in ihrer sichtbaren Erscheinung, während das Talent den Buchstaben und Geist der Ausgleichung vermischend, die Harmonie nur in der äussern Darstellung begreift, wie die missverstandenen Foderungen von äussererBeruhigung am Schluss des Gedichtes beweisen, und der Vorwurf des Herzzerreissenden, wo diese fehlt, und der Name des Dichters nicht die Beruhigung des Kritikers über sich nimmt.

Von der *griechischen und romantischen Poesie* spricht das *vierte* und *fünfte Programm* manches vortreffliche, und unseren Zeiten sehr zu beherzigende Wort. *Winkelmann* schrieb über die Nachahmung der Griechen in Werken bildender Kunst; in Ansehung der Poesie wär' es eine Aufgabe für unsre Zeit, ob ihr mehr durch pedantische Nachahmung, oder durch unreife Urtheile über Nachahmung geschadet werde. Hat die griechische, — oder, wie sie der Vf. nennt, plastische — Poesie mit ihren Formen und Eigenheiten bloss antiquarischen Werth, als Stufe auf der Leiter der Vollkommenheit: so höre man auf, von der Vortrefflichkeit Homers, Sophokles, Pindars u. Anderer zu sprechen; hat sie aber poetischen Werth: so ist sie mit dem Alterthum ja nicht ausgestorben, sondern lebt in jeder Zeit und unter jedem Volk fort. Die pedantische Übertragung von Zufälligkeiten, welche in der Nachahmung bedeutungslos werden, charakterisirt freylich den Nachahmer des blossen Buchstabens, der, gleich dem abgerichteten Kanarienvogel, ausser der Melodie auch den Ton des Instruments, wonach er lernte hören lässt: aber ist der weniger Buchstäbler und Nachsprecher unverstandener Worte der Kritik, wer in der ganzen Nachbildung nur Abschattung, in der Bildung griechischer Form nur Copie alter Muster und im erweiterten Ideenkreis der neuern Zeit eine Störung der Gattung, welche die Form ankündigt, erblickt? Plastische und romantische Poesie sind die Morgen- und Abend-Röthen desselben poetischen Himmels, und wer kann sagen, der Morgen oder der Abend sey herrlicher und schöner? Indessen noch seltener als der Sinn für plastische Poesie ist der Sinn für romantische. Denn (S. 139) „da der romantische Geist, diese poetische Mystik, niemals im Einzelnen aufzufassen und fest zu bannen ist: so sind gerade die schönsten romantischen Blüthen bey der Volksmenge, welche für die lesende die schreibende richtet, einem thierischen Betasten und Ertreten ausgesetzt, daher das schlimme Schicksal des guten *Tiek* und überhaupt ächter Mährchen. Dabey erschwert noch der Wechsel das Nachsprechen einer Regel; denn die plastische Sonne leuchtet einförmig, wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich, wie das Träumen." Besonders die Mystik und der Geisterglaube, von welchem der Vf. im § 22 als von der „Frucht und Nahrung des romantischen Geistes" spricht, sind als unerkannte Wunderblüthen einer fremden Blumenflur dem Zerblättern ausgesetzt. Der Kritiker lässt sich vom Monde lieber Steine zuwerfen als poetische Blüthen, und vergiebt Shakespear'n jede Schönheit nur um anderer Schönheiten willen, so dass jede einzelne im Schönheitscyklus zugleich Sünderin ist und vorbittende Heilige.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 30 MAY 1809.

ÄSTHETIK.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorschule der Ästhetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit* von *Jean Paul* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dem *sechsten, siebenten, achten* und *neunten Programm*, über das *Lächerliche*, den *Humor*, die *Ironie* und den *Witz*, von welchen der Vf. das Wort *sein* im eigentlichsten Verstande ausspricht, wünscht er vorzüglich eine aufmerksame Betrachtung. Den besten Erklärungen des Lächerlichen fehlte immer bey aller Richtigkeit die Allgemeinheit. Nicht alles Lächerliche fand darin Platz, und viele Abtheilungen darin beherbergten gleichwohl etwas ganz anderes als Lächerlichkeiten. Von der kantischen beweiset es der Vf., aber Kant verdarb sich seinen richtigen Satz, dass im Lächerlichen etwas Widersinniges seyn müsse, nur durch die Beschränkung einer Verwandlung der Erwartung in Nichts, wobey er sich die Verwechslung mit der Verwandlung des Erwarteten in sein Gegentheil ausdrücklich verbittet. Diese kann aber allerdings lächerlich seyn, z. B. die auf den Wunsch unerwartet aus den Wolken fallende Wurst im Mährchen; dagegen ist es sehr ernsthaft, wenn der Hohepriester das Licht rathfragt, und die Erwartung einer Antwort sich in Nichts auflöset. Nach unserem Vf. ist das Lächerliche das Widerspiel des Erhabenen, das unendlich Kleine, und da diess nur im Reiche des Verstandes gefunden werden kann, der sinnlich angeschaute Unverstand. Sinnlich angeschaut wird er, „wenn die Handlung als falsches Mittel die Absicht des Verstandes, oder die Lage als Widerspiel desselben, die Meinung darstellt und Lügen straft. — Allein ein Irrthum an sich ist nicht lächerlich, sondern der Irrthum muss sich durch ein Bestreben, durch eine Handlung offenbaren können, und Bestreben und Lage müssen gleich anschaulich seyn. Allein noch immer haben wir nur einen anschaulich ausgedrückten endlichen Irrthum, der noch keine unendliche Ungereimtheit ist. Denn kein Mensch kann im gegebenen Falle nach etwas anderem handeln, als nach seiner Vorstellung davon. Warum lachen wir gleichwohl? Hier kommt der Hauptpunct: wir leihen seinem Bestreben unsere Einsicht und Ansicht, und erzeugen durch einen solchen Widerspruch die unendliche Ungereimtheit." — Kann denn aber der Widerspruch durch Messung an *unserer* Ansicht die *unendliche* Ungereimtheit bekommen, oder muss er nicht vielmehr an einer *unendlichen* Einsicht gemessen werden, wenn das Komische nicht auf eine andere Art, als der Vf. will, im messenden Subjecte wohnen soll? — „Unser Selbsttrug, womit wir dem fremden Bestreben eine entgegengesetzte Kenntniss unterlegen, macht es eben zu jenem Minimum des Verstandes, zu jenem angeschaueten Unverstande, worüber wir lachen, so, dass also das Komische, wie das Erhabene, nie im Objecte wohnt, sondern im Subjecte."

Wir lachen, nach des Vfs. Beyspiele, wenn in Foote's Industrie - Rittern der Kaufmann die Bezahlung der Waaren vom Arzte fodert, bey welchem die Diebin derselben die Schuldfoderung für eine fixe Idee ausgegeben. Beiden vernünftigen Männern legen wir zu ihren Handlungen durch die Illusion des Komischen unsere Kenntniss der Betrügerey bey. Das Beyspiel beweist vollkommen. Warum lachen wir aber nicht, wenn in der Familie Schroffenstein Graf Sylvester bey dem Herold, der ihm Fehde wegen Mord ankündigt, im Bewusstseyn eigener Unschuld eine fixe Idee vermuthet, wiewohl dieselbe Illusion hier Statt findet, aber nicht komisch, sondern tragisch? Warum lachen wir überhaupt beym tragischen Irrthum nicht, welcher doch sinnlich angeschauet wird, sich durch Handlung offenbaret, und die Handlung dem Zuschauer früher durch jene Illusion tragisch macht, als dem Handelnden, z. B. Cäsar's Brudermord in der Braut von Messina, oder Fiesko's, oder beider Väter in dem genialen tragischen Intriguenstück Schroffenstein?

Wenn also Irrthum und Unverstand lächerlich ist: so ist er es weder als Irrthum, noch durch Anschaulichkeit, noch durch Unterschieben unserer Einsicht, wiewohl das erste und letzte oft beym Lächerlichen bemerkt wird, und sinnliche Anschaulichkeit ihm als ästhetischem Gegenstand überhaupt zukommen muss. Jeder sinnlich angeschaute Unverstand kann lächerlich seyn, ohne dass das Lächerliche desswegen in ihm besteht.

Was ist nun das Wesen des Lächerlichen? Ein Recensent, der das Einzelne festhält, kann es leichter und bestimmter, mit Hülfe der vorliegenden Theorie auffinden, als der Theoretiker, der es im grossen Zusammenhange betrachtet: allein er ist auch leichter in Gefahr, statt einer Theorie nur ein Beyspiel zu einer künftigen zu geben.

Ein Hauptingrediens des Lächerlichen ist, wie die kantische Definition angiebt, getäuschte Erwartung. Wo alles so kommt, wie es der Regel nach kommen muss, und wie der Mensch es erwartet, da lacht Niemand. Erwartet aber, wie in Jüngers Entführung, der Liebhaber seine Schöne in der Sänfte, und statt ihrer tritt sein Bedienter mit dem Schaafsgesicht heraus: so lacht das ganze Haus. So füllt den Olymp unaus-

seiner Sprache zu denken. Besonders jetzt, wo die Grenzen aller deutschen Länder sich bis in das innerste Frankreich ausgebreitet haben, wird jene Vorsicht doppelt nöthig, und der Deutsche hört es gern und druckt es in Zeitungen nach, wenn Ausländer seine Sprache unbehülflich schelten, und reimarm, und — wie Macdonald — untauglich zum Hexameter, weil sie keine Spondeen habe, wiewohl ihm Reime und Assonanzen überall entgegen klingeln, auch oft entgegen tönen, und ein prosodisches Längenbüreau seine Register reichlich anfüllen könnte. Die deutsche Sprache lebt daher gleich orientalischen Fürsten einsam mit ihren Räthen und Ceremonienmeistern, und mischt sich, ebenfalls wie jene, nur unter das gemeine Volk, während die höheren Classen nur Mundarten davon zu sehen bekommen. Es ist ein Verdienst des Vfs., dass er in diesem Programm dem Zeitgeist nachgiebt, welcher Witz im Grossen verlangt, und statt Ideen Nationen mobil macht, und in einander oscilliren lässt. So erklärt er sich z. B. frey gegen die strenge Etikette, welche, nach Campe, nur ächtdeutschen, nach anderen nur altdeutschen Wörtern Sitz und Stimme in Lexikon und Büchern zugesteht. Er will dagegen Ausländer zulassen und neucreirte; ja er giebt manchen neuen, als Seminaristen zu lustigen Rathsstellen, den Vorzug, z. B. Pferch statt Park, — wiewohl Artilleriepark und Artilleriepferch sich wie Ursach und Wirkung verhalten würden, nicht aber umgekehrt.

Der *Anhang* des Buchs enthält die drey *Sonntagsvorlesungen* des Vfs., nicht sowohl jenaische über die Bestimmung, als vielmehr leipziger über die Stimmung der Gelehrten, nämlich in tiefem Kammerton als Stylistiker, in hohem Chorton als Poetiker, und in höchstem Cornetton als poetische Poetiker. Die *Misericordias*-Vorlesung betrifft die Stylistiker, und handelt von den verschiedenen Geschmackszungen, — nach der Analogie der Maltheserzungen — deren eine Hälfte sich auf die reelle, die andere auf die formelle Seite neigt. Polarisirende Physiologen hätten es längst bemerken können, dass der Geschmack weder auf der Zunge wohnt, noch am Gaumen, sondern dass die Zusammenwirkung beider, als organischer Galvaniplatten, auf das feuchte Medium, die Geschmacksempfindung hervorbringe; eben so entsteht auch der ästhetische Geschmack aus Zusammenwirkung der Phantasie und des Verstandes. Ein gleiches Verhältniss von beiden zur Receptivität bildet den vollkommenen ästhetischen Geschmack. Wie aber süss und bitter mehr am Gaumen, sauer und kalisch mehr auf der Zunge — wiewohl allezeit unter Mitwirkung des entgegengesetzten Organs empfunden werden: so bemerkt überwiegende Phantasie mehr das Formelle, überwiegender Verstand mehr das Reelle. So wenig, nach Kant, die Sinne trügen: so wenig irrt auch Phantasie oder Verstand hierin. Der Stylistiker, welcher eben sowohl Phantast als Verständler seyn kann, fehlt nur darin, wenn er im letzten Fall, wegen bemerkter Realitäten, das phantasieleere Ganze preisst, oder im ersten Fall, umgekehrt, wegen mangelhafter Form das Ganze verwirft. Noch tiefer steht der Stylistiker, wenn er bey bemerkten Vorzügen der Art, für welche ihm der Sinn fehlt, und die er desswegen nicht als Vorzüge, sondern nur als Merkmale erkennt, das Ganze tadelt und verwirft; am tiefsten, wenn er überhaupt ohne ästhetische Geschmacksorgane Geschmacksurtheile fällt.

Die *Jubilate*-Vorlesung für Poetiker enthält acht Cautelen für Kopf und Herz. Die erste betrifft die Tollheit, die zweyte die Unwissenheit, die dritte Parteyliebe, die vierte das Indifferenziiren der Köpfe, die fünfte Grobianismen, die sechste Stolz, die siebente Menschenhass, die achte sinnliche Liebe. Dieses Rubrikengeripp, so wenig der Vf. dergleichen in Recensionen leiden mag, scheint Rec. hinlänglich den Geist dieser Vorlesung zu bezeichnen. Wenn aus der Klaue der Löwe, warum soll nicht aus dem Geripp die Gestalt zu errathen seyn? Eben so giebt Rec. aus der *Cantate*-Vorlesung, über die poetische Poesie, ein Fragment, dem Vf., der dieses Ausschreiben aus guten Gründen tadelt, zur Widerlegung aus noch besseren Gründen:

„Was wir ewig fodern, ist weniger die Gleichung der Realität und unseres Denkens, als die Ausgleichung, weniger die Erklärung, als die Ergänzung unseres Wesens. — Und doch kennt das Herz den Himmel der Gegenwart, und den Schmerz am Grabe. Überall bleibt ein Übergewicht des Realen. Es giebt einige Blitze in der ersten Liebe, zuweilen bey der Musik, bey grossen Entschlüssen, bey grossen Schmerzen, bey Entzückungen, — da giebt es Blitze, welche den ganzen Himmel fliehend aufreissen, den wir suchen. Aber wer thut diess noch milder, fester, reiner, länger? Wer kann, wenn das Bild nicht zu kühn ist, gerade wie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urschönen Allgeistes werden? Ich denke, die Poesie? — Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens ewig abgeht, das giebt sie, und malt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel; sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauberspiegel der Zeit, welche nicht ist. Jenes Etwas, dessen Lücke unser Denken und unser Anschaun entzweyt und trennt, dieses Heiligste zieht sie durch ihre Zauberey vom Himmel näher herab; und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke ist, so ist sie das helle süsse Auge aus der Wolke. Sie kann spielen, aber nur mit dem Irdischen, nicht mit dem Himmlischen. Sie soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muss, weder vernichten noch wiederholen, sondern entziffern. Alles Himmlische wird erst durch Versetzung mit dem Wirklichen, wie der Regen des Himmels erst auf der Erde für uns hell und labend. — Niemals ist daher vielleicht der Dichter wichtiger, als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unseren. Die Dichtkunst darf singen, was Niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit. Ist einst keine Religion mehr, und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert — möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! — dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden." —

Stellt nicht ein solches Fragment — wie es der Vf. von der Kritik mit Recht verlangt — den Geist des Werks dar, und zugleich den des Meisters? Und wenn das *goldene* Buch, welches der Vf. neben dem schwarzen wünscht, im Kunstwerke die Schönheit, wie ein Liebender an der Geliebten, anschauen soll: wird dieses liebende Anschauen nicht am liebsten ein Abspiegeln des anerkannten Schönen und Vortrefflichen werden?

Das schwarze Buch, als Gegenstück zu dem goldenen, hat sich der Vf. selbst an die Vorrede geschrieben, als Einladungsprogramm zum Ausladen treffender kritischer Blitze, nämlich das Druckfehlerverzeichniss. Es ist aber das unvollständigste aller Programmen, und könnte in einem Supplement zugleich sein eigenes schwarzes Buch erhalten.

D. c. A.

Monatsregister

vom

May 1809.

I. Verzeichniss der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des May.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1809.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: D. *Christiani Theophili Kuinoel Commentarius in libros Novi Testamenti historicos.* Volumen I. Evangelium Matthaei. VI u. 775 S. Vol. II. *Evangelia Marci et Lucae.* 1809. 711 S. gr. 8. — Auch unter dem Titel: *Evangelium Matthaei — Evangelia Marci et Lucae* illustravit etc. (5 Thlr. 4 Gr.)

Seit ohngefähr 8 Jahren haben die Freunde der biblischen Literatur zwey wichtige Commentare (von *Paulus* und von *Thiess*) über die Evangelien erhalten, deren jeder seine Vorzüge hat, und die daher, je nachdem sie den Einsichten und Bedürfnissen der Leser entsprachen, mit Beyfall und Achtung aufgenommen worden sind. Dessenungeachtet glaubte Hr. K. keine überflüssige Arbeit zu unternehmen, wenn er, gleich seinen Vorgängern, die Evangelien nach den Gesetzen der grammatischen und historischen Auslegungskunst aufs neue zu erläutern versuchte, und seine Bearbeitung angehenden Theologen und solchen, denen kein grosser Apparat zu Gebote steht, oder deren sonstige Geschäfte nicht erlauben, viele Bücher nachzuschlagen, zum Besten ebenfalls dem Drucke überliesse. Wirklich erwecken die Regeln, nach welchen dieser neue Commentar bearbeitet ist, ein grosses Zutrauen zu dieser Arbeit, da sie ganz mit den Foderungen, die die Hermeneutik an sie machen kann und muss, übereinstimmend sind. Da es nämlich wohl nicht bezweifelt wird, dass die Schriftsteller des Neuen Testaments, ob sie gleich griechisch schrieben, dennoch häufig hebräisch gedacht haben, und mit der Übersetzung der siebenzig Dollmetscher und den Apokryphen so vertraut waren, dass man fast sagen möchte, sie haben sich diese Arbeiten zum Muster, nach dem sie ihren Styl bildeten, gewählt: so ist es sehr an seinem Orte, dass der Vf. von den Schriftstellern des Alten Testaments, der griechischen Übersetzung derselben, wie auch von den Apokryphen (über deren Gebrauch zur Erläuterung der neutestamentlichen Schreibart erst kürzlich Hr. *M. J. H. Beckhaus* eine besondere sehr brauchbare Schrift herausgegeben hat), nach den möglichst verschiedenen Rücksichten, fleissig Gebrauch machte, dabey aber nicht bloss die Erläuterung von Worten und Phrasen berücksichtigte, sondern vorzüglich in den Sinn derselben einzudringen und ihn sorgfältig aufzufassen und darzustellen sich bemühte, wobey er zugleich noch auf den Zusammenhang der Stellen und auf die Denk- und Sprech-Weise der damaligen Zeit sein Hauptaugenmerk richtete. Nächst diesem wollte er aus der Geschichte der Hebräer, den Alterthümern dieses Volks und des Orients überhaupt, was zur Erläuterung verschiedener Stellen des N. T. und der in ihnen enthaltenen Äusserungen, Anspielungen u. s. w. dienen kann, beybringen. Auf neue Erklärungen Jagd zu machen, lag nicht in dem Plane des Vfs.; die bereits von anderen Interpreten gegebenen werden, wenn sich nichts gegen sie einwenden lässt, nicht nur beybehalten, sondern noch mit neuen Gründen unterstützt; sollte aber eine Abweichung von ihnen nothwendig werden: so werden jedesmal mit gleicher Sorgfalt die Gründe der Missbilligung der alten, so wie die der von dem Vf. in Vorschlag gebrachten neuen Erklärung angeführt. Nur wenn es, der grossen Schwierigkeit einer Stelle wegen, unumgänglich nothwendig ist, werden die verschiedenen Ansichten und Meinungen verschiedener Ausleger ausführlich angeführt. Endlich werden auch, wo es sich der Mühe lohnt, die abweichenden Lesearten berücksichtiget; bey der Beurtheilung derselben wird *Griesbach* zum Führer angenommen. Dieses sind im Allgemeinen die Regeln, nach denen der Vf. gearbeitet, und zugleich eine kurze Übersicht dessen, was die Leser zu erwarten berechtiget sind. Es würde sehr unbillig seyn, wenn man nicht diesem guten Willen, hinter welchem die Ausführung nur selten zurückgeblieben ist, volle Gerechtigkeit widerfahren, und dem Fleisse des Vfs. und seiner Gelehrsamkeit nicht das verdiente Lob ertheilen wollte. Rec. thut gewiss nicht zu viel, wenn er diese Bearbeitung der Evangelien (wenn die übrigen Bände, wie nicht zu zweifeln, mit gleichem Fleisse und gleicher Sorgfalt behandelt werden) mit zu den vorzüglichen Arbeiten rechnet, die in unseren Tagen über diese wichtigen Bücher bekannt gemacht worden sind. Der Vf. hat sich durch das Studium der Alten zu dieser Arbeit gehörig vorbereitet (— was freylich von jedem Bearbeiter des N. T. mit vollem Rechte gefodert werden kann —) und auch in ihr aus der Fülle seiner Belesenheit in den Schriften der Griechen und Römer das Nützlichste und für seinen Zweck Brauchbarste auszuwählen, und, was im Allgemeinen schon ein gutes Vorurtheil gewährt, es ohne Überladung zu geben gewusst. Eben so wenig darf der Eifer, mit dem der Vf. auf Gründlichkeit hinarbeitet, und die grammatische und lexikographische Genauigkeit, die er überall zu empfehlen bemüht ist, unbemerkt gelassen werden. Kein geringes Lob verdient auch

— in unseren Tagen vorzüglich — die Bescheidenheit des Vfs., mit der er die Arbeiten seiner Vorgänger würdiget, und wenn er von ihnen abweicht, seine Gegengründe, ohne dabey die ihren sonstigen Verdiensten schuldige Achtung zu verletzen, vorträgt; so wie die Methode, bey der Aufzählung verschiedener Meinungen, dem noch unerfahrnen jungen Manne durch Winke zu Hülfe zu kommen, und ihn dadurch zur Entscheidung für die Erklärung zu stimmen, die nach der Einsicht des Vfs. noch den meisten Beyfall verdient; denn ausserdem würde eine Anzahl vorgetragener verschiedener Meinungen nur Verwirrung verursachen, und statt zu belehren, in Verlegenheit setzen. Auch darf der Reichthum der Literatur, der in diesem Buche überall angebracht ist, nicht unbeachtet gelassen werden; vorzüglich der Gebrauch, den Hr. K. von kleinen Schriften, Programmen u. s. w., die nicht in den Buchhandel und oft kaum über die Grenzen der Städte kommen, in denen sie ihr Daseyn erhalten, zu machen Gelegenheit hatte. Dadurch ist dieser Commentar ein ziemlich vollständiges Repertorium geworden, in welchem das Wichtigste und Vorzüglichste von dem enthalten und geordnet ist, was die Gelehrten der neueren und neuesten Zeit über die drey ersten Evangelien geschrieben haben. Es ist freylich nicht zu erwarten, dass der Anfänger oder überhaupt der grössere Theil der Leser, für welche Hr. K. (ein Lehrer auf einer Universität) geschrieben, die vielen Schriften, welche hier angeführt werden, besitzen, oder auch nur habhaft werden und nachschlagen kann: dessenungeachtet aber möchte der Rec. diesen Reichthum der Literatur nicht gerne missen; auch dürfte, wenn Hr. K. weniger gegeben hätte als er konnte, leicht der Fall eintreten, dass Andere seine Arbeit der Unvollständigkeit wegen in Anspruch nähmen. So aber kann nun der jüngere Interpret sehen, welche Schriften der Vf. bereits für ihn gelesen; so erfährt er auf diesem Wege, was über den befragten Gegenstand wirklich schon gedacht und geschrieben worden, und so wird er endlich auf die Stellen aufmerksam, welche er, oft von mehreren Gelehrten, in Untersuchung gezogen sieht. Kennt er auch die Männer nicht, deren Schriften angeführt werden; weiss er auch gleich nicht, welche Autorität sie in der gelehrten Welt haben, um etwa danach ihre Aussprüche zu schätzen: so hat dieses nicht nur gar nichts zu sagen; es wird vielmehr vortheilhaft für ihn seyn, denn er wird nun, vorausgesetzt dass er an Nachdenken gewöhnt ist, frey von Autoritäten, sich bloss an die Sache halten, und zur Billigung *der* Meinung hingezogen werden, die mit *seinen* Ansichten und mit *seinem* Interpretationsgefühle am meisten übereinstimmt, und wird so überhaupt schon früh sich gewöhnen, auf das *quis* weniger, als auf das *quid* Rücksicht zu nehmen. Freylich, wenn es auf den Rec. ankäme, so würde dem Anfänger vorerst gar kein Commentar in die Hände gegeben; dafür würde er ihm rathen, sich, nachdem er (versteht sich) mehrere Schriftsteller der Griechen und Römer interpretiren gehört, in historischen und antiquarischen Kenntnissen den nöthigen Unterricht erhalten, und die Sprachen, in welchen die Schriften des A. und N. T. abgefasst sind, fleissig und gründlich erlernet hat, ohne einen Führer sich zu wählen, an der Interpretation eines ihm vorgeschlagenen biblischen Autors zu versuchen, seine Übersetzung und Interpretation mit den Gründen dafür niederzuschreiben und dann erst einen oder nach Belieben mehrere Commentare zu vergleichen. Für solche Anfänger der biblischen Exegese würden nun aber auch die Commentare eine andere Einrichtung, als die gewöhnliche ist, haben dürfen; es würde aus ihnen mehreres ganz wegbleiben können. So könnten z. B. grammatische, antiquarische u. dergl. Bemerkungen entweder gänzlich fehlen, oder ein blosser Wink, ein leises Andeuten und Hinweisen auf die Grammatik, aufs Lexikon würde einem solchen Leser völlig genügen. Ein Commentar darf keine Grammatik, kein Lexikon u. s. w. seyn; während man so für alles sorgen will, erreicht man seinen Hauptzweck nur sehr unvollkommen, und (was, besonders in unseren Tagen, keine Kleinigkeit ist) erschwert dadurch auch das Ankaufen so eines Werkes, das nothwendig bändereicher werden muss, als es ausserdem nöthig seyn würde. Doch wir kehren von dieser Abschweifung zu unserem Commentar zurücke, über dessen Einrichtung jedoch, da sie die ganz gewöhnliche ist, nicht viele Worte nöthig seyn werden, auch oben bereits darüber gesprochen worden ist. Wir wollen, da die Behandlung sich gleich geblieben ist, unser Augenmerk jetzt nur auf den ersten Band richten.

Voran stehen auf den 20 ersten Seiten Prolegomena in 4 §§, die Folgendes enthalten: §. 1: *De origine Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae.* Man begreift leicht, dass über diesen so wichtigen Gegenstand auf so wenigen Seiten keine tief eingehenden Untersuchungen angestellt werden konnten. Der Vf. berührt auch bloss die von verschiedenen Gelehrten darüber vorgetragenen Meinungen, und tritt zuletzt auf die Seite derer, die für ein hebräisches Urevangelium stimmen. Von dem, was sich gegen diese Hypothese einwenden lässt, findet man hier nichts erwähnt. §. 2 ist überschrieben: Το κατα Ματθαιον ευαγγελιον. Es wird darin vorzüglich das Wort ευαγγελιον erklärt: „*proprie significat laetum nuntium quodcunque, respondet hebraico* בשורה *cui nonnunquam additur* טובה. *In libris N. T. adhibetur de doctrina christiana; de praedicatione hujus doctrinae (atque* ευαγγελισται *dicuntur doctores religionis) — per metonymiam autem indicat singulas religionis christianae partes, v. c. Commentarios de dictis, factis, et fatis Christi, et scriptores horum Commentariorum dicuntur Evangelistae.*" Das Wort κατα wird sehr richtig mit dem ל *auctoris* der Hebräer verglichen. §. 3: *De authentia Cap. I et II Evangelii Matthaei.* Der über diesen Gegenstand geführte Streit wird zuerst historisch erzählt: sodann werden die Gründe, welche *für* die Ächtheit dieser Capitel streiten (haupt-

sächlich nach *Griesbach*) angeführt und für entscheidend erklärt. Endlich §. 4: *De Genealogia Jesu.* Die Abweichungen der beiden Genealogieen beym Matthäus und Lukas werden hier erörtert, und als Resultat steht Folgendes: *Quaecunque demum ex variis illis sententiis, quas protulerunt interpretes, admittatur, hoc certissimum est, Lucam Genealogiam in evangelio infantiae Jesu, ab ipso adhibito, repertam recepisse, quoniam, aeque ac Matthaeus, sciebat Jesum de Davidis prosapia esse, atque hanc genealogiam quoque Jesu genus a Davide repetere videbat.* Weiter also, als wir bisher waren, sind wir durch diesen § nicht gebracht worden. — Es folgt nun der Commentar selbst, der sich ununterbrochen über jedes Capitel nach der Reihe verbreitet. Rec. zweifelt nicht, dass Hr. K. diese Methode zu vertheidigen im Stande seyn werde; aber auf der anderen Seite kann er doch nicht bergen, dass es, seiner Einsicht nach, weit besser gewesen wäre, wenigstens die Abschnitte *anzuzeigen*, in welchen sich beym Markus und Lukas dasselbe Factum, dieselben Lehren u. s. w. auch erzählt und aufgeführt finden. Noch findet er es immer sehr richtig, was *Paulus* z. E. in der Vorrede zum 1 Band seines Commentars sagt: „Die meisten Stücke sind nicht ohne Vergleichung von zweyen oder dreyen dieser Evangelien historisch richtig und vollständig zu verstehen. Synoptisch und neben einander gestellt, machen sie gegenseitig meist auf einen Blick deutlich, was, wenn ihre Harmonieen, Dissonanzen und Supplemente erst nach Hinweisungen durch Verszahlen auf zwey bis drey verschiedene Columnen einer anderen Ausgabe zusammen gesucht werden sollten, weit schwerer zu umfassen seyn würde.“ Wenn nun auch dieses, nach dem Plane des Vfs., in der bemerkten Ausführlichkeit nicht hätte geschehen sollen: so hätte doch das, was Rec. so eben bemerkt hat, ganz kurz geschehen können, und würde das Ganze wohl kaum um drey gedruckte Seiten vergrössert haben, wäre auch leicht auf einem anderen Wege wieder zu ersparen gewesen. Rec. hat wenigstens ganze Abschnitte, mehr noch aber einzelne Stellen angestrichen, bey denen sich, wie er glaubt, der Vf. weit kürzer hätte fassen können. Übrigens würde es dem Rec. auch nicht schwer fallen, mehrere Stellen anzuführen, in welchen seine Ansicht von der des Vfs. abweicht; andere, die ihm zu absprechend vorgetragen scheinen, weil sie sich auch noch anders erklären lassen u. s. w., wenn er sich nur von dem Nutzen eines blossen Verzeichnisses derselben überzeugen könnte. Sollte er aber seine Gegenmeinung zugleich mit den nöthigen Gründen und Beweisen unterstützen: so würde er die Grenzen einer Recension gar sehr überschreiten müssen. — Zum Schlusse seiner Anzeige bemerkt er nur noch, dass Hr. K. diesen Bänden ein kurzes, aber gewiss sehr nützliches Verzeichniss der in dem Werke erklärten griechischen Wörter u. s. w. beygefügt hat. Σλρ.

ERFURT, b. Hennings: *Der Theologe, oder encyklopädische Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, für Protestanten und Katholiken.* Von *Johann Joachim Bellermann*, Doctor der Theologie und Director der vereinigten berlinisch-cölnischen Gymnasien zu Berlin u. s. w. Dritter Theil. 1805. 230 S. Vierter Theil. 1806. 320 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils dieses nützlichen Werks (Jahrg. 1804. No. 14) den Zweck desselben, welchen Hr. B. in der Vorr. zum vierten, wir wissen nicht warum, wiederholt, umständlich angegeben, die dem vorgesetzten Zwecke angemessene Einrichtung gerühmt, und nur einige Ausstellungen gegen die Wahl der Schriften gemacht, nach welchen die Fortschritte und Entdeckungen in theol. Wissenschaften dargestellt worden sind. Wir beschränken uns daher bey den beiden vorliegenden Theilen und bey den folgenden auf Angabe dessen, was man darin zu suchen hat, und fügen bloss die Erinnerung hinzu, dass die Excerpte aus manchen Schriften mit zu freygebiger Hand gemacht sind. Das gilt insbesondere von den *ausführlichen Erklärungen der sämmtlichen Weissagungen des N. T.* Leipz. in d. Weygand. Buchh. 1803, aus welchen im zweyten Th. die Auszüge von S. 81 — 105, und im dritten Th. von S. 8 — 40 reichen. Bey solchen Werken, die keine neuen Gesichtspuncte aufstellen, in der Erklärung einzelner Stellen entweder nicht viel Eigenes, oder nicht viel Gründliches enthalten, ist es ja wohl hinlänglich, den Charakter des Ganzen anzuzeigen, und einige Proben von der Ausführung im Einzelnen zu geben. Da überdiess das ganze Werk auf den Nutzen der Prediger, Candidaten und angehenden Theologen berechnet ist, welche keine Gelegenheit haben, grosse Werke selbst zu studiren: so sollte man weniger solche Werke excerpiren, welche ohnediess in Journalisticis herumgehen, und für jede Lesegesellschaft der Prediger und Candidaten gekauft werden, wie z. B. das angeführte Buch, das Prediger-Journal für Sachsen u. a. Wäre es nicht für die Leser dieses Werks vortheilhafter gewesen, wenn unter der Rubrik *Exegese* so manche wichtige Untersuchungen, welche in dem weitläuftigen und überladenen Commentar des N. T. von *Paulus* angestellt sind, wenn sie auch nicht immer zu einem befriedigenden Resultate führen, dargestellt wären? Auch würde es dem Zwecke des Ganzen noch angemessener seyn, wenn zur Darstellung des Neuesten und Wissenswürdigsten in den theol. Wissenschaften nicht bloss ganze Bücher benutzt, und hin und wieder auf kritische Schriften Rücksicht genommen worden wäre, sondern wenn aus diesen die neuen Gesichtspuncte ausgehoben würden, welche bisweilen bey der Beurtheilung neuer Bücher für wichtige Theile der theol. Wissenschaften gegeben werden; die vorzüglichsten Einwendungen gegen manche kühne Behauptungen und ungründliche Untersuchungen, insbesondere die Darlegung dessen, was in einer Wissenschaft noch zu leisten, worauf die Unter-

suchung vorzüglich zu lenken sey u. s. w. Auf solche Winke und Berichtigungen, welche nicht selten beym flüchtigen Lesen gelehrter Zeitungen übersehen werden, sind angehende Theologen wiederholt aufmerksam zu machen: und es kann in grosser Kürze geschehen, so dass es der obigen Erinnerung des Rec. nicht widerspricht, man solle mehr aus grösseren Werken, als aus Journalen excerpiren.

Der dritte Theil enthält 1) eine neue (sehr beschränkte, dem Ungeweiheten nicht klar werdende) Ansicht der Religion als Product der Phantasie und des Gewissens; hauptsächlich nach *Stutzmann's* Einleit. in die Religionsphilosophie. 2) Fortsetz. der ausführl. Erklärung aller Weissagungen des N. T. 3) Über den Tod Jesu, aus den historischen, philosophischen und exegetischen Darstellungen der verschiedenen Gesichtspuncte, aus welchen der Tod Jesu betrachtet werden kann. Brieg, 1803. 3) Einen Auszug aus: Entstehung und Ausbildung der christl. kirchl. Gesellschaftsverfassung im römischen Staate, von D. G. *I. Plank*. Hannover, 1804. 4) Über Stoff und Form der Dogmatik, nach *Stäudlin's* Grundrisse der Tugend und Religionslehre, 2ter Th., und über den Begriff des Protestantismus, aus der A. L. Z. 1803. No. 106. — 5) Über formale, materiale und gemischte Moralprincipien, ein gründlicher Aufsatz von D. *C. Christ. Erh. Schmid*, welcher sich anschliesst an die Übersicht der Moralprincipien in vorigem Theile. — 6) a) Worauf hat ein Prediger vorzüglich zu sehen, wenn er seiner Gemeinde die heilige Schrift erklären, dadurch Nutzen stiften und keine vergebliche Arbeit thun will? aus der reinen Auffassung des Urchristenthums, Leipz. 1803. (Sehr kurz, trivial und oberflächlich.) b) Welche Studien darf man von einem christl. Prediger in unseren Tagen erwarten, und welche Kenntnisse sind ihm unentbehrlich? aus *Löfflers* Magaz. f. Pred. I B. 1 St. c) Inhaltsanzeige von *Daub's* Lehrbuche der Katechetik. d) Über den öffentlichen Gottesdienst, nach *Ribbek*. e) Vorschläge zu einer besseren und zweckmäsigeren Einrichtung der Betstunden; aus d. Pred. Journ. f. Sachsen. f) Wie lassen sich die kirchl. Andachten recht feyerlich machen? aus *Löffler's* Magaz. g) Über die Vorbereitung der Katechumenen, und h) über eine Ursache der Abnahme (des selteneren Besuchens) der kirchlichen Versammlungen; beide aus dem Pred. Journ. f. Sachsen. i) Wie können Prediger, welche sich nicht von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder überzeugen können, die evangel. Wundergeschichten zweckmäsig bey ihrem Unterrichte darüber benutzen? Ein guter Aufsatz, welcher von einem Mitarbeiter an dem *Theologen* herzurühren scheint. k) Veredlung des christl. Cultus durch Hülfe der Ästhetik; aus *Thomasius* über Veredlung u. s. w. 1803 (widerlegend, aber nicht umfassend). l) Umlaufschreiben des Kurfürsten von Pfalzbaiern an die gesammte Weltgeistlichkeit.

Vierter Theil. 1. a) Über den physikotheologischen Beweis vom Daseyn Gottes; aus *Heydenreichs* Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion. 2 Bd. verb. Aufl. 1804. b) Rechtfertigung des Glaubens aus dem System des Idealismus; aus Wissen, Glauben und Ahnung von *Fries*, Jena 1805. 2. a) Über Matth. 26, 28. 20, 28. Joh. 6, 51 und einige Stellen des Briefs an die Römer; aus den historischen Darstellungen u. s. w. Brieg. 1803. b) Auszug aus dem schriftstellerischen Charakter und Werth des Johannes, von *J. D. Schulze*. c) Errettung und Veredlung durch den Messias nach Pauli Briefen; aus der reinen Auffassung des Urchristenthums. 3) Fortsetzung des Auszugs aus dem obengenannten plankischen Werke. 4. a) der Tod Jesu als Dogma; aus der historischen Darstellung. b) Ob die Vaterliebe Gottes oder die Erlösung durch einen blutigen Mittlertod die Grundlehre Jesu sey? aus: Sammlung abweichender Vorstellungen der neutestamentl. Schriftsteller über einen und denselben Gegenstand. Leipzig. 1804. c) Wie verhält sich die Lehre Jesu von der ewigen Verdammniss zur Lehre seiner Apostel hievon? ohne Angabe der Quelle. 5) Fortsetzung des Aufsatzes: Über formale, materiale und gemischte Moralprincipien. 6. a) Probe einer muhammedanischen Katechismuserklärung. Muhammedanisch-türkisches Glaubensbekenntniss mit dem neuesten Commentar desselben; aus Rissalei Bergmol. Scutari. Im Jahr der Hedschra 1218, d. i. 1803. 86 S. 8. A. L. Z. 1804. No. 143. b) Zur Beförderung der Predigten nach den Grundsätzen der reinen Sittenlehre; aus dem Pred. Journ. für Sachsen. 7) Über die apostolischen Kirchengesetze, *Canones apostolici*. Ohne Angabe des Vfs.

Es sind bereits Fortsetzungen dieses Werkes erschienen, welche wir zu anderer Zeit anzeigen werden.

Hf.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Neustadt a. d. Orla*, b. Wagner: *Pauli Apostoli Epistola ad Philippenses graece*, ex recensione Griesbachiana nova versione latina et annotatione perpetua illustrata a. *M. I. G. Am-Ende*, Pastore et Superintendente apud Neostadienses. *Editio altera*. 1808. 140 S. 8. (12 Gr.) Da Rec. die *erste* Ausgabe nicht mit der gegenwärtigen vergleichen kann: so weiss er auch nicht anzugeben, ob, und wie sich beide von einander unterscheiden. Gesetzt aber, dass an dieser Ausgabe weiter nichts neu seyn sollte, als das Titelblatt: so dürfte doch daraus für das Publicum wahrscheinlich kein Nachtheil zu besorgen seyn, indem wohl schwerlich ein Besitzer der ersten Ausgabe sich die zweyte, welche keine Veränderungen verspricht, anschaffen wird; und thäte es einer, so hätte er ja das unbezweifelte Recht, die sogenannte zweyte Ausgabe sogleich zurückzugeben.

Das Buch selbst aber verdient unstreitig in die Hände aller Freunde der exegetischen Literatur zu kommen, und als ein guter Beytrag zur Erklärung eines wichtigen, nicht überflüssig erklärten apostolischen Briefes aufgenommen zu werden.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 2 JUNIUS, 1809.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Paris, b. Rondonneau u. Collin: *Supplément des codes Napoléon et de procédure civile, ou Recueil des Sénatus-consultes, des Lois, des Décrets impériaux, des Avis du Conseil d'Etat, des Circulaires et Instructions ministérielles, contenant des explications de ces deux codes, ou des moyens d'exécution des articles qui présentaient des difficultés dans leur application.* Publiés depuis l'an XI. Réunis et mis en ordre par *L. Rondonneau*, propriétaire du dépôt des lois. Janvier 1808. 261 S. 8.

Das *Dépôt des lois*, aus welchem diese Supplemente zu den in dem Titel genannten Gesetzbüchern hervorgingen, ist das Privatunternehmen eines thätigen Buchhändlers, des verstorbenen *Baudouin*, und eine sehr interessante und nützliche Anstalt. Baudouin kaufte im Jahr 1793 alle Niederlagen von gedruckten Quellen der Jurisprudenz, die sich zu Paris fanden, zusammen, und vereinigte so eine in ihrer Art einzige, vollständige Sammlung der französischen Gesetze und Rechte von dem Jahre 1200 an, die nun in ganzen Sammlungen oder im Einzelnen zu kaufen sind. Irrt aber Rec. nicht: so wurde die einzige, damals zusammengebrachte, ganz vollständige Sammlung, dergleichen selbst in den Staatsarchiven nicht zu finden war, vor einigen Jahren an die Regierung verkauft, und gegenwärtig sind nur theilweise Sammlungen zu haben. Es war aber schon vor einiger Zeit davon die Rede, dass die officielle Sammlung der Verordnungen der capetinischen Könige von Lauriere, Secousse und Brequigny, welche unter dem Namen *Ordonnances du Louvre* bekannt ist, unter Aufsicht der Regierung ferner fortgesetzt werden soll, welches allerdings zu wünschen wäre, da der im J. 1790 erschienene 14te letzte Band dieses wichtigen Werkes nur bis zum Jahre 1460 reicht.

Mit jenen Quellensammlungen waren auch eine Menge doctrineller juristischer Werke an Baudouin gekommen, welcher sie nun nicht allein mit in seinen Buchhandel brachte, sondern auch ein *Cabinet de lecture* eröffnete, das täglich dem Publicum offen ist, und worin sich nach der vor uns liegenden Anzeige seines Nachfolgers Rondonneau findet: 1) eine Sammlung der alten und neuen Gesetze, sowohl nach der Zeitfolge, als nach den Materien geordnet; 2) eine Sammlung von Berichten, Abstimmungen, Reden und historischen Aufsätzen aus der Revolution; 3) eine grosse Menge juristischer Werke; 4) eine Auswahl der besten Werke aus anderen Wissenschaften und der schönen Literatur; 5) eine vollständige Emigrantenliste, und 6) die vornehmsten historischen, literarischen und juristischen Zeitschriften. Es ist ferner ein *Cabinet de consultation* mit dieser Anstalt verbunden, worin täglich auf mündliche oder schriftliche Anfragen rechtliche Gutachten ertheilt werden, und endlich wurde seit dem Jahr 13 (1804) eine (nunmehr mit *Sirey's Jurisprudence de la Cour de cassation* vereinigte) *juristische Zeitschrift* unter dem Titel: *Correspondance du dépôt des lois* herausgegeben, wovon wir unten eine eigene Anzeige liefern.

Aber auch als Verlagshandlung hat sich diese Anstalt seit ihrer Errichtung um das französische Recht wirklich verdient gemacht. Baudouin war nach und nach *Imprimeur de l'assemblée nationale, de la convention nationale, du corps législatif* und ging als *Imprimeur du Tribunat* mit in die jetzige Regierungsform über. In seinem Verlage erschienen unter anderen die Sammlungen der Gesetze und Decrete seit 1789 bis 1799, auf welche wir ebenfalls in diesen Blättern zurückkommen werden. Wenn er durch den jetzigen Eigenthümer Rondonneau ersetzt wurde, ist dem Rec. unbekannt, indessen Rondonneau setzt die rühmlichen Bemühungen seines Vorgängers für die Cultur des französischen Rechts eifrig fort. Aber es scheint auch in Frankreich manches Unternehmen zu gedeihen, welches diesseits des Rheines schwerlich zu Stande käme. Oder welcher deutsche Buchhändler möchte es wohl in der jetzigen Zeit wagen, eine Übersetzung des *ganzen* justinianeischen Gesetzes noch dazu in zwey Ausgaben zu gleicher Zeit drucken zu lassen, wie *Hulot* in 8 Quartbänden und 38 klein Octavbänden von den Institutionen und Pandekten geliefert, und *Tissot* von dem Codex im *rondonneau*'schen Verlage angefangen hat.

Auch das vorliegende Werk ist aus der interessanten Anstalt des *dépôt des lois* hervorgegangen, und verdient den Namen eines sehr nützlichen. Es liefert, wie schon der ausführliche Titel besagt, diejenigen Gesetze, das bürgerliche Recht und den bürgerlichen Process betreffend, welche nach Erscheinung der beiden Gesetzbücher gegeben wurden, und als nothwendiger Anhang derselben zu betrachten sind. Zwar werden dieselben schon durch das *Bulletin des lois* in die Hände aller öffentlichen Behörden, so wie durch den Moniteur zur Kenntniss eines anderen grossen Theils des Publicums gebracht, werden auch in dem *dépôt des lois* auf einzelnen Blättern abgedruckt und verkauft: allein jene Sammlungen sind schon durch ihre Einrichtung zum Ge-

brauch allzu unbequem; das *Bulletin des lois* liefert bloss den Text der Gesetze, ohne die Motifs, und das Nachkaufen einzelner Blätter hat auch seine Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten. Es war daher ein sehr natürlicher Gedanke, lieber von Zeit zu Zeit einen Supplementband zu den beiden genannten Gesetzbüchern drucken zu lassen, der sich auch im Format an die meisten Ausgaben, wenigstens an die officiellen in 4, 8 und 12 anschloss; mit dem Texte der Gesetze auch die authentischen Commentare derselben, die von den Rednern des Staatsraths dem gesetzgebenden Corps vorgetragenen Motifs, zu verbinden; auch die in dem *Bulletin des lois* nicht anzutreffenden ministeriellen Instructionen über die Anwendung mancher Gesetze hinzuzufügen.

Das vorliegende Werk ist denn der erste dieser Supplementbände zu dem bürgerlichen Gesetzbuche und der Processordnung. Es hält in zweyerley Rücksicht mehr, als der erste Anblick verspricht, indem er *erstens* auch diejenigen Gesetze liefert, welche *vor* Erscheinung jener beiden Gesetzbücher, oder mit ihnen promulgirt wurden, und mit denselben in Verbindung stehen, *zweytens* auch manche in das Staatsrecht, die Staatsverwaltung und andere Disciplinen gehörige Verordnungen mit aufgenommen hat. So wie das erste nothwendig war, so lässt sich auch gegen das zweite wenig erinnern, da die Grenzen der verschiedenen Theile der Gesetzgebung doch nie so scharf abgesteckt werden können, dass nicht auch der blosse Civilist oft die mitgetheilten Verordnungen benutzen müsste.

Die Sammlung fängt an vom 25 Ventose XI (13 May 1803), und läuft in chronologischer Ordnung fort bis zum 16 September 1807, oder bis zum Schlusse der Herbstsession des gesetzgebenden Corps von jenem Jahre. Sie enthält aus dieser Periode 17 Gesetze im eigentlichen Sinne, 23 kaiserliche Decrete, 22 Gutachten des Staatsraths, 12 ministerielle Instructionen und Circulare, meistens nur im Auszuge, und 2 Senatus-Consulte.

Freylich sind manche dieser Verordnungen von einem nur momentanen und ganz individuellen Interesse, wie die Beschlüsse der Regierung, wodurch die Prinzen Ernst und Ludwig Engelbrecht von Arenberg ihre fürstliche Würde gegen das französische Bürgerrecht vertauschten (S. 63); das kaiserliche Decret, wodurch die Ehe des Prinzen Jerôme Bonaparte, auf eine von Madame, der Mutter des Kaisers, eingelegte Protestation, weil solche ohne ihre Einwilligung und ohne öffentliches Aufgebot geschlossen worden, annullirt wurde; die Erhebung des Marschalls Lefebvre zum Herzog von Danzig u. s. w. Ihre Zahl ist indessen zu gering, als dass sich über ihre Aufnahme mit dem Herausgeber rechten liess. Dagegen fehlen doch manche Gesetze und andere Verordnungen, welche als nothwendige Ergänzungen des bürgerlichen Gesetzbuchs und der Processordnung *nicht* fehlen sollten, z. B. das Gutachten des Staatsraths vom 11 Prärial XII über die Ehescheidungen der Emigranten oder Abwesenden; das Decret vom 24 Messidor XII über Leih- und Pfand-Häuser; das Decret vom 9 Brumäre XIII über die Benutzung der Gemeindegüter; das Decret vom 1 Germ. XIII über das Eigenthum der ungedruckten Schriften eines Verstorbenen; des Staatsraths Gutachten vom 26 Fructidor XIII über die Zeit, von welcher an die zurückgekehrten amnestirten Emigranten gültige Verträge schliessen können; das Decret vom 4 Ergänzungstag XIII über die Theilung der Gemeindegüter; das Gutachten des Staatsraths vom 16 Frim. XIV über die Hut und Trift; das Decret vom 10 Febr. 1806 über die Ferien der Gerichtshöfe; das Gesetz vom 25 März 1806 über die Beytreibung der Foderungen der Ammen zu Paris; das Decret vom 25 Jul., wodurch die Entsagungen des regierenden Herzogs Ludwig Prosper von Arenberg auf die Güter seiner Familie in Frankreich wieder aufgehoben wurden; das Decret vom 20 Sept. über die Errichtung einer Commission der Bittschriften an den Kaiser; das Decret vom 23 Sept. über die Atteste für diejenigen Pensionärs, welche sich nicht in den Wohnort des dazu bestellten Notars begeben können; das Decret vom 25 Nov. über das Eigenthum der Erfindungen; vornehmlich aber die Decrete vom 16 Febr. 1807 über die Sporteln der Gerichtspersonen, Advocaten und Procuratoren und deren Liquidation, welche letztere zwar manchen Ausgaben der Processordnung beygedruckt sind, aber doch bey den officiellen gerade vermisst werden.

Um nun von dem Inhalte dieser Nachträge zum bürgerlichen Gesetzbuche ein Wort zu sagen: so sind zur Zeit sehr wenige Ergänzungen nöthig gefunden worden. Einige der hier gelieferten Verordnungen sind bloss transitorisch, und beziehen sich auf den Übergang aus dem vorigen Recht in das durch den Code Napoleon begründete, wie die Gesetze über die Adoptionen, Ehescheidungen und die Rechte der natürlichen Kinder vor Promulgation der hieher gehörigen Titel des Code Napoleon. Das in dem *Code civil* noch fehlende Gesetz vom 21 Ventose XII über die *Actes respectueux* (S. 15), ist schon in den Code Napoleon aufgenommen (Art. 152—157), und hätte also auch wegbleiben können; die Arbeiten des gesetzgebenden Corps vom J. 1807 beschränken sich in Ansehung des bürgerlichen Rechts bloss auf 6 Gesetze über die Hypothekenverfassung, den gesetzlichen Zinsfuss, die Verhaftung der Ausländer wegen Schulden, und die authentische Erklärung der Gesetze, welche durch den Staatsrath in Form einer administrativen (Regierungs-) Verordnung eintreten muss, sobald zwey Urtel in einer Sache aus denselben Gründen vom Cassationsgerichte cassirt worden sind, und das dritte Urtel dennoch wieder eben so ausfällt.

Hr. *R.* versprach, alle Jahr einen ähnlichen Supplementband zu liefern, und da der von dem J. 1809 schwächer seyn würde, in einem zweyten Abschnitte eine systematische Übersicht der Bescheide, wodurch der Cassationshof und die Appellationshöfe die bestrittensten Rechtsfragen aus dem Code Napoleon, der bürgerlichen Processordnung und dem Handelsgesetzbuch entschieden haben würden, zu geben. Ein Versprechen, dessen Erfüllung allerdings nützlich seyn würde.

S — d.

PARIS, b. *Rondonneau: Correspondance du dépôt des lois, sur la legislation, l'administration et*

la jurisprudence. An 1808. I Sem. 280 S. II Sem. 276 S. 4.

Dieses Journal wurde im J. XIII (1804) im Verlage des *Dépôt des lois*, von welchem wir in vorstehender Anzeige Nachricht gegeben haben, angefangen. Die Herausgeber haben sich nicht genannt. Seit dem Julius 1807 erschienen davon monatlich 6 Stücke, jedes von einem Bogen; die vorhergegangene äussere Einrichtung ist dem Recensenten, welcher nur den letzten Jahrgang vor sich hat, unbekannt. Nach den wiederholten Anzeigen des Verlegers aber bestehet diese ältere Sammlung aus 3 Bänden in 4. Mit dem 1 Jan. 1809 hat sie abermals eine neue Einrichtung erhalten, indem sie mit der von Hn. *Sirey*, Advocaten bey dem Cassationshofe, in monatlichen Heften herausgegebenen: *Jurisprudence de la Cour de cassation ou Journal général des lois et arrêts en matière civile, criminelle et commerciale* (wovon den 1sten jedes Monats ein Heft von 10 Bogen in 4. erscheinen soll) vereinigt worden ist.

Der Zweck dieser Zeitschrift geht sowohl auf die Gesetzkunde, als auf die doctrinelle Bearbeitung des Rechts. In dem ersten Theile jedes Blattes wurde bisher unter der Rubrik: *Legislation et administration*, von den neuen Gesetzen, Decreten der Regierung, von den Gutachten des Staatsraths, so wie von den ministeriellen Instructionen Nachricht gegeben, in dem zweyten aber unter der Rubrik: *Jurisprudence*, mancherley Puncte der Theorie und Praxis bald mehr bald weniger ausführlich abgehandelt. Im Ganzen wird diese Einrichtung auch in der Zukunft beybehalten werden, und indem so die drey Seiten der Rechtswissenschaft, Gesetzkunde, Doctrin und Gerichtsbrauch, in einer Zeitschrift immer verbunden werden, muss diese an theoretischem Interesse und praktischer Wichtigkeit noch mehr gewinnen.

Der vor uns liegende Jahrgang der *Correspondance du dépôt des lois* beginnt mit einer systematischen Darstellung der Fortschritte, welche die Gesetzgebung und Verwaltung des französischen Reichs unter Napoleon Bonaparte als erstem Consul und Kaiser vom 18 Brumäre VIII bis zum 1 Januar 1808 gemacht haben. Allerdings ein interessantes und reiches Thema, in flüchtigen aber sicheren Umrissen ausgeführt, welche keinen Auszug zulassen. Überall sind die Hauptverordnungen angeführt, und so kann diese Darstellung zugleich als encyklopädische Übersicht der gesammten neueren französischen Gesetzgebung betrachtet werden. Auch das Jahr 1808 bietet eine fruchtbare Erndte legislatorischer Arbeiten dar. Ein neuer *Adel* von doppelter Art, als persönlicher Amtsadel und als erblicher Gutsadel, wurde durch die beiden kaiserlichen Statuten vom 1 März errichtet, und durch das organische Senats Consult vom 2 Februar eine neue hohe Reichswürde, des Gouverneurs jenseits der Alpen, gestiftet; am 17 März erschien das ausführliche Decret über die Organisation der kaiserl. *Universität*, wozu noch das Decret vom 17 Sept. gehört; die Organisation der *Gerichte* wurde durch die Errichtung eines Corps von *Juges auditeurs* bey den Appellationshöfen vermöge des kaiserl. Decrets vom 16 März, und durch das Decret vom 30 März über die Policey und die Disciplin der Gerichtshöfe und Tribunäle vervollkommnet; die französische *Reichsbank*, welche sich immer mehr zur wahren Nationalanstalt ausbildet, erhielt durch das weitläuftige Decret vom 16 Januar ihre Statuten (gerade diess interessante Decret ist seiner Länge wegen nicht mit abgedruckt worden), und durch ein Decret vom 18 May wurden ihre Disconto-Comptoirs, die sie durch das ganze Reich in jeder bedeutenden Handelsstadt haben soll, organisirt; der *Caisse d'amortissement* wurde durch das Decret vom 11 Sept. ein bestimmter Geschäftsgang vorgeschrieben (besonders ist die Bestimmung des Art. 25, dass immer zwey Jahre nach dem Schlusse der jährlichen Rechnungen alle Belege derselben verbrannt werden sollen), die wohlthätige Stiftung der *Soeurs Vatelottes*, deren Zweck die Erziehung junger Mädchen ist, wurde durch das Decret vom 3 Aug. wieder hergestellt, und ihrer Verbindung Statuten ertheilt. (Es werden nur unverheyrathete Personen, keine Wittwen, darin aufgenommen; sie müssen in klösterlicher Zucht leben, können aber am Ende des Schuljahres austreten, und behalten Eigenthum und Verwaltung ihres Vermögens. Der Centralsitz ihrer Verbindung (Mutterschule) ist zu Nancy, wo eine Generaldirectrice, eine Gehülfin und eine Aufseherin der Zöglinge das General-Conseil ausmachen. Sie scheinen bestimmt, die sehr vernachlässigte weibliche Erziehung durch ganz Frankreich zu übernehmen. Pensionäre dürfen sie nicht annehmen.) Über die Abschaffung der *Betteley* (bisher waren förmliche Pässe zum Betteln ertheilt worden) erschien am 5 Jul. ein ausführliches Decret. (In jedem Departement soll ein Armenhaus angelegt werden, auf gemeinschaftliche Kosten des öffentlichen Schatzes, des Departements und der Städte, und Jeder, der als Bettler in dem Departement betreten wird, soll ergriffen und dahin abgeliefert werden.) Die kirchliche Verfassung der *Juden* wurde durch das Decret vom 17 März regulirt, und dem Wucher, dessen sie sich hauptsächlich im Elsass schuldig gemacht hatten, durch ein anderes von eben dem Tage enge Schranken gesetzt. (In Deutschland, wo die Gleichstellung der Juden mit anderen Bürgern sehr an die Tagesordnung kommt, mag man ja diess wichtige Decret nicht aus den Augen verlieren.) Ein eignes Reglement über die *Jagd* in den kaiserl. Forsten findet sich in No. 62.

Alle diese Einrichtungen gingen als blosse Gegenstände der Verwaltung lediglich von der Regierung aus. Dem gesetzgebenden Corps wurden in seiner diessjährigen Sitzung nicht weniger wichtige Verordnungen zur Sanction vorgelegt. Durch ein Gesetz vom 5 Nov. wurde das Privilegium des Fiscus wegen der directen Abgaben bestimmt; im Gesetz vom 12 Nov. wurde der Art. 2210 des Code Napoleon abgeändert, und durch das Gesetz vom 15 Nov. der Abschätzung unbeweglicher Güter zum Behuf der von einer Eigenthums-Veränderung zu erhebenden Einschreibgebühren (die von ½ bis zu 5 Procent steigen) genauere Regeln vorgeschrieben. Aber das wichtigste Werk dieser Session war die neue *Criminal-Process-Ordnung, Code d'instruction criminelle*, deren Sanction jedoch in das Jahr 1809 fällt.

Diess wäre das Wichtigste aus dem legislativen Theile dieser Zeitschrift. Der doctrinelle Theil besteht

theils in Entscheidungen einzelner Rechtsfragen; theils in kleinen Abhandlungen. Die Ordnung ist, wie es wohl nicht anders seyn kann, sehr zufällig. Die Fragen werden kurz gefasst, die Antwort mit Ja oder Nein, die Gründe eben so kurz angegeben, und mit der Entscheidung eines oder mehrerer Tribunäle belegt. Es ist also mehr das *Usuelle*, was man in diesen *quaestionibus forensibus* findet, als eigentliche *Theorie*. Nur in Beziehung auf das *Handelsrecht* ist eine Ausnahme gemacht, indem die den *Code de commerce* betreffenden Artikel häufiger theoretische Bemerkungen enthalten, z. B. die Abhandlung über die *Schiffe*, deren Eigenthum, Verpfändung u. s. w. (welche von No. 40 an durch 12 Nrn. fortgesetzt ist); über die *Prisen* (N. 54), über die Besetzung der *Handelsgerichte* (N. 84) und deren Competenz (N. 90) u. s. w. Doch sind auch aus den übrigen Zweigen der Rechtswissenschaft einige theoretische Abhandlungen aufgenommen, z. B. über die *Policey* und ihr Ressort (N. 61), den *Appel comme d'abus* (N. 66), den Widerruf der *Testamente* durch ein zweytes, wegen Mangel der Förmlichkeit ungültiges Testament (N. 66), über die Wirkung einer nichtigen Substitution auf die Institution (N. 70), über herrenlose Güter, *épaves* (N. 76), über die Frage: ob schwangere Weiber Schulden halber verhaftet werden können (N. 93) u. s. w.

Es geht schon aus dieser oberflächlichen Anzeige hervor, dass diese Zeitschrift keine unbedeutende Materialiensammlung zur Ausbildung des französischen Rechts enthält. Sie ist, da die Entscheidungen der aufgeworfenen Fragen, wie oben bemerkt wurde, fast immer mit Bescheiden der Appellationsgerichtshöfe oder des Cassationshofes belegt werden, ein treuer Spiegel der Praxis, und liefert in der Menge von Rechtsfällen (der vor uns liegende Jahrgang enthält über 600 Entscheidungen der höheren Gerichtshöfe) einen reichhaltigen Stoff zur wissenschaftlichen Bearbeitung der neuen französischen Gesetzbücher. Für den Ausländer sind Werke dieser Art unentbehrlich, wenn er tiefer in den Geist dieser interessanten Gesetzgebung eindringen will, indem er dieselbe aus ihnen erst in ihrem eigentlichen Leben kennen lernen kann. Manche Bestimmung bekommt in der Anwendung einen ganz anderen Sinn, als der todte Buchstabe zu haben scheint, wodurch sich denn mancher anscheinende Widerspruch, manche Lücke löst und ergänzt. Zugleich ist es interessant, daraus zu erfahren, welche Rechtsfragen die höheren Gerichte vorzüglich beschäftigen, und es zeigen sich dabey manche Schwierigkeiten in der Anwendung, von welchen die blosse Theorie keine Ahndung hat. So ergiebt sich unter anderen, wie schwer es ist, die richtige Grenze zwischen der Anwendung der alten und neuen Gesetze zu finden, denn ein grosser Theil der hier abgehandelten Rechtsfälle dreht sich lediglich um die Frage, in wie weit die zur Sprache gekommenen Rechtsverhältnisse, obschon vor Promulgation der neueren Gesetze geknüpft, dennoch nach denselben beurtheilt werden müssen. Sonst mögen Hypotheken, Testamente, und die Verhältnisse der Eheleute die Gegenstände seyn, welche die meisten Processe veranlassen, nachdem durch die Abschaffung des Lehnwesens, der Hut- und Trifft-Gerechtigkeiten (wenigstens grösstentheils), der Bann- und Zwangs-Gerechtigkeiten, der Fideicommisse, die Quellen einer grossen Menge anderer Streitigkeiten verstopft sind. Mit dem Geiste der französischen Praxis kann man nicht immer zufrieden seyn. Es fehlt nicht an geltenden Sätzen (was man *jurisprudence constante* nennt), die wohl einer Berichtigung aus höhern Standpuncten bedürften, und an, wenigstens scheinbaren, Widersprüchen dieser *jurisprudence constante*. So ist es z. B. angenommen, dass der Ehebruch durch Briefe und andere Anzeigen einer unerlaubten Leidenschaft bewiesen werden könne, und die Gerichtshöfe erkennen auf den Grund derselben die Ehescheidung (No. 45); hingegen die erwiesene Ansteckung mit einem venerischen Übel, woraus doch in der Regel ein unerlaubter, unzüchtiger Umgang noch weit sicherer geschlossen werden kann, soll für den unschuldigen Theil, auch nicht für den Ehemann, den doch jede Untreue der Frau zur Scheidung berechtigt, kein rechtmässiger Grund zur Ehescheidung seyn. (No. 63.) Ferner werden (No. 87) zwey Erkenntnisse angeführt, deren eines wegen Nichterfüllung eines Eheversprechens auf Entschädigung für den anderen Theil (und zwar sowohl wegen gehabten Verlustes als entbehrten Gewinnes, *dommages-interêts*) erkannte, das andere die Klägerin mit einer solchen Foderung abwies. So wird (N. 92) d. Frage: Ob der aus der Emigration entspringende bürgerliche Tod dem Emigrirten die Befugniss entzog, gemeinrechtliche Verträge (*tous les contrats, qui derivent du droit naturel et des gens*) mit voller rechtlicher Wirkung zu schliessen? von dem Cassationshofe bejahend entschieden, und dennoch in einem anderen Bescheide desselben höchsten Gerichts die Ehe eines Emigranten, die er während seiner Emigration im Auslande geschlossen hatte (wohin sich doch die Folgen des bürgerlichen Todes gar nicht erstrecken konnten, und nach dessen Gesetzen jene Ehe allein zu beurtheilen war) sogar auf seinen eigenen Antrag für nichtig erklärt. (No. 93.) Allein es geht überhaupt durch die ganze französische Gesetzgebung und Praxis eine ganz eigene Verachtung der auswärtigen Rechtsverfassungen, welche sich, wie in vielem anderen, in dem Bestreben ausspricht, auswärtige Erkenntnisse, auswärts geschlossene Verträge, auswärts aufgenommene Urkunden als ungültig und nichtig zu behandeln. Belege lassen sich dazu in allen Zweigen der Gesetzgebung, wie in allen praktischen und theoretischen Schriften Frankreichs mit leichter Mühe in grosser Menge sammeln. Etwas liegt offenbar in den langsamen Formen des deutschen rechtlichen Geschäftsganges (den preussisch. Civilprocess etwa ausgenommen) und der Unbehülflichkeit mancher deutscher Behörden, die sich besonders bey den häufigern Berührungen, die die letzten Kriege zwischen beiden Nationen herbeyführten, in manchem schneidendem Contraste auffallend zeigten. Aber der Hauptgrund jener Geringschätzung, die wir Deutsche mit dem Übermasse des Gegentheils zu erwiedern gewohnt sind, liegt freylich tiefer; es ist aber hier der Ort nicht, diess weiter aus einander zu setzen.

Es sollten in dem vorliegenden Journale auch bibliographische Notizen und Kritiken geliefert werden. Wie aber Kritik überhaupt nicht die Sache der transrhenanischen Juristen heutiger Zeit ist: also beschränkt sich jener Theil auf unbedeutende Buchhändler-Ankündigungen weniger Werke.

S — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JUNIUS 1809.

MEDICIN.

Leipzig, b. Köhler: *Angiectasie, ein Beytrag zur rationellen Cur und Erkenntniss der Gefässausdehnung*, von *Carl Ferd. Gräfe*, d. Arzneyk. u. W. Ar. Dr., herzogl. anhalt-bernb. Hofrath, wirkl. Leibarzt u. Vorsteher des herzogl. Hospitals zu Ballenstädt. Mit 4 Kupfert. 1808. II u. 88 S. gr. 4. (1 Rthlr. 4 gr. Auf Schweizerpap. geglätt. m. ill. K. 3 Thlr. 4 gr. Auf Schreibp. m. col. K. 2 Thlr. 12 gr. Auf Druckp. die Kupf. auf Schweizerp. 1 Thlr. 12 gr.)

Unter diesem Titel übergiebt Hr. G. dem Publicum „eine deutsche, durch manche Veränderungen und durch die hinzugekommenen Kupfertafeln vervollkommnete Ausgabe seiner im J. 1807 in Leipzig erschienenen akademischen Probeschrift: *De notione et cura angiectaseos labiorum etc.*" Den Vf. veranlasste nämlich „die Beobachtung einer eigenthümlichen Krankheitsart" (einer Lippengeschwulst an einem Knaben von 14 Jahren) „genauere Untersuchung derselben, und der Mangel ihrer richtigen Exposition, ja ihrer Erwähnung in den ärztlichen Schriften, Fälle derselben zu sammeln. Und da diese Affection die Lippen vorzugsweise ergreife, da sie an denselben (immer ?) verkannt, von mehreren für Lippenkrebs gehalten worden sey: so beschloss er, sie an diesen Theilen mit der gröfsten Treue und möglichsten Ausführlichkeit zu schildern, und sich die Mittheilung ihrer Erkenntniss, verbunden mit erleichterter und gewisserer Heilung durch verbesserte Bandagen, besonders zur Pflicht zu machen."

Dafs nun der Vf. dieser Aufgabe in einem nicht geringen Grade Genüge geleistet habe, und dafs daher diese fleissig gearbeitete, und, wegen der Reichhaltigkeit an Materien, keines Auszugs fähige Schrift wirklich als ein schätzbarer Beytrag zur rationellen Erkenntnis und Behandlung der Gefäfsausdehnungen angesehen werden könne: dafür glaubt Rec. den Hauptinhalt der 12 Abschnitte derselben als den kürzesten und sichersten Beweis anführen zu können.

Der erste Abschnitt enthält: anatomisch-physiologische Betrachtung der Gefäfshäute, in Bezug auf ihre Contractiv- und Expansiv-Kraft; der zweyte: dynamische Abweichungen der Contraction und Expansion der Gefäfse, sichtbar im verletzten Normaldurchmesser derselben; der dritte: organische Abweichungen der Gefäfse vom Normaldurchmesser; der vierte: Diagnose der Gefäfsausdehnungen; der fünfte: Differenzen derselben; der sechste: Tabelle vorgekommener Angiectasieen; der siebente: Aetiologie der Gefäfsausdehnungen; der achte: Cur der Angiectasie im Allgemeinen; der neunte: Prognose bey Angiectasieen; der zehnte: Telangiectasie beider Lippen (die ausführliche Beschreibung jener Lippengeschwulst, der eigentlich diese Abtheilung ihr Daseyn verdankt, nebst deren Operation und Heilung, durch welche sich der Vf. zugleich als denkenden und gewandten Wundarzt beurkundet); der eilfte: Zusammenstellung einiger Telangiectasieen des Angesichtes; und der zwölfte endlich: Bandagen. Zuletzt folgt die Erklärung der Kupfertafeln. Blofs von der, vom Vf. im ersten Abschnitt geäufserten Meinung: dafs die innere (eigentlich von innen nach aufsen zweyte) faserichte Muskelhaut der Gefäfse vorzugsweise von der Contractivkraft, als einer belebten [?] Kraft, beherrscht werde, die äufsere Zellhaut aber, als deren Ausdehnbarkeit sich auf Elasticität [?] gründe, und folglich noch nach dem Tode fortdauern könne, als Antipode von jener auftrete, will Rec. bemerken, dafs er darin aus leicht erweislichen Gründen mit dem Vf. eben so wenig übereinstimmen könne, als in der hierauf gebauten Erklärung der sogenannten todten Einsaugung, dafs dieselbe nämlich „durch Erweiterung der Lymphgefäfse mittelst der freyern Wirksamkeit ihrer elastischen Zellhaut, über die, ihrer Lebenskraft beraubte Faserhaut," vor sich gehe; wenigstens so lange nicht, als er es noch für unerwiesen achten muss, dafs mit dem Verschwinden der Lebensäufserungen in den höhern Systemen des Organismus, zugleich auch alles Leben und alle lebende Wirksamkeit in den niederen Systemen, und folglich auch in dem Lymphsysteme getilgt und erloschen sey.

Da übrigens der Vf. eine *deutsche* Ausgabe seiner Probeschrift liefern wollte: so hätte derselbe auch billig mehr darauf Bedacht nehmen sollen, dem deutschen Texte weniger fremde Wörter einzumischen, als wirklich geschehen ist. — So dürfte diese Schrift auch hin und wieder, durch Benutzung von *Scarpa's* Werk über die Pulsadergeschwülste, noch gewonnen haben. — Die von Hn. G. unternommenen Verbesserungen der, von *Stückelberg* beschriebenen, vereinigenden Bindescheinen Rec. vollkommen zweckmäfsig, so, dafs er dieser verbesserten Binde durchaus vor allen bisher gebräuchlichen den Vorzug zugesteht. Die Kupfertafeln stellen das zur Sache Gehörige gut dar. — Möge es Hn. G. in seinem jetzigen Wirkungskreise nicht an Gelegenheit und Musse gebrechen, uns recht oft mit ähnlicher Ausbeute zu erfreuen!

— + —

Hildburghausen, b. Hanisch's Wittwe: *Alphons Leroy's Heilkunde für Mütter*, oder *Kunst Kinder zu erziehen und zu erhalten.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. *Chr. Ph. Fischer*, h. hildb. Hofrath und ersten (m) Leibarzt. 1805. XXXI u. 448 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

In diesem Buche weht ein nach Freyheit ringender Geist; aber dieser Geist ist noch unausgebildet. Heterogene Elemente durchkreuzen sich noch, ohne schon zum festen, reinen Ganzen gediehen zu seyn. Die verschiedenen Gegenstände sind mehr in abgerissenen Sätzen, in Maximen aufgestellt, deren einige grosse, neue, fruchtbare Gedanken, andere halbwahre Behauptungen, andere unhaltbare Paradoxieen, andere wahre Spielereyen, und noch andere alte schädliche Thorheiten enthalten. Beyspiele werden diess erläutern. Der Vf. räth (S. 31), die Schneide der Messer und Scheeren zur Trennung der Nabelschnur, und um die Beschneidung zu verrichten, *mit Öl* oder Fett *zu bestreichen*, weil sich Rosttheilchen an der Schneide befänden, die dadurch unschädlich würden; und so solle man auch bey Operationen an älteren Personen verfahren (!) (Der Vf. konnte noch nichts von *Faust's* Empfehlung des Öls zu dieser Absicht wissen.) — Er lässt Kälte, starke Bewegung, starkes Licht die ersten 9 Tage bey dem Kinde vermeiden (!). Wenn man das Kind (S. 35) nicht durch Wickelbänder einschnürt: so verliert es kein Blut aus dem abgeschnittenen Nabelstrange, dergleichen aber sogleich selbst aus der unterbundenen Nabelschnur drang, als der Vf. die Brust eines neugeborenen Kindes mit beiden Händen drückte und so das Athemholen erschwerte (!!) — Er räth (S. 37), in die unteren Theile der Brust ölige und gewürzhafte Einreibungen zu machen, um bey Neugeborenen das Einathmen zu unterstützen und zu befestigen. (Unnütze Spielerey.) Er glaubt noch (lächerlicher Weise), dass es möglich sey (S. 39), dass ein im Schafwasser eingeschlossenes Kind Geschrey von sich geben könne. — Gerechter Eifer gegen das Wickeln (S. 43), welches also auch noch in Frankreich nicht abgeschafft ist. — Je früher das Kind zum Säugen gleich nach der Geburt angelegt wird (S. 55), desto leichter bilden sich die Warzen, öffnen sich die Milchröhrmündungen, wird das Milchfieber verhindert, und das Kind durch die laxirende erste Milch vom Kindspeche befreyt (!) Nur bey altmilchigen Ammen ist etwa ein Abführungsmittel nöthig (!) — Und gleich darauf (S. 56) behauptet er, ein neugebornes Kind brauche in 3, 4 bis 5 Tagen keine Nahrung zu bekommen, nur etwas Zuckerwasser und dann zum Abführen Rhabarbersaft. (Welche Widersprüche!) — Es sterben jährlich 25000 neugeborene Negerkinder in den französischen Kolonieen durch Vernachlässigung (!) — Die Kinder sollen wohl warm bedeckt werden, aber auf einem *harten* Lager (S. 60) liegen (?) — Entfernung des Neugeborenen (S. 64) von starkem Lichte und Geräusche, und wohlthätige Annäherung desselben an die Atmosphäre der Mutter (!) — Aber wie übertrieben und träumerisch ist es nicht, wenn er hinzufetzt, dass, wenn die Gliedmassen der Kinder nicht die ersten Tage durch die thierische Wärme der Mutter erwärmt würden, sie zeitlebens über Frost klagen und immer kalte und geschwollene Glieder haben würden u. s. w. Mit Recht dagegen tadelt er die sogenannte Abhärtung der kleinen Kinder durch Kälte aus dem Beyspiele, wie die Thiermütter ihre Jungen behandeln, und durch Erfahrung; ein fast eiskalter Umschlag, auf die zu einer Geschwulst ausgedehnten Fontanelle eines n. g. Kindes gelegt, tödtete es durch Starrkrampf (S. 69). Er zieht zur Erwärmung der Kinder ein hellbrennendes Feuer (z. B. eines Kamins) der Ofenwärme vor, und glaubt, dass der wohlthätige Einfluss des Sonnenlichts dadurch nachgeahmt werde; schlafende Pflanzen würden nicht durch blosse Wärme belebt, wohl aber von vielen Lichtern. — Die Milch der Mutter (S. 74) enthalte ausser den verschiedenen Nahrungsstoffen noch ein unsichtbares Element, das Lebensprincip, welches gleich entweicht, sobald die Milch mit der Luft in Berührung kömmt (!), desshalb müsse das Kind die Milch unmittelbar aus der Brust trinken; man könne ein Kind selbst mit der Milch seiner Mutter nicht gut nähren, wenn man sie erst in ein Glas gemolken habe —; wenn es zum Saugen zu schwach sey, dürfe man nur die Milch der guten Amme aus der Brust unmittelbar in den Mund des Kindes drücken, und es erhole sich (!). Daher komme der Nachtheil von der Milch einer Amme, die sich durch Laufen erhitzt, oder sich erschrocken oder geärgert habe, in welchem ersteren Falle Fieber mit Ausschlägen, und im letzteren Krämpfe und Fallsucht die gewöhnliche Folge wären; doch scheine steigender Gram der Mutter für den Säugling unter allem das tödtlichste zu seyn (!). Die neue Milch enthalte mehr Lebensprincip und die alte mehr festere Nahrungsstoffe; sie sollte daher immer dem Alter des Kindes verhältnissmässig gewählt werden (!). — Bey einer guten Amme muss, sobald der Mund des Kindes die Brustwarze ergreift, die Milch sogleich herausspritzen, nicht erst mit Anstrengung des Kindes herausgezogen werden (!!). Zu Aix starben fast alle Kinder im Findelhause innerhalb der ersten fünftehalb Monate ihres Alters, und nur dann erst ward ihre Erhaltung gesichert, als man sie, auf des Vfs. Vorschlag, an weidenden Ziegen säugen liess (!!). Die 14 bis 15000 Findlinge, die jährlich in das Findelhaus zu Paris kommen, starben bisher *fast alle*: nachdem aber mehrere derselben auch nur drey Monate von Ammen gesäugt wurden, wurden viele erhalten; hier müssen sie aber während des Stillens an andere Kost, vorzüglich Fleischnahrung, gewöhnt werden, doch kann man sie auch mit Milch von Kühen, welche grünes Futter und gute Weide geniessen, aufziehen, wenn sie auch nicht unmittelbar aus dem Eiter getrunken wird, weil in dieser noch ein grosser Theil Lebensprincip bleibe. (S. 84 An den Ufern reissender Ströme treffe man nie den Kretinism an; es würden tiefe, sumpfige Gebirgsthäler, wo sich die Luft wie jede stillstehende Flüssigkeit decomponire, um seine Ausbreitung zu begünstigen!) Man solle mit Fleiss auf den Verstand und die Moralität der zu wählenden Amme sehen, weil

der Säugling ihre Eigenschaften annehme (!). Stadtmütter können mit weit mehr Glück stillen, wenn sie sich aufs Land begeben (!!). Nicht eben fett, sondern von festem Fleische soll die Amme seyn (!). Die pflanzenfressenden Thiere (S. 99), wenn sie, wie zuweilen, ihre Nachgeburt verzehrten, verlören dadurch die Milch (??). Ammen, welche lange gefastet haben, dürfen den Säugling nicht anlegen; auch sey Hunger eines der besten Mittel beym Entwöhnen, die Milch zu vertreiben (!!). Handarbeit befördert die Milchabsonderung (!). Sein Rath (S. 103), den Darmkanal der Ammen mit abführenden Tränkchen von Zeit zu Zeit zu reinigen, ist empirisch und verderblich. *Pinel* und *Alibert* liefsen einer Amme ein abführendes Mittel in die Haut einreiben, wovon sie selbst nicht laxirte, aber das Kind bekam einen so heftigen Durchfall, dafs es fast gestorben wäre (S. 104). Milch, welche einige Zeit in der Ammenbrust verweilt hat und nun herausgemolken wird, gerinnt leicht über dem Feuer, sie hat einen Theil des Lebensprincips verloren. Rahmreiche Milch (S. 105) ins Auge getröpfelt, verursache einiges Brennen; Milch, die kein solches Brennen verursache, sey käsereicher und nahrhafter, gebe dem Kinde mehr Faserstoff, und mache es hartleibiger. Bey 2000 Kindern (S. 107) sey kaum einmal die Operation des Zungenbandes nöthig; oft werde sie ungebührlich angewandt, nicht selten werde die Froschpulsader verletzt, und das Kind schwierig von Verblutung gerettet; auch schlage hernach die Zungenspitze sich zuweilen zurück, und das Kind ersticke sich selbst (!). Könne das Kind an einem nafsgemachten Finger saugen; so sey das Zungenband natürlich beschaffen (!). Das Vorurtheil über das Anwachsen der Zunge sey in Frankreich oft so grofs, dafs der Vf. sich zuweilen genöthigt sah, sich anzustellen, als verrichte er die Operation, und einige Fasern zu verletzen, um zu verhindern, dafs nicht ein dreister Pfuscher geholt werde, der die Pulsader verletzen und das Kind umbringen könnte. Grüne Stühle wären ein Zeichen von Säure im Magen des Kindes (!); nur bey ihrer Fortdauer wären sie bedenklich. Die Schwämmchen leitet er (in den mehreren Fällen richtig) von Verderbnissen des Magens des Kindes her, aber die dagegen von ihm empfohlenen Mittel sind gröfstentheils unzweckmäfsig. Der Rath des Vfs. (S. 113), den Kindern von Zeit zu Zeit präservative Brechmittel zu geben, ist abscheulich. Eben so unbegreiflich ist es, wie er (S. 114) auf den unvernünftigen Gedanken gerathen konnte, dafs die Blähungen bey Kindern durch das offene Zellgewebe strichen, und so nach dem Gehirne träten u. s. w. Die Nachtheile alter Milch und der Mehlbreye sind (S. 133) gut geschildert; statt letzterer empfiehlt er eine Abkochung von Malz mit ganz frisch gemolkener Milch gemischt. Wenn er aber wiederum (S. 141) wähnt, das Waizenmehl zu dieser Nahrung durch Rösten bis zur Gilbe gesund zu machen: so fällt er wieder in Irrthum zurück. Gegen den dritten Monat hin hält er (mit Recht) eine Beyhülfe von Fleischbrühe, besonders von Hünern, zur Nahrung des Kindes für vortheilhaft. — Bey Abhandlung des Zahnens kommen eine Menge Thorheiten und Träume vor, z. B. durch ölichte, gewürzhafte Einreibungen in das Rückgrad würden alle Nerven gestärkt (?), — das Schenkelgelenk sey unter allen das gröfste, und darum wären die rothen Hinterbacken der Kinder während des Wachsthums ein Zeichen der Zahnarbeit u. s. w. Neu und wichtig dagegen ist der Satz (S. 164), dafs die Ungesundheit der Städte zum Theil in der Verderbnifs und Stockung der in der Luft enthaltenen Wassertheilchen zu suchen sey, und hierin ein Grund bey Entstehung der Epidemieen liege. — Das Lebensprincip, welches in kalter freyer Luft enthalten ist, habe man (S. 170) mit ihrer Kälte verwechselt, und fälschlich ihre Stärkungskraft in letzterer gesucht, die doch von ersterem abzuleiten sey (!) — Einschränkung der Dienlichkeit des Kaltbadens (S. 171). Er hat die nach *Rousseau's* Methode mit Kälte erzogenen Kinder am schlimmsten von Masern leiden und häufiger sterben sehn. Auch er leitet die krummen Glieder der Kinder (fälschlich) von dem Gängeln her, als wenn nicht bey sitzenbleibenden Kindern die Füfse und Arme sich nicht öfterer rhachitisch krümmten. — Das Winseln der Kinder bedeute, wie bey Thieren, oft weiter nichts, als dafs sie ihre abwesende Mutter rufen; das Kind werde oft augenblicklich still, wenn es die Vermehrung seines Lebens durch die Annäherung an seine Mutter fühle (!). Wenn er alles Wiegen verwirft (S. 184): so unterscheidet er das starke nachtheilige Schwänken auch älterer Kinder nicht gehörig von einem sanften Wiegen des neugebornen Kindes zur wohlthätigen Nachahmung der schaukelnden passiven Bewegung in Mutterleibe. Spielende und kindische Einfälle wird man mehrere S. 185, 186 und selbst astrologische Thorheiten (S. 192) wahrnehmen. — Die Nähe ungesunder Personen (S. 188) ist zarten Kindern schädlich, man sollte sie blofs von ganz gesunden Personen tragen und warten lassen (!). Er will (S. 194) beobachtet haben, dafs der Magnet einen grofsen Einflufs auf die Haut der Kinder hatte, und sie auf eine besondere Art färbte (!?). Das Menschengeschlecht ist schöner, stärker, verständiger, wo Überflufs an guten Nahrungsmitteln und Elementen herrscht (S. 197); Armuth verkrüppelt die Kinder (!). Die Stelle (S. 197 — 210) über Entwöhnen und über den Vorzug der Fleischkost ist voll neuer, starker und richtiger Gedanken. Neu ist der Gebrauch des Blutes von lebendigem Federvieh zur Erquickung und Stärkung ermatteter und erschöpfter Kinder (S. 217), so wie die Anwendung des ausgeprefsten Saftes aus halbgar am Spiefse gebratenen Ochsen- oder Schöpsen-Fleische, zu gleichem Behufe (S. 218). Wunderliche Hypothesen über die Atmosphären der verschiedenen Organensysteme im menschlichen Körper und über Verdauungen (S. 220 und 223). Neu und sehr wichtig sind die Wahrheiten S. 232, 233. In den arzneylichen Verordnungen zum äusseren Gebrauche (S. 235), sind Wahrheiten, Irrthümer und Spielereyen innig gepaart. Glaubt

der Vf. ernstlich, dass das flüchtige Salz aus Menschenknochen getrieben, heilsamer als das aus anderen Knochen sey? Gegründet ist die Schädlichkeit der nassen Umschläge, um kalte Geschwülste in Eiterung zu setzen; er wechselt sie (S. 237) mit warmen, trocknen Umschlägen ab, und versichert, die Absicht besser zu erreichen. An verschiedenen Stellen (S. 218, 238 u. f. w.) empfiehlt er das auch bey den Alten und noch jetzt im Orient nach warmen Bädern gebräuchliche *Massiren* (*massage*), das Drücken und Welgern der Gelenke und Glieder mit der Hand zum Behufe der Zertheilung und Stärkung (!). Wie verderblich und empirisch ist nicht sein Rath, dass Kindern wohl 10 — 12 mal des Monats Brechmittel, besonders Brechwurzel, gegeben werden müssten (S. 240)! Und eben so falsch, so empirisch und verderblich ist es, wenn er will (S. 242), dass man Kinder, welche viel Fleischspeise bekommen, öfters abführen müsse; auch fast in allen anderen Fällen empfiehlt er schädlicher Weise öftere Abführungsmittel. Kindern, welche Anlage zum Blasenstein haben, giebt er alle Morgen eine Tasse Decoct von der inneren Lindenrinde mit 7 — 8 Gran Sedativsalz und monatlich 2 — 3 mal 3 — 4 gepülverte Jüdenkirschen. Darauf findet man eine Menge empirischer, ohne gehörige Angabe des eigentlichen Falles angerathener Mittel, welche in einem solchen Buche viel Schaden anrichten müssen. Man findet auch (S. 247) gegen Skropheln gold- und quecksilberhaltige Schwefelleber in Pillen angeordnet. Wie ist es möglich, dass er den Kopfgrind (S. 249) für eine Reinigungskrise des Gehirns und für eine fast eben so nothwendige Ausscheidung (S. 251) als den Abgang der Überreste der Nahrungsmittel durch den Darmkanal halten kann? So sollen auch Läuse und Würmer eine Absonderung des Körpers (S. 255), ja oft die Wirkung einer heilsamen (S. 256) Krise seyn. Die abgegangenen Glieder der *taenia solium* hält er (S. 257) noch immer für einzelne Kürbiskernwürmer. Aber hinwiederum ist es eine sehr nützliche Wahrheit (S. 259), dass Kinder, welche mit thierischen Nahrungsmitteln ernährt werden, am wenigsten Würmer bekommen, dass aber durch den Unrath von nicht gegohrnen Pflanzenstoffen ihre Entstehung begünstigt wird. Er hält die langsame Verengung der Pupillen, den faden riechenden Athem und den aussetzenden Puls für die besten Wurmzeichen. Er behauptet (ziemlich paradox!), die Leichenöffnungen hätten bewiesen (S. 266), dass beym Erbgrind das lymphatische System des Unterleibes voll kleiner drüsichter Knoten und die Leber gross wäre; bey der Krätze aber finde man gewöhnlich die Lunge angegriffen, auch wohl in entzündungsartigem Zustande. Schädlich und falsch ist seine Behauptung (S. 267), dass das Aderlassen in Flechten nützlich sey. Aber wichtig ist seine Erinnerung, dass die qualvolle Behandlung des Erbgrindes mit der Pechmütze oft Jahre lang dauere, und dann doch Skropheln, ein andermal eine skirrhöse Leber und den Tod zur Folge gehabt habe (S. 268), wiewohl seine eigene Cur nicht weniger zusammengesetzt als die der Krätze ist. Der Zahnausbruch ist ihm noch (S. 272—281) ein sehr gefürchtetes Ungeheuer; vermuthlich war er an den vielen hier davon erzählten Übeln selbst Schuld, da er (nach S. 281) durch öftere Abführungsmittel in der ersten Kindheit gesunde Zähne erzeugen will, ein äusserst verderblicher Rath. Zum Erweise, dass man durch angemessene reichliche Nahrung die Menschen grösser und schöner erziehen könne, führt der Vf. nicht uneben die Erfahrung an, er habe kleine Schoosshündchen an grossen fetten Hündinnen saugen lassen, und sie wären weit grösser und stärker (S. 284) als andere ihrer Art geworden. Ein Engländer (S. 285) nehme täglich 32 mal mehr Nahrung zu sich als ein Araber, und der Spanier setze sich in die Sonne, und geniesse täglich nicht mehr als eine Zwiebel, oder etwas Lattich, so sehr könne das Licht die Nahrung ersetzen. Man solle für Kinder keine Nahrungsmittel wählen (S. 287), die entweder zu sehr animalisirt oder von der Animalisation allzuweit entfernt sind. Bey Kindern (S. 293) mache ein Druck aufs Gehirn Convulsionen, bey Alten bewirke er Schlag und Lähmung, wie ihn auch Versuche an Thieren überzeugt hätten. Von der Gefahr der die Kinder befallenden Convulsionen könne man durch die noch gegenwärtige Empfindlichkeit der Haut urtheilen. Am gewöhnlichsten würden die Kinder in der Nacht von Convulsionen befallen, weil dann die Vollblütigkeit im Gehirne weit grösser als im Wachen sey; bey den Convulsionen sey der Kopf an der oberen Fontanelle und an der Stirne brennend heiss (!). Zu Kopenhagen (S. 296) stürben eine grosse Anzahl Kinder an Convulsionen, und viele bekämen Fallsucht, weil die säugenden Weiber Brantwein tränken. Vorzüglich bringe der neue Brantwein die Fallsucht hervor, wie er erfahren habe. — So wechselt mit den absurdesten Ideen ein reicher Schatz von Erfahrungen und wichtiger Gedanken in diesem Buche ab. Der Übers. hätte billig öfterer Zurechtweisungen anbringen sollen. Sonst ist die Übersetzung ziemlich fliessend, einige Sprachfehler ausgenommen, z. B. sie bat den *Könige* um die Erlaubniss — Ausschlag der am Dickbeinen am stärksten ist u. s. w.

N. E. D.

NEUE AUFLAGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Drey Umstände aus dem Leben des hingerichteten Verbrechers, welche zur Lehre und Warnung dienen können. Eine Predigt*, am Sonntage nach der öffentlichen Hinrichtung des unter dem Namen des grossen Karl berüchtigten *Theodor Unger*, den 26 Februar 1809, gehalten von *F. B. Westermeier*, Domprediger in Magdeburg. 2te Aufl. 1809. 22 S. 8. (4 Gr.)

Ulm, b. Stettin: *Paulini a S. Josepho*, Cler. Reg. Scholarum piarum Praepositi generalis, *Orationes XXIII* habitae in Archigymnasio Romanae sapientiae. Praefationem de [illegible] oratorio addidit *Jo. Petr. Millerus*, Gymnas. Ulm. Rector. [illegible] stor. et Philolog. graec. Prof. P. O. etc. Editio quinta [illegible] data. 1809. XX u. 202 S. 8. (12 Gr.)

Leipzig, b. Solbrig: *Nützliches und angenehmes Lesebuch* [illegible] *die mittlere u. wissbegierige Jugend.* Von *M. C. Köhnke.* M. [illegible] telkpf. 2te u. verb. Ausg. 1807. VI u. 370 S. 8. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JUNIUS, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Köhler: *Die für nöthig befundene Aufhebung der Steuerfreyheit der Rittergüter und Unterthansfröhne, unparteyisch geprüft.* 1808. 172 S. 8. (12 Gr.)

Es sind zwey höchst wichtige Fragen, mit welchen sich diese Schrift beschäftiget; Fragen, welche einen jeden verständigen und rechtlich denkenden Mann, dem sie zur Entscheidung vorgelegt werden, eben so sehr in Verlegenheit setzen, als sie von dem grofsen Haufen rasch, bald so, bald anders, je nachdem das Interesse es eingiebt, entschieden werden. Was die ewige, unwandelbare Gerechtigkeit, was die Vernunft, was das Beste des Staats, seiner Bürger, seiner Gewerbe fodert, spricht sich hauptsächlich in Ansehung der Steuerfreyheit der Rittergüter, — womit wir es zuvörderst allein zu thun haben — so bestimmt und so laut aus, dass darüber Niemand, der unbefangenes Sinnes ist, in Zweifel bleiben kann, dass darüber selbst diejenigen, welche ein Anderes wollen, kaum in Zweifel sind. Von der anderen Seite aber steht ein vieljähriger, vom Staate anerkannter Besitz mit jenen Foderungen im Widerspruch, und eben die ewige Gerechtigkeit, eben das Beste der Staaten und Völker, welches dort so bestimmt sich ausspricht, fodert hier zum wenigsten eben so laut und eben so dringend, dass dieser Besitz heilig und unverletzlich seyn müsse. Die Lösung der Frage ist also höchst schwierig. Sie kann in der That, ohne eine Entweihung des Heiligen, nur dann erfolgen, wenn diejenigen, für welche der Besitz spricht, aus Achtung für die ewige Gerechtigkeit und für das absolut Gute, die Lösung herbeyführen, und eingedenk dessen, dass Aufopferung eigener Vortheile, welche man nicht ohne Härte gegen Andere und ohne Bedrückung Anderer geniessen kann, den edlen Mann von den gemeinen und gewöhnlichen Menschen unterscheidet, dasjenige hingeben, was ohne Entweihung des Heiligsten nicht besessen werden kann. Wer jedoch die Menschen kennt, wem die Geschichten der Völker nicht fremd sind, wird schwerlich, selbst nach dem grofsen Beyspiele jener merkwürdigen Nacht in Frankreich, hoffen können, dass die Stimme der Wahrheit, die Macht belehrender und schreckender Beyspiele stark genug seyn werde, um Verhältnisse und Einrichtungen aufzugeben, welche einer angesehenen Classe von Staatsbürgern Vortheile und Vorzüge mannichfaltiger Art gewähren. Dazu — dieses scheint dem Rec. leider eine eben so traurige als ausgemachte Wahrheit zu seyn — wird eine mächtigere Hand erfodert. Es muss durchgegriffen werden, oder es wird ewig bleiben wie es ist, und höchstens wird die Form sich ändern, und es wird nicht schlimmer werden. Es tritt also offenbar ein Collisionsfall ein, und alles kommt darauf an, welches Recht stärker und heiliger seyn müsse, das bestehende neuere oder das verdrängte ewige Recht, der Vortheil Einzelner oder der Vortheil des Ganzen? Rec. würde, wenn ihm diese Frage vor etwa 25 Jahren vorgelegt worden wäre, höchst wahrscheinlich keinen Anstand gefunden haben, sich für das Bestehende zu erklären. Denn — vieler anderer sehr erheblicher Gründe nicht zu gedenken, — wenn Ordnung und Zutrauen unter den Menschen bestehen soll: so muss das heiliger seyn, was einmal zugesagt und garantirt worden ist, als was hätte zugesagt und garantirt werden sollen. Ganz anders dürfte aber selbst dem erklärtesten Feinde alles Gewaltsamen und alles Widerrechtlichen die Sache jetzt erscheinen. Von der Vergangenheit sind die Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, auf uns gekommen, in ihr haben sie ihren Grund. Nun sind aber so viele Fäden, durch welche die Gegenwart mit der Vergangenheit ehedem verbunden war, zerrissen, und nicht blofs ein allmähliches, wohlthätiges, allgemein wirkendes Fortschreiten, sondern die Willkühr, die Gewalt, die Weisheit hat sie hie und da zerrissen. Eine ganz neue Welt, im schwachen Zusammenhange mit der vergangenen, fängt an sich zu bilden. Was man sonst durch einen im Mittelalter niedergeschriebenen Buchstaben, durch eine von gelehrten Männern aufgefundene historische Wahrheit, vertheidigen und erfechten konnte, das kann jetzt gar nicht mehr, oder nur durch Gründe, welche der Vernunft — der menschlichen — einleuchten, aufrecht erhalten, oder muss gar als Gnade erflehet werden. Die Weisheit — leider auch nur die menschliche — entscheidet und regiert rasch, vielleicht mehr als gerade nothwendig, und wie Tadler wollen, als gut ist, wo sonst die Geschichte, die Erfahrung, das Recht, bedächtlich, aber sicher und beruhigend entschied und regierte. Der Staat ist ganz etwas anderes, viel ernsteres geworden, als er sonst war, und wir alle sind mit unserer und unserer Kinder Persönlichkeit, mit unserem Eigenthum in ein ganz anderes Verhältniss zu demselben getreten, als unsere Väter. Was sonst Ausnahme war, fängt jetzt an Regel zu werden. Wer sonst schützte,

mufs jetzt geschützt werden, und einen Schutz, wie ihn ehedem jeder deutsche Mann gegen jeden deutschen Mann finden konnte, giebt es gar nicht mehr. Eine neue Meinung hat sich gebildet; Beyspiele, zwar nie vermögend, das Unrecht zum Recht, den Trug und die Unwahrheit zur Wahrheit zu machen, aber mächtig genug, um zur Nachahmung zu reizen, zu zwingen, haben ihr eine noch gröfsere Kraft gegeben. Endlich haben schon frühere Zeiten Bedürfnisse herbeygeführt, von welchen man in jenen einfachen Zeiten, als sich Steuerpflichtigkeit und Steuerfreyheit bildeten, nichts wufste, nichts ahndete. Und nun die neueste Zeit! Welch einen Aufwand hat sie veranlafst! Wie hat sie allenthalben den weislich gesammelten Spaarpfennig hervorgeholt! Wie hat sie, so weit wir sehen können, die Länder in Schulden gestürzt! Wie hat sie neue, den Deutschen bisher ganz unbekannte Auflagen nöthig gemacht! Wie hat sie den Privatwohlstand des Landmanns sowohl als des Städters erschüttert! Welche tiefe, vielleicht unheilbare Wunden hat sie den bürgerlichen Gewerben geschlagen! Wie hat sie, auf eine unbegreifliche, empörende Weise einen nie gesehenen Luxus, gleichsam zum Hohn der Armuth, einreifsen lassen! Wer hat, wenn von einer Verschuldung dabey die Rede seyn soll, die Verschuldung zu tragen? Wie wird sie — doch das, was bereits geschehen ist, reicht mehr als hin, um einen Jeden, der da sehen will, zu überzeugen, dafs auf dem gewöhnlichen Wege nicht fortgegangen werden kann, dafs das Gelübde, die linke Hand nicht gebrauchen, sondern alles mit der rechten verrichten zu wollen — an sich ein thörichtes Gelübde — jetzt, ohne die Menschheit zu beleidigen, nicht mehr gehalten werden kann.

Unser Vf., welcher, wo es auf landwirthschaftliche Erfahrung ankommt, sehr verständig spricht und urtheilt, hingegen von der schriftstellerischen Kunst und einer wissenschaftlichen Entwickelung der Ideen nicht viel versteht, entscheidet beide Fragen in dem Geiste der neuesten Zeit. Jetzt, und wer stimmt mit ihm darin nicht überein, meint er, sey die gelegenste Zeit zu Reformen, zur Begründung eines Zustandes, dafs nie eine Reform wieder gewünscht werden könne. — Diefs möchte doch wohl zu viel erwartet heifsen. — Er verkennt die Schwierigkeiten nicht, welche bisher und immer noch einer Veränderung da entgegen stehen, wo der Adel einen grofsen Antheil an den Mafsregeln der höchsten Gewalt hat, und wo der redliche Fürst, durch Verfassung und Grundgesetze gebunden, den besseren Einsichten und der Wahrheit, nicht ohne Verletzung seines Worts, Gehör zu geben im Stande ist. Auch löset er diese Schwierigkeit nicht genug. Denn wenn es gleich richtig ist, dafs die Unterthanen aus dem Bauer- und Bürger-Stande nie zu einer freyen Stimme gelassen wurden: so erklärt dieses zwar wohl die Erscheinung, allein es hebt die Schwierigkeit nicht. Unweise und selbst ungerecht mag eine Capitulation des Fürsten mit einer Classe von Unterthanen, wodurch die anderen Classen und das Wohl des Ganzen beeinträchtigt werden, immerhin heifsen: allein für nichtig, für unverbindlich kann man sie doch geradezu nicht erklären. Sind doch die übrigen Unterthanen unter den Bedingungen, unter den Umständen, wie sie sind, einmal in den Staat getreten, und aufgenommen, und haben sie doch kein vollkommenes Recht zu einer Verbesserung ihres Zustandes, auf Kosten anderer Mitbürger.

Wie der Adel in den ältesten Zeiten die einzige Stütze des Staats, ja vielmehr, wie er allein den Staat bildete, wie ihm, der Gut und Blut gewagt hatte und wagen mufste, das, was erobert oder was erhalten war, zum Lohn, zur Aufmunterung zugetheilt wurde; wie er im Frieden, wie im Kampf, der einzige Genosse des Fürsten war, wird vom Vf. nicht unbeachtet gelassen. Aber vergessen wird auch nicht, wie er in der Folge der Zeit nicht einziger Vertheidiger des Vaterlandes durch Gut und Blut blieb; wie durch Entstehung der Städte, durch Bildung eines neuen kraftvollen Standes, durch die grofse Vermehrung der Classe von Menschen, welche keinen Ackerbau trieb, gleichwohl die Producte desselben nicht entbehren konnte, der Stand ganz neue Bestandtheile bekam, die Lage und das Gewerbe des Edelmanns — Güterbesitzers — einen ganz neuen Charakter annahm; wie er nicht mehr, gleich einem Magnaten in einigen Gegenden Rufslands und Ungarns, ein Producent für den eigenen reichlichen Bedarf blieb, sondern ein Producent für den nächsten Marktort, für den Welthandel ward. Die Folgen davon blieben nicht aus, blieben von dem Adel nicht unbenutzt. Genufs ward ihm lieber als Strapaze. Auch die stehenden Armeen änderten vieles. Man foderte den Edelmann nicht mehr. Man war zufrieden, wenn er seine Bauern hergab. Er selbst diente zwar, aber gegen Sold, und nur in den obersten Stellen. Auch sein Gut gab er nicht mehr. Wenn der Fürst, wie sonst, an ihn sich wandte, um Beyträge für seine Bedürfnisse zu haben: so legte er seinen Bauern auf, was er dem Fürsten bewilligte, wies ihn auch wohl an den Städter, und half ihm patriotisch, um die Städter, diese sparsame, fleifsige, und darum wohlhabende Menschenclasse zu reichlichen Beyträgen zu nöthigen, wenn sie nicht durch Überredung und durch Vorstellung des Nothstandes, oder durch Ertheilung eines Privilegiums, zu einer reichen Spende und zu einer grofsmüthig-eitlen Generosität zu bringen waren. *Freyherr* ward und hiefs nun der, so vorher die Lasten trug. Aber selbst nicht damit zufrieden, gönnte er dem Belästigten die Vortheile nicht, welche ihm sein Gewerbe gewährte; er fing an, bürgerliches Gewerbe zu treiben, und der Flor der Städte ging allgemach zu Grunde. Es fehlte nicht an Klagen der Städte, es fehlte an kräftiger Hülfe — und die Weisheit der neueren Zeit, möchte Rec. hinzusetzen, hat mit gutem Grunde so manches Privilegium, so manche Einrichtung, welche dem Flor der Städte, dem Gewerbe des Bürgers erspriefslich war, als engherzig, als dem Wohl des Ganzen zuwider, als den freyen Gebrauch der Kräfte der übrigen Staatsbürger einschränkend, aufgehoben und geändert. Sollte aber die Weisheit nicht anderswo dasselbe de-

fen, was sie hier gedurft hat? — Diess Hervortreten des Adels zeigte sich auch im Dienst; überall suchte, überall erhielt er die ersten Stellen. Und auch an diesem Platze vergass er sich, seine Familie, seine Güter nicht. Obgleich selbst nichts mehr gebend, wurde er zu Rathe gezogen, wenn der Staat Bedürfnisse hatte. Man gab ihm Auslösung aus einer Casse, wozu nur Bürger und Bauer steuerte. Auch hier wieder übersah er seinen Vortheil nicht, wie die Landtags-Acten zeigen. Vermöge der Landstandschaft ward er Mitregent des Landes, und immer mehr wurde es ein sanctionirtes Recht, von allen Gaben frey zu seyn; nur zu geniessen, nichts zu leisten. Nichts, was seinem Interesse zuwiderlief, ward bewilligt; weniger schwierig war man, etwas zu bewilligen, was von dem Bauer, noch weniger, was von dem Bürger gefodert wurde. — Patriotisch freygebig hiess daher die Ritterschaft, wenn sie grosse Summen bewilligte, welche andere bezahlen mussten; und durch glänzende Feste und schwelgerische Gelage wurde der edle Stand belohnt, der so willig den Schweiss seiner Mitbürger hergab, die sich am Brode entziehen mussten, was man während des Landtags verzehrte. Es fehlte nicht an Klagen und Beschwerden des überladenen Bauern - und Bürger-Standes: aber selten fruchteten sie etwas anders, als den Adel hier vorsichtiger, dort kühner zu machen. Oft machte auch ein Privilegium allem Streit ein Ende; einem Streite, welcher mit höchst ungleichen Waffen geführt werden musste, weil alles, was mächtig wirken kann, auf Einer Seite stand. Die Richter, wenigstens die ersten unter ihnen, waren alle oder meist alle von dem Stande, gegen den es galt. Auf sie wirkte, selbst bey dem besten Willen, alles, was Gewohnheit, Erziehung, eigenes Interesse zu wirken vermag. Männer und Weiber stürmten auf sie ein. Wie nun, wenn der Wille nicht der beste war? Der Adel ward allmächtig; von ihm hing das Glück eines Jeden ab: wer hätte es mit ihm verderben wollen? Was bloss für seine Person galt, galt bald auch für seine Knechte, für sein Vieh — adeliches Vieh passirt Wege und Stege, welche der Bauer erhalten muss, zollfrey. So entstand dieses ungleiche Verhältniss, und dessen Folge, ein schlechtes Steuersystem. — Wie war dieses auch anders möglich, da man bey einer neuen Auflage, die sich nöthig machte, nie zu fragen pflegte, ob sie dem Wohl des Ganzen angemessen, und an und für sich zweckmässig sey, sondern vor allen Dingen oder allein nur darauf sahe, ob sie mit der Steuerfreyheit des Adels bestehen könne, oder ob nicht dadurch auf irgend eine Weise der Stand der Exemten zur Mitleidenheit komme. Nicht selten wurden daher, unter den nichtigsten Vorwänden, die zweckmässigsten Steuervorschläge verworfen. Nicht selten wurden die allerunzweckmässigsten Steuern ausgeschrieben, oder zweckmässige Vorschläge durch Modificationen und Exemtionen verunstaltet, und die Sache geleitet, dass der Edelmann, statt beyzutragen, noch dabey gewann. Denn sollte z. B. die den Rittergütern hie und da zustehende Freyheit von Trank-, Fleisch-, Brodkorn-Steuern u. s. w. den Besitzern derselben bloss dadurch genützt haben, dass sie bey ihren schwelgerischen Gelagen auf ihrem Gute das Fleisch und Brod wohlfeiler assen, und den Wein, Bier und Brandewein wohlfeiler tranken, als der arme Taglöhner bey seinem kargen Mahle? Sollte der Eigennutz oder das irrende Gewissen dem Vorrechte nicht hie und da eine Ausdehnung gegeben, und selbst es so weit getrieben haben, dass man von anderen erhob, was man selbst nicht gab? Die Schwierigkeiten, dergleichen Missbräuche zu verhüten, welche nach der gemeinen Ansicht von vielen nicht einmal für das, was sie sind, sondern für eine ganz natürliche Folge und für Bestandtheile ihres Rechts gehalten werden, geben noch einen Grund mehr gegen dergleichen Exemtionen ab, die unstreitig mehr ihren Grund darin haben, dass die Edelleute es waren, welche die Steuern bewilligten, als sie in den ursprünglichen Gerechtsamen der Rittergüter gegründet sind.

Bey Beantwortung der Frage, ob dieses so bleiben solle, so bleiben dürfe, wird es dem Vf. leicht zu zeigen, dass die Rittergüter, als eine der vortheilhaftesten Gewerbssphären — wie er es nennt — welche nicht nur durch keines der Hindernisse gedrückt werden, die den zins- und reihe-pflichtigen Bauerhof drücken, sondern welche im Gegentheil auf gar mannichfaltige Weise den Bauern und dessen Gewerbe, wie auch die Gewerbe der Städter, drückten, ohne Unbilligkeit, nicht ferner von den Lasten des Staats ausgenommen bleiben dürften. Unvollständiger und weniger befriedigend ist das, wodurch er die positive Rechtlichkeit einer Entziehung dieser Freyheiten darzuthun sucht, und dargethan zu haben vermeint. Mit dem ersten Einwand gegen eine Vernichtung dieser Vorrechte, dass sie nämlich als eine Belohnung dafür anzusehen wären, dass die Rittergutsbesitzer Mitregenten seyen, lässt sich noch wohl fertig werden. Denn wahr ists wohl, dass es mit dieser Mitregentschaft schon lange eigen ausgesehen hat, wenn man auch nicht mit dem Vf. ganz einverstanden ist, wenn er behauptet, dass sie mehr schade, als sie nütze. Denn es lässt sich doch nicht leugnen, dass sie sehr nützlich seyn könne. Theuer ist sie freylich, und geleugnet kann nicht werden, dass bisher diese Mitregentschaft viele üble Folgen gehabt, und keinem so viel genützt hat, als dem Stande der Mitregenten selbst. Eben so ist es von keiner besonderen Erheblichkeit, wenn man den Adel als eine Stütze des Landes, die den Credit aufrecht erhalte, ansehen will; denn die Erfahrung lehrt genugsam, wie es damit aussieht. Wichtiger und schwer aus dem Wege zu räumen hingegen ists, dass es Gerechtsame sind, welche sich im grauen Alterthum gebildet haben, und durch neuere wiederholte Bestätigungen befestiget sind. Denn wenn es auch wahr ist, dass die Übermacht an dieser Ausbildung, an dieser Bestätigung vielen Antheil hat; wenn es auch völlig gegründet ist, dass die übrigen Stände sich nicht durch Unterstützung, durch Aufopferungen des Adels emporgearbeitet haben, mithin dem

Adel nichts, ihrem Fleifse und ihrer Induftrie alles zu verdanken haben: fo hebt es doch die Zweifel nicht. Immer wird man in eine Collifion gerathen, und in dem Nothftande eine Entfchuldigung für das finden müffen, was ohne einen Eingriff in das Beftehende nicht abgeändert werden kann. Aber eben darum follte man auch hier ftufenweife zu Werke gehen. Man follte zuerft und fogleich die Exemtionen von folchen Steuern und Anlagen aufheben, welche zu beftimmten allgemein nützlichen Zwecken der Landespolicey, z. B. zur Erhaltung der Zucht- und Armen-Häufer, der Wege, der öffentlichen Sicherheit u. f. w., ganz namentlich beftimmt find. Eine Befreyung von diefen, wie von anderen Policeyanftalten, z. B. von der Theilnahme an Brand-Affecurationsanftalten, wenn folche für die übrigen Unterthanen eine Zwangsanftalt find, von den Verboten, Brantwein zu brennen u. f. w., find fchmerzende Ungerechtigkeiten und höchft ungereimt. Sodann könnte ein Gleiches in Anfehung aller perfönlichen und indirecten Abgaben, des Licents, der Accife, der Trankfteuer, oder wie fie heifsen mögen, gefchehen. Denn auch diefe haben keinen haltbaren Grund, und find etwas, was mit dem Befitze von Rittergütern in keinem unmittelbaren und ficheren Verhältnifs fteht, indem der Befitzer des kleinften Ritterguts, der auf demfelben mit einer grofsen Familie lebt, und viele fteuerbare Länderey daneben benutzt, oder vielen Wein u. f. w. trinkt, davon grofsen Nutzen hat; dagegen der Befitzer eines grofsen Gutes, welcher in einer entfernten Stadt oder gar im Auslande lebt, und feine Ländereyen vereinzelt hat, gar keinen Gewinn davon zieht. Ohnehin kennt das Alterthum eine dingliche und perfönliche Befreyung zugleich gar nicht. Zuletzt müfste die Reihe an die Grundfteuern kommen. Die Befreyung von diefen hat offenbar am meiften für fich. Befonders auffallend ift diefes, wenn die Befitzer der Rittergüter felbige erft vor Kurzem unter der Garantie des Staats erworben haben. Die Härte, welche darin liegt, diefen auf einmal eine Steuer aufzulegen, welche einen beträchtlichen Theil des Einkommens ihres, oftmals mit fremdem Gelde erkauften Gutes hinwegnimmt, ift zu einleuchtend, für den Wohlftand manches ehrlichen Mannes und für den allgemeinen Credit zu nachtheilig, als dafs fie durch den an fich wahren Satz follte aus dem Wege geräumt werden können, dafs die Rittergüter, ihrer urfprünglichen Beftimmung gemäfs, nicht zum Verkaufen ertheilt worden wären. Vielleicht wäre es daher keine Unbilligkeit, wenn man bey Aufhebung der Steuern unter folchen neuen Acquirenten und älteren Inhabern einen Unterfchied machte, indem jene eine ausdrücklichere Garantie des Staats, welcher ihren Kauf genehmigte, oftmals felbft der Verkäufer war, für fich haben, als diefe, und weil fie noch nicht durch einen vieljährigen vortheilhaften Befitz wegen des Aufwandes entfchädiget find, durch welchen vielleicht die erfte Erwerbung einer Exemtion erkauft feyn mag.

Über die Entftehung der Frohnen, über die Nachtheile derfelben, welche in eben dem Grade zunehmen, als der Bauer fich veredelt, den Werth der Arbeit und den Werth der Zeit mehr zu fchätzen weifs, je mehr er den Grund derfelben vergifst, und nur das Läftige davon fühlt, fagt unfer Vf. viel Gutes, aber wenig Neues. Verftändige Landwirthe und Güterbefitzer find meift allenthalben von den wenigen Vortheilen überzeugt, welche Frohnen für fie, im Verhältnifs gegen die Nachtheile, welche fie für die Bauern haben, gewähren, und es liegt vielleicht eben fo oft an den Bauern, als an dem Gutsbefitzer, wenn fie noch vorhanden find. Doch ift es auch, nach des Rec. Erfahrung, richtig, dafs die Bauern, welche einmal von den Frohnen, vermöge eines temporären Contracts gegen ein Frohngeld, frey find, höchft felten oder nie zu denfelben zurückkehren wollen, vielmehr ihren Herren es Dank wiffen, dafs fie ihnen die Freyheit ferner laffen. Auch eine andere Bemerkung des Vfs., dafs nämlich der Bauer, fo mifstrauifch und wenig zuvorkommend er ift, und fo fchwer es daher oft hält, ihm etwas, was ihm wahrhaft gut und nützlich ift, aufzudringen, dagegen auch höchft erkenntlich und dankbar wird, wenn er fich endlich überzeugt, dafs man es wirklich gut mit ihm meine, und wenn er durch Erfahrung eingefehen hat, dafs eine neue Einrichtung ihm wohlthätig fey, hat Rec. zu machen Gelegenheit gehabt. Darin unterfcheidet fich der Bauernftand wefentlich auf eine höchft vortheilhafte Weife von den höheren Ständen. Wer hat es nicht erfahren, wie die Grofsen, wenn fie eines Menfchen bedürfen, fich herablaffen, dringend und freundfchaftlich werden, und wie bald fie hinterher dasjenige und denjenigen vergeffen, dem fie vorher ewige Erkenntlichkeit verfprachen!

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Darftellungen aus der Gefchichte des dreyfsigjährigen Krieges. Von J. C. A. Hefe.* Erftes Bändchen. IV u. 172 S. 8. (16 Gr.) Durch folche einzelne Darftellungen wichtiger Begebenheiten gewinnt die Gründlichkeit der Gefchichte ungemein, und angehenden Gefchichtfchreibern ift es fehr zu rathen, folche Gegenftände für ihren Fleifs zu wählen. Sie liefern treffliche Vorarbeiten für allgemeinere Werke. Die Gefchichte des dreyfsigjährigen Krieges hat fo manche noch nicht genug aufgeklärte Parthie. Hr. H. hat die Eroberung von Magdeburg, die Schlacht bey Leipzig, und Wallenfteins erfte Belagerung von Stralfund, zu einer forgfältigen Bearbeitung gewählt. Er fchrieb fie für ein Journal, und die Gefchichte der magdeburgifchen Belagerung ift ein gedrängter Auszug eines weitläuftigeren Gemäldes diefer Begebenheit, das zu gleicher Zeit erfcheint. Da der Vf. feine Quellen nicht angegeben hat, fo kann man über die treue Benutzung derfelben nicht genau urtheilen. Übrigens enthält fchon diefe Erzählung manchen weniger bekannten Umftand, und fie mufs für die Bewohner Magdeburgs befonders fehr unterhaltend feyn. Die Schilderung der auf die Eroberung folgenden Gräuel ift zu fehr in einander gezogen. Der rafche Pappenheim, deffen Sturm den Fall der Stadt eigentlich nach fich zog, war auch derjenige, der die Schlacht bey Leipzig veranlafste. Die Befchreibung derfelben ift fehr anziehend. Auch der letzte Auffatz: Wallenftein vor Stralfund, enthält manches weniger Bekannnte, gut erzählt. Mit Recht können wir alfo den Vf. auffodern, auf der betretenen Laufbahn weiter fortzufchreiten.

Jk

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JUNIUS, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Köhler: *Die für nöthig befundene Aufhebung der Steuerfreyheit der Rittergüter und Unterthansfröhne, unparteyisch geprüft* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Nachtheile der Frohnen sind eben so viel Gründe für deren Aufhebung. Wenn es aber auch wahr ist, dass der Bauer von seinem Gutsherrn nicht mehr den Schutz erhalten kann, den er in älteren Zeiten von ihm erhielt, und wenn auch ein solcher Schutz nicht mehr so nothwendig und nicht mehr so viel werth seyn mag als vormals: so ist es doch wohl irrig, wenn der Vf. glaubt, dass der Bauer jetzt mehr als Anfangs leiste. Denn schwerlich würde bey dem jetzigen Werth der liegenden Gründe jemand seine Grundstücke um den Preis und gegen die Leistungen weggeben, gegen welche sie der Bauer meist allenthalben inne hat. Auch wird der grössere Vortheil, welchen der Edelmann von seinem Ackerbau, auf dem keine Lasten ruhen, geniesst, gegen den Vortheil des Bauern, welcher so vieles abzuziehen hat, ehe ein reiner Gewinn übrig ist, einigermassen dadurch wieder ausgeglichen und weniger beträchtlich, weil der Ankaufspreis oder das Capital, welches der Edelmann in seinem Gewerbe hat, weit beträchtlicher ist. Und wenn der Kaufpreis der Rittergüter oft nicht in einem solchen Verhältniss höher ist, als man erwarten sollte: so ist das eines Theils eine Folge der grossen Concurrenz, welche jederzeit bey kleinen Gütern Statt findet, anderen Theils rührt dieses daher, weil die Verwaltung und Bearbeitung eines Bauerguts manchen Aufwand anderer Art weniger erfodert, als die eines Ritterguts. Der Bauer ist Herr, Verwalter, Knecht, Tagelöhner, alles in eigener Person, und verdient alles, was diese verdienen. Die Aufhebung der Frohne durch gebietende Staatsanordnungen ist dem Rec., auch bey der jetzigen Lage der Dinge, immer eine bedenkliche Sache. Das Recht, sie zu fodern, und die Verpflichtung, sie zu leisten, gehört zu sehr zu den Privatverhältnissen; das erste ist zu sehr ein Stück des Eigenthums der Berechtigten, als dass jemand, dessen Verstande und Gefühle es lebhaft vorschwebt, dass Schutz des Eigenthums erster Zweck und erste Pflicht des Staats ist, zu einer gewaltsamen Massregel hierin rathen könnte. Mag es daher immerhin wahr seyn, dass der Staat, dass das Ganze dabey interessirt ist, dass der Ackerbau besser betrieben, dass auf den Rittergütern durch bessere Bearbeitung mit eigenen Leuten und eigenem Geschirre mehr gewonnen werde, dass nicht so manche menschliche Kraft verloren gehe, — wie z. B. geschieht, wenn ein eigner Bote zur Frohne einen tagelangen Weg mache, um der Herrschaft 1 Gr. Porto zu ersparen: — so dürfte dieses doch den Staat zu mehr nicht berechtigen, als zu einer lebhaften Äusserung des Wunsches, zu einer Erleichterung des Geschäfts der Abänderung, nicht aber zu einem Gebote, selbst nicht zu einem Gebote der Aufhebung gegen eine nicht unangemessene Entschädigung. Gegenseitige Einwilligung muss nach des Rec. Dafürhalten eine Bedingung der Änderung bleiben. Gehen wir weiter, und heiligt man den Grundsatz, dass der Staat Verhältnisse und Benutzungsarten, die dem gemeinen Wesen nicht geradezu gefährlich und positiv schädlich sind, abändern könne: dann werden wir keines Verhältnisses, keiner Benutzungsart unseres Eigenthums sicher seyn, und bald wird man den Einen zwingen, einen Platz, der unter seinen Händen wenig einträgt, seinem Nachbar, der viel darauf produciren kann, abzugeben, bald einem Anderen aufgeben, seinen Park und eine sonstige grosse Anlage in Ackerland zu verwandeln, weil es dem Ganzen ja auch vortheilhafter ist, dass da Korn wächst, wo man jetzt lustwandelt. Es läst sich auch keineswegs von dem Rechte des Staats, die Steuerfreyheit aufzuheben, auf das Recht desselben, mit den Frohnen eine Änderung zu treffen, eine Folge ziehen. Denn betrachtet man das ganze Steuerwesen als einen Gegenstand der Staatsverwaltung: so kann man doch nicht leugnen, dass der Natur der Sache nach mit demselben von Zeit zu Zeit Veränderungen vorgenommen werden müssen, dass daher die ewige Dauer einer Einrichtung, die dem Einen oder dem Anderen vortheilhaft ist, eben so wenig erwartet werden könne, als ein Satz des Privatrechts, der einer Classe von Staatsbürgern vortheilhaft ist, auf ewige Dauer Anspruch machen kann. Betrachtet man hingegen die Steuerfreyheit als einen Theil des Eigenthums, wie man das jetzt allerdings kann: so tritt dabey doch der Umstand ein, dass diese Ansicht der wahren Natur der Sache ganz zuwider ist, weil eine solche Freyheit eben so wenig ein Gegenstand des Privateigenthums hätte werden sollen, als man ein Staatsamt und die damit verbundenen Vortheile zu dem gemeinen Eigenthum rechnen kann. Dergleichen Irrthümer verdienen nun zwar möglichste Schonung, und dürfen nie leichtsinnig und nicht ohne erhebliche Gründe angetastet werden: allein auf ewige Dauer können sie so

wenig Anfpruch machen, als irgend etwas, was rein positives Urfprungs ift. Ganz anders ift es mit den Frohnen — nicht mit der Leibeigenfchaft. — Denn was hindert mich, welche Gerechtigkeit, welcher ewige Vernunftfatz verbietet es mir, jemanden meinen Acker unter der Bedingung hinzugeben, dafs er, und derjenige, welcher ihm im Befitze folgt, mir dagegen gewiffe Arbeiten und Dienfte leifte?

Rec. pflichtet daher den rafchen Vorfchlägen des Vfs., fo wohlthätig fie feyn möchten, nicht bey, wie er es denn auch der eigenen Beurtheilung der Lefer überlaffen will, ob es wahr fey, dafs der Geburtsadel nie anfpruchslofer gewefen als jetzt, ob allenthalben die Regenten eingefehen haben, dafs der Adel ihre Stütze nicht mehr fey, und ob fie, wenn fie allenfalls diefe Einficht haben follten, von derfelben Gebrauch machen werden: aber zu hart und unwahr ifts, wenn der Vf. fagt: „Die Regenten haben eingefehen, dafs er — der Adel — weder Bravour, noch Fähigkeit, noch Fürftentreue, noch Vaterlandsliebe kenne; fie haben mit ihren eigenen Augen gefehen, dafs nur Eigennutz und die Mittel, ihre hohen Bedürfniffe zu befriedigen, das Drängen um den Fürften und in Ämter zum Grunde haben." Wann wird doch Gerechtigkeit und Mäfsigung und mit ihr Friede von aufsen und von innen zu uns zurückkehren!

PN.

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Die Nationalinduftrie und ihre Wirkungen.* Ein Grundrifs zu Vorlefungen vom Hofrath *Lueder* in Braunfchweig. 1808. XXIV u. 232 S. 8. (18 Gr.)

In der Vorrede bemerkt der Vf., es fey bedauert worden, dafs es feinem gröfseren Werke über National-Induftrie und Staatswirthfchaft an einem Regifter fehle. Er gebe hier mehr als ein Regifter, und ungleich mehr als einen Auszug, indem manche fehr wichtige Materien, welche in jenem gröfseren Werke fehlten, hier einen Platz gefunden hätten. Rec. zweifelt jedoch fehr, ob *diefe* Schrift, der nicht einmal eine Inhaltstabelle beygefügt ift, dem Mangel eines vollftändigen Regifters bey dem gröfseren Werke abhelfen werde. Mit Vergnügen haben wir übrigens die Vorrede gelefen. Sie enthält fehr zu beherzigende Gedanken, da zumal in unferen Tagen das Ausfafern politifcher Begriffe, wie Hr. *Lueder* es fehr paffend nennt, und das Syftematifiren in einer Wiffenfchaft, in welcher nach unferer Überzeugung eine folche Methode zu nichts als zu einer ertödtenden Trockenheit führen mufs, von Neuem bis zum Ekel überhand zu nehmen fcheint. Zugleich enthält diefe Vorrede noch eine Vertheidigung der von Hn. *Lueder* früher geäufserten Meinung über die wohlthätigen Wirkungen des Kriegs, welcher wir vollkommen beypflichten, über Kirchen und Schulen, und über das phyfiokratifche Syftem. Diefen Äufserungen hätten wir jedoch zuweilen einen etwas gemäfsigteren Ton gewünfcht.

Die Schrift felbft, welche die mittelbaren Wirkungen der Induftrie oder ihren Einflufs auf die intellectuelle und fittliche Cultur vorzüglich entwickeln foll, zerfällt in zwey Bücher, jedes Buch wiederum in mehrere Capitel. Das erfte Buch, welches die Überfchrift führt: Entftehung der Induftrie, ihre Fortfchritte und Entwickelung ihrer unmittelbaren Wirkungen, enthält im erften Capitel eine Einleitung, welche die Frage unterfucht, auf welchem Wege überhaupt Induftrie entftand. Bedürfnifs und Verlangen nach immer höherem Wohlfeyn, Inftinct und Vernunft, beide trieben gleichmäfsig den Menfchen zur Induftrie und Thätigkeit. Mit diefen entftand auch bald Theilung der Arbeit — der Gegenftand des zweyten Capitels. Hr. *Lueder* giebt hier eine gedrängte Darftellung der *Smith*'fchen Lehre. Arbeit wächft nicht nur intenfiv durch Theilung, fondern auch extenfiv durch Vermehrung der Arbeiten; daher handelt das dritte Capitel von der Bedingung beider, vom Capitale, vom Gelde, von Banken und den verfchiedenen Arten, fein Capital anzulegen. Das vierte Capitel, welches Natur überfchrieben ift, zeigt den Einflufs, welchen diefe auf die Induftrie habe, wie fie diefelbe befördere und zurückhalte. Das zweyte Buch entwickelt auf diefelbe Art die mittelbaren Folgen der Induftrie, oder ihren Einflufs auf die intellectuelle und fittliche Bildung der Völker. Mit der Freyheit befchäftigt fich der Vf. im erften Capitel. Es wird hier der ewig wahre Satz ausgeführt, nur wo fie herrfche, werde Induftrie blühen, fo wie durch diefe wiederum jene mit dem Wachsthume der Städte fich zuerft allgemeiner verbreitete. Gleich wohlthätig wirkt die Induftrie auf die Cultur, wie im zweyten Capitel bewiefen wird. Armuth und Unwiffenheit find unzertrennliche Gefährten; Wohlhabenheit dagegen, durch Induftrie erzeugt, bringt nothwendig höhere Cultur hervor. Auch hier offenbare Wechfelwirkung. Das dritte Capitel, mit der Überfchrift: Tugend, foll den Satz weiter ausführen: Das Lafter ift die beftändige Gefährtin der Gedankenlofigkeit, Aufklärung dagegen die Mutter der Tugend. Denn der unwiffende, rohe Menfch läfst fich bey weitem leichter durch finnliche Eindrücke verführen, der gebildete dagegen wird durch Gründe in feinem Handeln beftimmt. — Allerdings fehr wahr, bis auf einen gewiffen Punct; wohl aber hätte hier bemerkt zu werden verdient, dafs wir fo oft hohe Cultur und Unfittlichkeit gepaart finden, dafs der Zeitpunct der höchften Cultur und des blühendften Wohlftandes auch gewöhnlich der Punct war, wo der fittliche Charakter der Nationen zu finken anfing. Viertes Capitel: Staatsverfaffung. In den Zeiten der roheften Barbarey ift Priefterherrfchaft. Sie fteht und fällt mit der Meinung, und löft fich gewöhnlich in einen Zuftand der Anarchie auf, wo die Gewalt zwifchen dem Regenten und den einzelnen Mächtigen im Volke getheilt ift. Erft wenn der Kunftfleifs neuen Reichthum, eine neue Macht fchafft, können fich die Herrfcher mit Hülfe der Städte auf ihren Thronen fichern, und es kann eine Alleinherrfch ft gegründet werden. Diefs führt unferen Vf. im fünften Capitel auf die Staatsverwaltung. Nur unter einem Volke, wo Induftrie blüht, das durch fie aus der Barbarey hervorging, kann eine gefetzlich geregelte Staatsverwaltung eingeführt, und der Menfch als vernünftiges Wefen

behandelt werden. Nur unter einem solchen Volke darf man auf beständige Ruhe und Gehorsam hoffen, welche aus der Überzeugung der Bürger hervorgehen, dass dadurch ihr eigenes Bestes befördert werde, eine Überzeugung, welche allein im Stande ist, Gemeingeist unter einem ganzen Volke zu verbreiten. Eine gleiche Umwandlung wird alsdann auch mit den Gesetzen vorgehen, von welchen das 6te Capitel handelt. Auch sie erhalten erst ihre Ausbildung mit der Zunahme der Industrie und dem dadurch angehäuften Privatvermögen. Denn erst dann sind die vielseitigen Berührungspuncte möglich, welche das Bedürfniss der Gesetze recht fühlbar machen. 7tes Capitel: Richter. Die Trennung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt erfolgte erst mit dem Aufblühen der Industrie. Gleich wichtig waren die Veränderungen, welche durch die Industrie in der bewaffneten Macht, von welcher das 8 Cap. handelt, hervorgebracht wurden. Eine nothwendige Folge ist auch hier Einführung der Theilung der Arbeit, indem in einem Künste und Gewerbe treibenden Volke nicht mehr, wie bey den Nomaden, ein Jeder im Nothfalle die Waffen ergreifen kann. Zugleich werden hier die grossen Vorzüge der stehenden Heere — versteht sich, wenn sie nicht über die Masse vermehrt werden — entwickelt. Neuntes Capitel: Bildungsanstalten. Auch hier gebührt der Industrie das Lob, dass sie die gelehrte Barbarey aus diesen sich vorher ganz in den Händen der Geistlichkeit befindenden Anstalten vertrieb, und sie ihrem Endzwecke entsprechend umwandelte. — Die letzten Capitel des Buchs betreffen einen sehr wichtigen Gegenstand — die Finanzen. — In dem 10 Cap. über das Staatseinkommen zeigt unser Vf. die allmählige Entwickelung des heut zu Tage üblichen Finanzsystems, und geht zugleich die gewöhnlichsten Steuern, welche er mit *Ad. Smith* in Auflagen auf den Arbeitslohn, den Capitalgewinnst und die Landrente eintheilt, einzeln durch. Einen Staatsschatz verwirft der Vf. (11 Cap.), und ein Jeder wird ihm gewiss vollkommen beypflichten, sobald von einem Staate die Rede ist, welcher einen blühenden Credit und wohlhabende Unterthanen besitzt. Dass aber die besondere Lage einzelner Staaten auch hier die Regel in der Anwendung modificiren könne, wird man eben so wenig bezweifeln. Nachdem im 11 Cap. von den Staatsschulden gesprochen, und die verschiedenen Methoden, Schulden zu machen, angezeigt worden sind, handelt endlich das 12 Capitel vom Staatsbankerotte. — Allerdings ein drohendes Ungewitter, welches beynahe unvermeidlich alle die Staaten endlich treffen zu müssen scheint, welche, durch die Leichtigkeit des Schuldenmachens verführt, diese unbesonnen zu sehr anhäufen. Von den hin und wieder angelegten Tilgungsfonds verspricht sich unser Vf. sehr wenig; jedoch hätte die Einrichtung sowohl des alten als neuen englischen Tilgungsfonds, das schönste Denkmal des unsterblichen Pitt, hier als eine ruhmvolle Ausnahme wohl eine genauere Würdigung verdient.

Mit den Behauptungen des Vfs. sind wir grösstentheils einverstanden; was aber die Sprache betrifft, so haben wir diese für ein Compendium, welches die grösste Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks erfodert, zuweilen zu wortreich, unbestimmt und blühend gefunden. P. d. G.

PHILOSOPHIE.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie* von *Fried. Wilh. Dan. Snell*, ord. Prof. der Philos. in Giessen. Erster Theil. Erfahrungsseelenlehre, Logik, Metaphysik und Ästhetik. Zweyter Theil. Moral, Naturrecht, moralische Religionslehre. Vierte verbesserte Auflage. 1806. XX, 278 u. 136 S. 8. (20 Gr.)

Der auch durch dieses Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie verdiente Vf. erklärt sich über das Bedürfniss, das er befriedigen wollte, schon in der Vorrede zur ersten Auflage auf folgende Art: „Dass der systematische Vortrag der Philosophie, wenn er zweckmässig eingerichtet ist, nicht mehr zu schwer für Jünglinge aus den oberen Classen der Gymnasien sey, wird durch die Erfahrung bestätigt. Durch diesen Elementarunterricht werden sie vorbereitet, den vollständigeren Unterricht über die einzelnen Theile der Philosophie in akademischen Vorlesungen desto besser fassen und benutzen zu können; sie werden zu dem letzteren mit weit grösserem Interesse angezogen werden, wenn sie von dem Ganzen der Wissenschaft schon eine Übersicht haben, und auf die gelegten Gründe weiter fortbauen können. — Manche Jünglinge, welche sich dem Handlungsstande, den Kriegswissenschaften u. dgl. widmen, haben mehrentheils keine weitere Gelegenheit, wenn sie die Schule verlassen haben, einen mündlichen Unterricht über die Philosophie zu benutzen. Diese werden sich aber weit leichter durch Lectüre philosophischer Schriften und mündliche Unterhaltungen darüber ausbilden, wenn sie auf der Schule einen guten Grund dazu gelegt haben. Ohne diese Vorübungen werden sie manche sehr gewöhnliche Ausdrücke in Schriften und Gesprächen nicht verstehen, gewöhnlich kein Interesse an Unterhaltungen über diese wichtigen Gegenstände finden, von aller philosophischen Lectüre zurückgeschreckt werden, und sich lieber mit tausend nichtsbedeutenden Kleinigkeiten beschäftigen, als dass sie zuweilen eine Stunde dem ernstlichen Nachdenken über den Menschen, seine Verhältnisse gegen andere vernünftige Wesen, seine moralische Natur, über die Zweckmässigkeit und Ordnung des bewundernswürdigen Weltgebäudes und den erhabenen Urheber desselben widmen sollten. Manche werden über alle diese Dinge sehr oberflächlich und in einem absprechenden Tone räsonniren, ohne die Hauptpuncte zu kennen, auf welche bey diesen Untersuchungen alles ankömmt; oder gewisse Modemeinungen ohne Prüfung annehmenn und leichtsinnig nachsprechen. Vor allen diesen Fehlern bewahrt eine frühe Bekanntschaft mit der Philosophie am besten." Die vier Auflagen des Buchs beweisen seine Nützlichkeit. Originelle Aufklärungen wird Niemand von einem Lehr-

buch erwarten, das zum Leitfaden für den ersten Unterricht in der Philosophie bestimmt ist. Daher würde auch eine Beurtheilung des Inhalts, der Ordnung, in der die Wissenschaften auf einander folgen, und der Methode, nach welcher der Vf. die einzelnen Wissenschaften vorträgt, hier zweckwidrig seyn. Dass die Ästhetik von dem Bruder des Vfs., dem Hn. Rector *Snell* zu Idstein, entworfen worden, muss hier noch bemerkt werden. Za.

Hof, b. Grau: *Grundriss der reinen allgemeinen Logik zum Gebrauch für Vorlesungen auf Gymnasien und gelehrten Schulen,* herausgegeben von *L. H. Wagner*, ord. Lehrer der Philos. am christian-ernestinischen Collegium und erstem Bibliothekar der kön. Geschäftsbibliothek zu Bayreuth, 1806. XII u. 212 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. hält es für schwer, die Grenzen genau zu bestimmen, innerhalb welcher sich der Vortrag der Logik auf Schulen halten soll, damit er weder in ermüdende Weitläuftigkeit, noch in unfruchtbare Kürze ausarte. Nach seinem Dafürhalten haben wir noch kein zweckmäsiges Lehrbuch der Logik für Schulen. Er hat sich daher entschlossen, diesen Leitfaden für den logischen Unterricht, zu dem ihn seine Lehrstelle verpflichtet, selbst auszuarbeiten. Dass ein geschickter Lehrer sich dieses Lehrbuchs mit Nutzen bedienen könne, das bezweifelt Rec. nicht. Die Logik des Hn. *Kiesewetter* scheint der Vf. am meisten benutzt zu haben. Eine ihm eigenthümliche Entwickelung und Bestimmung logischer Begriffe hat zwar Rec. nicht angetroffen. Indessen hat doch der Vf. auf seine eigene Art klar das dargestellt, was er von Anderen entlehnte. Aber weder klar noch richtig ist seine Bestimmung der Begriffe von Anschauung und Gedanke. Er unterscheidet die Anschauung im weiteren Sinne von der Anschauung im engeren Sinne. Die erste ist nach ihm „jede Vorstellung des Mannichfaltigen, in sofern man nur die Mannichfaltigkeit, nicht aber die Einheit erwägt. In sofern nun jede Vorstellung ein Mannichfaltiges darbietet, kann man auch jede Vorstellung eine Anschauung nennen. Anschauung im engeren eigentlichen Sinne ist eine einzelne Vorstellung, die sich unmittelbar auf einen Gegenstand bezieht, und wodurch dieser gegeben wird; also die Vorstellung eines Individuum z. B. *Wieland*, *Goethe*, *Virgil* u. s. w., oder wenn ich mich in die Hand schneide, Bier trinke, in allen diesen Fällen sind die Vorstellungen unmittelbare oder Anschauungen.“ Da würde dann wohl die Anschauung im weitesten Sinne und der Begriff eins und dasselbe seyn. Die Vorstellung von Individuen, z. B. von Virgil, nennen viele Logiker einen einzelnen Begriff. Wenn gleich diese Erklärung auch unrichtig ist, indem ein Begriff stets das Bewusstseyn einer blossen Regel im Verhältniss zu Objecten, deren selbst man sich bewusst seyn oder nicht bewusst seyn mag, und folglich unendlich vieler Bestimmungen fähig ist, sollten wir auch nur einen einzigen Gegenstand unter diese Regel zu subsumiren haben: so ist es doch noch unpassender, die Vorstellung des Individui die Anschauung im eigentlichen Sinne zu heissen. Selbst dem gemeinen Sprachgebrauch widerstreitet diese Auslegung. Denn Niemand wird von Anschauungen reden, wenn er sich nicht eines Gegenstandes selbst, unabhängig von jeder Regel, d. h. unmittelbar bewusst ist.

Za.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Magdeburg*, in Comm. b. Heinrichshofen: *Billigkeitsgründe für die Vereinigung der Schulden aller westphälischen Departements zu einer gesammten Reichsschuld.* Von *G. S. Röttger*. 1808. 60 S. kl. 8. (4 Gr.) Die gegenwärtige kleine Schrift ist eine von denen, welche durch die reichsständischen Verhandlungen, die dem Gesetze vom 14 Julius 1808 vorangingen, veranlasst wurden. In der Anzeige des zweyten Theils des Gesetzbülletins des Königreichs Westphalen (No. 6. d. J. unserer A. L. Z.) sind der Gegenstand dieses merkwürdigen Gesetzes und die dringenden Motive desselben vollständig dargestellt worden. So dringend und einleuchtend diese nun auch waren, so fanden sich doch Personen, die sie sowohl mündlich als schriftlich angriffen, und welche in der Vereinigung aller einzelnen Landesschulden zu einer allgemeinen Reichsschuld eine Ungerechtigkeit, wo nicht sahen, doch zu sehen vorgaben. Dieses veranlasste nun, dass auch von der anderen Seite Schriftsteller auftraten, welche den Gesetz-Entwurf zu vertheidigen suchten, zu denen denn auch Hr. *R.* gehörte. Mit Recht ist der Vf. der Meinung, dass es bey der Entscheidung dieser Angelegenheit hauptsächlich auf eine richtige Darstellung des *status causae et controversiae*, und auf eine der Sache angemessene Festsetzung der davon abhängigen Fragen ankomme. Stellt man die Frage so: *Ist es gerecht und billig, dass eine Provinz die Schulden der anderen bezahle?* so ist vorauszusehen, dass die Mehrheit der Stimmen *verneinend* seyn werde. Fragt man aber: *Darf die vollziehende Gewalt allgemeine Landeseinkünfte zur Unterstützung einzelner Provinzen anwenden?* so wird sich jeder wundern, wie eine solche Frage, deren Bejahung sich sogleich aufdringt, nur aufgeworfen werden konnte. Nimmt man nun ferner an, dass die Bezahlung der Provincial-Schulden, da es keine Provinzen mehr giebt, eine Staatsverpflichtung ist; nimmt man an, dass König und Stände Contributionen zur Deckung allgemeiner Staatsbedürfnisse auszuschreiben berechtigt sind, (und wer, der nur eine oberflächliche Idee von der Constitution hat, wird hieran zweifeln?): so sind wir zur Lösung des Problems auf einem Wege gelangt, zu welchem es unmöglich schien, auf dem zuerst angedeuteten jemals kommen zu können. Diese hier kurz dargestellte Ansicht der Sache entging aber auch den Reichsständen keineswegs, und Hr. R. hat lediglich das Verdienst hier etwas zu sagen, was während des Reichstages in dem Munde der gesammten Majoritat war. Doch Hr. *R.* beschränkt sich nicht auf diesen Grund allein, er stellt vielmehr der Gründe noch mehrere auf. Da jedoch diese in der am 14 Jul. v. J. von dem Hn. Staatsrath *Malchus* in der Reichsversammlung gehaltenen Rede (westph. Moniteur No. 5[illegible] 1808) unendlich kraftvoller entwickelt sind; da diese Sache jetzt zur Zufriedenheit aller längst arrangirt ist, und daher den grössten Theil ihres Interesses verloren hat: so enthält sich Rec. einer ferneren Darstellung dieser bekannten Sachen. — Die in der Schrift gewählte Darstellungsmethode ist im Ganzen keineswegs zweckmäsig. In der Regel sind die, grösstentheils richtige Ansichten enthaltenden Gedanken in einen solchen Schwall von Worten gekleidet, dass man sich der Vorstellung nicht erhalten kann, eine schlecht abgefasste salbungsvolle Predigt zu lesen. Der wesentliche Inhalt der vier enggedruckten Bogen hätte füglich auf Einem Bogen dargestellt werden können. — Doch die Absicht des Vfs. war unstreitig gut, wenn man auch nicht annehmen kann, dass er vieles zur Verbreitung einer richtigeren Vorstellung über den fraglichen Gegenstand beygetragen habe.

F L

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JUNIUS, 1809.

KIRCHENGESCHICHTE.

PARIS, b. dem Pastor Rabaut-Pomier, und MONTPELLIER, b. dem Vf.: *Annuaire ou repertoire ecclésiastique à l'usage des églises réformées et protestantes de l'empire français.* — *Par M. Rabaut* le jeune, Ex-législateur, membre de la légion d'honneur et Conseiller de préfecture au département de l'Herault. 1807. 506 S. gr. 8.

Dieses Werk ist nicht nur für diejenigen, welche es betrifft, besonders für die reformirten und lutherischen Consistorien in Frankreich, sehr nützlich; es ist auch für die kirchliche Geographie und Statistik, und für die neuere Geschichte der Protestanten daselbst, sehr wichtig, und schon die Erscheinung desselben ist eine historische Merkwürdigkeit. Es ist allen *reformirten* Christen des französischen Reichs (warum nicht auch den *lutherischen*?) in einem Tone der Freude, der Dankbarkeit, des Triumphs gewidmet. Voran steht eine kurze *historische Notiz von der bürgerlichen und religiösen Lage der Reformirten in Frankreich, seit dem Edicte von 1787 bis zum J. 1807.* Darauf folgt ein systematisches *Verzeichniss der Kirchen, Bethäuser, Consistorien, der Pastoren, der geistlichen Präsidenten und Inspectoren, der Ältesten, der Örter, wo der Cultus gefeyert wird*, nach der Eintheilung der Departements, mit historischen und anderen Anmerkungen versehen. Diess nimmt den grössten Theil des Werkes ein. Ausserdem aber findet man noch viele andere, meistentheils merkwürdige Stücke, besonders die Berichte, Reden und Decrete, welche Beziehung auf die Reformirten und Lutheraner in Frankreich haben, und das ganze System der Kirchenzucht der reformirten Kirchen daselbst. Die Nachrichten über die Kirchen und ihre Verfassung sind nicht überall gleich bestimmt und befriedigend, weil der Vf. nicht überall von den Consistorien und Kirchen nach Wunsch mit Nachrichten unterstützt wurde. Er verspricht übrigens, zwar nicht alle Jahre, jedoch von Zeit zu Zeit, Supplemente herauszugeben, in welchen die Mängel ergänzt und die inzwischen vorgegangenen Veränderungen angezeigt werden sollen.

Bey einem Werke, wie das vorliegende, kann der ausländische Recensent keine Untersuchungen über die Richtigkeit der Angaben anstellen, und keine Fehler berichtigen. Wir schränken uns also darauf ein, einige allgemeinere und interessantere Angaben aus demselben auszuziehen, und einige Reflexionen, die wir uns abstrahirt haben, mitzutheilen. Vor der Widerrufung des Edicts von Nantes, waren die reformirten Kirchen in 16 kirchliche Provinzen, und 61 Colloquien organisirt; jede Provinz bildete eine Provincialsynode. Nach der letzten Zählung der Kirchen, welche auf der Nationalsynode von *Alencon* im J. 1637 veranstaltet wurde, gab es in Frankreich 800 reformirte Kirchen, welche nur von 641 Pastoren bedient wurden: heut zu Tage sind mehrere dieser Provinzen, wo sonst zahlreiche und blühende Kirchen waren, derselben beraubt; sie wurden durch erzwungene Auswanderungen oder Bekehrungen aufgehoben. Nach der neuen Organisation giebt es im alten Frankreich 78 reformirte Consistorialkirchen und 7 Bethäuser; in den vereinigten Departements 49 reformirte Consistorialkirchen und 12 Bethäuser: in Allem 127 Consist. Kirchen und 19 Bethäuser. Die 78 Kirchen des alten Frankreichs werden von 171 Pastoren bedient; 50 sind vacant. Die 49 Kirchen in den vereinigten Departements werden von ohngefähr 430 Pastoren bedient. Die Zahl der Consistorialkirchen augspurgischer Confession steigt auf 63, welche von 521 Pastoren bedient werden. Der Grund, warum die Kirchen in den vereinigten Departements, welche doch eine kleinere Anzahl, als die im alten Frankreich ausmachen, doch eine weit grösfere Anzahl von Pastoren haben, liegt darin, weil von jenen, obgleich in Consistorialkirchen vereinigt, doch jede ihren Pastor und Tempel erhalten hat, hingegen im alten Frankreich eine Consistorialkirche oft nur zwey oder drey Pastoren hat, indem sie vor der neuen Organisation 6 und oft 8 gehabt haben würde. In den Kirchen der vereinigten Departements bedient ein Pastor 2 oder 3 Communen, zuweilen nur 1, im alten Frankreich oft 15 bis 20. Es giebt eine, deren Arrondissement 84 Communen in sich fasst, welche nur von 4 Pastoren versehen werden. So gross auch das Glück ist, welches den Reformirten in Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge zu Theil geworden: so kann doch ihr kirchlicher Zustand im Ganzen nicht blühend und erwünscht genannt werden. An vielen Orten müssen sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen noch unter freyem Himmel, und wie ehemals *in der Wüste* halten S. 30, 64fg. 80. 97fg. 103. 150. 153. 155. Zu *Mareuil* und *Quincy* mussten sie ihre Kirchen den Katholiken abtreten, und sind ohne Tempel, S. 23. In mehreren Gegenden halten sie ihren Cultus in Scheuern S. 23, 35, 60, 65, 148, in Privathäusern, 23, 61, 83, 148, in Ruinen, 60, in Casernen und Remisen, 198, 150. Zu *St.*

Quentin halten sie gar keine gottesdienstlichen Versammlungen S. 23. Die Consistorialkirche von Lamotte-Chalencon begreift 27 Communen: zu Lamotte versammeln sich die Reformirten in dem alten Kirchengebäude, welches sie kürzlich neu haben bauen lassen; zu Chalencon auf freyem Felde, an einem sehr gefährlichen Orte, weil zuweilen Stücke von dem Felsen, der den Ort beherrscht, herunterstürzen; zu Establet in einer Scheuer, zu Ville-Perdrix in einem Hause, zu Poyol in einem Tempel, auch zu Oullon, in allen übrigen 21 Communen aber auf freyem Felde, sonst hatten sie eine Kirche, *diese aber ist ihnen seit einiger Zeit verschlossen worden*, 66. Hie und da sind ihre Versammlungsörter nur mit Schranken oder Planken eingefasst, 79, 84. Übrigens haben sie auch schon manche Kirchen gebaut und gekauft, 22, 79, 90, 118, 122, 280, 283; es sind ihnen schon mehrere durch kaiserliche Decrete zuerkannt, 63, 84, 90, 96; auch von anderen geschenkt worden, 83, 94, 114, 243, 277. Man findet auch Beyspiele, dass sie gemeinschaftliche Kirchen mit den Katholiken haben, S. 60, 103. Die Pastoren werden von der Regierung salariirt, 13, nur zu Genf nicht, weil die dortige Kirche, als sie zu einer Consistorialkirche organisirt wurde, ihren *Status quo* erhalten durfte, ob sie gleich dem Gesetze vom 1 Germinal J. 10, und der Disciplin der französischen reformirten Kirchen unterworfen wurde, 126. Von den Reformirten in den vereinigten oder eroberten Departements heisst es S. 15: *Les églises de ces intéressantes contrées n'auraient rien à regretter de leur ancien état si elles n'étaient devenues plus pauvres par la perte de leurs biens et des sommes annuelles qu'elles recevoient de leurs souverains. Le decret du 13 Fructidor an 13 fixe le traitement des pasteurs des départements reunis ou conquis, qui étaient salariés par l'administration de Heidelberg ou dont les revenus ecclésiastiques ont été réunis au domaine, ce qui répare en partie leurs pertes.* Ebendaselbst heisst es von den augspurgischen Confessionsverwandten in den vereinigten Departements: *Ils ne s'apercevraient pas d'un changement dans leur état s'ils jouissaient encore des biens ecclésiastiques qui furent réunis au domaine lors de la réunion de ces départements à la France.* Von den *Waldensern* liest man S. 207—209 eine Nachricht. *Napoleon* hat durch ein Decret vom 6 Thermidor J. 13 das Gesetz vom 18 Germ. J. 10 auf sie angewandt, und sie dadurch aus dem Zustande blosser Duldung in das Verhältniss der Rechtmässigkeit und der Protection versetzt; ihre 15 Kirchen, welche von 13 Pastoren bedient werden, und in dem Departement des Po, in den drey Thälern *Pelis*, *Cluson* und *Balsille* (ehemals *Lucerne*, *Pérouse* und *St. Martin*) verbreitet sind, sind kürzlich dem Gesetze gemäss organisirt worden, und bilden drey Consistorialkirchen: *Latour*, *Praruftin* und *Ville-Seche*. Die reformirte Kirche zu Paris war seit dem Widerrufe des Edicts von Nantes zerstreut und ohne eigenen Cultus; die Reformirten in dieser Stadt hielten sich wegen der Einsegnung ihrer Ehen und der Taufen ihrer Kinder an die Caplane der Gesandten reformirter Fürsten und Staaten, besonders an den *holländischen*. *La Broue*, *Duvoisin* und *Marron* haben ihnen die wichtigsten Dienste erwiesen. Nach den Stürmen der Revolution war zwar *Marron* nicht mehr Caplan der *holländischen* Gesandtschaft, aber er benutzte die Gesetze, welche für die Freyheit der Gottesdienste gegeben waren, um die zerstreute Heerde zu sammeln und ihr alle geistliche Hülfe zu leisten. Das Gesetz vom 18 Germ. schenkte dieser Kirche ihren alten Glanz wieder und befestigte sie auf immer. Am 12 Frimaire J. 11 setzte der erste Consul eine Consistorialkirche zu *Paris* für alle Reformirten im Departement der *Seine* ein, und bestätigte *Marron* in dem Amte eines Geistlichen an derselben. Zu gleicher Zeit räumte er ihnen drey Kirchen zu *Paris*, nämlich *St. Louis*, *Panthemont* und *St. Marie*, ein. Doch heisst es S. 260: *Le gouvernement ayant eu besoin de l'église de Panthemont jusqu'à ce moment, le culte n'y a pas été encore célébré.* Die *Discipline des églises reformées de France*, welche man S. 363—414 findet, ist alt, sie ist das Werk ihrer ersten Stifter; die 40 ersten Artikel wurden auf der ersten Nationalsynode zu *Paris* 1559 abgefasst, die nachfolgenden Synoden haben das Werk beendiget. Es ist ein Denkmal des religiösen Eifers, der Strenge und der Sittenreinheit. Es ist der Mühe werth, Hn. *Rabaut* selbst über dieses Stück reden zu lassen. Wir sind selbst, sagt er S. 415 f., Zeuge von der strengen Ausführung der strengsten Artikel gewesen: dieser Kirchenzucht und ihrer pünctlichen Beobachtung danken die Reformirten die Reinheit ihrer moralischen Principien und diesen ehrenvollen Ruf der Rechtschaffenheit, welcher ihnen öffentliche Achtung und Zutrauen erworben hat. Sie wurde mitten unter brennenden Scheiterhaufen, unter aufgeschlagenen Blutgerüsten, unter Proscriptionen und Verfolgungen aller Art gemacht, und in eben dieser Zeit der Drangsale wurde sie am meisten respectirt und beobachtet: heut zu Tage wird diese Strenge der Grundsätze, dieser religiöse Rigorismus wenigstens übertrieben scheinen, und vielleicht von Vielen für Fanatismus ausgegeben werden. Wenn man aber die Zeiten, Gegenden und Umstände, wo diese Regel eingeführt wurde, und die glücklichen Wirkungen, welche sie hervorgebracht hat, in Betracht zieht: so wird man aufhören, eine Veranstaltung zu tadeln, welche sich vielleicht überlebt hat, und in mehreren Puncten jetzt unausführbar ist, welche aber Verfolgte in dem Respecte für die Gesetze und den König, in der Unterwerfung und Resignation unter die unveränderlichen Beschlüsse der Vorsehung erhalten hat; wir denken selbst, dass die Erschlaffung, welche seit mehreren Jahren in die Frömmigkeit und Sitten eingedrungen ist, ihren Ursprung in der Nichtausführung dieser Regel genommen hat, welche noch sehr nützlich für die reformirten Kirchen werden kann, wenn sie der Zeit und den Umständen angepasst, und mit dem organischen Gesetze vom 18 Germ. J. 10 in Harmonie gebracht wird. Diess Gesetz hat

wirklich bedeutende Veränderungen in der Organisation dieser Kirchen hervorgebracht, Veränderungen, welche in mehreren Rücksichten ihre Verfassung verbessern, aber doch eine Revision der Kirchendisciplin erfodern, die sie mit dem Gesetze übereinstimmend macht, und das Werk der Vorväter, unter der Billigung des jetzigen grossen Protectors, vervollkommnet. Die Veränderungen, welche durch das neue Gesetz in der Organisation der Kirchen vorgingen, sind folgende. Die Reformirten kannten ehemals die *Consistorialkirchen* nicht, welche aus einer Bevölkerung von 6000 Seelen bestehen. Ehemals wurde der Umfang einer Kirche durch die Provincialsynode bestimmt, wie gross auch ihre Bevölkerung seyn mochte. Man nahm nur auf die Entfernungen der Communen unter einander Rücksicht, und setzte eine Kirche aus denjenigen zusammen, welche sich die nächsten waren; oft war es hinlänglich, wenn eine Stadt oder ein Dorf sich verbindlich machte, einen Pastor zu besolden, diese Stadt oder dieses Dorf wurde eine Kirche ohne Rücksicht auf ihre Bevölkerung. Jetzt hat man, um die durch das Gesetz vorgeschriebene Bevölkerung zu erreichen, grosse Arrondissements bilden müssen, so dass eine Consistorialkirche aus Communen, welche sonst 5 bis 6 Kirchen bildeten, zusammengesetzt ist. Oft ist eine Consistorialkirche in mehrere Sectionen getheilt, von welchen jede ihren Pastor hat, der mehrere Communen bedient. Sonst war es nicht so; einige grosse Städte ausgenommen, welche mehr als Einen Pastor hatten, bediente in allen anderen Kirchen ein einziger Pastor eine Kirche; alle Kirchen waren, was heut zutage die Bethäuser sind. Sonst hatten die Reformirten Consistorien, Colloquien, Provincial- und National-Synoden: jetzt haben sie nur noch Arrondissements-Consistorien- und Synoden. Jede von den alten Autoritäten hatte ihre Verrichtungen und Befugnisse; sie bildeten eine Hierarchie, sie hingen eine von der anderen ab, entschieden über die Streitigkeiten, die sich in den Gemeinen erhoben, und unterdrückten die Verbrechen. Seit dem neuen Gesetze besteht nur noch die untergeordnete Autorität der Consistorien; die Synoden sind noch nicht organisirt, und die Consistorien sind keiner höheren kirchlichen Autorität unterworfen. Die Provincialsynoden waren aus kirchlichen und Laien-Deputirten von allen Kirchen einer kirchlichen Provinz zusammengesetzt, und so entstand oft eine Versammlung von 30—40 Personen: jetzt werden 5 Consistorialkirchen eine Synode bilden; sie wird aus einem Pastor und einem Ältesten von jeder Consistorialkirche, und einem Commissär der Regierung bestehen, welches nur eine Versammlung von 11 Personen ausmachen wird; ausserdem muss, wie vor dem Widerruf des Edicts von Nantes, die Regierung die Zusammenberufung einer Synode autorisiren, dem Minister des Cultus muss vorher von den Materien, welche auf der Synode vorkommen werden, Kenntniss gegeben werden; der Verbalprocess ihrer Sitzungen muss der Regierung übersandt werden, und sie darf nicht länger als 6 Tage dauern. Die Synoden werden also in Zukunft nicht mehr Versammlungen einer zahlreichen Geistlichkeit seyn, die Regierung wird sowohl die Gegenstände als die Resultate ihrer Berathschlagungen kennen, und die Gegenwart des Präfecten oder Unterpräfecten macht die Vorsichtsmassregeln, welche der Gesetzgeber nehmen zu müssen glaubte, um die Missbräuche, welche sich in eine allzuzahlreiche kirchliche Versammlung hätten einschleichen können, zu verhüten, vollständig. Sonst bestanden die Consistorien aus einer unbestimmten Anzahl von Pastoren, Ältesten und Diakonen; die Laienmitglieder wurden ohne Unterschied aus allen Gläubigen der Kirche gewählt, die Dauer ihrer Functionen war willkührlich, und durch ein besonderes Reglement bestimmt. Die Berufung der Pastoren war durch die Synode autorisirt, und der Pastor konnte ohne eine von ihr erhaltene Dimission nicht abtreten. Heutzutage will das Gesetz, dass das Consistorium wenigstens aus 6 und höchstens aus 12 Ältesten bestehe, und dass diese aus den Personen genommen werden, welche am meisten contribuiren; es bestimmt die Art ihrer Erwählung, und verordnet, dass alle 2 Jahre die Ältesten zur Hälfte erneuert werden. Die von einem Consistorium an einen Pastor gerichtete Berufung ist gültig, wenn dieser sie annimmt, und der Kaiser sie bestätiget, die Zustimmung der Synode ist nicht nöthig; sie ist auch nicht erfoderlich, um einem Pastor die Dimission zu geben, oder ihn bey einer Kirche zurückzuhalten: der Pastor nimmt seinen Abschied selbst, indem er das Consistorium 6 Monate vorher benachrichtiget, das Consistorium kann ihm selbst erlauben, sich vor Verlauf dieser Zeit zurückzuziehen. Wenn das Consistorium die Zahl der Pastoren seiner Kirche vermehren will: so muss es die Autorisation bey der Regierung, nicht bey der Synode suchen. Der Präsident des Consistoriums war sonst der Pastor, und in den Kirchen, wo ihrer mehrere waren, wechselte das Präsidium unter ihnen: jetzt spricht das Gesetz dasselbe dem ältesten zu. Sonst wurden die schuldigen Pastoren von den Colloquien und Synoden suspendirt oder abgesetzt: jetzt ist es die Regierung, welche beides billiget oder verwirft. Sonst entschieden allein die kirchlichen Autoritäten über die Streitigkeiten, welche sich unter den Geistlichen erhoben; jetzt entscheidet der Staatsrath. Nach den Veränderungen, welche durch das Gesetz in den Verhältnissen und der Verfassung der reformirten Kirchen gemacht sind, müsste nun auch ihre *alte Kirchendisciplin*, welche das Gesetz übrigens keineswegs aufgehoben hat, revidirt werden. Diess ist noch nicht geschehen. Bis zu der Zeit, wo es geschehen wird, legt Hr. *Rabaut* seine Ideen über ein *provisorisches Reglement*, welches die Consistorien für die innere Administration ihrer Kirchen annehmen könnten, vor S. 419—432. Eines von den besonders merkwürdigen Stücken, welche man in diesem Buche findet, ist ein *Pastoral- und Consistorial-Mandement* des Consistoriums zu Biel, dessen Publication und Execution der Kaiser durch ein Decret aus dem Haupt-

quartier zu Warschau vom 6 Jan. 1807 verordnet hat. Es athmet die Strenge der alten reformirten Kirchen. Wir wollen einige Stellen aus demselben hersetzen: *Les pasteurs et anciens d'église sont fortement exhortés à veiller sur le troupeau de leur paroisse, à se munir de fermeté et de courage pour reprimer les discours impies et les moeurs scandaleuses, de quelque nature qu'elles soient, reprendre et corriger les délinquans avec prudence et avec autorité et à les rapporter au président ou au consistoire, de ne se laisser détourner de leurs devoirs par quelle considération que ce soit. — Nous conjurons tous les membres de cette église d'avoir pour les avertissements de leurs pasteurs et anciens tout le respect et de prévenir les voies de sévérité que l'on seroit obligé d'employer envers ceux qui s'opiniatreraient dans l'irreligion, dans la vie scandaleuse et dans la rénitence. — Nous enjoignons aux anciens de rapporter ceux qui au mépris de la parole de Dieu et des exercices de piété les négligeraient habituellement et d'une manière marquée, ou qui y assisteraient indécemment. — La profanation du jour du Seigneur étant sévérement défendue par les lois de Dieu et du Souverain, les anciens veilleront à ce qu'aucun jeu et aucune danse n'aient lieu les jours de communion et de jeune solennel, et pour ce qui est des dimanches ordinaires avant les quatre heures du soir et qu'alors il ne s'y commette aucun desordre ni scandale, qu'ils auront soin de reprimer dans le besoin et de rapporter les contrevenans. — Si, contre toute attente, il devait se trouver encore dans le sein de nos églises quelque pécheur endurci qui, au mépris de l'évangile* et de tout *ordre, ne tint aucun compte du présent mandement, et voulut persister dans l'impiété, dans* le vice et le *scandale, nous leur déclarons de la part* de Jesus *Christ que la colère de Dieu demeure sur eux* tant *qu'ils croupissent dans cet état affreux* et *que* nous sommes *fermement résolus de nous servir de toutes* les armes *spirituelles que le Seigneur nous a remises* pour *la destruction du péché, pour purifier sa sainte* maison *de tout scándale et pour glorifier son saint* nom: *nous réservant même, si le cas l'exige,* de denoncer *les rénitens au gouvernement,* comme troublant l'ordre *de l'église et de la société, réfractaires envers* leurs supérieurs légitimes, *établis par l'autorité* de Dieu et de *notre auguste Monarque, auquel nous devons* tous une *soumission et fidélité inviolable.* Das Mandement ist von *Gibolet*, Präsident des Consistoriums, unterschrieben. Wir setzen noch den Wunsch hinzu, dass auch in anderen Ländern solche kirchliche Repertorien von Zeit zu Zeit erscheinen möchten, wie in Frankreich die Katholiken schon seit langer Zeit und jetzt auch die Reformirten und Lutheraner haben. Sie können nicht nur einen wissenschaftlichen Nutzen gewähren, nicht nur bey gewissen kirchlichen Geschäften Vieles erleichtern, sondern sie können auch als Vehikel gebraucht werden, den kirchlichen Gemeingeist zu nähren, religiöse Ideen unter den Gemeinen auszustreuen, und kirchliche Verbesserungen zu veranlassen.

C. F. S.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. 1) *Frankfurt* a. M., b. Wilmans: *Die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden.* Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter von *Joh. Ludw. Ewald. Erstes Bändchen.* Dritte verm. u. verbess. Aufl. mit neuen Kupfern von Ramberg u. Ridley und neuer Musik von Fränzl. 1804. XXIV u. 336 S. *Zweytes Bändchen.* VIII u. 263 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

2) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Mädchenglück und Mädchenunglück*, zur Beherzigung für Deutschlands edle Töchter, welchen Unschuld, Ehre und Glück werth und theuer ist. 1805. XX u. 540 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es ist in Wahrheit kein leichtes Unternehmen, das liebenswürdige Wirken des Weibes nach seinen kleinen Details und feineren Manieren so zu zeichnen, dass in dieser Zeichnung nicht ein unerreichbares Ideal, sondern ein solches Bild aufgestellt werde, in welchem sich die Besseren des schönen Geschlechts wiederfinden. Rec. glaubt über die Schwierigkeiten, mit welchen dieses Geschäft verbunden ist, aus eigner Erfahrung urtheilen zu können, da sein Beruf es ihm zur Pflicht macht, auch jungen Frauenzimmern über ihre künftige Bestimmung die nöthigsten Belehrungen zu ertheilen. Um desto angenehmer ist es ihm, die Anzeige von No. 1, für dessen gute Aufnahme schon die wiederholten Auflagen ein günstiges Vorurtheil erwecken, mit dem Wunsche begleiten zu können, dass diese Schrift von keinem erwachsenen Frauenzimmer der gebildeteren Stände ungelesen bleibe. Nachdem der Vf. die Hauptunterschiede beider Geschlechter, so weit es sein Zweck zu erfodern schien, angegeben, und eine Vorlesung von der Herrschaft über Phantasie und Herz vorausgeschickt hat, ertheilt er seinen Leserinnen über die Wichtigkeit des weiblichen Berufs, der ihnen als Gattinnen, Müttern und Hausfrauen obliegt, die nöthigsten Belehrungen, die überall den aufmerksamen Beobachter verrathen. Hr. *E.* hat bey der neuen Auflage die ihm von dem Rec. der ersten Auflage gemachten Bemerkungen benutzt, und diese Ausgabe durch zwey neue Abhandlungen über die Selbstständigkeit des Weibes und über *Pestalozzi's* Lehrmethode vermehrt. Es lassen sich allerdings noch eine Menge Gegenstände anführen, über welche man eigene Abhandlungen in diesem Handbuche zu finden wünschen dürfte, z. B. über die Wahl eines Gatten, über weibliche Lectüre u. a. Inzwischen lässt sich auch erwarten, dass diejenigen Frauenzimmer, welche den Grad weiblicher Bildung besitzen, zu welchem ihnen selbst diese Schrift behülflich seyn soll, sich hierüber selbst zu rathen im Stande seyn werden. Die Form des Vortrags ist fasslich und meistentheils anziehend; nur manche Anspielungen auf wissenschaftliche Gegenstände, die doch nicht jedem Frauenzimmer, das sich auch zu der gebildeten Classe zählt, bekannt seyn dürften, wünschten wir weg.

Hat auch der ungenannte Vf. von No. 2, der, wie wir hören, Hr. Pred. *Fuhrmann* seyn soll, bey den Vorarbeiten von Salzm. *Campe, Ebert, Ewald* u. a., die er wirklich benutzt hat, in seiner Schrift, welche er für verheirathete Frauenzimmer, für Mütter und erwachsene Mädchen bestimmt, nichts Neues gesagt: so wird sein Buch darum doch nicht für ganz überflüssig erklärt werden dürfen. Er macht zuerst auf die Fehler aufmerksam, welche von Seiten der Ältern und jungen Frauenzimmer selbst begangen werden, Mädchenunglück zu befördern, und verbreitet sich sodann über das, was von Seiten der Ältern und jungen Mädchen zur Beförderung des Glücks des letzteren gethan werden müsse. Dieser Plan scheint uns darum nicht der beste zu seyn, weil dabey mancherley Wiederholungen nöthig wurden, die bey einer andern Anordnung vermieden werden konnten. Diese Wiederholungen abgerechnet und einzelne, nicht edel genug ausgedrückte Stellen, wie S. 137: die beiden gedrechselten Halbkugeln werden schlapp und weit, gehört diese Schrift zu denjenigen Büchern, welche man jungen heirathsfähigen Frauenzimmern ohne Bedenken in die Hände geben kann.

Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 JUNIUS, 1809.

GESCHICHTE.

Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung: *Michael Ignaz Schmidt's*, k. k. wirkl. Hofraths, Directors des k. k. Hausarchivs und Beysitzers der Bücher-Censur-Commission, *Geschichte der Deutschen.* Fortgesetzt von *Joseph Milbiller*, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Doctor, kön. baierisch. wirkl. geistl. Rath und öffentl. ordentl. Professor an der königl. baierisch. Universität zu Landshut. *Ein und zwanzigster Theil* (oder nach dem zweyten Titel: der *Neueren Geschichte der Deutschen* 16 Band). *Kaiser Franz II. Vom Jahre 1792 bis 1806.* 1807. 414 S. *Zwey und zwanzigster und letzter Theil* (oder der *Neueren Geschichte der Deutschen* 17ter und letzter Band), enthaltend *Deutschlands Zustand vom J. 1740 bis 1806 und ein allgemeines Register über das ganze Werk.* 1808. 481 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Mit diesen Theilen erreicht ein bekanntes, für Deutschland immerhin nicht unwichtiges historisches Unternehmen, zur nämlichen Zeit, wie das Reich selbst, sein Ende. Die politische Geschichte der Deutschen von der Thronbesteigung Franz II bis zur Entstehung des rheinischen Bundes ist der Inhalt des 21 Theils; im 22 Theile folgen noch allgemeine Bemerkungen über die Staatsmerkwürdigkeiten in Hinsicht auf Industrie, Wissenschaften u. s. w., welche nebst einem allgemeinen Register über alle Bände den Beschluss des Werks ausmachen.

Rec. könnte sich nun bey der Anzeige der gegenwärtigen Theile um so kürzer fassen, da die Arbeiten von *Schmidt* und *Milbiller* längst ihr Publicum haben, das ihren Werth nach Verhältniss des Zwecks und Planes schon hinlänglich kennt. Allein, gerade weil wir hier am Schlusse des Werks sind, und weil dieser eine so wichtige Periode in sich fasst, bey welcher jeder Leser doppelt begierig seyn wird, *wie* diese Begebenheiten, die wir selbst erlebt haben, in die Annalen unserer Nation aufgezeichnet worden seyen, während sich schon zum Voraus und unwiderstehlich ein gewisses wehmüthiges Gefühl eines Jeden bemächtiget: so sind wir wohl schuldig, hier etwas mehr zu sagen. Rec. hat überdiess an den früheren Anzeigen von diesem Werke keinen Antheil; er wird daher nicht ganz umhin können, bey diesem Anlass auch die zwey Fragen von dem Verhältniss des Fortsetzers zu dem ersten Vf. und von dem Verdienste des Ganzen um die Nation einigermassen zu berühren.

Die Ausarbeitung der vorliegenden Periode hatte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Begebenheiten von ausserordentlicher Wichtigkeit, die zum Theil ihrer Entstehung nach noch nicht im Klaren sind, deren Folgen sich noch nicht einmal ganz entwickelt haben; Begebenheiten, welche auf die Zeitgenossen selbst so verschiedene Eindrücke machen mussten, und die noch immer von ganz verschiedenen Seiten betrachtet werden können, unmittelbar nachdem sie geschehen sind, aus der lebendigen Wirklichkeit in das Gebiet der Geschichte überzutragen, ist zuverlässig keine leichte Aufgabe. Dem Vf. ist indessen hiebey zu Statten gekommen, dass er erst in einem Zeitpuncte Hand angelegt hat, wo nicht nur über die früheren Thatsachen bereits Untersuchungen angestellt waren, sondern wo sich auch schon bey dem zahlreicheren Theile der Beobachter ein ziemlich allgemeines und kaltblütiges Urtheil gebildet hatte, ein Urtheil, welches er, nach seinem eigenen Gefühl, mit Recht in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, ohne dieses erst ausdrücklich bemerken zu müssen. Dass es sodann bey einem solchen Gegenstande, mehr als bey irgend einem anderen, Hauptgesetz sey, nur ausgemachte Thatsachen aus den zuverlässigsten Quellen aufzunehmen, und dass das Urtheil der Leser durch gesunde Kritik und ganz unbefangene Darstellung geleitet werden müsse, hat der Vf. zugleich durch die That anerkannt. Wir bemerken, dass er, je näher er zu den neuesten Ereignissen kommt, desto mehr an dieses Gesetz sich hält. Ein einfacher und deutlicher Vortrag (welchen Rec. immer als einen Vorzug des *Schmidt*'schen Werks für das grössere Publicum betrachtet hat), gehört ebenfalls nothwendig hieher, und Rec. glaubt nach seinem Gefühl, dass Hr. *Milbiller* sich hierin hauptsächlich mit seinem Vorgänger identificirt habe, nur dass sein Styl, der Zeit gemäss, etwas mehr Bildung hat. Als offenen, wahrheitsliebenden und gemässigten Schriftsteller hat sich Hr. *M.* bereits bekannt gemacht. Hier zeigt er diejenige Freymüthigkeit, welche dem öffentlichen Lehrer der Geschichte zukommt, der, fern von allem Nebeninteresse, frey von Leidenschaft, sich nicht fürchtet, die Wahrheit zu sagen, weil die Heiligkeit der Sache seine Aegide ist, weil er sich erhaben fühlt über jene, deren Feder nur dem Interesse des Tages fröhnt. Wenn man *Schmidt's* Arbeit nur zu sehr ansieht, wo er schrieb: so findet man dagegen, dass Hr. *M.* in einem Lande

lebt, wo Denk- und Prefs-Freyheit mehr als jemals blühen.

Hieraus bestimmt sich schon im Allgemeinen der Werth des 21 Theils, den wir zuerst ins Auge fassen wollen. Aus den vielen Berichten und Acten-Sammlungen über die grofsen Begebenheiten unserer Tage soll er dasjenige im Zusammenhange ausheben, was Deutschland eigentlich betroffen hat, um durch Zusammenstellung des Wesentlichsten einen so viel möglich treuen Eindruck von dieser letzten Periode dem Gemüth des deutschen Lesers zu geben. Manchen wird es eine anziehende Übersicht gewähren, wenn sie hier eine Reihe von 14 thatenschweren Jahren, vom Manifest des Herzogs von Braunschweig an bis auf den letzten Reichstag, durchlaufen. Denn wenn solche wichtige Begebenheiten Schlag auf Schlag nach einander folgen: so treten selbst diejenigen in den Schatten, welche erst vor wenigen Jahren geschehen sind. Indessen wird man leicht denken, dafs schon in Ansehung der Zeit, in welcher dieser Theil erschienen ist, sodann auch in Rücksicht des dabey befolgten Planes, noch nicht alle Foderungen erfüllt seyen, welche an den Geschichtschreiber der Deutschen gemacht werden können, so wie dieses auch mit dem ganzen Werke der Fall ist. Rec. nimmt hievon noch zu einer näheren Zergliederung des vorliegenden Theils Anlafs.

Unter den etlichen und zwanzig *Quellen*, welche der Vf. für die neueste Geschichte benutzt und angeführt hat, vermifst Rec. noch einige, die nicht verdienten, übergangen zu werden. Die diplomatische Grundlage ist mit Recht bey ihm: *Reus deutsche Staatscanzley* und das *Reichstags-Diarium*; neben diesen werden die *europäischen Annalen* am häufigsten gebraucht. Um so mehr mufs man sich wundern, vorzüglich für die ganze Kriegsgeschichte ausschliefslich das *hamburger polit. Journal* angeführt zu sehen. Warum nicht die mit Recht sogenannte *Allgemeine Zeitung?* Rec. erinnert sich nicht, sie auch nur einmal gefunden zu haben. Eben so sieht Rec. keinen Grund, warum auf *Häberlin's Staatsarchiv* keine Rücksicht genommen wird, da doch desselben Anhang zur Geschichte der Wahlcapitulation Leopolds II gebraucht ist. Schon aus dieser Ursache ist mehreres mangelhaft, das leicht hätte weiter ergänzt werden können. Namentlich findet Rec. die Unterhandlungen zwischen dem wiener und münchner Hofe vor dem Ausbruche des letzten Kriegs und während desselben nicht ganz befriedigend dargestellt. Bekanntlich hat *Häberlin* die hieher gehörigen Actenstücke am vollständigsten; Hr. *M.* citirt aber durchaus blofs das polit. Journal. Wenn dieses absichtlich gesch h: so müfste Rec. das, was oben von der Unparteylichkeit des Vfs. gesagt worden ist, für diesen Fall einschränken; wiewohl blofs stillschweigende Übergehung einzelner Umstände noch keine Apologie genannt werden kann, da hingegen *Schmidt* in seinem Antheil so oft derselben sich unterzogen hat. Auch ist der Übertritt von Wirtemberg und Baden zur Allianz mit Frankreich noch viel weniger befriedigend dargethan, eigentlich kaum berührt. Solche Lücken vermifst man um so ungerner bey einem Geschichtforscher, der bey anderen, oft sehr verwickelten Gegenständen den Lesern nach Möglichkeit Genüge zu leisten weifs. Wir verweisen hier vorzüglich auf die gründliche Behandlung der Geschichte des Gesandtenmordes S. 204 ff.

Eine kritische Beleuchtung der Quellen gehört zwar nicht in den Plan dieser Geschichte; wenn sie aber je nöthig war: so ist es bey dem gegenwärtigen Abschnitte der Fall. In Ansehung der Anordnung ist Hr. *M.* der *Schmidt*'schen *Form* bis ans Ende getreu geblieben. Rec. hat aber dieser immer am wenigsten Beyfall geben können, da, um es auf das kürzeste zu sagen, die höhere Einheit erst gesucht werden mufs. In dem vorliegenden Theile sind ebenfalls die Abschnitte oder Capitelabtheilungen nicht sowohl nach den Hauptepochen der Geschichte, als vielmehr nach dem Umfange des Stoffs, als Portionen oder Ruhepuncte für den Leser gemacht. Meistens sind die glücklichen oder unglücklichen Wendungen des Revolutionskriegs der Anfang oder Schlufs eines Capitels. Manchmal mufs man das, was eigentlich deutsche Geschichte ist, aus der Geschichte Österreichs und Preussens und des allgemeinen Revolutionskriegs erst heraussuchen. Mag es immerhin seyn, dafs das Reich in dieser ganzen Periode gröfstentheils leidend sich verhalten, oft nur den Schauplatz für Andere hergegeben hat: den Geschichtschreiber hindert das nicht, seinen Mittelpunct herauszuheben. Eine nähere Einsicht der Inhaltsanzeige von den fämmtlichen XVI Cap. dieses XX Buchs (die wir des Raums wegen hier nicht abschreiben wollen) wird dieses unser Urtheil rechtfertigen. Wie viel einfacher wäre es gewesen, die Theilnahme Deutschlands an dem Revolutionskriege und seine dadurch bewirkte Auflösung (was eigentlich der Gegenstand dieses Theils ist) nach den drey Coalitionen, als eben so vielen Perioden, darzustellen! Die Regierung K. Franz II, welcher dieses XX Buch gewidmet ist, macht allerdings Epoche schon durch die Ereignisse, unter welchen er den Thron bestieg. Aber wenn das ganze Werk nur der Regierung der *Kaiser* folgt: so ist es wenigstens keine „Geschichte der Deutschen."

Rec. thut mit diesen Bemerkungen dem Vf. um so weniger Unrecht, da er glauben darf, dafs Hr. *M.* sich hierin blofs nach der Form seines Vorgängers bequemt habe. Wir müssen hinzusetzen, dafs ihm dessenungeachtet dasjenige, was wir eigentlich zum Gegenstand der deutschen Geschichte zählen, durch die meisten Capp. hindurch vor Augen geschwebt habe, wenn er auch nur durch Nebenbemerkungen darauf hingewiesen haben sollte. Wenn er im I Cap. (das zur Überschrift hat: „Fortsetzung der Unterhandlungen zwischen Frankreich und dem wiener Hofe u. s. w."), wiewohl erst S. 11, sagt: „Wer hätte damals (1792) geglaubt, dafs der Krieg so mächtige Fürsten, mit welchen sich in kurzer Zeit beynahe alle übrigen Mächte Europens vereinigten, gegen ei-

nen durch die Greuel der abscheulichsten Anarchie zerrütteten Staat, — — auch die Ordnung der Dinge in Deutschland — mächtig erschüttern würde?" so erkennen wir hier die eigentliche Aufgabe des vorliegenden Theils. Wenn Hr. *M.* ganz nach eigenem Plane geschrieben hätte: so dürften wir wohl annehmen, dass er, statt im ersten Cap. bloss das Verhältniss des wiener und berliner Hofes zu Frankreich, und den Anfang ihres Kriegs zu schildern, voraus eine nähere Übersicht von der ganzen Lage Deutschlands und seiner verschiedenen Provinzen, vornehmlich der Rheinländer, von der Stimmung der Einwohner, ihrer Bearbeitung, der Lage der Fürsten u. s. w. vor dem Ausbruch des Kriegs, gegeben hätte, um danach um so bestimmter zeigen zu können, wie sich dieses alles gewendet habe. — Wie der Reichstag während des Zwischenreichs eine bis dahin bestandene Lücke in der Reichsverfassung um eben dieselbe Zeit ausfüllte, da von einer anderen Seite her der Grund zu ihrer Zerstörung gelegt wurde, ist S. 18 sehr gut angezeigt. — Der Zeitpunct, von welchem an es bereits kein deutsches Vaterland mehr gab, ist im VI Cap. S. 107 genau bemerkt. Wenn in der Folge weiter entwickelt wird, unter welchen Einwirkungen *von aussen* dieses hauptsächlich geschah: so möchte doch auch das *innere* Verhältniss hin und wieder einer näheren Auseinandersetzung bedürfen. — Welch unerwartete Wendung es durch den Frieden von Campo Formio für das deutsche Reich genommen, ist S. 151 — 157 sehr freymüthig in Rücksicht des wiener Hofes dargethan. — Die sich durchkreuzenden Interessen beym Entschädigungsgeschäft unter den Reichsständen selbst; was die Würde des Reichs erfoderte, was die Lage nothwendig machte, findet man S. 283 ff. Beym Anfang der dritten Coalition sagt der Vf. wieder: „Wer hätte glauben sollen, dass ein Krieg, der wegen einer unfruchtbaren, nahe an Afrika gelegenen, Insel geführt wurde, das Ende des deutschen Reichs herbeyführen würde? Doch nicht Maltha war der wahre oder eigentliche Grund, u. s. w." S. 325. Auf solche Weise wird hin und wieder auf den Hauptgesichtspunct hingeleitet. Rec. könnte fortfahren, noch manche, dem deutschen Patrioten besonders wichtige Stellen auszuzeichnen; es gehört dieses aber eigentlich nicht für unseren Zweck, und wird von den Lesern wohl selbst gefunden werden. Auch die Schlüsse und weiteren Betrachtungen über die Ursachen, welche die Auflösung des deutschen Reichs herbeygeführt, sind nahe genug gelegt.

Manches des bisher Gesagten wird sich auch auf die XX vorhergehenden Theile anwenden lassen. Wir glauben, dass das Urtheil über das *schmidt-milbiller'sche* Werk, im Ganzen genommen, ziemlich allgemein übereinstimmend seyn werde. Alle erkennen, dass diese Geschichte hauptsächlich zur Belehrung eines grösseren Publicums über vaterländische Angelegenheiten bis daher sehr nützlich gewesen sey. Sie ist grösstentheils gründlich und anspruchslos, gewissermassen wie der Deutsche selbst. Es wird aber wohl Niemand behaupten, dass sie keine Mängel habe, oder dass das Ideal einer Geschichte der deutschen Nation in ihr schon erreicht sey.

Dieses hier weiter aus einander zu setzen, gehört nicht zur Aufgabe der gegenwärtigen Recension; eher würde es noch *die* Frage seyn: wie das von Hn. *Milbiller* in seiner akademischen Antrittsrede (1800) aufgestellte Ideal hiezu tauge, und wie weit es von seinem Vorgänger und ihm selbst erreicht sey? Es ist aber noch einiges in Beziehung auf den vorliegenden 21 Theil hier anzumerken. Der Vf. schliesst, unmittelbar nach dem Auszug aus K. Franz II letzten Noten, mit folgenden Worten: „Hiemit nahm also das deutsche Reich ein Ende; das älteste der Kaiserthümer hörte auf; eine Verfassung, an deren Herstellung durch Jahrhunderte gearbeitet worden, deren Befestigung während eines dreyssigjährigen Kriegs Ströme von Blut gekostet hatte, und durch deren Begründung die Stände des Reichs allein glücklich zu werden gehofft hatten, ist als zweckwidrig und unbrauchbar vernichtet. Eine traurige Empfindung muss jedes ächten Deutschen sich bemächtigen, wenn er auf seine Nation hinsieht, — sie, die einst, so kraftvoll und gross, die erste Rolle in der Welt spielte, und am Ende, sich ganz unähnlich, wie ein unbedeutender Schatten, verschwand!"

Rec. kann es einem Geschichtschreiber der Deutschen nicht verdenken, wenn ihm hier der Griffel entfällt. Allein der Vf. hatte selbst unmittelbar vor der Darlegung der beiden kaiserlichen Urkunden gesagt (S. 370): „Noch war das deutsche Reich (durch den pariser Tractat 12 Jul. 1806) nicht ganz aufgelöst. Im östlichen und nördlichen Deutschland bestand noch ein Theil desselben; die Fürsten dieser Länder hatten sich von dem gemeinsamen Bunde noch nicht losgerissen." Mit Recht konnte also der Leser erwarten, auch noch zu hören, wie es diesen ergangen; und in wiefern das furchtbare Ungewitter, das gleich darauf über jenen Theil von Deutschland ausbrach, mit dem vorhergehenden in Verbindung stand. Wenn der vorliegende Theil mit der Theilnahme Österreichs und Preussens am Revolutionskrieg beginnt; wenn bald hernach gezeigt wird, was durch den Zurücktritt des letzteren Hofes von der ersten Coalition, dem zunächst auch Hessen-Cassel folgte, bewirkt wurde: sollte nicht auch das letzte Schicksal von Preussen und Hessen, auch das unglückliche Ende des Herzogs von Braunschweig, und eben so des Königs von Schweden Abzug von demselben Puncte Deutschlands, den sein grosser Ahnherr vor nicht 200 Jahren als Retter Deutschlands betreten hatte, — für die letzten Scenen des grossen Trauerspiels vorbehalten worden seyn, damit der Zuschauer erführe, wie, nach den Gesetzen des Drama, jeder Rolle ihre Entscheidung wurde? — Doch der Vf. mag seine Gründe gehabt haben, warum er hier abbrechen wollte.

Endlich ist noch eine Hauptfrage: Hat denn überhaupt die Geschichte der Deutschen mit der Geschichte der alten Reichsverfassung ein Ende? Wenn diese

verschwindet: verschwindet denn auch die Nation? — Hr. M. scheint sich beynahe in der Idee zu gefallen, „dass es wohl wenige Schriftsteller gegeben habe, welche, da sie die Geschichte ihrer Nation schrieben, auch das Ende des Reichs, dem sie angehörte, erlebten, und ihre Geschichtsbeschreibung zugleich mit demselben beschlossen." (Vorbericht.) Um so weniger scheint es überflüssig zu seyn, auch in Beziehung auf die oben angeführte Stelle die Worte zurückzurufen, welche bey der Auflösung des Reichstags durch den schwedischen Gesandten ausgesprochen wurden: „Wenn die heiligsten Verbindungen, welche mehr als tausend Jahre hindurch das deutsche Reich zusammenhielten, jetzt aufgelöst worden: so kann doch niemals die deutsche Nation vernichtet werden, und durch die Gnade des Allerhöchsten wird Deutschland, dereinst aufs neue vereint, zu Macht und Ansehen wieder hergestellt werden!"

Bey der jetzigen grossen Thätigkeit der Deutschen im Reden und Schreiben, (wie hauptsächlich diejenigen Staaten zeigen, welche zuletzt und am tiefsten gefallen sind,) ist die geringste Foderung an die Geschichte diese, dass wir ein solches Gemälde unsers Unglücks der Nachwelt überliefern, wodurch wir beweisen, dass es uns wenigstens an der Kenntniss unseres Zustandes nicht gefehlt habe. Wir hoffen, dass auch Deutschland einst seinen *Gibbon* finden werde.

— C —

Der Anfang des dritten Theiles ist der Schilderung des Zustandes, in welchem sich Deutschland seit 1740 befand, gewidmet. Zuerst von dem Fortgange der Wissenschaften. Unter diesen werden aber nur die alte Litteratur, die Philosophie, die Rechtsgelahrtheit und die Theologie erwähnt. Von der Arzneywissenschaft, der Mathematik, der Naturgeschichte u. a. m. kömmt nichts vor. Als wenn die Deutschen in diesen Wissenschaften nicht so bedeutende Fortschritte gemacht hätten! Hierauf wird von der Ausbildung der deutschen Muttersprache gehandelt. Bey dem Verdienste, das sich Gottsched, Hagedorn, Gellert, um dieselbe erworben haben, hält sich der Vf. etwas länger auf; desto kürzer werden aber die neueren vorzüglichen Schriftsteller abgehandelt. Der Geschichte und Erdkunde wird die Ehre, aufgeführt zu werden, gar nicht zu Theil. Der Einfluss, den die Entfernung der Jesuiten von den Universitäten und anderen Schulanstalten auf den Unterricht in den katholischen Ländern äusserte, wird gut dargestellt. Der Vf. geht von da zu der ausserordentlichen Vermehrung der deutschen Schriftsteller und der Erweiterung des Buchhandels fort. Er zeigt, wie die Einschränkung der Pressfreyheit eine nothwendige Folge derselben gewesen ist. Von dem Zustande der deutschen Universitäten, von den Bemühungen der Deutschen, ihren Geschmack in den Künsten zu veredeln, wird nichts gesagt. Die Darstellung der Sittenverfeinerung hätte auch interessanter ausfallen können. Voltaire habe zur Aufklärung der Deutschen, aber auch zum Missbrauche dieser Aufklärung, sehr viel beygetragen. Aber von dem, was Lessing, was die berlinische deutsche Bibliothek wirkte, ist nichts erwähnt. Nur Lavaters Wunderglaube wird gerügt; die Exorcismus-Schwärmerey und Mesmer werden nicht vergessen. Die Fortschritte in der Landwirthschaft, in den Handwerken und Künsten, in Manufacturen, im Handel, werden hinlänglich dargestellt. Gern verweilt man bey dem, was über den Nationalreichthum der Deutschen gesagt ist, bey den Nachrichten von dem Zuwachse der Volksmenge, bey den Folgen, die die Aufklärung für die dem Wohle der Menschheit gewidmeten Anstalten, für die Verbesserung des Justizwesens, gehabt hat. Zum Schlusse noch der politische Zustand des deutschen Reichs, die vergrösserte Macht einiger deutscher Fürstenhäuser, die Fehler der deutschen Verfassung und die veränderte Denkart über Gegenstände des geistlichen Staatsrechts. Hier ist der Vf. in seinem rechten Fache. Den Überrest dieses Theiles nimmt ein vollständiges Register über das ganze Werk und eine recht brauchbare Zeittafel über die deutsche Geschichte ein.

Jg.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Feind: *Elementar-Unterricht für Mädchen.* Zweytes Lehr- und Lese-Buch. Von einer Lehrerin. Mit Tabellen. 1806. 448 S. 8. (1 Rthlr.) Diese Lehrerin hat sich bey ihrem Elementar-Unterricht den Zweck vorgesetzt, „Mütter, welche ihre Kinder selbst unterrichten wollen, dahin zu führen, diese selbst fragen zu können." Aber zu diesem Zwecke müsste das Buch eine ganz andere Gestalt haben. Die weitläuftige Fragmethode, wo viele andere Dinge mit eingemischt werden, die nicht zur Sache gehören, ist dabey ganz unnütz, und den eigentlichen Unterricht, der hier auf 448 Seiten ausgedehnt ist, hätte füglich auf 50 Seiten ertheilt werden können. Soll aber vielleicht das Buch für Mütter zugleich ein Leitfaden seyn, wie sie diesen Unterricht in Rücksicht seiner *Form* ertheilen sollen: so sieht man nicht ein, wie dieser Zweck erreicht werden kann, da die Kinder beym wirklichen Unterricht ganz gewiss nicht die Antworten geben werden, welche die Kinder nur im Buche auf die Fragen der Mutter thun; denn das Verhältniss der Fragen und Antworten zu einander ist so unnatürlich, dass man nur zu deutlich sieht, dass beide von einer und ebenderselben Person herkommen. Selbst als ein Lesebuch, welches Unterhaltung und Belehrung vereinigen soll, erreicht es seinen Zweck nicht, indem bey aller Weitschweifigkeit doch zu wenig für die Unterhaltung gesorgt ist. Diese Lehrerin sollte daher, ehe sie einen dritten Band erscheinen lässt, sich den Zweck deutlich vorstellen, den sie erreichen will; ob sie für Mütter oder Töchter, oder für beide zugleich schreibt; sie sollte überlegen, ob ihr Buch als ein Leitfaden beym Unterricht selbst, oder als ein Vorbereitungsmittel zum Unterricht, oder als ein Lesebuch zur Unterhaltung gebraucht werden soll. Das gegenwärtige ist zu keinem dieser Zwecke eingerichtet. Es hat drey Abtheilungen. Die erste Abtheilung hat keine Überschrift. Es ist auch schwer, durch eine Überschrift den Inhalt in dieser Abtheilung zu charakterisiren. Unter andern werden darin das Rechnen und einige geometrische Begriffe abgehandelt. Die zweyte Abtheilung handelt von Steinen, Pflanzen und Thieren, und die letzte vom Menschen. Die zwey beygefügten Tabellen geben eine Übersicht über die Classification der Pflanzen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1809.

MATHEMATIK.

Paris, in d. kaiserl. Druckerey: *Connaissance des Tems ou des mouvemens célestes.* A l'usage des Astronomes et des navigateurs; publiée par le Bureau des Longitudes. Pour l'an XV. 504 S. Pour 1808. 502 S. und 1809. 502 S. 8.

Wir sind unseren Lesern noch die Anzeige dreyer Jahrgänge dieser, den Astronomen und Seefahrern gleich schätzbaren Ephemeriden schuldig. Mit dem Jahre XV der Republik hörten sie auf, diese Zeitrechnung zu befolgen, und nicht für XVI, sondern für 1808 erhielten wir den nächsten Band, der, ausser den Himmelserscheinungen für dieses Jahr, noch die zwischen dem Schlusse von XV und dem 1 Jan. 1808 verflossene Zeit enthält, und dadurch die zwischen beiden Zeitrechnungen existirende Lücke ausfüllt. Grösseres Format zeichnet diesen und den folgenden Band äusserlich vor seinen Vorgängern aus; auf einen wesentlichen Vorzug des Inhalts werden wir später zurückkommen.

Wir verweilen nicht bey den Ephemeriden, denen übrigens von XV an die neuen *bürgschen* Mondtafeln zum Grunde liegen; schon öfterer wurden sie in diesen Blättern erwähnt, und wir finden keine wesentliche Veränderung darin. Der Band für 1809 enthält die bekannte Tafel der geographischen Längen und Breiten in alphabetischer Ordnung, nach den neuesten Angaben von *Buache* vermehrt und verbessert. Diese Einrichtung, die das Auffinden der Örter erleichtert, hat Vorzüge vor der vorigen, wo die Positionen nach den Eintheilungen der politischen Geographie geordnet waren.

Der Jahrgang XV enthält in den Additions: Ein Memoire von *Lalande* über die Sonnenfinsterniss des 17 August 1803. Ausser einer Sammlung von Beobachtungen dieser Finsterniss, auch einige daraus gezogene Resultate, u. a. Madrid westlich von Paris 24' 11" in Zeit; *Triesnecker* hat aus vielen Beobachtungen 24' 9" gefunden. — Verzeichniss von 24 nördlichen Sternen, von *Vidal* beobachtet, und von *Flaugergues* reducirt. — Eine Tafel der Veränderung der jährlichen Präcession der Fixsterne von *Mougin*. Begreiflich wächst die Ascension und Declination eines Sterns nicht gleichförmig, oder die Reihe, die diesen Wachsthum ausdrückt, bricht nicht mit dem ersten, in die erste Potenz der Zeit multiplicirten Gliede ab. Oft hat man die jährliche Präcession für eine zu lange Zeit als unveränderlich angenommen, und ist dadurch in Fehler verfallen, deren Vermeidung man durch gegenwärtige Tafel erreichen kann. Rec. findet indess ihren Gebrauch nicht sehr bequem, da sie mit doppelten Eingängen ist, und, vorzüglich für Circumpolarsterne, eine mühsame Interpolation erfodert, die nicht immer zu einem sicheren Resultate führen wird. — Tafel der Zenithdistanzen, der Azimuthe und der parallactischen Winkel, für die Breite von Paris (48° 50' 10") von *Chompré*. Diese Tafel nimmt 42 Seiten ein, und geht von 49° nördlicher Declination bis zum Pole; sie macht die Fortsetzung der früher berechneten, alle Grade zwischen 28° südl. und 48° nördl. Declination enthaltenden Tafeln aus; ihr Nutzen erstreckt sich nur auf Paris und auf die Rechnungen, bey welchen man eine Genauigkeit von ein paar Secunden nicht verlangt. Rec. hat sich aus seiner eigenen Erfahrung den Satz abstrahirt, dass alle dergleichen Tafeln wenigen Vortheil gewähren, und dass die oft mühsamen Interpolationen, und die anderen von ihrem Gebrauche unzertrennlichen Unbequemlichkeiten, mehr Zeit zu rauben pflegen, als die directe Berechnung der darin enthaltenen Angaben. — Über die Theorie des Jupiter und Saturn von *Laplace*. Die glänzenden Entdeckungen, die *Laplace* über die vorher unerklärlichen Anomalieen in den Bewegungen dieser beiden Planeten machte, sind bekannt; sie setzten *Delambre* in den Stand, neue Tafeln zu construiren, die die Beobachtungen sehr gut darstellten, und selten über 30" abirrten. *Bouvard*, der schon oft die Ideen des berühmten *Laplace* ausführte, unternahm auch jetzt, die Theorie dieser Planeten durch Anwendung der Gleichungen zu verbessern, die den Astronomen aus dem 3 Theile der *Mécanique céleste* bekannt sind; indess revidirte *Laplace* diese Gleichungen mit der möglichsten Sorgfalt, und fand noch einige Verbesserungen, die er in einem Supplemente zu seiner Theorie der Planeten bekannt machte. Das Verfahren, das *Bouvard* anwandte, aus diesen Untersuchungen den möglichst grossen Nutzen zu ziehen, verdient das grösste Lob, und es liess den schönen Erfolg, den es hatte, zum Voraus erwarten. Die Oppositionen des Jupiters und Saturns von 1747 — 1803, grösstentheils von *Bradley* und *Maskelyne* beobachtet, gaben eine Menge von Conditionsgleichungen, aus welchen, ausser den Variationen der elliptischen Elemente der Bahnen, noch die Correctionen der vorausgesetzten Planetenmassen bestimmt werden konnten. — So findet *Bouvard* die Masse des ♄ = $\frac{1}{3512,507}$ der Sonnenmasse, welches Resultat offenbar dem vorzuziehen ist, welches man aus den bisher beobachteten Elongationen des 4ten (alten) Satelli-

ten hergeleitet hatte. Für Jupiter fand sich keine wesentliche Verbesserung, und die Masse, die *Newton* aus den Abständen der Trabanten folgerte, wurde durch diese auf ganz andere Gründe gebaute Untersuchung aufs vollkommenste bestätigt. Da die *grandes inégalités* der beiden Planeten, in dem Zeitraume, den die erwähnten Oppositionen umfassen, durch ihr Maximum gingen: so kann man sehr auf die mittlere Bewegung, die *Bouvard* bestimmte, rechnen; eben so auf die elliptischen Elemente; und auch auf die von der Masse des Saturns abhängenden Ungleichheiten, weil *Laplace* versichert, dass *Flamsteeds* Beobachtungen den obigen Werth dieser Masse bestätigen. Indess werden in der Folge anzustellende Beobachtungen die *grandes inégalités* mit noch mehr Genauigkeit angeben, und die Zweifel heben, die man aus den etwas unvortheilhaften Umständen, unter welchen *Bouvard* diese Bestimmungen machen musste, hernehmen kann. — Geschichte der Astronomie fürs Jahr XI (1803) von *Jérôme Lalande*. Meistentheils Nachrichten, die unseren astronomischen Lesern schon bekannt seyn werden, und die wir deshalb schweigend übergehen. *Lalande* hat neue Venustafeln berechnet, mit Anbringung der Störungen nach *Laplace*; sie sind nach S. 317 bewundernswürdig genau, und irren für die unteren Conjunctionen von 1795 — 1801 nur einmal 2" von den Beobachtungen ab, 4 mal 4" und einmal 9". *Lalande* führt eine sehr sonderbare Beobachtung an, von *Vidal* in Mirepoix; er sah am 11ten October 1803, ♃ und ♀ mit der Sonne zugleich im Felde des Mittagsfernrohres. *Rec.* wünscht sehr, dass Hr. *Vidal* sich über die Art erklären möge, wie er solche unbegreifliche Beobachtungen dem Himmel abgewinnt; schwerlich wird die grosse Reinheit der Luft im südlichen Frankreich allein hinreichen, die Möglichkeit davon zu erklären. Der geschickte Uhrmacher *Honoré Pons* hat ein neues völlig freyes Stofswerk für Pendeluhren erfunden, und die Beschreibung davon dem Institute vorgelegt. — Über die ringförmige Sonnenfinsterniss im Jahr 1781. *Delambre* hat die Beobachtungen dieser Finsterniss unter *Lemonnier's* Papieren wieder aufgefunden, und *Lalande* benutzt sie hier, die Länge von Domingo, = 4° 47' 6" westlich von Paris, daraus herzuleiten. Da man ausser der Observation, die zwey spanische Seeofficiere in Domingo anstellten, nur eine sehr unvollständige Beobachtung von *Lemonnier* besass: so konnte man aus dieser Sonnenfinsterniss für die Bestimmung der Sonnen- und Mond-Durchmesser keinen Nutzen ziehen. — Über die Reduction der Distanzen des Mondes von der Sonne; eine Formel von *Lagrange*, nach welcher *Rochon* ein Instrument construiren liess, welches die Reduction ohne Rechnung giebt. — Über die *borda*'schen Reflexionskreise von *Burckhardt*. *Mendoza* hatte es diesem Instrumente zum Vorwurfe gemacht, dass es sehr schwierig und ermüdend sey, beide Bilder während der Bewegung des Schiffs ins Fernrohr zu bringen; indess zeigt *Burckhardt*, dass eine von *Troughton* beym *mendoza*'schen Kreise angebrachte Erfindung auch auf den *borda*'schen mit gleichem Nutzen angewandt werden kann. Die ganze Vorrichtung besteht in einem Halbkreise, den man an die Alhidade des kleineren Spiegels befestigen lässt, und den man so theilt, dass man den o Punct für die parallele Lage beider Spiegel ansetzt; die übrigen Theilstriche, die man nur von Grad zu Grad so stark aufträgt, dass man sie selbst bey nächtlichen Observationen ohne Mühe erkennen kann, geben dann, wie beym Sextanten, die halbe Distanz der beobachteten Gegenstände. Für eine Mondsobservation kann man daher aus einem astronomischen Kalender die zu beobachtende Distanz ungefähr entlehnen, und den grossen Spiegel auf den correspondirenden Punct des Halbkreises stellen; eine simple Bewegung der Ebne des Instruments wird dann beide Bilder ins Fernrohr bringen. — Beobachtung der Sonnenfinsterniss den 17 Aug. 1803 und daraus gezogene Resultate von *Méchain*. Bey dieser Gelegenheit giebt *Méchain* die geographische Breite von Tortosa, wo er selbst beobachtete, = 40° 48' 38",2 an, und für das Portal der Domkirche 40° 48' 45",8. Die Meridianunterschiede von Paris, die er findet, sind folgende: Tortosa 7' 10",8; Valencia 10' 59",7; Madrid 24' 19",2; Tanger 33' 9",2 westlich, und Palma 40",1 östlich von Paris. — Auszüge aus dem 2ten und 3ten Bande der *schröter*'schen Beyträge. — Formeln für die Parallaxe des Mondes von *Laplace*, auf die Form der Tafeln gebracht von *Burckhardt*. Eine angehängte Vergleichung mit *Mayer's* Parallaxe zeigt, wie klein die Unterschiede zwischen beiden sind; ihre Summe geht auf 7": allein nie kann die aus beiden Tafeln berechnete Parallaxe so viel verschieden seyn, weil es unmöglich ist, dass alle Differenzen zugleich ihr Maximum erreichen. *Burckhardt*, der die Constante nicht aus Beobachtungen, sondern aus den Pendellängen = 56' 59",31 unterm Äquator herleitet, giebt eine Discussion der dabey noch möglichen Fehler; woraus er folgert, dass sein Resultat bis auf 2" sicher seyn muss; *Bürg* stimmt in der That bis auf 1"7 hiemit überein, indem er 57' 2" findet. Die Differenz ist nicht von Bedeutung, und schwerlich möchte sich die Parallaxe fürs erste der Wahrheit noch näher bringen lassen. — Eine Interpolationstafel für den Mond von *Guérin* enthält die zweiten und dritten Differenzen, und ist für Interpolationen eingerichtet, die die Mondsörter für alle 12 Stunden, wie in der *Conn. des T.*, voraussetzen. — Über die Interpolationen von *Burckhardt*; dieses kleine *Mémoire* wurde durch die eben angezeigten Tafeln veranlasst, und lehrt eine andere Methode, die höheren Differenzen in Rechnung zu bringen. Wenn man die Differenzen durch Δ', Δ", Δ‴ u. s. w. bezeichnet, und die Entfernung der Zeit, für welche man interpoliren will, vom Anfangspuncte durch n (die Intervalle = 1 angenommen): so muss man zum ersten Gliede $n\Delta' + \frac{n \cdot n-1}{1 \cdot 2}\Delta'' + \frac{n \cdot n-1 \cdot n-2}{1 \cdot 2 \cdot 3}\Delta''' \text{ u. s. w.}$ addiren; die Glieder dieser Reihe hat man in Tafeln gebracht, wie z. B. die angezeigten von *Guérin*; statt ihrer schlägt *Burckhardt* vor, die Differenzen successiv zu verbessern, und so die Reihe auf ihr erstes Glied

zurückzuführen. Man ſieht leicht, daſs man hat

$$\text{corrigirtes}\,\Delta^{(m)} = \Delta^{(m)} + \frac{n-m}{m}\,\text{Corrigirtes}\,\Delta^{(m+1)}$$

woraus denn die ſucceſſiven Verbeſſerungen unmittelbar folgen. Rec. kann nicht ſagen, daſs ihm dieſes Verfahren vor dem gewöhnlichen Vorzüge zu haben ſcheine, zumal wenn man ſich ein für allemal ein Täfelchen von den Coefficienten n, $\frac{1}{2}$(n.n — 1), $\frac{1}{6}$(n.n — 1.n — 2) formirt hat. — Beobachtungen des Kometen von 1804 von *Messier* in Paris und von Dr. *Olbers* in Bremen. *Messier's* Beobachtungen ſind zum Theil ſehr entſtellt, wahrſcheinlich durch eine irrige Annahme der verglichenen Sterne. — Tafel der ſternleeren Örter am Himmel, von rothen Sternen und von Sternen, die man für veränderlich hält, aus der *Histoire céleste* von *Lalande*, nebſt einigen Bemerkungen über den Inhalt dieſer Tafeln. Die rothen Sterne ſcheinen die Aufmerkſamkeit der Aſtronomen und Phyſiker ſehr zu verdienen, da man auch darin ſehr merkwürdige Veränderungen bemerkt hat; z. B. beym Sirius, der ſein ehemals ſehr rothes Licht in weiſses verwandelt hat. — Verſchiedene Beobachtungen von *Vidal* übergehen wir, weil ſie ſchon bey einer anderen Gelegenheit in dieſen Blättern erwähnt wurden. — Beobachtung der Mondfinſterniſs vom 26 Jan. 1804 von *Flaugergues*. — Über die Refractionen von *Méchain*. *Vidal* hatte die Refr. für 2° 15' Höhe 1' 11" kleiner gefunden als nach *Bradley's* Tafel; zwey Beobachtungen des γ *Ursae maj.*, die *Méchain* in Carcaſſonne anſtellte, gaben für 3° 44½' Höhe die *bradley*'ſche Refraction 11" zu groſs. Indeſs kann man dieſen Beſtimmungen kein ſonderliches Gewicht beylegen, indem auf der Declination des Sterns noch ein Zweifel von einigen Secunden ruht. — Vierte Sammlung aſtronomiſcher Beobachtungen von *Messier* von 1765 — 1769; gröſstentheils Sternbedeckungen und Finſterniſſe, und noch manche andere aſtronomiſche Nachrichten. — Mémoire über die Bedeckungen der Spica vom Monde von *Lalande*. Eine anſehnliche Sammlung von Beobachtungen der beiden letzten Bedeckungen dieſes Sterns im Jahre 1801; zum Theil ſchon berechnet. — Beobachtete Zenithdiſtanzen des Polarſterns auf der ſeeberger Sternwarte. — Oppoſition des Uranus 1802, von *Conti* in Rom. Fehler der *orianiſchen* Tafeln — 23",5 in Länge und — 7",4 in Breite. — Oppoſition des Uranus 1803 von *Flaugergues*; ſie ereignete ſich nach dieſen Beobachtungen den 30 März 14^{u} 13' 17" M. Z. in Paris in 6^{s} 9° 25' 17" der Länge, vom mittlern Nachtgleichepuncte angerechnet. — Beobachtungen der Pallas vom Entdecker. — Sternbedeckungen von *Kayzer* in Amſterdam. — Ein von *Burckhardt* an das *Bureau des longitudes* abgeſtatteter Bericht über ein Mémoire von *Duc la Chapelle*, welches einige in der Luftblaſe des Niveaus beobachtete, durch die Nähe eines erwärmten Körpers verurſachte Bewegungen betrifft. *Burckhardt* unterſuchte die Sache ſelbſt, mittelſt der beiden Niveaus des Mittagsfernrohrs der *Ecole militaire*, fand aber die Erſcheinungen nicht durchaus beſtätigt. Dem Schluſſe, den er aus ſeinen Erfahrungen zieht, daſs man bey nöthiger Vorſicht keine aus dieſer Urſache entſpringenden Fehler zu fürchten habe, ſtimmt Rec. vollkommen bey. — Eine kleine Biographie des Aſtronomen *Bernier*, von ſeinem, nun auch verewigten, Lehrer *Lalande*. — Preisaufgaben des Inſtituts von Paris, der Akademie zu Turin und der zu Berlin. — Beobachtungen zu Viviers von *Flaugergues*; auch eine Formel, den Mercursdurchmeſſer aus ſeinen Vorübergängen vor der Sonne zu finden. — Fluthbeobachtungen aus einigen franzöſiſchen Häfen. Rec. hätte hievon mehr Detail zu erhalten gewünſcht, hofft aber, die Beobachtungen bald an einem anderen Orte bekannt gemacht zu ſehen. — Beobachtungen von *Vidal* in Mirepoix; ſie zeugen von dem auſserordentlichen Himmel in Mirepoix, und von der Geſchicklichkeit des Beobachters. — Über die Sonnenfinſterniſs des 10 Febr. 1804 von *Méchain*. Er ſelbſt beobachtete in Palma, und berechnete dieſe, nebſt noch einigen anderen ſpaniſchen Beobachtungen, und einer von *Ali Beik* in Fez: indeſs waren ihm noch nicht genug auswärtige Beobachtungen bekannt, weſshalb die Reſultate, die er findet, nur als vorläufige anzuſehen ſind. — Nutationstafeln nach *Laplace's* Conſtante = 10",083, ſehr genau berechnet, aber durch weſentliche Druckfehler entſtellt; es müſſen z. E. in den Argumenten der erſten und zweyten Tafel drey Zeichen ſubtrahirt, nicht addirt, werden; auch muſs man die unteren Zeichen der dritten Tafel verwechſeln. — Analytiſche Methode, Finſterniſſe zu berechnen, von *Chabrol*. — Über die Phaſen des Saturnsringes im Jahr 1803, von *Flaugergues*. Aus ſeinen eigenen Beobachtungen folgert der Verfaſſer die Länge des Ringknotens 5^{s} 17° 10' 53" und ſein jährliches ſyderiſches Zurückweichen etwa 37". —

Mit dem Jahre 1808 geht eine neue Epoche für die *Connoissance des tems* an; *Delambre* übernahm ihre Redaction, indem die Schwächlichkeit des alten *Lalande* ihm nicht mehr erlaubte, dieſes ſo lange rühmlich geführte Geſchäft fortzuſetzen.

Ein ſehr wichtiger Artikel, der dieſen Band anfängt, und der in der Folge regelmäſsig fortgeſetzt werden ſoll, beſteht in den Beobachtungen auf der kaiſerlichen Sternwarte in Paris. Ein vortreffliches *ramsden*'ſches Mittagsfernrohr von 8 Fuſs, wie es ſcheint, ganz nach dem Muſter des ſeeberger gebaut, eine Pendeluhr von *Berthoud*, deren Gang dieſem Künſtler Ehre macht, und ein Mauerquadrant von *Bird*, bilden den Inſtrumentenvorrath; die Beobachtungen ſind ſo wie die greenwicher geordnet, und umfaſſen alle den Aſtronomen intereſſanten Himmelserſcheinungen. Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, daſs dieſe Sammlung von Beobachtungen in der Folge einen eben ſo hohen Werth erlangen wird, als die von *Bradley* und *Maskelyne* herausgegebenen; jedoch geſteht er, daſs es ihm einigermaſsen befremdet, keine directen Beobachtungen zur Beſtimmung des Collimationsfehlers des Quadranten zu finden. Dadurch daſs man den Collimationsfehler durch Vergleichung mit anderen Sternkatalogen herleitet, verliert man den weſentlichen Vortheil der Unabhängig-

keit von Elementen, die fehlerhaft seyn können; die Beobachtungen haben nicht den Werth, den ihnen eine vollkommene Isolirung verschaffen würde, und in einigen Fällen können sie gar nichts beweisen. Rec. bezweifelt es nicht, dass die pariser Astronomen diesem Mangel, der ihnen am ersten aufgefallen seyn muss, bald begegnen werden, wozu ihnen die *borda*'schen Kreise, die sie besitzen, die besten Mittel darbieten. — Dann folgen astronomische Beobachtungen von *Flaugergues*, von *Vidal* in Toulouse, und von *Scarpelligi* in Rom. — Untere ☌ der Venus in den Jahren 1802 und 1804 von *Lalande* — ohne Vergleichung mit den Tafeln. — Über die Sonnenfinsterniss den 11 Febr. 1804, von *Lalande*. — Tafel der eigenen Bewegung von 500 Sternen, von Demselben, aus einer Vergleichung der Kataloge von *Bradley*, *Mayer* und *Lacaille*, mit den neuern Positionen, hergeleitet. Nicht immer ist die Rechnung genau genug geführt, wovon u. a. der Polarstern einen augenfälligen Beweis giebt, indem seine eigene Bewegung in AR. bey weitem nicht so beträchtlich ist, als die Tafel angiebt. Bey so feinen Untersuchungen sollte der Rechner die unvermeidlichen Fehler nicht noch durch Vernachlässigungen in der Rechnung vermehren; beym Polarstern muss man z. E. die Approximation bis zur 5ten Potenz der Zeit treiben, wenn man ein auf einzelne Secunden genaues Resultat haben will. Rec. hat hienach *Lalande's* Rechnung verbessert, und den mot. propr. = + 2",5 gefunden, statt der in der Tafel enthaltenen — 34",36; indess scheint *Lacailles* Rectascension dieses Sterns, die als zweifelhaft angegeben wird, fast zwey Minuten zu klein zu seyn, so dass wahrscheinlich die eigene Bewegung nur einige Decimalen einer Secunde beträgt. — Ein Aufsatz von *Prony*, über den Calcul der Längen und Breiten aus Abständen vom Meridian und Perpendikel, leidet keinen Auszug, und wir bemerken nur, dass die Aufgabe von einem neuen Gesichtspuncte betrachtet, und mit Eleganz behandelt ist. — Tafeln, um die Configuration der Jupitersmonde zu finden, von *Delambre*. Man hat verschiedene Instrumente, durch deren Hülfe man die Stellung der Trabanten findet; die Berechner von astronomischen Ephemeriden bedienen sich ihrer, diese nützlichen Angaben, denen sie für jeden Monat eine Seite einräumen, zu erhalten. Ein langer Gebrauch dieser Hülfsmittel hat *Delambre* überzeugt, dass das bequemste, genaueste, und am wenigsten zeitraubende Instrument der Calcul selbst ist, und dass man folglich besser thun wird, den sonst gebräuchlichen Jovilabien diesen zu substituiren. Die Tafeln, die wir hier erhalten, vereinigen die Vortheile der möglichsten Bequemlichkeit mit einer Vollständigkeit, die nichts zu wünschen übrig läst; und Rec. glaubt, dass sie die Jovilabien bald verdrängen werden. Auf jeden Fall verdient Hr. *Delambre* unsern Dank für die Berechnung dieser Tafeln, die man als eine nicht unwesentliche Zugabe zu den wichtigen Untersuchungen dieses trefflichen Gelehrten über die Theorie der Trabanten ansehen kann. — Geschichte der Astronomie für 1804—1805. Das Jahr 1804 wurde hauptsächlich durch *Hardings* Entdeckung der Juno, mit welcher *Delambre* dieses *Mémoire* eröffnet, merkwürdig gemacht. Rec. findet hier einige Äusserungen, die die Vermuthung veranlassen könnten, dass man in Frankreich die Entdeckungen der neuen Planeten nicht so zu würdigen scheint, als sie es verdienen. Von einem Astronomen, wie *Delambre*, sollte man z. E. die Äusserung: „*un embryon de Planète qui ne sera peut-être jamais qu'un objet de curiosité*" nicht erwarten. Er selbst hat so oft seine Talente und seinen Fleiss auf Untersuchungen verwandt, die, wenn man sie mit diesem Massstabe messen wollte, auch nur *objets de curiosité* seyn würden; dennoch hat sie Niemand kalt aufgenommen, weil sie unser Wissen vermehrten und dadurch ein Bedürfniss befriedigten, welches die einzige Mutter aller wissenschaftlichen Cultur ist. Menschen, die Alles als Mittel zum Zwecke betrachten, die die Astronomie nur für eine Wegweiserin der Flotten halten, werden den Nutzen vieler neuer Entdeckungen nicht begreifen, für sie ist wenigstens die Hälfte aller Wissenschaften unnütz; allein Hr. *Delambre*, dessen Liebe zur Astronomie, als Wissenschaft betrachtet, selbst der Neid nicht anfechten kann, wird mit Leuten dieser Classe nie einstimmen, und desshalb ist uns die Kälte etwas aufgefallen, die hin und wieder durchblickt. Die Gründe, warum man bisher in Frankreich keine Planeten entdeckte, sind sehr genügend; andere Beschäftigungen liessen den französischen Astronomen keine Zeit, den Himmel nach einem Plane zu durchmustern, der solche Entdeckungen zu befördern geeignet gewesen wäre. Eine Notiz, die *Delambre* hier über die von *Schröter* in Lilienthal beobachtete Unbeweglichkeit des Ringes des Saturns giebt, lässt uns hoffen, dass *Herschel*, dadurch veranlasst, etwas zur Aufklärung der merkwürdigen zwischen ihm und *Schröter* Statt findenden Disharmonie über diesen Gegenstand, bekannt machen wird, so wie *dieser* seine Beobachtungen neuerlich in einem eigenen Werke mitgetheilt hat. Bey Gelegenheit der von *Piazzi* und *Calandrelli* beobachteten jährlichen Parallaxe einiger Fixsterne zeigt *Delambre*, dass man die darüber obwaltenden Zweifel mit Vortheil durch die Beobachtungen der Rectascensionen entscheiden könne, indem für die meisten Fixsterne der Effect der Parallaxe in Rectascension weit grösser ist, als in Declination. Rec., den eigene Untersuchungen überzeugt haben, dass die Parallaxe weit kleiner ist, als sie *Piazzi* und *Calandrelli* angeben, ist der nicht unbegründeten Meinung, dass die Rectascensionen sogar das einzige Mittel abgeben, die Parallaxe der Fixsterne, wenn sie nicht so klein ist, dass sie unseren Sinnen ganz entgeht, zu erkennen; die Beobachtungen der Declination sind wenigstens jetzt noch nicht zu dem Grade der Vollkommenheit und Feinheit gediehen, der hier nöthig ist; man wird sie auch schwerlich so unabhängig von einander machen können, als die Beobachtungen der Rectascensionen, bey welchen jedes einzelne Resultat nur *zufälligen* Fehlern unterworfen ist. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JUNIUS, 1809.

MATHEMATIK.

Paris, in d. kaiserl. Druckerey: *Connoissance des Tems ou des mouvements célestes.* A l'usage des Astronomes et des navigateurs; publiée par le Bureau des Longitudes etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Eine Anzeige von einigen neuen astronomischen Formeln u. s. w. enthält unter anderen *Mendoza's* Methode, Mondsdistanzen zu reduciren, die *sehr* verdient, allen Seefahrern empfohlen zu werden. — Ein Aufsatz über die astronomischen Kenntnisse der Hindus von *Delambre* war uns sehr interessant; wir glauben, ihn auch unastronomischen Lesern empfehlen zu dürfen. Die Erklärung, die *Delambre* von der Sinustafel dieses alten Volks giebt, ist sinnreich und sehr treffend. — Die Sammlung einiger, zur Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders u. s. w. gehöriger Actenstücke ist hier sehr am rechten Orte; sie würden sonst nur Wenigen bekannt geworden seyn. — Ein kleiner Aufsatz von *Lalande* über die Sonnenfinsterniss des 16 Juny 1806, giebt u. a. die Länge von Berlin 44′4″; bey dieser Gelegenheit macht *Lalande* eine Bemerkung über die hiebey noch Statt findende Differenz, die er aber sicher viel zu hoch anschlägt.

Der Band für 1809 enthält Beobachtungen auf der kaiserl. Sternwarte in Paris vom 23 Sept. 1804 bis 27 Nov. 1805. *Bouvard* hat hiebey die Vorsicht angewandt, das Mittagsfernrohr bey jeder Observation nach der *Marque meridienne* zu berichtigen. So lobenswerth dieses Verfahren auch ist: so würde Rec. doch einer Prüfung durch den Polarstern, in den meisten Fällen, mehr Gewicht beylegen. Am zweckmässigsten wäre es wohl, keine dieser Methoden ganz zu vernachlässigen, indem eigentlich nur beide zusammen genommen alle Zweifel über die Aufstellung des Instruments zerstreuen können. — Eine fünfte Suite von astronomischen Beobachtungen von *Messier* geht von 1760 — 1764, und enthält viele Finsternisse der Jupiterstrabanten u. s. w. — *Flaugergues* theilt seine Beobachtungen im Jahre 1806 mit, und giebt eine Verbesserung seiner Formel, bey correspondirenden Sonnenhöhen die Veränderung der Refraction in Rechnung zu bringen. — Ein hier gegebenes Verfahren von *Burckhardt*, das Räderwerk von Uhren zu bestimmen, die die Bewegung der Planeten darstellen sollen, würden wir den Künstlern empfehlen, wenn wir ihnen empfehlen könnten, sich mit solchen undankbaren Arbeiten zu befassen. — *Burckhardt* schlägt vor, den Knoten der Mondsbahn durch Bedeckungen von Sternen zu bestimmen, deren Breite man nicht als bekannt vorauszusetzen braucht. Diese Methode gründet sich auf die Bewegung der Knoten, die den Mond sowohl, beym Auf- als Nieder-Steigen in seiner Bahn, dem Sterne nahe vorbeyführt; sie hat Ähnlichkeit mit der Methode der correspondirenden Höhen, und kann allerdings von Nutzen seyn. — Über die Bewegung der Sonne und des Planetensystems giebt *Burckhardt* analytische Formeln, deren Veranlassung eine neuerlich von *Herschel* über diesen Gegenstand bekannt gemachte Abhandlung ist. Der Gesichtspunct, von welchem der Verfasser die Aufgabe betrachtet, scheint nicht sehr vortheilhaft gewählt zu seyn, und Rec. glaubt, dass man eigentlich etwas ganz anderes zum Zwecke der Untersuchung machen muss. Die beobachteten eigenen Bewegungen der Sterne geben ein Mittel an die Hand, mathematisch zu entscheiden, ob die Bewegung des Sonnensystems sehr *wahrscheinlich* ist, oder nicht; nur in jenem Falle wird man die Richtung der Bewegung aufsuchen dürfen, und auch da nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit verfahren müssen. Indess hat diese Untersuchung die reelle Schwierigkeit, dass wir die eigenen Bewegungen der Sterne noch nicht mit genug Sicherheit kennen; es existiren auch viele kleine Sterne, die wegen ihrer starken Bewegung mit zum Resultate gezogen zu werden verdienen. — Ein Manuscript vom P. *Gaubil*, welches in der Bibliothek der kaiserlichen Sternwarte in Paris deponirt ist, theilt *Delambre* hier im Auszuge mit; es enthält alte chinesische Beobachtungen der Solstitien und Äquinoctien, und ist nicht ohne astronomischen Werth, indem einige Solstitialschattenlängen sorgfältig beobachtet zu seyn scheinen. Das grosse Alter dieser Beobachtungen giebt ihnen Interesse, und wenn man auch auf sie kein völlig entscheidendes Urtheil gründen kann: so werden sie doch eine willkommene Bestätigung der auf anderen Wegen gefundenen Resultate geben. — Über eine neue Art von Teleskopen von *Burckhardt*. Ein Vorschlag, beym *newton*'schen Teleskope den kleinen Planspiegel so zu stellen, dass er das Licht durch eine Öffnung des grossen Spiegels wirft, wodurch das Teleskop auf die Hälfte seiner Länge reducirt wird. Einige Einwürfe, die Hn. *Burckhardt* gemacht wurden, beantwortet er hier, obgleich, wie es Rec. scheint, nicht immer genügend. Ein wesentlicher Vorzug ist es allerdings, dass das Teleskop so viel kürzer, und dadurch seine Aufstellung weniger kostbar wird: allein sehr schwer wird es seyn, einen so grossen Planspiegel mit der gehörigen Vollkommenheit zu schleifen. — *Delambre* giebt eine weitläuftige Abhandlung über einige Methoden, die Breite

zur See aus zwey Sonnenhöhen zu bestimmen. Den Schluss, dass die leichteste und sicherste dieser Methoden die directe analytische sey, unterschreibt Rec. gern, glaubt aber doch, dass den Seefahrern die Rechnung nach Näherungsformeln (z. B. der *douwes*'schen) leichter werden wird, als der Gebrauch der an sich kürzeren, aber eine schärfere Aufsuchung der Logarithmen voraussetzenden genauen Methode. — Untersuchung über die Länge von Quito von *Oltmanns*. Diese Abhandlung wurde schon bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern angezeigt. — *Delambre* giebt eine Übersetzung einer Stelle aus der Geographie des Ptolemäus, aus welcher man eine Bekanntschaft der Alten mit der *mercator*'schen Seechartenprojection hat schliessen wollen; er thut den Ungrund dieser Behauptung durch mehrere triftige Gründe dar. — Beobachtungen der neuen Planeten von *Poczobut* in Wilna. — Formeln für Längen- und Breiten-Parallaxen und die scheinbaren Durchmesser der Gestirne, von *Henry*. Diese Auflösung eines schon so oft und von allen Astronomen und Geometern behandelten Problems zeichnet sich durch eine grosse Einförmigkeit in den verschiedenen Formeln aus; der Weg, welchen *Henry* einschlägt, ist neu, und die Resultate, die er findet, sind ein schätzbarer Beytrag zu den verschiedenen Arten, wie man die Aufgabe behandelt hat. Dass die Formeln sehr bequem und den gewöhnlich gebrauchten vorzuziehen wären, kann Rec. nicht finden. — Über ein neues Mikrometer von *Prony*. Das gewöhnliche Schraubenmikrometer erfodert eine sehr feine Schraube, die schwer zu verfertigen ist und sich leicht abnutzt; desshalb der sinnreiche Vorschlag, auf eine Schraube zwey Gänge zu schneiden, die wenig von einander verschieden sind, und den beweglichen Faden nur durch *ihren Unterschied* verschieben. Man wird durch dieses Mittel eine äusserst langsame Bewegung erhalten können, ohne die Feinheit der Schraubengänge übertreiben zu dürfen. Von dieser Seite ist also ein wesentlicher Schritt zur Vervollkommnung eines Instruments gethan, welches noch in seiner Kindheit zu seyn scheint, und welches keineswegs die Vollendung besitzt, welche das vereinte Genie von Astronomen und Künstlern den anderen Messinstrumenten gegeben hat: indess bleibt noch vieles zu thun übrig, und es wäre sehr zu wünschen, dass ein Künstler, der Talent und mechanische Umsicht besitzt, sich ernstlich der Mikrometer annähme, und die Astronomen dadurch in den Stand setzte, auch kleine Winkel mit der gehörigen Genauigkeit zu messen. Bey dem jetzigen Zustande der Astronomie kann man manche aus Beobachtungen hergenommene Data auf eine Bogensecunde verbürgen; sehr kleine Winkel sollte man viel genauer messen können: allein es giebt schwerlich einen Planetendurchmesser, dessen Grösse man aus Mikrometerbeobachtungen so genau bestimmt hätte. — Sehr viele Aufmerksamkeit verdienen die von *Pond* in Westbury mit einem *troughton*'schen Kreise bestimmten Declinationen der *maskelyne*'schen Fundamentalsterne und die von *Delambre* dabey gemachten Bemerkungen; die vorzügliche Güte des gebrauchten Instruments, und die Sorgfalt, die der Beobachter angewandt zu haben scheint, lassen sehr gute Resultate erwarten, und dennoch weichen sie von *Piazzi's* neuesten Bestimmungen merklich (einmal sogar 8",4) ab. Diese für den heutigen Zustand der Instrumente viel zu grosse Differenz kann man wohl nicht auf Rechnung der Beobachter schreiben, und sie scheint den, aus mehreren anderen astronomischen Phänomenen gezogenen Schluss zu bestätigen, dass wir die zur Reduction von Zenithdistanzen erfoderlichen Elemente noch nicht hinlänglich kennen, und dass selbst die neuesten Untersuchungen über Refraction diesen Gegenstand bey weitem nicht erschöpft haben. — Ein Auszug aus den Ephemeriden von Coimbra handelt hauptsächlich von einer Methode des Vfs. *Monteiro*, alle Arten von Finsternissen analytisch zu behandeln. Sein Verfahren unterscheidet sich wesentlich von *Dusejour's* Methode durch die Ebne, auf welche die Coordinaten bezogen werden; *M.* nahm den Äquator, *D.* die Ekliptik. Durchgängig sind *Monteiro's* Ausdrücke viel kürzer, und sie befassen einige Fälle, die *Dusejour* für unauflöslich hielt; allein einigemal sind sie etwas weniger direct. Für den wirklichen Gebrauch haben die trigonometrischen Formeln, deren die Astronomen sich zu bedienen pflegen, so reelle Vorzüge, dass man *Dusejour's* Auflösung vielleicht nie anwandte, ungeachtet des analytischen Werths, den sie wirklich hat. Das, was *Delambre* hier über *Monteiro's* Meinung über die Irradiation, die er bey Finsternissen nicht angewandt wissen will, erwähnt, ist sehr richtig und ganz dazu geeignet, die falschen Ideen, die man sich oft v. dieser Erscheinung und der Inflexion machte, zu vernichten; beide sind, in diesem Sinne genommen, nur Correctionen der durch die Tafeln angegebenen Sonnen- und Monds-Durchmesser, und sie hängen völlig von diesen ab. *Triesnecker* und nach ihm einige andere Astronomen, die sich viel mit der Berechnung von Finsternissen und Sternbedeckungen beschäftigen bringen weder Irradiation noch Inflexion an: allein sie nehmen Durchmesser, d. von den von *Dusejour* vorausgesetzten etwas verschieden sind. *Bürg* hat den Mondsdurchmesser durch Sternbedeckungen bestimmt; *Triesnecker* sowohl diesen als den Sonnendurchmesser durch Mikrometerbeobachtungen: beide Methoden gaben vollkommen harmonirende Resultate, welche ohne weitere Correction die Beobachtungen der Finsternisse genügend darstellen. Es scheint also, dass man die Durchmesser bey Finsternissen eben so gross annehmen muss, als sie sich uns sonst zeigen: allein es verlohnte vielleicht der Mühe, zu untersuchen, warum die von *Dusejour* berechneten Finsternisse und Durchgänge der Venus kleinere Durchmesser angaben, als man neuerlich gefunden hat; erst wenn man hievon einen genügenden Grund entdeckt, wird man ein bestimmtes Urtheil über die Existenz der durch den Namen Irradition und Inflexion bezeichneten Verbesserungen fällen können. — Die Geschichte der Astronomie für 1807 beschäftigt sich hauptsächlich mit der Entdeckung der Vesta, deren nähere, dem trefflichen *Olbers* so sehr zur Ehre gereichende Umstände unseren Lesern schon bekannt sind. Es folgt noch eine Tafel astronomischer Bestimmungen im mittelländischen Meere von *Don D. Alcala Galiano*, die einen nicht unbedeutenden Beytrag zur Geographie dieser Küsten enthält; — endlich ein Auszug aus den meteorologi-

fchen Journalen des Obfervatoriums in Paris, welcher zwar fchon bisher jährlich erfchien, aber in den beiden letzten Bänden der *C. des T.* einen Zufatz von ein paar nicht uninterefsanten Columnen erhielt: die eine giebt die Quantität des gefallenen Regens u. f. w.; die andere einige in den bekannten Kellern der parifer Sternwarte beobachtete Temperaturen. Für das Jahr 13 ift die Summe der in der erften diefer Columnen enthaltenen Zahlen 0,57753 Métres. LL. AL.

Dresden, b. Arnold: *Neue Unterfuchungen über die Verhältniffe der Gröfsen und Excentricitäten der Weltkörper*, durch Dr. *Gotthilf Heinr. Schubert.* 1808. 80 S. 8. Mit 2 Kupfert. (1 Thlr. 4 Gr.)

Die Erfindung der Quadratur des Cirkels befchäftigte im vorigen Jahrhundert eine unzählbare Menge von Köpfen, — gröfstentheils folche, die keine Kenntniffe in der Mathematik befafsen und kaum wufsten, was fie fo eifrig fuchten; die Sucht, fich mit diefem Gegenftande zu befchäftigen, fchien epidemifch zu feyn, und defto mehr um fich zu greifen, je mehr vorhergegangene Verfuche fehlgefchlagen waren. Das Schickfal diefer Quadraturenerfinder, deren Namen die Gefchichte nur aufbehalten hat, um Andere dadurch vor ihnen unbekannten Labyrinthen zu warnen, werden alle die theilen, die mathematifche Gegenftände angreifen, ohne mathematifchen Geift zu befitzen. — So fcheint uns auch der Vf. der genannten Piece auf einen Weg gerathen zu feyn, deffen er nicht kundig ift: blindlings irrt er darauf umher, und wo er anftöfst, glaubt er einen Wegweifer gefunden zu haben.

Hr. *S.* fucht aus der Vergleichung der Halbmeffer der Planeten mit ihren Entfernungen von der Sonne, gewiffe Verhältniffe abzuleiten. Auf eine ähnliche Weife ift man in der Aftronomie und Phyfik fehr oft verfahren, und nicht felten hat man fo regelmäfsige Fortfchreitungen zwifchen einer Reihe durch Beobachtung gegebener Gröfsen entdeckt, die fpäterhin einen Leitfaden zur Erfindung allgemeiner Gefetze abgaben; öfterer hat man freylich wohl *nichts* gefunden: allein felten hat der Suchende, in der feften Überzeugung, er müffe etwas finden, diefes Nichts für das Gefuchte angefehen und als folches bekannt gemacht. Die Art, wie Hr. *S.* verfuhr, verdient alfo alles Lob: allein diefes können wir den, in dem vor uns liegenden Werkchen enthaltenen Refultaten nicht ertheilen.

Suchte man bisher auf einem empirifchen Wege allgemeine Verhältniffe: fo war eben die Allgemeinheit die erfte Bedingung; der Sinn des Worts Verhältniffe erfoderte fchon eine gewiffe Regelmäfsigkeit, das einzige Kennzeichen des erreichten Zwecks. Hier finden wir weder das eine noch das andere diefer Erfoderniffe erfüllt. Denn das, was Hr. *S.* findet, find ziemlich willkührliche Zufammenfetzungen von Zahlen, denen fehr unverdienter Weife der Name *Reihe* gegeben wird; fie find nichts weniger, als allgemein auf das ganze Planetenfyftem paffend, und beftehen aus zwey abgefonderten Theilen, deren einer für die der Sonne näheren Planeten beftimmt ift, während der andere den entfernteren entfprechen foll. Um unfere Lefer in den Stand zu fetzen, fich von den *Schubertfchen* Entdeckungen eine Idee zu machen, haben wir die Ausdrücke für die Halbmeffer der Planeten der erften Reihe in folgendes Tableau zufammengeftellt; die Planetenzeichen bedeuten darin die gröfsten Entfernungen der Bahnen von der Sonne, a eine Zahl = 78,27164, H den Halbmeffer der Sonne.

Halbmeffer des Mercur $= H : 4a$

der Venus $= \frac{♀}{☿} H : \left(\frac{☿}{H} + a\right)$

der Erde $= \frac{♁}{♀} H : 2a$

des Mars $= \frac{♂}{♁} H : 4a$

der Vefta $= \frac{⚶}{♂} H : 64a$

der Juno $= \frac{⚵}{⚳} H : 16a$

Diefes — follte man es wohl glauben? — nennt Hr. *S.* eine Reihe! — Die Halbmeffer der übrigen Planeten von Ceres bis Uranus führen wir, Kürze halber, nicht an; die Ausdrücke, die fie darftellen, haben mit diefer Reihe nichts gemein als den unverdienten Namen, und wir finden keine Spur von der Analogie darin, die der Vf. S. 20 und an einigen anderen Stellen ankündigt. Etwas Ähnliches müffen wir von den Verhältniffen der Excentricitäten bemerken; wir würden es mit einem aus dem Buche hergenommenen Beyfpiele belegen, wenn wir uns dadurch nicht in zu vieles Detail vertiefen müfsten.

Es läfst fich fogar die *Unmöglichkeit* aller angeblichen Verhältniffe erweifen, die die Halbmeffer der Planeten durch Ausdrücke, in welchen die Eccentricität der Bahn vorkommt, angeben follen. Diefe wird durch die verfchiedenen Attractionen des Planetenfyftems unaufhörlich geändert, und erhält nach einer langen Reihe von Jahren einen ganz anderen Werth; die Halbmeffer der Sonne und der Planeten bleiben aber beftändig, und können folglich einer Function der Excentricität nicht gleich feyn. Des Vfs. Angaben find von diefer Art, denn fie hängen von der gröfsten Entfernung der Bahnen von der Sonne ab, d. h. von der (unveränderlichen) halben grofsen Axe der Ellipfe + der Excentricität. — Eine Reihe fpecieller Fälle läfst fich immer in einen mathematifchen Ausdruck bringen, wenn man ihm die Bedingung der Einfachheit erlafst; es läfst fich alfo vorausfehen, dafs noch eine Menge von Zahlen-Combinationen den Zweck des Hn. *S.* erfüllen werden, auch wahrfcheinlich manche die einfacher find, als die angegebenen. Die Mathematik bietet Mittel dar, folche Ausdrücke zu finden, und Rec. glaubt, dafs es nicht fchwer fallen wird, mehrere zu entdecken, zumal wenn man fich Willkührlichkeiten, wie z. B. die Eintheilung der Planeten in zwey Claffen, erlaubt. — Auch über die Lage der Knotenlinien und Sonnenfernen der Planeten erftrecken fich die Speculationen des Vfs., und hierauf beziehen fich die beiden angehängten Kupfertafeln; — er geht in feiner Verirrung fo weit, dafs er fogar die grofsen magnetifchen Perioden der Planeten beftimmt. — *Laplace* fagt in der neueften Ausgabe feiner *Expofition du fyftème du monde* S. 269: „*Le favant isolé peut se livrer sans crainte à l'esprit*

de Système: il n'entend que de loin, la contradiction qu'il éprouve. Mais dans une société savante, le choc des opinions systématiques finit bientôt par se détruire, et le désir de se convaincre mutuellement, établit nécessairement entre les membres, la convention de n' admettre que les résultats de l'observation et du calcul." — Er spricht dort von dem Nutzen der gelehrten Gesellschaften, und hält es für einen ihrer grössten Verdienste, dass sie eine Menge von Systemen zertrümmert haben, die nur in der Phantasie der Erfinder existirten, aber der Prüfung einer gesunden Philosophie nicht widerstehen konnten. Möchten doch die Systemenerfinder von dem grössten Geometer unserer Zeit die güldenen Lehren annehmen, die er ihnen hier ertheilt! — Möchten sie das ganze angeführte Werk aufmerksam studiren! — Gewiss, dann würde die Astronomie nicht so oft über Eingriffe in ihr Gebiet zu klagen haben. LL.AL.

Berlin, b. Braunes: *Die Anfangslehren der Buchstabenrechnung und Algebra.* Nach einer einfachen Methode zum Selbstunterricht abgefasst von Dr. *Heinrich Rockstroh.* 1808. X und 355 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. giebt S. VI der Vorrede die Absicht seiner Schrift selbst an: „Mit dazu beyzutragen, dass erwähnte Schwierigkeit (der Anfangslehren der Algebra) zum Vortheil für die Wissenschaft so viel wie möglich beseitigt wird, und insonderheit solchen nützlich zu seyn, welche die Buchstabenrechnung und Algebra für sich selbst erlernen wollen, ist dann auch der Hauptzweck, den ich mit diesem Buche zu erreichen wünsche." Allerdings trägt diese Schrift Vieles zur Erreichung jener Absicht bey. Vorzüglich folgende Puncte zeichnen dieselbe vortheilhaft aus. Das Verständnis des Vortrags setzt gar keine gelehrte Bildung voraus, und ist für alle Stände und das zarteste Alter möglich; daher diese Schrift vorzüglich Kaufleuten und Geschäftsmännern überhaupt empfohlen werden kann, welche sich von blofs mechanischer Fertigkeit in der Rechenkunst zu anschaulicher und wissenschaftlicher Einsicht erheben wollen. Die Methode ist der pestalozzischen sehr ähnlich, oder vielmehr ihrem Geiste nach dieselbe. Denn der Vf. geht vom Einfachsten stetig zum Zusammengesetzten, erschöpft jedes Mal alle beygeordnete Fälle, und erhebt von einzelnen Beyspielen zur allgemeinen Anschauung. Besonders zu loben ist es, dass er die Anwendung der algebraischen Zeichen nach eben dieser Methode lehrt, und *alle* Fälle in combinatorischer Übersicht aufstellt. Wer sich die Mühe nimmt, diese Übersicht anschaulich, und durch Beyspiele erläutert, durchzugehen: der wird sehr früh jene Sicherheit im Gebrauche algebraischer Zeichen erlangen, welche sich bey so wenig Anfängern bald einfindet. Über die Methode des Vortrags und die didaktischen Principien ist Rec. mit dem Vf. völlig einverstanden. Überhaupt werden es die nächsten Decennien lehren, wie viel der innere Ausbau der Wissenschaften, vorzüglich der Mathematik selbst, so wie die Kunst des Unterrichts, durch Anwendung der Combinationslehre gewinnen. Vorzüglich in dieser Hinsicht ist zu wünschen, dass der Vf. die Fortsetzung vorliegender Schrift bald möge erscheinen lassen; zumal da dieselbe erst dann ein nach ihrem Zwecke vollständiges Ganzes seyn wird. In Ansehung der inneren wissenschaftlichen Anlage des Werks, der meisten Grunderklärungen, und der Anordnung der Materien, ist Rec. mit dem Vf. weder in reinwissenschaftlicher noch in didaktischer Hinsicht einverstanden. Da es aber die Grenzen einer Recension überschreiten würde, die Gründe dieser abweichenden Überzeugungen darzulegen: so möge es genug seyn, nur einige Bemerkungen dieser Art mit einzustreuen. — Der erste Theil vorliegender Schrift heisst: „Erfoderliche Übersicht der arithmetischen Grundwahrheiten. Das 1 Cap. handelt sehr lichtvoll die Grundanschauungen: Menge, Einheiten, Zahl, ab. Hier wird, wie gewöhnlich, nur auf unstetige Grössen Rücksicht genommen. Allein unter diese Begriffe gehören eben so gut auch stetige Grössen, mit Voraussetzung unendlicher Theilbarkeit. Eben daher erhält der Vortrag schon hier eine Beschränkung, die sich durch das ganze Werk erstreckt, und für einen Vortrag der Algebra, wo alle Sätze in strenger Allgemeinheit gelten, nicht zulässig ist. Die Lehre von den Brüchen, von den Verhältnissen, von der Multiplication und Division, werden in der Algebra, reinwissenschaftlich und in ihrer Anwendung, eben sowohl auf stetige, als auf discrete, auf rationale so wie auf irrationale Grössen angewandt. Daher würde der Vf. wohl gethan haben, seine Anschauungen nicht bloss durch Puncte und Striche, sondern gleich von vorn herein, so wie immer, *zugleich* durch Linien als *stetige* Grössen zu erläutern. Dass diess auch in didaktischer Hinsicht, selbst für Kinder, eben so nöthig als ausführbar sey, diess haben den Rec. Grundsätze sowohl als eine lange Lehrerfahrung gelehrt. Es ist zu loben, dass hier alles schematisch, an *reellen* Zeichen erläutert wird, ehe die bloss *formalen* Zeichen, die Ziffern, eintreten. Das 2 Cap. betrifft: Ganzes, Theile, Bruch; wo die Lehre von der Multiplication und Division zweckmässig und combinatorisch vollständig, von dieser Seite aus, vorbereitet wird. Drittes Capitel: Summe, Product, Potenz. Rec. ist überzeugt, dass diese Lehre sich nicht gründlich abhandeln lässt, ohne unendlich theilbare Grössen vorauszusetzen, und ohne, gleich von vorn herein, die Lehre vom geometrischen Verhältniss anschaulich gemacht zu haben. Multiplication als Addition, Division als Subtraction darzustellen, ist eben so der Natur dieser Dinge entgegen, als in didaktischer Hinsicht unnöthig. Dass bey einem *naturgemässen* Unterrichte die Lehre vom Verhältniss gleich nach den Begriffen Grösse, Ganzes, Theil abgehandelt werden müsse, kann schon die einfache Betrachtung lehren, dass jede Zahl nur als Glied eines Verhältnisses, nämlich der gezählten Grösse zur angenommenen Einheit, anschaulich und verständlich ist. Viertes Capitel: Differenz, Quotient, Wurzel. Nun folgen, S. 205 die Anfangslehren der *Buchstabenrechnung und Algebra* selbst. Es ist zu loben, dass über jedem Capitel eine kurze Übersicht aller darin abgehandelten Aufgaben in combinatorischer Ordnung steht. Wir bemerken übrigens noch, dass S. 250 der Begriff *Grösse* sehr mangelhaft, wie gewöhnlich, definirt wird: als alles das was sich vermehren oder vermindern lässt. Diess wundert Rec. um so mehr, da schon mehrere Handbücher der mathematischen Wissenschaften die Grundbegriffe, besonders den der *Grösse* wissenschaftlicher abhandeln.

Kr—a

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 JUNIUS, 1809.

HOMILETIK.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über Declamation und Kanzelvortrag.* Skizzen und Ergüsse; auch zum Leitfaden akademischer Vorlesungen brauchbar. Von Dr. *Johann Ludwig Ewald,* Mitglied des grosherzoglich - badischen Oberkirchenraths und der Generalstudiencommission in Carlsruhe. 1809. 123 S. kl. 8. (14 Gr.)

Wenn gleich die Materie von der *äusserlichen Beredsamkeit des Kanzelredners* in den neueren homiletischen Lehrbüchern keineswegs übergangen ist: so war es doch allerdings zu wünschen, dass sie einzeln und ausführlicher, als in diesen geschehen konnte, von einem dazu geeigneten Schriftsteller *con amore* behandelt werden möchte. Diess ist jetzt in der Schrift, die wir anzeigen, geschehen. Von Hn. *Ewald,* der eine beträchtliche Reihe von Jahren ein angesehener öffentlicher Kanzelredner gewesen ist, lässt es sich, selbst auch schon nach dem Charakter mehrerer seiner Schriften im homiletischen und in anderen Fächern, erwarten, dass er nicht nur für die körperliche Beredsamkeit ein vorzügliches Talent besitze, sondern auch über das Technische derselben viel and reiflich nachgedacht habe. Eine Bearbeitung dieses Gegenstandes also musste ihm zur Darlegung geprüfter Erfahrung und anwendbarer specieller Grundsätze und Regeln Gelegenheit geben. Seine Schrift empfiehlt sich aber auch noch dadurch, dass sie nicht, wie manche andere, neuerdings erschienene theoretisch-homiletische Monographie, in einer scholastisch-philosophischen Form verfasst und mit abstrusen Definitionen und Expositionen angefüllt ist, sondern dass in ihr eine klare, frische und lebendige Darstellung herrscht, die das Gemüth des Lesers sogleich ergreift, und deutliche Vorstellungen in demselben wirkt, ingleichen dass in ihr ein edler religiöser Geist den Leser anspricht, ihn den erhabenen Zweck der öffentlichen Kanzelrede in seiner Wahrheit erkennen lässt, und zugleich auch das Manchem so unbedeutend scheinende Äussere des Kanzelredners aus einem höheren und richtigeren Gesichtspuncte betrachten lehrt. Nur dass das Werkchen auch zum *Leitfaden* akademischer Vorlesungen brauchbar sey, kann man schon darum bezweifeln, weil dasselbe nicht bloss *Skizzen,* sondern auch *Ergüsse* enthält, und manches, zwar nicht in einer breiten Manier, aber doch so ausführlich dargestellt ist, dass es dabey des mündlichen Commentirens gar nicht bedarf. Allerdings aber werden akademische Lehrer in ihren homiletischen Vorlesungen einen nützlichen Gebrauch von dieser Schrift machen, und ihren Zuhörern sie zum eigenen Nachlesen empfehlen können. — Sie ist, obgleich hie und da das Herz und die Empfindung des Vfs. spricht, doch gar nicht unsystematisch geschrieben. Der Vf. geht von der Bemerkung aus, dass die Wirkungskraft eines Menschen grösser oder geringer ist, je nachdem er durch sein Äusseres mehr oder weniger auf das Innere anderer Menschen zu wirken vermag; stellt darauf den Begriff der *Beredsamkeit* auf, und zeigt, dass aller Einfluss derselben begründet sey in dem Einfluss des Inneren (des Redners) auf das Äussere (desselben) und in der Wirkung dieses Äusseren auf das Äussere Anderer, und dadurch auf das Innere Anderer. Er giebt die Natur und Art der Wechselwirkung des bey Ausübung der Beredsamkeit activen und passiven Subjects, und darauf im Allgemeinen an, was ersteres thun könne, um den Einfluss des Innern auf das Äussere, und des Äusseren auf das Innere zu bewirken. Dann erörtert er die Erfodernisse und die Wichtigkeit eines guten Vortrags des Religionslehrers, letztere besonders aus psychologischem Gesichtspuncte; zeigt die Nothwendigkeit, dass künftige Religionslehrer sich zum guten Vortrage *bilden* müssen, und entfernt sehr zweckmässig die Einwürfe, die man zuweilen dagegen erhoben hat. Mit dem §. 14 fängt die Abhandlung des Hauptgegenstandes an: *Wie man sich zu einem guten Vortrage bilde;* und da das, wodurch der Redner wirken kann, *Sprache, Stellung, Bewegung* und *Miene* ist: so wird von jedem dieser Stücke einzeln gehandelt, am ausführlichsten von dem ersteren, von *Sprache* und *Declamation.* In Ansehung der *Sprache* zeigt Hr. E., dass der Redner *verständlich* seyn, *natürlich* bleiben, die *Aufmerksamkeit erhalten* und *den Sinn des Ausdrucks* gehörig *bezeichnen,* also *den Ton der Empfindung* gehörig *treffen* müsse. Bey Erörterung der Verständlichkeit der Sprache kommen sehr detaillirte Bemerkungen über die *reine Aussprache der Buchstaben,* über die *gehörige Stärke der Stimme,* über das *Verhältniss der Brust- und Kopf-Stimme,* und über die *ökonomische Vertheilung der Stimme* vor. Bey dem dritten Punct, dass die Sprache des Redners so seyn müsse, dass die Aufmerksamkeit der Zuhörer rege erhalten werde, — welcher Punct aber eigentlich die drey übrigen, besonders den folgenden vierten, unter sich begreift — sind in Beziehung auf fünf Fälle, in denen der Vortrag *eintönig* werden kann, treff-

liche specielle Regeln (S. 64—74) entwickelt. Bey dem vierten Punct, von der Modulation der Stimme, wird von der *Declamation* insbesondere gehandelt, und da liefert denn der Vf. manche feine Bemerkungen nicht nur über die Art, wie die *einzelnen Stücke der Kanzelrede* vorgetragen, sondern auch wie *einzelne Empfindungen* ausgedrückt werden müssen, und zeigt auch, wie der angehende Prediger sich müsse in die Empfindung zu versetzen wissen, die er ausdrücken und in Anderen aufregen will. Bey §. 27 vermissen wir specielle Bemerkungen über den *Vortrag der Verse*, der manchem Redner so besonders misslingt. Die §§. 28—32 handeln die übrigen drey Hauptrubriken, von der *Stellung*, *Miene* und *Bewegung* des Redners ab. In ihnen haben wir am wenigsten neue und eigenthümliche Bemerkungen des Vfs. gefunden; zweckmässig und aus Beobachtung und Erfahrung abstrahirt ist aber auch hier alles. S. 121 sagt der Vf.: „der Redner weiset mit dem *Finger* vor sich hin, wenn er von einem Ziele redet, das erreicht werden soll." Die Hinweisung mit dem Finger scheint uns nicht schicklich; sie kann leicht eine kleinliche und lächerliche Idee erwecken: die Hinweisung mit der offenen Hand ist gewiss natürlicher und anständiger. — In die von uns angegebenen, zu dem Haupt-Umriss gehörenden Materien, sind übrigens noch manche treffliche specielle Bemerkungen und Rathschläge eingemischt, z. B. S. 92, wie wichtig das Band edler Freundschaft und reiner Liebe für den Jüngling werden könne, der sich zu einem guten Vortrage bilden und den Ton der Empfindung richtig treffen will; S. 102 f. über die üble Wirkung, die es macht, wenn der Kanzelredner Eitelkeit und Stolz blicken lässt; S. 108 f., dass der Prediger durchaus *keine Rolle* zu *spielen* habe, und S. 113 f. die herrliche Stelle über das *Beten* des Predigers vor seinem öffentlichen Auftritt. Zwey Stellen, die einen Gegenstand betreffen, der mehrmals in öffentliche Erinnerung gebracht werden muss, wollen wir hersetzen. S. 30: „Die Wahrheit würde bey dem vermischten Haufen (der Menschen) all ihre Kraft verlieren, wenn ihr nicht durch guten Vortrag Eingang verschafft würde. Auch hier sind die Kinder dieser Welt meist klüger für ihren Zweck, als die Kinder des Lichts. Zum sinnlichen Genuss wählt man Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, die den besten Vortrag haben, die wahr und kräftig das ausdrücken *können*, was sie ausdrücken *sollen*. Warum braucht man nicht eben diese Klugheit für den höheren Zweck? „Warum soll der Teufel die ganze Sinnlichkeit in seinen Dienst nehmen, und Gott nicht?" sagt *Richter* irgendwo." S. 106: „*Die fremdartigen Sachen, Publicanda, Verordnungen* ff. — wo diese *Unsitte*, *diess vorsätzliche Herabziehen vom Himmel auf die Erde, oft auf den gemeinsten Theil der Erde*, noch Sitte ist — lese der Prediger ruhig, ernst und deutlich, declamire sie aber nicht; man höre es an ihm, dass er nicht aus sich selbst rede, sondern bloss das Organ eines Anderen sey." — Von verfehlten Gedanken und Wendungen, dergleichen die theologische Phantasie des Vfs. in manchen seiner übrigen Schriften erzeugt hat, ist uns in der gegenwärtigen nur *ein* Beyspiel vorgekommen, nämlich S. 76: „*jeder Gott* muss sich im Fleisch offenbaren, wenn Er von Menschen empfunden werden will, und jedes Gefühl auch; oder es bleibt verborgen im Gemüthe." Mit dieser Stelle hat jedoch noch eine andere (S. 14) Ähnlichkeit. RMD.

Leipzig, b. Barth: *Anleitung zur zweckmässigen Abfassung casueller Kanzelvorträge*, herausgegeben von *M. G. Einert*. 1808. X u. 182 S. gr. 8. (16 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift (— Hr. *E.* ist nicht bloss Herausgeber, sondern auch Verfasser —) kündigt dieselbe in der Vorrede folgendermassen an: Mussestunden, in denen ich mir ungestört durch anderweitige Geschäfte über meine, früher im Berufsleben gesammelten Erfahrungen Rechenschaft geben konnte — erschufen dieses Werkchen, das ich getrost dem Publico zu übergeben wage — weil die Rückerinnerung an die ersten Jahre meiner Amtsführung mich nur zu oft noch daran mahnt, wie sehr beym Beginnen dieses ungewohnten Laufes eine, durchaus (?) auf eigene Amtserfahrung gestützte, wenn gleich auch hie und da noch mangelhafte Anleitung zur zweckmässigen Abfassung meiner Kanzelvorträge für mich Bedürfniss war." Er hat auch allerdings Recht, dass es bis dahin an einem Werke fehlte, in welchem die Materie von *casuellen* Kanzelvorträgen besonders und ausführlich behandelt wird, und dass ein solches für angehende und wirkliche Prediger wünschenswerth sey, nur dass der Vf. desselben unserem Bedünken nach nicht bloss eigene, sondern auch fremde geprüfte Erfahrungen benutzen könnte. Hr. *E.* hat nun freylich in diesem Versuche, jene Lücke in der homiletischen Literatur auszufüllen, vielen guten Willen bewiesen, und auch manche Beobachtungen und Regeln mitgetheilt, die besonders demjenigen, der über die Verhältnisse und Pflichten des öffentlichen Religionslehrers wenig oder gar nicht nachgedacht hat, nützlich werden können; seine Schrift lässt aber doch vieles zu wünschen übrig, und der Gegenstand verdient, wie aus unserer folgenden Anzeige erhellen wird, noch von irgend einem anderen Schriftsteller bearbeitet zu werden, welcher mit mehr philosophischem Geiste die Fähigkeit einer gedrängteren und correcteren Darstellung verbindet, und bey Andeutung der für casuelle Kanzelvorträge geeigneten Materien von mehr Urtheilskraft und Geschmack geleitet wird. Hr. *E.* stellt zuvörderst einen viel zu weiten und unbestimmten Begriff von *Casualpredigten* auf; er sagt S. 9: „sie wären für Herz und Geist der Zuhörer gleich interessante, mit steter Berufung auf religiöse Autorität ausgearbeitete Kanzelvorträge über Gegenstände, die Mitgliedern kirchlicher und bürgerlicher Verbindungen um desswillen *gleiche* (?) Theilnahme *abnöthigen* (!), weil *Ort* und *Zeit*, an und in denen sie leben, *unwillkührlich* (?!) ihre Aufmerksamkeit auf sie hinlenken." Was zu Anfang dieser Definition von der Einrichtung der Casualpre-

digten gesagt wird, gilt von jeder Art zweckmässiger Kanzelvorträge, gehört also eigentlich nicht in die Definition; die Gegenstände der Casualpredigten aber werden hier offenbar zu unkritisch und unsicher bezeichnet. Im Folgenden rechnet nun der Vf. zu den Casualpredigten nicht bloss die an jährlich oder noch öfter wiederkehrenden Zeitfesten zu haltenden Predigten (als Neujahrs- Weihnachts- Erndte- und Busstags-Predigten), wie auch andere Homiletiker gethan haben, sondern sogar auch solche, welche auf einzelne, unter den Gemeindegliedern sichtbar gewordene Fehler und Verirrungen Beziehung haben. S. 77 sagt er, dass es fast in jeder Gemeinde „treue und untreue Gatten, sorgsame und pflichtvergessene Ältern, gutgerathene und missrathene Kinder, missvergnügte und zufriedene Unterthanen, pflichtvergessene und gute Obrigkeiten, Abendmahls- und Religions-Verehrer und Verächter, trunksüchtige und verschwenderische, und sparsame, haushälterische Familienglieder, hartherzige und weichherzige Herrschaften, treue und untreue Diener, mildthätige und grausame Reiche, diebische und unzufriedene, und ehrliche und geduldige Arme, um den Verlust der Ihrigen traurende Freunde und Verwandte" gebe, und dass solche Erfahrungen den Predigern alljährlich Stoff zu casuellen Vorträgen darböten. Allein nach dieser Ansicht könnte man *alle* Predigten casuelle Vorträge nennen, da in allen auf moralische und religiöse Bedürfnisse der Gemeindeglieder und daher auch auf Zeitbegebenheiten möglichst Rücksicht genommen und sichtbar werdenden Untugenden und Lastern in allgemeiner oder besonderer Beziehung entgegengewirkt werden muss. Unserem Bedünken nach können Predigten, die nach einer schon längst bestehenden Anordnung, unter sich gleichbleibenden Umständen, an jährlich wiederkehrenden Festen und in ganz gewöhnlichen Beziehungen gehalten werden, nicht Casualpredigten heissen, sondern diess sind nur solche, deren Inhalt durch *ausserordentliche*, locale und temporäre, auch wohl personelle zufällige Verhältnisse bestimmt wird, und deren Haltung danach entweder von der Obrigkeit angeordnet oder vom Prediger selbst willkührlich beschlossen wird. Und so würden wir denn nur Predigten, die auf Veranlassung ausgezeichneter öffentlicher Unglücks- oder Glücks-Fälle, oder einer bedeutenden Staats- und Regierungs-Veränderung, oder ungewöhnlicher im Kreise der Gemeinde vorgefallener öffentlicher Verbrechen und deren Bestrafung, oder einer merkwürdigen Veränderung des Verhältnisses zwischen der Gemeinde und dem Prediger selbst, oder endlich eines den örtlichen kirchlichen Cultus betreffenden wichtigen Umstandes gehalten werden, als Casualpredigten ansehen. — Auch das, was der Vf. im 2 Cap. S. 10 ff. über die von ihm angenommenen fünf *Zwecke* „aller und jeder Casualreden" („*Casualrede*" sollte eigentlich nicht mit „*Casualpredigt*" synonym, sondern zur Bezeichnung der kleineren Gelegenheitsreden des Predigers gebraucht werden) sagt, erfodert manche Berichtigungen, die wir hier aber nicht alle mittheilen könnten. Als *ersten* Zweck giebt er an, „die Zuhörer *auf wichtige Ereignisse und Veränderungen*, die ihnen in näherer oder fernerer Zukunft bevorstehen, *vorzubereiten*, sie ihnen zu erzählen." Aus der nachher folgenden Entwicklung aber sieht man mit Verwunderung, dass diess heissen soll: die Zuhörer mit der ihnen unbekannten Geschichte der Zeitbegebenheit, welche die Veranlassung oder der Gegenstand des casuellen Vortrags ist, bekannt machen. Seltsam genug aber spricht der Vf. nachher mehrmals von Vorbereitungspredigten, z. B. auf öffentliche Buss- und Bet-Tage." Wozu es deren bedarf, sehen wir nicht ein, da der Prediger am Busstage selbst seine Zuhörer an den Zweck des Tages mit Rücksicht auf Zeit- und Orts-Verhältnisse erinnern kann; mag er indess auch schon in seiner Predigt am voraufgehenden Sonntage hierauf beyläufig hinweisen, eine casuelle Predigt wird diese dadurch nicht. — Am ausführlichsten handelt der Vf. im 3 Cap. S. 21—99 *von den Regeln für die Wahl schicklicher Thema's (sic!) zu casuellen Kanzelvorträgen.* Er stellt 7 Regeln auf, unter denen aber die *erste:* „Man forsche vor allen Dingen nach dem unmittelbaren *zeitlichen* oder *örtlichen Interesse*, das solche casuelle Ereignisse, über die man sprechen will, erwecken," und die *dritte:* „Man würdige *zeitliche* und *örtliche* Veränderungen nach ihrem unmittelbaren *Einflusse* auf die Zuhörer," so sehr zusammenfallen, dass sie in der Entwickelung nothwendig hätten verbunden werden sollen. Die *zweyte* Regel: Man lasse bey der Wahl des Thema's sich durch den *Namen* der Begebenheiten selbst, die uns zum Reden auffodern, bestimmen," ist gar flach, da es sich von selbst versteht, dass, wer den Gegenstand oder die Veranlassung eines casuellen Vortrags recht ins Auge fasst, auch den Namen des Gegenstandes, wenn derselbe richtig bezeichnet (bezeichnend) ist, nicht aus der Acht lässt; jene Regel ist aber als allgemeine Regel auch unpassend, da, zumal nach dem weiten Sinne, in welchem der Vf. casuelle Vorträge nimmt, diese sich nicht immer auf Begebenheiten, die einen Namen haben, beziehen. Die *vierte* Regel lautet so: „Man berücksichtige bey der Wahl des Thema's die *Verschiedenheit* sowohl *der Bedürfnisse*, als der *geistigen und sittlichen Bildung* seiner Zuhörer"; sie hätte aber doch wenigstens so gefasst werden müssen: — „Verschiedenheit *der geistigen und sittlichen Bildung und der davon abhängenden Bedürfnisse* f. Z."; körperliche Bedürfnisse können nicht hieher gehören. Übrigens kommt die Verschiedenheit der Bildung der Zuhörer noch mehr bey der Ausführung, als bey der Wahl eines Thema's in Anschlag; diese Regel hätte also *mutatis mutandis* auch in das folgende 4te Cap. gehört, hätte aber überhaupt weit kürzer erläutert werden können, da sie ja im Grunde eine Regel für *jede* Art von Kanzelvorträgen ist. Im vierten Cap. S. 99—147 liefert er 7 Regeln für die *Behandlungsart* casueller Themata, und sucht sie gleichfalls ausführlich zu erläutern. Allein die *erste* Regel: „Man bemühe sich, seine Zuhörer auf dem kürzesten und natür-

lichsten Wege mit dem casuellen und speciellen Zwecke seines Vortrags bekannt zu machen" — bezieht sich auf etwas, was in den Eingang der Predigt gehört, und also der Ankündigung des Thema's vorangehen muss; sie ist hier daher gar nicht an der rechten Stelle. Die *vierte* Regel hätte eigentlich die *erste* seyn müssen; sie gilt aber sammt der 2ten, 6ten und 7ten für alle Arten von Kanzelvorträgen. Statt dieser allgemeinen und daher bey dieser speciellen Materie höchstens zu Anfange in der Kürze mitzunehmenden Regeln hätte der Vf. noch einige andere, im 3ten Cap. für die Wahl des Thema's aufgestellte Regeln auch hier auf eine angemessene Art abhandeln müssen. Denn es ist doch wohl gewiss, dass der Prediger sowohl bey der Ausführung, als bey der Wahl eines Thema's für einen casuellen Vortrag „auf den biblischen Text" und „auf sein eigenes Verhältniss zu seiner Gemeinde" Rücksicht zu nehmen hat. Am schicklichsten wäre es aber gewesen, wenn der Vf. die Regeln im 3ten und 4ten Cap. gar nicht von einander getrennt, oder bloss Regeln für die *Materie* und für die *Form* der Casualpredigten unterschieden und dann das Allgemeine dieser Regeln nur kurz angedeutet, sie aber in ihrer Beziehung auf Casualpredigten ausführlicher entwickelt hätte. — Das 5te Cap. S. 147 — 182 setzt „*die Vorbereitungs- und Vervollkommnungs-Mittel in der Kunst, zweckmäsige cas. Kanzelvortr. zu liefern*", aus einander; es sind diese Mittel aber auch wieder auf alle Arten von Predigten anwendbar. — Noch müssen wir dreyerley an dieser Schrift rügen. *Erstlich: die breite Manier der Darstellung.* Es würde Tadel verdienen, auch wenn der Vf. über einen ascetischen Gegenstand für wenig gebildete Laien in einer solchen Fülle der Ausdrücke und Wendungen in so vielen Tautologieen und in so langen Perioden schreiben wollte; noch mehr aber ist diess bey Behandlung eines theoretischen, wissenschaftlichen Gegenstandes tadelnswerth. Das *Zweyte* ist der *verwahrlosete incorrecte Styl selbst und die falsche Interpunction.* Der Raum erlaubt uns nur wenige Beyspiele davon herzusetzen. S. 59. „Vicarirt man für *andere*, so muss man sich wo möglich nach dem Vorbilde *des* eigentlichen Lehrers *dieser* Gemeinde, nach den in ihr herrschenden Foderungen und Erwartungen an cas. Vorträge bequemen, und hat sich vorzüglich *für* harte beleidigende Strafthemata, *für* allzustrengen Tadel, [was soll hier das Komma?] *im Schoosse* dieser Gemeinden eingerissener Fehler, *in ihrer Mitte* herrschender Mängel, und *dafür* zu hüten, eine allzu genaue, die von dem eigentlichen Seelsorger derselben mit Recht gefoderte Verschwiegenheit, compromittirende Bekanntschaft mit ihren Bedürfnissen zur Schau zu *tragen*, um nicht Widerwillen und Abneigung statt Erbauung und Beyfall zu bewirken, und davon zu *tragen*." S. 100. „Seine Zuhörer zur Erfüllung allgemeiner Menschen- oder Christen-Pflichten — durch Erinnerung an ihre Würde, als vernünftig *sittliche* Geschöpfe ermuntern." S. 106. „Bey gemeinen ungebildeten Zuhörern — *würkt* das Interesse, das der erste Satz der Rede *bewürkt*, die *Sensation, die der Auftritt des Kanzelredners in ihnen erregt*, unglaublich *auf die höhere oder mindere Aufmerksamkeit fort*, mit der sie den ganzen Vortrag anhören." Der Vf. hat schreiben wollen: Bey ungeb. Zuhörern hängt der Grad ihrer Aufmerksamkeit — von dem Interesse des ersten Satzes der Rede ab." S. 109. „*Trostpredigten* — durch treue *Schilderungen* gegenwärtiger *Leiden*, *die* das Bedürfniss der Beruhigung gewiss im Herzen aller Zuhörer erwecken und erhöhen, *vorbereitet*, werden gewiss *mehr* Interesse *am Vortrage* erregen, *als* solche oder ähnliche abstracte Haupt*ideen* des Eingangs." Welche Wendung! S. 160 ist von Lehrern die Rede, welche bey ihren Schülern die *thörigte Huldigung des Vorurtheils* unserer Reichern — dadurch *niederzudrücken* suchen sollten, dass sie ihren Schül*ern* die unverkennbaren Vorzüge der anspruchlosen *Denkempfindung* der minder gebildeten Menschenclassen vor der verkrüppelten Menschennatur in den höheren Regionen parteylos würdigen *lehren*." — *Drittens* rügen wir die Menge von *misslungenen Hauptsätzen, die der Vf. für Casualpredigten in Vorschlag gebracht hat.* Z. B. S. 33. „Die ungewöhnlichen Anstrengungen und Aufopferungen, unter denen der Landmann die diessjährige Aerndte gewonnen, für uns, als Bewohner *grosser Städte*, wichtige Auffoderungen zur dankbaren und zweckmäsigen Verwendung dieser theuren Unterpfänder des vaterländischen Fleisses." S. 82. „Die Verträglichkeit der Jünger Jesu beym Beginnen ihres mühevollen Laufes *für uns* unter dem Drucke schwerer Zeiten ein ermunterungsreiches Vorbild zur bürgerlichen Eintracht." S. 87 das Thema einer am Neujahrstage 1807 in Leipzig gehaltenen Predigt: „Des allgeliebten Fürsten *Name* [Friedrich August] verbürgt die frohen Hoffnungen, unter denen wir diess neue Jahr beginnen können." — Ausser den angegebenen Unvollkommenheiten fallen hie und da noch manche schiefe, unrichtige Behauptungen des Vfs. auf; z. B. S. 8: „Geistliche Casualpredigten unterscheiden sich vor anderen nicht allein durch den Ort, an dem sie gehalten werden (?), sondern auch durch die innigere religiöse Beziehung f." S. 51. „Über abstracte philosophische Materien kann jeder, der Neuling so gut, als der alte erfahrne Seelsorger mit gleicher Befugniss, ohne aufzufallen, predigen." *Oho!*

RMD.

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Bieling: *Bibel für Kinder.* Auserlesene Sprüche aus den Büchern des A. und N. T. nebst vielen theils katechetischen, theils naturhistorischen Tabellen herausgeg. v. Verfass. der Bilder-Akademie. 2te verbess. Aufl. 1808. 127 S. 8. (8 Gr.)

Ebendas.: *Auserlesenes Beicht- u. Communion-Buch für gläubige Christen mit einer Vorrede u. Unterricht vom rechten Gebrauch des h. Abendmahls* von D. *Joh. Georg Rosenmüller.* Nebst einigen neuen Buss-, Beicht- und Abendmahls-Liedern, in Beziehung auf die vorhergeh. Gebete u. besonderen Andachten zur Privat- u. Kranken-Communion. Neue verb. Aufl. 1808. XIV u. 296 S. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS, 1809.

NATURGESCHICHTE.

Wien und Triest, b. Geistinger: *Andreas Stütz*, k. k. Raths und Directors der k. k. Naturaliensammlung in Wien u. s. w., *mineralogisches Taschenbuch, enthaltend eine Oryktographie von Unterösterreich zum Gebrauche reisender Mineralogen.* Herausgegeben von *J. G. Megerle v. Mühlfeld.* Mit des Vfs. Porträt. 1807. 394 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Seitdem sich die Mineralogie über das blosse Petrefactenstudium erhoben hat, versteht man unter *Oryktographie* eines Landes nicht mehr ein Verzeichniss der in demselben vorkommenden Versteinerungen, sondern ein systematisches Verzeichniss der darin sich befindenden mineralogisch - einfachen Fossilien, und unterscheidet davon die *mineralogische Geographie*, deren Zweck die geognostische Kenntniss der Länder ist. Vorliegendes Werk ist nun nach jenem Begriffe nicht sowohl eine Oryktographie von Unterösterreich, als eine Verbindung der Oryktographie dieses Landes mit der mineralogischen Geographie desselben. Es ist dabey die geognostische Beschreibung zum Grunde gelegt, und an diese die Aufzählung der einzelnen Fossilien, besonders auch der Petrefacten geknüpft. Ausserdem werden darin Nachrichten von Mineraliensammlungen und eine Menge Notizen aus der Geschichte des unterösterreichischen Bergbaues beygebracht. Wenn nun gleich die hier gelieferten geognostischen Nachrichten den darin enthaltenen oryktognostischen weit nachstehen und zu beweisen scheinen, dass der würdige, seit 1806 verstorbene Vf. nicht gleichmäsig in den beiden Hauptzweigen der Mineralogie fortschritt: so wird doch das Ganze seine Bestimmung für reisende Mineralogen nicht verfehlen, und auch nichtreisende unstreitig zur genaueren mineralogischen Kenntniss von Unterösterreich führen; wofür dem Vf. und dem Herausgeber um so mehr Dank gebührt, da es, bis auf den früheren, unvollkommneren, in den Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen enthaltenen Versuch des Vfs. und auf die von *Schultes* in den Ausflügen nach dem Schneeberge mitgetheilten Notizen, an Nachrichten über die Mineralgeschichte von Unterösterreich fehlte.

Das Taschenbuch ist in 5 Abschnitte getheilt, deren erster den Mineraliensammlungen Wiens allein gewidmet ist, aber die unpassende Überschrift: „*von der Stadt Wien*" führt. Den grösseren Theil dieser Abhandlung nimmt die Geschichte der kaiserlichen Mineraliensammlung ein, welche keines Auszuges fähig ist. Wenn es gleich zu Anfange heisst, die kaiserliche Mineraliensammlung zu Wien stehe unter allen Sammlungen der Welt ungezweifelt oben an: so scheint diess Urtheil vom Patriotismus und von einer sehr natürlichen Vorliebe des Vfs. für die Sammlung, die seiner Fürsorge so viel verdankte, herzurühren, und für jetzt wenigstens noch einiger Einschränkung zu bedürfen. Auch findet man dasselbe nicht durch eine *Beschreibung* der Sammlung gerechtfertigt, wie man sie von dem Vf. hätte erwarten können, sondern trifft nur hin und wieder gelegentliche Nachrichten von den darin enthaltenen gewiss sehr grossen und wissenschaftlich - merkwürdigen Schätzen an. Unter den übrigen vielen Mineraliensammlungen Wiens, wird die des Grosshändlers von der Null, die durch die *moosische* Beschreibung berühmt geworden ist, nach Verdienst besonders ausgezeichnet. — II Abschnitt. *Von dem Viertel* (richtiger: von den mineralogischen Merkwürdigkeiten des Viertels) *unter dem Wienerwalde*. Die näheren Gegenden um Wien, so wie ein grosser Theil dieses Viertels, in welchem jüngeres Flötzgebirge und aufgeschwemmtes Land herrschen, enthalten, mit Ausnahme des grossen Petrefactenreichthums, dessen der Vf. mit besonderer Ausführlichkeit gedenkt, wenige mineralogische Merkwürdigkeiten von Auszeichnung. Der *Schneeberg* und die Berge in seiner Nachbarschaft bestehen, nach dem Vf., aus dichtem Kalkstein. Zu welcher Formation derselbe gehöre, wird nicht angegeben; es lässt sich aber daraus, dass an der sogenannten *Wand* Koraliten darin vorkommen sollen, und nach einigen anderen Angaben schliessen, dass es ein Übergangs-Kalkstein ist. Nach der unbestimmten Beschreibung des Vfs. zu urtheilen, scheint an mehreren Orten Steinkohlengebirge unmittelbar an jenen Kalkstein sich zu lehnen. — Die Felsen um *Schottwien* bestehen aus Gyps, der zuweilen von eingesprengtem *Chlorit* grün erscheint. — Bey *Schottwien* findet sich mit Thon gemengtes *Reissbley*, dem von *Hafnerzell* im Passauischen ähnlich. — Etwas unter *Maria Schutz* findet ein merkwürdiges Vorkommen von *Gyps* Statt, wenn anders die Beschreibung des Vfs. richtig ist. Der Gyps — weisser dichter, oder auch grauer und weisser feinschuppiger — soll zum Theil auf grauem Quarze liegen, und von diesem durch eine dünne Lage hellgrünen, gemeinen Chlorits getrennt seyn. Oft soll der Gyps auch zwischen zwey Salbändern von gelb-

besonders in einem solchen Kreise. Er enthält gute, einfach vorgetragene Wahrheiten. Es scheint jedoch, als sey es Hn. H. vorgekommen, dass die Überschrift: *Wissenschaft*, etwas anderes, und vielleicht etwas mehr erwarten lasse, als eine solche Abhandlung. Denn er entschuldigt sich fast ein wenig in einer kleinen Nachschrift darüber, dass seine Ansicht von der Wichtigkeit des Unterrichts in der Moral in diesem Buche einzeln dastehe. Sie dürfe es, sagt er keck hinterdrein, *denn sie erscheine ihm als die Wissenschaft der Wissenschaften*. Im Übrigen war auch gar keine Entschuldigung nöthig; denn wer das *Leben* glücklich überstanden hat, der wird die *Wissenschaft* mit einiger Resignation anfangen. Destomehr aber wird er sich III) über die Reichhaltigkeit der *Kunst* wundern und freuen. Unter dieser Kategorie theilt Hr. *H.* 1) *Bemerkungen über Jean Paul Richters Vorschule der Ästhetik* mit, „in welchen er das Wichtigste, was in diesem Werke geleistet oder verfehlt worden ist, hervorhebt und mit seiner eigenen Überzeugung begleitet." Wenn auch die Leser dieses Buches die Bemerkungen weniger belehrend finden sollten, als sie in der That sind: so werden sie doch gestehen, dass Hr. H. sich schon durch eine Nebensache grosses Verdienst sowohl um das Publicum erworben hat, als um die Vorschule der Ästhetik. Denn diese wird von ihm „recht warm anempfohlen"; und das muss ihr vortheilhaft seyn! Wie viele werden nicht jetzt nach der Ästhetik greifen, denen sie sonst unbekannt geblieben wäre! Wer hat denn von Jean Paul gehört! — Auf die Ausstellungen, welche Hr. H. an *J. P's.* Ästhetik macht, können wir uns hier nicht einlassen; seine Bemerkungen betreffen aber Puncte von der grössten Wichtigkeit in dieser Wissenschaft. Als Probe möge hier Folgendes stehen. Im 66 §. über den Roman bemerkt *J. P.*, dass die Poesie allerdings lehre, und also auch der Roman, dass es ihr aber nie um die Lehre zu thun sey; dabey Hr. *Horn*: „dass hier die Wahrheit nur angedeutet, nicht erschöpft werde; überhaupt — (er scheue sich nicht, diess geradezu zu erklären) — habe noch keine gedruckte Ästhetik (— es ist ein tröstlicher Gedanke, dass es in ungedruckten Ästhetiken vielleicht geschehen ist —) den eigentlichen Charakter der Sittlichkeit, und ihre Einheit mit dem Schönen erklärt. Diese Erklärung würde etwa so lauten: Wenn der gesammte Mensch zu einer äusseren Anschauung übereinstimmt: so entsteht die Anschauung der Schönheit. Stimmt aber der ganze Mensch in der Selbstanschauung zusammen (d. h. in seinem Wollen): so entsteht Sittlichkeit und Wahrheit. Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit sind nur die dreyfaltigen Offenbarungen des Einen Unendlichen." Gewiss ist diese Erklärung der Einheit von Schönheit und Sittlichkeit eben so klar als überzeugend. — Beyläufig werde noch Eins gerühmt. Irgend ein Schriftsteller, wenn wir nicht irren, *Chamfort*, sagt, dass er, wenn in einem Buche ein Gedanke zweymal vorkomme, gerade eine solche Empfindung habe, als wenn Jemand, der eben weggegangen ist, wiederkehrt, weil er seinen Hut vergessen hat. Wenn dieser Schriftsteller Hn. *H's.* Buch läse: so würde er diese Empfindung mehr als einmal haben. — Es folgen 2) *Andeutungen für Freunde der Kunst, insonderheit der Musik und Poesie.* Diese Andeutungen sind grossentheils schon 1802 geschrieben: sonach ist das *nonum in annum* wenigstens zur Hälfte bey ihnen beobachtet; zum Theil sind sie auch schon in der musikal. Zeitung gedruckt gewesen. Dem denkenden Musiker werden diese Fragmente am meisten Vergnügen machen; freylich geht keine Kunst leer aus, aber die Musik ist doch der Hauptpunct, um welchen sie sich drehen. Über die grössten Meister in dieser Kunst wird geredet; sie mit einander, ihre Werke bald unter sich, bald mit den Werken einer anderen Kunst verglichen; fremde Meinungen, wie Rousseau's, geprüft, bestritten u. s. w. Wie Hr. *H.* schon in einigen Urtheilen (z. B. über *Cherubini*) sich geändert hat, so ist möglich, dass er sich auch noch in anderen ändern mag, ehe ein halbes Decennium wieder abläuft. Eben so ist möglich, dass nicht Allen Alles zusagt, welches er ausspricht, auch nicht wie er es ausspricht; aber wer je versucht hat, über die zarteste, beweglichste Kunst und ihre, wie die Zeit, rasch vorübereilenden Erscheinungen zu reden, der wird Hn. *H.* nicht ungern zuhören. — 3) *Der verlorene Sohn, ein ungedrucktes altdeutsches Schauspiel.* Weiter nichts als die Beschreibung eines Puppenspiels dieses Namens, welches Hr. *H.* in Berlin aufführen gesehen hat. Die Erzählung ist Jedem bekannt aus der heiligen Schrift. Wie vortrefflich sie ist, welchen tiefen Eindruck sie macht auf jedes menschliche Herz, weiss ein Jeder, der ein menschliches Herz in der Brust trägt. Ob diese Erzählung sich aber so gut für die dramatische Bearbeitung eigne, wie Hr. *H.* will, dürften vielleicht Viele bezweifeln. Er findet fast alles lobenswürdig an diesem Puppenspiel. — IV. *Religion.* (Geschrieben am Schlusse des Jahres 1806 und zu Anfange des J. 1807.) Jede Rubrik dieses Buches ist einer besonderen Person gewidmet, einem Freunde, einem Bruder, die Religion der Gattin. Diese Pietät steht recht gut zu dem Tone, in welchem das Ganze, wie verschieden er auch im Einzelnen seyn mag, gehalten ist. Über die Religion, was sie für solche Zeiten, wie die unsrigen, was besonders die christliche Religion (diese „Religion nicht des Lebens, sondern des Todes") — sey, darüber wird hier geredet, und so, wie man es, nach den früheren Abschnitten des Buchs, erwartet.

Bx.

NEUE AUFLAGEN.

Paris: *Choix de Prières pour les Adorateurs en Esprit et en Vérité.* Traduites de l'Allemand et publiées par *Jean Pierre Prunner.* Seconde édition. 1809. 196 S. 12. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JUNIUS, 1809.

BOTANIK.

GÖTTINGEN, in Comm. b. Dieterich: *Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen*, von Dr. *Kieser*, Stadtphysicus in Northeim. 1808. 150 S. 8. (16 Gr.)

Diess genialische Werk macht alle anderen Pflanzenphysiologieen überflüssig, und es ist erhebend zu sehen, wie viel man aus sich selbst produciren kann, wie man von der fixen Idee einer überall Statt findenden Trias beherrscht, zu dem göttlichen Wahnsinn der Pythia gelangt, die Harmonie der Sphären vernimmt, und in der Mystik der Zahlen schwelgt und versinkt.

Mit Recht hat ein gelehrtes und geehrtes Blatt bereits diese Aphorismen als apodiktisch an- und aufgenommen, ohne den Leser durch Urtheile über die einzelnen Sätze in seinem Genuss zu stören; auch Rec. nimmt diess wundervolle Buch als seine augsburgische Confession an, und bereuet, dass er so viele Jahre hindurch bloss die Pflanzen beobachtete, und nicht in sich selbst die Botanik suchte. Doch nunmehr sind ihm die Schuppen von den Augen gefallen, und bewundernd, doch neidlos folgt er den gigantischen Schritten des begeisterten Vfs.

Die Pflanze grünt und blüht mit jungfräulicher Unbefangenheit und Unschuld. Einfältig und klar ist ihr Wesen, und einfältig ist ihre Organisation — sie kann nur von einem *einfältigen* Sinn begriffen werden. Magnetismus, Elektricismus, Chemismus bilden die heilige Trias der Qualitäten der *anorgischen* (so schreibt der Vf. nach der gewöhnlichen fehlerhaften Art) Natur. Diese Trias findet ihr Entsprechendes in allen Organisationen. Die erste hat ihr Symbol im Aphelion der Ellipse, die zweyte im Perihelion und die dritte in der Indifferenz beider, oder in der Ellipse selbst. (Wen lächelt die hierin liegende Einfalt und Klarheit nicht an!)

Unter den auf dem Erdkörper vorhandenen Welten der Organismen bildet die Pflanzenwelt den Magnetismus, das Thier den Elektricismus, der Mensch den Chemismus. *Die Pflanze in ihrer Integrität ist der organische Magnet.* (Wer hat hievon vorher nur eine Ahndung gehabt? Welcher Naturforscher würde es errathen, wenn man ihn fragte, was ein organischer Magnet sey? Aber wenn man es erst weiss, fühlt man in seinem eigenen Chemismus den magnetischen Pol ansprechen, und eine wunderbare Bewegung im Perihelium, neben dem Zwerchfell, oder nicht weit vom Sonnengeflecht, welches Rec. als das Perihelium der menschlichen Ellipse betrachtet, vielleicht eine nicht unwichtige Bemerkung.) Wie der Magnet den reinen Längeprocess darstellt, so auch die Pflanze. Wie der Magnet in einem Puncte indifferent, nach zwey entgegengesetzten Richtungen differirt, so auch die Pflanze. Wurzel und Stamm sind die beiden Pole des organischen Magnets, die im Mittelpunct, an der Erdoberfläche vereint, unendlich nach entgegengesetzten Richtungen sich entfalten. (Zwar könnte Manchem scheinen, als ob die kugeligen Pilze, manche Kakten, die Hydnora, die blättrigen Lichenen u. s. w. keinen Längeprocess darstellen; da sie aber doch nach unserem Vf. Magneten sind, muss man sich auf den trügerischen Schein nicht einlassen. Eben so könnte man eine Feder des Vogels, einen Röhrenknochen einen Magnet nennen, allein daran hindert auch nichts, das sind die Pflanzen der Thiere.)

Die Kieselerde wird in der Pflanze als Kohlenstoff erzeugt. (Welch ein belehrender Wink für die Chemiker!) — Der Stamm der Pflanze ist der positive Pol, die Wurzel der negative. Jener die Einheit in der Differenz, dieser die Differenz in der Einheit darstellend. *Daher* wie in jeder elliptischen Lebensbahn die irdische Tendenz der Zeit nach vorherrscht: *so* wächst auch das Rostellum des Saamenkorns früher und schneller als die Plumula. (Man könnte bey jenem *Daher* an den Schluss denken: gleich wie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also sollen wir Gott dem Herrn dienen; allein diess ist die wahre Poesie, durch die doch allein die Naturkunde bearbeitet werden kann.)

Den beiden Polen der Pflanze entspricht Wasser und Luft; das Wasser ist die Pflanze, die Luft ist das Thier der anorgischen Erde. Das Wasser entspricht *daher* der Wurzel, die Luft entspricht dem Stamme der Pflanzen. (Wie schön und unterrichtend, dass das Wasser die Pflanze und die Luft das Thier der anorgischen Erde ist; die Erde selbst ist dem Vf. wahrscheinlich der Mensch der anorgischen Natur, und die Mythen scheinen darauf hinzudeuten. Das *daher* wieder wie poetisch!)

Die Sonne ist das Gehirnbildende unter den erzeugenden Kräften; zum Gehirn ist aber in der Pflanze immer nur die Annäherung vorhanden, mit der Erreichung ist auch die Pflanze, als solche, abgestorben. (Daher ist auch so leicht zu erklären, warum die Sonne so leicht das Gehirn verbrennt, wie sie es, ehe das Licht der Naturphilosophie zu leuchten begann, bey so manchem Schriftsteller gethan hat. Schade, dass der Vf. das Gehirn der Pflanze, welches sie zuletzt erreicht, nicht näher beschrieben und abgebildet hat.)

Die erste Trias in der Pflanze ist Wurzel, Stengel, Blatt. Die Wurzel ist die Indifferenz. Stengel und Blatt sind die Differenzen. Der Stengel entspricht der magnetischen Form, der der Linie, das Blatt repräsentirt den elektrischen Process und gestaltet sich in die Fläche. Die Wurzel endlich bildet die Indifferenz beider, Linie und Fläche in einander aufnehmend. (Wie schön, dass im Magneten (den Pflanzen) wieder der elektrische Process repräsentirt wird, und dass also die Wurzel, die den elektrischen Process (das Blatt) und den magnetischen (den Stengel) in sich aufnimmt, den Chemismus oder den Menschen der Pflanze bildet!)

Die Blume ist das Thier in der vegetativen Welt. Das Ringen der Pflanze, das Thier zu erzeugen, welches stets wieder von der Pflanze verschlungen wird, bringt nun die wechselnde Expansion und Contraction des Blatts und des Stengels hervor. (Der Vf. besitzt gewiss den Carfunkel, ohne ihn wäre das Thier in der Pflanze sicher nicht erkannt.)

Der Vf. hat S. 29 entdeckt, dass bey den Gräsern das Blatt gleiche Länge mit den Internodien hat; Rec. findet hievon freylich viel häufiger das Gegentheil, und das Blatt mehrentheils, oft sehr viel länger: allein was will die Beobachtung sagen, da der Vf. diess als ein Gesetz aufstellt, das aus der Natur der Pflanze fliesst, mithin durch Beobachtungen nicht umgestossen werden kann. — Eben so unwiderleglich ist daher die Beobachtung des Vfs., dass nie ein oberes Blatt mit einem unteren in derselben Linie steht (S. 45), und Rec. weiss nicht, was die von ihm untersuchten Pflanzen wollen, wo die Blätter nicht selten gegen diess Gesetz verstossen.

Nur eine Stelle in dem ganzen Werk (S. 55) hat Rec. befremdet, und beynahe an dem Vf. irre gemacht. Er sagt nämlich: „die Physiologie muss hier schweigen über die Bedeutung der Organe (der Gefässe), da die Anatomie noch nicht bestimmt hat, ob sie exiſtiren oder nicht. Rec. sollte glauben, der Vf. hätte diese Gefäse leicht construiren können, wenn er die Trias beachtete. Die Anatomie wird den Vf. nicht belehren können, sondern diess muss die Idee thun.

Wenn der Vf. S. 68 sagt, *der Irrthum sey allgemein*, die um das allgemeine Receptaculum bey den Syngenesisten gestellten Bracteen für den Kelch zu halten: so hat er gewiss in so fern Recht, als *Ehrhart* und fast alle übrigen neueren Schriftsteller diess nur zufolge ihrer Beobachtungen leugneten, unser Vf. diess aber aus der Natur der Pflanze einsieht. — Vortrefflich ist die Bemerkung des Vfs., dass Calyx und Corolla immer zu unterscheiden sind, und Rec. wünschte, der Vf. hätte die vielen streitigen Fälle aufgeführt und ein für allemal entschieden: so brauchten die Botaniker länger nicht herumzutappen, und da der Vf. aus dem höchsten Princip ausgeht, so fand keine Appellation Statt.

Rec. hat gehört, dass ein ebenfalls sehr geachteter Schriftsteller auf einer grossen Universität am *Hyoscyamus niger* die ganze Terminologie und Anatomie der Pflanzen demonstrirt hat, welches für viele beschämend ist; eben so geht der Vf. auch von Wenigem zu Vielem, wenn er vom Bau der Geschlechtstheile u. s. w. spricht. *Simplex veri sigillum.* — Sehr schön werden die männlichen Organe das Feindliche der Pflanze genannt; eben so schön wird der Pollen mit Infusionsthierchen verglichen. (Es liesse sich auch diess gewiss leichter deriviren, als *lucus a non lucendo*, womit ein empirischer Spötter solche Vergleichungen und ähnliche Etymologieen verglich.)

Ging der Vf. im ersten Abschnitt die organische Bildung der einzelnen Pflanze mit vielem Glück durch: so gebührt dasselbe Lob dem zweyten Abschnitt, in welchem die organische Bildung der ganzen Vegetation ausgesprochen wird. Die Trias in der Pflanzenwelt bilden die Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen. Die Akotyledonen bilden die Wurzel der Pflanzenwelt, und die Indifferenz der Monokotyledonen und Dikotyledonen. (In diesem Satz liegt so viel, dass man mehrere Bogen darüber schreiben könnte.) Die Akotyledonen bilden keine Samen, mithin auch keine Kotyledonen. Wie sehr haben sich also die neueren Botaniker geirrt, die diese gesehen und abgebildet haben, und *Willdenow*, *Sprengel*, *Rudolphi* u. s. w. sind nur dadurch zu entschuldigen, dass sie unseres Vfs. Ausspruch nicht früher gekannt haben! Hätten sie gewusst, dass die Akotyledonen, selbst die Farrnkräuter, nur Wurzeln wären: so würden sie nie dem Schein der Sinne getrauet haben. Aus der Wurzelnatur der Akotyledonen erklärt sich auch der Mangel des Bedürfnisses der atmosphärischen Luft, und der Vf. schliesst gewiss mit Recht von ein paar unter der Erde lebenden Pilzen auf alle Moose, Farrnkräuter u. s. w. — In dem Reich der Akotyledonen ist das triadische Verhältniss der Vegetation durch die Familien der *Algen* (Stengelpflanzen), der *Farrnkräuter* (Wurzelpflanzen) und der *Pilze* (Blumenpflanzen) ausgedrückt. Welche Simplicität, und wie sehr stechen dagegen die Eintheilungen von *Schreber* und *Willdenow* ab, die so viele Ordnungen der Kryptogamisten annahmen! Der Vf. märzt sogar die Moose und Lichenen aus. — Die Monokotyledonen sind die Stengelpflanzen, die Dikotyledonen die Blumenpflanzen. — Das Schema der Monokotyledonen sind die Gräser, (und mit Recht, die Palmen und Lilien sind nur Ausbildungen der Gräser). Die Monokotyledonen haben auch nur eine kurze Lebensdauer (d. h. nach dem Schema; das Übrige ist ja Nebensache). — Die Wurzelpflanzen der Monokotyledonen sind die Palmen, die Gräser sind die Stengelpflanzen und die Lilien die Blumenpflanzen. (Wohin mögen die nicht in diese drey Familien fallenden Monokotyledonen zu rechnen seyn?) — Bey den Dikotyledonen hat die Auffindung der Trias dem Vf. Mühe gemacht, allein er hat sie doch entdeckt, und sie ist ein Meisterstück des Scharfsinns. Rec. möchte Hab und Gut gegen ein Exemplar des vorliegenden Werks verwetten, dass weder *Linné*, noch *Jussieu*, noch *Schreber*, noch *Vahl* u. s. w. sie errathen hätten. Es sind: die Atriplices (und ihnen verwandten Polygonen und Amaranthen) als Wurzelpflanzen; die Convolvuli und alle sich windenden Pflanzen als Stengelpflanzen, und die

Syngenesisten als Blumenpflanzen aufgestellt. — Zum Schluss erfährt man noch, dass die Vegetation der Länder, die noch in der Kindheit ihres Lebens begriffen sind, eine Menge Akotyledonen enthält. So erzeugt Amerika eine unendliche Menge Farrnkräuter von vorzüglicher Grösse, wenn sie in anderen Ländern fast ganz untergegangen sind. Weiterhin: daher nun auch die Menge der schönsten Blumen unter dem Äquator. Das scheint einander zu widersprechen, denn Jamaika z. B. ist reich an Farrnkräutern und schönblühenden Gewächsen, Sträuchern u. s. w. Allein Rec. muss hierin die Trias noch nicht haben finden können, und der Vf. wird vielleicht anderswo die Kindheit des Lebens jener Gegenden beweisen. Er geht vielleicht davon aus, dass sie die neue Welt genannt sind, und dann ist es vortrefflich. I. K.

Göttingen, b. Dankwerts: *Botanischer Kinderfreund* von *Georg Ernst Wilhelm Crome*, der regensburgischen botanischen Gesellschaft Ehrenmitgliede. Erstes Bändchen. 1—3 Heft. Januar bis Juni 1807. IV u. 352 S. Zweytes Bändchen. 4—6 Heft. Juli bis December 1808. VI u. 415 S. Jedes Bändchen mit 12 Kupfertafeln. Taschenformat in farbigem Umschlage. (3 Rthlr. 12 Gr.)

Hr. *C.* hat ein nützliches mit unverkennbarem Fleisse gefertigtes Werk geliefert, das nicht nur zur Belehrung der Kinder von 8 bis 12 Jahren, wie der Vf. in der Einleitung bemerkt, geeignet ist, sondern selbst den Lehrern und Erziehern, die vorher keine Gelegenheit hatten, Botanik zu studiren, gleichwohl aber ihren Zöglingen die ersten Principien dieser Wissenschaft bekannt machen wollen, mannichfaltige und belehrende Unterhaltung darbietet. Der Plan und die Absicht des Vfs. geht hauptsächlich dahin, „der Jugend nur dasjenige aus der Botanik mitzutheilen, was ihnen dereinst in jeder Lage nützlich, lehrreich and angenehm seyn könnte." Das ganze Werk zerfällt in 6 Hefte; 3 Hefte machen einen Band aus. Das erste Heft lehrt die nöthigen Begriffe von natürlichen und künstlichen Körpern, besonders vom Pflanzenreiche, von dem Nutzen dieses Studiums und dem Unterschiede des Pflanzenreichs vom Thier- und Mineral-Reiche. Im zweyten Hefte ist die Rede von der Eintheilung der Gewächse in Phanerogamen und Kryptogamen, in Kräuter, Stauden, Sträuche und Bäume, vom Sammeln und Trocknen der Pflanzen u. s. w. Das dritte Heft verbreitet sich über Pflanzenphysiologie. Im vierten Hefte giebt der Vf. eine kurze Übersicht über die künstliche Eintheilung der Gewächse, und erklärt das linnéische Pflanzensystem durch Beyspiele. Das fünfte Heft beschäftiget sich mit den in Europa und Asien einheimischen Pflanzen, und im sechsten Hefte sind die vorzüglichsten nutzbaren Pflanzen, welche in Afrika und Amerika wild wachsen, angezeigt.

Da dieses Buch blos für die Jugend bestimmt ist: so hat der Vf. alles systematische Anordnen sorgfältig vermieden, dagegen einen in Frage und Antwort gestellten Vortrag gewählt. Auf diese Weise hat das Ganze gewonnen, besonders dadurch, dass die Erzählungen und Unterhaltungen über Natur-, Länder- und Gewächs-Kunde, die aus alten und neuen Reisebeschreibungen zusammengetragen sind, auf eine angenehme Art abwechseln, und daher den Kindern und Anfängern in der Botanik selbst beym Durchlesen des Buches Interesse gewähren. Der Vf. fängt seine Erzählungen und Belehrungen im Januar an, und fährt in allen Monaten des Jahres abwechselnd damit fort; vom Frühlinge bis zum Herbst führt er seine Zöglinge ins Freye und lehrt sie zugleich die natürlichen Standörter der Pflanzen kennen. Die vorzüglichsten Giftpflanzen oder diejenigen Gewächse, welche giftige Eigenschaften besitzen, und nach dem Genusse auf eine höchst traurige Weise wirken, hat der Vf. vollständiger abgehandelt, und die Beschreibung derselben durch Abbildungen anschaulicher zu machen gesucht.

Rec. hat dieses Werk mit Vergnügen durchgelesen; er glaubt aber auch einige Bemerkungen beybringen zu müssen, von welchen bey einer neuen Ausgabe Gebrauch gemacht werden könnte. Im ersten Bande S. 56, wo von den verschiedenen Früchten und Samen die Rede ist, heisst es: „Alle Früchte, die eine Schote haben, nennt man auch Hülsenfrüchte." — Die Schote unterscheidet sich aber von der Hülse durch die Scheidewand (*Dissepimentum*) und dieses Unterscheidungszeichen hätte allerdings den Lesern, für die Hr. *C.* sein Buch bestimmt hat, deutlich erklärt werden sollen. S. 201 giebt der Vf. Anleitung, die Obstbäume durch Pfropfen und Oculiren zu veredeln und fortzupflanzen. Die erste Veredlungsmethode ist ganz gut und belehrend, aber die zweyte, nämlich das Oculiren, undeutlich vorgetragen. Die Knospe oder das Auge, welches man auf den Wildling setzen will, soll, nach Angabe des Vfs., mit einem rundlichen Stückchen des Astes ausgeschnitten werden. Hätte Hr. *C.* nur eine solche Operation von einem in diesem Fache geübten Pomologen gesehen: so würde er bemerkt haben, wie schnell das Schildchen mit dem in der Knospe sitzenden Keime durch einen Druck mit den Fingern von dem Aste abgelöst werden kann, und dass keine harten Holzfasern an demselben hängen bleiben, noch weniger das Auge verletzt wird. Sodann ist beym Oculiren weder Baumwachs noch Moos nöthig, sondern nur ein Bastfaden von gehöriger Breite und Länge, womit die Wunde, welche durch das Einsetzen der Knospe in der Rinde des Wildlings entsteht, bedeckt und geschlossen wird. Die Johannis- und Stachelbeer-Sträuche zählt Hr. *C.* mit Unrecht zu den Halbsträuchen. Den Trompetenbaum (*Bignonia catalpa*), welcher im zweyten Bande S. 325 sogar unter den Giftpflanzen aufgeführt ist, und *Rhus Toxicodendron* soll man häufig in unseren Treibhäusern antreffen!!; gleichwohl haben vieljährige Erfahrungen gelehrt, dass diese beiden Holzarten in den meisten Gegenden von Deutschland die gewöhnlichen Winter im freyen Lande aushalten, und daher keineswegs der Treibhauswärme bedürfen. Was die auf 24 Kupfertafeln nach verjüngtem Massstabe abgebildeten Pflanzen betrifft: so sind die meisten instructiv und der

Natur getreu dargestellt: nur der Wasserschierling (*Cicuta virosa*) ist dem Künstler nicht gut gerathen; auch die Farbe der Blume von *Atropa Belladonna* ist nicht hinreichend aufgehöht. Ein deutsches und lateinisches Register, welches dem zweyten Bande beygefügt ist, erleichtert das Aufsuchen der in beiden Bänden abgehandelten Pflanzen. D. D — h —

FRANKFURT a. d. O., in der akad. Buchh.: *Märkisches Küchengartenbuch.* Von *Johann Friedrich Heynatz*, Prof. zu Frankfurt a. d. O. und Rector der Oberschule daselbst. 1808. VIII u. 447 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

In der Vorrede erklärt der Vf., dass er seit vielen Jahren die meisten Küchengewächse in seinem Garten cultivirt und eigene Erfahrung über den Gemüsbau gesammelt habe, wodurch er sich berufen fühle, seinen Landsleuten einige nützliche Anweisungen über zweckmäfsige Behandlung eines Küchengartens mitzutheilen. Die gute Absicht des Vfs. ist unverkennbar; indessen wäre doch recht sehr zu wünschen, dass er sich im Vortrage einer gedrängten Kürze bedient, und nicht allgemein bekannte Sachen so weitläuftig abgehandelt hätte. Sodann finden sich in diesem Gartenbuche oft sehr auffallende Widersprüche, selbst in der Vorrede, z. B. S. VII heisst es: „Es wäre mir leicht gewesen, etwas von botanischer Gelehrsamkeit, die lateinischen Pflanzennamen, mit aufzunehmen; jetzt kann ich daran nicht denken. — Ich lerne in der Botanik noch mehr zurück als im Gartenbau." (!!) Doch wir wollen den Inhalt des Ganzen kürzlich anzeigen.

Der Vf. hat seine Materialien in 22 Hauptstücke gestellt. Die 5 ersten Hauptstücke handeln von der Lage eines Gemüsgartens, von der Verbesserung desselben durch Düngmittel, und von den Vorsichtsregeln, welche man bey der Bearbeitung des Bodens zu berücksichtigen nöthig habe. Die Abhandlung über die Lage und Beschaffenheit eines Gemüsgartens ist ziemlich vollständig und belehrend. Was aber die Anlagen und Bepflanzungen der Gärten betrifft: so kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn er S. 18 sagt, dass in einem Küchengarten keine Obstbäume und keine Johannis- und Stachelbeer-Sträuche gepflanzt werden sollen, und S. 20 hinzufügt: „um den Küchengarten nicht zu sehr leiden zu lassen, muss der Besitzer dann doch von Zeit zu Zeit sich entschliessen, Obstbäume weghauen zu lassen, wofern nicht einmal ein wohlthätiger, strenger Winter ins Mittel tritt, und einen Theil der Obstbäume zu Grunde richtet." (!!!) Einige Obstbäume können ohne Nachtheil der Kohlpflanzen in Küchengärten gepflanzt werden. Sie wachsen in denselben vortrefflich, und liefern reichlich Früchte; nur müssen die Bäume, besonders Apfel- und Birn-Bäume weit von einander entfernt stehen, und in Rücksicht ihres Wuchses gehörig vertheilt seyn. Dann sind auch einzeln stehende Obstbäume in Gemüsgärten deswegen nützlich, weil manche schattenliebende Pflanze, z. B. Löffelkraut, welches der Vf. zum Anbau empfiehlt, unter denselben am besten gedeihet. Vom 6 — 12 Hauptstücke ist die Rede vom Einkaufe und von der Auswahl verschiedener Sämereyen, von der Keimungsdauer des Samens, nach *Reichards* Anleitung, von der Aussaat, und endlich von dem Bepflanzen der Beete. In den übrigen Hauptstücken sind die zum Gemüsbau geeigneten Pflanzen abgehandelt. Richtig wird bemerkt, dass der einjährige Petersiliensame zur Aussaat immer der beste ist, und dass derselbe, wenn er über 3 Jahre alt ist, nicht gut aufgeht. Der Vf. unterscheidet zwey Arten Petersilie, nämlich die Kraut- und Wurzel-Petersilie; gleichwohl sagt er S. 188: „Im zweyten Jahre liefert die Krautpetersilie Samen, welcher aber, wenn die Pflanzen aus Wurzelsamen gezogen waren, nie wieder Wurzeln geben wird." — Demnach wäre die grosswurzliche Petersilie nichts anderes, als eine durch die Cultur entstandene Abänderung, wofür sie auch Rec. hält. Um auch im Winter Krautpetersilie zu haben, soll man, nach Anleitung des Vfs., den Samen von der Wurzelpetersilie in Blumentöpfe aussäen. Allein diese Methode ist viel zu weitläuftig und mühsam; man erreicht den vorgesetzten Zweck vollkommen, wenn die Wurzeln im Herbste aus der Erde gegraben, in Töpfe oder Kasten gepflanzt, und diese an einen warmen Ort, z. B. in eine Küchenstube u. s. w. gestellt werden. Der knollige Kälberkropf (*Chaerophyllum bulbosum L.*), welcher S. 430 unter dem Namen Rübenkerbel als eine zur Speise dienende Pflanze empfohlen wird, ist zuweilen gefleckt, und kann in diesem Falle von denjenigen Personen, die keine botanischen Kenntnisse haben, leicht mit dem gefleckten Schierlinge (*Conium maculatum L.*) verwechselt werden. Deshalb hätte der Vf. entweder die Kennzeichen des Rübenkerbels genau angeben, oder dieses Gewächs aus der Reihe der Gemüspflanzen ausstreichen sollen. Ein Sachregister, das zum leichteren Aufsuchen der in diesem Buche abgehandelten Materialien dient, macht den Beschluss. Druck und Papier empfiehlt sich. D. D — h —

BERLIN, b. Gädicke: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik*, oder *alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse*, von Dr. *F. G. Dietrich* u. s. w. VIII Band. 1808. 685 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Je unbrauchbarer *Millers* Lexikon, seit dem so sehr erweiterten Umfange der Botanik, schon längst geworden ist: desto mehr müssen wir uns freuen, dass das *D*'sche Werk, welches den Bedürfnissen u. Wünschen der Gartenfreunde vollkommen entspricht, und zu welchem der thätige Vf. die meisten Materialien aus eigenen Erfahrungen sammelte, die er auf seinen Reisen so sehr zu erweitern und zu berichtigen Gelegenheit hatte, seiner Vollendung sich nähert. Denn dieser 8 Band fasst, wie auch auf dem Titel bemerkt ist, *Quadrangularis* bis *Scleria* in sich, und steht also den vorigen Bänden in Ansehung der Vollständigkeit nicht nach. Es läfst sich von dem Vf. erwarten, dass er den Gebrauch dieses Werks, nach seiner Vollendung, durch ein vollständiges Register über sämmtliche Bände erleichtern werde. Den thätigen und einsichtsvollen Verleger entschädige und belohne für den gemachten beträchtlichen Aufwand ein starker Absatz, und muntere ihn zu neuen nützlichen Unternehmungen auf!

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 JUNIUS, 1809.

BIOGRAPHIK.

Zürich, b. Gessner: *Dülons, des blinden Flötenspielers, Leben und Meinungen, von ihm selbst bearbeitet.* Herausgegeben von *C. M. Wieland.* 1 Theil. 1807. 28 Bog. 2 Theil. 1808. 28 Bog. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.).

Seitdem Hr. *D.* bekannt machte, er werde die Geschichte seines Lebens, mit seinen Meinungen und Urtheilen verwebt, herausgeben, und zwar, ohne Anderen wesentlichen Einfluss auf den Inhalt seines Buchs zu verstatten: sahen wir diesem mit nicht geringer und angenehmer Erwartung entgegen. Wir dachten nämlich so: *D.* ist des Gesichts beraubt, ist es seit den ersten Tagen seines Lebens, aber doch nur in dem Masse, dass ihm die Fähigkeit geblieben, wenn auch weder Gestalt noch Farben, doch Nacht und Finsterniss von Tag und Licht zu unterscheiden; *D.* ist ferner ein Mann von Talent, von rechtlichem Charakter, von frohem und geradem Sinn, von einiger Bildung auch ausser seiner Kunst; *D.* hat überdiess von seinen Kinderjahren an bis jetzt in sein männliches Alter fast immer auf Reisen, und oft unter sehr bedeutenden Menschen aller Art gelebt, hat vielen Hang zum Beobachten und über seine Beobachtungen zu reflectiren, hat auch durch öftern Umgang mit feiner Gesellschaft und viel Lectüre wohl einige Gewandtheit erlangt, seine Beobachtungen und Reflexionen Anderen mitzutheilen: so kann es ja gar nicht fehlen, sein Buch muss nicht etwa nur für die Unterhaltung anziehend, sondern auch ein Werk werden, das dem Psychologen, dem Physiologen, dem Arzte, dem Menschenbeobachter überhaupt, und nun noch besonders dem Kenner und Freunde der Tonkunst, so viel Eigenthümliches und Neues, ja so viel ganz Individuelles und Sonderbares darbietet, als kaum irgend eine Selbstbiographie eines Sehenden, wer er auch sey.

Aber es konnte doch fehlen, und hat auch wirklich gefehlt: das Buch enthält von jenem Erwarteten wenig, sehr wenig. Rec. hatte nämlich, vielleicht mit manchem Anderen, übersehen, dass, wenn z. B. *Dülon* in der ihm zurückgebliebenen Fähigkeit, Licht und Dunkel zu unterscheiden, zwar einen immer neuen Reiz und ein ausdauerndes Verwahrungsmittel gegen die abstumpfende Resignation vieler Blinden erhielt, ihn diese Fähigkeit doch auch immerfort antrieb, den *Sehenden* so ähnlich zu werden, als nur möglich; dass, wenn ihm seine häufigen Reisen, sein öfterer Umgang mit nicht unbedeutenden Menschen aller Art, sein vieles Lesen, eine Menge sehr verschiedenes Stoffs zum Denken darboten, eben diese Menge, eben diese Verschiedenheit, auf seinem, nicht vorzüglich durchdringenden, auch nicht vorzüglich kräftigen Geiste lasten, die Eigenthümlichkeiten seiner Ansichten und Urtheile verwischen, die ursprünglich wahrscheinlich scharfen, aber auch interessanten Ecken seines Charakters abschleifen, und sogar seine Darstellung dem, nicht ungesitteten, aber meistens flachen Geplauder gewöhnlicher gemischter Gesellschaften verähnlichen würden.

So ist es aber geworden, wie das Buch vom Anfang bis zu Ende beweiset. Die kleinen Ereignisse seines Lebens, die, bey weitem zum grössten Theile, sich auf da und dort gegebene Concerte, da und dort gemachte gute oder schlechte Einnahmen, da und dort empfangene freundschaftliche oder gleichgültige Aufnahme reduciren, hat *D.* mit oftmals beschwerlicher Ausführlichkeit erzählt; die Bemerkungen, Urtheile und Betrachtungen, sogar über Gegenstände der Tonkunst, fassen beynahe überall nur das Gangbarste auf, und behandeln es, wie es in gemischten Gesellschaften nicht unverständiger, aber ganz gewöhnlicher Menschen behandelt zu werden pflegt, was denn auch von der Form gilt, in welche das alles, weit weniger mit Absicht und Wahl gegossen, als ganz von selbst geflossen zu seyn scheint.

Demnach ist zwar zu erwarten, und wohl auch zu wünschen, dass Jedermann geneigt seyn werde, das Buch, so wie den geschickten Virtuosen selbst, kennen zu lernen; und versprechen lässt sich sogar, dass Jedermann etwas darin entdecken könne, was ihn mehr oder weniger anziehet: aber ein höheres, ein bedeutendes Interesse und einiges Genüge finden doch wohl nur zweyerley Leser daran: Musiker von Profession, besonders reisende; und nahe Bekannte *D's.*, denen auch das Gewöhnlichste, weil es ihn betroffen hat, oder von ihm bemerkt, von ihm gesagt ist, wichtig und theuer wird.

Dülon zeigt sich in seinem Buche als einen sehr gutmüthigen Mann, dem fast alles in der Welt recht ist, wenn es ihm selbst und Anderen nur nicht gar zu schlimm mitspielt, und vieles vortrefflich, was Andere kaum leidlich finden. Vielleicht scheint ihm unser Urtheil hart; *D.* zeigt sich in seinem Buche auch ziemlich reizbar, missfällt sich in seiner Autorschaft keinesweges, ziehet sogar gegen etwanige Re-

censenten einigemal derb los: vielleicht kömmt ihm unser Urtheil sogar parteyisch vor. Es mag daher eine kurze, aber genaue Anzeige alles dessen, was Rec., nachdem er sogar jene höheren Erwartungen beseitiget, in dem ersten Bande des Buchs Bedeutendes und Anziehendes angetroffen hat, hier Platz finden, und den Leser in den Stand setzen, jenes Urtheil zu unterzeichnen oder zu verwerfen; wobey nur zweyerley im Voraus angemerkt werden muss: dass nämlich diess Angeführte mit sehr vielem durchaus Unbedeutenden vermischt ist, und dass hier alles wegbleibt, was den Musiker allein interessiren, zum Theil vielleicht beträchtlich interessiren kann. Letzteres geschiehet, weil Rec. kein Musiker ist, und weil die Tonkunst in der *leipziger musikalischen Zeitung* ein eigenes, allgemein geachtetes Institut besitzt, welchem jener Theil des Buchs füglich überlassen werden kann.

Merkwürdig, und mit den Äusserungen mehrerer Blindgebornen oder früh gänzlich Erblindeten übereinstimmend, ist (S. 36 ff.) das Geständniss, D. wünsche die Wiederherstellung seines Gesichts zwar oft, doch sey dieser Wunsch nur vorübergehend, und beuge ihn nicht eben tief darnieder, wenigstens nicht anhaltend. Bey dem Blindgebornen oder früh gänzlich Erblindeten kann das kaum anders seyn; wohl aber bey einem Manne, dem noch ein Schein des Lichts geblieben ist, und der immerwährend in so vielfältigen, nahen und reizenden Verbindungen mit lauter Sehenden und ihrer Welt, vornehmlich auch mit ihren Freuden, lebt. Die leichte, heitere, gefügige Gleichmüthigkeit, welche überhaupt die Grundlage von D's. gesammtem innerem Wesen auszumachen scheint; seine Kunst, die ihm als immer bereit stehendes Hülfsmittel, sich zu beschäftigen, sich zu ergötzen, Aufmerksamkeit und Beyfall zu erlangen, dienet; und das viele Angenehme, das ihm fast überall, wegen dieser seiner Kunst, *verbunden mit seiner Blindheit*, dargeboten wird: diess zusammen genommen mag wohl jene, Andere eben so einnehmende, als ihn selbst beglückende Mässigung hervorbringen; mag das bey weitem mehr, als die im Buche angeführten Beruhigungsgründe, welche weit weniger durch sich selbst bemerkenswerth sind, als dadurch, dass er mit ihnen ausreicht.

Auch D. erklärt (S. 42 ff.) die bekannte Behauptung, es haben Blinde die Farben durch Gefühl unterschieden, für leere Einbildung und Selbsttäuscherey; ein Urtheil, das erst neuerlich *Baczko* (*Über mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden*) ebenfalls ausgesprochen hat. Überhaupt bedürfen wohl, ausser dieser, noch gar viele verwandte Behauptungen früherer, besonders französischer Schriftsteller über Blinde, Taubstumme u. s. w. einer strengeren, gründlichern Prüfung, als ihnen bisher noch zu Theil geworden ist. Es ist wahrlich selbst unter den Behauptungen der Besseren dieser Schriftsteller Vieles Selbsttäuschung eines besser gemeinten als begründeten Enthusiasmus, wie diesen lebhafte Phantasie und warmes Mitgefühl zwar leicht, aber auch zum Nachtheil der Wahrheit, und nicht selten selbst der zu behandelnden Blinden, Taubstummen u. s. w. erzeugen, wobey noch unerwähnt bleiben mag, dass nicht Weniges in den Schriften Anderer, die jedoch ebenfalls nicht ohne Einfluss geblieben sind, in der That nichts ist, als Product eines künstlichen Strebens, Aufsehen zu machen, einer eiteln Prahlerey, einer, allenfalls den Menschen selbst dransetzenden Experimentirsucht u. dgl. m.

Das erste Erwachen der Liebe zur Musik und besonders zum Flötenspiel, fällt in D's 8 Jahr; der erste Anlauf der Componirsucht, wie er sich selbst ausdrückt, in das folgende, wo sich D. auch zuerst öffentlich hören liess. Was er darüber sagt (S. 63 ff.), ist nicht uninteressant, obgleich es nicht tief in die Sache eingeht. Wahr und gut scheint uns die Bemerkung, dass junge Künstler anfänglich mehr nach alten als nach neuen Meistern studiren sollten, wegen der Besonnenheit und Gründlichkeit der ersteren, und weil es ja überhaupt nur für den Zuhörer alte und neue, für den Künstler aber bloss gute und schlechte, (ihm) nützliche und schädliche Musik gebe.

S. 104 ff. wird über *Kirnberger*, und dann in der Folge über alle bedeutenden Tonkünstler, deren Bekanntschaft D. macht, seine *Meinung* ausgesprochen, welche denn, *Clementi*, *Hoffmeister* und wenige andere ausgenommen, ganz mit dem übereinstimmt, was man im gewöhnlichen Gespräch, oder in Schriften, die solchen Gesprächen gleichen, zu vernehmen gewohnt ist. An dem ersten der hier ausgenommenen Künstler, an *Clementi*, kann D. wenig, ausser Künsteley und Bizarrerie, entdecken; die Compositionen für die Flöte von dem zweyten, von *Hoffmeister*, hält er hingegen für das Herrlichste und Preiswürdigste von allem, was für diess Instrument jemals geschrieben worden ist. Es dürften wohl aber die Kenner und gründlich belehrten Kunstfreunde aller für Musik gebildeten Nationen darüber einig seyn, dass *Clementi* einer der geist- und kunstreichsten Musiker neuerer Zeit; *Hoffmeistern* hingegen nichts zuzuschreiben sey, als ein subalternes Talent, durch alle Vortheile geltend gemacht, welche eine lange Übung und tüchtige Routine gewähren. Übrigens mag es Anderen überlassen bleiben, aus den angeführten Urtheilen D's. auf seinen Geschmack und seine Kunstansicht überhaupt zu schliessen. Es wird diess um so leichter geschehen können, da viele andere Stellen klar genug darlegen, die Musik erscheine ihm doch eigentlich nur, objectiv, als ein zweckmässiges Mittel, den Leuten die Zeit möglichst angenehm zu vertreiben; subjectiv, und auf den Virtuosen bezogen, als eine sichere und anständige Hülfe, sich durch die Welt zu bringen. Einige Tiraden an anderen Orten sind hingegen billiger Weise auch nicht zu übersehen; sie sagen zwar nichts bestimmt aus; als einen löblichen Enthusiasmus D's. für Musik überhaupt: doch lässt ihre Lebhaftigkeit vermuthen, dass in seiner Seele wirklich eine reinere und höhere Idee, als jene von seiner Kunst lebe,

dafs es ihm aber nur nicht gelungen sey, sich dieselbe klar zu machen und sie schriftlich herauszusagen.

S. 133 ff. findet sich ein Excursus gegen die Gewohnheit, die Gerechtigkeit der Grofsen Gnade zu benennen, der, freylich ohne der Sache selbst eine andere, als die gewöhnlichste Ansicht abzugewinnen, doch, nebst anderen verwandten Stellen, von *D's.* geradem Sinne und unbefangener Offenherzigkeit zeugt, um welcher willen man ihn schon achten und liebgewinnen könnte, wenn er auch der ausgezeichnete Virtuos nicht wäre, der er doch bekanntlich ist. Der Schlufs dieser Herzenserleichterung, wo *D.* die Gnade der Grofsen mit der göttlichen zusammenstellt, ist eine der stärksten Stellen des Buchs. Ich behaupte, sagt *D.* unter anderem S. 139, dafs das höchste Wesen uns nur in so fern gnädig ist, als es uns aus dem Nichtseyn hervorgerufen und zu einer ewig fortdauernden Glückseligkeit bestimmt hat; übrigens aber ist es blofs gerecht. Die Regenten der Welt sind Menschen und können fehlen; es ist daher billig, dafs sie bisweilen dem Schwachen verzeihen, und Gnade für Recht ergehen lassen. Der Regierer der Welten hingegen, welcher nie fehlen kann, braucht nicht besonders gnädig und barmherzig zu seyn, indem beides schon in seiner Gerechtigkeit liegt u. s. w. Ähnlich ist dieser Stelle, in Ansicht und Darstellung, die (S. 233 ff.) über Patriotismus, welchen *D.* weit mehr darein setzt, für das Vaterland thätig zu leben, als sich für dasselbe todtschlagen zu lassen, besonders da es mit dem letzteren ohnehin in den meisten Fällen ziemlich chimärisch aussehe; worüber er sich denn artig genug weiter verbreitet.

Was *D.* S. 150 ff. über *Ph. Em. Bach* sagt, enthält zwar im Wesentlichen dasselbe, was schon früher Andere, die diesen würdigen Künstler kennen gelernt, bekannt gemacht haben; es ist aber hier mehr an seinem Platze, als z. B. in einigen bekannten Reisebeschreibungen; ist auch so treuherzig und lebhaft vorgetragen, dafs es Jedermann gefallen, und wirklich eine schöne Blume, von Ehrfurcht und Dankbarkeit auf des trefflichen Mannes Grab gestreut, genannt werden kann. Wird es wohl Rec. erlaubt seyn, ein bestätigendes Wort aus dem Munde eines der verehrtesten deutschen Männer über denselben Gegenstand hier einzuschalten? *Klopstock*, der sich gewifs auf Künstlergröfse und Menschenwerth gleich gut verstand, redete einst Rec., der Hamburg als Fremder besuchte, an: Haben Sie unsere ausgezeichnetsten Männer schon kennen gelernt? „Bis jetzt nur Einen: Sie!" — „So müssen Sie zu" ... *Bach* war der Dritte unter denen, die Klopstock nannte. „Bach? Ich achte zwar die Tonkunst und freue mich ihrer Erzeugnisse: aber" ... „Besuchen Sie Bach: Sie werden sie ehren und lieben; *und ihn auch!*" —

Eine ähnliche Herzensergiefsung *D's.* über K. *Benda*, S. 194 ff., zeugt von der dankbaren Seele des redlichen Blinden eben so laut, und nimmt nicht wenig für ihn ein.

Merkwürdig und anziehend findet Rec., was *D.* S. 226 ff. von der Schärfe und Klarheit seines Geruchsinnes berichtet. *D.* vermag z. B. blofs durch ihn die Städte sicher zu unterscheiden und anzugeben, in welche er zurückkehrt, nachdem er sie früher auf Reisen nur einmal, mit Aufmerksamkeit auf die Eindrücke, die sie auf diesen Sinn bey ihm gemacht, besucht hat. Freylich ist das nur möglich durch die so nahe und so *stetige* Verbindung der Sinneneindrücke mit einem vorzüglich guten Gedächtnifs, wie sich diese Verbindung an Blinden gemeiniglich zeigt; und *D.* hätte, wo er jene Eigenheit zu erklären bemüht ist, hierauf zuvörderst achten sollen. Geruch und Rede (den Sprachton scheint er vorzüglich zu meinen) sind es auch, woran er sich zunächst Menschen, die er kennen lernt, zu merken pflegt, und wodurch er sie, selbst nach langer Trennung, wieder zu erkennen im Stande ist. Den Sprachton Anderer fand Rec. schon mehrere Blinde zu solch einem Hülfsmittel beobachten, und ihre Beobachtungen oft mit Erstaunen erregendem Glück anwenden: einen so scharfen, feinen und sicheren Geruchsinn hat er aber noch nirgends bemerkt. Überhaupt ist es wohl wahr, und möge hier beyläufig erwähnt werden, dafs wir Neueren sämmtlich uns eben an diesem Sinne, durch Vernachlässigung seiner Ausbildung, mehr oder weniger versündigen, und uns damit, besondere Zwecke noch unerwähnt, eine reiche Quelle äusserst mannichfaltiger, angenehmer und belebender Genüsse verschliessen, welche bekanntlich die Alten ganz anders zu benutzen wufsten, so wie diefs die Orientalen noch jetzt thun.

Bis zum Verwundern gemein und engherzig ist (S. 260 ff.) *D's.* ganze Ansicht des Theaters, und ganz besonders der Tragödie, die er gar nicht recht leiden mag, weil man ja schon im Leben selbst sich oft genug fürchten, oft genug Mitleid haben müsse u. s. w. Der Genius, der über unserem Virtuosen, das Wasser bewegend, immer schweben sollte — der Genius der Kunst, möge ihm diefs vergeben: wir wollen es gern; aber anführen mufsten wir es auch, als etwas in der That Merkwürdiges und Charakteristisches.

Als kleine, individuelle Züge mögen noch folgende ausgehoben werden. *D.* (S. 353 ff.) hat das Kartenspiel erlernt, und übt es, nach einiger besonderer Vorrichtung mit den Karten selbst, worüber er aber weiter nichts sagt, nicht ungern aus; er versucht sich gern im Versemachen, oder vielmehr im Reimen; und er ist (nach S. 378) von der Harmonika, bey der ersten Bekanntschaft mit derselben, zwar entzückt, hernach aber gar bald gegen sie ziemlich gleichgültig geworden.

Diefs ist denn alles, was Rec. mit bestem Willen in dem ersten Bande für Leser hat interessant finden können, die weder eigentliche Musiker, noch *D's.* nahe Bekannte sind. Der zweyte Band dürfte ohngefähr eben so viel Ausbeute für sie; für Musiker, besonders reisende, wohl aber mehr, als der erste, geben.

Für die Fortsetzung wünscht Rec. vornehmlich, dafs der Vf. kürzer fey; und ist diefs ihm felbst nicht möglich, dafs der verehrte Herausgeber sich feiner, auch in diefem Betracht, annehme. Wenigstens würden die immer wiederkehrenden Notizen, die nichts weiter aussagen, als: hie und da ward ich freundlich oder nicht freundlich aufgenommen, gab Concert oder keines, hatte viel oder wenig baaren Vortheil davon u. dgl., mit so kurzen Worten nur gleichsam tabellarisch registrirt, den reisenden Virtuosen, welchen allein diefs interessant feyn kann, vollkommen genügen; und die wunderlichen, oft ziemlich weit ausgesponnenen Entschuldigungen: lieber Lefer, wirst du auch nicht böse feyn, wenn ich hier wieder über etwas, das dich eigentlich nichts angeht, recht weitläuftig geworden bin u. dgl., durch welche ja die Weitläuftigkeit erst recht sehr weitläuftig, und um so beschwerlicher wird, möchten wohl mit grofsem Vortheil geradezu wegzustreichen feyn.

Über den Antheil, den der Herausgeber an dem Ganzen diefer Schrift hat, findet sich keine Erklärung; wohl aber liefst man manche einzelne, berichtigende oder sonst nachhelfende Anmerkung, mit *W.* unterzeichnet, unter dem Texte. Wie viele Bände noch folgen sollen, ist ebenfalls nicht angegeben: eine frühere Ankündigung versprach deren aber überhaupt drey. Diefs Versprechen zu halten wird jedoch dem Vf. ganz unmöglich feyn, wenn er sich, und der Herausgeber ihn, wie bisher, gehen läfst.

An.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Dutens Lebensbeschreibung, oder Memoiren eines Reifenden, der ausruht.* Aus dem Französischen übersetzt von *Johann Friedrich von Meyer.* Erster Band. 408 S. Zweyter Band. 367 S. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Einer Übersetzung werth sind diese Memoiren gewifs, die, wenn gleich die Persönlichkeit des Vfs. nur ein mäsiges Interesse erweckt, und der Nachrichten von feinem Leben selbst zu wenige und zu unfruchtbare sind, um eine wahre Biographie zu Stande zu bringen, an charakteristischen Anekdoten, Schilderungen merkwürdiger Personen, und historisch-politischen Auffschlüssen und Notizen einen solchen Reichthum enthalten, dafs sie eine nicht gewöhnliche und oft lehrreiche Unterhaltung gewähren. Sie wurden in den Jahren 1775—1805 geschrieben, während welcher Zeit ihr Vf. zweymal interimistisch die Stelle eines englischen Gesandten am turiner Hofe bekleidete, dreymal Italien durchreisete, sehr häufig in Paris sich aufhielt, in Berlin einige Wochen und in Wien ein Jahr verweilte, und so Gelegenheit hatte, die interessantesten Höfe und viele der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit kennen zu lernen. Vorzüglich merkwürdig sind seine Schilderungen von Lord Bute, vom turiner Hofe, von Pitt, von der Kaiserin Theresia, vom Kaiser Joseph II., vom Fürsten Kaunitz, von Friedrich dem Grofsen, von Ludwig XV, vom Herzog und der Herzogin von Choiseul, vom Grafen Alfieri, und vom Lord Macartney; sehr befriedigend scheint der endliche Aufschlufs, den er über die viel besprochene eiserne Maske giebt. Es leidet keinen Zweifel, dafs Hr. *Dutens* in dem, was er wider die Encyklopädisten in feinem heiligen Eifer vorbringt, die Grenzen der Billigkeit überschreitet, und mit Recht macht ihm defshalb der Übersetzer in einer Note den Vorwurf der Parteylichkeit. Wenn er ihn aber bey dieser Gelegenheit mit Verachtung einen *speichelleckerischen, hofschranzischen, erzfrommen* Diplomatiker nennt: so möchte auch er wohl durch dieses herabwürdigende Urtheil einer ähnlichen Unbilligkeit sich schuldig machen. — Übrigens liefet sich die Übersetzung ganz gut; nicht oft trifft man auf nachlässige oder ungelenke Stellen. Einigemal wird man durch Gallicismen beleidigt, z. B. S. 9. B. II *so fanden sie sie nicht mehr die nämlichen Personen zu seyn* — für — so fanden sie in ihnen nicht mehr die nämlichen Personen. S. 61: *er nahm also diesen Augenblick wahr, ihn im Geiste des Königes zu stürzen* u. s. w. Zuweilen ist der richtige Ausdruck nicht getroffen. So wird z. B. *Gourmandise* durch *Efslust*, statt durch Völlerey, Leckerhaftigkeit — *Chevalier d'industrie* durch *Fleifsritter* (!) statt durch Glücksritter gegeben. Das häufig vorkommende *Rendez-vous* wird immer durch das campische *Stell dich ein* übersetzt, was sich sehr possierlich ausnimmt. So heifst es z. B. einmal: *Spaa ist ohne Ausnahme das angenehmste Stell dich ein der besten Gesellschaft von Europa.* — Zu den nachlässigen Stellen gehört unter andern: *mir deucht, Sie sind abgethan!* — *il me semble que nous sommes quittes* — für — wir sind nun, denk ich, wett.

Ha. Ha.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Neue praktische Singschule für Kinder nach einer leichten Lehrart bearbeitet und als ein Beytrag zur Vermehrung häuslicher Freuden für Eltern und Erzieher* herausgegeben von *M. C. G. Hering.* Zweytes Bändchen. 1808. XVI S. Einleit. u. Elementarunterricht u. 52 S. Lectionen mit beygefügten Anmerkungen. kl. 4. (20 Gr.) Des ersten Bandes diefer für Kinder sehr zweckmäfsig eingerichteten Singschule ist schon No. 273 des vierten Jahrganges diefer Blätter mit dem ihm gebührenden Lobe gedacht worden. In diefem zweyten Bändchen wird in dem Elementarunterrichte von der diatonischen und diatonisch-chromatischen Tonleiter, von den gewöhnlichsten Versetzungen der harten und weichen Tonart auf andere Grundtöne, vom Tacte und von den Vorschlägen und Trillern gehandelt. Zuletzt erklärt der Vf. die gewöhnlichsten italiänischen Kunstwörter, welche das Zeitmafs bestimmen. Die Singübungen beginnen mit einigen vierstimmigen Canons. Mit der 18ten Lection geht der Vf. zu den Übungen im Treffen der verschiedenen Intervallen über, und läfst sodann die kleinen Schüler sich in kurzen zwey- und drey-stimmigen sehr gut gewählten Liedern üben. Unbefriedigend war es für Rec., dafs der Vf. auch in diesem zweyten Bändchen unterlassen hat, seine Schüler in dem *Portamento di voce* zu üben, und ihnen zu zeigen, bey welchen Stellen am schicklichsten Athem geholt werden muss, da doch bekanntlich dieses Gegenstände sind, mit welchen man bey dem Schüler nie zu zeitig anfangen kann.

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JUNIUS, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Oldenburg, b. Schulze: Dr. *Anton Theodor Hartmanns Aufklärungen über Asien für Bibelforscher, Freunde der Culturgeschichte und Verehrer der morgenländischen Literatur.* Erster Band. 1806. XX u. 850 S. Zweyter Band. 1807. VIII und 571 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Der ganze erste Band dieses Werkes enthält nur Eine Abhandlung; eine Untersuchung „über den Ursitz des Menschengeschlechts nach Angabe der hebräischen Urkunde, und aus der ältesten Völkergeschichte erörtert." Veranlassung dazu gaben die von *Hasse* (im J. 1801) und von *Buttmann* (im J. 1803) vorgetragenen Hypothesen über denselben Gegenstand. (Von der letzten wird eine zufällig verspätete Anzeige, die wir unten beybringen, jetzt, nach Erscheinung des *hartmann*ischen Werkes, mit grösserem Interesse gelesen werden.) S. 6—19 liefert Hr. *H.* in gedrängtem Auszuge die Angaben von *Hasse* und seine Beweise dafür; dann folgen die Gegenbemerkungen des Vfs., die in drey Classen getheilt sind. A) „Weder die Völkertafel Genes. X, mit dem darauf folgenden Mythus Cap. XI, 1—9, noch alle die vorhergehenden Abschnitte der Genesis, haben Mosen zum Verfasser, sondern sind ein Product des babylonischen Exils." Man muss gestehen, Hr. *H.* hat auf seine Untersuchungen viele Mühe, Geduld und Sorgfalt verwendet; da er aber nicht bloss die Resultate derselben giebt, sondern, um alles recht überzeugend und anschaulich zu machen, die Forschungen vor den Augen seiner Leser anstellt, und mit ihnen selbst in die kleinsten Details einzugehen für nöthig hält: so wird dadurch die Lectüre seines Buches weniger anziehend, ja zuweilen lästig. Rec. will es versuchen, den Ideengang des Vfs., und die Resultate seiner Forschungen, in möglichster Kürze vorzulegen, um dadurch den Lesern dieser Zeitung die Übersicht des Ganzen zu erleichtern. Sollte es ihnen auch, wie dem Rec. bey mehreren vorgebrachten Argumenten, gehen, dass sie nicht so ganz nach Wunsch befriediget würden: so werden sie doch gewiss, wie er, der mühevollen Arbeit des Vfs. die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es ist unbegreiflich, sagt Hr. *H.*, wie man glauben konnte, Moses sey der Verfasser dieses (Xten) Capitels; es in die vormosaische Periode zu verlegen, verräth unbegreifliche Unkunde in der ältesten Geschichte und völlige Unbekanntschaft mit dem Geiste so früher Zeiten. Abraham kannte die Welt nicht weiter als bis Babylon und Ägypten. In Ägypten konnte der Gedanke, eine Reihe von berühmten und unberühmten Völkern zu classificiren, keinem *gesunden Kopfe* (?) einfallen. Die Ägypter konnten nicht mehr geben, als sie wussten; sie kannten aber sicher die Welt nicht, da sie vor Psammetich von Ausländern gar keine Notiz nahmen; ja *was das lustigste*, sie sollten Völker in Reih und Glied geordnet haben, die damals noch nicht existirten? Der Zug durch die arabische Wüste konnte die fehlenden Kenntnisse auch nicht verschaffen. Im heroischen Zeitalter konnte weder unsere Völker- und Länder-Karte entworfen, noch Materialien dazu gesammelt werden. [Der Vf. erkennt also dieses für wirkliche Geschichtsperioden.] Während der langen Periode, wo Könige herrschten, ereigneten sich zwey wichtige Begebenheiten, die alle die Materialien, welche in der gedachten geographisch-ethnographischen Urkunde verarbeitet worden, vollständig geliefert zu haben *scheinen:* einmal die Freundschaftsverbindung Salomo's mit dem Könige von Tyrus; sodann die vielfachen Kriege der Aramäer mit den Königen Palästina's: allein sie *scheinen* es nur. [Die Gründe, die der Vf. anführt, um zu beweisen, dass die Phönicier die Mittheilung dieser Materialien an die Hebräer nicht gemacht haben, werden aber schwerlich die Leser befriedigen, indem sich das ganze Räsonnement S. 28 ff. kaum auf etwas mehr als eine blosse Möglichkeit gründet. Kann nun aus dem Inhalte der Karte selbst nicht gezeigt werden, dass ein Entwurf derselben damals noch unmöglich gewesen: so dürften manche Leser gerade diese Periode für die günstigste in dieser Hinsicht halten. Es ist ja auch gar nicht nöthig anzunehmen, dass gerade eine officielle Mittheilung solcher Nachrichten an die Hebräer geschehen seyn müsse; die Hebräer konnten ja durch gelehrte Neugierde, oder sonst durch einen Zufall, auf einem, uns freylich unbekannten Wege, in den Besitz dieser Notizen gekommen seyn. Würde aber auch selbst eine officielle Mittheilung den Phöniciern, die den Charakter und die geringen Einsichten der Hebräer in die Schiffahrtskunde genau genug (vielleicht gerade so, wie der Vf. sie selbst schildert) kennen gelernt haben, nachtheilig gewesen seyn? Der Umstand, dass nirgends eine Spur von Handelsspeculationen oder Land- und See-Reisen vorkomme, beweist nicht nur nichts gegen die Möglichkeit, dass die Hebräer damals im Besitz der erwähnten geographischen Kenntnisse gewesen; es könnte sogar die-

fes sehr vortheilhaft gegen den Vf. benutzt werden. Ja, wäre davon die Rede, dafs die Phönicier ihnen — als einem sehr unternehmenden Volke — Unterricht in nautischen Kenntnissen verweigert oder verheimlicht haben sollten; so würde es sich weit leichter mit dem eifersüchtigen Charakter derselben vereinigen lassen.] Um nun auch recht anschaulich zeigen zu können, dafs auch die zweyte Begebenheit nur günstig scheine, es aber nicht wirklich sey, wird eine, in anderer Hinsicht ebenfalls sehr instructive Untersuchung und Prüfung der Stellen, in welchen der Name Aram vorkommt, nach verschiedenen Perioden angestellt. — Die Periode, welche den Entschluss, eine Länder- und Völker-Tafel zu liefern, nicht nur einleiten, sondern auch die Ausführung derselben recht annehmlich machen konnte, ist, nach Hn. *H.*, die, wo die Hebräer aufhörten, ein freyes, selbstständiges Volk zu seyn. Dieser Satz führt nun den Vf. zu Untersuchungen, erstlich über das assyrische und sodann über das chaldäische Reich, bey welcher Gelegenheit wieder mehrere interessante Bemerkungen vorkommen. Bey den Grenzen des letzteren Reiches bleibt er stehen, und bemerkt, dafs sich dieses nach Norden und Süden, Westen und Osten eben so weit ausgedehnt habe, als die hebräische geographisch-ethnographische Tafel. Er bringt dann die darin zerstreuten einzelnen Namen in bestimmte Classen, und so findet man (heisst es S. 63 f.) „I. Bewohner des caucasischen Bergrückens zwischen dem schwarzen und caspischen Meer, als da sind Gomer, Magog, Vers 2 u. 3. II. Anwohner des schwarzen Meeres und Kleinasiater überhaupt, V. 4, zum Theil auch in den beiden vorhergehenden Versen. III. Diejenigen noch übrigen Provinzen und Völker Mittelasiens, die Kleinasien in Westen, den Libanon und den persischen Meerbusen zur Südgrenze hatten, und in Osten an Persien stiefsen, z. B. Meder, Elamiter, Assyrer, Aramäer u. s. w., vgl. V. 8—11, 22, 23. IV. Südasiater, und zwar a) alle diejenigen grofsen und kleinen Völkerschaften, welche westwärts bis an das mittelländische und ostwärts bis ans todte Meer oder die grofse Wüste sich erstreckten, z. E. Sidonier, Jebusiter u. s. w., V. 15, 19; b) alle arabischen Völker und Stämme nebst mehreren der wichtigsten Provinzen und Städte, man sehe V. 7 u. 24—30. V) Afrikaner, als Ägypter mit einigen ihrer Nachbarn, V. 7 u. 13—14." Die *eigentliche* Abfassung dieses mit seinen Ästen so weit sich verbreitenden Stammbaumes aber möchte Hr. *H.* gern in das Zeitalter der persischen Herrschaft setzen, die nach dem bald erfolgten Untergange der chaldäischen Weltmonarchie dauernd blieb, weil die unmittelbar vorhergehenden Abschnitte der Genesis untrügliche Spuren von einem bestimmten Einfluss persischer und durch die Perser verbreiteter Ideen auf die Hebräer enthalten, und weil durch Cyrus Siege eine genauere Kenntnifs von den einzelnen Provinzen Kleinasiens so sehr erleichtert ward. Die *äufsere* Veranlassung zur Bearbeitung dieser Völkertafel glaubt der Vf. in der überlieferten Erzählung von der noachischen Fluth und in dem Mythus von der Sprachverwirrung zu finden, die er ebenfalls für ein Product des babylonischen Exils hält. Dem Vf. ist es nämlich wahrscheinlich, dafs allen Erzählungen von der asiatischen (noachischen, chaldäischen) sowohl als deukaleonischen Fluth *ein* Factum, nur anders gebildet und angewendet, zum Grunde liege, und sie alle eine gemeinschaftliche Quelle haben, aus welcher auch Berosus geschöpft hat, nämlich das heilige Archiv in dem Belus-Tempel zu Babylon. Denn früher haben die Hebr. keine so detaillirte Notiz davon haben oder erhalten können; auch führe darauf, was zur Einleitung der Erzählung von der Fluth in der Bibel steht, dafs nämlich ein aus Götter- und Menschen-Blut entsprossenes Heroengeschlecht den Entschlufs in Jehova erzeugt habe — — was auch zugleich an ein ausländisches Religionssystem erinnere, das der Israelit als einen Greuel verabscheuen mufste. [Wenn auch die ersten Verse des 6ten Cap. der Gen. wirklich Einleitung zu der Erzählung — oder vielmehr zu den Erzählungen — von der Fluth wären: müfsten sie denn auch gerade so, wie der Vf. gethan, gefafst werden? Läfst sich auch gar keine Möglichkeit denken, dafs die Hebräer vor dem Exil in Erfahrung hätten bringen können, dafs aufser ihrer Sprache und den verwandten Dialekten noch andere Sprachen gesprochen würden? Können ferner die Phrasen: *Wir wollen — Lasset uns* u. s. w., die sich nicht nur in Capiteln finden, die andere Ausleger zur Urkunde Elohim, sondern auch in solchen, die sie zur Urkunde Jehova rechnen, nicht auch anders gefafst werden.?] — Von S. 107 an sucht Hr. *H.* zu zeigen, dafs auch die vier ersten Capitel der Genesis ein Product des babylonischen Exils seyen. Das Schöpfungsgemälde ist nicht von Moses; denn a) der wohlberechnete Plan, nach dem es angelegt ist, und die schickliche Vertheilung der einzelnen Parthieen verrathen mehr Bildung, als Moses in so frühen Zeiten haben konnte. [Wirklich? also nur einem Dichter aus *so späten* Zeiten war diefs möglich?] b) Es lassen sich mehrere Spuren wahrnehmen, die von einer durch Erfahrung und Nachdenken erlangten Bildung zeugen, wie man sie bey dem Nomadenvolke, welches Moses nach Palästina führte, nicht erwarten darf. [War es also erst im Exil möglich, diese Erfahrung zu machen und dieses Nachdenken zu haben?] c) Die herrliche Sprache, die man eher noch im salomonischen Zeitalter erwarten dürfte, die aber wegen gewisser Eigenheiten derselben in den Ideen erst ins Exil gehört; vgl. V. 26, wo Jehova als persischer Monarch (?) vorgestellt wird; V. 24, wo sich ein Aramäismus findet [in der herrlichen Sprache?]. d) Der stärkste (?) Beweis endlich sey, dafs von derselben Ansicht, die in den ältesten Betrachtungen über den Ursprung des Weltalls zum Grunde liegen, auch in der Genesis die einzelnen Entwickelungen in der Schöpfung abgeleitet werden. Diefs zu zeigen, führt nun der Vf. die ägyptischen und phönicischen Kosmogenieen aus Sanchuniaton und Diodor an, und versucht aus dem Resultat, worauf sie führen, die

vermuthliche Entstehung der, mit diesen auffallend grosse Übereinstimmung habenden hebräischen zu bestimmen. Nicht früher, meint der Vf., als im Anfange der Weltmonarchie Nebucadnezars, wo sich eine Menge Judäer nach Ägypten wendeten, haben Jehova's Priester mit den literarischen Schätzen ihrer Amtsbrüder am Nil und der taautischen Kosmogonie bekannt werden können. Weiter ist der Vf. nicht abgeneigt zu glauben und zu behaupten, die Hebräer haben den Stoff zum zweyten und dritten Capitel vorzüglich aus Zoroasters weit verbreitetem religiösem und philosophischem Lehrgebäude genommen (!) Die Bemerkungen über Cap. IV f. sind kurz und nicht so tief eingehend. Sie sollen auch aus dem babylonischen Tempelarchiv entlehnt, aber mit Veränderungen und Verschönerungen überarbeitet worden seyn. — Aus mehreren gelegenheitlich eingeschalteten Bemerkungen macht Rec. auf einige aufmerksam. S. 69 ff. wird unter Tarschisch *Tarsus* verstanden, und bemerkt, dass Tarsus statt Cilicien überhaupt gesetzt sey. — S. 79 sollen unter Chittim die Nachbarn der Lycaonen im südlichen Phrygien gemeint seyn. — Manchem Leser aber wird es vielleicht auffallen, dass S. 51 Jesaias der scharfsehende Minister Hiskias genannt worden ist. — Etwas gewagt könnte es scheinen, (S. 34) Armenien von Aram und Minni mit Beziehung auf Jerem. 51, 27 abzuleiten; vielleicht auch dass Dan. 2, 4 ff. zum Beweis dienen soll, Nebucadnezar habe die aramäische Sprache geredet. Könnte diess nicht bloss Einkleidung seyn? Könnte nicht dasselbe auch von Cyrus Urkunde gelten? Noch muss Rec. bemerken, dass es ihm zuweilen vorgekommen, der Vf. habe bey Dichterstellen nicht immer gehörig Rücksicht genommen auf das, was Geschichte sey, und was zur historisch dichterischen Ausschmückung gerechnet werden könne, vgl. z. B. S. 54 f. — B) Der zweyte Abschnitt S. 149—181 ist überschrieben: „Die hebräischen Schriftsteller haben den Norden von Europa nicht gekannt." Der Vf. folgt hier seinem Gegner Schritt vor Schritt, widerlegt ihn mit starken Gründen, und erläutert einige der geographischen Namen, die Gen. X, 2, 3 vorkommen, ohnstreitig mit mehr Glück als *Hasse*. C) Der dritte Abschnitt enthält: „Besondere Prüfung der aus einzelnen hebräischen Namen und älteren mythologischen Vorstellungen genommenen Beweise für die Bernsteinküste." (S. 181 — 205.) Auch hier werden die Ideen des verstorbenen *Hasse* einer genauen Prüfung unterworfen, und, wie kaum anders zu erwarten war, als unstatthaft, gemissbilliget und verworfen.

Von S. 205 - 248 folgt die Prüfung der ungleich wichtigern, und in der That weit mehr befriedigenden Hypothese des Hn. *Buttmann*. Der daraus gemachte Auszug, geschickt, einen Überblick derselben zu geben, ist mit einzelnen interessanten Bemerkungen begleitet. Die Einwendungen gegen sie werden nach folgenden Ideen, die S. 214 ff. weiter ausgeführt werden, begründet: „sie ist auf die in die ältesten Zeiten hinaufreichende hohe Cultur von Indien, auf die Nachrichten von der noachischen Fluth und auf eine *scheinbare* Übereinstimmung von mehreren geographischen Namen mit denen, welche die hebräische Urkunde nennt, und in eine sinnreiche Verbindung mit den einzelnen Angaben der Genesis gebracht worden ist, gebauet; sie drücken aber, theils weil sie von unwahrscheinlichen oder vielmehr unstatthaften Voraussetzungen ausgeht, theils weil sie einen Haupttheil der geographischen Beschreibung von der Lage des Paradieses (die Quelle der vier Flüsse) völlig unerklärt lässt, so grosse Schwierigkeiten, dass sie ebenfalls zu den misslungenen Versuchen im Felde der ältesten Erd- und Menschen-Geschichte zu rechnen seyn möchte."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Berlin*, in der Myliussischen Buchhandlung: *Älteste Erdkunde des Morgenländers*. Ein biblisch-philologischer Versuch von *Philipp Buttmann*. 1803. X u. 68 S. gr. 8. Mit 2 Karten. (12 Gr.) Wenn sich bis auf unsere Tage herab meist nur der Fleiss des Sammlers an der althebräischen Geographie geübt hat, und wenn sie in unseren Tagen ganz vernachlässiget zu werden schien: so muss diese kleine Schrift eine um so erfreulichere Erscheinung seyn, da sie eine ausgebreitete Kenntniss des griechischen eben sowohl als des orientalischen Alterthumes zeigt, da sie mit einem freyen und hellen Blick gearbeitet, und nur als Probe aus einer Reihe schon entworfener Untersuchungen herausgehoben ist. Sie hat zum Gegenstand, die vier Flüsse zu bestimmen, die nach der mosaischen Sage von Eden ausfliessen. Da wir hierüber einzig und allein die paar Worte im zweyten Cap. der Genesis haben, und, wie auch Hr. B. zugesteht, alles hier nur auf Vermuthungen beruht: so lässt sich auch bey der scharfsinnigsten und gründlichsten Untersuchung keine allgemeine Einstimmung erwarten. Der unbefangene Leser wird indess mit Vergnügen dem Gange der Untersuchung in dieser Schrift folgen; er wird manche neue Bemerkung antreffen, sollte er auch am Ende zu dem Urtheil gelangen: diese vier Flüsse historisch zu bestimmen, gehöre wohl zu dem, was jetzt kein Forscher mehr erreichen könne.

Wir geben kurz den Inhalt: „Die Juden setzten die Gegend, von welcher aus ihre Vorfahren nach der Küste des Mittelmeeres gewandert oder durch eine grosse Fluth verdrängt worden waren; richtig gegen Osten. Aus der ältesten mythischen Geographie dieses östlichen Urvolks habe sich die kurze Nachricht gerettet, dass den glücklichen Wohnort der ersten Menschen, den Garten Edens, ein Strom bewässere, welcher sich *ausserhalb* des Gartens (*mischkscham*, von da aus) in vier grosse Ströme theile: diese flössen also offenbar als Arme eines einzigen Stromes von Einer Weltgegend her, und nach Einer Hauptrichtung hin. Solche vier Flüsse aber, die keineswegs erdichtet wären, sondern den dem östlichen Urvolk bekanntesten Hauptströmen entsprechen müssten, seyen auf der ganzen asiatischen Karte nicht zu finden, als in Sibirien und Indien. Man wähle! — Auf die nördlichen Gebirge Indiens, gegen Persiens Grenze etwa, vielleicht nach Kaschmir, versetzte die Phantasie des Südasiaten den glücklichen Wohnort der ersten Menschen; dorthin die unbekannten Quellen der vier grössten ihm bekannten Ströme, des *Pischon* (bey Ptolemäus *Besynga*, jetzt *Irabatti*); des *Gichon* (Ganges); des *Chiddekel* (Indus), und des *Phrat* (des vereinigten Euphrat und Tigris, des Schatu'arab.) Oder vielleicht hat der spätere Westasiate den ihm bekanntesten Fluss Phrat erst eingeschoben, und *Chid* (*Chin*, *Chind*, *Sind*) und *Dekel*, ursprünglich zwey Namen, die den Indus und Tigris bezeichneten, aus Unkunde des östlichen Landes in

Einen zusammengezogen. — Der Pischon durchfliesst das goldreiche *Chavila* (das hintere Indien); der Gichon *Kusch* (das vordere Indien); und der Chid machte die Oftgrenze von *Aschur*: Aschur in der weiten Ausdehnung des alten assyrischen Reiches genommen, das gewiss bis gegen den Indus gereicht habe."

In dieser Untersuchung halten wir den Gedanken für richtig, dass die Sage von Eden und den vier Flüssen aus der Mythologie der östlicher wohnenden Urväter der Abrahamiten ein Überrest sey, der sich unter den Westasiaten erhielt, von ihnen aber entweder gar nicht verstanden oder falsch gedeutet wurde. Denn die östliche Gegend jenseit des Tigris war den späteren Israeliten so gut als gar nicht bekannt; und die Völkerkunde im 10 Cap. der Genesis ist phönicischen Ursprungs, erst am Mittelmeer erworben und ausgebildet. Daher darf die geographische Sage von Eden aus den phönicischen Ländernamen dieses 10 Cap. nicht erläutert werden. Hr. *B.* beobachtet diesen Grundsatz im Ganzen getreu, erinnert bey jenem alten vom Pischon umflossenen Chavila nicht an das *Chavila*, welches, wie aus 1 Mos. 25, 18; 1 Sam. 15, 7 erhellt, *westwärts vom persischen Busen* lag; verwirft mit Recht S. 50 das Zeugniss des Buches Daniel, dass Chiddekel der Tigris sey; und erklärt S. 60 ganz richtig *Ararat* für die Gegend Armeniens, weil, wenn auch die grosse Fluth die Vorabrahamiten aus östlicheren Gegenden verdrängt hatte, dem Westasiaten doch Armeniens Gebirge die höchsten waren, deren Gipfel also bey der, wie man glaubte, allgemeinen Überschwemmung zuerst trocken werden mussten. — Nur S. 42 verstösst er gegen dieses Gesetz, und führt Jesaias Cap. 18 zum Beweise an, dass *Kusch* Indien bedeute. Kusch bedeutet aber bey Jesaias nach der phönicischen Länderkunde nur das südliche Land über Ägypten (wahrscheinlich kannte Jesaias das wahre Indien gar nicht; erst die persischen Eroberungen unter Cyrus und seinen Nachfolgern eröffneten wieder die Kenntniss desselben den Westasiaten). Dann aber ist die angeführte Stelle von Hn. *B.*, wie von allen Auslegern, falsch verstanden. Was bey Jes. geschildert wird, ist nicht Kusch, sondern *ein Land jenseit der Wasser von Kusch*: eine Atlantis, ein Land voll Wunder und Scheusale, das über die äusserste Grenze der südlichen Erde, noch über Kusch hinaus liegt, und ganz von Strömen umschwemmt, wahrscheinlich also eine Insel ist. So verheisst Jehovah beym Propheten Zephanja 3, 10: er wolle sich einst Verehrer sammeln, noch von jenseit der Wasser von Kusch.

Auch ein anderer Grundsatz ist sehr richtig, und kann den Forschern der alten Geographie nicht genug empfohlen werden, dass keine der geographischen Sagen durchaus wirkliche historische Erdkunde enthalte; sondern, wie die Argonautenfahrt, fast immer Kenntniss der dem Wohnort des Erzählers nächsten Länder, rings ausgeschmückt mit Fabeln, die nach dem sinnlichen Schein oder nach roher Ähnlichkeit mit dem Bekannten gebildet sind. Gegen diesen Grundsatz aber scheint uns Hr. *B.* in seiner Untersuchung vorzüglich zu verstossen, da er sie fast ganz auf den Schluss gründet: So schildert die Sage; hier findet sich etwas scheinbar Entsprechendes in der Wirklichkeit; also hat diess den Stoff zu jener Sage gegeben. — Dieser Schluss ist in der ältesten fabelhaften Erdkunde in der Regel ein Fehlschluss, und verführt zu einem kleinlichen sklavischen Suchen, das die Freyheit des Untersuchers beschränkt. Denn wäre die Vermuthung gegründet: so ergäbe sich für das Urvolk, das diese Sage dichtete, eine ganz eigenthümliche, dem sinnlichen Menschen, wie uns scheint, nicht natürliche Erdgestalt. Alle Völker vom östlichsten Asien bis zum westlichen Europa, deren mythische Geographie wir kennen oder ahnden, bilden die Erde wie eine Scheibe, ihr Land in der Mitte, und auf dem nächsten hervorragenden Berggipfel thront die Gottheit. So Zion, Olympus und wahrscheinlich der Brocken in der altsassischen Mythologie; wie der siebenfach gewundene Götterberg in den alten indischen Sagen. — Nach der Vermuthung Hn. *B's.* aber hätten die Götter jenes Urvolks an dem äussersten Nordrande der Erdscheibe gewohnt, und die Erde wie ein vorgelegtes Tischblatt übersehen. Diess mag beym ersten Anblick vielleicht eine nicht unnatürliche Vorstellung für Indien scheinen, wo wir uns so leicht gegen die nördlichen tibetanischen Grenzgebirge das südliche Land wie eine Ebene denken. Allein wir täuschen uns. Einzelne hervorragende Bergspitzen, und auf diese nur versetzt die Phantasie ihre Götterwohnungen, scheinen nie am Rande der Erdscheibe zu liegen; ist man so nah, dass man sie deutlich unterscheidet: so sieht man sie rings mit Luft umgeben, und erst hinter ihnen scheint sich das Himmelsgewölbe auf die Erdscheibe zu senken. Die beiden Halbinseln Indiens aber sind überall gebirgig, und man sieht keineswegs von Süden her die tibetanischen Gebirge als senkrechte Bergpfeiler aufsteigen. Auch die Griechen, auch die Israeliten kannten entferntere Gebirge: aber nicht auf den Rhipäen, dem Atlas; nicht auf dem Libanon, den Gebirgen Ararats wohnten ihre Götter. — Auf diese allgemeinen Vorstellungen von Erdgestalt hat Hr. *B.* überhaupt zu wenig, oder eigentlich gar keine Rücksicht genommen. Denn wie wir bey den späteren Israeliten deutlich eine Erdscheibe, Jerusalem und Zion auf dem Nabel der Erde, und das Ganze von allmählich in Nacht sich verlierendem Wasser umkreist sehen (Jes. 40, 21; Hiob 26, 10; Ezechiel 5, 5; *Joseph. de bello jud. III*, 3, 5); wie wir ähnliche Vorstellungen in den Sagen der Griechen, der Araber, der Indier, der Chinesen finden: so wird man uns erlauben, diese allgemein herrschenden Vorstellungen auch bey dem Urvolke der Israeliten so lange zu vermuthen, bis deutlichere Zeugnisse uns eines Anderen belehrt haben. Daher können wir auch die schon etymologisch unrichtige Erklärung: der Pischon *durch*fliesst Chavila, für umfliesst — denn סבב im Hebräischen heisst *circumdare*, umschliessen — um so weniger billigen, weil wir noch immer glauben, dass die Erklärung des Josephus, Antiqu. I, 1, 3: der Strom aus Eden *umfliesse* die ganze Erde im Kreise, ganz den Vorstellungen eines fabelnden Urvolks gemäss sey.

Noch fügen wir bey, dass קֵדְמָה, ursprünglich *vorn*, an der vorderen Seite, im geographischen Sinne gewiss nie anders als für die Ostseite gebraucht worden ist, wie auch Hr. *B.* vermuthet. So steht es ausser Genes. 2, 14 u. 4, 16 — welches nicht, wie Hr. *B.* S. 45 anführt, die beiden einzigen Stellen in der ganzen Bibel sind, wo diese Form vorkömmt — auch Ezech. 39, 11, und Ps. 129, 6 ist dieselbe Form, wenn gleich mit anderen, vielleicht bloss verschriebenen Puncten, und nicht in geographischer Bedeutung. — An der Ostgrenze Assyriens floss aber dem späteren Westasiaten der Tigris; denn das Land jenseit des Tigris heisst in der phönicischen Länderkunde *Elam*, und *Aschur* reicht nicht einmal bis zum persischen Busen.

Wir wünschen, dass Hr. *B.* in diesen Bemerkungen unsere Aufmerksamkeit auf seine Schrift erkennen möge. Denn wenn er mit mehrerer Rücksicht auf jene allgemeinen Vorstellungen von Erdgestalt seine folgenden Untersuchungen ausführt: so dürfen wir hoffen, durch ihn die mythische Geographie der alten Hebräer bald richtiger kennen zu lernen.

V. S. A.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus.* Vierte, durchgängig verbesserte, und mit Erläuterungen und Anmerkungen vermehrte Auflage. 1809. 1 Bd. mit 4 K. und dem Port. des Vf. 562 S. 2 Bd. mit 4 K. VIII u. 580 S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Duisburg und Essen, b. Bädecker und Kürzel: *Kleine Schulbibliothek.* Ein geordnetes Verzeichniss auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und niederen Bürger-Schulen, mit beygefügten Beurtheilungen. Von *B. C. L. Natorp.* 3te, ganz umgearb. Aufl. 1809. 175 S. 8. (12 Gr.)

Nürnberg, b. Bieling: *Sammlung auserlesener Lieder zur häuslichen Erbauung bey den wichtigsten Umständen, Zeiten und Angelegenheiten dieses Lebens aus den besten und neuesten Liederdichtern zusammengetragen.* Auch als Anhang zu Herrn Pfarrer Ries vollständigem Gebetbuch. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1808. 272 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JUNIUS, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Oldenburg, b. Schulze: Dr. *Anton Theodor Hartmann's Aufklärungen über Asien für Bibelforscher, Freunde der Culturgeschichte und Verehrer der morgenländischen Literatur* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 249 ff. endlich trägt Hr. H. seine eigene Hypothese, wobey er seine Gedanken nach Classificationen ordnet, vor. *Erste Classification.* „Erklärung der Namen Pischon, Gihon, Chiddekel und Phrath, und der ihnen beygesellten geographischen Bezeichnungen." Da Indien selbst noch eine geraume Zeit nach dem Exil (an dessen Ende diese hebr. Urkunde erst entstanden seyn kann) eine völlig verschlossene Welt war, und das damals den Hebräern bekannter gewordene Kleinasien nur Küstenflüsse hat: so können die vier genannten Flüsse, nach der Meinung unseres Vfs., keine anderen seyn, als die grösten des Theils von Asien, das die Hebräer damals kannten, nämlich: Euphrat, Tiger, Oxus und Phasis, die alle in dem Umkreise der persischen Monarchie lagen. Sollte man wegen des Oxus im Zweifel seyn: so kann man dafür den Araxes nehmen. Das Land Chavila ist ihm Kolchis, in welchem man wirklich die genannten 3 Kostbarkeiten, Gold, Bdolach (Perlen oder Krystall) und den Schoham (irgend ein kostbarer Edelstein, deren der Kaukasus, dessen westlicher Seitenast zwischen Kolchis streicht, mehrere enthält) findet. Cusch (ursprünglich ein Land, dessen Einwohner eine schwarzbraune Gesichtsfarbe haben) ist hier Bactrien, die heutige Süd-Bucharey, oder das Land Balk. *Zweyte Classification*, „oder Bestimmung des Landes Eden und des von ihm ausgeflossenen Stroms." In Asien, sagt der Vf., müssen wir die Wiege des Menschengeschlechts suchen, denn dahin führt uns sowohl seine Lage zu den übrigen Erdtheilen, weil von hier aus die Bevölkerung über den ganzen Erdboden am leichtesten sich verbreiten konnte, als auch seine physische Beschaffenheit, welche seine Bewohner auf das mannichfaltigste antrieb, ihre Kräfte vielseitig zu nützen und auszubilden, sodann die Denkmäler der ältesten Geschichte, und endlich der ganze Gang der Cultur des Menschengeschlechts. Ob aber im Osten oder Westen, im Norden oder Süden? diess läst sich nur durch eine behutsame Anwendung biblischer Stellen mit Wahrscheinlichkeit bestimmen. Die Stelle, welche, nach unserem Vf., dieser Untersuchung am günstigsten seyn soll, ist Gen. 3, 24, nach welcher, da die Cherubim (oder, wie er sagt, die Greife) als Hüter *im Osten* des Gartens standen, die Menschen nach *Westen* haben wandern, also vor dem Ausbruche der Fluth östlich von Armenien (wozu das Gebirge Ararat gehört) gelebt haben müssen. Das Land nun, dessen physischer Zustand eine ehemalige grosse Verheerung durch Überschwemmungen möglich machte, scheine der Strich zu seyn, der im Südosten des caspischen Meeres durch Hyrkanien sich erstreckt, und weiter nach Morgen hin fortläuft; folglich haben die Menschen unmittelbar vor der Fluth im Südosten des caspischen Meeres gelebt; eine Reihe Jahrhunderte zurück mögen sie sich, da sie von Osten aus fortgewandert sind, in Nordindien, in der Gegend des Paropamisus, befunden haben. Hier nun ist das Feenland Asiens, *die entzückende Ebne von Kaschmir.* „Da nun das Thal nicht nur von einem grossen Flusse, dem Behud oder Behat, durchströmt wird, sondern auch von einer Kette unersteiglicher Schneegebirge eingeschlossen ist, wo alle nördlichen Flüsse, welche in den Oxus fallen, und alle südlichen, welche den Indus ausmachen, ihren Ursprung haben: so konnte in die uralte Tradition, die sich von hier aus verbreitet und mehrere Jahrhunderte fortgepflanzt haben mag, allmählich *der Zusatz* sich einschleichen, dass, statt aus einem Gebirge, vielmehr aus einem hier befindlichen Strome mehrere Hauptflüsse hervorgegangen seyen." S. 291 ff. [Sollte aber das Einschleichen dieses Zusatzes alle Leser befriedigen und eine ganz passende Erklärung von Gen. 2, 10 seyn können? Möchten sie nicht auch vielmehr auf den Vf. anwenden, was er bey der *buttmann*'schen Hypothese als hauptfehlerhaft ausstellt? Wie wenn es nun gar zur Absicht des Vfs. unserer Urkunde gehört hätte, diesen Hauptfluss ungenannt zu lassen? Rec. glaubt beynahe, dass die meisten seiner Leser mit Hn. *Vater* übereinstimmend denken werden, welcher (S. 24 seines Comment.) sagt: „Jede Hypothese der Erklärung hat ihre Schwierigkeiten und ihr Annehmliches; bey jeder baut man auf einige Data von gewisser Wahrscheinlichkeit Schlüsse für das Übrige von weit schwächerem Schein. Man wird immer bloss rathen, was unseres Vfs. Vorstellung von diesem Paradiese gewesen sey, und nie wissen können, ob man sie errathen habe, und ob sie sich überhaupt geographisch auffinden lasse." Wir gestehen indess, dass die Vermuthung des Vfs., *Kaschmir* sey das Paradies gewesen, sehr viel Annehmliches hat, und seine weiteren Bemerkungen S. 296 ff. sehr vieles zur Würdigung derselben beytragen, und sie, so

halb im Tone des alten Geſangbuchs gedichtet. 9) Abendlied, S. 97—99, religiös, mit einigem Gefühl. Überraſchend iſt 10) ein Gedicht von *Schiller* zu finden, das er mit der Überſchrift: am 2 Mai 1787 an eine Freundin gerichtet hat, und worin die feinen, ſinnreichen Gegenſätze und leichten Redewendungen von ſeiner gewöhnlichen Dichtungsweiſe ſehr abweichen. Den Schluſs machen noch einige Gedichte von verſchiedenen Vffn., wovon ſich keins beſonders auszeichnet, wir müſsten denn der Minnelieder erwähnen, die einigen alten Minneſängern nachgeſungen ſind, und von denen uns das erſtere vorzüglich gefällt. — Der Inhalt dieſes Heftes iſt alſo weder ſehr anziehend noch abſchreckend, und mag bey denkenden Leſern immer ein paar Stunden ausfüllen.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Iena*, in der Crökerſchen Buchhandl.: *Der Marſch der Franzoſen nach Indien.* Notizen zu Beurtheilung der neuprojectirten Landexpedition. 1808. 134 S. 8. (10 Gr.) „Wir begucken das Schachbret, ſagt der Vf., und der Meiſter unſeres Jahrhunderts ſtellt das Spiel auf.“ Rec. dagegen beobachtet den Vf., und zeigt an, wie derſelbe geguckt habe. Den Anfang machen geographiſch-ſtatiſtiſche Notizen, beſonders zur Kenntniſs des engliſchen Oſtindiens. Anſchaulich und fruchtbar. Die natürliche Beſchaffenheit dieſes weit umfaſſenden Landes wird beſchrieben, die Erzeugniſſe deſſelben in allen 3 Reichen hergerechnet, eine Charakteriſtik der Einwohner gegeben, den Hindus, Seiks, Mahratten, Afganen und Dſhaten ihre Stelle angewieſen, die Landesmünzen namhaft gemacht, und in Kurzem von den Provinzen und ausgezeichneten Städten und Feſtungen das Nöthige angegeben. Das Fort William, kaum einen Kanonenſchuſs weit von Calcutta ſüdwärts entfernt, iſt, nach Charpentier-Coſſigny, der einzige Zufluchtsort, den die Engländer in den ungeheuer groſsen, ihrer Herrſchaft unterworfenen Ländern des ſüdlichen Aſiens beſitzen. Sie überlaſſen ſich der allergröſsten Sicherheit, und ſetzen das vollſte Vertrauen in dieſes Fort, deſſen Eroberung ſie für ſchlechterdings unmöglich halten. Die Einkünfte der oſtindiſchen Compagnie werden, nach *Rennel* 1786, nach *Dundas* 1788, und ſpäter fort, angegeben. Man kann weder dieſen Angaben, noch anderen Supputationen ſicher trauen. Aus den drey Präſidentſchaften, ohne Bencoolen, betrugen im J. 1802 die Einkünfte 13,472,363 Pf. Sterl. Die Schulden der Compagnie in Oſtindien und England waren im J. 1803 zu 25,642,000 Pf. Sterl. angelaufen. In demſelben Jahre betrug die Kriegsmacht der Engländer 155,700 Mann, worunter nur 11000 Europäer waren. Die unermeſslich gewähnten Reichthümer des Landes verſiegen allmählich. „Die Engländer ſchicken jährlich durch den Handel ungeheure Summen nach China, Batavia, Bombay u. ſ. w., die ſchlechterdings nie mehr in den Bezirk ihrer Herrſchaft zurückkehren können. Wenn kritiſche Umſtände in Aſien eintreten ſollten: ſo würden ſie ſehr bald einen gänzlichen Mangel an Geld, der Seele des Krieges, leiden“, ſagt der oben gedachte *Charpentier.* Wenn die Franzoſen nach Oſtindien kämen: ſo würden ſich gewiſs die meiſten Seapoys in engliſchen Dienſten zu ihnen ſchlagen; nicht weil ſie die Franzoſen den Engländern vorziehen, ſondern weil ſie allen Europäern, die ſich ihnen aufdrangen, den Untergang wünſchen. Hienächſt folgt eine kurze Geſchichte der Unterwerfung Indiens unter die engliſche Oberherrſchaft. Seit 1764, da der groſse Mogul, Schah Allum, bey den Engländern Hülfe ſuchte, und ihnen dafür Bengalen abtreten muſste, haben ſich die Eroberungen derſelben fürchterlich ausgebreitet, und die Bedrückungen der weichlichen Landesbewohner von Jahr zu Jahr ſchrecklich vermehrt. „Die Spannung der neuerdings Beſiegten gegen die engliſche Regierung währt fort, und ſie hat auf Vermehrung ihrer Macht von Europa her, mehr als ſonſt, Bedacht genommen. Iſt irgendwo eine Revolution vorbereitet: ſo iſt ſie es in Indien.“ Dann giebt der Vf. eine kurze Überſicht der Wege, auf denen der Landhandel mit Oſtindien getrieben wurde und noch getrieben wird. Es ſind die Wege, über welche die Karawanen gehen. Beygefügt ſind Reiſerouten nach Tavernier, von Warſchau durch Perſien über Surate bis Agra. Jetzt folgen die Eroberungszüge Alexanders, Tamerlans und Nadir Schachs. Jeder hatte ſeine ganz eigenen Schwierigkeiten, die man in unſeren Zeiten, durch die Nachrichten von jenen belehrt, leichter vermeiden kann. Wenn Ruſsland und Perſien, wie zu erwarten ſteht, hülfreiche Hand leiſten: ſo ſind ſie ſchon mehr als halb aus dem Wege geräumt. Um die Expedition zu bewerkſtelligen, nimmt der Vf. den ruſſiſchen Theil der Armee zu 30000 Mann Infanterie und 10000 Koſaken, und die franzöſiſchen Truppen eben ſo hoch an. Den Weg läſst er ſie von Warſchau oder von Dalmatien her antreten; zu welchem letzteren Zuge ſie bis Aſtrachan nur 6 Wochen brauchen würden. Wir verfolgen den Gang der, zwar nicht originellen, doch ganz gut zuſammenhängenden Schrift nicht weiter, die auch hier ihrem Ende zueilt. Das allgemeine Reſultat iſt, daſs der Vf. verſichert, Oſtindien werde, ſobald nur eine hinlängliche feindliche Macht von 60000, oder auch im Nothfall nur 40000 Mann erſcheint, von den Engländern abfallen. Wenn aber auch ganz Oſtindien in franzöſiſche Hände geriethe: ſo wäre ein allgemeiner Friede noch keine nothwendige Folge dieſer Eroberung. „Und Europa, ſetzt er am Schluſſe hinzu, ſchmachtet nach Ruhe.“

Chr.

Berlin, b. Hayn: *Der kluge und vorſichtige Brautwerber. Ein Rathgeber für heirathsluſtige Jünglinge und Jungfrauen, die ihre gegenſeitigen körperlichen und moraliſchen Fehler und Tugenden zu entdecken wünſchen, um durch eine gute Wahl das Glück ihrer Ehe zu ſichern.* 1809. 223 S. 8. (20 Gr.) Wenn der eheliche Wohlſtand durch Schreiben wieder herzuſtellen wäre: ſo hätten wir Deutſche vor Allen die erfreuliche Ausſicht auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters der Ehen. Denn an Schreiben davon und darüber laſſen wir es Gottlob! nicht fehlen. Faſt jedes Jahr, ja faſt jede Meſſe tritt wenigſtens ein glücklicher oder unglücklicher Ehemann auf, und predigt entweder *ex profeſſo*, oder auch nur im Vorbeygehn, über einige Fragen aus dem Eheſtandskatechismus, auch wohl über den ganzen. Hier haben wir es mit einem Brautwerber zu thun, der ſich ſelbſt als einen klugen und vorſichtigen ankündiget, und welcher der eheluſtigen Jugend ſeinen guten Rath für eine Kleinigkeit von zwanzig Groſchen anbietet. Seine Klugheit und Vorſichtigkeit aber, ſo weit nämlich dieſes auch Gelegenheit giebt, ſie kennen zu lernen, erſtreckt ſich theils auf die Beantwortung einiger vorläufiger Fragen; z. B.: Woher mag es kommen, daſs ſo viele Heirathen aus Liebe miſsglücken, und manche ohne Liebe ſo gut gerathen? Wie muſs man den Menſchen beobachten, um ihn kennen zu lernen? theils auf die Angabe der Erfoderniſſe der körperlichen ſowohl als moraliſchen Eheſtandsfähigkeit. Wir, d. h. der Recenſent, ſeinen Beruf, und noch ein paar andere Ehemänner, welche die Neugierde mit dieſem Brautwerber bekannt gemacht, verſagen ihm das Zeugniſs eines umſichtigen, klugen und Eheweſens erfahrenen Mannes keineswegs; können doch aber auch nicht bergen, daſs wir ſeine Erfahrungen weder neu, noch ſeine Klugheit ungewöhnlich gefunden haben. Dabey hat es uns auch geſchienen, als gebreche es ihm bisweilen an der Kunſt, ſich beſtimmt und richtig auszudrücken, oder habe ihm wenigſtens in der Zeit dazu gefehlt. Denn wenn man bald S. 11 lieſt: „Was ſoll der *Mann* thun, der dieſen Mangel der herzlichen Zuneigung bey einem Mädchen gewahr wird oder erfährt, die er aus Liebe und aus Werthſchätzung ihrer übrigen guten Eigenſchaften ſich in redlicher Abſicht zur Gattin wählen möchte? Wenn *er* ſich bey dieſer Überzeugung mit einem Mädchen dieſer Art dennoch als *Gatte und Gattin* — (wie mag er das ausdrücken wollen?) — zu leben entſchlieſst: ſo erniedrigt er ſich ſelbſt, indem er an der Selbſterniedrigung des Mädchens Theil nimmt,“ oder ſchon früher noch von einem *Entzweck* (man bemerke die Art zu ſchreiben) *der Menſchheit* reden hört — ſo ſind jene Vermuthungen wohl nicht eben aus der Luft gegriffen. Bey alle dem empfehlen wir aber dennoch das Buch denen, für welche es beſtimmt iſt: es enthält manche nützliche und beherzigungswerthe Wahrheit.

F. H. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS, 1809.

STATISTIK.

Göttingen, b. Dieterich: *Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie dans l'ordre, où elles subsistaient au 1er Octobre 1807 avec l'Indication de la nouvelle division départementale*, par Mr. *C. J. Bail*, Inspecteur aux revues, cidevant Sécrétaire général du Ministère des Finances, rédigée sur les notes et renseignemens inédits fournis par les autorités administratives. 1809. XXXII, 195 u. (27) S. Mit 13 Tabellen. (3 Thlr. 8 Gr.)

Dem Verfasser dieses Werks, als General-Secretär beym westphälischen Ministerium der Finanzen, des Schatzes und des Handels, standen die Archive zu Gebot, welche die mannichfaltigsten, interessantesten und zuverlässigsten Notizen über diesen jungen Staat enthalten müssen; ein Vortheil, der nur in höchst seltenen Fällen statistischen Schriftstellern zu Theil wird. Unter so günstigen Verhältnissen bearbeitet, musste dieses Werk den Rec. zu der Hoffnung berechtigen, darin einen Schatz von Aufklärungen über Westphalen zu finden, die an Neuheit, Reichhaltigkeit und Interesse alle bisher zur Kunde des Publicums gekommenen weit übertreffen, und wodurch der Leser in den Stand gesetzt würde, eine vollständige und klare Idee von diesem neuen Staate sich zu bilden. Aber leider bemerkte Rec. bey Durchlesung dieses Werks gar bald, dass er sich in seiner Hoffnung getäuscht hatte, indem dasselbe, weit entfernt, wie der Titel verspricht, vom Königreiche Westphalen eine allgemeine Statistik zu liefern, nur eine Sammlung unvollständiger, schlecht geordneter, mitunter höchst fehlerhafter Notizen und Data enthält, die zwar zum Theil als Material zur künftigen Bearbeitung einer Statistik dieses Königreichs trefflich benutzt werden, zum Theil aber auch zu durchaus falschen Ansichten und zu Irrthümern Anlass geben können.

Ein Hauptgrund der Mängel dieses Werks liegt ohne Zweifel in des Vfs. gänzlicher Unkunde der Sprache des Landes, wovon er eine Statistik zu liefern übernommen hat. Denn diese Unkunde setzte ihn nicht nur ausser Stand, die in den Archiven des Finanzministeriums vorhandenen *deutschen* Quellen zu seinem Zweck gehörig zu benutzen, sondern machte ihn auch unfähig, von den reichen und mannichfaltigen Hülfsmitteln, welche die deutsche Literatur in dieser Hinsicht darbietet, einen nützlichen Gebrauch zu machen. Hiezu kommt, dass der Vf. zu der grossen, leider gewöhnlichen Classe statistischer Schriftsteller gehört, die vom Zweck und Wesen der Wissenschaft, worüber sie schreiben, keine richtige Vorstellung haben, indem sie das, was bloss *Hülfsmittel* der Staatenkunde ist, zum Wesen derselben machen, und darüber das Höhere und Geistige dieser Wissenschaft ausser Acht lassen, die alles geleistet zu haben wähnen, wenn sie möglichst vollständige und genaue Tabellen über Flächeninhalt, Truppenzahl, Volksmenge, Producte und Einkünfte liefern, dagegen aber sich wenig bekümmern um den Geist der Gesetzgebung, um die Einrichtung des Geschäftsgangs im Inneren, um die wechselseitigen Verhältnisse der administrativen Behörden, so wie um die Art der Benutzung der Productivkräfte der Nation. Jene Tabellen mögen noch so genau und vollständig seyn: so geben sie doch in der That nichts weiter, als die blossen Umrisse, gleichsam das Skelet des Staats, und sind eben so wenig im Stande, den Leser über den eigentlichen Zustand desselben gehörig aufzuklären, als die blossen Angaben der Gesichtszüge, der Statur oder des Masses der Arme und Beine eine richtige Vorstellung von einem Menschen geben können. Ist man nämlich auch, was sogar in den meisten Fällen durchaus unmöglich ist, vermittelst dieser politischen Rechnerey dahin gekommen, von den Kräften eines Landes das Materielle, das sich zählen und berechnen lässt, *vollkommen* zu erforschen: so hat man damit *allein* doch noch gar wenig gewonnen. Denn es kommt ja bey Beurtheilung der Staatskräfte nicht so sehr auf die Grösse dieser materiellen Masse an, als vielmehr auf die Art ihrer Benutzung, auf den Geist, der dabey thätig ist, auf den Charakter und die Bildung der Nation: lauter Dinge, die sich, eben weil sie geistiger Natur sind, durch kein Zahlenverhältniss ausdrücken lassen.

Immer aber bleiben die Umrisse, welche dergleichen Tabellen liefern, schätzbare Hülfsmittel, treffliche Materialien zur Statistik eines Landes, vorausgesetzt, dass sie völlig zuverlässig sind, und, was die Hauptsache ist, den Zustand des Landes wie er *ist*, nicht wie er *war*, schildern. Liefern dieselben hingegen bloss Notizen von dem vormaligen Zustande eines Landes: so mögen sie wohl historischen Werth haben; allein für die Statistik bleiben sie nur von geringer Bedeutung. Zu dieser letzteren Gattung gehören die Tabellen, welche die grössere Hälfte der vorliegenden Schrift ausmachen. Es enthalten nämlich dieselben lauter Nachrichten von dem Zustan-

de, worin die das Königreich Westphalen jetzt bildenden Provinzen *vor* ihrer Vereinigung zu einem Ganzen sich befanden: aber seit jener Epoche haben alle Zweige der Verwaltung in diesen Ländern so bedeutende Veränderungen erlitten, sind alle ihre bisherigen Verhältnisse unter einander und zum Ausland so sehr verrückt worden, dass man in den meisten Fällen in grobe Irrthümer verfallen, und durchaus falsche Resultate erhalten würde, wenn man von dem damaligen Zustande derselben auf ihren gegenwärtigen schliessen wollte. Überdiess sind die Nachrichten, welche dieses Werk von jenem früheren Zustande der westphälischen Provinzen enthält, weder vollständig noch richtig. Zwar sind die Quellen, woraus der Vf. seine Data geschöpft hat, wie bereits erwähnt worden, grösstentheils archivalische Nachrichten, also die besten, die man in der Statistik haben kann: aber in dem gegenwärtigen Fall will diess nicht viel sagen. Denn, wenn man bedenkt, dass alle diese Nachrichten von den vormaligen Regierungs- und Kammer-Collegien den französischen Intendanten zu einer Zeit mitgetheilt worden sind, da die westphälischen Provinzen noch als feindliche Länder behandelt wurden, und dass bey Aufstellung derselben oft mit der grössten Eile und Schnelligkeit verfahren werden musste: so darf man gegen die Zahlen, welche darin angegeben werden, ein gerechtes Misstrauen hegen, und es kann von ihnen nur mit der äussersten Vorsicht Gebrauch gemacht werden.

Was wir aber noch ganz vorzüglich in diesem Werke vermisst haben, ist Ordnung und System. Der Vf. beginnt mit einer historischen Abhandlung über Westphalen; alsdann liefert er eine Einleitung in die Statistik; hierauf folgt eine Beschreibung des Harzes; dann kommen statistische Tabellen über die einzelnen Provinzen Westphalens nach ihrer alten geographischen Eintheilung. Diese Provinzen werden in folgender Ordnung abgehandelt: 1) Hessen, 2) Eichsfeld, 3) Hohenstein, 4) Halberstadt und Mansfeld, 5) Quedlinburg, 6) Magdeburg, 7) Altmark, 8) Braunschweig-Wolfenbüttel, 9) Hildesheim und Goslar, 10) Göttingen und Grubenhagen, 11) Paderborn, 12) Corvei, 13) Kaunitz-Rittberg, 14) Minden und Ravensberg, 15) Osnabrück, 16) Schaumburg, 17) Wernigerode. Auf diese tabellarische Statistik der einzelnen Länder folgt A) ein Namenverzeichniss der vorzüglichsten Städte im Königreiche, nebst Angabe der Häuser- und Einwohner-Zahl. B) Eine Übersicht der Volksmenge und der Staatseinkünfte. C) General-Etats der Einnahme und Ausgabe im Jahre 1806. D) Nachricht über die öffentliche Schuld. E) Verzeichniss der königlichen Gebäude und der Kron-Domainen. F) Namenverzeichniss aller Lehranstalten nebst Angabe ihrer Fonds. G) Beschreibung der vorzüglichsten geistlichen Stiftungen. H) Classificirung des Bodens in agronomischer Hinsicht. I) Ertrag sämmtlicher Salinen im Königreiche. K) Übersicht der königlichen Activ-Capitalien. L) Darstellung des jährlichen Ertrags der Erndten nach einem Durchschnitt von 6 Jahren. M) Vergleichung der vorigen Gerichtsverfassung mit der jetzigen. N) Beschreibung der Masse und Gewichte in Westphalen. O) Reductionstabelle der Münzen. P) Vergleichung des vormaligen Verwaltungssystems mit dem gegenwärtigen nebst staatswirthschaftlichen Betrachtungen darüber. — Wer ist im Stande, in dieser Nebeneinanderstellung der heterogensten Gegenstände Ordnung und System zu entdecken?

So viel im Allgemeinen! Wir gehen nun zur Prüfung der einzelnen Theile dieses Werkes über, und wollen insbesondere den Tabellen über die verschiedenen Provinzen Westphalens unsere Aufmerksamkeit widmen, da diese den Haupttheil der Schrift ausmachen, und die übrigen Abschnitte grösstentheils als Beylagen dazu betrachtet werden können. Die Einrichtung dieser Tabellen ist folgende: Jeder der 17 Provinzen, woraus das Königreich zusammengesetzt ist, ist eine besondere Tabelle gewidmet; eine solche Tabelle nimmt ungefähr 5 Quartblätter ein, und hat 10 Hauptcolumnen; jede der Hauptcolumnen füllt der Regel nach eine Seite an, und enthält eine besondere Rubrik; die Rubriken stehen in folgender Ordnung: 1) geographische Lage, 2) Bevölkerung, 3) Producte, 4) Industrie, Manufacturen und Handel, 5) Schifffahrt und Heerstrasen, 6) öffentliche Anstalten, 7) Hospitäler und Gefängnisse, 8) Verwaltungssystem, 9) Militärstand, 10) Einnahme und Ausgabe.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir es unternehmen wollten, alle Irrthümer zu berichtigen und alle Fehler anzuzeigen, die wir in diesen Tabellen bemerkt haben, denn fast jedes Blatt hat deren aufzuweisen. Theils als Beyspiel, theils um unser Urtheil zu rechtfertigen, und die Unzuverlässigkeit der hier mitgetheilten Notizen darzuthun, wird es daher hinreichen, bloss einige Fehler der *ersten* dieser Tabellen zu rügen, welche vom vormaligen Kurfürstenthum Hessen handelt.

Erwägt man zuvörderst, dass hier die ganze Statistik von Kurhessen auf 5 Quartblättern abgehandelt ist: so begreift man leicht, dass in diesem Werke keine *vollständige* Statistik jenes Landes, sondern nur einzelne Bruchstücke davon zu suchen sind. Jedoch auch dergleichen blosse Bruchstücke sind immer höchst interessante und nützliche Beyträge zur Staatenkunde, wenn sie neue und zuverlässige Data enthalten: aber diess ist es eben, was wir in diesen Tabellen vermissen. Z. B. S. 3 behauptet der Vf., sämmtliche Bergwerke im Schmalkaldenschen würden *auf Rechnung der Regierung* betrieben: es findet gerade das Gegentheil Statt, alle diese Bergwerke sind in den Händen von *Privat-Eigenthümern*, sie werden gewerkschaftlich betrieben, und das Gouvernement bezieht davon bloss den Zehnten. — S. 4 wird unter der Rubrik: *Industrie, Manufactur und Handel* angeführt, in Cassel befänden sich Fabriken von seidenen Strümpfen, seidenen Bändern, Knöpfen, Bijouterie-Waaren u. s. w.: diess ist ganz falsch, dergleichen Fabriken kennt man dort gar nicht; dagegen hat der Vf. einen Hauptzweig der Industrie in Cassel ganz unerwähnt gelassen, nämlich die Hutmanufacturen. — Bey *Karlshafen* wird der Production des Essigs er-

wähnt, welche dort nur unbedeutend ist; dagegen hat Hr. B. Witzenhausen ganz übergangen, wo dieses Product einen Hauptnahrungszweig der Einwohner ausmacht, und ein wichtiger Handelsartikel ist. — In *Rauschenberg* (welches unrichtig Rauschemberg genannt wird) sollen nach der Angabe des Vfs. Mützen- und Plüsch-Fabriken sich befinden: dergleichen sind an diesem Orte gar nicht anzutreffen. — Bey *Hersfeld* (welches an vielen Stellen unrichtig Herzfeld genannt wird) geschieht bloss einer Rasch-Manufactur Erwähnung: der Hauptnahrungszweig dieser Stadt hingegen, die Manufactur wollener Tücher, wird gar nicht berührt. — In *Schmalkalden* sollen mehrere Tabacks-Fabriken sich befinden: es existirt dort keine einzige. — S. 5 ist bey Herzählung der Flüsse in Hessen die *Diemel* gänzlich ausgelassen, und die *Edder* fälschlich *Ledder* genannt. — Die *Schwalm* fällt nicht, wie Hr. B. anführt, bey Gudensberg in die Fulda, sondern bey Felsberg. Die Städte *Immenhausen* und *Vacha* heissen hier unrichtig *Immenhausen* und *Wach.* — S. 6. Unter der Rubrik: *Öffentlicher Unterricht*, wird gesagt, in Marburg sey *un collège ou académie*, in Cassel hingegen *deux collèges ou académies.* Es ist schwer zu begreifen, was Hr. B. unter den Ausdrücken: *Collège* und *Académie* sich gedacht hat. Bey Marburg scheint die Universität darunter verstanden zu seyn, aber in Cassel müsste es hienach *zwey* Universitäten geben, wo doch bekanntlich keine vorhanden ist. Auf jeden Fall ist diese Angabe unrichtig, und führt zu Irrthümern. — In *Marburg* soll ferner eine Akademie der Malerey, Bildhauerey und Baukunst seyn: aber eine solche existirt dort gar nicht und hat nie daselbst existirt. Noch weniger befindet sich daselbst, wie Hr. B. versichert, eine Militärschule für die Artillerie; auch giebt es an diesem Orte nicht, wie der Vf. anführt, eine besondere Forst-Lehr-Anstalt, man müsste denn das sogenannte staatswirthschaftliche Institut darunter verstehen, dessen Mitglieder bisweilen Lehrvorträge über Forstwissenschaft halten. — S. 8 will der Vf. einen Etat sämmtlicher Staatsdiener im ehemaligen Kurhessen liefern, aber seine Angaben sind grösstentheils falsch. So soll z. B. das Personal der Oberrentkammer, die Subalternen ungerechnet, aus einem Director und 16 Mitgliedern bestanden haben: der erste beste kurhessische Addresskalender hätte den Vf., wäre er der deutschen Sprache mächtig gewesen, belehren können, dass dieses Collegium kaum halb so viele Mitglieder zählte.

Aus der Probe, welche wir hier von den Fehlern Einer Tabelle geliefert haben, werden die Leser leicht einen Schluss auf die Mängel der anderen ziehen können. Wir wollen daher, ohne uns bey diesen aufzuhalten, gleich zur Prüfung des übrigen Theils dieses Werks schreiten.

Das Verzeichniss der vorzüglichsten Städte Westphalens nebst Angabe der Zahl ihrer Einwohner und Feuerstellen ist wörtlich aus *Hassel's* statistischer Darstellung des Königreichs Westphalen abgeschrieben. Die über die öffentliche Schuld mitgetheilten Nachrichten sind grossentheils aus der über diesen Gegenstand in der Versammlung der Reichsstände zu Cassel vom Staatsrath *Malchus* gehaltenen, im westphälischen Moniteur abgedruckten, Rede bekannt: Hr. B. aber giebt unrichtig den Zinsfuss der Capitalien, welche zur Bezahlung der an die französische Regierung schuldigen Kriegssteuer von 20 Mill. Franken hergeschossen worden, zu 6—10 Procent an, diese Capitalien tragen kaum 4—6 procentige Zinsen. — Bey dem Verzeichniss, welches Hr. B. von den Lehranstalten liefert, finden wir Folgendes zu erinnern. Unrichtig äussert der Vf., die Universität Marburg sey fast ohne Studenten (*l'université est presque déserte*). — Bey Cassel wird ein *Collegium illustre* erwähnt: diess existirt aber daselbst schon seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr. Über die westphälischen Universitäten überhaupt fällt Hr. B. folgendes sehr einseitige Urtheil: „*La plûpart des universités de la Westphalie comme presque toutes celles fondées et instituées sous la protection des papes avaient principalement pour objet de former des ecclésiastiques; l'étude des auteurs scholastiques et de la théologie consumèrent long-tems les heures précieuses des instituteurs et des élèves qui disputaient gravement et en mauvais latin sur les dogmes absurdes d'une controverse ignare, fanatique ou insidieuse. Les améliorations, que le progrès des lumières a pu occasionner dans le système d'enseignement, qui subsiste aujourd'hui, ne sont pas comme on pourrait le croire, l'ouvrage des universités, mais celle du tems, auquel tout doit enfin céder. On y enseigna longtems la philosophie des Grecs divisée en trois branches, les phénomènes de la nature, la morale et la logique; cette dernière n'avait guères produit moins de sophistes en Allemagne lors du schisme de Luther, qu'elle n'en produisit à Athènes au tems d'Aristipe. La logique quoique postérieure à la physique et à l'éthique était pourtant démontrée avant elles; on pensait avec raison, que le disciple devait commencer par se former le jugement, pour raisonner sur des objets d'une si haute importance. Cette division de la philosophie fut ensuite changée: au lieu de trois parties elle en eut cinq; ainsi l'on enseignait d'abord la logique, ensuite l'ontologie, la pneumatologie, puis la morale et la théologie, qui n'avaient formé long-tems qu'un seul corps de doctrine. — L'instruction publique en Westphalie réclame impérieusement une reconstitution plus conforme et plus analogue aux idées libérales du siècle, au système actuel du gouvernement.*" Wie ganz anders urtheilte noch vor Kurzem des Vfs. berühmter Landsmann, Hr. *Villers*, über die Universitäten in Westphalen!

Die Darstellung, welche Hr. B. vom gegenwärtigen Verwaltungs-System in Westphalen in gedrängter Kürze mittheilt, ist eben so mangelhaft, als es die Notizen sind, welche er vom früheren Zustande dieses Staats liefert. Hier nur von einigen Fehlern derselben! Hr. B. führt (S. 9) an, die Minister wohnten zwar den Sitzungen des Staatsraths bey, hätten aber keine *berathende* Stimme. Diess ist falsch, sie haben allerdings eine *berathende*, aber keine *entscheidende* Stimme im Staatsrathe. — Nach S. 11 soll bey einer jeden Unterpräfectur auch ein Unter-Präfecturrath sich befinden: diess ist durchaus irrig, bloss den Präfecten ist ein Präfecturrath beygeordn.

net. — Hr. B. behauptet (S. 11) unrichtig, die General-Departements-, Districts- und Municipal-Räthe würden bloss aus *Grund-Eigenthümern* gewählt: sie können eben so gut aus der Classe der *unbegüterten* Gelehrten und Künstler gewählt werden. — S. 12 sagt der Vf., der Staatsrath als Cassationshof habe die Revision der Processe in letzter Instanz: diess ist ein grober Irrthum, der Cassationshof hat in keinem Rechtsstreite die Revision, da ihm keine Entscheidung der Processe, sondern bloss die Aufhebung des Urtheils im Fall der Nichtigkeit zukommt. — Nach S. 12 kann der Cassationshof ein Urtheil bloss annulliren, wenn gegen die Form gefehlt ist: diess ist unrichtig, eine Annullirung findet auch Statt, wenn gegen offenbar klare Gesetze gesprochen worden. — Hr. B. sagt (S. 12), die Advocaten des Staatsraths wären mit dem *examen des affaires, qui sont de nature à être portées en la cour de cassation*, beauftragt: diess kann zu einem Missverständniss Anlass geben; es ist nicht die Prüfung, sondern vielmehr die Einführung dieser Sachen, welche den Staatsraths-Advocaten obliegt. — Die (S. 13) mitgetheilte Notiz über die Verwaltung der Bergwerke, ist durchaus fehlerhaft. Hr. B. sagt: das Bergwesen werde durch drey General-Commissäre verwaltet, die unter einem General-Director stehen, ein Ingénieur en Chef versehe das Amt des General-Secretärs. Es sind aber nicht General-Commissäre, sondern General-Inspectoren, denen die General-Verwaltung des Bergwesens übertragen ist, und einer derselben, nicht ein Ingénieur en Chef, bekleidet zugleich die Stelle des General-Secretärs. — *Riechelsdorf*, der Sitz der Weser-Division der Bergwerke, wird (S. 13) unrichtig *Reigeilsdorff* genannt.

Den Schluss dieser Schrift macht eine Vergleichung des vorigen Verwaltungs-Systems in Westphalen mit dem gegenwärtigen. Wir haben aus diesem Abschnitte ersehen, dass Hr. B. nicht ohne staatswissenschaftliche Kenntnisse ist, dass er *Adam Smith* gelesen, und einige seiner Hauptsätze behalten hat. Diess konnte ihn jedoch unmöglich berechtigen, über die frühere Verwaltung eines Staats, dessen eigentliche Verhältnisse ihm, nach allem zu schliessen, nur höchst unvollkommen bekannt waren, absprechende Urtheile zu fällen, und in Ansehung seiner künftigen Administration mit Preciosität und der Miene des Sachkenners oberflächliche Rathschläge zu ertheilen. Mehr als abgeschmackt aber ist es in der That, wenn er (S. 14) die neue Ordnung der Dinge auf Kosten der alten in folgenden Ausdrücken herauszustreichen sich bemüht. *L'ignorance, la barbarie et les préjugés, voilà l'ancien état: la lumière, le droit et la justice, voilà la doctrine nouvelle.*" Welche irrige Vorstellung muss sich hienach der Ununterrichtete, besonders der Ausländer, vom ehemaligen Zustande dieser Länder bilden! Muss er nicht daraus schliessen, dass dieselben vor dem tilsiter Frieden auf der niedrigsten Stufe der Cultur gestanden haben, dass mit der neuen Ordnung der Dinge erst Licht an die Stelle der Finsterniss, und Aufklärung an die Stelle der Unwissenheit getreten sey? Und welchen Vorwurf enthalten nicht zugleich diese Worte für alle deutschen Staaten, die noch gegenwärtig auf eine ähnliche Art verwaltet werden, wie Westphalen vor dem tilsiter Frieden! — Es ist nicht zu leugnen, dass die vorigen Regierungen der westphälischen Provinzen Vieles zu wünschen übrig liessen, dass unter ihnen mehrere Zweige der Verwaltung höchst fehlerhaft organisirt waren, dass unzählige Maasregeln, welche man traf, den Principien einer geläuterten Politik geradezu widersprachen, dass Einheit und Harmonie, die Grundlagen einer guten Gesetzgebung, fast überall vermisst wurden, und dass in den meisten Fällen das neue Verwaltungssystem bedeutende Vorzüge vor dem alten hat: aber man darf doch auch das viele Gute nicht verkennen, das unter den vorigen Regierungen in diesen Ländern gewirkt worden; darf doch den Einfluss nicht vergessen, den so manche treffliche Verordnung auf Nationalwohlstand und Cultur gehabt hat; darf die Denkmäler nicht aus dem Auge verlieren, welche den Künsten und Wissenschaften an so vielen Puncten des Reichs gesetzt worden sind.

Wenn der Vf. in der Einleitung zu seinem Werke den Satz aufstellt, der praktische Nutzen der Statistik zeige sich bloss in der Anwendung, welche die Staatswirthschaft von ihr mache: so hat er vollkommen Recht, und wir wollen ihm darin gar nicht widersprechen; wenn er aber hinzufügt, dass die Staatenkunde darum von so geringem praktischem Nutzen in Deutschland gewesen sey, weil die Staatswirthschaft in diesem Reiche bisher im Zustande der Barbarey sich befunden habe: so verfällt er in einen groben Irrthum. Es war in den meisten Fällen nicht die Unbekanntschaft der deutschen Nation mit den besseren Principien der Staatswirthschaft daran Schuld, dass dieselben bisher bey der öffentlichen Verwaltung so wenig befolgt wurden; es fehlte nicht an Sachkennern und guten Köpfen in Deutschland, die das Unpolitische und Nachtheilige so mancher Gesetze, die gegeben wurden, vollkommen einsahen, und herzlich das Schicksal ihrer Mitbürger bedauerten, welche unter dem Drucke solcher Gesetze seufzten: sondern es lag vielmehr die ganze Schuld von diesem Übel darin, dass gerade die Männer, welche an der Spitze standen, blosse Routiniers waren, denen jene besseren staatswirthschaftlichen Kenntnisse mangelten, oder dass die Regenten durchaus keinen Sinn für Neuerungen und Reformen hatten, und es am liebsten sahen, wenn alles hübsch im alten Gleise blieb, und vom gewöhnlichen Schlendrian um kein Haar breit abgewichen wurde.

Wir hoffen durch diese Kritik unsere Leser überzeugt zu haben, dass es Hn. *B.* keineswegs gelungen ist, dem Publicum eine *Statistik von Westphalen* zu liefern, wie sie der Titel seines Werks verspricht, und wie man sie von den günstigen Verhältnissen, unter denen er schrieb, zu erwarten berechtiget war. Überhaupt scheint uns auch der gegenwärtige Zeitpunct zu einem solchen literärischen Unternehmen durchaus nicht passend, da bis jetzt mehrere wichtige Zweige der Verwaltung dieses Staats theils noch gar nicht, theils nur unvollständig organisirt sind. Höchst wünschenswerth indessen ist es, dass nach vollendeter Organisation die Bearbeitung einer pragmatischen Statistik von Westphalen von Seiten der Regierung einem sachkundigen, mit theoretischen, besonders staatswirthschaftlichen Kenntnissen gehörig ausgerüsteten Geschäftsmann übertragen werde, damit recht bald diese bedeutende Lücke in der Literatur der Staatenkunde ausgefüllt, und der in so mannichfaltiger Hinsicht höchst interessante neu aufblühende Staat nach allen seinen Verhältnissen dem Publicum dargestellt werde.

A — B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JUNIUS, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Rein u. Comp.: *W. Wittmann's*, der Arzneykunde Dr's., *Reisen in der europäischen Türkey, Kleinasien, Syrien und Ägypten in den Jahren 1799, 1800, 1801 und 1802.* Nebst Bemerkungen über die Pest und andere in der Türkey herrschende Krankheiten, wie auch einem meteorologischen Tagebuche. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit *Desgenette's, Larrey's, Pugnet's, Sotiras* und Anderer Untersuchungen über die Pest übersetzt von *J. A. Bergk*. Zweyter Band. Mit Kupfern. 1805. 347 S. 8. (2 Thlr.)

Die wichtige Begebenheit, worauf dieses Werk, dessen erster Theil von einem anderen Recensenten 1805. No. 192 beurtheilt worden, sich beziehet, ist von anderen, viel merkwürdigeren, uns näher angehenden, durch eben den grossen Helden, der die Hauptperson in jenen ist, so sehr in Schatten gestellt, dass eine ausführliche Recension gar füglich entbehrt werden kann. Der Vf. war als Arzt bey dem kleinen englischen Corps, oder, wie es in dem Buche genannt wird, der militärischen Gesandtschaft angestellt, die die türkische Armee des Grossveziers, welche über Syrien gegen die Franzosen in Ägypten marschirte, begleitete. Er hat die Ereignisse eines jeden Tages, die unter seinen Augen vorfielen, und die ihm aufgestossenen Merkwürdigkeiten, von was für einer Art sie auch seyn mochten, genau und sorgfältig niedergeschrieben. An Geschicklichkeit, das Wichtigere von dem minder Wichtigen auszuwählen, und an Treue und Ruhe bey Abfassung seiner Bemerkungen und Urtheile, zeichnet er sich auf eine vortheilhafte Art aus. Nirgends zeigt er feindselige Gesinnungen gegen die Feinde seines Vaterlandes. Wenn er die Meinungen französischer Gelehrten anführt: so geschieht es mit der ihren Verdiensten schuldigen Achtung. Er nimmt sich in Acht, über Dinge zu urtheilen, ja nicht einmal darüber zu referiren, wovon er nicht Augenzeuge gewesen war. Daher spricht er so selten von den Operationen der französischen und englischen Armeen, die während seines Aufenthalts in Ägypten vorfielen. Was bey dem türkischen oder eigentlich bey dem mit dem türkischen vereinigten englischen Corps vorging, beschäftigte ihn so sehr, dass ihm keine Zeit zu Seitenblicken übrig blieb. Da es so selten ist, dass Europäer mit Türken ins Feld ziehen: so sind die Nachrichten von dem Lager der Türken, ihrem Marsche und übrigen Einrichtungen neu und anziehend. Aus den Verordnungen, die der Grossvezier bekannt machte, S. 30, erhellet, dass auf das ihm dienende englische Hülfscorps keine Rücksicht genommen, und dass es mit den Eingebornen denselben Beschwerlichkeiten und Entbehrungen unterworfen war. Über den gänzlichen Mangel an Mannszucht und Ordnung im Felde und im Lager, der den Türken auch auf diesem Zuge oft nachdrücklich vorgeworfen wurde, werden sehr bittere Klagen geführt, und aus der unterlassenen Aufmerksamkeit auf die gemachten Erinnerungen, dem Glücke der türkischen Waffen ein nachtheiliges Prognosticon gestellt, S. 67. Zu den guten Anordnungen in der türkischen Armee gehört die Anstellung eines aus den Janitscharen gewählten Corps, das den Auftrag hat, die Armee mit Wasser zu versorgen. Wie sehr aber contrastirt dagegen, dass die Türken keine Spitäler noch Spitalzelte bey ihren Armeen haben, und die gemeinen Soldaten, die auf dem Wege krank werden, hülflos zurückgelassen werden, S. 257. Über die Pest, die nicht allein in Kahira und anderen Städten 1801 grosse Verheerungen anrichtete, sondern auch bey der türkischen, und aller Vorsichtsmassregeln ungeachtet, bey der englischen Armee viele Menschen hinwegraffte, sagt der Vf., welcher Pestkranke selbst behandelte, und von Ärzten, die mehr Erfahrung hatten, Erkundigung einzog, viel Belehrendes. Dass die Pest ansteckend sey, hält er für unbezweifelt gewiss. Es gelang ihm aber nicht, dem Schiffschirurgen D. *White* seine Überzeugung mitzutheilen. Dieser impfte sich das Pestgift ein, u. starb daran. Die Sorglosigkeit der Türken zur Pestzeit, und ihre Unbedenklichkeit, von den Betten und Kleidungen der an der Pest Verstorbenen Gebrauch zu machen, lässt nicht erwarten, dass die Pest je unter ihnen werde ausgerottet werden. Nach dem, was der Vf. hörte, wüthet die Pest am heftigsten in Ägypten, wenn sie aus Syrien kommt. Die Franzosen bemerken, wenn sie aus Oberägypten kommt, und daher hatte sie auch 1801 ihren Ursprung, wo sie übrigens nicht so häufig ist, als in Unterägypten. S. 266 u. f. — Die Nachrichten, die ein Priester aus Habesch, der von Kahira nach Jerusalem reisen wollte, von den Pflanzen, Thieren und Gewohnheiten seines Vaterlandes gab, kamen mit denen von *Bruce* so sehr überein, dass sie nicht wenig zur Bestätigung der Glaubwürdigkeit dieses Reisenden dienen. S. 110. — Von einem Arzt, der in Ägypten reiset, kann man wohl vermuthen, dass er den Pflanzen S. 125, dem den Reisenden so gefährlichen Winde Chamsin S. 34, dem Steigen des Nils S. 190, und von einem Welt-

bürger, dass er dem Sklavenmarkt S. 130 seine Aufmerksamkeit schenken werde. Aber unser Vf. ist auch Literator, handelt von den Pyramiden S. 88, untersucht die Katakomben der Mumien S. 116, findet Spuren von dem alten Memphis zu Metterhenne S. 185, besucht die Alterthümer in der Nähe von Alexandrien S. 205 u. d. m. An diesem Orte schiffte er sich auf einer mit Griechen bemannten Corvette 1802 nach der Insel Rhodus ein, die ihm in Vergleichung mit Ägypten ein Paradies zu seyn schien. Auf der Fahrt nach Constantinopel berührt er verschiedene Inseln des Archipelagus, Stanco, Samos, Scio, wo der Mastixbaum einheimisch ist, der Terpentinbaum ein dem Mastix ähnliches Gummi giebt, viel Olivenöl zur Exportation, Wein zur einheimischen Consumtion gewonnen wird. In dem Hospital für Aussätzige, 2 engl. Meilen von der Stadt, waren 200 Personen beiderley Geschlechts. Ausser dieser Krankheit leiden die Einwohner an skrophulösen Geschwülsten, Schwindsucht, Hämoptysis u. s. w. Mytilene scheint arm und unfruchtbar zu seyn, wenn man von Scio kommt. Indess sind auch da Getreidefelder, Ölbäume, Weinstöcke u. s. w. Auf Tenedos ist Schöpsenfleisch und Wein wohlfeil, und Wein die Hauptausfuhr. Am 18 May kam der Vf. in Constantinopel an, reiste schon den 23 wieder ab über Wien nach England, wo er den 21 Jul. eintraf. Die Bemerkungen auf dieser Reise sind wegen ihres geringen Gehalts von dem Übers. weggelassen. Hr. *Bergk* hat seiner, so viel wir ohne Vergleichung des Originals urtheilen können, wohlgerathenen Übersetzung dadurch einen besonderen Vorzug gegeben, dass er des Vfs. Nachrichten mit den von den französischen Gelehrten, die um dieselbe Zeit in Ägypten gewesen sind, bekannt gemachten sehr oft verglichen, und recht umständliche Excerpte aus ihren, so wie aus anderen Schriften glaubwürdiger Reisenden mitgetheilt hat. S. 89—99 hat Hr. B. einen Zusatz aus *Reynier* über den Zweck der Pyramiden, der diesem ein religiöser gewesen zu seyn scheint, welcher jedoch den, zum Denkmal oder Mausoleum gedient zu haben, nicht ausschliesset, in den Text eingerückt.

Die Kupfer fehlten bey dem Exemplar, das vor uns liegt. Sind sie etwa nicht herausgekommen?

— u´—

Görlitz, b. dem Vf. und Leipzig, in Commission b. Kummer: *Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern, sonderlich den Arawacken, Warauen und Karaiben, von den nützlichsten Gewächsen und Thieren des Landes, den Geschäften der dortigen Missionarien der Brüderunität und der Sprache der Arawacken.* (Der Unterschrift unter der Vorrede nach, von *C. Quandt.*) 1808. XIV u. 316 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieses Werkes, der Sohn eines aus Erfurt gebürtigen, evangelisch-lutherischen Predigers auf einem Dorfe in Liefland, verlor seinen Vater in der zarten Jugend, und wurde der deutschen Brüdergemeine in der Lausitz zur Erziehung übergeben. Hier, vorzüglich im Brüder-Seminario zu Barby, erhielt er seine Bildung, die sich aber, nach allen Umständen zu urtheilen, nur auf den Zweck einschränkte, einen tauglichen Schulmeister abzugeben. Der Unterricht der Schuljugend war wenigstens vor seiner Mission sein eigentlicher Beruf. Schon in den J. 1735 und 1736 wurden von Holland aus Missionarien nach Surinam oder eigentlich nach der Kolonie Berbice geschickt. Diese Missionarien waren Glieder jener Brüdergemeine. Ihre Mission hatte, einen so guten Fortgang, dass sie im J. 1747 tiefer im Lande, am Bache Wironje, der in den Berbice-Strom fällt, eine eigene Niederlassung, *Pilgerhut* genannt, errichteten. Weil sich die Zahl der wilden Landeseingeborenen, die sich taufen liessen, und zur Lehre des Christenthums bekannten, bis auf 400 vermehrte: so fanden sich die Missionarien bewogen, mehrere Niederlassungen im Lande zu errichten. Diess wurde im J. 1757 an zwey Orten ausgeführt, am Bache Kuiwi nämlich, der in den Korentin-Strom fällt, und am Saramaka-Strome. Jene erstere Niederlassung der Missionarien wurde *Ephraim*, die letztere *Saron* genannt.

Die Niederlassung in *Pilgerhut* wurde bey der im J. 1763 erfolgten Empörung der schwarzen Sklaven ganz verlassen. Ein gleiches Schicksal hatte aus eben diesem Grunde die Niederlassung *Ephraim*. Doch errichteten die Missionarien, nach der Dämpfung der Empörung der schwarzen Sklaven, am Korentin-Strome eine neue Niederlassung, *Hoop* oder *die Hoffnung* genannt. Diese besteht noch jetzt. Die Niederlassung der Missionarien, *Saron* genannt, ist aber schon im J. 1779 ebenfalls ganz verlassen worden. Unser Vf. ging im J. 1768 als Missionär der Brüder-Gemeine nach Surinam. In den ersteren Jahren seiner Mission musste er sich dieses Geschäfts bey der in der Niederlassung *Saron* angesiedelten Gemeine der Eingebornen unterziehen. In der Folge verwechselte er diese Mission mit der in der Niederlassung *Hoop* am Korentin-Strome. Im J. 1780 kehrte er nach Europa zurück. Die Zeit seiner Mission betrug also zwölf Jahre.

Bey dem Bestreben desselben, nützliche Nachrichten von dem von ihm besuchten Lande zu geben, muss man oft bedauern, dass er nicht ausgebreitetere gelehrte Kenntnisse besass. Der Mangel daran ist fast auf jeder Seite dieses Werkchens sichtbar. Das Werk selbst ist in Briefen abgefasset. In den erstern zehen Briefen erzählt der Vf., nur zu umständlich, seine eigenen Schicksale sowohl, während seiner Mission, als die Schicksale der Missionen der Brüdergemeine zu Saron am Saramaka-Strome, und zu Hoop am Korentin. In diese wortreiche Erzählung mischt er oft naturhistorische Nachrichten, aber auch abergläubische Sagen, deren Nacherzählung den Mangel an Bildung verräth.

Die folgenden Briefe enthalten Nachrichten von einigen in dieser Gegend des südl. Amerika's einheimischen Bäumen und Pflanzen. Der Vf. stimmt hier mit anderen Reisebeschreibern, z. B. mit *Hartsink*, *Fermin*, mit des Britten *Eduard Bankroft's* Naturgeschichte von Guiana, und mit *Ludwig's* neuesten Nachrichten von Surinam überein, ungeachtet ihm gewiss alle diese Schriftsteller ganz unbekannt waren. Er sagt z. B.,

wenn man einen Ableger des *Pisangbaumes* (*Musa Paradisiaca*) pflanze, könne man in Jahr und Tag die Frucht davon geniessen. So sagt auch *Hartsink* S. 62, der Baum gelange in 9 Monaten zu seiner völligen Grösse, und liefere bald hernach seine Früchte. Unser Vf. vergleicht den Geschmack der gerösteten Pisangfrucht dem Geschmacke einer Fastenbrezel. Von der Pisangfrucht unterscheidet er eine ihr einigermassen ähnliche, hier auch einheimische Frucht, welche er die Bakuva nennt. Er sagt, ehe diese blühe, unterscheide man sie von jener Gattung, welche die Banane genannt wird, nur an einem schmalen schwarzen Streifen, der die Blätter umgebe. Die Bakuva werde nur frisch als Obst gegessen, und schmecke wie die schönste *Birneblank* (*Beurré blanc* wollte er schreiben). *Hartsink* nennt die Baumart, auf welcher die letzterwähnte Frucht wächst, Backofen oder Feigenbaum (*Musa sapientum Linn.*). Diese letztere ist die Frucht, deren Erziehung in den europäischen Gewächshäusern eine so grosse Sorgfalt erfodert, und deren Genuss Friedrich der Einzige so sehr liebte, dass er auf die Pflege derselben beträchtlich viel aufwendete. Der von unserm Vf. erwähnten *Papaja-Frucht* und der *Mamaja-Frucht* gedenkt auch *Philipp Fermin* unter dem nämlichen Namen. Der Name ist, wie unser Vf. bemerkt, arawackisch. Die ersterwähnte Gattung dieser beiden Früchte tragenden Bäume solle *Carica Linn.*, die andere aber *Mammea Linn.* seyn. Unser Vf. nennt die erstere Gattung, die *Baum-Melone*, und sagt: die männlichen Bäume dieser Fruchtgattung trügen keine Frucht, aber viele Blüthen. — Der ohne Zweifel besser unterrichtete Dr. *Fermin*, in der Beschreibung der Kolonie Surinam, I. S. 183 sagt: die Frucht des weiblichen Baumes habe die Gestalt einer Gurke, und die Grösse einer Quitte; die Frucht des männlichen Baumes aber die Gestalt und die Grösse einer *Melone*. Der weibliche trage in jedem Jahre Früchte.

Wir könnten von dieser Art mehr anführen. Unsere Absicht aber war bloss, auf eine solche Vergleichung diejenigen, welche die Nachrichten interessiren, aufmerksam zu machen. — Die Schreibart des Vfs. ist sehr nachlässig und fehlerhaft. ♃ + ☿.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Brasseur: *Du droit public et des gens, ou principes d'association civile et politique suivis d'un projet de paix générale et perpétuelle* par *J. J. B. Gondon.* 1807. I Th. XVI u. 388 S. II Th. 322 S. III Th. 340 S. 8.

Der Titel des Buchs scheint zu der Erwartung zu berechtigen, dass man hier Räsonnement über staats- und völker-rechtliche Materien finden werde: diese Hoffnung wird aber nur sehr unvollkommen durch das Lesen des Buches selbst befriedigt. Gleich zu Anfang entschuldigt sich der Vf. in der Vorrede damit, dass er in einem Dorfe im Dep. Vaucluse lebe, und an allen literarischen Hülfsmitteln einen gänzlichen Mangel leide; erst seit ein paar Monaten, wo er sich zu Paris aufhalte, habe er einige politische Werke gelesen und benutzt, woraus man denn sieht, dass ihm mehrere der trefflichsten, vorzüglich neueren Werke gänzlich unbekannt geblieben sind. Jedoch würden wir diess allein dem Vf. ganz und gar nicht als Vorwurf anrechnen, sobald er nur seinen Gegenstand mit eigenthümlichem Geiste behandelt, uns neue Ansichten und Gesichtspuncte eröffnet hätte. Allein wir glauben, ohne ungerecht zu seyn, bekennen zu müssen, dass nach unserer Einsicht dieses Werk ohne allen Nachtheil für die Wissenschaft gänzlich ungeschrieben hätte bleiben können. Eine genauere Anzeige der einzelnen Theile des Buches, dessen Vf. doch ein natürlich zusammenhängendes System aufgestellt zu haben behauptet, wird unser Urtheil am besten rechtfertigen. Das ganze Werk zerfällt in 6 Bücher, jedes Buch wiederum in mehrere Capitel, unter welchen wir wenigstens nicht den mindesten Zusammenhang haben entdecken können. Das erste Buch führt die Überschrift: *De la societé dans ses rapports avec le bonheur du genre humain.* Hier spricht der Vf. in 8 Capiteln über die verschiedenen Arten der Gesellschaft, welche er in die *societé primitive, domestique, civile* und *politique* unterscheidet, von dem *principe distinct des trois societés,* von dem moralischen Objecte, und endlich von dem allgemeinen Resultate derselben. In allen diesen verschiedenen Capiteln haben wir selten mehr gefunden, als ein verworrenes, mit vielen Declamationen untermischtes Räsonnement, welches, statt sich streng an die angegebenen Gegenstände zu halten und diese zu erläutern, die heterogensten Dinge unter einander mischt und alle Begriffe verwirrt. In manchen anderen Wissenschaften legt dabey der Vf. die gröbste Unwissenheit an den Tag, wenn er z. B. als ausgemacht behauptet, die bey den Wilden noch gewöhnliche Vermischung von Menschen und Thieren erzeuge die Ungeheuer, welche sich in den Wüsten vorfänden. — Ganz unerwartet handelt nun das 2te Buch von den Truppen in ihrem Verhältnisse zur Sicherheit jedes einzelnen Staats. Darin wird in 6 Capiteln über die Bildung und Bestimmung der Armee und über die Gefahren eines zu zahlreichen Heeres gesprochen. Das Urtheil, das wir über das erste Buch fällten, gilt auch hier vollkommen. In einem gleichen Geiste handeln die 6 Capitel des 3ten Buchs von der inneren Organisation des Heeres, von der Disciplin, Subordination, von Verräthern, Überläufern, militärischen Strafen und Belohnungen. In den 17 Capiteln des 4ten Buchs, welches die Überschrift führt: *De la guerre dans ses rapports avec les différentes conditions de l'homme,* handelt unser Vf. zum Theil sehr verschiedenartige Gegenstände ab. Nicht nur von den verschiedenen Arten des Kriegs, welcher hier in Duell, Bürgerkrieg und Krieg verschiedener Nationen unter einander unterschieden wird, sondern auch von den nöthigen Eigenschaften eines guten Generals, von den Kriegslisten, von Negotiationen, Ambassaden und Allianzen, von grossen Schlachten, Finanzen, öffentlichen Anleihen und von dem Nutzen und Ursprunge des Handels wird hier in eigenen Capiteln gehandelt.

Das 5te Buch endlich enthält das Project eines ewigen Friedens. In 5 Capp. spricht darin unser Vf. sehr weitläuftig über den Nutzen eines ewigen Friedens, über die Bedingungen desselben, vorzüglich Aufopferung des eigenen Interesse für das allgemeine Beste (freylich eine böse, schwere Bedingung, welche aber

unserem Vf. sehr leicht erscheint), über das Princip des ewigen Friedens, welches er in der Bestimmung und dem Zwecke einer jeden Gesellschaft findet, demjenigen, der sich in sie begiebt, den Frieden zu sichern, — in allen diesen finden sich häufige Wiederholungen, Durcheinandermischung der Materien und Einmischung vollkommen heterogener Dinge, Räsonnements so weitschweifig und seicht, dass auch die kürzeste Anzeige für sie zu lang wäre — endlich noch im 5. Cap. über die Bildung des Gesetzes des allgemeinen Friedens. Wir erwarteten hier endlich neue Ideen des Vfs. zu finden, fanden aber statt ihrer die schon unzählige Male gehörte Foderung, alle Nationen müssen das Völkerrecht befolgen, ihr Civilrecht müsse ein besonderes seyn, ihr Völkerrecht ein allgemeines; so wie in Beziehung auf das erste eine jede Nation ihre eigene Constitution habe, so müssen sie in Rücksicht auf das zweyte alle durch eine Constitution verbunden seyn. — Diese Idee beschäftigt unseren Vf. endlich noch in dem dritten Theile seines Werks, welcher das sechste und letzte Buch desselben umfasst. Die Ideen des Vfs. sind hier kürzlich folgende: Das Interesse aller Nationen stimmt in gewissen Puncten überein — welches diese Puncte sind, wird nicht genauer angegeben — diese müssen das Band der Vereinigung zwischen den verschiedenen Nationen geben. Die einzelnen Regenten werden leicht ihre Einstimmung dazu geben (?), einen Theil ihres particulären Interesse aufzuopfern, da alle übrigen ein Gleiches thun zu ihrem wechselseitigen Vortheile. Eben so wenig werde die Verschiedenheit der Verfassung, der Sitten und des Charakters der Nationen eine solche allgemeine Vereinigung unmöglich machen: denn die Verschiedenheit der in einem Staate vereint lebenden Individuen sey verhältnissmässig eben so gross. Nun könne auf doppelte Weise der Welt der ewige Frieden gegeben werden, entweder durch gänzliche Isolirung der einzelnen Nationen von einander, oder da diese bey dem gegenwärtigen Zustande von Europa einmal nicht möglich sey: so bleibe nur die Vereinigung aller in einen grossen politischen Körper übrig. Über die Organisation dieses politischen Gouvernements, wie es unser Vf. nennt, wird im 2 Cap. gesprochen. Um es zu bilden, sollen drey beständige oberste Gewalten in Europa errichtet werden, ein Congress, welcher die oberaufsehende, ein Tribunal, welches die richterliche, und ein Protectorat, welches die executive Gewalt im engeren Sinne, in beständiger Übereinstimmung mit den beiden anderen zur Erhaltung des ewigen Friedens, üben soll. Zu diesen drey Gewalten, welche der Vf. *pouvoirs intrinsèques* nennt, schafft er alsdann noch eine vierte, nicht perpetuirliche, ein *pouv. extrinsèque*, welcher die gesetzgebende Gewalt zustehen soll. Nachdem so das politische Gebäude der europäischen Staatenverbindung im Allgemeinen aufgeführt worden ist, wird alsdann in den folgenden Capiteln von den einzelnen Gewalten selbst weitläuftiger gesprochen, und zwar im 3 Cap. von der legislativen Gewalt, dem *pouvoir extrinsèque*. Sie soll unmittelbar von den europäischen Fürsten im Namen ihrer Völker geübt werden, indem sie sich von Zeit zu Zeit versammeln, theils um neue Gesetze zu geben, theils um die bestehenden zu revidiren, und die darüber entstandenen Zweifel zu lösen. Die Gesetze selbst soll das Tribunal entwerfen und den Fürsten zur Bestätigung vorlegen. Würden die Fürsten oder Gesetzgeber je ihre Macht missbrauchen: so sollen sie von dem *pouvoir intrinsèque* im Zaume gehalten werden. — Diess besteht nun 1) aus dem Congresse, von welchem im 4 Cap. gesprochen wird; er soll perpetuirlich seyn, und in einer freyen Stadt seine Residenz nehmen. Jede Macht schickt auf ihn einen Repräsentanten. 2) Aus dem Tribunale, welches an demselben Orte sitzen, und auf dieselbe Weise geformt seyn soll, wie der Congress, von dem die Sprüche d. Tribunals bestätigt werden müssen (Cap. 5). 3) Aus dem Protectorate (Cap. 6). Die ausübende Gewalt soll einem Einzigen untergeben seyn, welcher von dem Congresse aus den von jeder Regierung vorgeschlagenen Candidaten, sammt seinen beiden Adjuncten, erwählt wird, entweder auf Zeitlebens, oder doch wenigstens auf 10 Jahre. Eine Bundesarmee steht dem Protector zu Gebote, zusammengesetzt aus den verhältnissmässig stärkeren oder schwächeren Contingenten der einzelnen Staaten und von ihnen unterhalten. Die Stärke dieser Bundesarmee soll durch die des Heers des mächtigsten europäischen Staats bestimmt werden, damit sich beide das Gleichgewicht halten können. Ein jeder Missbrauch, welchen der Protector von seiner ihm zu Gebote stehenden Macht machen wollte, würde durch die Truppen der einzelnen Staaten, und durch die Weigerung seiner eigenen Armee vereitelt werden. (Würde aber nicht auch der rechte Gebrauch seiner Macht alsdann auf gleiche Weise häufig verhindert werden können?) Auch darin findet endlich der Vf. ganz und gar keine Schwierigkeiten, einen der mächtigsten Regenten zum Protector zu ernennen! — Das 7 Cap., welches von den Truppen jedes Staats, und von dem Gleichgewichte von Europa dem Titel nach handeln soll, enthält wenig oder nichts, was wirklich zur Sache gehörte, dagegen weitläuftige Tiraden über das in Sold geben der Truppen, und über die Mängel des bisherigen Systems des politischen Gleichgewichts. Sehr richtig und wahr urtheilt der Vf. über den Handel: es ist nicht nöthig, und nicht möglich, dass alle Nationen darin gleichviel gewinnen; er sey nur frey, und wird dann gewiss auch für alle, wenn auch nicht im gleichen Masse, vortheilhaft seyn. Zum Schlusse wird endlich noch die Frage untersucht (Cap. 8), ob das aufgestellte politische Gouvernement alle Völker der Erde umfassen könne? Diess wird wegen der zu sehr verschiedenen Cultur und Verhältnisse der einzelnen Erdtheile geleugnet, und dagegen vorgeschlagen vier verschiedene Centralregierungen — denn von dem 5ten Welttheile wird gar keine Notiz genommen — zu errichten. Im Voraus protestirt zugleich unser Vf. sehr heftig gegen den Tadel derjenigen, welche sein ganzes Project für eine unausführbare Chimäre halten möchten. Ob wir nun gleich selbst unter diese Zahl gehören: so halten wir jedoch für überflüssig, die Unausführbarkeit des Plans weitläuftig darzuthun, da die Mängel und Gebrechen desselben zu deutlich und klar am Tage liegen, als dass es einer förmlichen Widerlegung bedürfte.

P. d. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 JUNIUS, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Braunes: *Sammlung deutscher Volkslieder, mit einem Anhange flammländischer und französischer, nebst Melodieen.* Herausgegeben durch *Büsching* und *von der Hagen.* 1807. XX u. 432 S. 12. (Die Melodieen besonders, in quer 8. brosch.) (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Herausgeber des *Wunderhorns* (J. A. L. Z. 1806. No. 18, 19) hatten, wie es scheint, vorzüglich auf die Theilnahme solcher Leser gerechnet, die unbefangen und uneigennützig *das Schöne* in jenen alten Liedern anerkennen würden, ohne die Befriedigung eines gelehrten oder kritischen Interesse hier zu erwarten. Da aber gegenwärtig die altdeutsche Kunst als Gegenstand eines historisch-philologischen Studiums sich auszubilden strebt: so fanden die Herausgeber der vorliegenden Sammlung, bey ihrem Beruf und Eifer für dieses Studium, in der Erscheinung des Wunderhorns leicht eine Anregung, auch *auf ihre Weise* für die Aufbewahrung unserer einheimischen Volkslieder mitzuwirken. Ohne sich eigenmächtige Änderungen zu erlauben, suchten sie durch treue Wiederholung der ihnen dargebotenen Texte und bestimmte Angabe der Quellen, so wie der etwanigen Abweichungen bey verschiedenen Exemplaren, hier eine Einrichtung zu treffen, welche dem Geist der Ordnung und Zweckmäsigkeit des historischen und philologischen Studiums entspricht. Mit Recht wundern wir uns daher, dass auch hier die einzelnen Lieder so sehr durch einander gemischt sind, dass nirgends eine gemeinschaftliche Beziehung des so verschiedenen Alters, des Inhalts oder der Dialekte sich unmittelbar darbietet. Einen eigenthümlichen Vorzug gewinnt die Sammlung durch die Beyfügung mehrerer originaler Melodieen; im Verhältniss zu der Menge der Lieder dieser Art ist jedoch dieser Versuch nur ein kleiner Anfang, dem wir fernere Fortsetzung oder Nachahmung wünschen, die der *feine Almanach* (1776) nicht gefunden hat.

Was die Herausgeber zu mehrerer Kenntniss des deutschen Volksliedes beygetragen haben, wollen wir dankbar anerkennen; offenbar aber hat das Interesse *für die Gattung* überhaupt sie mehr beschäftigt, als das ästhetische Postulat, dass einzelne Lieder der Art nur dann der Bekanntmachung werth sind, wenn sie durch inneren Gehalt und charakteristische Individualität auf eine solche Auszeichnung Anspruch machen können. Es giebt in diesem Felde vielfältigen *Miswachs;* neben den trefflichsten Liedern die gemeinsten oder doch höchst mittelmäsigen Reimereyen, von denen Keiner behaupten wird, „unsere besten und grösten Dichter hätten sich freundschaftlich ihrer angenommen, sie nachgebildet und sich angeeignet." Die beyfallswürdigen Äusserungen der Herausgeber in der Vorrede passen gar nicht auf manche hier vorkommende Stücke, welche die Provinzen, wo sie in Umlauf sind, leicht entbehren könnten, und die unter Lesern, die des Besseren gewohnt sind, am wenigsten ihr Glück machen werden. So täuscht uns oft die Idee, dass wir die Wirklichkeit nicht in ihrer wahren Nähe erblicken. Indessen wäre es sehr Unrecht, dieserwegen den Werth mancher anderer Lieder der vorliegenden Sammlung zu verkennen, die eine solche Bekanntmachung unstreitig verdienten; sie leiden nur unbillig durch die Nachbarschaft.

Ein anderer Fehler dieser Sammlung ist, dass nicht wenige Gedichte sich eingeschlichen haben, die auf keine Weise unter der Rubrik des Volksliedes aufgeführt werden durften. — Am deutlichsten tritt der eigenthümliche Charakter unseres Volksliedes in den *älteren* Gedichten des Wunderhorns hervor; jugendlich und heiter liebt es eine freye Bildung, ohne der mehr reflectirenden, regel- und kunstmäsigen Form nachzustreben, vor allen verschmäht es jede überflüssige poetische Ziererey. Die Einwendung wird uns nicht irren, dass *jetzt* so Manches als Volksgesang gehört werde, was durch Inhalt und Form mit den Werken unserer modernen Poesie ganz auf derselben Linie steht; auf diese Art müsste der Name *Volkslied* zuletzt alle eigenthümliche Bedeutung verlieren. — Um gleich die Anwendung auf unsere Sammlung zu machen, so würden wir das Lied: „Ich wollt um meines Herren Haupt" 46, mit Vergnügen unter den Gedichten eines Zeitgenossen *Hagedorn's* oder *Hölty's* lesen; aber *Volkslied* war es gewiss nie, im Fall nicht auch die geistlichen Gesänge von *Paul Gerhard, Gellert, Fr. Spee* u. s. w. so heissen sollen. (Dass jenes Lied später, als 1690 verfertigt worden, ist offenbar; sein älteres Vorbild 1732 steht im Wunderhorn III, 177.) Dagegen ist No. 106 eine barbarische Reimerey, die keineswegs Volkslied, sondern Machwerk eines Poeten des 17 Jahrh. ist, der unendlich unter *Opitz, Dach* u. s. w. steht. Es wäre vergebens, sich hiebey auf die Versicherung des Verlegers S. 408 zu berufen: „allen ehrbaren jungen Gesellen und züchtigen Jungfrauen zu Gefallen" das Lied gedruckt zu haben. Um den Abstand zu fühlen, vergleiche man damit die herzlichen, volksmäsigen Strophen 56, die doch auch *daktylisch* sind. Es kommt nur auf den angemessenen Vortrag an, um jene *Liebesklagen* völlig komisch zu finden; den Gegensatz zu der Ansicht:

„unsere Volkslieder umfassen alles, was in Liedern vom Herzen kommt, und deshalb wieder zu demselben geht, allgemein anspricht und wiederklingt," (S. IV der Vorr.) fühlt Jeder dabey von selbst. Ein Beyspiel aus neuer Zeit ist 52: „Ein armer Fischer bin ich zwar," in dessen Physiognomie ebenfalls kein Zug zu finden, der den edlen Sinn des alten Volksgesangs ahnden liess; es ist blosse Nachahmung des bekannten „der Vogelfänger," — den doch das Volk sich weit mehr aneignete. — Man wende nicht ein, dass so etwas in fliegenden Blättern cursirt. Soll denn etwa hier das Kriterion der Drucker gelten, die nach allem greifen, was ihnen unter die Hand kommt? Sie haben schon lange her ihr Werk so verpfuscht, dass man überall verderbte Texte und eine Menge Lieder antrifft, die gar nicht in dieses Gebiet gehören. Und fänge nun auch wirklich aller Orten der gemeine Mann „das waren mir selige Tage," „dein gedenk ich, und ein sanft Entzücken" u. s. w.: so würde doch nie so etwas *Volkslied* zu nennen seyn; vielmehr wäre daraus zu schliessen, dass der eigentliche Volksgesang unter uns aufgehört habe.

Nach dieser allgemeinen Ansicht wollen wir, in der Meinung, dass eine solche Zusammenstellung *in dem gegenwärtigen Falle* die zweckmässigste seyn dürfte, die ganze Sammlung *nach den Quellen* durchgehen. Sie sind hier dieselben, wie beym Wunderhorn. Etwa der vierte Theil ist aus Zeitschriften oder früheren Werken entlehnt, worin man seit 1776 einzelne Proben des deutschen Volksliedes bekannt machte. Da diese an mehr als zwölf Orten zerstreuet sind: so wäre es kein übler Gedanke gewesen, sie sämmtlich (mit Ausschluss des Untauglichen) in eine Reihe zu vereinigen. Hiebey entsteht zunächst die Frage, ob die aus *Stilling* auch hier wiederholten Romanzen wirkliche Volkslieder sind? Die Gründe für ihre Ächtheit berührt die Sammlung S. 393. Die Nichtkenntniss aller Übrigen macht sie jedoch nicht wenig verdächtig, eben so im Texte Manches. Auf jeden Fall werden sie doch vermuthlich überarbeitet seyn. — Unter den zuerst hier vorkommenden wenigen Liedern aus der voropitzischen Zeit verdienen einige Beyfall. Selbst das ungelenke meistersängerische Hochzeitlied *Fischart's* 48, hat so viel *gut Gemüth*, dass wir es ungern missen würden. Aber die erotischen Lieder, wie 105, haben den Fehler, dass sie stets den nämlichen Ton wiederholen; hier also muss man bey der Auswahl desto behutsamer seyn; viele der Art neben einander würden alles Interesse aufheben. Den Übergang zu *Opitz* bezeichnet 87; wie ist das Lied so aus einander gezogen, zertheilt, schwankend und ohne gleichen Eindruck! — Aus der Zeit von *Opitz* bis auf *Gellert* stammen vermuthlich die vielen hier befindlichen Jäger- und Hirten-Lieder; die letzteren *kennt die frühere Zeit nicht;* sie sind ein wirklich verschönernder Nachklang der beliebten Schäfermanier des 17 Jahrh. Sonst sehen wir hier ungern das schon erwähnte 106, eben so 77. „Kamerädle, schönstes Bild;" dagegen steht 88. „Im Maien, im Maien —" hier ganz an seinem Platz, ingleichen 75 *Dach's* Anke von Tharau.

Ein anderer 4ter Theil — an dem das Mittelmässige den meisten Antheil hat — ist aus fliegenden Blättern jetziger Zeit entlehnt. Recht sinnig und liebenswürdig scheint uns 5: „Liebesgruss aus der Ferne;" wie gemein ist dagegen das vorhergehende 3: „Meinen Jammer." — Keine Spur von dem Geist des Volksliedes ist in 59: „Peter, der die Zitter spielt" zu finden; in dieser Rücksicht ist 35: „Oberlin ich muss dich lassen" unendlich schöner, eben so das vorhergehende 58, worin jedoch die letzten drey Strophen fremder Zusatz seyn dürften. — Unter den *mündlichen* Liedern führen wir als charakteristisch 123 (vergl. 15) und 125 an, die daher als integrirende Theile der gesammten Gattung der Aufnahme nicht unwerth waren. Aber wozu nur hier das unbedeutende Nachtwächterlied 16, das berliner Walzlied 124, welches auf uns, wenigstens an diesem Orte, einen ganz widerwärtigen Eindruck machte, oder das Leutnantslied 97? Wie viele weit bessere Lieder der Art finden wir bey *Cronegk* und fast allen übrigen deutschen Dichtern des 18 Jahrh.! Der Ton in den plattdeutschen Stücken 20 und 27 scheint uns zu gesucht komisch; vielleicht rühren sie von einem Landgeistlichen her; so wie man in katholischen Ländern den Geistlichen nicht wenige burleske Lieder biblisches Inhalts verdankt, die dort ohne Anstoss gesungen werden; wo aber Sitte und Rücksichten vorherrschend sind, findet man natürlich so etwas *freygeisterisch.* — Übrigens erhält die Sammlung durch die Lieder in provinciellen Mundarten, aus Schlesien, Thüringen, Henneberg u. s. w. ein eigenthümliches Interesse; dieser Gattung ist ausserdem seit einigen Jahren durch die im Wunderhorn II. III, und an einigen anderen Orten bekannt gemachten Volksstimmen eine erwünschte Aufmerksamkeit zu Theil geworden. —

Hoffentlich werden die bisherigen Anführungen unser anfängliches Urtheil zur Genüge bestätigt haben. Die Grenzen dieser Anzeige erlauben uns nicht, die Ächtheit und Reinheit einzelner Texte näher zu untersuchen. Auffallende Beyspiele *der gemischten Lieder* sind 22, 86 und 103, 117, worin die gegenseitigen Fragmente wirklich zum Vorschein kommen. Auch in 6: „Es wollt ein Jäger" scheinen disparate Theile sich zu berühren. In 9 schliesst mit Unrecht eine gewiss sehr alte Strophe die neuere Reimerey. S. 225 wäre die zweyte Strophe, die hier ganz fremdartig klingt, geradezu wegzustreichen gewesen. Unvollständig ist der Meistergesang von Muscablut 50; die Frühlingslust ist hier nur Vorbereitung zu den folgenden ernsteren Gedanken des Sängers. Kleinere Verstosse sind folgende: S. 13 wird „dass du nicht kömmst in *Unfall* bald." unnöthig und accentwidrig in „d. d. n. kömmst in *Verfall* bald" geändert. Der Unfall ist ein bedeutendes Wort in den altdeutschen Poesieen; Pfinzing bildete im Theuerdank den *Unfalo* daraus. S. 123 wäre das unrichtige „Ihr Mündlein roth" leicht in *ihr Wänglein* zu verbessern gewesen. — In den flammländischen Liedern wird der Anfang 11. „*Sekeren deugeniet van n'en Wâel, Sprak ien weinig onse tâel*" durch die Erklärungen *Wael*, Verbrecher (st. Wälscher, Ausländer) und *tael* Erzahlung (st. Sprache) Niemand uns zu erklären im Stande seyn.

Den Anhang dieser 11 flammländischen und 22 französischen Lieder — wie diese um 1795 in Brüssel Volksgesang waren, — haben wir bisher noch nicht berührt. Die französischen (worin durchgängig das Thema *de re lubrica* ist) würden wir am leichtesten entbeh

ren, ob sie gleich ohne Vergleich mehr, als die spanischen und italiänischen Lieder, dem eigenen Charakter des deutschen Volksliedes verwandt sind, z. B. das hier befindliche „*Rossignol verd du bocage*“ 13, wovon aber nur die zwey ersten Strophen ächt zu seyn scheinen. Niederländische Lieder fehlen ganz in Herder's Stimmen der Völker, wiewohl doch glaublich eine kleine gutgewählte Sammlung von dorther zu erwarten wäre. Unter den hier befindlichen verweilten wir mit Vergnügen bey 5. 7. auch 10; aber 7 dürfte schwerlich anderswo, als „*den iene bierbank*“ sich hören lassen.

Wir haben uns bemüht, unsere Anzeige dem Charakter der vorliegenden Sammlung gemäss einzurichten. Da dieses ganze Feld noch so wenig *durchgearbeitet* ist — daher die getheilten Stimmen über den Werth solcher Sammlungen: — so schien es nicht rathsam, uns hier bloss mit allgemeinen Urtheilen über das von den Herausgebern Geleistete abzufinden. Sollte eine Fortsetzung erfolgen, wozu die Vorrede Hoffnung macht: so möchten wir von neuem an unseren obigen Wunsch erinnern: die einzelnen Lieder nach allgemeinen, leicht sich darbietenden Beziehungen *geordnet* zu sehen. E — Gll.

BERLIN, b. Hitzig: *Sigurd, der Schlangentödter.* Ein Heldenspiel in 6 Abentheuern von *Friedr. Baron de la Motte Fouqué.* 1808. 166 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ob wir gleich nicht der Meinung des preiswürdigen Herausgebers der Nibelungen sind, dass unsere Vorzeit mit ihren Sagen und Heldengeschichten *eben so*, wie die der Griechen, zu einer Reihe von Dramen dienen könne: so glauben wir doch, dass nicht alle Versuche darin vergebens und ganz ohne Erfolg seyn würden, und dass jene fabelhafte Heldenzeit, die sich nahe an die nordischen Götter anschliesst, allerdings wohl Stoff zu schauerlichen Tragödieen, dramatischen Spielen und Heldengedichten geben könne. Dann aber müsste der Dichter auch die Kraft und das Vermögen besitzen, jene Riesengestalten in ihrer vollen Stärke und schroff-einfachen Heldenwürde wieder in das Leben zurückzurufen, mit wenig, aber sprechenden Charakterzügen sie uns gegenüber zu stellen, und durch Ton und Sprache den alterthümlichen Geist der Vorwelt wieder heraufdämmern zu lassen, wozu vorzüglich gehört, dass er nach allen Seiten frey schaffend, bey der angenommenen Stimmung für das Ganze dennoch objectiv und mannichfaltig, und von aller Manier weit entfernt sey, weil sonst nur eine willkührliche Phantasterey oder eine völlige Modernisirung oder auch ein blosses tonhaltendes Nachleyern entstehen würde. Keinen von diesen drey Fehlern wollen wir dem vorliegenden Producte, das zuerst durch den Geist der Nibelungen geweckt, und dessen Inhalt aus der jüngeren Edda entlehnt ist, im vollen Masse Schuld geben: aber es hat von allem etwas empfangen, und obgleich der Vf., der schon unter dem Namen *Pellegrin* bekannt ist, sich eine neue kraftvolle Heldensprache zu schaffen sucht: so kann er doch der Manier, die ihm einmal eigen ist, nicht entgehen. Aus diesem Sträuben gegen die Fesseln der Natur und aus diesem Hin- und Her-Streben ist, unseres Erachtens, ein ganz neues, seltsames Wortgehege entstanden, worin orientalische Geistigkeit, spanische Weichheit, griechischer Heldenpomp und altdeutscher Ausruf so durch und wider einander klingen, dass wir vor lauter Erinnerungen und Anklängen gar nicht wissen, wo wir eigentlich zu Hause sind. Am meisten hebt der bilderhäufende Chorführer der griechischen Tragödie sein Haupt empor, und lässt durch das Ganze eine Erhabenheit ertönen, die, abgerechnet, dass sie mehr steif, als stattlich und würdevoll ist, für eine Heldensprache wohl noch zu loben seyn würde, wenn nur nicht die deutsche Einfachheit, die jene Anhäufung von Beywörtern durchaus meidet und fliehet, zu sehr darunter litte. So muss z. B. einer Frauen Mund sich zu diesen Worten bequemen:

Jetzt aber heb' ich dir vom *reichen* Sims
Des *weingefüllten* Bechers *Glanz* herab,
Und grüss dich mit *geziemend weih'ndem* Spruch.

Man wird an griechischen Ausdruck erinnert, wenn Sigurd sagt:

Gar kluge Worte *strömen* dir vom Mund.

Und wieder spanisch wird einem zu Muthe, wenn es heisst:

Was? Trägt das Erdrund Bilder solcher Art,
Und zieht sie nicht der *lichte* Himmel *sehnend*
Zu seinem Schein, das Gleiche Gleiches, auf?

Halb nach dem Orient zieht es uns, wenn Sig. spricht:

Nur schmiede Gramur, meines Vaters Schwerdt,
Für meiner Thaten *Lichtglanz* mir zusammen.

Oder wenn eine edle Jungfrau sagt:

Du meinst der *Schönheit edlen Liebesgruss*,
Das holde Blümlein, dessen günst'ge *Sonne*
Siegreicher Waffen *reines Glänzen* ist.

Und eine Mischung aus allem diesen mit modernem Zusatz ist in den Worten enthalten, wo ein altes, erneutes Schwerdt genannt wird: Aus *kranken* Trümmern neu erstand'nes *Licht*. Dabey klingt der altdeutsche Ausruf: *Hei*, welch' ein hochgemuthes Heldenkind! öfters wie ein Peitschenschlag dazwischen, und Ausdrücke, wie: der *ungefüge* Mörder, *Unbill*, und: ich hauch' *ob* den Kohlen — leisten ihm viel zu schwachen Beystand, als dass damit schon die alte Weise der Väter wieder zu gewinnen wäre. — Wie nun die herrschenden Sprachmittel den rechten Ton verfehlen: so ist es auch mit den Charakteren, die sich alle dasselbe Joch der Wortfügungen müssen gefallen lassen. Gleich Anfangs lässt der Vf. seinen Helden, nach Anleitung der Edda, gewaltig bramarbasiren, das Schwerdt, da es noch glühend ist, ergreifen, und nachdem er es an einem Steine zerhauen, auf die Berge, welche nicht besser Erz hervorbringen, scheltend sagen:

Was für verfluchte Berge das nur sind!
Wohl recht geschäh so *eitler* Hügel Reihe,
Trät' man sie zürnend nieder ganz und gar.

worauf indess seine Mutter ganz naiv erwiedert:

Mein kecker Sohn, das geht nicht also leicht.

Das neue Schwerdt, das er aus dem alten seines Vaters erhält, versucht er dadurch, dass er damit den [illegible] in gleiche Hälften theilt. Und dieser nämliche Held muss nachher, wenn es gerade die Gedanken oder die Worte mit sich bringen, spanisch, orientalisch, oder auch modern-empfindsam reden. Den anderen Charakteren geht es natürlich nicht besser; wir hören wohl,

dafs sie verschieden denken, aber im Ausdruck wechseln sie die Farben nach Gutdünken, und verwischen alle Augenblicke das Bild, das sich der Leser von ihnen macht. — In Absicht der Geschichte aber, die sich durch diess Drama hinzieht, ist nicht zu verkennen, dass sie manche poetische Schönheit, sowohl in der Verknüpfung des Ganzen als in einzelnen Momenten enthält, wozu die Edda das Meiste hergegeben hat; nur sind die Prophezeihungen und Ahnungen gar zu reichlich ausgestreut, und einfacher würde das Spiel in seinen Beziehungen gewiss noch mehr fesseln. Auch spürt man, dass die Form des Drama's dem Stoffe nur aufgedrungen ist, welcher geschichtlich in einem Heldengedichte gröser und glänzender sich entfalten würde. Der Inhalt ist folgender: Nachdem *Sigurd* im *Vorspiele* mit dem umgeschmiedeten Schwerdte seines Vaters sich gerüstet hat, erblicken wir ihn im *ersten Abenteuer* auf den Kampf ausziehend gegen den Drachen, dem er auch ohne Umstände das Leben und den bewahrten Schatz raubt. *Reigen*, sein Gefährte und Waffenschmidt, giebt sich aber gleich darauf (viel, dass Sigurd ihm glaubt!) für den Bruder und Erben des Getödteten aus, und verlangt zur Sühne, dass ihm Sigurd das verstorbene Herz gebraten bringe, womit er dessen Wunderkraft zu erlangen denkt. Da indess der Held zugleich selbst vom Fette des Drachen kostet: so bekommt er die Gabe, die singenden Vögel zu verstehen, die ihn auf der Stelle vor seinem Gefährten warnen. Desshalb tödtet er diesen, der sterbend ihm noch das Geheimniss kund thut, dass unter dem Schatz sich ein Ring befinde, der verflucht sey und Unglück bringe, woran sich Sigurd aber nicht kehrt. — Im *zweyten Abenteuer* stürzt er durch Flammen in ein verzaubertes Schloss, wo er sich der Liebe mit der Brynhildis ergiebt, ob diese ihm gleich sagt, dass er der Gudruna angehören werde. Im *dritten Abenteuer* besiegt er im Kampfspiele die Söhne des Königs Giuke, dessen Gemahlin ihn durch einen Trank zur Liebe gegen ihre Tochter Gudruna bezaubert, wodurch er seine vorige Geliebte aus dem Gedächtnisse verliert. Diese mächtige Königin überredet ihn auch im *vierten Abenteuer*, mit ihren Söhnen die Brynhildis zur Braut für den ältesten Sohn aus dem umflammten Schlosse zu holen, welches dadurch geschieht, dass Sigurd die Gestalt des Bräutigams, Gunnar, annimmt, aber gelobt, sich des Nachts durch sein Schwerdt von ihr zu trennen, wobey er dieses also anredet:

> Ey, Gramur, schied'st so manchen Kämpfer schon
> Von süsser Lust des Lebens! — Heut auch mich
> Wirst scheiden von des Lebens süss'ster Lust.

Als nachher Brynhildis mit Gunnar zum Schlosse seines Vaters kommt, weicht von Sigurd die Kraft des Zaubertranks, und er erinnert sich, dass diese seine erste Geliebte und Verlobte sey, wobey ihm nichts Gutes ahnet. — Im *fünften Abenteuer* entsteht, wie in den Niebelungen, ein Streit zwischen den beiden Frauen, welcher Mann gröser und vornehmer sey, und Gudruna verräth, dass ihr Gemahl Sigurd die Brynhildis für Gunnar gewonnen habe, wobey sie den Ring, jenen fluchbelasteten, vorzeigt. Dadurch gerathen nun sämmtliche Verwandte in Hader und Zwietracht, und — im *sechsten Abenteuer* muss ein dritter Bruder Gunnars den Sigurd im Schosse seiner Gemahlin tödten. Diese wird darüber wahnsinnig und läuft davon. Brynhildis verwundet sich mit dem Schwerdte, und übergiebt sich mit dem Leichname Sigurds einem brennenden Scheiterhaufen. Alle reden zuletzt wie in Fieberphantasie, nur Högne sagt zu seinem Bruder Gunnar, da er über den Verlust seiner Frau klagt, ganz gelassen:

> Wein' doch nicht so unmäsig, Bruder mein,
> Für eine Frau giebts tausend in der Welt.

Um der Geschichte willen wird diess Heldenspiel Manchem, dessen Phantasie durch die harte Schaale bis zur Poesie hindurchdringen kann, gewiss einiges Vergnügen und Genuss gewähren. L. W.

Marburg: *Gedichte* von *Karl Wilhelm Justi.* Mit einem Titelkupfer und drey Compositionen von *Vierling.* 1808. 308 S. 8.

Diese Gedichte, die mehr von Geschmack, Geist und Bildung, als von einem hohen Dichtertalent, mehr von Rechtlichkeit und stiller Neigung zum Guten, als von einer allseitig regen Begeisterung, mehr von einer sanften Theilnahme an nahen Gegenständen, als von einer tief empfundenen Herzensglut zeugen, werden denen, die gern der Betrachtung des Verstandes und der Sinne folgen, und dabey die gelegentliche Bildersprache der Phantasie als Beyhülfe und Schmuck gebrauchen, gewiss nicht unwillkommen seyn, denen aber, die in der Poesie die reiche, frische Quelle des nah an der Gottheit entsprungenen idealen Lebens, überall, auch bey der grösten Eingeschlossenheit und leichtesten Missverständlichkeit der Dinge suchen, keine volle Genüge gewähren, weil sie die Wesen und Erscheinungen nicht tief genug, nicht bis zur Seele, ergründen und auffassen. Bey dieser Mässigkeit und Nüchternheit ist das Streben nach correcter Schreibart und leichten, wohlklingenden Versen vorzüglich zu loben, und der auf die Aussenseite gerichteten Aufmerksamkeit mehr als sonst unentbehrlich. Am meisten ist darin dem Vf. die Sprache des einfachen Liedes gelungen, wovon wir besonders den *Maigesang* S. 185 zum Beweise anführen können. Auch die *Hesperiden* fangen in einer angenehmen Gesangsweise mit einer lieblichen Malerey an, verlieren sich aber nachher in Moral und Abstraction mit Ausdrücken, wie: der *Güte* Sold, die Frucht des *sittlich Guten*. In den Romanzen und Balladen herrscht eine zu grosse Kälte, und häufig die Ausführlichkeit einer blossen Erzählung, die zuweilen auch noch durch Fragen und Betrachtungen, wie folgende, aufgehalten wird.

> Ihr Starken nennt in eurem Sinn
> Marie'n eine Schwärmerin?
> Ihr mögt der Guten das verzeihn:
> Süss sind der Liebe Schwermerei'n!

Die beste unter den Romanzen ist *die Königsstocke* wegen des darin herrschenden Volkstons, der recht gut getroffen ist. — Auch finden sich hier viele Gelegenheitsgedichte, woran die Poesie eben nicht viel gewinnt, die sie aber dem Andenken guter Freunde wohl gönnen kann.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1809.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreä'sch. Buchh.: *Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt* von *Joh. Jakob Wagner*, Prof. der Philos. zu Würzburg. 1808. (1807). 495 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Wir haben den Titel eines Buchs genannt, welches mit hohen Anfoderungen hervortritt, und nichts Geringeres zur Aufgabe hat, als in der Wissenschaft neue Bahn zu brechen. Werke dieser Art, auf die sich Epochen gründen oder gründen sollen, machen aber auch gerechten Anspruch auf eine genauere und vollständige Prüfung, auf unbefangenes Urtheil. Der Vf., durch seine früheren, zum Theil durch Schellings Philosophie angeregten, und namentlich in Hinsicht des sie belebenden Geistes, des unbedingten freyen Strebens zur Vollendung der Wissenschaft, schätzbaren Schriften, hinlänglich bekannt, nähert sich jetzt dem Studium der alten Religion und Mythologie, und liefert die Früchte davon schon in diesem Werke, das wir mit erhöhter Erwartung ergriffen, und über welches wir schon im Jahre 1807 (gleich nach dessen Erscheinung), mithin unabhängig von jedem fremden Urtheile, Folgendes niederschrieben.

An dem Schicksale und dem Fortgange der Philosophie nicht verzweifelnd, entdeckt Hr. *W.* nach *Kant*, *Fichte* und *Schelling* den Schluss einer ziemlich einseitigen Periode, und verkündet eine *neue*, wir wissen nicht, ob durch ihn oder durch die Philosophie selbst. Objective Anschauung und Mathematik, sagt er, werde zur Klarheit und Festigkeit der Erkenntniss noch vermisst, und es müsse die ganze Weltansicht zur Weltgeschichte und Naturgeschichte werden, und *die* Wissenschaft, welche unter Voraussetzung des Einen und Gleichartigen der Möglichkeit einer Raum- und Zeit-Verhältnisse entwickelt, müsse jene beiden organisiren. Für die Weltgeschichte sey neue Bahn zu brechen, und ihr zeitliches Chaos müsse in eine planmäsige Evolution, ihre fortlaufende Erzählung in organisirte Darstellung verwandelt werden. „Für diesen Zweck, fährt er fort, liefert gegenwärtige Schrift einen Beytrag, indem sie unternimmt, die Organisation des Keimes der Weltgeschichte, der Religion der alten Welt darzulegen. Diese Schrift ist *Untersuchung*, *nicht Darstellung*; sie liefert für eine künftige Darstellung bloss *Material und Beweise*." Hohe Aufgaben! nach unserer Meinung; grosse Anrüstungen zur neuen Lichtgeburt!

Wir haben hier nicht im Allgemeinen von den zu lösenden Foderungen an eine Mythologie der Alten, welche bis jetzt nur in der Idee gegeben war, zu sprechen, sondern unseren Blick allein auf des Vfs. Werk zu richten. In der Idee wurde der Entwurf einer Religionsgeschichte stets leichter erfasst, die Darstellung lag aber gemeiniglich noch weit zurück. Hier haben wir nach Voraussetzung der eigends gewählten Aufgabe nichts Geringeres zu erwarten, als eine tief eindringende Untersuchung in den Evolutionsprocess, durch welchen die Religion der Alten ward, mithin des Alterthums selbst; damit der *nothwendige* Gang sichtbar werde, und das Zufällige und Bedingte ausgeschieden erscheine. Wir haben zu erwarten eine, den festen, aber von einer grossen Schicht Trübsand verhüllten Grund berührende und besonnene Kritik in der Geschichte der Religionen selbst. Denn dass die Untersuchung hier bald ins Besondere als Theil eines Ganzen übergehe, zeigt schon der Gegenstand der Wissenschaft als *Geschichte* an. Bevor nämlich die Geschichte der Volksreligionen nicht ins Licht gebracht worden ist, kann ohne alle Einschränkung keine allgemeine Geschichte der Religion entworfen werden; — ein für viele zu prosaischer, aber unumstösslicher Satz. Der *Geist* ist ein universeller, aber seine *Erscheinung* stets individuell, und aus dieser ist jener erst herauszufinden. Es hat aber eine solche Kritik philosophisch einleitend eine Menge Fragen zu lösen, die in sich ein Ganzes bilden, und sie hat über das Früh und Spät, das durchaus nie vermengt werden darf, Licht zu verbreiten. Zu berücksichtigen ist da, dass Begriffe den Sagen, diese den Mythen vorausgehen; zu untersuchen bleibt, ob Symbol oder Mythe älter sey. Dann wende sich die Kritik an den Stoff und die Materialien, und ein grosses, verworrenes, nur zum Theil bearbeitetes Feld liegt ihr vor. Es muss die Natürlichkeit gewisser localer und temporeller Begriffe herausgefunden und das Original in allem Einzelnen entdeckt werden, damit man sich vor der übereilten Bindung eines Ganzen sichere. Welche Schwierigkeiten hier an den Quellen uns entgegenstehen, hat man in neuer und älterer Zeit längst eingesehn, und sich durch sie zurückschrecken lassen. Sagt doch schon der alte *Clericus* in s. *ars critica* P. II. S. 1. c. 13, 6: *Quivis scriptores solent opiniones eorum, de quibus loquuntur, et res gestas exprimere verbis et phrasibus scriptorum ipsorum aevo usitatis et apud gentem, cujus lingua utuntur, receptis, nulla saepe habita ratione sermonis eorum, de quibus scribunt.* Und doch ist Sprache und Meinung das ein-

zige Organ, durch welches uns die alte Welt gegeben ist. Der aus dem Licht in die Dunkelheit der Zeit Übergehende bringt sein eigenes Licht mit, und blendet sich selbst. Die alte sinnliche Sprache der Phantasie war leer von tiefen Ideen und muſste es seyn, und es lag ein Sinn in ihr, der *gegriffen*, d. i. sinnlich aufgefaſst werden kann. Wie sorgsam müssen daher die Puncte aufgesucht, nicht aber erkünstelt werden, in denen das Heilige und Hohe mit dem Sinnlichen und Niederen, nach innerer Verwandtschaft, sich berührt.

Wir haben dem Studium der alten Mythologie Glück zu wünschen, daſs man nach einer ziemlich langen Zeit, in der die Philosophie noch kurzsichtig war, und wo man ohne diese Leiterin an vermeinten Materialiensammlungen einen Schatz gefunden zu haben glaubte, daſs man, langehin unbekümmert, *durch was* der Weg hindurchführe, und nur auf das *Wohin* blickend, endlich auf die Nothwendigkeit einer geistvollen Kritik des Stoffs und der Behandlungsweise zurückkehre, damit doch einmal Einheit in das Verworrene gebracht werde. Das Bemühen der philosophischen Behandlung aber scheint, in der Richtung, welche sie im Einzelnen jetzt genommen hat, nicht in die rechte Zeit gefallen zu seyn; denn unsere neueste Philosophie ist auf mancher Stelle schon wieder zu alt, auf mancher wieder zu jung, um hier die Lösung der schweren Aufgabe zu beginnen. Es wird in *neuer Zeit noch Vieles untergehen* müssen, damit die *alte* Zeit und Welt *fortlebe*. Eine neue Gestalt verspricht die Philosophie der alten Mythologie; das Kleid aber kann nicht passen, weil der Körper noch ein Krüppel ist. Wenn es die Ächtheit und Güte betrifft: so ist der gereinigte Stoff immer noch sehr gering; ein rücksichtloses, unkritisches Zusammenraffen bringt keine Einheit hervor. An Auflösung der einzelnen Mythen und an Organisirung des harmonischen Ganzen ist nicht eher zu denken, als bis nach Voraussetzung der zu diesem Unternehmen nöthigen Subsidien, einer Totalkenntnis der alten Welt, alle Quellen entdeckt, erschöpft und geläutert worden sind. Eine Welt (und was heiſst dieſs im höheren, belebten Sinne!) soll umfaſst, und ihre Einzelheiten, welche durch Zeit und Verhältnisse in einander greifen, und dennoch von der Nationalität bis zur Individualität in eigenthümlicher Gestaltung erscheinen, müssen herausgefunden werden. Wie die Mythologie in sich selbst Vieles voraussetzt, ehe sie zur ächten und begründeten Mytho — *logie* werden kann: so müssen viele Untersuchungen *über sie* denen *in ihr* noch vorausgeschickt werden. Dazu aber rüste man sich mit philologischer Kenntniſs und lese die Alten, nicht nach Citaten, nicht einzelne Schriftsteller, sondern in ihrer Gesammtmasse, und halte über die Selbstverleugnung, die wir Neuen, in Bewahrung des alten, uns fremden Nationalsinnes, so nöthig haben, da das Nationale bey den Alten eine ganz andere Bedeutung hatte, als bey uns. Eine durch neuere Philosophie gefoderte Zusammenleimung aufgeraffter und ungeschiedener Thatsachen und Überlieferungen, eine vorschnelle Begründung durch allgemein philosophische Räsonnements führt zu keinem Ziele.

Dieſs alles sagten wir nicht sowohl in Beziehung auf die Foderungen an eine Mythologie überhaupt, als vielmehr nur in Rücksicht auf das uns vorliegende Werk, bey dem man uns nicht zumuthe, einen durchgeführten trocknen Auszug zu liefern. Wir haben den Geist desselben zu charakterisiren, und da gestehen wir sogleich ein, daſs sich hier ein lebendiger Geist dem Worte vertraut habe, daſs sich ein tieferes Denken in einer Beseeltheit ausspricht, welche überall Leben, nirgends Tod und Erstarrtheit sieht und findet, daſs der Vf. sich mit Ehrfurcht dem Heiligen der Menschheit genähert, und mit religiösem Sinn in die Anstrebungen der alten, oft auch kraftlosen Menschheit an das Göttliche Deutung zu bringen weiſs. Und wenn es die Wahrheit gilt: so hat der Vf. für sein Werk selbst das Urtheil dadurch gesprochen, daſs er sagt: „Alle Wahrheit ist klar, und nur der Irrthum ist dunkel." Dieſs bewährt sich an den einzelnen Stellen. Blicken wir aber zugleich hier auf den Gegenstand seiner Behandlung selbst, und finden wir ihn in der empirischen Auffassung, als etwas historisch Gewisses oder Ungewisses: da läſst uns der Grundsatz, von dem der Vf. bestimmt wird, „*nicht die Würfel empirischer Beobachtung zu werfen*," schon im Voraus zagen. Ob er genug Kenntnisse besessen habe, um seinen Gegenstand oft in weitere Ferne zu setzen, oder wohl gar oft unberührt von sich zu stoſsen; ob er, auſser mit philosophischem Geiste, auch mit genug Gelehrsamkeit gerüstet war, um das Alterthum als ein historisches Ganzes zu behandeln; ob seine Materialien, die er selbst gefunden zu haben behauptet, und nun für eine künftige Darstellung vorträgt, hinlänglich geordnet, vollständig und begründet seyen — dieſs sind nothwendige und erste Fragen. Es sinkt oder erhält sich aber auch dadurch die gröſste Hälfte von des Vfs. Werk.

Von wo der Vf. ausgeht, und was er in den drey ersten Abschnitten liefert, haben Andere eine allgemeine Religionsgeschichte, nach unserer Ansicht unzureichend, (was schon die Einschränkung, daſs der Gegenstand ein allgemeinerer sey, anzeigt), genannt. Was war die ursprüngliche Religion, und wie ward sie und ihre allgemeinen Hauptformen? Diese Fragen hält auch der Vf. mit Recht für den Anfang aller Mythologie. Dieſs aber drückt zugleich eine *innere* Geschichte aller Religionen aus, der Weltreligion auf verschiedenen Stufen. Und der Vf. schlägt den einzig richtigen Weg hier ein, durch eine Darstellung der inneren Entwickelung des Menschen in bestimmten Perioden; durch Bestimmung der Verhältnisse des Menschengeschlechts zur Natur, zu dem Einzelnen und Individuellen in ihr, zu *dem* Individuellen, das Instinct hat, und zu dem Geschlechte in der Menschheit selbst, endlich durch Andeutung der Art, wie die Geschlechter der Menschen sich äuſserlich gestalten, (Zeitordnung, Schriftgebrauch, Stände, Gesetze).

Wo Berührung des Alls Statt findet, davon geht der Vf. aus, da ist Religion; diese aber ist erstes Selbstgefühl und das Ursprüngliche, aus dem sich alles Andere in der Seele entwickelt. So werden die Wissenschaften der Natur und des Ichs, die wieder wechselseitig vorauszusetzen sind, erst durch Religion gesetzt. Diese schaut alle Dinge in Gott, und diess Schauen hält sich in der ersten Entwickelung aller Völker so lange fest, bis ihre Menschheit, an die physische Natur dahin gegeben, Thaten, oder Wissenschaft und Kunst entwickelte. [So wird Religion nicht als etwas Gewordenes, sondern ursprünglich Vorhandenes gedacht. Von der religiösen Anlage, welche an sich noch nicht Religion ausmacht, ist dabey nicht die Rede. Allein jene Annahme regt doch die Frage auf nach dem *Beweise* dieser Ursprünglichkeit, und ob, wie das Selbstgefühl die ursprüngliche Thätigkeit der Seele ist, dessen erste Äusserung *nothwendig* Religion sey. Die Berührung des Alls setzt schon ein Individuelles voraus, so wie ein Selbst, also ein Losgetrenntes. Diese Trennung aber ist ursprünglich und früher als die erst wiederholte Berührung dessen, von dem es sich getrennt hat.] Das Selbstgefühl entfaltet sich zuerst im Verlieren seiner Selbst an die Dinge, die Empfindung. Allein ehe sich das Leben an die einzelnen Gestalten des Seyns dahin giebt, ist es schon berührt von der Gewalt des gesammten Seyns, und zieht sich überwältigt in sich selbst zurück. Demüthigung ist daher die erste Religion, jene Allgewalt des allgemeinen Lebens die erste Theophanie. — Verehrung gemeiner und einzelner Dinge, Fetische. — In diesem ersten Seyn, verbunden mit der Thierheit, zeigt sich Sprache. [Wenn sich das Selbstgefühl durch die Empfindung zuerst entwickelt: so kann diese, mit der Berührung des gesammten Seyns und Lebens, aus welcher die Religion nach des Vfs. Ansicht hervorgeht, nicht dem Hingeben an die einzelne Gestalt des Seyns vorangehen; denn abgesehen davon, dass vor der ersten Entwickelung des Selbstgefühls durch Empfindung, jenes auch nicht von dem universellen Leben berührt werden kann, so kann das Selbst einzig auch nur die Beschränkug durch ein *Individuelles*, nicht durch die Gewalt des gesammten Seyns, das *für ihn* noch *nicht da ist*, erhalten. Die Unbestimmtheit in der Beschränkung giebt dem Beschränkenden noch nicht *Universalität*. Für das auf der ersten Stufe sich entwickelnde geistige Leben des Menschen ist noch gar keine Allgemeinheit vorhanden, und sie darf von uns nicht hinzugedacht werden. Nicht die Allgemeinheit des äusseren Lebens, sondern die Stärke, die sich in den *einzelnen* Gestalten gegen das Selbst anstemmt und es überwindet, producirt die erste Religion, die Anbetung der Fetische.] Auf der *zweyten* Stufe menschlicher Entwickelung bildet sich bey weiterer Trennung das Subjective zur Person aus, und fasst Denken und Anschauen in sich; das Objective entwickelt sich in zwey Formen, Zeit und Raum. Diess giebt die Religion in der Ahndung des Göttlichen, geknüpft an die Entdeckung der Weisheit in dem Lauf der Gestirne und in der Zeitordnung, und an den Einfluss des Monds und der Sonne auf die Erde. Naturdienst. Die Sprache wird objectiv. [In dieser Untersuchung hätte der Vf. auf das *Nothwendige* in dieser Richtung menschlicher Entwickelung noch tiefer eingehen sollen. Auch ist die zweyte und dritte Stufe nicht genug gegenseitig begrenzt; denn schon auf der zweyten findet sich Reflexion, und waltet zum Theil schon vor.] *Dritte* Stufe. Das Charakteristische ist Reflexion, in der sich das Formale und das Materiale der Vorstellung trennt, und jenes isolirt verfolgt wird. Hier, als ein Product, die Schrifterfindung, d. i. die Zergliederung des Lauts der Brust in Elemente. [Den Übergang von Sprache zur Schrift hat der Vf. übersehen, und hätte diese Lücke ausfüllen sollen, die durch den Abstand entsteht.] Hier erscheint Wissenschaft und deren Eitelkeit [in deren Darstellung der Vf. sich zu gefallen scheint, wobey ihm auch seine lebenvolle Zeichnungsweise zu Hülfe kommt]. Religion ist hier Grübeley gegen alles Unerforschliche, messend das Grosse und Unendliche. — *Vierte* Stufe. Hier erscheint Rückkehr zur Ersten, nur dass sich der prägnanten Anschauung und Empfindung des Lebens in der Welt und im Menschen noch der Rückblick auf die durchlaufene Bahn verbindet. Diess die Stufe, welche keine Nation erreicht, an deren Ende Geschichte liegt, und die auf der Religion im Bewusstseyn des Göttlichen klar und lebendig erscheint, wo Weisheit, d. i. der souveräne Rückblick der Seele auf die Welt eintritt, sich beugend vor dem Urquell der Weisheit.

Der zweyte Abschnitt spricht von den Verhältnissen des äusseren vollendeten Lebens zu dem inneren, und verfolgt das allgemeine Verhältniss: Leben zu Leben, weiter. Aus diesem entfaltet sich Wahrnehmung einer Abstufung des objectiven Lebens, vermittelst der verschiedenen Berührung der Objecte mit ihrer Empfindung. Darum entsteht die erste Unterscheidung: lebendig und todt, und das Todte wird dem ersten Menschen zum Räthsel. Wie das Lebendige todt werden kann, wird nicht begriffen und nicht geglaubt. *Doch die alten Geschlechter kannten nicht den Tod, und dieses todt, übergetragen auf das äussere Leben, nennt nur unsere Sprache.* [Wohl, dass Leben sich an Leben im ursprünglichen Verhältnisse anschliesst, und dass der frühe Mensch noch nicht begreift, wie das Lebendige *sterbe*. Allein bald gilt ihm das Verschwinden des Lebens Etwas, darum ist er durch die Erscheinung gedrungen an den Tod zu *glauben*, und er *begräbt seine Todten*. Ohne zu glauben, dass das Lebendige sichtbar verschwinde, wird sich nie der Glaube und das Begreifen, dass das Lebendige lebe, entwickeln. Dieses setzt jenes voraus. Das Leben glaubt an den Tod darum, weil es an sich glaubt. Das Urtheil aber über Leben und Tod, welches der Vf. aus der Wahrnehmung der Abstufung des Lebens sich erheben lässt, leitet vielmehr die Wahrnehmung auf die Abstufung. In den Extremen weilt der Blick des jungen Menschen. Darum wird der spätere Ursprung des Glaubens an Unsterblichkeit richtig erst in die Wahrneh-

nung der Abstufung des Lebens gesetzt, der eine Zeit vorausgeht, wo er noch nicht vorhanden ist.] Die älteste und einfachste Gestalt der Lehre von der Unsterblichkeit findet der Vf. richtig in der Metempsychose, der späterhin erst moralische Reflexion beygemischt werde. Die Zeitlichkeit im Wechsel der Gestalten vermittelt die Idee von der Auferstehung, welche simpler ist, und bey Völkern herrscht, bey denen die Energie des Subjectiven sich vorzüglich pronunciirt. — Verhältniss des Menschen zur Pflanzen- und Thier-Welt [wahr und trefflich dargestellt]. Das letzte Verhältniss ist das Geschlechtsverhältniss. [Dieses Verhältniss zu ergründen, ist nach unserer Ansicht dem Vf. sehr gelungen, und wir würden ihm unbedingt unsere Zustimmung ertheilen, wenn er die Beziehung der Resultate noch genauer gefasst, und berücksichtigt hätte, dass ihn eine zu weit durchgeführte Darstellung von den Hauptpuncten ablenken, und er Manches an unrechter Stelle einmischen würde.] Hierauf geht der Vf. über zu dem Verhältnisse der Menschheit zum Göttlichen, welches sich im Cultus darstellt. Hier vier Ansichten: Contemplative Gemüthsreligion, Monotheismus (ideeller Blick des Geistes auf die Welt, von dem Puncte aus, in welchem die Organisation alles Geistigen wurzelt, der Einheit), Naturdienst (Schauen des Göttlichen in dem wirksamsten der lebendigen Dinge), Künstlerreligion (Vereinzelung des allgemeinen Lebens in alle seine Gestalten und Individualisirung bis zur menschlichen Göttergestalt). [Warum der Vf. dem Naturdienste die dritte Stelle, der die Ansicht von der Einheit vorausgehe, einräumt, leuchtet nicht ein, sobald der Blick sich auf die Entwickelung des Menschen hinwendet; eben so wenig kann der Grundcharakter der Religion der Griechen (vierte Ansicht) so gefasst werden, als es der Vf. thut. Der plastische Instinct, den ihnen der Vf. ertheilt, könnte allein eine solche Religion nicht hervorbringen; die Befreundung des Reinmenschlichen und Göttlichen war aus tiefer Brust hervorgegangen, die Anbetung des Schönen und Grossen nicht instinctmäsig. Um wie viel mehr muss der Vf. den Griechen Unrecht thun, wenn er, nachdem er von dem Wunderglauben (wobey der Vf. sich irrt, indem er meint, er habe eine neue Ansicht von dem Wunder als Theophanie aufgestellt, da die Grundlage dieser Ansicht schon von Anderen hervorgezogen worden ist) zur Wahrsagung übergeht, und dabey, wie überhaupt, den Griechen nur kalte Klugheit zuschreibt, die sich in dem strengen Masse ihrer Kunstwerke eben sowohl, wie in ihrer Dialektik und ihrem politischen Geiste ausspreche! Wir haben nicht nöthig, diess weitläuftig zu zeigen. Wir übergehen ferner, was der Vf. in diesem Abschnitt noch über Deutung der Zeichen und Magie sagt.]

Im dritten Abschnitt wird dargestellt, wie die Geschlechter der Menschen Anfangs sich äusserlich gestalten und zwar nur darin, was aus religiösen Ansichten hervorgeht: gemeinschaftliche Zeitordnung, öffentlicher Schriftgebrauch, Stände und Gesetze. — In diesem Abschnitte schon nähert sich der Vf. bisweilen einer vagen Allgemeinheit, der; wie immer, die Unbestimmtheit Hülfe leisten muss. Wenig aber frommt ein solches Verfahren, und tiefdringende, begründete Untersuchung kann nicht durch vorausgestellte bodenlose Machtsprüche ersetzt werden. Durch diese läuft man stets Gefahr, dass die Meinung bald von einer anderen Meinung, gleiches Ursprungs, verdrängt und entkräftet werde. So vergleiche man S. 65 dieser Schrift mit S. 580 von der Natur der Dinge; so S. 66 über das Alter der Hieroglyphen- und Buchstaben-Schrift mit dem Journal für Wiss. u. Kunst, Erstes Heft, S. 35, wo der Vf. überhaupt schon Mehreres von dem hier Wiederholten vortrug. Es muss jeder Leser an Sätzen wie folgende, sobald ihm der Vf. die historischen Beweise vorenthält, befremdet anstossen: S. 65 „Fasst die Schrift das Wort des Mundes in Linien für das Auge auf: so ist zwischen dem Schalle und der Linie kein physisches Zeugungsvermögen, sondern Willkühr muss hier setzen und schaffen." — „Klar ist, dass Bilderschrift und Buchstabenschrift nicht aus einer und derselben Individualität hervorgehe, folglich auch nicht Erfindung eines und desselben Volkes seyn kann. Buchstabenschrift ist Erfindung eines Volks von grosser Freyheit der Reflexion und Energie des Willens, Bilderschrift gehört Völkern, über welche die Anschauung Gewalt übt, und die Bilderschrift selbst ist *für sie eine Fessel, die das Fortschreiten ihrer Geisteskraft auf ewig hemmt.*" Wie kann, wie will der Vf. hier historischen Beweis, nach dem einzig gefragt werden kann, führen? — Von der Idee der Heroen glaubt der Vf. folgendes *Neues* zu sagen (S. 72): „Oberflächlich werde Heros als vergötterter Held und Wohlthäter erklärt, und mit Halbgott übersetzt. Die älteste Bedeutung sey: *Könige, erste Könige* gewesen. Diese *Götter* seyen Anfangspuncte der Stammesgeschichte, und durch die Verschmelzung der Stämme erst zu *allgemeinen Göttern* erhoben worden. Die Anderen, die noch keine gleiche Würde gehabt, wären (darauf?) zur Götterwürde gleichfalls erhoben, und, als nicht geborene Götter, Halbgötter geworden." Sagt hiedurch Hr. *W.* etwas Neues und Besseres, als das Gewöhnliche war? Gilt es die Bezeichnung: so hatte er nach Zeiten zu unterscheiden, da der Begriff Halbgott erst nach Homeros und Hesiodos durch Heros bezeichnet ward, und der Heroendienst später als diese beiden eintrat. Und von Griechen kann hier nur die Rede seyn. Bey Homeros aber werden nicht allein Könige so benannt, sondern auch deren Begleiter, Herolde, Seher; erst bey Pindaros herrscht der Begriff: Halbgott vor, und der ursprüngliche ist bey ihm zuerst verdrängt. Wir brechen hier ab, um zu dem grösseren zweyten Theil des Buches, zu der *Untersuchung* über die einzelnen Religionen (indische, thibetanische Mythol., Sabäismus, griechisch-römische Mythol., persische und scandinavische Religion) übergehen zu können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1809.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

FRANKFURT a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt*, von *Joh. Jacob Wagner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hier mag es für das Werk kein gutes Zeichen seyn, dass wir in unserem Urtheile kurz seyn können, und nur wenige Worte zu sagen haben würden, sobald es des Beweises bedarf. Denn das ganze Buch ist von hier an ein einziger fortlaufender Beweis für unser Urtheil, das wir in zwey Sätze fassen. In der Herausfindung des allgemeinen Charakters der Religionen ganzer Völker, so wie einzelner Züge dieses Ganzen, hat des Vfs. philosophischer Scharfsinn sehr oft richtig getroffen, und es wird Manches erst durch Andere seine historische Begründung erhalten, was dem Vf. nur Ahndung gewesen zu seyn scheint. Wir achten hier des Vfs. Scharfsinn und die Kunst der Individualisirung sehr hoch, und fodern von jedem wahren Mythologen, dass er beides mit Lebendigkeit und Sicherheit nähre und anwende. Daher ist dieser Theil von des Vfs. Werk der beste. Kenntlich und wahr, um nur Eins zu gedenken, hat er den Charakter der indischen Religion aufgefasst, und glücklich herausgefunden, wie sich der Indier von dem Irdischen zurückzieht, und in sich, wie im All, das Göttliche findet, und wie so seine Wissenschaft und Religion allein in der subjectiven Sphäre liegt. Nicht so glücklich war der Vf. beym Charakter des Sabäismus. Von einer *Untersuchung* fodern wir aber noch mehr. Was der philosophirende Geist bald ahndend bald schliessend findet, diess hat die hist. Forschung (und diese steht mit der Mythologie im gleichen Verhältnisse) aus der Masse des geschichtlichen Stoffs, nicht als Beweise für Voraussetzungen zusammenzulesen, sondern, unterstützt von philologischen Kenntnissen, durch sich selbst zu begründen, und mit der gewonnenen inneren Einheit der Darstellung zu übergeben. Das Wesen aller Historie ist Wahrheit; zu dieser aber führt eben nur Forschung und Kritik. Hr. *W.* will durchaus „nicht die Würfel empirischer Beobachtung werfen," und hält es für unnöthig, „die Leser mit einzelnen Citaten zu behelligen." S. 86. Wir aber möchten, von aller Pedanterey weit entfernt, behaupten, dass eine künftige ächte Mythologie zwar nicht mit Würfeln spielen, aber das Product langer Beobachtung und sorgsames Studiums seyn müsse, und dann keine Zeile ohne bestimmtes Citat lassen dürfe. Auf gut Glück und cavaliermässig lässt sich diess nicht betreiben. Bey Hn. *W.* vermissen wir leider! die vorzüglichsten Requisite. Einmal Studium und Benutzung der Quellen, dann Kritik der Zeugen nach Zeit und Verhältnissen, ferner Einsicht in das Verhältniss der Sage zur historischen Wahrheit, wie nicht minder in die Symbolik der Alten, endlich Selbstverleugnung, um nicht vorschnell zu dem Allgemeinen zu schreiten, und sich in Unbestimmtheiten und Paradoxieen zu verlieren. Und wo der Beweis für diesen scheinbaren Machtspruch? Das ganze Buch ist es, und wir müssten ein neues Buch schreiben, um bey jedem Einzelnen es darzuthun. Um so kürzer können wir seyn, weil uns Grenzen gesteckt sind. Wir vermissen die Benutzung der Quellen durchaus. Aber wird wohl derjenige, welcher bey der indischen Religion nicht einmal die bedeutendsten Urkunden, beym thibetanischen Mythus nicht einmal die Schriften von *Pallas*, sondern bloss *Meiers* Lexikon, das nur bis zum Buchstaben I reicht, benutzt hat, welcher bey dem Sabäismus meistens nur den Citaten von *Jo. Vossius theol. gentil.*, *Kleukers Zendavesta* und wenigen Anderen folgt, selbst *Heyne's* Apollodoros vor sich hatte, aber nicht benutzte, so wie alle für diesen Abschnitt so wichtigen Monographieen übersehen hat, welcher bey den griechischen und römischen Mythen nur nach Citaten die Alten gelesen zu haben scheint, welcher bey der Darstellung der scandinavischen Mythologie nicht einmal die Edda vor Augen hatte, welcher ganze Seiten aus fremden Schriften (wie aus *Kanne*) aufnimmt: wird wohl dieser je eine *neue Untersuchung* liefern können, die in der Wissenschaft neues Licht verbreiten und neue Bahn brechen soll? Hier [illegible] die Unmöglichkeit so sehr in die Augen, dass wir kaum nach dem Erweis am Einzelnen fragen. Die Form wollen wir als etwas Zufälligeres nicht weiter antasten, als nur in sofern, dass der Vf. sich auf den Wogen der Unsicherheit und Unbestimmtheit bey der Beglaubigung seiner Sätze und bey seinen Citaten fast unwillkührlich herumwerfen lässt, und die Leser daher oft glauben macht, das Buch müsse aus eines leichten Franzosens Werkstatt herübergekommen seyn, oder eine Reihe Collegienhefte zur Grundlage haben. Wo die Quellen vor Jedes Augen fliessen können, wie bey der Griechen- und Römer-Welt, da erwarten wir von einer Untersuchung mehr als blosse Erzählung und Erklärung einzelner Mythen, die oft nur durch ein wenig philosophischen Leim verkittet sind; da kann doch nicht einerley Autorität haben,

was ein Servius und ein Pausanias erzählt, und da kann nicht in Eine Masse geworfen werden, was schon bey einem Strabo aus verschiedenen Quellen zusammengeführt worden ist. Wo historische Wahrheit oft die Basis für den Tummelplatz der spielenden Phantasie war; wo der Zeuge sich aus verwirrten Sagen und historischen Thatsachen nicht herausfinden konnte, ja wo er selbst eine Fabel ist: da hat doch die Kritik nöthig, tief einzudringen und nicht bloss nach dem, was erzählt wird, sondern nach dem Wie und Wodurch zu fragen. Und wo noch nicht einmal ein Mannichfaltiges erkannt, sondern nur ein Chaos erblickt wird (wie noch auf vielen Stellen der Mythologie), da darf der Philosoph noch nicht an die Einheit denken, diese als ein Mögliches erzwingen und dadurch zu Paradoxieen seine Zuflucht nehmen. Um nur einige wenige Beyspiele anzuführen für unser Urtheil, das wir durch das ganze Buch zu erweisen uns getrauen, wählen wir ganz rücksichtslos einige Partieen des Buchs, wie sie der zufällige Griff hergiebt.

Bey der indischen Religion fehlt die Benutzung neuerer wichtiger Untersuchungen, und es musste dem vom Vf. Gesammelten um so mehr an Bindung gebrechen, oder durch eine oft erkünstelte Einheit gehalten werden. Es hat der Vf. keinen Zweifel dafür, dass die zu uns gekommenen Urkunden, wie Hindus Gesetzbuch, nicht ganz Eines Geistes und Einer Zeit sind, dass diese Schriften erst autorisirt werden müssen. So ahndet er auch z. B. nicht die Zweifel gegen das Alter des indischen Thierkreises. — Hätte der Verfasser gelesen und benutzt, was *Pallas* über den thibetanischen Mythus gesagt hat: so würde er die Darstellung nicht also begonnen haben: „Dem indischen Mythus *verwandt* — ist der thibetanische." Die Thibetaner selbst leiten ihre Religion aus dem Lande Enatkäk oder Hindostan her. *Pallas* hat erwiesen, dass dieser Mythus *ganz* aus dem indischen entnommen sey. M. s. Pallas S. 18—38. — Wie will aber der Vf. den von ihm aufgestellten Hauptsatz S. 185: „*die göttliche Substanz theilte sich in ihrer Einheit, um die Natur der sichtbaren Dinge hervorzubringen,*" historisch erweisen und rechtfertigen? Wie hätte er ganz anders urkundlich darthun müssen, was den Thibetanern eigenthümlich und nicht entlehnt war! — Leistet wohl ein Schriftsteller den Foderungen, die Hr. *W.* an sein Werk zu thun uns selbst heisst, Gnüge, wenn er bey dem assyrischen Cultus der Sonne, und bey den Mythen von der Aphrodite und Derceto, statt untersuchend tief und allseitig einzudringen, so verfährt, wie unser Vf.? Dieser sagt, dass Bel, woraus späterhin Apollon entstanden sey (was durchaus nicht zu erweisen ist), die Sonne bezeichne, beschreibt aus Diodoros den Thurm des Bel und das Bild darauf, und sagt, dass die Benennung des Gottes Bel auf die Könige von Babylon übergegangen sey; dann erzählt er die Mährchen von der Aphrodite und Derceto aus Diodoros, übersetzt die bekannte Stelle aus Lucianus auf 7 Seiten, und deutet das Einzelne in diesen Erzählungen. Diess ist das Ganze, und wir würden durch den Blick, den der Vf. richtig auf die Grundlage dieser Mythen wirft, befriedigt seyn, wenn er nicht unsere höchsten Foderungen selbst auf sich gezogen hätte. So aber liegt die Dürftigkeit und eine alle Untersuchung scheuende Leichtfertigkeit, die sich mit einer gehaltlosen Weitschweifigkeit paart, vor Augen. — Hätte irgend ein Mythus zu einer ruhigen und äusserst sorgsamen Forschung einladen sollen: so war es der Mythus von der Göttermutter und ihrem Attis, der um seiner Verworrenheit willen ein langes Studium verlangt. Schon Arnobius nannte die Fabel *mendaciis fallacibus interpolatam*, und ihre Lösung wird so lange unmöglich bleiben, so lange man nicht in ihr Vieles trennen, und auf die Grundzweige verschiedenen Ursprungs zurückführen wird. Diess ist hier durchaus nicht geschehen, die Quellen sind nicht geschieden, nichts nach Zeit und mythischer Wandlung gesondert, und so auch der alte Mythenstamm, der, in andere Gegenden versetzt, so verschiedenartige Zweige trieb, nicht aufgesucht worden. Nicht einmal Vollständigkeit der wichtigsten Data findet man, so wie nicht die leiseste Hindeutung auf die Zeugnisse in den alten Bildnissen von der Göttin. Der ganze 13 S. lange Abschnitt liefert eine Übersetzung des phrygischen und lybischen Mährchens aus Diodoros Lib. III (so citirt der Vf., wie: Arnobius aus dem Timotheus), eine Andeutung des zum Grunde liegenden Ideenganges (was man schon bey anderen, älteren und neueren Mythologen findet), dann die übrigen Legenden aus Servius und Arnobius. Mit diesem Cultus, fährt der Vf. ohne alle genauere Unterscheidung fort, hängen auch die Kureten, Korybanten und Kabiren zusammen. Über diese wird Einiges excerpirt, und an diess wenige Unbestimmte der samothrakische Mythus aus Diodoros angeschlossen. So ist Alles Legende geblieben, und wir wollten hier nicht einmal an neue Wege der Untersuchung denken, wenn nur das benutzt wäre, was *Heyne* und Andere hier geleistet haben. Worüber Pausanias, Strabo, Plutarchos, Hyginus, Macrobius und viele andere Alte im Einzelnen uns Aufschlüsse aufbehalten haben, das hat der Vf. nicht gekannt; er hat nicht geahndet, wie hier ein vierfacher Stoff getrennt werden muss, und wie die oft feinen Fäden, wodurch diese Mythen mit anderen zusammenhängen, zu entwickeln sind. Daher konnten auch unbestimmte Behauptungen nicht fehlen, wie S. 228: „Beide Mährchen sind local, aber durch den Mund der Griechen gegangen, und desswegen mit griechischen Namen erfüllt." Kann man wohl etwas Unkritischeres lesen, als S. 234: „Bey Vielen heisst sie, wie Hesychius (*Etymolog. magn.*) bezeugt, Rhea, welches, aus dem alten Worte ἔρα entstanden, Erde bedeutet. Nach Proklus (in Platon Timae.) hiess sie auch Maja, und nach Eustathius (*ad Homeri Il.* 1) heisst Maja *genitrix* und *avia*." — Einen fortlaufenden Beweis für unser Urtheil giebt die Darstellung der ägyptischen Mythologie, und wir können uns jedes Auszugs überheben. — Will man

über längst aufgehellte und durch die Untersuchung Anderer ausgemachte Dinge noch ein Gemisch von heterogenen Sätzen, eine Reihe zusammengeraffter Data ohne Begründung und Einheit lesen: so wähle man sich den Abschnitt von den Mysterien. Wir wollen hier nur Einiges erwähnen. Von der Organisation der Mysterien sagt Hr. *W.* nichts, als dass die kleinen Mysterien (nach Schol. Aristoph.) Vorbereitung gewesen seyen, und (nach Clemens Alex.) mit Reinigungsopfer angefangen haben; — nichts von dem, was Clemens Alex. noch an anderen Stellen I, p. 325, IV, 564, VII, 848 *Pott.* sagt, nichts von den Feyerlichkeiten, durch welche nach der Abhörung der Fragen die Mysten auf einen Thron gesetzt wurden, nichts von dem, was Dio Chrysostom. 12, p. 203 (es mag diese Stelle auf die kleinen, oder richtiger auf die grossen Mysterien gedeutet werden) sagt, indem er den Eingeweihten mit einem vergleicht, den die Gottheit in der grossen Weltschöpfung unterrichte, nichts von dem Zeitverhältnisse der grossen und kleinen Mysterien. Der Vf. kennt nur die Quellen von Clemens und Cornutus, und diese nur mittelbar. Bey den Reinigungssymbolen wird die Wanne nach einer Stelle des Servius zu Virgilius erwähnt und hinzugefügt: „Andere setzen das Sieb noch dazu." Damit ist geschlossen, was Hr. *W.* hierüber zu sagen hatte. So muss aber Hr. *W.* nicht einmal *Meursius* und *Sainte Croix* gelesen haben. — Dass die kleinen Mysterien im Anthesterion *jährlich* gefeyert wurden, hat aus Stellen der Alten (Herod. 8, 65. Isocr. paneg. c. 6. Pausan. Cor. 14. Arcad. 15 u. a.) *Petavius* zum Themist. Orat. V. *Bullialdus* zu Theon p. 218 ausgemacht. Ausgemachte Dinge aber können nur zu sichern Resultaten führen, gegen die sich Hn. *W's.* Worte („S. 342: Man glaubt, die kleinen Mysterien seyen alljährlich oder alle drey Jahre, die grösseren alle fünf Jahre gefeyert worden") sonderbar ausnehmen. — Um zu beweisen, dass in den uns verbliebenen orphischen Hymnen die Ideen des Sabäismus enthalten seyen, liefert der Vf. aus allen 87 Hymnen einen Auszug, der auf manchen Stellen ziemlich als trockenes Gerippe erscheint, und des Raums von 28 Seiten nicht werth war. Dabey aber schwindet der Werth noch ganz, indem der Vf. absprechend den Satz voraus stellt: „die orphischen Hymnen seyen nun verfasst und gesammelt, von wem und zu welcher Zeit sie wollen." Und nun sollen wir glauben. Wenn hier die Kritik keine Stimme haben soll, was soll denn die Untersuchung leiten? Für Allgemeinheiten die speciellen Beweise nach Willkühr und ohne Kenntniss des Gegenstandes dingen, und so den Entwurf mit etwas aufgeraffter Masse ausfüllen, kann doch wahrlich nicht eine Mythologie ausmachen. — Unser Vf., der die Mythenwelt der Griechen in dem Plastischen findet, konnte es sogar für unnöthig erachten, mit einem einzigen Blick auf die Denkmale der Kunst zu schauen, und wir können ihn versichern, dass er mehrere seiner richtigen Sätze dadurch hätte einzig stützen können. So ahndete er nur ohne eigentliche Erkenntniss. — Dass es übrigens bey solchem Verfahren an Paradoxieen nicht fehlen konnte, lässt sich schon im Voraus erwarten, M. s. S. 201: „Die Geschichte hat einen zweyfachen Gang: 1) mit der Ekliptik von Norden nach Süden; 2) mit der Sonne von Osten nach Westen." S. 202 „Sabäismus, — der den heiligen Sinn für die gotterfüllte Welt zuerst in Natursinn umwandelt, und endlich den Natursinn ins Wüste einer sich selbst zerstörenden Begierde umarbeitet, und so im eigentlichen Sinne des Worts mit der Natur Hurerey treibt."

Wir haben anerkannt, dass das Streben des Vfs. ein sehr lobenswerthes an sich sey, und in dem Kopfe eines ächten mythologischen Forschers treffliche und reiche Früchte hervorbringen könne; wir haben unsere Schätzung der Ideenfülle des Vfs. ausgesprochen; wir haben erwähnt, dass auch in der Darstellung Einzelnes neu und treffend sey: wir mussten aber dem Vf. die Einsicht absprechen, mit welcher man sich zur tieferen Mythenforschung rüsten muss, und durch welche man erst die Grösse der Aufgabe bezwingen kann, und wir hoffen, dass nur dann der Vf. einst für die Mythologie das leisten wird, was er sich selbst vorschrieb, wenn er das gesammte Studium nochmals von vorne herein beginnen, und seinen Ideenreichthum, einer besonnenen und allseitigen Aufsuchung des historischen Stoffs unterordnend, bezwingen wird. d — H.

Ansbach, b. Gassert: *Die Erziehungswissenschaft nach den Grundsätzen der Griechen und Römer.* Historisch - kritisch bearbeitet von M. *Georg Friedr. Dan. Goess*, Prof. der Geschichte u. Philos. u. Bibliothekar. I Theil. 1808. VIII u. 144 S. 8. (16 Gr.)

Die Untersuchungen über das Erziehungswesen der Griechen und Römer können theils eine zusammenhängende Darstellung der in dieser Rücksicht unter beiden Völkern getroffenen Anstalten und Einrichtungen, theils eine genaue Entwickelung der dabey zum Grunde liegenden Vorschriften der alten Gesetzgeber und Philosophen beabsichtigen. Bisher ist jene *historische* Ansicht die vorherrschende gewesen, und von den Alterthumsforschern bald mehr, bald minder vollständig dargelegt worden; während die *scientifische*, ungeachtet ihres Einflusses auf unsere jetzigen Erziehungstheorieen, einer gründlichen und getreuen Auseinandersetzung, im Ganzen genommen entbehren musste. Um so erfreulicher ist die Erscheinung des vorliegenden Werks, welches zum Zweck hat, durch eine möglichst vollständige Sammlung und Zusammenstellung der *allgemeinen* Erziehungsvorschriften der griechischen und römischen Pädagogen eine richtige Vorstellung der alten Erziehung als *Wissenschaft* zu begründen. Dabey soll eine Vergleichung jener Pädagogen unter einander und ihrer Grundsätze mit den unsrigen die Eigenthümlichkeiten eines Jeden und den Geist des Ganzen erkennbar machen, und die vollständige Anführung der vorzüglichsten Stellen

noch dazu dienen, Jeden besonders über solche Gegenstände in seiner eigenen Sprache vernehmen zu können.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die griechische Pädagogik und deren Bearbeitung in den neueren Zeiten (S. 1—13) handelt der Vf. in zwey vorbereitenden Abschnitten (S. 14—64) über die Erziehungsgesetze des *Lykurg* und *Solon*, so wie über den Standpunct, aus welchem die nachfolgenden Erziehungstheoretiker betrachtet werden müssen. Mit Recht behauptet er, dass *Lykurg* den gegenwärtigen Übeln und Mängeln abhelfen, nicht aber der Zukunft vorarbeiten wollte, und unterwirft desshalb die gewöhnlich für lykurgisch gehaltenen Gesetze einer strengen Sichtung. Rec., der ganz damit einverstanden ist, weicht nur in der Deutung einzelner Gesetze ab, und versteht z. B. das *neunte* S. 24 von dem altdorischen Gewande mit doppeltem Gürtel (χιτὼν σχιστὸς), so wie das *achte* S. 28 von einem an die Stelle des Menschenopfers getretenen religiösen Institute (vgl. *Weiske* zu Xenoph. *de rep. Lac.* 2, 10); auch zweifelt er, dass die *Krypteia* (nach S. 47 Anmerk.) im Sinne Lykurgs nur die taktischen Übungen oder militärischen Manövers begriffen habe. — Unter den griechischen Erziehungstheoretikern weist der Vf. zuerst dem *Ocellus Lucanus*, wegen seiner treffenden Gedanken über die Erziehung vor der Geburt des Kindes, einen bedeutenden Platz an, und erklärt sich aus inneren Gründen für die Ächtheit der ihm beygelegten Schrift. Dagegen gestattet er, und gewiss mit allgemeiner Beystimmung, der unter *Plutarchs* Namen bekannten Abhandlung nur den Rang einer subsidiarischen Quelle. Hauptschriftsteller aber müssen für uns *Plato* und *Aristoteles* bleiben. Beide betrachteten die Erziehung allerdings als einen Theil der Politik, wesshalb auch ihre Vorschriften zunächst nur für den Menschen als Staatsbürger berechnet sind; jedoch ist unleugbar, dass *Plato*, namentlich in seinem Werke von der Republik, sich auch zur *reinmenschlichen* Ansicht der Erziehung erhoben habe. Was der Vf. in dieser letzteren Beziehung, S. 51 f. vgl. mit S. 70 f., andeutet, ist aller Beherzigung werth, erregt aber auch um so mehr den Wunsch nach einer näheren Entwickelung, da gerade hierüber noch so manche verschiedene Meinungen herrschen. Unter den Römern konnte nur *Quintilian* benutzt werden, der, wiewohl durch den Zweck seines Buchs sehr beschränkt, über manche Puncte Belehrung ertheilt, die man vergeblich bey den Griechen sucht.

In den nun folgenden *fünf* Abschnitten (S. 65 bis 141) erhalten wir eine möglichst vollständige Übersicht von den Grundsätzen der gedachten Erziehungstheoretiker, und zwar so, dass *einer* derselben bey jedem einzelnen Abschnitte als Hauptführer betrachtet wird, nach dieser Anordnung: Allgemeine Ansicht von der Erziehung — *Plato*; Erziehung vor der Geburt — *Ocellus*; Erziehung nach der Geburt: 1) bis zum dritten Jahre — *Aristoteles*, *Quintilian*; 2) bis zum siebenten Jahre — *dieselben*; 3) bis zur Mannbarkeit — *Plato*, *Quintilian*. Die Eintheilung ist, wie man sieht, die bey den Alten überhaupt herrschende, und musste auch nach dem Zwecke des gegenwärtigen Werks beybehalten werden. Nach einer genauen Vergleichung und Prüfung der hiebey ausgehobenen Stellen kann Rec. mit voller Überzeugung dem Vf. das Zeugniss geben, dass er eben so viel Sorgfalt beym Sammeln, als Einsicht beym Zusammenordnen dieser pädagogischen Chrestomathie, bewiesen habe. Was er uns liefert, ist freylich kein vollständiges System der Pädagogik, denn diess lag ausser dem Zwecke jener alten Erziehungstheoretiker; aber es sind lichtvoll zusammengestellte Ansichten und Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände der Erziehung, unter welchen mehrere noch in unseren Tagen als eigentliche Belehrungen gelten können. Dahin gehören: Über den Zweck der Erziehung, S. 70; über die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren, S. 94 f.; über den Elementarunterricht, S. 106 ff.; über die Anwendung der Fabeln und Erzählungen zur Seelenbildung, S. 111 f.; über den Unterricht in der Musik, S. 128 ff. u. a. m.

Doch sowohl hierüber, als über manche andere Puncte, verspricht uns der Vf. eine nähere Entwickelung in dem *zweyten* Theile dieses Werks; in diesem werden wir auch Vergleichungen der alten Erziehungstheoretiker unter einander und mit dem jetzigen Zustande der Erziehungswissenschaft, so wie Beurtheilungen einzelner Stellen des Textes erhalten. Möge er recht bald in den Stand gesetzt werden, dieses Versprechen zu erfüllen! L—s.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Carlsruhe*, b. Macklot: *Denkmale am Lebenswege.* Aus den Papieren eines Wanderers zum Thale. 1808. 282 S. 8. (1 Thlr.) „Diese moralischen Erzählungen bewähren einige Reminiscenzen aus den Annalen der Totalité eines Menschenlebens, wie geheiligte Palmenblätter, die Kunden von den kühlenden Quellen im duftenden Baumgarten Sarons. Mögen sie auf dem Rücken des Zeitstroms dahingleiten, wie die Blicke der Hoffnung und der stillen Sehnsucht zum besseren Ufer nach Jenseits. Das Bewusstseyn des Reinen hält ihn schadlos für den Schimmer des Glänzenden, und sein Bemühen gilt ihm nur als Vorrede eines helleren Beginnens." So bevorwortet der Vf. 10 Aufsätze verschiedener Art, nicht bloss moralische Erzählungen, die zwar von viel Gefühl, aber von wenig Geschmack zeugen. Bis zum Überdruss verfolgt er seine Leser mit Bildern, und zwar formlosen; und zerrt und dehnt die Gedanken so sehr in die Länge, dass man sie fast nicht mehr erkennen kann. Wir wollen einige Zeilen als Belege unseres Urtheils und als Probe des ganzen Tones, in dem das Buch geschrieben ist, geben. S. 1, „Ich war damals in meinem sechzehnten Jahre, und das Leben begann allgemach für mich jene Farbenmischungen anzunehmen, die zwischen Hell und Dunkel durch Nebelwände und Alpenschlünde ein heiteres Land ahnen lassen, wo selige Liebe sich ihr friedliches Hüttchen baut." — S. 280. „Ach! gutes Mädchen! wenn einst unser Abendroth zur *Todesnacht erglimmt*, wenn deine verklärten Blicke nach mir herüberschwimmen — Ach, wer wird mir da den Friedenskuss geben — und welcher von uns beiden Wandelsternen läuft dem anderen nach übers Meer, nach jenem Lande, von dem uns noch keine Kunde herüber kam?" — Die Erinnerungen aus einer Reise durch Ägypten und Syrien, aus dem Tagebuche eines Freundes, von S. 194 an, enthalten manche interessante Nachricht, und würden sich recht angenehm lesen, wenn sie nicht auch von der affectirten Schwärmerey etwas verunziert wären.

♂♂.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JUNIUS, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schladebach: *Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniss der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften, und der besten Ausgaben und Übersetzungen derselben.* Zum Gebrauch der Schullehrer, der Studirenden auf Gymnasien und Universitäten, und aller Freunde der classischen Literatur, von *Wilhelm David Fuhrmann*, evang. reform. Pred. in Marck bey Hamm (jetzt in Hamm in der Graffschaft Marck). Erster Band. 1804. LXXVIII u. 750 S. Zweyten Bandes erste Abtheilung. Halle, im Verlag der neuen Societäts-Buch- und Kunst-Handlung. 1807. XVI u. 645 S. Zweyten Bandes zweyte und letzte Abtheilung. Rudolstadt, im Verl. der Hof-Buch- und Kunst-Handlung. 1808. VIII u. 669 S. gr. 8. (6 Thlr. 4 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Handbuch der class. Lit. der Griechen*, oder *Anleitung zur Kenntniss der griechischen Schriftsteller u. s. w.* B. 1. u. s. w. B. 2. Abth. 1. u. s. w. B. 2. Abth. 2. u. s. w.)

Da Hr. *F.* mit des zweyten Bandes kürzlich erschienener zweyter Abtheilung die erste grosse Hälfte seines Handbuchs, die Notizen von den uns erhaltenen *griech.* Schriftstellern beendigt, und dadurch die erste allgemeine Übersicht möglich gemacht hat: so eilen wir, unseren Lesern eine Darstellung dieses Werks zu geben, das schon durch seinen Gegenstand, noch mehr durch seinen bedeutenden Umfang Erwartungen erregt. Denn so mühsam und gelehrt compilirte Ausgaben- und Übersetzungs-Verzeichnisse der alten Classiker durch deutsche Hände angefertigt sind: so durchaus gebricht es uns doch an einem Buch, das — mit kritischem Sinn und *eigener* Einsicht in die Überreste des Alterthums gearbeitet — nicht bey Jahrszahlen oder unzusammenhängenden Thatsachen und bey Büchertiteln stehen bleibt, sondern uns das innere Leben jener grossen Jahrhunderte in seinem organischen Zusammenhang auf *ächt* historischem Wege darstellt. Die einzige, in diesem würdigen Sinn begonnene Arbeit, *Friedr. Schlegels Geschichte der griech. und röm. Poesie*, (Berlin. b. Unger. 1798. Ersten Bandes erste Abth.) ist kaum über *Hesiodos* hinausgeführt, und gehört überdiess oft mehr *Bayles* als *Schlegeln* an. Gleichwohl ist sie noch immer als Muster aufzustellen; und es erweckt ein böses Vorurtheil, dass sie Hn. *F.* sogar dem Titel nach unbekannt geblieben ist.

Hn. *F's.* Handbuch beginnt mit einer langen Abhandlung *über den Werth der älteren classischen Schriftsteller, und über den Nutzen, welchen die Lectüre derselben gewährt*, diesem längst zu Tode gejagten Paradegaul aller derer, die in ihrem Leben einmal eine Schul- oder sonstige gelehrte Gelegenheits-Schrift zu machen haben. Desshalb rechnen wir es Hn. *F.* nicht sonderlich als Plagium an, wenn wir in der ganzen Abhandlung nicht Einen neuen, eigenen Gedanken, nur Phrasen aus bekannten Declamationen von *Morgenstern* u. a., nicht in bester Ordnung, an einander gereiht finden. Freylich dünken uns diese Umständlichkeiten zu unserer Zeit überall unnöthig: am unnöthigsten aber an der Spitze eines Buchs, das eben das Wesen jener ewigen Muster darstellen will, und im ruhigsten, ununterbrochen historischen Fortschreiten ein begründeteres, unverdächtigeres Lob derselben enthalten muss, als die prächtigsten Reden über diesen Gegenstand, zu denen sich überhaupt Niemand verstehen wird, der *lebendig* durchdrungen ist von der unaussprechlichen, nie zu verkennenden Herrlichkeit jener reinsten Naturen. Wenn wir der blossen geschichtlichen Darlegung der griechischen Literatur so grosse Kraft zuschreiben: so setzen wir freylich voraus, dass der Vf. einer solchen historischen Darstellung seinem Gegenstand auch gewachsen sey, dass er wenigstens eine Idee von seiner Behandlung habe. Demnach war es uns wenig erfreulich zu sehen, dass Hr. *F.* den erwähnten Prodromus nicht ersparen zu können gemeint hat. Ihm angehängt ist ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der zum Studium der classischen Literatur erfoderlichen Hülfsmittel, S. LXVI — LXXVIII.

Das Werk zerfällt in 12 Hauptabschnitte, die wir nach der Reihe durchgehen wollen. Der erste, T. I. S. 3 — 537, begreift die griechischen Dichter, so ziemlich in chronologischer Aufeinanderfolge. Wenn Hr. *F.* in der Vorr. S. XIII erklärt, er habe die Abtheilung nach den verschiedenen Dichtungsarten hier verworfen, und nur am Ende des Bandes, S. 747 — 750, in einer bloss tabellarischen Übersicht gegeben, — nach sulzerscher Eintheilung, wie sich von selbst versteht —; wenn er diess gethan zu haben versichert „*aus Rücksicht auf die Beschränkung des Raums und auf die Vermeidung der Wiederholungen*": so sind uns das eitel unverständliche Worte. Denn fürs Erste geräth Hr. *F.* dadurch mit sich selbst in Widerspruch;

wir gestehen ihm gern zu, dass sich im *Fabricius* Schaaren von Poëten finden, von denen wir nur den Namen noch kennen. Diese alle gehören nicht in ein solches Buch, wie Hr. *F.* geben wollte. Wenn wir aber auch nach den ehrwürdigen Namen *Archilochos, Alkman, Ibykos, Stesichoros, Korinna, Erinna, Peisander, Panyasis, Bakchylides, Melanippides, Arion, Hipponax, Mimnermos, Philetas, Hermesianax, Phanokles, Epicharmos, Eupolis*, und nach so manchen anderen vergebens suchen, von denen uns bedeutungsvolle, charakteristische Fragmente, oder sinnvolle, anregende Thatsachen aufbehalten sind; von denen wir wissen, wie mächtig sie auf ihr Zeitalter wirkten: dann sehen wir am deutlichsten die Armseligkeit des Compilators, für den nur das wirklich ist, was er mit fleischlichen Händen greifen kann. Besonders widrig dringt sich uns auch hier die Inconsequenz auf, die jene Namen verwerfen, und gleichwohl den *Alkäos, Menander, Philemon*, ja sogar den Verfasser *der goldnen Sprüche*, den *Antimachos* und den *Pseudo-Phokylides* erwähnen konnte. Noch auffallender wird diese Planlosigkeit, wenn wir bey Dichtern, von denen uns einzelne Arbeiten erhalten sind, auch diejenigen Werke alle hergezählt finden, von denen wir nichts als *den Namen* wissen. Und hätte Hr. *F.* nur Einen Scholiasten, nur Einen Lexikographen gelesen: so würde er etwas behutsamer mit dem Herrechnen der vielen Titel gewesen seyn, weil er dann wissen müsste, unter wie verschiedenen Aufschriften alle die Werke des Alterthums umliefen. So führt Hr. *F.* besonders bey den lyrischen und dramatischen Dichtern mehrmals Werke nach verschiedenen Titeln an, die gewiss nur Eines gewesen sind. Einer ganz vorzüglichen Nennung aber wären denn doch *Empedokles* und *Parmenides* würdig gewesen, mit denen wir durch *Sturzens* und *Fülleborns* verdienstliche Bemühungen so ziemlich bekannt geworden sind.

Ferner, da Hn. *F's.* Streben immer mehr nach Namen, als nach Sachen geht: so sind einige Collectionen von Gedichten, die im Alterthum ohne den Namen eines einzelnen Dichters berühmt waren, vernachlässigt, als die Kypria, die Naupaktika, die Kyklika und andere Epopöien, die Mimen des *Sophron*, die Sillen des *Xenophanes* und *Timon*, welche letztere sogar in *Bruncks Analekten* T. 2, p. 67 gesammelt, und auch der Zahl nach keinesweges unbedeutend sind.

Endlich aber fehlen auch einige Dichter, von denen wir ganze und unverstümmelte grössere Werke besitzen, als *Manethon*, dessen Theorie der Nativitätsstellerey (Ἀποτελέσματα) zum ersten und bis jetzt noch einzigen Mal, aus dem einzigen vorhandenen Manuscript zu Leyden, 1696, durch *Jac. Gronovius* edirt, und seitdem von *Dorville* zum *Chariton* mit viel Gelehrsamkeit, mit vorzüglicher Einsicht aber vom Dr. *Ziegler* in Rostock, im bremenschen Journal, behandelt ist. Ferner *Paulos Silentiarios*, dessen Ecphrasis Stae Sophiae durch *Jakobs* Prolegg. zur Anthologie und durch *Hermann* (*Addenda ad Orphica* T. I, p. XXVI sq.) neuerdings bekannter geworden ist. Dann der von *Janus Rutgersius* in seinen *Varr. lectt.* zum ersten Mal herausgegebene *Joannes von Gaza; Proklos*, dessen Hymnen in *Bruncks Anal.* T. 2, p. 441 zu finden sind, (beyläufig gedacht ist ihrer unter dem Art.: *Joannes von Stobi*. T. 2, 1, p. 629) und endlich *Skymnos*, dessen Periegesis bey *Hudson* aufbewahrt ist.

Noch ist als abgeschmackt und inconsequent zu erwähnen, dass wir den *Dionysios Periegetes* unter den Dichtern vergebens suchen, und ihn unter den — Geographen finden, so wie sich auch *Hesiodos* hat unter die Ökonomen fügen müssen. Eine totale Unfähigkeit, Poesie von Prosa zu unterscheiden, gestehen wir freylich dem Hn. *F.* willig zu: aber das können wir nicht begreifen, was ihn abgehalten hat, den *Aratos* unter die Mathematiker, den *Nikander* unter die Ärzte zu rangiren, oder auch das orphische Argonautengedicht, das *als eine poetische Reisebeschreibung* charakterisirt wird, den Geographen beyzugesellen. Freylich ist der berühmte Ästhetiker, Hr. *Bouterwek*, mit dem Persiles, und der Divina Comoedia nicht ästhetischer verfahren. — Das Einzelne nun sparen wir bis zum Schluss der Rec. auf; da wir zuerst eine vollständige Übersicht von der Planmässigkeit oder Planlosigkeit dieses Werkes geben wollten, weil uns davon alles Übrige abzuhängen scheint: so wie wir gar manchen Verstoss im Einzelnen willig übersehen würden, wenn wir nur eine consequente Anordnung wahrnähmen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Salzburg*, b. Mayr: *Maximen für Jünglinge, die in die grosse Welt treten.* Aus der Welt- und Menschen-Kenntniss und guten Büchern geschöpft von *Friedrich Grafen Spaur*, Domherrn von Salzburg und Passau. 1809. 174 S. 8. (10 Gr.) So gewöhnlich es jetzt ist, die Tugend in Maximen zu predigen: so kann doch Rec. dieser Gewohnheit nicht seinen Beyfall geben. Die Tugend ist eine Totalität, die sich nicht in Bruchstücken in den Menschen bringen lässt, und es gehört schon weit mehr Klugheit dazu, als alle Maximen geben können, um eine Maxime klug anzuwenden. Soll und kann eine Maxime ja noch von Nutzen seyn: so muss ihr Inhalt so umfassend, als möglich, und der Ausdruck so kurz und bündig, als möglich seyn. Daher sind und bleiben Sprichwörter immer die besten Maximen. — Die hier gegebenen Maximen verrathen zwar einen Mann von edlem, wohlwollendem Herzen, dessen Beyspiel vielleicht für Viele sehr bildend ist; aber sie selbst sind alle, was diese eine ist. „*Composition, das höchste Vergnügen des Geistes.* Willst du das höchste Vergnügen des Geistes geniessen: so musst du componiren, selbst erfinden, deine Gedanken ordnen, zur Mittheilung und zum Frommen für Andere niederschreiben. Unsere Begriffe werden dadurch bestimmt, unsere Schreibart wird vervollkommnet, und unserem Geiste die beste, und seinem Geiste würdigste Richtung gegeben. Diesem *standhaften Plane* eines nützlichen, unsterblichen Lebens zog ich Allem vor, was die Menschen für angenehm und ergätzlich halten; — nicht nur dem rauschenden Vergnügen, sondern auch dem stilleren der Liebe; nicht nur der Schwelgerey, sondern auch dem Wohlleben; — Freundschaft und Wohlthätigkeit ist mein Alles: sie macht mir jeden Kampf leicht, und jede Enthaltsamkeit süss. In der Einsamkeit, bey dem Aufgange der Sonne, bey dem sanften Glanze der Gestirne und des Mondes, erwacht in dem Geiste des Sterblichen der Funke des göttlichen Genius, der ihn zum Gesetzgeber und Lehrer der Zeiten und Völker erhöht."

k. G. Spl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schladebach: *Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniss der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften, und der besten Ausgaben und Übersetzungen desselben. Zum Gebrauch der Schullehrer, der Studirenden auf Gymnasien und Universitäten, und aller Freunde der classischen Literatur.* Von *Wilhelm David Fuhrmann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die eilf übrigen Hauptabschnitte sind den Prosaikern gewidmet, und nach den scientifischen Gegenständen der Schriftsteller überschrieben, wie folgt: II Abschnitt. *Mythographen*. III Abschn. 1) *Redner unter den Griechen*. 2) *Epistolographen*. IV Abschn. *Grammatiker und Rhetoren*. V Abschn. *Philosophen*, denen die Bearbeiter der Geschichte der Philosophie, *Diogenes von Laerte, Eunapios* und *Hesychios Illustris*, vorangehen. VI Abschn. *Naturforscher*. VII Abschn. *Ärzte*. VIII Abschn. *Geschichtschreiber*. IX Abschn. *Geographen*. X Abschn. 1) *Mathematiker*, 2) *Kriegsschriftsteller*. XI Abschn. *Ökonomen*. XII Abschn. *Rechtsgelehrte*. Bey dieser Classificirung springt natürlich zuerst in die Augen *die Folge*, in der die Bearbeitungen der verschiedenen Wissenschaften an einander gereiht sind. Denn da die griechische Prosa ein eben so fest verbundenes Ganzes ausmacht, als die griechische Poesie: so darf auch hier in der Anordnung keine Willkühr herrschen, sondern nur der historische Organismus. Auf diese Weise allein kann das Aufblühen, Reifen und Absterben der intellectuellen Bildung bey den Griechen anschaulich gemacht werden. Wo man aber von Hn. F. dargestellt erwartet, wie sich die hellenische Prosa aus der früher gebildeten Poesie entwickelte; wo man hofft, dass dargethan werde, wie die ersten Anfänge der Prosa bey den Griechen sich die Geschichte des Landes zum Gegenstand wählen mussten; wo von den κτισεις der ersten mythischen Historiker die Rede seyn, wo *Herodotos* als der älteste aller hellenischen Prosaiker auftreten, und sein Styl, seine historische Behandlung danach gewürdigt werden sollten: da werden wir ohne Weiteres unter die Mythographen geführt, von denen kein Einziger mehr den lebendigen griechischen Geist gekannt hat, und zum bösen Zeichen springt uns als Chorführer der ganzen ehrwürdigen Schaar komisch genug der zweydeutige *Paläphatos* entgegen! Hr. *F.* sagt zwar, er lasse die Mythographen darum zunächst auf die Dichter folgen, weil diese nicht ohne jene verstanden werden könnten: aber das Argument ist zu absurd, um seine Absurdität besonders ins Licht zu stellen. Auch ist man dadurch bey der Aufeinanderfolge der zehn übrigen Classen in nichts gefördert.

Nächstdem drängt sich vor allem die Zweckmässigkeit oder Zwecklosigkeit der getroffenen Abtheilungen auf, und auch hierin dürfte vielfach gefehlt seyn. Wenn Hr. F. mehrere der Vorwürfe, die wir ihm hier und an anderen Stellen unserer Beurtheilung machen, mit Hn. *Eschenburg* theilt: so gereicht das ihm nicht zur Entschuldigung. Also müssen wir es höchst ungereimt nennen, wenn *die Redner* und *die Epistolographen* einen Abschnitt zusammen ausmachen, da sie weder durch Styl, noch Gegenstand, noch in irgend einer äusserlichen Rücksicht verwandt sind. Und im Gegensatz scheint es uns wenig zweckmässig, *die Geographen* von *den Historikern*, und *die Ärzte* von *den Naturforschern* zu sondern. Ganz — und mit grossem Unrecht — vergessen sind *die Astronomen*. Besitzen wir doch von den *Katasterismen* des *Eratosthenes* noch sehr bedeutende, von *Schaubach* mit gelehrtem Fleiss zusammengestellte Fragmente; ja sogar noch ganze Schriften vom *Geminos* und *Kleomedes*, von welchen beiden der ohnlängst in Dresden verstorbene Conrector *Reiff*, der wackere Herausgeber des *Artemidoros*, durch bedeutende Collationen besonders venetianischer Handschriften unterstützt, eine neue Ausgabe vorbereitete. Und *Idelers Geschichte der Astronomie bey den Alten* ist ja ein Werk, auf das die Nation stolz seyn kann.

Nun ist noch zu untersuchen, mit wie viel oder wie wenig Einsicht die einzelnen Autoren durch die verschiedenen Classen distribuirt sind; und ob diese vollständig heissen können. Was die erste Frage betrifft: so wird es schwerlich allgemeinen Beyfall finden, dass die philosophirenden Schriften des *Annaeus Cornutus* und des *Sallustios* über Gottheit und Welt unter *die Mythographen* geschoben sind, wenn sie schon in des *Thomas Gale* Sammlung stehn. Eben so dürfte es billig seyn, das Violarium der *Eudocia* aus dieser Classe hinaus, und unter *die Geschichtschreiber* zu rücken: wenn nicht überall eine neue, von Hn. *F.* nicht gemachte Abtheilung für die *Lexikographen* anzurathen wäre; denn auch *Suidas*, der so reich ist an historischen Notizen, und der technologische *Julius Polydeukes*, sind nur sehr uneigentlich unter die Rhetoren und Grammatiker zu zählen,

welcher Rubrik sie durch Hn. *F.* untergeordnet sind. Wäre des *Frotianos* Lexikon über den *Hippokrates* nicht ganz vergessen worden: so würde auch das die vorgeschlagene Abtheilung für die Lexikographen als nothwendig gezeigt haben. Unter die *Redner* ferner gehören nicht *Herodes Atticus*, *Maximus Tyrius*, und alle die späteren Sophisten: so wenig als *Alkiphron* und *Aristänetos* unter die Epistolographen. Dem *Joannes von Stobi* widerfährt zu viel Ehre, wenn er unter die *Philosophen* gezählt wird: so gut als er hätte es auch *Photius* verdient. Und unter die *Historiker* gehören so wenig die beiden *Philostrate*, als *Tzetzes* mit seinem „historischen Gedicht." Bey Hn. *F's.* Verkehrtheit wäre es nicht sehr zu verwundern, wenn die gesammten Epiker von den Homeriden an, (denn diese sind unstreitig um Vieles historischer, als der Spätling *Tzetzes.*) unter den Geschichtschreibern zum zweyten Mal aufgeführt wären. Dagegen wäre es rathsam gewesen, dass Hr. *F.* eine eigene Classe von *Sophisten* angenommen hätte: das Wort in keiner der älteren, sondern in der neuesten Bedeutung gebraucht, in der es jeden bezeichnet, der sich eines zierlichen Styls befleissigt, und ohne Bezug auf den Gegenstand ist. In die Classe gehören *Lukianos*, die *Philostrate*, *Alkiphron*, *Aristänetos*, *Herodes Atticus*, *Libanios*, *Maximus Tyrius*, *Himerios*, *Longos* und noch manche aus jenem Zeitalter, wo eigentlich der Begriff der *Gelehrsamkeit* entstand, und die Wissenschaft zum Gegensatz des Lebens wurde. Darum haben wir es gemissbilligt, dass die genannten Schriftsteller unter einerley Benennungen mit den alten, ächten Griechen gebracht sind: welches ein neuer Beweis ist von der widrigen Unklarheit und Frivolität, die Hn. *F.* bey seinen Abtheilungen leiteten.

Was die Vollständigkeit im einzelnen Aufzählen der Autoren anlangt: so finden sich auch hier ungeheure Lücken, die wir nur andeuten, nicht ausfüllen wollen. Vor allem vermissen wir vier ganze Corpora, die keineswegs unbedeutend sind, *die Musiker*, die in der Ausgabe von *Meibom* vereinigt, und neuerdings durch den herkulanischen, von *Murr* bereits übersetzten *Philodemos* vermehrt sind; die von *Franz* vollständig gesammelten *Physiognomen;* die ganze Sammlung der *Byzantiner* von denen nur *Agathias* und *Zonaras* genannt sind, und endlich die griechischen *Kirchenväter*. Sollten die letztern mit Absicht aus unserm Handbuch verbannt seyn: so wäre davon in den Vorreden Nachricht zu ertheilen gewesen; doch würden wir mit Hn. *F's.* Gründen schwerlich zufrieden gewesen seyn. Dass er die christlichen Schriftsteller nicht überhaupt hat ausschliessen wollen, das zeigt der Artikel *Chrysostomos* und noch andere. Nun sind aber unter den Kirchenvätern so manche, z. B. *Klemens von Alexandrien*, durch die Reinheit ihrer Gräcität, durch die oft erläuternden Beziehungen auf Gegenstände und Gebräuche des classischen Alterthums, endlich durch die schätzbaren Fragmente, die durch sie erhalten worden, von der grösten, wenn auch noch nicht allgemein erkannten, Wichtigkeit für das Studium der griech. Literatur, dass der lernende Freund des Alterthums durch ein Werk, wie das *fuhrmannsche* seyn will, ganz besonders auf den Werth dieser so ungerecht vernachlässigten Männer sollte hingewiesen werden.

Einzelner Namen fehlt eine Unzahl, ohne dass ihre Unbedeutendheit zum Vorwande gemacht werden konnte, da bey weitem unbedeutendere aufgenommen sind. Denn sind die von Hn. *F.* verzeichneten Fragmente des *Pappos*, des *Ptolomäos Hephästionos*, der zweifelhafte Rest von *Demades* erwähnenswerther, als die grösstentheils unverstümmelten Werke des *Philo*, *Gemisthius Pletho*, *Joannes Lydos*, *Hierokles*, *Olympiodoros*, *Anthemios*, *Philoxenos*, *Geminos*, *Kleomedes*, *Aeneias von Gaza*, *Musonius Rufus*, von dem wichtige Bruchstücke vorhanden sind, *Kallistratos*, *Apollodoros*, des Mechanikers, der Kaiser *Hadrianus*, *Alexander Numenius*, *Apthonios*, *Helladios*, und noch unzähliger anderer, welche aufzuführen unnöthig ist, weil sie doch nicht mehr im Handbuche untergebracht werden können. Dass er nicht die Namen aller alten Historiker vor *Herodotos*, aller griech. Dramatiker, aller Redner, aller Byzantiner an den Fingern hergezählt hat, würden wir billigen, wenn er nur bemerkt hätte, diese oder jene Wissenschaft sey zu dieser oder jener Zeit besonders cultivirt worden; wenn er gesagt hätte, es seyen lange Verzeichnisse von Tragikern, Rednern u. s. w., die alle in Einer Periode gelebt hätten, auf uns gekommen: jetzt aber erkennen wir darin, dass diess nicht geschehen ist, den schon gerügten gemeinen Sinn wieder, den nur das kümmert, was er mit Händen greifen kann, und die Geistlosigkeit, die nur die Frage kennt, was noch da *ist*, nicht die andere, nöthigere, was *gewesen* ist. So wäre auch unentbehrlich gewesen eine Entwickelung von den Veränderungen, die in den verschiedenen Gebieten des Wissens vorgingen; von den Secten, die sich bildeten, besonders in der Philosophie und in der späteren Arzneykunde (das Letztere hätte aus *Sprengel's* Geschichte der Medicin im Alterthum geschöpft werden können). Mit einem Worte, alles, was einigermassen philosophischen Geist erfodert, allgemeine Ideen, Übersichten, planvolle Anlage, Consequenz; ferner eigenes Studium der griech. Classiker, wahre Gelehrsamkeit, lebendige Einsicht, alle diese ersten und höchsten Erfodernisse zu einem Werke, wie das gegenwärtige, mangeln Hn. *F.* bis auf die leiseste Spur von ihnen: ja wir möchten uns vermessen, unseren Autor aus seinem eigenen Buche zu examiniren; gewiss, dass er die Frage unzählige Male wird unbeantwortet lassen, so sehr riecht alles nach todter Compilation.

Bey dem Einzelnen können wir uns kürzer fassen: hier ist eines Theils so ziemlich alles gegeben, und der gehörige Fleiss demnach fast hinreichend; andern Theils ist das hieher zu Rechnende unverhältnissmässig weniger bedeutend. Doch werden wir leider auch hier alle die Fehler zu rügen haben, die irgend gemacht werden konnten. Die Notizen über einen jeden Schriftsteller zerfallen in drey Hauptabschnitte: der erste handelt vom Leben und von der

Person des Autors; der zweyte vom Inhalte und von dem Werthe seiner Schriften; der dritte von den Ausgaben, Übersetzungen und sonstigen Bearbeitungen derselben.

Was nun den ersten dieser jedesmaligen Abschnitte betrifft: so gestehn wir dem biographischen Theile des Handbuchs entschiedenen Werth vor den übrigen Theilen desselben zu; müssen aber leider zugleich erinnern, dass es kein sonderliches Verdienst ist, das hieher Gehörige, im *Fabricius* schon vollständig Gesammelte, so gut es eben gehen will, ins Deutsche zu übertragen. Was Hr. *F.* hiebey Eigenes hätte thun können und thun sollen, das Historische möglichst von Widersprüchen und nichtssagenden Anekdötchen reinigen, und das so als gediegen Befundene zweckmässig anordnen, und in würdiger Kürze erzählen, — das ist nicht geschehen. Denn es werden durchaus alle Erzählungen aufgetischt; auch so ungesalzene, wie die vom *Homeros* und den Fischerknaben aus des *Pseudo-Herodotos vita Hom.*, oder dass der göttliche *Platon* also benannt sey von seinen breiten Schultern: — und von dem Style und der Sprache am Ende der Recension noch einige Worte. Besonders zu tadeln ist die Unstätigkeit, die in Hn. *F's.* Chronologie herrscht; statt ein für allemal nach Jahren vor und nach Christus zu rechnen, wechseln diese so bunt mit Olympiaden, Jahren der Welt sogar, mit der julianischen Zeitrechnung und mit Jahren Roms ab, dass z. B. im Leben des *Xenophon* die eine Begebenheit nach J. v. C. G., die zweyte nach Olympiaden bestimmt wird. Wir möchten von Hn. *F.* nicht fodern, dass er beide Zeitrechnungen auf der Stelle nach einander ausgleichen solle, und er verlangt so etwas von denen, die er belehren will? Oder schreibt er die Jahreszahlen nur so hin, weil es einmal Gebrauch ist; unbekümmert übrigens, ob man sich seiner Angaben mit Bequemlichkeit bedienen kann oder nicht?

Schlimmer sieht es mit dem zweyten Theile aus. Zwar die Titel der verschiedenen Werke eines jeden Schriftstellers werden mit ziemlicher Genauigkeit aufgeführt: wenn gleich auch hier schon manches mangelt. Z. B. unter den Reden des *Lysias* fehlt die erotische, welche *Platon* seinen *Phädros*, Cap. 11—22. recitiren lässt; unter den Schriften des *Aelius Herodianus* die von *Hermann de emend. graec. gramm. rat.* p. 300—318 als Fragm. aus einer augsburger Handschrift zuerst bekannt gemachte περὶ ἡμαρτημένων λέξεων, und unter denen des *Dionysios* von Halikarnassos die περὶ τῆς λεκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος, vom *Tyrtäos* aber existiren nur 3 Elegieen, *wenn anders auch diese ächt sind*, wovon jedoch das Gegentheil erweislich seyn möchte. — Trauriger aber um vieles sieht es nun durchgängig mit der kritischen Würdigung aller der erhabenen Werke des Alterthums aus. Dieser Hr. *F.*, der nicht eines von allen mit Sinn und Geist gelesen hat, er durchaus nachbetet, zwar meist guter Autoritäten (z. B. *Creuzern* beym *Herodotos* und *Thukydides*), der also nichts mit tiefer Überzeugung aussprechen kann, tritt gleichwohl mit empörender Dreistigkeit hin, um über alle die erhabenen Geister von Hellas sein Endurtheil zu verkünden. Dem alten *Andrea Orgagna*, der den Teufel gemalt hatte, war dieser im Traum erschienen, und hatte ihn mit grässlichen Minen zur Rede gesetzt, woher er sein Conterfey genommen habe; wir wollen dem Hn. *F.* keine ähnlichen Gesichte gönnen, wenn ihm schon ein solcher Besuch eben so verdient käme, als dem Vf. einer gewissen deutschen Alceste der ergrimmte Herkules in einer mit Unrecht vergessenen Farce von *Goethe*. Denn es ist empörend zu sehen, mit welcher kalten Selbstgenügsamkeit die Blössen des *Äschylos* und des *Platon* aufgedeckt; mit wie seichtem Lobe hinwiederum der *Euripides* bedeckt wird. Es ist etwas Abscheuliches mit einem solchen willkührlichen Charakterisiren, das von einer hergebrachten fixen Idee ausgeht, und diese nun in zahllosen, nichtssagenden Worten so gewaltig ausdehnt, dass der blaue Dunst am Ende gar die Farbe verliert und unsichtbar wird: denn Form hat er nie gehabt. — Und wenn nun dieses fade Gewäsch wenigstens ein *kurzes* Ubel wäre! Aber mehr als die Hälfte des ganzen Buchs wird davon ausgefüllt. Etwas der Art schreiben zu *wollen*, zeigt genugsam an, dass man gar nicht weiss, worauf es dabey eigentlich ankomme.

Der bibliographische Theil des Handbuchs ist eben so schlecht. Was die Ausg. anlangt: so wäre von jedem Schriftsteller nothwendig die *Editio princeps* zu bemerken gewesen, und danach hätten alle diejenigen folgen müssen, die in der Kritik des Textes oder in der Erklärung Epoche machen; d. h. alle, die von einer eigenen Recension ausgehn, oder auch durch reichhaltige Commentare von vielfacher Brauchbarkeit sind. In der Vorr. zum zweyten Bande ist zwar zu lesen, es seyen diesem die Nachweisungen der ersten Ausg. beygefügt: aber das ist eine Unwahrheit, indem sie fortwährend bey einer grossen Menge von Schriftstellern fehlen, als beym *Dionysios* von Halikarnassos, *Xenokrates*, *Apollonius* von Perga, den *Geoponicis* und vielen anderen. Eine ordentliche Geschichte des Textes aber, einfach durch Aufzählung der Epoche machenden Ausgaben dargestellt, ist — wie alle philologische Bearbeitung — etwas, wovon Hr. *F.* gar keine Idee hat. Dagegen erspart er seinem Leser keine der vielen erbärmlichen Editiönchen, die die Herren *Hülsemann*, *Teucher*, *Büchling* und Geistesgenossen in jeder Messe ans Licht treten lassen, ob man schon deren Titel und Preise in allen Buchläden und Katalogen finden kann. Dasselbe Urtheil ist von den in grosser Vollständigkeit dem *Fabricius* nachcitirten einzelnen Erläuterungsschriften über jeden Autor gültig. Dabey herrscht in der Auswahl der literarischen Nachweisungen ein solcher Unverstand, dass z. B. beym *Homer* das vortreffliche Lexikon von *Damm*, die mythologischen Briefe von *Voss* und die homerischen von *Wolf* vergessen sind.

vor *Berndtii Lex. Hom.* und den elenden Klätschereyen des berüchtigten, nun zur Ruhe gebrachten *gothaer Correspondenten* (siehe *Voss* im Intelligenzblatt der A. L. Z. 1803. No. 121). Eben so beym *Musäos* wird die Ausg. von *Schrader* nicht, wohl aber die von *Teucher* erwähnt, u. s. f. Eben so bey den Übersetzungen: hier fehlen besonders bey den Dichtern diejenigen lateinischen, die poetischen Werth haben, als *Allegri's* von der Ilias, *Helius Eobanus Hessus* von den Bukolikern und anderen, *le Sueurs* vom Pindaros, *Joseph Scaligers* von den orphischen Hymnen und dem Lykophron, die zugleich Wunder von Gelehrsamkeit und vielfach merkwürdig sind. Auch solche vermissen wir, die von kritischem Werth sind, z. B. die des Sophokles von *Vitus Vinsemius*, und des orphischen Argonautengedichts von *Cribellus*. Eben so hätten auch Übertragungen in alle lebenden Sprachen aufgenommen seyn sollen, wenn sie sonst vortrefflich sind, z. B. die englischen Übersetzungen der Tragiker von *Potter* und *Franklin*. Aus eben diesem Grund hätte die grösste Zahl der aufgeführten französischen ganz wegbleiben sollen. — Eben so erbärmlich als die Auswahl ist auch die immer sehr ausführliche Beurtheilung der ausgewählten Bücher, aus vielen Zeitschriften zusammengebettelt, und das nicht ohne Mühe. Es begreift sich, dass Hr. *F.* nicht alles Neue selbst inspiciren konnte, und fern von uns sey es, ihm das vorwerfen zu wollen: nur nehme er nicht die Miene an, als kenne er alles aus eigener Ansicht. Bey *Boissonade's* Ausg. von *Philostr. Heroicis* ist ihm sogar der schlimme Streich gespielt, dass seine Feder, während sie sich im begeisterten Lob dieser mittelmässigen Arbeit ergoss, sich auch zu den vortrefflichen Indicibus der Ausgabe verloren, die ihr so ganz mangeln, dass sich *Boissonade* selbst darüber in der Vorrede entschuldigt. Seine Urtheile wieder zu beurtheilen, wäre eine undankbare Mühe; zur Probe verweisen wir auf die Kritik von *Bothe's Euripides*, in der so ziemlich alle Lächerlichkeiten der *fuhrmann*schen Manier vereinigt sind.

Wir könnten nun noch Beyspiele anführen von vollkommenen Widersprüchen, abgeschmackten Meinungen, offenbarer Unkunde der griechischen und lateinischen Sprache, wenn uns dieses traurige Geschäft nicht zum guten Glück schon durch einen gelehrten Rec. in der Leipz. L. Z. abgenommen wäre.

Hn. *F's.* Styl entbehrt gerade desjenigen, was hier am nöthigsten war, der Präcision und der Bestimmtheit. Es scheint ordentlich, als habe die Sprache seinem Streben in die Breite nicht genügen wollen, und als habe er den überall wiederkehrenden Gedankenstrich zu Hülfe nehmen müssen. Es würde nicht schwer fallen, Hn. *F's.* Phrasen allemal auf die Hälfte ihrer Länge zu reduciren, ohne einen Gedanken zu verwischen. Von der Incorrectheit und Unreinlichkeit seiner Diction würden wir Proben geben, wenn beide Eigenschaften nicht so sehr ins Grosse getrieben wären, dass davor jede Einzelheit verschwände. Den Schluss des letzten Bandes macht ein doppelter Index, einer über die classischen Schriftsteller der Griechen selbst, der andere über die erheblichsten Sachen, lit. Notizen, Schriften, Schriftsteller, Ausg. der Classiker u. s. w.: aber beide sind ganz unvollständig, und enthalten eigentlich nichts, als was man auch ohne Index finden könnte. Zusätze, Abänderungen und Verbesserungen will Hr. *F.* dem zweyten Theil seiner röm. Lit. — mit der er uns jetzt bedroht — anhängen. Aber damit kann nicht viel gebessert werden.

Sollen wir nun noch etwas über die allgemeine Brauchbarkeit des Buches hinzufügen? Bey der Gemeinheit seiner Tendenz wäre es gefährlich, es dem lernenden Jüngling in die Hände zu geben; auch ist der Preis für den allgemeinen Ankauf viel zu hoch. Will sich der Anfänger nur obenhin mit der griechischen Literatur bekannt machen: so ist *Fuhrmann* viel zu weitläufig, und *Schaaff* oder *Rienäcker* ohne Vergleich vorzuziehen; dem nach genauerer Kenntniss arbeitenden wird unser Handbuch bald nicht genügen, und dieser muss allemal an des wackeren *Harles* mühevolles Werk verwiesen werden. Denn wer sich dem Studium der alten Literatur widmen will, und nie in den Stand kommt, die grossen Hauptwerke in seiner Wissenschaft benutzen zu können, der bleibe ganz davon. Wer aber an einer allgemeinen Übersicht genug hat, der wird Hn. *F's.* Werk gar nicht gebrauchen können, weil gerade das Allgemeine, jedem Interessante fehlt. Auch hat Hr. *F.* kein einziges anderes Hülfsmittel entbehrlich gemacht, da man ihm nicht trauen kann, und er sogar noch selbst auf den *Fabricius* verweist, z. B. Th. 2, 2. S. 23 und öfter. — Wir bedauern also von Herzen, dass sich Hr. *F.* eine so unnütze Mühe nicht erspart, dass er sich in ein Gebiet gewagt hat, in welchem er durchaus Fremdling ist und bleiben wird: wir wollen ihm indess die beste Absicht dabey gern zugestehen. Nur Schade, dass er so gänzlich unbekannt mit dem war, was seine Schultern tragen konnten. Denn bey der lobenswerthesten Gesinnung würde er gleichwohl das Studium der alten Literatur um Decennia zurückversetzen, falls er mit seinem Handbuch Eingang fände. Haben wir durch das Gesagte gezeigt, welche Fehler unser Mitbürger begangen, und was die Ursache davon; haben wir redlich betrachtet, ob er seine Sache weiter gebracht, oder was er anderen Mitbürgern noch zu thun gelassen, — und das glauben wir gethan zu haben: — so wäre geleistet, was *Herder* von einer Kritik verlangte, und wir setzen nur noch hinzu, dass die Verlagshandlungen der zwey letzten Bände zwar für bessere Typen gesorgt haben, dass aber alle drey darin mit einander wetteifern, das Buch durch unerhörte Incorrectheit des Druckes — besonders in den griechischen Stellen — noch unbrauchbarer zu machen, als es schon durch sich ist.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS, 1809.

PHYSIK.

Göttingen, b. Röwer: *Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten*, von *Johann Carl Fischer*, der Philos. Prof. zu Jena, (jetzt zu Dortmund). I Band. Mit 5 Kupfertaf. 1801. XIV und 504 S. II Band. Mit 6 Kupfert. 1802. 616 S. III Band. Mit 4 Kupfertaf. 1802. 564 S. IV Band. Mit 6 Kufertaf. 1803. 842 S. V Band. Mit 2 Kupfert. 1804. 992 S. VI Band. Mit 6 Kupfert. 1805. 916 S. VII Band. Mit 3 Kupfertaf. 1806. 1076 S. VIII Band. Mit 1 Kupfertaf. 1808. XCIV u. 951 S. gr. 8. (24 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Achte Abtheilung. *Geschichte der Naturwissenschaften. I. Geschichte der Naturlehre*, von u. s. w. I — VIII Band.

Wir machen mit diesem Werke den Anfang, von der grossen und vielumfassenden *Geschichte der Künste und Wissenschaften*, welche wir No. 48 u. 49 im Allgemeinen charakterisirt haben, die einzelnen Theile, sofern ihre Erscheinung in die Periode unserer A. L. Z. fällt, genauer zu beurtheilen. Wir freuen uns, dieses Werk als ein solches rühmen zu können, das nicht nur die Bahn der historischen Physik gebrochen, sondern auch die meisten Erfodernisse befriedigt hat, welche die Kritik an ein Werk dieser Art machen kann. Überall sieht man chronologische Ordnung mit wissenschaftlicher Form verbunden, wodurch dem Zusammenhange eine zweckmäsige Ründung, und dem scientifischen Fortrücken einzelner Theile der Naturlehre eine angemessene und deutliche Gestalt gegeben wird. Der Vf. hat seine *Geschichte* überhaupt in 2 Perioden abgetheilt. In der ersten wird die Naturlehre seit dem Zeitraume der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa bis auf *Newton*; in der zweyten von *Newton* bis auf die neuesten Zeiten, eigentlich bis auf den Anfang des 19 Jahrhunderts, vorgetragen. Jede dieser Perioden zerfällt hienächst in einzelne Epochen, wovon jede von einer gewissen merkwürdigen Veränderung entweder des Ganzen, oder eines einzelnen Theils der Physik ausgeht, und sich bis zu einer nächstfolgenden Veränderung erstreckt, mithin einen unbestimmten Zeitraum enthält. Eine jede Epoche aber begreift 2 Abschnitte, nämlich 1) die Geschichte der allgemeinen, 2) Geschichte der besondern Physik. Diese Epocheneintheilungen vertreten Abschnitte, wovon jeder in eigene Capitel zerfällt.

Hr. F. hat es sich besonders angelegen seyn lassen, die Naturerscheinungen, deren Geschichtschreiber er wird, nicht aus blossen Schlüssen *a priori* abzuleiten, sondern aus der Natur selbst herauszuheben, damit man auf diese alle Erfahrungen bauen, und gleichsam neue Gesetze der Theorie gründen könne. Überdiess hat der Vf. an dem gehörigen Orte die Gründe der *atomistischen* und *dynamischen Lehre* näher und deutlicher auseinander zu setzen gesucht, damit selbst Dilettanten, die bisher noch keine Physik vortragen hörten, sich von dem Unterschiede beider Lehrgebäude überzeugen und entscheiden möchten, welches von beiden das zweckmäsigste für Theorie und Praxis der Naturlehre sey.

I Band. I Periode: *Geschichte der Physik bis zur Mitte des 17 Jahrhunderts nach Chr. Geburt.* Die erste Epoche liefert die *Geschichte der Physik bis auf die Zeiten von Cartesius*, wobey im ersten Abschnitte ein historischer Überblick der *allgemeinen Physik* vorangeht, welcher mit der scholastischen Philosophie anfängt, wovon bekanntlich das Haupt der berühmte *Baco von Verulamio* war. Dieser Abschnitt begreift vier Cap. Das 1ste handelt von den so genannten ersten Neuerern gegen die bisherige aristotelische Naturlehre, wobey *Telesius*, ein Neapolitaner von Cazenza, obenan steht. Indem Hr. *F.* S. 5 — 12 *Telesius* Verdienste um die Verbesserung der aristotelischen Naturlehre gegen die Mitte des 15 Jahrhunderts entwickelt, und dabey die Hauptschrift desselben: *De rerum natura — Neap.* 1586 *fol.*, auch die weitere Ausführung des Neuerungssystems nach *Baco* anführt, hätten auch die Bemühungen der Anhänger dieses neapolitanischen Weltweisen angeführt werden sollen, die *Anton Persius*, *Sertorius Quattromani* und *Thomas Campanella* damals gegen die Widersacher des gelehrten *Telesius* unternahmen, als der erste (*Persius*), nach dem Ableben des Neapolitaners (1588), aus dessen hinterlassenen Schriften noch *varios de naturalibus rebus libellos*, *Venet.* 1590. 4 herausgab, worüber, wie über den Werth der *telesischen* Revolution in der damaligen Physik, *Theis. Elog. des hommes savans. T. III. p.* 450 *ff. N. C. Papadopolus Hist. Gymnas. Patav. T. II c.* 32. *§.* 146. *p.* 248 *seqq. J. G. Lotteri Vita et Philos. Bern. Telesii Dissertat. Lips.* 1733. 4. *Morhof*, *Niceron*, *Brucker* u. a. ausführliche Nachrichten geben. Alles Übrige aus dem Zeitraume dieses, auf den Neapoli-

tiner gefolgten Neuerer in der Naturlehre, ist hier richtig angegeben. Im 2 Cap. werden die Meinungen und Entdeckungen seit den Zeiten des *Bacon* vorgetragen, und zuvörderst die allgemeinen Eigenschaften der Körper betrachtet, wobey gezeigt wird, dass, ausser *Bacon*, alle übrigen physikalischen Schriftsteller bis zu den Zeiten des *Cartesius*, in der allgemeinen Naturlehre, untheilbare Atome und eine zerstreute Leere der Materie annehmen, ob sie gleich den Körpern selbst keine Geister, wie *Bacon*, zuschreiben. Dann folgt die Lehre von der Schwere, Gravitation und dem Falle der Körper, wie sie von den *Aristotelikern* und *Scholastikern* erklärt, nächst dem aber von *Copernicus*, *Bacon*, *Galilei*, *Kepler* u. a. früher und in den Zeiten, wovon hier die Rede ist, erklärt wurden. Von dem Zusammenhange oder der Cohäsion der materiellen Theile der verschiedenen, uns umgebenden Körper, deren Grösse, Bewegung überhaupt, und der Pendelbewegung insbesondere. Ferner werden von der Wurfbewegung die Theorieen des *Tartaglia*, *Galilei* und *Schwenter* angeführt, und das Gleichgewicht fester Körper, nach der Lehre des *Pappus*, auf die 5 mechanischen Potenzen reducirt, die bis auf *Stevin* die allgemeinen Lehrsätze der damaligen Naturlehrer waren. S. 75 wird daher auf dieses holländischen Mathematikers *Beghins der Weghkonst*, Amst. 1596. 4 (ein sehr selten gewordenes Buch) Bezug genommen. (Ausführlicher, auch mit mehreren Theorieen und Erfahrungen begleitet, hat *Simon Stevin* diesen Gegenstand abgehandelt in seinen *Wisconstige Gedachtenissen, Vierde Stuk* (*Deel*). *Van de Weeghkonst*, S. 1—219. Leyd. 1605. fol., oder in der lateinischen Ausgabe dieses Werks, welche *Willebrod Snellius* unter dem Titel besorgte: *Hypomnemata mathematica*, Tom. IV. p. 1—196. L. B. 1605. fol. Überdiess hat der Sohn dieses berühmten Mathematikers und Naturforschers, *Heinrich Stevin*, Herr von Alphen u. s. w., aus den hinterlassenen Handschriften seines Vaters manches hieher Gehörige späterhin unter dem Titel bekannt gemacht: *Wisconstigh Filosofisch Bedryf*, Leyd. 1667. 4, mit einem besonderen Bande Kupfertaf. und einem eigenen Titel: *Plaetboek enz.* Leyd. 1667. fol., wovon das 3te bis 6te Buch, auch 10te und 12te, jedes besonders paginirt, von verschiedenen Lehren der Statik handeln. Alle drey Werke sind äusserst selten.) Über das Gleichgewicht und die Bewegung tropfbar flüssiger Körper, wie über das Gleichgewicht und die Bewegung der Luft, der schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper, wird mit Gründlichkeit gehandelt (indessen wäre es doch schicklich gewesen, dass S. 99—101 bey der Ausführung vom Alter des Sprachrohrs, wobey sichtbar die treffliche Abhandlung in *Beckmann's Beytr. zur Gesch. der Erfind.*. 1ster Bd. 4tes St. S. 455, zum Grunde liegt, auch auf dieses Buch wäre Bezug genommen worden). — 3 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche das Weltgebäude überhaupt betreffen, werden die Meinungen der Gelehrten aus jener Epoche gesammelt, welche für und wider die aristotelische Schule waren. In dieser Hinsicht findet man ihre Hypothesen von der Sonne, dem Monde, den Planeten, Kometen und Fixsternen im Wesentlichen vorgetragen. 4 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche unsere Erde besonders betreffen. S. 135 ff. wird richtig bemerkt, dass *Willebr. Snellius* der erste gewesen, welcher eine trigonometrische Methode gezeigt habe, einen Bogen des Meridians durch unmittelbare Messungen zu finden (s. *Eratosthenes Batavus de terrae ambitus vera quantitate*, $1\frac{1}{2}$ Bog. u. 263 S. L. B. 1617. 4.). Zuletzt heisst es: „*Snellius* selbst entdeckte Fehler in seiner Messung und Rechnung; allein der Tod (im J. 1626) hinderte ihn, selbige zu verbessern." (Richtig; Schade, dass Hr. F. die von Hn. *Krayenhoff* vor etwa 2 Jahren in dem *Algemeenen Konst en Letterbode* angezeigten Fehler des *Snellius*, welche, wenn Rec. nicht irrt, auch von Hn. *von Zach* in der *monatl. Correspond.* übernommen worden sind, damals bey der Ausarbeitung dieses Gegenstandes noch nicht berücksichtigen konnte.) Indem die Oberfläche der Erde für jenen Zeitpunct beschrieben wird, werden Nachrichten von den ältesten Landcharten gegeben, welche man *Sebast. Münster*, *Ortelius* und *Gerhard Mercator* verdankt. (Von *Sebast. Münster's Cosmographia* wird S. 138 die älteste lateinische Ausgabe, Bas. 1550 angeführt. Auch Rec. besitzt sie nicht, und hat sie nie gesehen; mithin kann er nicht urtheilen, ob die Charten darin nach Art derer, die *Abrah. Ortelius* und *Gerh. Mercator* später herausgaben, eingerichtet sind. In seinem Exemplar von *S. Münster's Cosmographey*, deutsch, Basel 1578. gr. fol. sind sie schlecht, und bestehen in blossen Holzschnitten; die deutsche Zueignungsschrift an den König von Schweden ist aber vom 17 März 1550 datirt. — *Münster* starb zu Basel 1552 an der Pest, wie seine Grabschrift ausweist, in einem Alter von 63 Jahren (vgl. *Kästner's* Gesch. der Mathemat. 2ter Bd. S. 330. §. 29). Von *Abrah. Ortelius* ist in Ansehung der geographischen Chartenkunde sein *Thesaurus Geogr.* Antverp. 1587, auch 1596. fol. merkwürdig, und in *Gerhardi Mercatoris Atlas, sive cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura*, sind die ältesten *in Kupfer gestochenen* Landcharten vorhanden, die bisher in der Literatur bekannt geworden. In der *fünften Ausgabe* dieses selten gewordenen Werks, Amsterd. 1623. fol. Atlasformat, worin sich der Brief von *Reinhard Solenander* in Düsseldorf, d. d. July 1594, befindet, führt die erste *platte Erdkugelcharte* die gravirte Jahreszahl 1587, eine der ältesten Charten, die in den Niederlanden, und, so weit sich Rec. erinnert, von gestochenen Charten in Europa bekannt ist.) Über die Atmosphäre der Erde, die Erdkugel, als Planet in unserem Sonnensystem betrachtet, und die Meinungen über die Entstehung und Bildung der Erde werden viele historisch-scientifische Notizen nach *Vitruv*, *Cardan*, *Riccioli*, *Varenius* u. A. eingeschaltet, und im zweyten Abschnitt von den Entdeckungen und Meinungen in der besonderen Physik gehandelt. Dieser Abschn. zerfällt in 7 Capit. Im ersten trägt der Vf. die Entdeckungen und Meinungen in der Lehre vom Lichte vor, wobey er zuvörderst die allgemeine Eigenschaft des Lichts, dann die optischen Entdeckungen, welche nicht die Fernröhre und Mikroskope betreffen, hierauf die Erfindung des Fernrohrs und des Mikroskops untersucht und die Meinungen über diese Gegenstän-

de aus jenen und früheren Zeiten vergleicht, wozu ihm die zerstreuten Materien, die er deshalb ordnen musste, Veranlassung darboten. (S. 180 wird richtig die Unwahrscheinlichkeit behauptet, dass der Mönch *Roger Bacon* das Fernrohr gekannt habe. Rec. ist ebenfalls der Meinung, ungeachtet *Molineux in Dioptrica* Lib. II. Cap. 6 beweisen will, *Bacon* habe sie nicht nur gekannt, sondern sogar erfunden. Vgl. *Perspect.* Part. III *discus. ult.* p. 167. Allein *Montucla hist. des mathémat.* Vol. II. p. 166, besonders *Smith* in den Anmerkungen über das *erste Buch* seines *vollständ. Lehrbegr. der Optik*, nach der *Kästner*'schen Ausg. S. 378 u. 388 ff. erinnert, dass *Bacon* auf das künstlichere Fernrohr, nach der hievon a. a. O. auszugsweise gemachten Beschreibung, gewiss nicht habe kommen können; und *Klügel* versichert in einer Anmerkung zu seiner Übersetzung von *Priestley's Gesch. der Optik* 1ster Th. S. 19, *Bacon* habe Vieles aus eigener Einbildungskraft geschrieben. Dahin kann man gewiss auch die Stelle von *Roger Bacon Opus Majus, ad Clementem Quintum Pontific. Roman. Pars Quinta. De Scientia perspectiva.* pag. 352. ed. *S. Jebb.* Lond. 1733. fol., rechnen, welche *Scheibel* in seiner *Einleit. in die mathemat. Bücherkenntn.* 1ster Bd. Neue Aufl. 1781. 8. S. 291 gewissermassen erläutert. — *Sicherer*, sagt *Kästner* (a. a. O. II. S. 246), *scheint mir, dass Porta das Fernrohr gekannt habe.* Hr. F., der auf alle diese Stellen nicht Rücksicht genommen zu haben scheint, sondern blos *Porta's Magia naturalis* und *Keplern* gefolgt ist, setzt S. 181 hinzu: „Wenn *Porta* etwas den Fernröhren Ähnliches entdeckt hätte: so würde er gewiss bey der Eitelkeit, wovon seine Schriften Beweise genug geben, eine solche Erfindung mit den grössten Lobeserhebungen beschrieben haben." — Inzwischen handelt der Jesuit *Casp. Schott* in seiner *Magia universalis naturae et artis*, Bamb. 1677. 4. Tom. I. Lib. X. Synt. I. Cap. 1. pag. 490—493, vom Ursprunge und dem Urheber des damals gewöhnlichen Fernrohrs, und führt S. 492 den Anfang des 11ten Cap. aus dem XVIIten Buche von *J. B. Portae Magia naturalis* an, worin er zwar gesteht, die Worte: *de industria transposita, ad mysterium occultandum*, wären dunkel, jedoch sofort versichert, P. *Athanasius Kircher* habe damals, wie er sich zu Rom aufgehalten, eine Handschrift in italiänischer Sprache geliehen bekommen, deren Vf. *Porta* gewesen, worin sich derselbe die Erfindung des Fernrohrs zueigne, und dieses Mspt. als eine nähere Erläuterung des 10ten Cap. seiner *natürlichen Magie* ausgegeben habe. Vgl. *Casp. Schotten Mag. optica*, d. i. *geheime, doch naturmäss. Gesicht- und Augen-Lehr* u. s. w. S. 463 ff. Bamb. 1671. 4. Dieser Umstand hätte daher eine nähere Untersuchung verdient. Übrigens ist es irrig, wenn Hr. F. von *Porta's Magia naturalis etc.* Lib. XX. Neapol. 1558. fol. anführt. Nach *J. J. Bauer's Bibl. varior. univers.* 3ter Bd. S. 236 ist dieses allerdings die *erste Ausgabe* von diesem Buche; aber nur Lib. IV statt Lib. XX. — Die erste vermehrte Ausgabe, welche 20 Bücher enthält, ist, wie *Bauer* a. a. O. sagt, Neapel 1589. fol., und die, welche Rec. vor sich hat, und den Titel führt: *Joan. Baptist. Portae Neapolitani Magiae naturalis Libri viginti etc.* ist von 1650. 8., woselbst *Porta* in der Vorrede Nachricht von dieser vermehrten Ausgabe ertheilt, und worüber *Scheibel* eine, auf Berichtigung führende Bemerkung macht, s. *Einl. z. mathem. Bücherkenntniss.* 2 Band. S. 294. Was übrigens von den Bemühungen der ehemals vereinigten Niederländer zur Erfindung des Fernrohrs S. 182—184 nach *Cartesius*, *Borellus* u. a. erzählt wird, hat auch *Montucla* a. a. O. vorgetragen, welcher es fast wörtlich aus *Schott* l. c. entlehnte. Übrigens lässt unser Vf. die Meinung des *Montucla*, die er zwar berührt, aber die Stelle davon nicht anführt, (s. *Hist. des mathématiq.* Vol. II. p. 174. ed. Paris 1758. gr. 4.) unentschieden: dass *Fontana* das Mikroskop erfunden habe. Rec. hält mit *Priestley*, *Kästner* und allen Neueren dafür, dass das Mikroskop, als eine Folge der Fernröhre, entdeckt worden sey, und dass *Fontana* keinen Antheil an dieser Erfindung habe.) Die Regenbogen, Farben und andere optischen Erscheinungen aus dieser Epoche machen den Beschluss dieses Capitels. — 2 Cap. Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von der Wärme. Zuerst wird das Wesen der Wärme, dann das Thermometer, nebst der freyen, fühlbaren oder thermometrischen Wärme, ferner die Wirkung der Wärme auf die Körper, nach *Bacon* beschrieben. — Das 3 Cap. enthält die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre vom Feuer; das 4te die vom Wasser, und das 5te die von der Gährung. Der Vf. trägt im letzteren die Meinungen über solche Erscheinungen vor, die von den von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organischer Körper abhängen, wobey *Bacon von Verulam*, nach der lateinischen Ausgabe dessen sämmtlicher Schriften (Francof. 1665. fol.), der Hauptführer ist. — Die Lehre von der Elektricität beschäftiget den Vf. im 6 Cap., worin zuvörderst die Versuche, die an elektrischen Körpern vor mehr als 200 Jahren gemacht worden, dargestellt werden, und welche die frühe Elektricität, die die Alten nicht kannten, hinlänglich beweisen. *Bacon* und *Gilbert* sind die einzigen Führer für diesen Zeitraum. — Im 7 Cap. werden endlich die Entdeckungen in der Lehre vom Magnetismus nach *Porta* und *Gilbert* erzählt, welches auf die Entdeckung der Magnetnadel und deren Abweichung führt, wovon S. 252—258 die historischen Data mit ziemlicher Genauigkeit angegeben und geordnet werden. Die Meinung Einiger, welche die Erfindung der Magnetnadel den Chinesen zuschreiben, lässt der Vf. unentschieden. (Wenn gleich Einige, ohne allen historischen Grund, diese Behauptung durchzusetzen gesucht haben; s. *Vollbeding's Arch. nützl. Erfind.* S. 258: so haben doch *Tiraboschi* und *Jagemann* schon früher erwiesen, dass die Magnetnadel vielmehr einen europäischen Ursprung habe, und von den Abendländern zu den Asiaten gekommen sey. Sogar *Robertson* versichert mit Grund, dass es in der arabischen, türkischen und persischen Sprache kein eigenes Wort für den Compass gebe, wobey er zugleich nach *Chardin* beweiset, dass die Chinesen, wie alle Morgenländer, die Magnetnadel von den Europäern erhalten hätten, s. *Robertson An historical disquisit. the ancients India;* p. 228—230. Auch *Berghaus* hat in seiner *Gesch. der Schiffahrtskunde bey den vornehmsten Völkern des Alterthums.* 1 Bd. S. 569 ff., so wie *Kästner* im Anhange zu diesem Werke. 3 Bd. S. 120 f. ausführlich dargethan, dass die Chinesen, wie alle asiatischen Völkerschaften, die Magnetnadel von den

Abendländern erhalten hätten; vergl. *Niebuhr's* Reise nach Arabien, 2 Bd. S. 206 und *Riccioli Geograph. et Hydrograph. reformata, Lib. VIII. c. 12. p.* 331. *§. IX. ed Venet.* 1672. *fol.*, auch *Montucla hist. des mathématiq, Vol. I. p.* 434—438.)

Zweyte Epoche. *Geschichte der Physik von den Zeiten des Cartesius bis zu Ende der ersten Periode, oder bis auf Newton.* Der 1 Abschnitt enthält die Geschichte in Rücksicht der *allgemeinen Physik.* Zuvörderst werden die Meinungen der Schriftsteller aus diesem Zeitraume über die allgemeinen Eigenschaften der Körper, dann die späteren Versuche und die darauf gebaueten Theorieen über Schwere, Gravitation und freyen Fall der Körper erzählt. Der Vf. zeigt, dass durch die beiden Systeme, die *Descartes* und *Gassendi* aufgestellt hätten, das aristotelische gänzlich verdrängt worden sey; und ungeachtet letzteres durch *du Hamel* sehr stark vertheidiget wurde: so findet man doch nicht (worin er ganz Recht hat), dass dieser bey seinen Zeitgenossen, oder bey seinen Nachkommen, etwas damit ausgerichtet habe. — Die Versuche, welche *Riccioli*, *Dechales*, *Galilei* und andere angestellt haben, werden mit den Resultaten ihrer Beobachtungen und den daraus abgeleiteten Theorieen genau angegeben. (Was von *Dechales* angeführt wird, steht in dessen *Cursus seu Mundus Mathemat. Tom. I. p.* 464. *a. Lib. II. propos.* 1. *ed. Lugd. Paris.* 1674 fol. und in dessen zweyter verbesserter Ausgabe, die 11 Jahre nach seinem Tode zu Paris herauskam: Tom. II. p. 264. l. c. 1690. fol. — Da Hr. *F.* die Ausgabe nicht angiebt: so haben wir diese hier beyläufig ergänzt, um ihm zu zeigen, dass wir ihm fast in jedem Puncte Schritt vor Schritt gefolgt sind. Übrigens ist S. 278. Z. 4 das Todesjahr von *Dechales* richtig auf 1678; S. 302. Z. 8 aber unrichtig auf das J. 1679 angesetzt.) Von der Cohäsion, der Bewegung überhaupt und der Pendelbewegung besonders, wird viel Gründliches erzählt, auch S. 337 angeführt, dass schon *Huygens* die gefundene Länge des Secunden-Pendels zum *allgemeinen Fussmasse* vorgeschlagen, aber noch nicht gewusst habe, dass das Secunden-Pendel an verschiedenen Orten der Erde ungleich lang seyn müsse, wie man nachher gefunden. (Das ist richtig; aber sind die Grade des Meridians an allen Orten der Erde auch gleich gross, um davon ein zuverlässiges *allgemeines Längenmass* (*Métre*) ableiten zu können, welches die französischen Mathematiker aus der Revolutionsperiode, gegen *Condamin*, *la Hire*, *Maupertui* u. a. geltend zu machen gewusst haben? Der Unterschied des Pendels, an verschiedenen Orten der Erde, durch Versuche bestätiget, ist bey weitem so gross nicht, als der, welcher aus der Differenz der verschiedenen Meridianen entsteht, welche unsern der Linie bis nach Grönland oder im nördlichsten Norwegen gemessen werden. Diess weiss man jetzt in Paris recht gut zu erkennen; aber man kann die darauf verwandten grossen Kosten nicht wieder zurücknehmen.) Über die Wurfbewegung, den Stoss der Körper, das Gleichgewicht der festen Körper, auch das Gleichgewicht und die Bewegung tropfbar flüssiger Körper, wird viel Lehrreiches angeführt, und im 1 Cap. sind die Entdeckungen in der Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Luft vorgetragen. Dahin gehören: die Schwere und das Gewicht der Luft, die man nach Barometerständen und deren Veränderungen damals nur noch unbestimmt zu finden wusste. Daher wird in der Erzählung S. 437 fgg. von Entdeckung der Luftpumpe und Elasticität der Luft auf die Erfahrungen des *Torricelli*, *Pascal* u. a. Rücksicht genommen, und deren Verdienste um diesen Theil der Physik beschrieben. (Vgl. *Montucla hist. des mathém. Vol. II. p.* 280.) Zuletzt folgen einige Bemerkungen und Erklärungen über die Bewegung der Luft, wie sie von *Bacon*, *Descartes*, *Gassendi*, *Varenius* und *Kircher* anschaulich gemacht werden. — Im 2 Cap. werden die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von den schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper abgehandelt; die Lehre vom Schalle, von dem Klange und dem Tone, wird dargestellt nach *Mersenna*, *Otto von Guericke*, *Gassendi*, *Dominicus Cassini*, *Huygens*, *Picard* und *Römer*, worauf die Versuche von der Zurückwerfung des Schalles im Echo nach *Kircher* erzählt werden. An diese reihet sich die Geschichte des Sprachrohrs und die der Sprachgewölbe oder der Sprachsäle, worin vorzüglich *Kircher* zum Führer dient. S. 478 wird das berühmte Echo oder das sogenannte *Ohr des Dionysius* (des Tyrannen zu Syrakus) in Sicilien erwähnt, und auf *Kircher's* Nachrichten Bezug genommen. (Auch *Schott* hat diess beschrieben, und davon wunderliche Dinge erzählt: s. *Magia Phonocampt. p.* 82. Mehrere Stellen sind darüber gesammelt im *Universf. Lexikon*; 8 Bd. S. 124 ffg. vergl. *Voyage pittoresque de Naples et Sicilie par Mr. de Non*; ferner: *Münter's* Nachrichten von Neapel und Sicilien; — und *Fischer's* physikal. Wörterb. 1 Bd. Art. *Echo.*) 3 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche das Weltgebäude selbst betreffen. S. 482 wird richtig bemerkt, dass *Bullialdus* das copernicanische System vertheidiget habe; die Stelle dazu wird auf folgende Art citirt: *Philolaus. Lib. IV. Amstelod.* 1634. 4. (Rec. hat diese Ausgabe nicht, besitzt aber *Bouilland's Astronomia Philolaica*, Paris 1645. gr. fol., woselbst Lib. V. C. 1. p. 219 seq. etwas davon vorkommt, und *Bouilland* die Bemerkung macht, dass *Copernicus* die rückwärts gehende Bewegung der Aquinoctial- und Solstitial-Puncte schon beobachtet hätte. Das sagt auch *Joseph Scaliger de emendat. temporum*, Lib. IV. p. 284, weswegen ihn *Petau* widerrechtlich tadelt, s. *De Doctrina temporum*, Lib. IV. C. 23. Tom. 1. p. 187. Col. 1. edit. Antwerp. 1703. gr. Fol. vergl. *Jackson's* chronolog. Alterthümer, a. d. Engl. übers. von *Chr. Ernst v. Windheim*, S. 357. Nürnb. 1756 gr. 4. *Montucla* erwähnt davon nichts, s. *Hist. des mathématiq.* Vol. II. p. 253.) Übrigens werden die Hypothesen, welche die Gelehrten aus diesem Zeitraume von der physischen Beschaffenheit und der Bewegung der Weltkörper, als der Sonne, des Mondes, der Planeten, Kometen und Fixsterne aufgestellt haben, von Hn. *F.* beschrieben. Angehängt ist das Verzeichniss der Naturforscher, die im ersten Theile vorkommen. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JUNIUS, 1809.

PHYSIK.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten*, von *Johann Carl Fischer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Den *II Band* eröffnet das 4 Cap., in welchem, nach dem Systeme der *allgemeinen Physik*, die Meinungen und Entdeckungen vorgetragen werden, die unsere Erde seit *Cartesius* bis auf *Newton* betreffen. *Descartes* Hypothese über die Bildung der Erde wird für das, was sie ist, für einen blossen Traum erklärt. — Der 2 Abschnitt enthält die Meinungen und Entdeckungen in der *besonderen Physik*, und zerfällt in 8 Cap. Das erste erstreckt sich über die Lehre vom Lichte: es wird das Wesen und die Brechung des Lichts untersucht, auch das Entstehen der Regenbogen nach *Cartesius* erklärt. Die historischen Bemerkungen über die Ursache und Wirkung des Sehens und der Zurückwerfung des Lichts haben uns, wie die Lehre von den Farben, besonders gefallen. In der Erzählung von Erfindung optischer Werkzeuge wird S. 85 ffg. die Möglichkeit, dass Archimedes die Flotte des Marcellus, bey der Belagerung von Syrakus, durch Brennspiegel in Brand gesteckt habe, weder bejahend noch verneinend dargestellt. (*Kästner* erinnert dagegen: „In Zeiten, da man den Brennpunct im Mittelpuncte der Kugel annahm, machte man also gewiss keine Versuche mit mässig grossen Brennspiegeln. Das ist eine *mathematische Erinnerung* gegen die Erzählungen, dass mit Brennspiegeln feindliche Schiffe gezündet worden. Archimed und Proklus müssten bessere Theorieen von ihren Werkzeugen gehabt haben, die verloren gegangen wären. Die Erzählung von Archimeds Brennspiegeln ist freylich schon historisch so schwach, dass kaum nöthig ist, sie mathematisch zu entkräften." *Gesch. der Mathem.* 2 Bd. S. 242. vergl. *Montucla hist. des mathémat.* Vol. I. p. 250 und 328.) Was *Grimaldi* von der Beugung des Lichts, die Italiäner von dem Lichte leuchtender Körper, *Bartholin* von den Eigenschaften des isländischen Krystalls oder des Doppelspaths, *Descartes*, *Vossius* u. a. von den Höfen und Nebensonnen und anderen dahin gehörigen Erscheinungen gelehret haben, zeugt nicht minder, wie einige vermischte Bemerk. u. Entdeckungen über die mannichfaltigen Gebiete der besonderen Naturlehre, von des Vfs. Sachkenntniss. — Das 2 Cap. enthält die Lehre von der Wärme, wo die Meinungen über das Wesen derselben voran gehen. Über die Fortschritte zur Beobachtung der freyen, fühlbaren, thermometrischen Wärme, der Wirkung der Wärme auf die Körper, und der thierischen Wärme, wird viel Gutes gesagt. Das 3 Cap. handelt von den Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten, so wie das 4te vom Feuer. In dem letzteren wird das Wesen des Feuers untersucht, und die verschiedenen Beobachtungen bey der Erregung dieses Elements und die Ursachen der Verbrennung der Körper werden mittelst historischer Quellen aus jenen Zeiten anschaulich gemacht. Im 5 Cap., das die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Wasser enthält, findet man Bemerkungen über die Natur des Wassers, des Eises, der Hygroskope und wässerichten Meteore vorgetragen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Das 6 Cap., von der Gährung, ist das kleinste von allen in diesem ganzen Werke, indem die Entdeckungen solcher Erscheinungen, welche von den von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organisirter Körper abhangen, sich vorzüglich nur auf die Bemühungen des *van Helmont*, *Robert Boyle* und *Otto von Guericke* einschränken. Das 7 Cap. ist der Lehre von der Elektricität, und das 8te den Beobachtungen in der Lehre vom Magnetismus gewidmet. Man sieht offenbar, dass viele Behutsamkeit dazu gehört, die oft so genau verwandten Gegenstände, Zeiten und Epochen zu unterscheiden und von einander abzusondern, ohne sich im Wesentlichen zu wiederholen, oder in der einen oder anderen Hinsicht, der Verrückung des Hauptzwecks sich schuldig zu machen. Alle diese oft schwer vorkommenden Probleme hat Hr. *F.* rühmlich gelöset.

Zweyte Periode. *Geschichte der Physik von Newton bis auf* (die) *gegenwärtige*(n) *Zeiten*. Erste Epoche. *Geschichte der Physik innerhalb Newton's Zeitraume*. I Abschn. *Geschichte der allgemeinen Physik*. In Rücksicht dieser wird zuvörderst von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, ihrer Schwere, Gravitation und ihrem Falle, der Cohäsion, der Bewegung überhaupt, und der Central- und Pendel-Bewegung insbesondere gehandelt. Eben so wird der Widerstand gezeigt, den feste Körper erleiden, wenn sie in flüssigen bewegt werden. Ferner vom Stosse und Gleichgewichte der Körper, ihrer Friction, auch dem Gleichgewichte und der Bewegung tropfbar flüssiger Körper. Hierauf folgt das 1 Cap., in welchem die Entdeckungen in der Lehre von dem Gleichgewichte und der Bewegung der Luft, ihrer Elasticität, und andere hieher gehörige neuere Ent-

deckungen und Erfindungen geschildert werden. Im 2 Cap. werden dagegen die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von den schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper; im 3ten die, welche das Weltgebäude überhaupt, und im 4ten unsere Erde besonders betreffen, mit gründlicher Kürze erzählt. Bey dem Verzeichniss der vorzüglichsten Naturforscher, die im 2 Bande vorkommen, (S. 609—616) müssen wir bemerken, dass *Dechales* und *Kircher* keine Italiäner, sondern jener ein Franzose und dieser ein Deutscher war; dagegen *Dominicus Cassini* und *Peter Gassendi* keine Franzosen, sondern, wie *Jac. Phil. Maraldi*, in Italien geboren und erzogen sind. Anderer kleiner Abirrungen nicht zu gedenken.

Mit dem *dritten Bande* nimmt der II Abschn. seinen Anfang. Es werden in 8 Cap. die Meinungen und Entdeckungen in der *besonderen Naturlehre* vorgetragen: also die Lehre vom Lichte; von der Wärme; von der Luft, oder den Gasarten; vom Feuer; dem Wasser; der Gährung; der Elektricität und dem Magnetismus.

Der *IV Band* fängt mit der zweyten Epoche an, in welcher die *Geschichte der Physik, nach den Zeiten Newton's bis auf Priestley's Untersuchungen über die verschiedenen Gasarten* vorgetragen wird. Der Vf. behandelt diesen Gegenstand in eben der systematischen Form und Ordnung, wie in den vorigen Bänden. In dieser Hinsicht werden zuvörderst S. 1—169, nach den schon bekannten Unterabtheilungen, die Entdeckungen und Meinungen der Gelehrten aus diesem Zeitraume in der *allgemeinen Physik* gezeigt, worauf in 4 Cap. die Entdeckungen in der Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Luft; desgleichen vom Schalle; dem Weltgebäude überhaupt, und unserer Erde insbesondere untersucht werden. Dieser Abschnitt ist für die historische Naturlehre in mehrerer Hinsicht wichtig: Einmal, weil der Gang der Wissenschaft und ihre Fortschritte, die sie in diesem Zeitraume gemacht hat, mit der vorgeschriebenen Grenze so genau abgemessen sind, dass diese auch nicht entfernt überschritten wird. Zum anderen kann mancher, mit dieser genauen systematischen Ordnung weniger vertraute naturhistorische Schriftsteller aus jenem Abschnitte lernen, was dazu erfodert wird, eine Wissenschaft, wie die Physik, zu studiren, die, ihrer verschiedenen Unterabtheilungen ungeachtet, dennoch sowohl im Allgemeinen als Besonderen, so oft mit der reinen als angewandten Mathematik verwandt ist, dass es Vielen oft schwer hält, die Grenze der einen, wie der anderen, Wissenschaft zu bestimmen, ohne die eine mit der anderen in dieser oder jener Hinsicht zu vermischen, oder wohl gar zu verwechseln.

Von dem II Abschnitte, der in den folgenden *fünften Band* übergeht, und der die Meinungen und Entdeckungen in der *besonderen Naturlehre* erzählt, ist am Schlusse des *vierten Bandes* nur das 1 Cap., das die Lehre vom Lichte vorträgt, enthalten. Es ist dagegen auch so vollständig auseinandergesetzt, dass es, nur weniges ausgenommen, fast nichts mehr zu wünschen übrig lässt.

Der *V Band*, der die Fortsetzung der Geschichte der Physik von *Newton* bis auf *Priestley* enthält, handelt in der 2 Abtheilung die verschiedenen Materien der *besonderen Physik* ab, wovon hier das 2 Cap. die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von der Wärme vorträgt. Zuerst wird das Wesen der Wärme nach *Newton, Nollet, Euler* und besonders nach *Boerhave*, der das Elementarfeuer in 12 Eigenschaften zergliedert, von mehreren Seiten untersucht, und darauf die Theorie der Wärme, durch den Thermometer- und Pyrometer-Stand, nebst der freyen, fühlbaren oder thermometrischen Wärme angewandt. Hier kommen die verschiedenen Arten der Thermometer vor, welche *Reaumur, Martine, Musschenbroek, Halley, de la Hire, de Luc* u. a. in diesem Zeitalter erfanden. Das Hauptresultat gehet dahin, dass *de Luc*, durch sehr mühsame Untersuchungen, endlich eine genaue Vergleichung des wahren reaumurschen Weingeistthermometers mit dem Quecksilberthermometer von Graden zu Graden zu Stande gebracht habe, wovon S. 10 eine Tabelle im Auszuge geliefert wird. Das 3 Cap. über die Beobachtungen und Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten. 4 Cap. über die Entdeckungen und Beobachtungen bey der Lehre vom Feuer. Der Vf. geht sodann zu den Beobachtungen fort, die über die Erzeugung des Feuers und das Verbrennen der Körper von den vorzüglichsten Gelehrten aus dieser Periode angestellt worden. 5 Cap. über die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Wasser, dabey Manches von Hygrometern, Atmometern und Hyetometern, desgl. von den wäsrigen Meteoren. Das 6 Cap. ist der Gährung oder den Entdeckungen solcher Erscheinungen gewidmet, welche von den, von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organischer Körper abhängen. Das 7 Cap. enthält die Lehre von der Elektricität. Das 8te vom Magnetismus, womit diese Periode geschlossen wird.

Der *sechste Theil* fängt mit der dritten Epoche, oder der *Geschichte der Physik seit Priestley's Entdeckungen der verschiedenen Gasarten bis auf die neuesten Zeiten* an. Wir halten es, nachdem der Gang des Vfs. aus dem Vorigen klar genug erhellet, nicht für nöthig, auch in dieser letzten Periode alle einzelnen Abschnitte und Capitel der Reihe nach aufzuführen. Jeder, der das Werk zur Hand nimmt, kann diese summarische Übersicht des Inhalts sich selbst aus den Überschriften der Capitel leicht verschaffen. Wir werden daher bloss bey demjenigen verweilen, was uns zu eigenen Bemerkungen oder Zusätzen Veranlassung giebt. Bey der Lehre von dem Falle der Schwere und Gravitation der Körper (S. 219—237) nennt Hr. F. unter anderen *Guilielmini's* Schrift, welche die auf diesen Gegenstand Bezug habenden Versuche beschreibt, die in dem Thurm *degli Asinelli* in Bologna von G. angestellt wurden, *sehr selten*. Das ist sie auch. Rec. glaubt, dass in Deutschland nicht über vier Exemplare davon aufzuweisen sind, wel-

ches wahrscheinlich dem Missverhältniss des italiänischen Buchhandels zum deutschen zuzuschreiben ist. Rec. sah sie 1801 bey einem Freunde in Amsterdam. Der Titel ist: *Joan. Baptistae Guglielmini, de diurno terrae motu, experimentis physico-mathematicis confirmato, opusculum, Bononiae* 1792. Ex typographia S. Thomae Aquinatis. 90 S. 8. Mit 1 Kupf. Vgl. *Benzenberg's Versuche über das Gesetz des Fall's* u. s. w. Not. S. 270 fg. Schade, dass Hr. F. dieses lehrreiche Buch selbst nicht benutzen konnte! Was davon S. 220 fg. vorkömmt, scheint aus periodischen Schriften entlehnt zu seyn. Bey der historischen Darstellung der Lehre vom Schalle S. 558 vermissen wir die lehrreiche Theorie von *de la Grange* in dessen *analytischer Mechanik*, oder nach der deutschen Übersetzung von *F. W. A. Murhard*, S. 362 ffg. Götting. 1797, gr. 4, wovon zwar die früheren Theorieen im Eingange dieses Capitels berührt, aber die späteren Entdeckungen dieses berühmten Mathematikers nicht benutzt worden sind.

Bey der historischen Darstellung der Lehre vom Wasser, VIII Bd. S. 85 — 261, bedauern wir, dass der Vf. in diesem Capitel nicht den historischen Gang über die neueren Entdeckungen in der Lehre von der Bewegung des Wassers in Flüssen und Kanälen mit aufgenommen hat, welches doch ein wesentlicher Theil der mathematischen Physik ist, der, ohne uns auf frühere Untersuchungen einzulassen, während der letzten 25 Jahre, mit trefflichen Theorieen, Beobachtungen und Erfahrungen von *Silberschlag*, *Karsten*, *Käftner*, *Hindenburg*, vorzüglich *Wiebeking*, *Woltmann*, *Eytelwein*, *Funke*, *Hennert*, *Brünings* d. ä., *Conrad*, *Blank* u. m. A., besonders auch einigen Italiänern und Franzosen bereichert worden ist. Das letzte Cap. enthält wieder die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre vom Magnetismus. Voran Beobachtungen und Versuche vieler berühmter Physiker; alsdann die von der Gestalt und Beschaffenheit der Magnetnadel, die *Coulomb* am besten in pfeilförmiger Gestalt zu finden glaubte. Die Erfahrung stimmt ganz für diese. Rec. hat zwey grosse Magnetnadeln zu seinem Gebrauche vor einigen Jahren in Holland verfertigen lassen, deren Gestalt nach beiden Grenzen oder Horizontal-Polen völlig einem spitzigen Sector ähnlich ist, deren man sich zur Beklebung der äusseren Fläche am Globus bedient. Diese Figur der Magnetnadel erhält am längsten ihre magnetische Kraft, und ist weniger, wie die Liliengestalt, der Abweichung unterworfen. — Endlich S. 921 — 931 findet sich das alphabetische Namenregister aller Gelehrten, die in sämmtlichen Bänden vorkommen.

Das Äussere des Werkes gereicht der Verlagshandlung zur Ehre; nur wird Mancher mit uns beklagen, dass zu den Kupferabdrücken nicht besseres Papier gewählt worden ist. Bgs.

GOTHA, b. Becker: *Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger, nebst einer kurzen Einleitung in die Naturgeschichte* von *Fr. Kries*, Prof. am Gymnas. zu Gotha. 1804. Zweyte Aufl. 1808. 163 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. besorgt seit einigen Jahren im Landschullehrerseminarium den Unterricht in der Mathematik und Physik. Für ersteren hat er ein Rechenbuch für Bürger- und Land-Schulen entworfen, und für letzteren gegenwärtiges Lehrbuch. So viel Rec. beym Durchblättern gesehen, zeichnet sich dieses Lehrbuch vor ähnlichen weder im Styl, noch in der Behandlung des Gegenstandes aus, und es würde daher überflüssig seyn, eine nähere Anzeige davon zu machen. Doch hat Hr. *Kries* am Ende eines Paragraphen die abergläubischen Meinungen des Landmanns über manche Naturerscheinung mit angeführt, so wie auch eine und die andere nützliche Bemerkung hinzugefügt. Die Naturgeschichte ist nach *Blumenbach* abgehandelt. Um das Buch nicht zu vertheuern, hat der Vf. keine Kupfer gegeben; die Figuren soll der Lehrer machen. Es ist also bloss für diesen, und nicht für die Schüler. Hiedurch und auch durch die Art des Vortrags scheint das Buch einen Theil seines Zwecks verfehlt zu haben. Der Vortrag ist streng systematisch, wie in allen Compendien, und dieser ist, so viel Rec. die unteren Volksclassen kennt, unter allen der am wenigsten fassliche, und folglich der schlechteste. Hr. K. fängt gleich, wie gewöhnlich, mit den allgemeinen Eigenschaften der Materie an, mit ihrer Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit u. s. w., und diess ist gerade dasjenige, was am wenigsten verstanden wird, weil es von den im Leben gewohnten Begriffen am weitesten entfernt ist; auch sind die Menschen, wie die Geschichte lehrt, gerade am spätesten darauf gekommen. Der Mensch erkannte früher die Eigenschaften des Bernsteins, als die allgemeinen Eigenschaften der Materie. Rec. würde immer den historischen Vortrag vorziehen, weil er bey diesem glaubt leichter verstanden zu werden. Er weiss es aus eigener Erfahrung, wie wenig er in seinem ersten Cursus der Physik vom systematischen Vortrage des Professors verstand; und *Hauff* in Marburg las doch die Physik sehr gut. Die Begriffe sind dem Zuhörer neu, er ist nicht gewohnt, sie in ihrer Allgemeinheit zu fassen und zu begreifen, und daher verstanden selbst in *Lichtenberg's* Hörsaale *Lichtenberg* Wenige. Im täglichen Leben hat man es nur mit Erscheinungen zu thun, die historisch sind, und die nichts weniger als systematisch zusammenhängen. Wenn man in den Hörsaal tritt: so hört man auf einmal von den allgemeinen Eigenschaften der Körper reden, von den Gesetzen ihrer Bewegung und ihres Falles, und fasst dieses höchstens, wenn's gut geht, mechanisch auf, bekommt aber keine lebendige, anschauende Idee davon, und begreift gar nicht, wie die Menschen zu allen diesen Kenntnissen gekommen sind, die auf einmal so vollendet und so imponirend vor uns treten. Der historische Vortrag, wo man z. B. das galiläische Gesetz nicht erklärt, sondern die Geschichte desselben nebst den Versuchen darüber erzählt, ist dem ungeübten

Gemüthe leicht verständlich, und es sieht, auf welchem Wege solche Wahrheiten entdeckt wurden, mit welchen Irrthümern und Schwierigkeiten man zu kämpfen hatte, und wie ungewiss und wie wenig vollendet alles im Anfange ist. — Rec. verdankt *Lichtenberg's* Vorträgen die Einsicht, dass die verschiedenen Capitel der Physik lange nicht so vollendet sind, wie er bis dahin geglaubt hatte. — Der historische Vortrag fördert diese Einsicht sehr, und er giebt dem Gemüthe eine grössere Klarheit, als der abgezogene Begriff, und ein grösseres Zutrauen zu sich selbst, die noch unvollendeten Lehren weiter zu führen. Die Worte werden ihm bekannt, die Begriffe geläufig, und er wird so vorbereitet, die verschiedenen Theile der Wissenschaft, die er einzeln kennt, als ein Ganzes durchzugehen und zu übersehen. — Nicht die Summe der Kenntnisse giebt ihnen Werth, auch nicht die Vollständigkeit des Systems, — denn wie voll Lücken sind nicht alle unsere Kenntnisse, — sondern die Klarheit und die Lebendigkeit, mit der sie der Mensch und der Bürger hat, bestimmen ihren Gehalt; weil hievon die vielseitige Anwendung abhängt, die der Mensch davon im Leben machen kann. — Aber es geht so oft mit den Kenntnissen, wie mit den Sparpfennigen, — sie gehen ungebraucht aus einer Hand in die andere.

e* e* e.

SCHÖNE KÜNSTE.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Neue Amaranthen.* Vom Vf. der grauen Mappe. Erste Sammlung. 1808. 380 S. (1 Thlr. 18 Gr.)

Der Vf. der *neuen* Amaranthen, der nur den Titel der alten wegen der neuen Verlagshandlung geändert hat, ist bey einem Theile der Romanenleser durch die Unterhaltungen, die er ihnen schon früher hat angedeihen lassen, gewiss noch in gutem Andenken, und wird desshalb auch mit dieser Lectüre Aufmerksamkeit, wenn auch nicht den vollen Beyfall finden. Unter den drey Abschnitten, die diese Sammlung ausmachen, verdient der erste am wenigsten seinen Platz. Es ist ein dramatisches Familien-Gemälde in vier Aufzügen: *Sechs Launen!* betitelt, das einen wunderlichen Onkel, bey welchem immer bestimmt eine Laune auf die andere folgt, zum Hauptgegenstande macht, und das den mithandelnden Personen Gelegenheit giebt, ihren Herrn und Beschützer geflissentlich nach ihrem Zweck gerade in diejenige Stimmung zu versetzen, die eine andere, wie sie sie eben brauchen, herbeyführen muss. Das Meiste beruht darauf, dass der Onkel sich vorher austobt, ehe er sich gegen Jemand gütig erweist. Die Idee ist löblich, und auch aus der Natur geschöpft: allein in der Ausführung nicht der Erwartung entsprechend. Die Launen äussern sich nicht stark und deutlich genug; besonders das Poltern des Onkels ist zu schwach und zu vorübergehend, so dass die Theilnahme und die Besorgniss des Lesers oder Zuschauers nicht gehörig erregt wird. Auch hat die Wortfülle des Vfs., die in seinen Erzählungen den Perioden oft eine angenehme Rundung und rhythmischen Fall giebt, dem Dialog durch Verwässerung mitunter sehr geschadet, wozu noch die Lieblingsneigung kommt, etwas Gewöhnliches gern bildlich auszudrücken, was ausser der unnützen Verlängerung der Sätze auch die Charaktersprache der Personen öfters unterbricht, z. B. wenn das Kammermädchen zu ihrem Fräulein sagt: Wie? noch immer die Bildsäule des verweinten Kummers über dem Grabmal eines abgestorbenen Glücks? Und weiterhin von ihrem Liebhaber: Der erste verzehrende Schmerz, der still und verzweiflungsvoll gegen sein Inneres wüthete, machte bald dem, über alle *Ufer* austretenden *Strome* der Leidenschaft Raum. So wie das Folgende: Es versteht sich ja wohl, dass ich hier nur die Repetiruhr seiner eigensten Worte bin. Aus diesem Proben kann man zugleich das Fehlerhafte des Styls und die Art der Einkleidung des Vfs., der seine Bilder mehr äusserlich zur Umhüllung als zur inneren Entwickelung der Sache gebraucht, kennen lernen. An die indirecte Darstellungsart, die Erzählung, gewöhnt, hat er nicht Geistesgewandtheit genug, das Gedachte einmal dramatisch, sichtbar in wenigen Zügen, deutlich und gedrängt hervortreten zu lassen. Es ist ihm also zu rathen, lieber bey jener Auffassungs- und Mittheilungs-Weise zu bleiben, die ihm bey weitem besser gelingt als die Dramatisirung. Diess bezeugen die folgenden Abschnitte: *die beiden Freyer* und *der schwarze Peter*, in welchen sich alles, der Form angemessener, vor der Phantasie des Lesers entfaltet. Abgerechnet, dass auch hier der Strom der Worte weniger ergiebig, die Deutschheit weniger derb und unlieblich, und das Populäre des Ausdrucks geistreicher seyn sollte, offenbart sich in beiden Erzählungen Natur und Leben, und eine Zweckmässigkeit in der Verknüpfung der Umstände und Verhältnisse, wie sie nur einem erfindungsreichen Kopfe eigen ist. Am meisten ergötzt der schwarze Peter, und zieht die Aufmerksamkeit ohne Ermüdung mit sich fort, weil hier der Stoff sich drängt, und der Vf. darüber zu seinem Lieblingsfehler, das Geringfügige durch umständliche Einkleidung wichtig zu machen und zur Ausfüllung dazwischen zu breiten, nicht recht kommen kann. Wir dürfen nur wenig Worte des Wandernden, dem diess Abenteuer begegnet, aus dem Zusammenhange hersetzen, um von der seltsamen Beschaffenheit der hier vorkommenden Auftritte eine kleine Ahnung zu geben. „Ich befinde mich (sprach jener zum Pfarrer) in einer Lage, die kaum sonderbarer gedacht werden kann; in einen Trauermantel gehüllt, ohne die mindeste Lust zu trauren oder mich's Thränen kosten zu lassen; als Führer von ein paar Maulthieren, die mir allen Gehorsam aufgesagt haben und mir auch nicht angehören; mit einer Leiche, die ich im Leben nie gesehen habe, deren Stand und Namen ich nicht kenne, und von der ich noch weniger weiss, wohin sie gebracht werden soll." Die ganze Sache aber ist ein Spitzbubenstreich vom schwarzen Peter, der einen geraubten Schatz als Leiche aus der Stadt davon führt.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Darstellungen aus der Mineralogie, Mathematik, Physik und Bergwerkskunde* von *Christian Zimmermann*, Dr. d. Phil. und Privatdocent zu Heidelberg. Erster Band. 1808. X u. 310 S. 8. Mit drey Kupfertafeln. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach der Vorrede soll der Zweck dieser Schrift seyn: den genauen Zusammenhang der technischen Lehren des Bergbaues mit den theoretischen der mathematischen und physikalischen Wissenschaften zu zeigen. In allgemeinen Abhandlungen will der Vf. die technischen Regeln der bergmännischen Arbeiten darzulegen suchen, und in speciellen Untersuchungen einzelne Zweige der Bergwerkskunde aufzuklären, und ihre wissenschaftlichen Gründe aufzufinden sich bemühen. Jene allgemeinen Abhandlungen liefert dieser erste Band; in den folgenden verspricht der Vf. dasjenige, was hier oft nur angedeutet und encyklopädisch enthalten sey, in weiteren und specielleren Untersuchungen darzulegen. — Billig erwartet man nun in einer allgemeinen Einleitung eine Darstellung der Beziehungen zu finden, in welchen die Bergbaukunde (— Rec. bedient sich lieber dieses Wortes statt des vom Vf. gebrauchten Wortes *Bergwerkskunde*, womit man die Kunde der einzelnen Bergwerke schicklicher bezeichnet —) zu den mathematischen und physikalischen Wissenschaften stehet, so wie eine genauere Übersicht des Plans, nach welchem der Vf. diese Beziehungen darzulegen denkt. Dagegen stösst man aber sogleich auf eine Abhandlung, welche „*Classification und Beschreibung der Gebirge*" überschrieben ist. Nach des Vfs. Aussage in der Vorrede ist diese zum Theil schon vor zwey Jahren abgedruckt worden, womit der Vf. selbst den Mangel mancher neuer Entdeckung und manche sonstige Fehler entschuldigt zu wissen wünscht. In der That wird man auch den grössten Theil dieser Abhandlung herzlich gern dem Vf. zurückgeben, da sie beynahe nichts enthält, was man nicht in der schon 1805 erschienenen Geognosie von *Reuss* ungleich besser und vollständiger fände; dagegen aber mit manchen Unrichtigkeiten ausgestattet ist, welche man in diesem Werke vermisst. Ob der Vf. selbst unmittelbarer Schüler *Werners* ist, sagt er nicht. Auf keinen Fall wird er aber seinen S. 41 geäusserten Wunsch in Erfüllung gehen sehen: dass die *werner*'sche Geognosie durch diese Abhandlung allgemeiner bekannt werden möge, indem der grosse Gründer jener Wissenschaft diese Ausgeburt schwerlich als sein Kind wird anerkennen mögen. — Übrigens soll in dieser Abhandlung nur ein Abriss der Gebirgskunde gegeben werden; man erwartet daher zwar Kürze, aber eine gedrängte und gleichförmige Kürze: dagegen stösst man häufig auf ganz unnütze Tiraden, und bald auf eine ganz encyklopädische, bald hingegen auf eine ausführliche Darstellung. Dabey ist die Abhandlung in einem unerträglich-schwülstigen Style geschrieben. Durch die Wahl des Ausdrucks und manche angebrachte Redensarten scheint sich der Vf. das Ansehn geben zu wollen, als gehöre er einer bekannten philosophischen Schule an. Rec. besorgt aber, dass der Vf. eben so wenig bey den Anhängern als bey den Gegnern dieser Partey seinen Zweck erreichen werde. So heisst es gleich zu Anfange: „Viele Naturforscher, die sich mit der Bildung der Erde beschäftigten, haben darüber mancherley, grösstentheils falsche Sätze aufgestellt. Die meisten unter ihnen wollten ihre Erfahrungen zusammenstellen, erfanden zu dem Ende eine Hypothese, mittelst deren sie, von der beschränkten Gegenwart ausgehend, eine Geologie geschaffen zu haben glaubten. Sie nehmen die Erde wie sie jetzt ist, nicht ahnend das innere Leben derselben, und ihr Hervorgehen aus sich selbst; ihre wahrhafte Geschichte, ihre Entwickelung in einer ununterbrochenen Thätigkeit im Ganzen und Grosen, ist ihnen unbegreiflich." — Der zweyte § beginnt folgendermasen: „Was wir jetzt gebildet und bildend auf unserer Erde wahrnehmen, entwickelte sich zu seiner Zeit aus dem Leben derselben. Wie diese Bildungen geworden sind, und sich lebend und thätig beweisen, muss die Geologie darstellen." — Zu den allgemeinen Mängeln der ersten Abhandlung gehört auch die beständige Vermengung der Lehren der *Geognosie* mit denen der *Geogenie*, welche doch streng von einander geschieden werden sollten, zumal in einem Werke, welches das Verhältniss der *Bergbaukunde* zu ihren Hülfswissenschaften lehren will, zu denen aber die *Geogenie* gewiss in keiner Hinsicht gehört. — Gemeiniglich zeigt sich der Vf. als Compilator, und nur an ein paar Stellen als Selbstbeobachter; aber auch hier nicht einmal in einem ausgezeichnet vortheilhaften Lichte.

Auf eine allgemeine Einleitung (S. 1—8) folgt, als der erste Theil der Abhandlung, eine *Betrachtung der Gebirge überhaupt*. Nach §. 32 soll man den *Flötzgrünstein unter* dem *Basalte* antreffen, welches den mehresten allgemein und schon längst bekannten Erfahrungen widerspricht, nach denen der Grünstein,

wenn er in Gesellschaft des Basaltes vorkömmt, gemeiniglich *auf* demselben zu liegen pflegt. *Werner* selbst hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass bey den Flötztrapplagen die krystallinische Textur mit dem Schwinden der Producte bloss mechanischer Niederschläge, nach oben zu allmählich sich entwickelt, und in dem Grünstein seine höchste, wiewohl immer nur sehr unvollkommene Stufe erreicht. Wenn der Vf. im 34sten § sagt: die Flötzgebirge seyen in der Zusammensetzung der Schichten zwar sehr mannichfaltig, jedoch bestehe eine jede solche Schicht aus *einfachen Fossilienmassen:* so dachte er vermuthlich nicht an das *Conglomerat* und den *Sandstein*, von welchen man diess doch wohl in der Regel nicht mit Recht sagen kann. — Zum Belege, wie rasch der Vf. hin und wieder bey seinen Schlüssen verfährt, möge der Anfang des 35sten § dienen, wo es heisst: „Die vulcanischen Gebirge sind Erzeugnisse des Feuers, zu ihrer Bildung musste also Brennstoff vorhanden seyn; dieser aber trat zuerst in den Flötzgebirgen deutlich hervor. Die Flötzgebirgsarten enthalten also die Bedingungen zur Entstehung der vulcanischen; jene müssen also älter seyn als diese." Was der Vf. hier unter *Brennstoff* verstehe, sagt er nicht; es ist daher auch nicht einzusehen, aus welchem Grunde er nur den Flötzgebirgsarten die Bedingungen zu Vulcanen zuschreibt. Daraus, dass mehrere der jetzigen Vulcane aus Flötzgebirgen hervorbrechen und durch Feuer mehr und weniger veränderte Theile derselben zu Tage fördern, ist noch nicht bewiesen, dass die Vulcane selbst, die man billig mit den Erdbränden nicht unter Einer Kategorie zusammenfassen sollte, im Flötzgebirge ihre Entstehung haben. Diess können nur diejenigen annehmen, welche auch die Entstehung von Vulcanen in brennenden Stein- oder Braun-Kohlenflötzen gefunden zu haben glauben. Vielleicht ist der Vf. dieser Hypothese zugethan, und versteht unter Brennstoff Steinkohlen und Braunkohlen. Nach den *Humboldt's* und *Buch's* Beobachtungen aber scheint es mehr wie wahrscheinlich zu seyn, dass die Ursache der Vulcane, selbst noch *unter* dem uns bekannten, sehr unschicklich sogenannten *Urgebirge* verborgen liege.

S. 42—146 folgt nun im *zweyten Theile* eine *Beschreibung und Classification der Gebirge.* Die Beschreibung des Granits soll, als die erste, etwas ausführlich seyn; nachher will sich der Vf. mehr der Kürze befleissigen. Dennoch steht diese Beschreibung des Granits in Ansehung der Vollständigkeit sehr weit zurück hinter den von *Reuss* und von *Haberle* gelieferten. Die übrigen Urgebirgsarten sind vollends höchst dürftig abgespeist. — Nicht *Montfaucon*, wie der Vf. angiebt, sondern *Tournefort* nannte den *Granit* zuerst. — Granit, der in sehr niedrigen Gegenden vorkommt, ist darum noch nicht für Granit *neuerer* Formation anzusprechen, wie der Vf. nach S. 48 anzunehmen scheint. — S. 63 tischt der Vf. noch die Meinung auf, dass der *werner'sche Syenit* mit dem Syenit des *Plinius* identisch sey, und widmet dieser doch schon seit langer Zeit durch *Wad* und *Blumenbach* widerlegten Hypothese —, nach welchen beiden trefflichen Naturforschern der Syenit des *Plinius* zu den vollkommensten und deutlichsten Abänderungen unseres Granits gehört — eine halbe Seite, welches gegen die übrige Kürze sonderbar absticht. — Bey der Angabe der verschiedenen Hauptmassen des Porphyrs, S. 66, vermisst Rec. den dichten Feldspath und Quarz. — Nach S. 75 soll bey *Edelsdorf* in Schweden *Grünsteinschiefer* vorkommen, ob es gleich in ganz Schweden keinen Ort Namens *Edelsdorf* giebt. Vermuthlich ist damit *Ädelfors* in Småland gemeint, wo aber, so viel Rec. weiss, kein Grünsteinschiefer, sondern ein sehr innig gemengter Glimmerschiefer vorkommt, der bey den Schweden Hornberg genannt wird. — Bey Darmstadt soll, nach des Vfs. Angabe, ein mit schillernder Hornblende gemengter Serpentin gefunden werden, welcher, wie der von *Humboldt* entdeckte, Polarität zeigt. — S. 86 und an mehreren anderen Stellen läst sich der Vf. eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, dass er nämlich Berge, Felsen u. s. w. nennt, wo eine gewisse Gebirgsart vorkommen soll, ohne die Gegend anzugeben, wo jene Berge u. s. w. liegen. Aus dem Citate ersieht man, dass der *Sonnenberg*, die *rehberger Klippe* und der *Tiefenbach*, wovon der Vf. spricht, am Harze zu suchen sind.

Bey dem *Übergangsgebirge* ist der Vf. unverhältnissmässig ausführlich; liefert aber hin und wieder, besonders in Ansehung des Harzes, sehr falsche Nachrichten. So soll z. B., nach S. 91, die Erze des Rammelsberges bey Goslar ein viele Versteinerungen enthaltendes Kalklager decken, welches man dort vergebens suchen, statt dessen aber wohl, in einiger Entfernung über dem Erzlager, eine ziemlich mächtige Schicht eines glimmerigen, mit Conchylienabdrücken angefüllten Grauwackenschiefers — (schieferige Grauwacke, nicht Übergangsthonschiefer, den der Vf. nebst mehreren anderen Schriftstellern mit dem eigentlichen Grauwackenschiefer verwechselt) — antreffen wird. S. 93 und 95 verräth der Vf. eine gänzliche Unbekanntschaft mit mehreren neueren geognostischen Untersuchungen über den Harz, die den *Übergangskieselschiefer* am Harze an vielen Orten nachweisen, wozu aber keinesweges, wie der Vf. meint, der im andreasberg'schen Thonschiefer Lager bildende zu zählen ist, da der Thonschiefer der Gegend von Andreasberg, in welchem die dortigen reichen Erzgänge aufsetzen, selbst nicht zum Übergangsgebirge, sondern zu den jüngsten Erzeugnissen der Urthonschieferformation gehört. Nach S. 100 soll bey der *Ockerhütte* (vermuthlich doch bey der am Unterharz gelegenen?) ein *Übergangskalkstein* mit vielen Versteinerungen vorkommen, ob man diesen gleich in der ganzen Gegend vergebens sucht, dagegen in der Nachbarschaft der Ockerhütte einen an Petrefacten reichen Flötzkalkstein findet, der zur jüngsten Flötzkalksteinformation, zum sogenannten *Muschelkalksteine* gehört. Die sogenannte *Einhornshöhle* bey *Scharzfeld* am Harz verlegt der Vf. ebenfalls in den

Übergangskalkstein, da sie doch, wie schon längst bekannt ist, in einem, vielleicht zum *karsten*schen Jurakalkstein gehörigen *Flötzkalkstein* liegt. — Bey der unverhältnissmäsigen Ausführlichkeit, womit der Vf. das Übergangsgebirge behandelt, fehlt es diesem Abschnitte doch sehr an Vollständigkeit. So findet man darin den Übergangsdach-, Alaun- und Wetz-Schiefer, den feinkörnigen Übergangssandstein, den Übergangsporphyr an keiner Stelle erwähnt. — S. 113—141 handelt der Vf. ebenfalls mit etwas grösserer Ausführlichkeit vom Flötzgebirge. Es scheint dieser, so wie der vorhergehende Abschnitt, später ausgearbeitet zu seyn, als derjenige, welcher das Urgebirge betrifft; und allerdings sind ihm auch einige Vorzüge vor jenem nicht abzusprechen. Der Vf. erklärt sich für die Vulcanität des Trasses und Bimsteines in der Rheingegend, und ist geneigt, ihren Ursprung in die Gegend der Fistel zu setzen. — Den Roogenstein sieht der Vf. als ein Erzeugniss heisser Quellen der Vorzeit an, ohne andere Gründe, als die Analogie mit dem Erbsensteine, vorzubringen. Es scheint gegen diese Hypothese doch die Art des Vorkommens, die regelmässige Schichtung mit Sandsteinschiefer, zu sprechen. S. 128—131 ist eine gelungene Darstellung der verschiedenen Reihen der Flötzgebirgsformationen mit Rücksicht auf die früheren Bildungen im Übergangsgebirge enthalten. —

Die zweyte Hälfte des Buchs nimmt eine *Abhandlung von der Bergwerkskunde* ein. Sie handelt zuerst von der Bergwerkskunde (Bergbaukunde) überhaupt und ihren Hülfswissenschaften. Hier wird in der Einleitung Manches über die Verhältnisse der Bergbaukunde zu den mathematischen und physikalischen Wissenschaften nachgeholt, welches bey einer logischen Ordnung dem ganzen Werke hätte vorangehen sollen. Dann redet der Vf., nach *Werner*, ausführlicher über Mineralogie, über die Theile dieser Wissenschaft, besonders auch über Methode in der Oryktognosie, und bringt endlich sogar noch eine kurze und nichts weniger als pragmatische Geschichte der Geognosie bey welches alles hier sehr am unrechten Orte steht. Nach diesem geht er zur Bergbaukunde selbst, und zwar zunächst zur Bergbaukunst über. 1 Cap. *Von den Lagerstätten nutzbarer Mineralien, ihrer Aufsuchung und den darauf zu veranstaltenden Versuchbauen.* Die Lehre von den *Lagerstätten* gehört nun wohl, genau genommen, nicht zu den Lehren der *Bergbaukunst*, sondern es ist der Theil der Gebirgskunde, welcher in der Bergbaukunde die meiste Anwendung findet, und kann also da, wo bloss die letztere vorgetragen wird, als eine Vorbereitung mit beygebracht werden. Da nun aber der Vf. in diesem Werke der Geognosie, als Hülfswissenschaft der Bergbaukunde, eine eigene Abhandlung gewidmet hat: so hatte man auch erwarten sollen, dass er gerade in dieser die Lehre von den besonderen Lagerstätten der Fossilien ausführlich abgehandelt haben würde. Wenn der Vf. S. 178 von den *Gängen* sagt: „Sie erscheinen als ehemals offene Spalten, welche sich bey der Austrocknung des Gebirgs gebildet haben, und ehemals von oben herein ausgefüllt worden sind" —: so drückt er sich wohl mit zu grosser Bestimmtheit und zu allgemein aus, da unsere Meinungen von Entstehung der Gänge nur Hypothesen seyn und bleiben können, und es überdiess sehr viele Erfahrungen höchst wahrscheinlich machen, dass wenigstens bey Weitem nicht alle Gänge von oben herein ausgefüllte Gebirgsspalten sind. 2 Cap. *Von den Hauerarbeiten.* So, wie das erste, grösstentheils Compilation aus bekannten Werken und Abhandlungen. S. 226 stellt der Vf. den Satz auf: dass das Pulver nach der Richtung, von woher es angezündet werde, immer seine geringste Wirkung äussere, und führt zum Beweise einen von ihm angestellten Versuch an. Er habe nämlich in einen Pistolenlauf eine gewöhnliche Pulverladung gethan, einen Papierpfropf darauf gesetzt, darauf Asche geschüttet, und nun durch das Zündloch auf gewöhnliche Weise abgebrannt, wobey die ganze Besetzung vollkommen herausgeworfen worden sey. Nachher habe er aber das Zündloch vernagelt, so wie vorher, jedoch nur schwächer, geladen, und vermittelst eines starken Draths eine durch den Pfropf gehende Öffnung gemacht, und die Ladung mittelst eines mit Pulverauflösung getränkten Papierspans angezündet, worauf der Lauf zersprengt worden sey. Es verdient dieser Versuch eine Wiederholung, so wie die Sache eine weitere Nachforschung. — Weitläuftig handelt der Vf. nach den in *Gilberts* Annalen enthaltenen Aufsätzen von *Pictet* und Anderen von der Besetzung mit Sand; und nach *Baader* und *Schroll* von der sogenannten *Luftbesetzung*. Der Vf. hält die Vortheile der Sandbesetzung für hinlänglich praktisch erwiesen; er glaubt, dass diese Methode dem Bergbaue grossen Nutzen werde schaffen können, und schlägt vor, die Luftbesetzung mit der Sandbesetzung in Verbindung anzuwenden. Man vermeide dabey die Hindernisse, welche einer vollkommenen Anwendung der Luftbesetzung, wobey man sich des Lettens zur Verkeilung bedient, entgegenstehen, indem es hinreichend sey, ein Scheibchen von Holz oder Pappendeckel bis in die gehörige Tiefe, so dass es nicht auf dem Pulver unmittelbar aufsitze, in das Bohrloch hinabzustossen, und alsdann mit Sand das Bohrloch vollends anzufüllen. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die es bey dieser Methode haben würde, das Schiessröhrchen anzubringen: so verräth der Vf., indem er die Sandbesetzung ohne Einschrankung empfiehlt, Mangel an praktischer Einsicht, weil nämlich diese Methode bey *Förstenlöchern* auf keine Weise anzuwenden ist. Überdiess ist aber auch der grössere Effect, der mit der Sandbesetzung im Vergleich zur Lettenbesetzung verbunden seyn soll, noch nicht so ganz zuverlässig erwiesen. In Schweden und Norwegen angestellte Versuche sprechen dawider; so wie auch neuerlich die von den kaiserl. franz. *Ingénieur en chef des mines, Héron de Villefosse*, und dem Prof. *Gilbert* am Harz mit der Sandbesetzung gemachten Versuche kein besonders günstiges Resultat geliefert haben sollen. — Der Vf. trägt nach *Baader* die Theorie des grösseren mit der Luftbe-

tzung gegen die gewöhnliche Schiefsmethode verbundenen Effectes vor, die aber dem Rec. etwas zu künstlich zu seyn scheint. Den Hauptnutzen, welchen ein Luftraum gewährt, den man über oder unter dem Pulver läfst, glaubt Rec. darein setzen zu müssen, dafs dadurch ein *schnelleres* Entzünden der *ganzen* Ladung bewirkt wird, die dadurch mehr in einem Augenblicke ihrer ganzen Masse nach wirken kann; da hingegen bey der gewöhnlichen Besetzungsmethode, aus Mangel an Luft, die Entzündung langsamer von Statten geht, und daher ein Theil desselben schon seine Wirkung äusert, während ein anderer noch unwirksam bleibt. Die Erfahrung lehrt sogar, dafs bey der gewöhnlichen Besetzungsmethode ein Theil des Pulvers oft gar nicht abbrennt, welches nach Rec. Beobachtungen bey der Luftbesetzung nicht vorfällt. Wenn der Vf. der Meinung ist, dafs die Wirkung der Luftbesetzung vermindert werde, wenn man den Luftraum *unter* dem Pulver lasse: so spricht dagegen eine zu *Röraas* in Norwegen schon seit mehreren Jahren gemachte Erfahrung, wo man sich dieser Methode mit ausgezeichnetem Vortheile bedient. Man stöfst dort auf die Sohle des Lohs einen mehrere Zoll langen Pflock, dessen mit einigen Einschnitten am Rande versehener Kopf gleichen Durchmesser mit dem Bohrloche hat, nach unten aber spitz zuläuft, und bringt darauf das Pulver, woran man den vierten Theil gegen vormals, als man sich noch der gewöhnlichen Schiefsmethode bediente, erspart. Unbegreiflich ist es dem Rec., wie der Vf. da, wo er von der Luftbesetzung redet, zu wiederholten Malen, statt *Luftraum*, *luftleerer Raum* schreiben konnte! — Bey Gelegenheit des Abschiefsens der Löcher wird nur des Zündens vermittelst eines Schwefelfadens gedacht. In mehreren Bergwerksgegenden bedient man sich dazu mit Pulver eingeriebenes, spiralförmig gewundenes Papiers, oder mit Pulver eingeriebener Holzspäne. — Des *Feuersetzens* gedenkt der Vf. nur sehr kurz. Von dem Unterschiede des *Ort- und Förften-Brennens* und den verschiedenen Verfahrungsarten dabey, sagt er kein Wort. Unter den Orten, wo diese Erzgewinnungsmethode im Gange ist, erwähnt er nur den *goslarschen Rammelsberg*, *Felsobanzöe*, *Altenberg*, *Ehrenfriedersdorf*, *Geyer* und *Kongsberg*, da sie doch bey den mehresten *norwegischen* Bergwerken und bekanntlich bey den *schwedischen* fast durchgängig üblich ist. Auch mufs Rec. erinnern, dafs man nicht überall, wo man Feuer setzt, sich eines Rostes bedient; namentlich nicht am Harz, in Norwegen und Schweden. — 3 Cap. *Von der Veranstaltung und dem Betriebe der Grubenbaue.* Bey der Lehre von Anlegung der Schachte vermifst Rec. die bey dem Gangbergbaue bekannte Unterscheidung der saigern, nicht auf dem Gange abgeteuften, sogenannten *Richtschachte* und der *donlägigen* auf dem Gange niedergebrachten, so wie die Angabe der Vortheile und Nachtheile, die in verschiedenen Fällen mit der einen oder anderen Art verknüpft seyn können; ein Gegenstand, der bey dem Gangbergbau oft zur Sprache kommt, und besonders berücksichtigt zu werden verdient. — Da, wo vom *Verschrämen* des Ganges die Rede ist, hätte noch mit angeführt werden müssen, dafs diese Methode besonders bey den Gängen mit Vortheil angewendet wird, die durch ein *Besteg* vom Nebengesteine abgelöst sind; da sie hingegen bey Gängen, die an das Nebengestein fest angewachsen sind, in den meisten Fällen nicht vortheilhaft seyn kann. — 4 Cap. *Von dem Grubenausbau.* Gröfstentheils aus *Dingelstedts* bekanntem Werke über Grubenzimmerung und Mauerung entlehnt. Die Grubenmauerung ist ganz unverhältnifsmäfsig kurz abgehandelt worden. Bey der Angabe der verschiedenen Arten von Mörtel hätte die bekannte, aber merkwürdige Methode erwähnt zu werden verdient, die in dem Rammelsberge bey Goslar üblich ist, wo man sich nämlich des sogenannten *Kupferrauchs*, eines im alten Manne vorkommenden, schmierigen Gemenges von Vitriolen und Schieferstückchen, welches in der Wärme erhärtet, mit grofsem Vortheile statt des gewöhnlichen Cäments bedient. — Den Beschlufs dieses Bandes macht eine kurze Abhandlung über das *mathematisch-bergmännische Orientiren.* Die angehängten 3 Kupfertafeln stellen Gebirgsprofile, bergmännische Werkzeuge, Theile vom Grubenausbau u. dgl. vor. Der Mangel an Originalität, welcher, mit wenigen Ausnahmen, sich durch den ganzen Band bemerklich macht, drückt sich auch auf diesen Kupfertafeln aus, deren Inhalt, gleich dem des Textes, gröfstentheils aus anderen bekannten Werken zusammengetragen ist.

Rec. überläfst es nun Anderen zur Beurtheilung, ob man sich von der Fortsetzung dieses Werks grofsen Nutzen für das bergmännische Studium wird versprechen dürfen. Wahre Erweiterung und Vervollkommnung dieses so nützlichen Zweiges der Technologie wird man billiger Weise nur von Männern erwarten dürfen, die auf eigene Erfahrungen gegründete, *praktische* Einsichten mit hinreichenden theoretischen Vorkenntnissen vereinigen: eine Verbindung, deren Erscheinung freylich zu den Seltenheiten gehört; woraus es sich aber leicht erklärt, dafs die bergmännische Literatur so äufserst arm an *classischen* Werken ist.

Schliefslich mufs Rec. noch die aufserordentliche Zahl von Druckfehlern rügen, welche das Werk entstellen, und von denen nur ein Theil angezeigt worden ist.

E. α.

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Chemnitz* u. *Leipzig*, in d. Schröterschen Buchhandlung: *Muhme freundlich.* Ein angenehm belehrendes Bilderbuch für fleifsige, gehorsame und fröhliche Knaben und Madchen, von D. *Carl Lang*, Vf. des Tempels der Natur u. s. w. Mit vielen ausgemalten Kupferstichen. 1809. IV u. 146 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Die Erzählungen, unter welchen auch einige poetische vorkommen, sind angenehm, unterhaltend und lehrreich; auch die Kupfer sind nett und ihrem Zweck entsprechend. Das Buch verdient Empfehlung: es wird seinen Zweck sicher erreichen.

M. G.

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1809.

Monatsregister

vom

Junius 1809.

I. Verzeichniss der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Junius.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

